Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

37,067

Digitized by Google

Digitized by Google

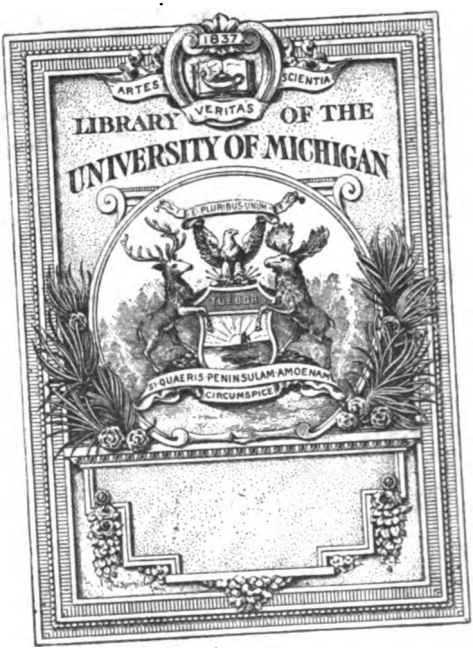
830.6
P94

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
P94

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
P94

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhunderteinundfünfzigster Band.

Januar bis März 1913.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1913.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

151. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Ahrens, W., Die „Deutsche Bücherei" in Leipzig und die deutsche Nationalbibliothek	43
Alexander, Weitere Bemerkungen wider den Jejunus-Aufsatz	529
Bäumer G., Persönlichkeit, Familie, Gesellschaft in der Frauenfrage	509
Bollert, M., Ein Brief von Karl Schurz aus dem Jahre 1850	33
Bonus, A., Zur Deutung Japans	125
—„— Besprechung von M. Herzfeld, Das Zeitalter der Renaissance	150
—„— Luca Landucci, ein florentinisches Tagebuch übersetzt von M. Herzfeld	150
Broicher, Ch., „Der Fall Meynell" in der anglikanischen Kirche	22
v. Chlapowski, Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten	264
Conrad, Herm., Besprechung von Th. Niemeyer, Der Rechtsanspruch gegen Shylock im Kaufmann von Venedig	137
—„— R. A. Schröder, Elysium. — Homers Odyssee. — Popes Lockenraub	365
—„— Uebersetzungen aus dem Englischen	556
Daniels, E., Besprechung von G. Escherich, Im Lande des Negus	353
—„— J. v. Puttkamer, Gouverneursjahre in Kamerun	355
Delbrück, Hans, Sozialpolitik und Unternehmertum. Rede auf dem Hansa-Tage 17. November 1912	1
—„— Besprechung von G. Ruprecht, Das Kleid der deutschen Sprache	132
—„— K. Brandi, Unsere Schrift	132
—„— W. Schubart, Ein Jahrtausend am Nil	155
—„— E. v. Gayl, General von Schlichting und sein Lebenswerk	342
—„— M Hobohm, Machiavellis Renaissance der Kriegskunst	347
Dieske, M., Der Städtebau in der Ostmark. Eine Erwiderung	110
Fränkel, L., Faksimile-Ausgaben mittelalterlicher Handschriften und Inkunabeln	374
Fuhrmann, M., Besprechung von M. Möller, Im lachenden Lande	142
—„— A. Schaleck, Indienbummel	144
—„— O. Wohlbrück, Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf	145
—„— A. v. Kohl: Der Weg durch die Nacht	368
—„— H. Kurz, Die Guten von Gutenburg	369
Gürtler, H., Besprechung von Deutsche Märchen seit Grimm, herausgegeben von P. Zaunert	370
—„— H. Siuts, Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen	372

259018

Digitized by Google

Seite
Hanow, Wilh., Briefe E. M. Arndt's 461
Hartmann, Alma v., Die Geschlechter 87
Havenstein, M., Gerhart Hauptmanns „Atlantis" 193
—„— Besprechung von F Port, Hermann Lingg 361
—„— W Münch, Der Schneider von Breslau 363
Hesse, O, Die Leistungen der höheren Schulen in Preußen im Lichte der Statistik 355
Hobohm, M, Besprechung von E. v. Ubisch, Der Freiheitskampf von 1813 149
—„— G. v. Alten, Handbuch für Heer und Flotte, Sonderband IX u. IXa 156
Jejunus, Parsifal, Replik 104
—„— Replik gegen Alexanders Erwiderung s. S. 529 560
Jöris, M, Goethes Sprachkritik 437
Knippel, R., Besprechung von K. Aner, Der Aufklärer Friedrich Nicolai 336
Korwan, A., Besprechung von Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, Bd. I 116
—„— Bhagavadgita, Der erhabene Sang 122
—„— D H. Kerler, Nietzsche und die Vergeltungsidee 123
—„— H. Ebbinghaus, Grundzüge der Philosophie I. Band, bearb. von E. Dürr 330
Kunze, F., Falkenjagd 66
Lehmann, Max, Die Erhebung von 1813 397
Lenz, F., Besprechung von Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaften im 19. Jahrhundert 161
—„— Blüher, Der Schutz der Arbeitswilligen 539
—„— L. Bernhard, Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik . . . 543
Lucka, E., Die Religion der deutschen Mystiker 50
Mahlberg, W., Besprechung von E. Meltzing, Staatspapierkurs und Versicherungsgesellschaften 352
Matthaei, Ad., Besprechung von Fr. Kluge, Wortforschung und Wortgeschichte 133
—„— P. Sabatier, L'orientation religieuse de la France actuelle . 339
—„— M Haller, Der Ausgang der Prophetie 157
—„— O. Pfleiderer, Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie 158
—„— U. Peters-Hamburg, Franz gon Assisi 158
—„— Hoffmann, Die Aufklärung 159
—„— Arzt und Schulbetrieb, herausgegeben von Steudel 159
—„— Besprechung von Veröffentlichungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums 160
Meinck, Parsifal, eine Entgegnung 100
Neumann, Carl, Wilhelm Steinhausen 212
Pfleiderer, W., Kierkegaards Entweder-Oder 219
Schacht, R., Besprechung von B. Scherer, Deutsche Museen 351
Schellenberg, A, Replik zu G. Bäumers Aufsatz 522
Schiele, G. W., Die Schullasten und die Verödung des Landes 239
Schneidewin, M., Ein Konversionsschriftchen 338
Schmidt, Ferd Jak., Hegel und Marx 415
Schmidthals, Groß- und Klein-Betrieb in der Landwirtschaft 535
Schöne, F., Obligatorische Arbeitsschiedgerichte in Australien 493
Weisbach, W., Besprechung von J Burckhardt, Briefe an einen Architekten 145
West, Robert, Hugo von Tschudi 15
Wörner, K., Chemische Uebungen in der Oberrealschule 253
Ziesemer, W., Briefe Yorks und Schinkels an Theodor von Schön . . . 234
Zimmermann, R., Besprechung von Goethe, Sein Leben und seine Werke, I. Band, neubearbeitete Auflage von A. Baumgartner und A. Stockmann 134

Digitized by Google

Seite

Besprochene Werke.

Alten, G. v., Handbuch für Heer und Flotte, Sonderband IX u. IX a . 156
Aner, R., Der Aufklärer Friedrich Nicolai 336
Baumgartner, A., und A. Stockmann, Goethe, sein Leben und seine Werke, I. Bd. 134
Bernhard, L. Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik . . . 543
Bhagavadgita, Der erhabene Sang 122
Blüher, Der Schutz der Arbeitswilligen 539
Brandi, K., Unsere Sprache 132
Burckhardt, J., Briefe an einen Architekten 145
Ebbinghaus Dürr, Grundzüge der Psychologie, I. Bd. 330
Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften 116
Escherich, G., Im Lande des Negus 353
Fischer, Georg, Novara (1513) 348
Gayl, E. v., General v. Schlichting und sein Lebenswerk 342
Haintz, O., Von Novara bis La Motta (1513) 348
Haller. M., Der Ausgang der Prophetie 157
Harnack, A., Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek 47
Hauptmann, G., Atlantis 193
Hearn, Lafcadio, Das Japanbuch, eine Auswahl aus seinen Werken. — Japan, ein Deutungsversuch 125
Herzfeld, M., Das Zeitalter der Renaissance. — Luca Landucci, ein florentinisches Tagebuch 150
Hewlett, M., Die Chronik der Maria Stuart 559
—.— Italienische Novellen 559
Hichens, R, Die Stimme des Blutes 558
Hohohm, M., Machiavellis Renaissance der Kriegskunst 347
Hoffmann, Die Aufklärung 159
Hückert, Die Leistungen der höheren Schulen in Preußen im Lichte der Statistik 355
Kerler, D H., Nietzsche und die Vergeltungsidee 123
Kluge, Fr., Wortforschung und Wortgeschichte 133
Knorreck, F., Arbedo (1422) 348
Kohl, A. v., Der Weg durch die Nacht 368
Konversionsschriftchen, Warum ich evangelisch wurde? 338
Kurz, H., Die Guten von Gutenburg 369
Lowell, P., Die Seele des fernen Ostens 125
Martin, R., Jahrbuch der Millionäre 9
Meltzing, E., Staatspapierkurs und Versicherungsgesellschaften 352
Möller, M, Im lachenden Lande 142
Münch, W., Der Schneider von Breslau 363
Niemeyer, Th., Der Rechtsanspruch gegen Shylock im Kaufmann von Venedig 137
Peters-Hamburg, Franz von Assisi 158
Pfleiderer, O., Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie 158
Pfleiderer, W., und Schrempf, Ch., Kierkegaardts Entweder-Oder, Uebersetzung 219
Plenge, Joh., Marx und Hegel 416
Port, F., Hermann Lingg 361
Puttkamer, J v., Gouverneursjahre von Kamerun 355
Richert, E, Guinegate (1479) 348
Ruprecht, G., Das Kleid der deutschen Sprache 132
Sabatier, P., L'orientation religieuse de la France actuelle . . . 339
Schaleck, A., Indienbummel 144
Scherer, V., Deutsche Museen 351
Schröder, R. A., Elysium. — Homers Odyssee. — Pope Lockenraub . . 365
Schubart, W., Ein Jahrtausend am Nil 155

Digitized by Google

Seite

Schuberts Handbuch des landwirtschaftlichen Bauwesens 272
Schultze-Gaevernitz, Der englische Imperialismus 28
Schwedeler-Meyer, Hugo v. Tschudis gesammelte Schriften zur neueren Kunst 15
Sell, Karl, Positive und Moderne 31
Siedersleben, E., Ravenna (1512) 348
Siuts, H., Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen 372
Stallwitz, K., Ceresole 348
Steinhausen, Wilhelm, Aus meinem Leben 212
Steudel, Fr., Arzt und Schulbetrieb 159
Symonds, Reiseskizzen aus Italien 558
Thom, R., Pavia (1525) 348
Ubisch, E. v., Der Freiheitskampf von 1813 149
Uebersetzungen aus dem Englischen 556
Veröffentlichungen der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg 160
Ward Humphrey, The Case of Richard Meynell 23
Wards, H., Kanadier 558
Wicksteed, Ph. H., The religion of time and the religion of eternity 28
Wohlbrück, O., Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf 145
Wygodzinski, Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert 161
Zaunert, P., Deutsche Märchen seit Grimm 370

Politische Korrespondenz.

Delbrück, Parlamentarische Lage. — Petroleummonopol. — Sozialdemokraten. — Jesuitengesetz. — Zentrum 163
Korodi, L., Das Aufflammen des Patriotismus bei den österreichischen Nationalitäten. — Die deutsch-magyarische Annährung. — Der Wahlreform-Entwurf 168
Daniels, E., Die Lage im Orient 177
Delbrück, H., Steuern in Preußen und im Reich 378
Daniels, E., Der Vorstoß der Jungtürken. — Der neue Präsident der französischen Republik. — Die Wahlen in Rußland 380
Korodi L., Magyarische Erfolge in Wien. — Wahlrechtsdeformierung. — Sachsen, Siebenbürger und Rumänen 562
Daniels, E., Die Spannung in Osteuropa. — Die Annährung zwischen Deutschland und England. — Das stärkste Ministerium seit dem jüngeren Pitt. — Wetterwolken am Stillen Ozean 567

Digitized by Google

Sozialpolitik und Unternehmertum.

Rede auf dem Hansa-Tage (17. November 1912).

Von

Hans Delbrück.

(Nach dem stenographischen Bericht.)

Vorbemerkung. Als an mich die Anfrage gerichtet wurde, ob ich auf dem Hansatag einen Vortrag halten wolle, hatte ich zuerst einige Bedenken, da der Hansabund in der öffentlichen Meinung wie nach seinem praktischen Wirken erheblich weiter links steht als ich. Schließlich aber habe ich mich zu dem Vortrag bereit finden lassen, in der Erwägung, daß die Richtlinien des Hansabundes nicht nur für meine Gesinnungen Raum lassen, sondern ihnen sogar parallel gehen, und ich mich des weiteren ja nur freuen konnte, gerade vor diesem Auditorium auch konservativere Anschauungen geltend machen zu dürfen. Ich habe also die Gelegenheit benutzt, die Ideen, die vorlängst in diesen „Jahrbüchern" mehr vereinzelt zum Ausdruck gekommen sind, in der Rede, die ich nun hier zum Abdruck bringe, zu einem Gesamtbilde zu gestalten, und habe sie noch mit einigen Anmerkungen vervollständigt.

M. H.: Ich bin bereits von dem Herrn Vorsitzenden eingeführt worden als Nichtmitglied des Hansa-Bundes, aber ich bin gern dem Rufe gefolgt, heute hier einen Vortrag zu halten, weil die Richtlinien dieses Bundes grundsätzlich den meinigen entsprechen. Das ist: Gleichberechtigung aller Erwerbsstände im Staate, Fortführung sozialer Reform, d. h. ebenfalls Ausgleich zwischen den Ständen im Staate. Der Hansa-Bund stellt sich damit in Gegensatz zu den beiden großen Organisationen, die er bekämpft, nicht nur, weil er andere Interessen vertritt, sondern weil er ausdrücklich sagt, daß er alle Interessen gleichmäßig umfassen wolle, während die Sozialdemokratie und der Bund der Landwirte das Prinzip haben, einen Stand, ein Interesse aus der Gesamtheit herauszuholen und dies mit möglichster Rücksichtslosigkeit und absoluter Einseitigkeit zur Gestaltung zu bringen und zu vertreten.

Digitized by Google

Wenn der Hansa-Bund in bewußter Weise diese bloße Klassen- und Interessen-Vertretung aufgegeben hat und bekämpft, so hat er damit einen ähnlichen Standpunkt eingenommen, wie ihn ihrer Natur nach die Wissenschaft, die Gelehrten, die Professoren haben, oder doch haben sollten. Auch sie sollen nicht einseitig sein. Den Professoren wird häufig genug zum Vorwurf gemacht, daß sie theoretisieren und das Leben nicht genügend kennen. Ich zweifle nicht, daß dieser Vorwurf öfter berechtigt ist. Aber, meine Herren, wenn das praktische Leben und die Interessenvertretung nach der einen Seite den Blick schärfen, so verblenden sie ihn leicht nach der anderen und Einseitigkeit stellt sich gar zu häufig ein. Deshalb ist es gut, daß ein Stand vorhanden sei, der von vornherein außerhalb der Erwerbsstände darauf angewiesen ist, nach allen Seiten Umschau zu halten und immer das Prinzip der Gerechtigkeit, des Allgemeinwohls und des Staates im Auge zu haben.*) Der Hansa-Bund müßte also danach das Ideal der wirtschaftlichen und sozialen Weisheit darstellen, da er ja aus Männern der Praxis besteht und zugleich die allgemeine Gerechtigkeit als leitenden Grundsatz aufstellt. Möge er dieses Ziel nicht nur aufstellen, sondern auch erreichen!

Im Interesse dieser allgemeinen Gerechtigkeit möchte ich hier nun gleich eine Bemerkung einschieben. Es ist vorhin darauf angespielt worden, daß ich einmal auf die ungenügende Steuerdeklaration des Großgrundbesitzes aufmerksam gemacht hätte. Das ist richtig und halte ich auch vollkommen aufrecht. Ich habe aber schon damals gleich zuerst gesagt und im Fortgang der Debatte immer von neuem betont, daß keineswegs nur der Grundbesitz, oder gar nur der Großgrundbesitz diesem Laster verfallen sei, sondern daß die Sünde nur gar zu sehr verbreitet ist durch alle Stände, und ich nehme gern die Gelegenheit wahr, es hier gerade in dieser Versammlung und in aller Oeffentlichkeit noch einmal auszusprechen, daß nur in jenem taktischen Zusammenhang (weil der Großgrundbesitz einer gerechten Erbschafts-Besteuerung Opposition machte) ich damals die Anklage auf ihn zugespitzt, aber niemals gesagt habe, daß sie nur den Großgrundbesitz allein betreffe. Ich habe die Steuerhinterziehungen des mobilen Kapitals keineswegs übersehen oder unterdrückt.

*) Daß dies im besonderen auch das Prinzip der Nationalökonomie sein dürfe und müsse, ist ausgezeichnet dargelegt in einem Aufsatz von Professor Herkner: „Der Kampf um das sittliche Werturteil in der Nationalökonomie“ (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, herausgegeben von Gustav Schmoller, 36. Jahrgang, zweites Heft 1912).

Digitized by Google

Ich komme nunmehr darauf zurück, daß der Hansa-Bund das Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit vertreten will, die Männer der Sozialdemokratie und des Bundes der Landwirte dagegen das Prinzip der einseitigen Interessen-Bildung. Es scheint, als ob das letztere Prinzip für den politischen Erfolg das bessere sei. Agrarische und Arbeiterinteressen sind im Reichstag bei weitem am stärksten vertreten. Die Sozialdemokraten haben 110 Stimmen; erheblich mehr als ein Viertel des Reichstages. Was hat aber tatsächlich die Partei in den 50 Jahren ihres Bestehens für das Volk oder wenigstens für die von ihr speziell vertretene Arbeiterklasse erreicht? Diese Frage ist schon so oft und so energisch an die Sozialdemokratie gestellt werden, daß schließlich der Dogmatiker der Partei, Herr Kautsky, nicht umhin gekonnt hat, sich einmal eingehender dazu zu äußern. Etwa vor einem halben Jahre habe ich einen Aufsatz von ihm darüber gelesen, dessen Summe war: Die Sozialdemokratie habe zwar direkt in der Gesetzgebung nichts Wesentliches erreicht, aber sie habe das große Verdienst, daß vermöge ihrer unausgesetzten Agitation die bürgerlichen Parteien und Klassen so aufgepeitscht worden seien, daß sie endlich die soziale Gesetzgebung für das arbeitende Volk geschaffen hätten; diese Gesetzgebung sei also ein Verdienst und, wie wir zusammenfassend sagen dürfen, das Verdienst der sozialdemokratischen Partei. In dieser Behauptung steckt ein Fünkchen von Wahrheit. Auch ich glaube, daß die Agitation der Sozialdemokratie wohl einiges dazu beigetragen hat, die Regierung und die anderen Parteien für die soziale Gesetzgebung zu gewinnen. Aber wie hat die Sozialdemokratie bisher über diese Gesetzgebung geurteilt? Immer wieder haben wir hören müssen, daß sie ein Tropfen auf dem heißen Stein sei, daß sie ein Spatz auf dem Schwanz davontrage. Man hat nicht verächtlich genug von dieser Leistung sprechen können. Nun hören wir auf einmal, daß diese so gering geschätzte Leistung gerade das Werk der Sozialdemokratie — wenn auch indirekt — sein soll. Herr Kautsky stellt also seiner eigenen Partei das Zeugnis aus, daß sie für das arbeitende Volk nicht mehr geleistet habe, als ein Spatz auf dem Schwanz fortträgt. Oder aber, wenn wir, was doch wohl ernstlich Herrn Kautskys Meinung ist, dabei bleiben, daß die soziale Gesetzgebung einen sehr großen Wert für unsere Arbeiterwelt hat, so dürfen wir erstens der Sozialdemokratie von jetzt an entgegenhalten, wie sehr sie ihre Ansicht in diesem Punkt geändert hat, und des ferneren und ganz besonders werden wir in Anspruch

Digitized by Google

nehmen, daß — selbst zugestanden, die Agitation der Sozialdemokratie habe einiges indirekte Verdienst — doch jedenfalls das Verdienst derjenigen Parteien, die die Gesetzgebung tatsächlich geschaffen haben, und zwar sie geschaffen haben gegen den leidenschaftlichen, geradezu gehässigen agitatorischen Widerstand und Widerspruch der Sozialdemokratie, unendlich viel größer ist, als das Verdienst derjenigen Partei, die sich immer als die besondere Vertreterin der Arbeiterinteressen hinstellt.

Ganz anders steht es mit dem Bund der Landwirte. Während die Sozialdemokratie auf dem Gebiete der Gesetzgebung für ihre Anhängerschaft höchstens indirekt und in minimaler Weise etwas geleistet hat, so steht der Bund der Landwirte groß da. Er hat unsere Gesetzgebung in stärkster Weise zugunsten seiner Auftraggeber unter seinen Einfluß gebracht. Diese Herren vom Bund der Landwirte sind wirklich — wenigstens im Vergleich mit der Sozialdemokratie — kluge Leute und echte Politiker. Aber, meine Herren, dieses Verdienst, namentlich vom Standpunkt der Landwirtschaft aus, muß doch noch etwas näher betrachtet werden. Weshalb konnte der Bund der Landwirte so ungeheure Erfolge erzielen? Doch nicht bloß durch seine Agitation, sondern deshalb, weil die allgemeinen Weltverhältnisse ihm in der stärksten Weise zu Hilfe kamen. Die Agrarzölle sind bei uns eingeführt worden, eingeführt und dann wieder erhöht worden, weil in den 70er Jahren und wiederum in den 90er Jahren die Weltpreise für Agrarprodukte so tief heruntergingen, daß eine allgemeine Krisis über den Landbesitz hereinzubrechen drohte. Auch weite Kreise, die keinerlei landwirtschaftliche Interessen haben, weder Ar noch Halm besitzen, haben sich doch für die agrarischen Zölle eingesetzt, weil sie glaubten, daß mit einem Umsturz der landwirtschaftlichen Besitzverhältnisse eine allgemeine Krisis heraufbeschworen werden könnte, die das ganze Volk in Mitleidenschaft ziehen würde, und wie weit diese Anschauungen verbreitet sind, das hat ja eben erst der in Mannheim abgehaltene Deutsch-freisinnige Parteitag bewiesen, wo ein Redner nach dem andern auftrat und dieser Partei, die doch in ihrem Grundzug freihändlerisch gesinnt ist, immer wieder den Rat gab, bezüglich der Agrarzölle recht vorsichtig zu sein. Auf Grund solcher objektiven Verhältnisse hat der Bund der Landwirte mit kluger Taktik Großes erreicht, aber vielleicht zu Großes. Meine Herren, wir stehen jetzt in einer Zeit, wo die agrarischen Preise auf dem Weltmarkt wieder erheblich angestiegen sind. Niemand weiß, ob dieses Steigen

Digitized by Google

ein vorübergehendes oder ein dauerndes sein wird. Sollte es aber, wie ich für meine Person glaube, ein dauerndes sein, und sollte dieses Steigen vielleicht gar noch anhalten, dann würde eine große politische Krisis unzweifelhaft über unser Parteileben kommen. Weite Kreise, die heute noch die Landwirtschaft unterstützen, würden sich von ihr abwenden; die Parteiverhältnisse würden wesentlich verschoben werden, und wenn dann der Bund der Landwirte, wie anzunehmen ist, bei der Stellung, die er nun einmal eingenommen hat und für die er seine ganze Agitation eingesetzt hat, verharrt und die rechtzeitige Reduzierung der Agrarzölle zu verhindern sucht und zu verhindern weiß, dann wird die Krisis nur um so stärker werden, und wenn der Umschwung dann endlich hereinbricht, der Strudel einen großen Teil der besitzenden landwirtschaftlichen Kreise verschlingen.*) Denn jede einseitige Interessenvertretung, welche unter günstigen Umständen etwas erreicht, führt in ihrer Konsequenz naturgemäß einmal zu einem derartigen Rückschlag, wenn die Umstände sich ändern. Und wenn die Krisis dann da ist, dann würden die Landwirte, die darunter zu leiden haben, sich ebenso bei dem Bund der Landwirte dafür zu bedanken haben, wie sie ihm jetzt für seine energische Interessenvertretung dankbar sind. Der Hansa-Bund aber, der, ohne der Landwirtschaft irgendwie feindlich zu sein, grundsätzlich auf Mäßigung und Ausgleichung der Interessen dringt, wird, indem er zu rechtzeitigem Einlenken mahnt, sich dadurch auch um die Landwirtschaft ein positives Verdienst erwerben.

Was ich nun einleitend über die Wirtschaftspolitik gesagt habe, gilt auch für die Sozialpolitik. Der Hansa-Bund fordert Fortführung dieser Politik nicht zugunsten eines einzelnen Standes, sondern gemäß dem Grundsatz der ausgleichenden Gerechtigkeit für die allgemeine Wohlfahrt. Wir können nun nicht verkennen, daß seit einer Reihe von Jahren mit immer steigender Stärke sich eine Bewegung

*) Die Gründe, die für weitere Zunahme der Preise und gleichzeitig des Zinsfußes, also auch weiteres Sinken des Kurses der Staatsanleihen, sprechen, sind in vortrefflicher Weise von dem Abgeordneten Dr. Arendt in Nr. 279 „Der Tag" (28. November) entwickelt worden; merkwürdigerweise ohne daß daraus die Konsequenz des Abbaus der Schutzzölle abgeleitet wird.

Arendt zitiert aus den Untersuchungen des englischen Statistikers Sauerbeck, daß der Tiefststand der Weltmarkts-Preise im Juli 1896 gewesen sei, die sich damals zum Durchschnitt der Jahre 1867—1877, wie 59,2 zu 100 verhielten. 1911 war mit einigen Wellenbewegungen wieder das Verhältnis von 80 zu 100, September 1912 86,7 erreicht. Noch immer also sind wir auf dem Weltmarkt von dem Durchschnitt der Preise von 1867 bis 1877 ein ziemliches Stück entfernt, während wir sie in Deutschland vermöge der Schutzzölle vermutlich übersteigen.

Digitized by Google

erkennbar macht, die von Fortsetzung der Sozialpolitik nichts mehr wissen will. 40 Jahre lang ist „sozial" eines der populärsten Worte in Deutschland gewesen. Jetzt aber findet man auf allen Seiten die Meinung, es sei genug, es sei vielleicht sogar schon zuviel darin geschehen. Man hat sich einmal der Hoffnung hingegeben, durch die sozialen Gesetze der Sozialdemokratie das Wasser abzugraben und ihr die Arbeitermassen zu entziehen. Man sagt nun, daß das nicht nur nicht geschehen sei, sondern daß Undankbarkeit und Begehrlichkeit der Arbeiter in dem Steigen der sozialdemokratischen Stimmen als Erfolg aller der gut gemeinten Bemühungen an den Tag trete. Das ist nun in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Zwar die Zahl der Sozialdemokraten hat ungeheuer zugenommen; aber die Sozialdemokratie selbst hat sich doch in dieser Zeit ganz wesentlich geändert. Früher hatte sie die großen Worte: Revolution, Umsturz, Zukunftsstaat, Diktatur des Proletariats, Verstaatlichung der Produktionsmittel, und wie diese Schlagworte alle lauten. Meine Herren! Von all diesen Dingen, im besonderen von der Revolution, ist jetzt kaum noch die Rede; hier und da einmal noch in Worten, aber nicht mehr in den Gedanken. Man spottet des alten Ideals, indem man ironisch von der „Revolution im Heugabelsinne" spricht, die man nicht wolle, die man früher aber ganz sicher gewollt, erhofft und erwartet hat. Man kann rund heraus sagen: Die Partei hat tatsächlich den revolutionären Charakter in Deutschland verloren, und an seine Stelle ist das leere Nichts getreten. Mit 110 Mann sitzen die Herren im Reichstag, und jeder von den 110 wartet, daß die 109 anderen die erlösende Formel finden und sagen werden, was man denn nun wirklich Nützliches für das Volk tun wolle. (Große Heiterkeit und Beifall.) Unzweifelhaft gibt es noch sehr Vieles und Wünschenswertes, was für das Volk zu tun ist und einmal getan werden muß. Aber in dem, was man im engeren Sinne bisher soziale Gesetzgebung nannte, nämlich speziell für den Arbeiterstand bestimmte wohltätige Organisationen, darin sind wir heute an einen Wendepunkt gelangt, und zwar aus dem sehr einfachen und einleuchtenden Grunde, daß das, was auf dem Wege der Gesetzgebung für die Arbeiterklasse getan werden kann, in allem wesentlichen erreicht ist. Wir haben eine strenge Arbeiterschutz-Gesetzgebung und Fürsorge bei Krankheit, Unfall, Invalidität, Alter, auch für Witwen und Waisen. Wir haben im einzelnen noch manches und nicht unwichtiges nachzuholen und zu ergänzen, z. B. die

Digitized by Google

bekannte Forderung, daß die Altersversicherung statt beim 70. schon beim 65. Jahr eintreten soll, eine Forderung, für die ich für meine Person schon im Jahre 1889 als Mitglied des Reichstags eingetreten bin. Solche Verbesserungen und Erweiterungen der bestehenden Gesetzgebung wird man in manchem vornehmen können, und früher oder später werden sie auch erreicht werden. Aber das sind schließlich nur Einzelheiten und Nachzügler, und es ist tatsächlich wahr, daß die Gesetzgebung prinzipiell auf diesem Gebiet nichts Großes mehr zu leisten, sondern mit äußerster Vorsicht den Blick darauf zu richten hat, daß nicht etwa durch Gesetze, die so leicht im einzelnen für das Wirtschaftsleben etwas Schikanöses und Hinderliches haben, mehr Schaden angerichtet, als Vorteil erreicht werde. Wenn man schon der bestehenden Gesetzgebung in dieser Beziehung Vorwürfe macht, so verkenne ich nicht und habe ich nie verkannt, daß darin im einzelnen manches Wahre ist. Aber im Verhältnis zu dem Werke im großen sind das Einzelfehler, die gar nicht in Betracht kommen und bei der ethischen Würdigung der nationalen Leistung völlig verschwinden. Wie wir Deutschen für alle Zeit auf Leipzig und Bellealliance, auf Königgrätz und Sedan stolz sein werden, so werden wir auch immer stolz darauf sein, daß wir allen anderen Völkern in der sozialen Gesetzgebung vorangegangen sind, diesen ein Beispiel gegeben und ein Muster aufgestellt haben, das sie langsam — und nicht immer mit Erfolg — nachzuahmen suchen. Wenn ich aber auch meine, daß der sozialen Gesetzgebung Grenzen gesetzt sind und wir diesen Grenzen zum wenigsten jetzt schon sehr nahe sind, so lasse ich darum das Wort „sozial" keineswegs fallen. Es ist durchaus falsch, nun alles weitere bloß noch von dem allgemeinen Wachsen des Wohlstandes erwarten zu wollen. Man erreicht aber freilich im öffentlichen Leben nicht alles auf dem Wege der Gesetzgebung, und so sage ich auch jetzt: Die soziale Fürsorge soll keineswegs einschlafen, aber sie soll fortgeleitet werden in etwas anderer Art als bisher. Da ist die Verwaltung, die im sozialen Geiste geführt sein muß, an der Spitze der Bundesrat, der die Verordnungen zu erlassen hat, die Ministerien, die Landesverwaltung, die Lokalverwaltung. Die Verwaltung hat eine leichtere Hand als die Gesetzgebung; sie kann sich leichter den wechselnden Verhältnissen anpassen, leichter einen etwa gemachten Fehler zurücknehmen oder durch Modifikationen verbessern. Verwaltung kann aber in sozialem und in unsozialem Geiste geführt werden. Was wir wünschen und fordern müssen, ist,

Digitized by Google

daß der soziale Geist, der die großen Gesetze hervorgebracht hat, nun auch in der Verwaltung weiter lebe.*)

Weiter aber haben wir die großen Organisationen der Arbeiter wie der Arbeitgeber, und diese Organisationen werden in Zukunft unzweifelhaft wesentliche Träger der sozialen Zustände sein, und wiederum muß da nach beiden Seiten die Mahnung gerichtet werden, die Macht, die hier geschaffen ist, in sozialem, d. h. in versöhnlichem Geiste zu handhaben. Im besonderen bei den Lohnkämpfen und den Kämpfen um die Arbeitsbedingungen ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß nicht nur das Ganze, sondern auch die einzelnen Teile am besten gedeihen, wenn man, wenn auch durch Kämpfe, schließlich zu einem friedlichen Zusammenwirken gelangt. Man hat gesucht, eine dauernde Grundlage für ein solches friedliches Zusammenwirken zu erlangen durch ein Arbeitskammergesetz, und auch ich habe lange geglaubt, daß damit eine Organisation geschaffen werden könne, die, gleichwertig den großen Versicherungsgesetzen, eine Grundlage für eine soziale Praxis bieten könne. Das Arbeitskammergesetz ist im Reichstag gescheitert, und ich glaube kaum, daß es wiederkommen wird. Der günstige Zeitpunkt dafür ist verpaßt. Hätte man ein solches Gesetz vor 10 oder 15 Jahren geschaffen, so hätte es wohl wirklich die große Bedeutung erlangen können, die die sozialpolitischen Theoretiker von ihm erhofften. Aber der Argwohn, daß die Arbeiter das Gesetz mißbrauchen könnten, war damals bei den Arbeitgebern zu groß; und wenn das Gesetz wirklich jetzt noch fertiggestellt werden sollte, so würde es als solches nicht mehr wesentlich wirken, weil in der Zwischenzeit die schon genannten Arbeiter- und Arbeitgeberorganisationen zu solcher Macht angewachsen sind, daß nur durch sie und mit ihnen die Verhältnisse, um die es sich handelt, reguliert werden können. Nur durch Verhandlungen von Macht zu Macht werden künftig die Arbeitsbedingungen bestimmt und festgesetzt werden. Aber diese Art, die Sozialpolitik fortzusetzen, hat einen ungeheuren Nachteil. Man kann es als ein historisches Gesetz hinstellen, daß eine einmal vorhandene Macht nicht bloß gebraucht, sondern auch gemißbraucht wird. Macht wird deshalb immer nur durch eine Gegenmacht zurück- und in

*) Ganz ähnliche Auffassungen über die Sozialreform und ihren Stand haben auf den evangelisch-sozialen Kongreß von 1912 die Professoren Leop. v. Wiese und Martin Rade vorgetragen. Wenn Prof. Ad. Wagner demgegenüber das Soziale stärker betonen zu müssen glaubte, so handelte es sich doch nur um Grad-Unterschiede. Vergl. Preuß. Jahrb., Bd. 149, S. 288 (Augustheft 1912).

Digitized by Google

Schranken gehalten. Wenn wir es uns vorstellen, daß auf der einen Seite sich der Arbeitgeberstand vollständig zu einer großen föderativen Organisation zusammenballt und auf der anderen Seite die Arbeiterschaft, so würde man Kämpfen entgegengehen von einer solchen Intensität, daß sie wirtschaftlich wie moralisch Verwüstungen anrichten würden, wie ein großer Krieg. Wirtschaftsleben, Volk und Staat könnten darüber zugrunde gehen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So stark die Arbeitgeberorganisationen auf der einen Seite und die Arbeitergewerkvereine auf der anderen heute sind, bis zu zwei geschlossenen Einheiten werden sie es niemals bringen. Die Macht ist da; die Neigung, sie zu mißbrauchen, ebenfalls. Aber es gibt Dämpfungen. Bei den Arbeitgebern wird die Dämpfung bewirkt durch die Natur der Dinge, weil die persönliche Rivalität der Führer und die Konkurrenz der Geschäfte sich immer dem absoluten Zusammenschließen in den Weg stellen.*) Und bei den Arbeitern finden wir nicht eine, sondern vier oder fünf verschiedene Gewerkschaften: die sozialdemokratischen, die Hirsch-Dunckerschen, die christlichen, hier und da auch polnische, und schließlich die Werkvereine, denen von ihren Gegnern der Spitzname der „gelben Gewerkschaften" gegeben worden ist.**) Diese sogenannten gelben Gewerkschaften haben Grundsätze, die mit den von mir vorhin rühmend hervorgehobenen Richtlinien des Hansa-Bundes eine gewisse Verwandtschaft zeigen. Ihre schärfsten Gegner, die „roten Gewerkvereine", betonen ausschließlich den Gegensatz der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Der Arbeitgeber ist ihnen nichts als der Ausbeuter, dem man durch zähen Kampf — und nur durch Kampf — das Notdürftige für die Arbeiter entreißen kann. Daß der Arbeitgeber auch der Arbeitschaffende und damit der Brotgebende ist,***) diese einfache Wahr-

*) Dies ist überzeugend dargelegt von Professor Wiedenfeld in dem Aufsatz „Der Organisationszwang" Band 150, Heft 3 der Preußischen Jahrbücher (Dezember 1912).

**) Ueber die „gelben Gewerkschaften" orientiert authentisch ein Aufsatz von Dr. Richard Fellinger, Syndikus der Siemens-Schuckert Werke, im 141. Bande, Heft 3 der Preußischen Jahrbücher (September 1910). Am Rhein gibt es Arbeitervereine, die ebenfalls als „gelbe" bezeichnet werden, aber wesentlich von den bei Fellinger charakterisierten, die ich allein bei den obigen Worten im Auge habe, verschieden sind.

***) Nach dem „Jahrbuch der Millionäre" von Rudolf Martin hatte Frau Bertha Krupp v. Bohlen im Jahre 1911 ein Einkommen von 18 190 000 Mark. Das Kruppsche Unternehmen beschäftigt heute über 70000, damals gewiß über 60000 Angestellte und Arbeiter. Erhielte jeder von diesen eine Jahreszulage von 300 Mark, so wären die 18 Millionen verzehrt. Daran kann man sich klarmachen, wie geringfügig schließlich die Besserung

Digitized by Google

heit wird in den roten Gewerkvereinen vollständig unterdrückt. Da ist es nun das Verdienst der gelben Vereine, daß sie das gemeinsame Interesse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihren Anhängern wieder zum Bewußtsein zu bringen sich bemüht haben. Sie wollen in erster Linie, ganz ebenso wie die roten, Vertreter ihres Klasseninteresses, des Arbeiterinteresses, sein; sie haben ausdrücklich und wiederholt erklärt, daß sie auch auf das Streikrecht prinzipiell nicht verzichteten. Aber sie wollen nicht, solange es irgend angeht, durch einen verderblichen und verwüstenden Kampf, sondern auf dem Wege der friedlichen Vereinbarung ihre Ziele erreichen und ihre Interessen wahren. Sie haben die so einfache Einsicht, daß der Arbeitgeber nur dann gute Löhne zahlen kann, wenn er selber etwas verdient, unter den Arbeitern wieder zur Anerkennung gebracht. Man wirft diesen Vereinen vor, daß sie — von Arbeitgebern begründet oder wenigstens gefördert — viel zu abhängig von diesen seien, um das Interesse der Arbeiterschaft tatkräftig wahrnehmen zu können. Ich habe umgekehrt aus dem Munde von großen Arbeitgebern die Besorgnis gehört, daß, wenn jene erst einmal genug erstarkt sein würden, sie ganz ebenso anspruchsvoll werden könnten, wie die roten. Meine Meinung ist, daß gerade die Entwicklung, wie wir sie vor Augen haben, die allergünstigste ist. Gäbe es nur eine Art von Gewerkvereinen, sei es, welche es wolle, so würde die so konzentrierte Macht ganz gewiß auch einmal zu mißbräuchlicher Anwendung führen, seien die Vereine rot, gelb oder schwarz. Der Erfolg der Teilung ist, daß im äußersten Notfall, wenn wirklich einmal Arbeitgeber ihre Macht zu wüster Ausbeutung mißbrauchen, sie alle zusammentreten und den Kampf gemeinschaftlich führen können, doch aber, solange nicht dieser äußerste Notfall wirklich vorliegt, man im Gefühl einer ge-

der Lage vermöge der „Vergesellschaftung der Produktionsmittel" für die große Masse werden würde; bei den bei weitem meisten Unternehmungen, die nicht so glänzend rentieren, wie gerade das Kruppsche, würde noch viel weniger herauskommen. Die phantastische soziale Neugestaltung würde also wohl die oberen Klassen mit allen ihren Kulturwerten vernichten, für die unteren aber kaum etwas bringen. In Wirklichkeit würden sogar natürlich die unteren ebenso gut verlieren wie die oberen, denn indem man das Triebrad des Einzelunternehmers aus dem Wirtschaftsleben entfernte, würde dessen Leistung ganz gewaltig vermindert werden, wenn nicht gar absterben. So gewiß auf manchen Gebieten (z. B. Eisenbahnen) der Staatsbetrieb und auch der Kommunalbetrieb sich vortrefflich bewährt haben, so gewiß ist doch in den bei weitem meisten Zweigen des Wirtschaftslebens die private Schaffenskraft des Einzelnen unentbehrlich und von dem größten Segen für das Ganze. Wo die Grenzen zwischen den beiden Betriebsmöglichkeiten zu ziehen ist, ist Sache der Praxis, der Opportunität und der historischen Entwicklung.

Digitized by Google

wissen Schwäche nicht so leicht oder leichtsinnig zum Kampf zu schreiten sich entschließt. Die Natur der Dinge bringt es mit sich, daß die Interessen der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer gleichzeitig zusammenfallend und doch einander entgegengesetzt sind. Das ist in allen menschlichen Vereinigungen der Fall. Wir alle fühlen uns so sehr eins mit dem Deutschen Reich, daß wir schließlich sogar das Leben für das Reich einzusetzen bereit sind. Gleichzeitig aber sucht, denken wir z. B. einmal wieder an die Steuerfragen, jeder sein eigenes Interesse dem Reiche gegenüber so ausgiebig wie möglich zu wahren. Selbst in der intimsten aller menschlichen Vereinigungen, in der Ehe, soll es vorkommen — die Anwesenden sind natürlich ausgenommen — (Große Heiterkeit), daß Mann und Frau über die Notwendigkeit einer Ausgabe verschiedener Meinung sind, und auch da heißt es dann: Durch den Kampf kommt man zum Ziel. Ich will nun das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in seiner Intimität nicht mit einer Ehe vergleichen. Aber immerhin ist es äußerst dankenswert, daß heute gegenüber der lauten Parole des Klassenkampfes, wie sie von der anderen Seite ausgegeben wird, auch unter den Arbeitern wieder sich Vereine gebildet haben, die die Gemeinschaft der Interessen mit den Arbeitgebern in den Vordergrund stellen. Ich lese regelmäßig die Wochenschrift, den „Bund", den die gelben Gewerkvereine herausgeben, und habe gefunden, daß nächst der Sozialdemokratie darin niemand heftiger angegriffen und befehdet wird, als das Professorentum. Einen sachlichen Grund dieser prinzipiellen Feindschaft habe ich bisher nicht herausfinden können; aber so wenig ich sie für gerechtfertigt halten kann, so soll sie mich doch nicht abhalten, das, was ich an der gelben Gewerkvereinsbildung Gutes gefunden habe, offen anzuerkennen und diesen Vereinen dafür hier meine Sympathie auszusprechen. Ich glaube, daß diese Vereine noch eine große Zukunft haben werden und es im Sinne auch der sozialen Gesinnung des Hansa-Bundes sein würde, sie zu fördern.*)

---

*) Soeben lese ich noch den Aufsatz von Prof. Lujo Brentano über den Syndikalismus im Dez.-Heft d. Süddeutschen Monatshefte. Er handelt wesentlich von der Sabotage, die Brentano definiert als das systematische Außerachtlassen des Interesses des Arbeitsgebers; sie kann sich in ganz legaler Weise vollziehen durch pedantisch exaktes Befolgen aller Vorschriften, was schließlich einen ganzen Betrieb mattsetzen kann; sie kann sich auch in verbrecherischer Weise vollziehen, z. B. indem man Sand in die Maschinen wirft, Signalleitungen zerstört u. dergl. Brentano weist nach, daß die Gewerkvereine normalerweise gegen die Sabotage seien, diese sich vielmehr einstelle, wo die Arbeiter oder ihre Vereine zu schwach sind, um auf nor-

Digitized by Google

Soviel über Sozialpolitik und Arbeiterschaft. Aber, meine Herren, eine richtig verstandene Sozialpolitik beschränkt sich nicht auf die Arbeiterschaft. Ja, ich meine, es gibt andere Schichten in unserem Volke, die in diesem Augenblick der sozialen Fürsorge sogar noch dringender bedürfen als die Arbeiter. Ich meine in erster Linie die breite Schicht der Privatangestellten, deren wirtschaftliche Lage heute oft schlechter ist als die der Arbeiter. (Sehr richtig!) Hier ist ein Punkt nicht nur für die soziale Fürsorge, sondern auch für die soziale Gesetzgebung, einzugreifen.*) Man weiß, daß darüber ein ziemlich heftiger Kampf jetzt hin- und hergeht, ob ein Gesetz zur Regelung der Verhältnisse der Privatangestellten nötig oder ratsam sei. Ich für meine Person bin der Meinung, daß hier in der Tat ein recht wichtiges Objekt für die Gesetzgebung vorliegt. Bloß durch private Abmachungen können die Verhältnisse der Angestellten nicht genügend und angemessen reguliert werden. Leicht freilich ist die Aufgabe der Gesetzgebung nicht. Nicht weniger als dreimal hat bereits der Juristentag das schwierige Thema behandelt. Schon rein äußerlich ist es notwendig, daß die Gesetzgebung eingreift, weil die Verhältnisse der Techniker und Kaufleute, die doch in einer ganz ähnlichen Lage sich befinden, bisher gesetzlich recht verschieden geregelt sind. Die jungen Leute, die auf demselben Bureau arbeiten und derselben Bildungsstufe angehören, sind doch unter ganz verschiedenen Bedingungen angestellt. Ich hoffe, daß die Gesetzgebung diese Frage einmal im sozialen Sinne lösen wird. Und eine solche Lösung wäre so recht eine Aufgabe für den Hansa-Bund,

---

malem Wege ihre Standesinteressen zu vertreten; ihr Nährboden sei die Verzweiflung, wo den Arbeitern jede Hoffnung fehle, daß ihre Lage sich bessere. Brentanos Beweisführung hat historisch wie theoretisch etwas Ueberzeugendes. Gelänge es wirklich bei uns, die Gewerkvereine zu völliger Ohnmacht herabzudrücken, so würde sicherlich sofort die furchtbare Gefahr der Sabotage ihr Haupt erheben. Aber man darf nun daraus nicht etwa den Schluß ziehen, daß es wünschenswert sei, möglichst starke Gewerkvereine zu haben. Diese Vereine dürfen vielmehr weder zu stark noch zu schwach sein. Ueberschreiten sie ein gewisses Maß von Kraft, so ist die Gefahr, daß sie sie zu Erpressungen verwenden, die die Industrie und das nationale Wirtschaftsleben schädigen, unabwendbar.

Staatsarbeitern möchte ich, wie die Dinge in Deutschland liegen, das Streikrecht unbedingt absprechen: Diese haben in den Parlamenten, auf die sie als Wähler Einfluß haben, eine genügend starke Garantie, daß ihre Lohn- und ihre Arbeitsbedingungen so gestaltet werden, wie es Gerechtigkeit und Billigkeit verlangen, und können deshalb des zwar legalen, aber immer alle Parteien schwer schädigenden Streiks entbehren.

*) Auch dieser Gegenstand ist in der unserem letzten Dezemberheft mitgegebenen Beilage: „Der deutsche Juristentag und das Privatangestelltenrecht“ von Dr. Richard Fellinger behandelt werden.

Digitized by Google

in dem die Arbeitgeber und die Angestellten sich in der Hoffnung auf ein fruchtbares und vorteilhaftes Zusammenwirken vereinigt haben. Wird dieses Problem nicht in wahrhaft sozialem Geiste behandelt, so sind wir in der Gefahr, daß die Angestellten sich zu einer neuen Proletarierschicht ausbilden, und nichts könnte für das Allgemeinwohl schädlicher sein, als eine solche Entwicklung; schädlich in sozialem, in moralischem und in politischem Sinne. Unser Ziel muß sein, daß die Klasse der Angestellten sich zu einem neuen lebensvollen Zweige des Mittelstandes herausbildet, und diejenigen Elemente des Mittelstandes, die in der fortschreitenden wirtschaftlichen Entwicklung aufgesogen und vernichtet werden, was, glaube ich, an manchen Stellen nicht mehr zu verhindern ist, einmal ersetzt. Selbst der höhere, qualifizierte Arbeiterstand nimmt heute schon viele Eigenschaften des früheren kleinen Mittelstandes an. Um so verderblicher wäre es, wenn der Stand der Angestellten, der doch eine höhere Bildungsschicht darstellt, proletarisiert würde und diese Gesinnung, die heute bereits weite Kreise ergriffen hat, vollends in ihm die Oberhand gewönne. Ich richte an dieser Stelle ein ernstes Wort der Mahnung an die großen Arbeitgeber, sich der Gefahr, die hier vorliegt, voll bewußt zu sein, ihr entgegenzuwirken und die Opfer, die dafür notwendig werden sollten, nicht zu scheuen. Wenn die Angestellten und die Chefs sich einmal so feindlich gegenüberstehen sollten, wie es leider heute vielfach zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern der Fall ist, so würde auch das wirtschaftliche Gedeihen der großen Unternehmungen dadurch schwer beeinträchtigt werden. Wiederum sind die Angestellten für den sozialen Kampf tatsächlich schlechter gestellt als die Arbeiter, weil sie gar nicht in der Lage sind, sich zu so machtvollen Gewerkvereinen zusammenzuschließen, wie es die Arbeiter getan haben. Arbeiter sind unter sich viel ähnlicher und können deshalb viel leichter Massen bilden. Angestellte sind viel individueller, unter sich viel mehr differenziert und werden deshalb sich immer nur fragmentarisch zu Gewerkschaften organisieren können. Ihre Aussichten, auf diesem Wege etwas für den Stand zu erlangen, sind also nicht so sehr groß, und um so mehr muß man sie darauf hinweisen, daß sie besser tun, nicht durch Kampf oder Drohung, die zum Widerspruch reizt und die gute wohlwollende Gesinnung verscheucht, ihre berechtigten Ziele erreichen zu wollen. Ich weiß, daß schon Bewegungen im Gange sind, die einem Streikverein gleichen, und daß von der anderen Seite dagegen schon das wider-

Digitized by Google

wärtigste und gehässigste aller Kampfesmittel, die schwarzen Listen, in Bewegung gesetzt worden sind. Nichts als Unheil für beide Teile kann aus einem solchen Kampf hervorgehen, und gerade für den Hansa-Bund könnte es keine schönere und dankbarere Aufgabe geben, als hier vermittelnd und versöhnend zu wirken. Ich verhehle mir nicht, daß hier recht dunkle Wolken am sozialen Himmel heraufziehen; aber ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, daß schließlich mit Hilfe einer verständigen Gesetzgebung und unter dem Rat und dem Einwirken verständiger Führer auf dem Gebiet unseres Wirtschaftslebens wir auch hier zu dem Frieden gelangen, der das Ziel aller Sozialreform ist und uns allen als Ideal vorschwebt. (Großer, anhaltender Beifall.)

Digitized by Google

Hugo von Tschudi.

Von

Robert West.

In dem uns zur Besprechung vorliegenden Buche: Gesammelte Schriften zur neueren Kunst" von Hugo von Tschudi hat der Herausgeber, Dr. E. Schwedeler-Meyer, eine Anzahl geistvoller, zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erschienene Aufsätze des am 23. November des vorigen Jahres verstorbenen Direktors der Königlichen Galerien in München zusammengefaßt. Diese in chronologischer Reihenfolge abgedruckten Schriften erstrecken sich vom Jahre 1883 bis zu seinem Todesjahr 1911. Die geschickte Auswahl ermöglicht, trotz der gedrängten Kürze, einen Ueberblick über Tschudis umfassende kunsthistorische Wirksamkeit und das weite Reich, welches seinem ästhetischen Urteil und seiner kunstkritischen Betrachtung offen lag. Ein Blick auf die Inhaltsangabe beweist, daß eine Besprechung der hier niedergelegten Gedanken Tschudis einer Besprechung fast aller modernen Kunstfragen und aller Probleme der Kunstkritik und der Kunstgeschichte gleichkäme. Kann die Besprechung eines Buches, das überhaupt wert ist, gelesen zu werden, immer nur unter dem bescheidenen Vorbehalt, daß sie notwendig unzulänglich sein muß, in Angriff genommen werden, so trifft dies in erhöhtem Maße da zu, wo es sich um ein Werk wie das vorliegende handelt, in welchem das Ergebnis jahrzehntelanger Forschung, rastloser Arbeit und schärfsten Denkens dargeboten wird. Die Beurteilung von
Schriften muß ferner durch einen steten Hinweis auf seine
tigkeit als Galeriedirektor unterstützt werden, denn Tschudi
Schriftsteller, sondern Fachmann und hat auf seinem
et eine noch nicht genügend anerkannte Kulturarbeit
rein formaler Hinsicht bilden diese Schriften durch
Knappheit des Ausdrucks, das Fehlen jeglichen

Digitized by Google

Atelierjargons, den geläuterten, sachlich ruhigen Vortrag eine fesselnde Lektüre. Der Schreibweise Tschudis mangelt das, was ihm auch in maltechnischer Beziehung unsympathisch war: das Witzelnde; sie besitzt das, was für ihn stets das oberste Postulat echten Künstlertums war: das Persönliche. Niemand wird durch sein Buch, wie etwa durch die Werke des ebenfalls schon verstorbenen Kunsthistorikers Muther, zur Begeisterung mitgerissen werden. Wenn Tschudi überzeugt, tut er dies nicht durch glänzende Dialektik, durch schwungvolle Darstellung oder aufregende Rhetorik. Er spricht leise und nüchtern und überzeugt nur den Kenner oder den, welcher imstande ist, die Richtigkeit des Gesagten an der Sache selbst zu prüfen. Eben diese klar umrissene, durch ihre stahlharte Kälte den Laien oft abstoßende Schreibweise bürgt für die Stichhaltigkeit der abgegebenen Kritik und der entwickelten Anschauung. Was hier mit wenig Worten, manchmal schroff, immer logisch und ohne jede Pose vorgebracht wird, beruht auf einem Wissen, dessen Reichtum und Gründlichkeit dem gelehrten Denker zu selbstverständlich dünkte, um es zu betonen. Indem Tschudi aber alle Mittel verschmähte, seine Ansichten populär zu machen, hat er naturgemäß sein Lesepublikum auf einen nur kleinen Kreis solcher beschränkt, deren aufrichtiges Interesse für die künstlerische Kultur unserer Epoche und die Malerei aller Zeiten sie befähigt, seinen Ausführungen mit der sorgfältigen Aufmerksamkeit zu folgen die sie in jedem Fall, verdienen. Für diese Wenigen aber ist das Tschudische Buch von höchster, spannendster Aktualität.

Sein leidenschaftlichstes Interesse galt der modernen Malerei, und mit feinfingerigem Tastsinn spürte er den Fäden nach, welche, von ihr zu der Malerei früherer Epochen zurückführend, das Vorhandensein luministischer und impressionistischer Probleme in der älteren Malerei und somit den ununterbrochenen Zusammenhang der Moderne mit der Vergangenheit bewiesen. Es ist das Verdienst Tschudis, unter schweren Kämpfen und Anfeindungen denen eine für ideale Ziele weniger opferbereite Natur schwer standgehalten hätte, den Malern des Impressionismus und des Pleinairismus die staatliche Anerkennung verschafft zu haben. Er ist für Manet und seine Schule, auf seine Weise, das gewesen, was Ruskin für die englischen Präraffaeliten war. Das Kapitel des vorliegenden Werkes, in welchem er von der Jahrhundert-Ausstellung der französischen Kunst berichtet, ist darum ein kunsthistorisches Dokument von hervorragender Wichtigkeit. Es gewährt einen Einblick nicht

Digitized by Google

nur in die unendlich genaue Kenntnis Tschudis vom Entwicklungsgang der französischen Malerei seit David und Ingres über die Barbizon-Schule bis zu Manet und Cézanne, sie zeigt auch, in welch streng sachlicher und minutiös beobachtender Weise er bei der Zerlegung und Wertung eines jeden Bildes zu Werke ging. Objektiv bleibt er immer, ob er vor einer seinem ganzen Wesen homogenen Arbeit der Franzosen vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts steht oder vor dem ihm sichtlich antipathischen Romantiker, Moritz von Schwind. Nur die strengste Geistesschulung macht ein solches Zurückdrängen der eigenen Sympathien zugunsten historischer Gerechtigkeit möglich, und Tschudis Urteil ist darum vielleicht eben dort am wertvollsten, wo es am wenigsten von eigenen Neigungen beeinflußt ist. Von diesem Gesichtspunkt aus haben die von Adolf von Menzel, von Schwind und von der „Ausstellung deutscher Künstler 1775—1875" handelnden Kapitel die Zuverlässigkeit und dokumentarische Genauigkeit eines Referats.

Selten nur durchbricht Tschudi seine maltechnischen und stilkritischen Ausführungen durch einen Hinweis auf das Gegenständliche des Bildes. Nur karg bemessen ist seine Anerkennung des poetischen Gehalts Böcklinscher Bilder, für deren koloristische Pracht er die begeistertste Anerkennung hegte. Darin war Tschudi ganz ein Sohn seiner Zeit, daß er den Inhalt über der Form zwar nicht vergaß, aber vergessen wollte. In unserer schnell eilenden Zeit sind Kulturphasen flüchtiger wie ehedem. Der kulturhistorisch unendlich wertvolle, weil stark momentane Aufsatz „Kunst und Publikum" enthält, obgleich erst dreizehn Jahre seit seinem ersten Erscheinen verstrichen sind, manches, das bereits verjährt ist. Gegen eine rein technische Bewertung der Malerei, wie sie Tschudi als allein gerechtfertigt hinstellt, ist bereits der Rückschlag nach der Seite der Inhaltsforderung eingetreten. Dem Satz: „Jede Zugabe, die der Kunst fremde Assoziationen anregt, wirkt nicht als Steigerung des künstlerischen Ausdrucks, sondern als Abschwächung", mögen die Eingangsworte eines kürzlich in einer weit verbreiteten Zeitschrift erschienenen Artikels gegenübergestellt werden: „Es gehört keine Prophetengabe mehr dazu, um der Wertschätzung des Inhaltlichen in der Malerei eine nahe bevorstehende Auferstehung zu weissagen . . . ., die Periode der reintechnischen Bravour, des bloß Artistischen in der Malerei hat ihre Triumphe hinter sich". Dies hindert freilich nicht, daß es echte, mit heißem Mühen errungene und vollgültige Triumphe waren, und die historische Bedeutung

Digitized by Google

Hugo von Tschudis liegt wohl am meisten darin, daß er als der ersten einer zum Sieg geholfen hat.

Einen ewig gültigen Satz hat Tschudi dahingegen in seiner Definition des künstlerischen Fortschritts mit den Worten aufgestellt: „Indes bedeutet jede neue Richtung einen Fortschritt schon deswegen, weil sie neu? Gewiß nicht. Sie bedeutet einen Fortschritt nur, insoweit sie das Vermögen, einen Natureindruck wiederzugeben, verfeinert und gesteigert hat. Es ist eine Beobachtung von nicht zu verkennender Bedeutung, daß jede malerische Entwicklung eine naturalistische ist. So oft die Malerei sich der Natur zuwendet, strömt ihr eine Fülle neuen Lebens zu. Im Naturalismus löst nicht nur, wie so oft im Verlaufe der Kunstgeschichte, eine äußerliche Richtung eine andere ab, sondern bis in ihre Wurzeln wird die Kunst verjüngt." Bei dieser hohen Wertung des Naturalismus gewinnt der gleich darauf folgende, für Tschudi eminent charakteristische Satz vom Recht der künstlerischen Persönlichkeit verdoppeltes Schwergewicht: „Höher als die Naturanschauung einer bestimmten Kunststufe steht das Recht der künstlerischen Persönlichkeit. Jene liefert nur das Material, in der diese ihr innerstes Wesen ausspricht. Je vollendeter das Material, um so reicher auch die individuelle Ausdrucksfähigkeit. Das Entscheidende aber ist die Kraft der Persönlichkeit. Giotto behält seine Bedeutung ebenso neben Leonardo, wie Jan van Eyck neben Rembrandt." Noch an einer anderen Stelle faßt Tschudi seine künstlerische Anschauung in dem kurzen Wort zusammen: „daß wahres Künstlertum in der selbständigen Gestaltung einer persönlichen Naturanschauung besteht". Man erinnert sich hier an das Wort Zolas, des ersten Vorkämpfers für Manet, Cézanne und ihre Schule: „l'art c'est la nature vue à travers un tempérament". Der Persönlichkeitskultus, der unsere ganze moderne Kultur seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts bestimmt, nahm bei Tschudi die Gestalt einer vornehmen, selbstsicheren Achtung der künstlerischen Individualität an.

Was er vor allem in der Malerei schätzte, waren zwei Dinge, das Persönliche und die Bewältigung luministischer und koloristischer Probleme. Bitter verdachte er es einem stumpfsinnigen Publikum, daß es sich nicht aus seiner Lethargie gegenüber den gewaltigen Errungenschaften der modernen Maltechnik aufzurütteln vermochte, und mit aristokratischer Geringschätzung erklärte er ein für allemal die „breite Masse" für unfähig, es jemals zu künstlerischer Kultur und zum Verständnis der großen Meister zu bringen. Er vergaß,

Digitized by Google

daß dies eben dadurch unmöglich wird, daß die Malerei allein noch Technik und nicht mehr Mittel der Darstellung sein soll. Nur durch das Medium des Gegenstandes kann die Menge zu dem Verständnis malerischer Werte erzogen werden.

Konsequent, wie Tschudi in allen seinen künstlerischen Ideen war, erweist er sich auch in dem vielleicht am meisten zur Diskussion anregenden Aufsatz unseres Buches, dem Vorwort zum Katalog der Sammlung Nemes. Er bekennt sich hier zu Grundsätzen über das Amt des Galeriedirektors, welche bereits einen ernsten Widerspruch seitens Professor Wilhelm Bodes gefunden haben. Niemand, der die alte Pinakothek in München vor Tschudi kannte und sie nach seiner dortigen Tätigkeit gesehen, wird daran zweifeln, daß hier ein nach streng sachlichen Gesichtspunkten gewissenhaft handelnder und gründlich gelehrter Kunsthistoriker die Anordnung getroffen und die Ankäufe bestimmt hat, während der „Vermittler ästhetischer Werte" nur insoweit berücksichtigt wurde, als sich dies mit den kunsthistorischen und kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, welche bei der Verwaltung einer Galerie niemals übersehen werden dürfen, vereinigen ließ. Eben deswegen sind Tschudis Ausführungen über „den neuen Typ des Galeriedirektors" von großer theoretischer Bedeutung. Das „nichtisolieren, sondern verbinden" hat heute auf allen wissenschaftlichen Gebieten gleiche Geltung. Es bildet das verführerische und belebende Element unserer wissenschaftlichen Entwicklung, aber auch ihre schwerste Forderung an die Genialität und die Ehrlichkeit unserer Gelehrten, Forscher und Denker. Es gehört, was Tschudi wohl nicht übersah, sondern, weil er selbst die Vorbedingung in höchstem Maße erfüllte, für selbstverständlich erachtete, eine kunsthistorische Schulung und ein kulturgeschichtliches Wissen von weitester Ausdehnung und gründlichster Vertiefung dazu, um mit festem Griff aus der erdrückenden Masse des Materials das herauszugreifen, was tatsächlich eine innere Verwandtschaft mit der Gegenwart besitzt, und auch der feinsinnigste Aesthet kann hier irren. Nur durch eine gelegentlich „mechanische Ausfüllung vorhandener Lücken" wird in einer Galerie die Uebersicht zu erlangen sein über jene Gebiete, auf denen eine „organische Entwicklung nach der Richtung moderner Tendenzen" besteht. Diese Tendenzen sind wechselnd und unmöglich vorauszubestimmen. Was nun, wenn eine Galerie lediglich dem Pleinairismus oder dem Impressionismus, dem Kolorismus oder dem Helldunkel Rechnung trüge? Sie würde zeitweise zu eben dem werden, was Tschudi vor allem vermeiden

Digitized by Google

will, einer nur noch kulturhistorisch interessanten Sammlung von Werken ohne lebendige Befruchtung für das Kunstleben der Gegenwart, ohne Bezug auf aktuelle Probleme. „Von Manet aus fiel ein neues Licht auf Velasquez und Goya. Mit der Bewunderung für Cézanne erwachte das Verständnis für Greco." Gewiß, und und wir danken es dem genialen Umgestalter der alten Pinakothek, daß er diesem neuerwachten Verständnis sofort Rechnung trug, aber kann nicht eine Zeit kommen, wo dieses Interesse erlahmt und wir in der Kunst der Vergangenheit nach ganz anderen Dingen suchen, als dem Impressionismus Goyas und Grecos. Die „Pfadfindertätigkeit", die Tschudi doch wohl allzu einseitig den Künstlern zuschreibt, kann in unseren Tagen fast nur in den Museen geleistet werden. Dort muß also dem „Pfadfinder" eine übersichtliche, im allgemeinen nach kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten geordnete Sammlung aufgebaut werden, in der er suchen kann, anstatt durch den Willen des Galeriedirektors in eine bestimmte Linie des künstlerischen Werdegangs gezwungen zu werden.

Die Brücken, welche Hugo von Tschudi vermöge seiner spezifisch analytischen Veranlagung und seinem enormen Fachwissen zwischen der Kunst der Vergangenheit und der modernen Malerei geschlagen, werden nicht mehr abgebrochen werden. Die Erkenntnisse, die er uns hier vermittelt, sind zum bleibenden Besitz der Kunstwissenschaft geworden. Es ist ein ästhetischer Genuß, die Schilderung zu lesen, welche Tschudi im Jahre 1883 von den beiden der Budapester Landes-Gemäldegalerie angehörenden Skizzen Francisco Goyas gab. In diesem kurzen Abschnitt, mit welchem das Buch beginnt, ist jedes Wort wohl abgewogen. Die Bezeichnungen sind von einer solchen Präzision, die Darstellung eine so getreue Widergabe des sinnlich Wahrgenommenen, die Wertung des Maltechnischen mit einer so unfehlbaren Richtigkeit hingestellt, daß man aus diesen Seiten Goya erkennen müßte, auch ohne Nennung seines Namens. Die tiefe Freude Tschudis an der Schönheit des Farbenauftrags, seine Fähigkeit, alle Finessen und Subtilitäten der künstlerischen Produktion nachzufühlen, seine sich bis auf das Pigment an sich erstreckende Liebe zur Malkunst sind wesentliche Züge in der Erscheinung Hugo von Tschudis, und sie gehen vielleicht am klarsten aus diesen ersten, seinem bewunderten Goya gewidmeten Seiten hervor.

Dr. Schwedeler-Meyer hat dem Buch eine für alle die, welche seit Jahren Tschudis Tätigkeit mit Interesse verfolgt, hochinteressante

Digitized by Google

Lebensbeschreibung vorangesetzt. Die stille Tragik dieses reichen und unendlichen geistigen Reichtum spendenden Lebens tritt durch die Schlichtheit des Berichtes über Tschudis jahrzehntelange Krankheit um so ergreifender hervor. Diesem reifen und erlesenen Menschen, dessen Leben im Dienst der Verbreitung edelster Kultur und Schönheit stand, hatte das Schicksal nichts anderes zu geben, als nach grausamen Qualen „ein ruhiges Sterben".

Digitized by Google

„Der Fall Meynell“ in der anglikanischen Kirche.

Von

Charlotte Broicher.

Es gehört in England nicht zu den Seltenheiten, bestimmten Tendenzen im Roman Ausdruck zu geben, und sie so nicht nur zu verbreiten, sondern bei der angelsächsischen Bereitwilligkeit zu praktischem Tun, sie auch zu verwirklichen. So wurde das früher viel gelesene Buch Walter Besants: „**All sorts and conditions of men**“, Veranlassung zur Gründung des **People Palaces** im Osten Londons und das Urbild verschiedener deutscher Volksheime. Der Durchschnittsengländer, der viel liest, aber nicht Zeit und Lust hat, die Probleme seiner Zeit an der Quelle zu studieren, will in seinen Romanen nicht nur unterhalten, auch belehrt werden. Aus dieser zum Bedürfnis gewordenen Neigung erklärt sich auch das ungewöhnliche Aufsehen und der weittragende Einfluß, den Mrs. Humphrey Wards vor einigen zwanzig Jahren erschienene Roman „Robert Elsmere“ auf weite Kreise Englands ausgeübt hatte. Erklang doch hier in dem der Tradition ergebensten Lande der erste Weckruf, der weitere Kreise der Frommen wie Gleichgültigen mit den Ergebnissen der biblischen, besonders der deutschen Evangelien-Kritik bekannt machte; auf der einen Seite Interesse, aber auch Zweifel, auf der anderen Ablehnung und Empörung hervorrief. Die darin behandelten Probleme wurden auf der Kanzel erörtert und führten zu heftiger Polemik in Tagesblättern und öffentlichen Versammlungen. Ließ sich Gladstone in einer bedeutenden Zeitschrift ausführlich gegen die Berechtigung der die kirchliche Tradition antastenden Fragen hören, so sprach Taine der Verfasserin seine begeisterte Zustimmung aus. Denn der Roman hatte auch im Ausland Aufsehen erregt. In Deutschland freilich weniger wegen der Kontroversen, die für uns nichts neues boten, als wegen der Charakteristik der die Gedanken tragenden Personen, die nicht

Digitized by Google

allein tief erfaßt und lebendig dargestellt waren, auch überaus gerecht sowohl in den Unmöglichkeiten der einen, ihren Glauben von der Kritik antasten zu lassen, wie der anderen, nicht der Kritik ihre Befugnis zuzuerkennen.

Die Romane, die Mrs. H. Ward darauf folgen ließ, behandelten auch ferner noch religiöse und später soziale Probleme (Marcella), wandten sich aber allmählich immer völliger allgemein menschlichen Verhältnissen zu, wie sie sich heut in den oberen, verweltlichten Gesellschaftsschichten Englands abspielen.

Um so mehr überrascht ihr kürzlich erschienener Roman „The Case of Richard Meynell".

Die Fäden, die sie in „Robert Elsmere" fallen gelassen, sind hier wieder aufgenommen. In ihre Kette aber ist ein Einschlag verwoben, der das neue Gewirke reicher und kostbarer erscheinen läßt. Nicht was den Roman als solchen betrifft. Da würden wir der Verfasserin manche gar zu romanhafte Verwicklungen gerne schenken. Und doch fehlt es auch hier nicht an wahrhaft dichterischer Gestaltung, wie denn die Liebesgeschichte von Meynell und Elsmeres Tochter von wundervoller Zartheit ist. Die Wiederaufnahme und Weiterbildung des Charakters der Mrs. Elsmere gehört aber zu den ergreifendsten und vollendetsten Schöpfungen der Verfasserin.

Vor allem aber sind die religiösen Probleme vertieft und eine verinnerlichte Lösung erstrebt: Es sind die religiösen Lebensetappen der Verfasserin selbst, die wir von Elsmere bis zu Meynell hier schrittweise verfolgen.

In England war es freilich bekannt, daß sie neben ihrer fruchtbaren literarischen Tätigkeit nicht aufgehört hatte, sich wissenschaftlich mit theologischen Fragen zu beschäftigen, und vertraut ist mit den Ergebnissen deutscher kritischer Forschung, die sie in Vorträgen und Abhandlungen verbreitet. Demnach ist es nicht verwunderlich, daß es sie gedrängt hat, die gereiften Erfahrungen ihres religiösen Lebens künstlerisch zu gestalten und in dieser Form klärend in das Getriebe der kirchlichen Tagesfragen einzutreten.

„The Case of Richard Meynell" behandelt einen anglikanischen Fall Jatho, an dem aber zugleich der Unterschied klar wird in der kirchlichen Entwicklung von hüben und drüben. Was die Kirche und der kirchliche Gerichtshof unter Leitung des Erzbischofs dort für Ketzerei erklären, würde das preußische Spruchgericht schwerlich zu einem ausschließenden Votum geführt haben. Was dem Buch für kirchlich bestimmte Kreise in Deutschland Interesse verleiht, ist zu-

Digitized by Google

nächst die Darstellung der verschiedenen Richtungen und Parteiungen, die in der anglikanischen Staatskirche heut neben- und widereinander stehen. Sie treten in scharf umrissenen, lebendig geschauten Persönlichkeiten vor uns hin, die über den Typus hinauswachsen. An ihnen wird uns glaubhaft, daß was von jeher die menschlichen Leidenschaften und Feindschaften entfacht hat — die verschiedene religiöse Ueberzeugung — dort schon der Auffassung Platz macht, den persönlichen Wert des Gegners nicht mit seiner theologischen Stellung zu identifizieren: „Der Ankläger wie der Beschuldigte erkennen auch in dem anderen den Mann des Glaubens. Soweit es sich ums Gefühl handelt, scheidet sie nichts von einander. Dieselben Kräfte treiben in beiden ihr Spiel und verbinden sie auf geheimnisvolle Weise." (Ein Ziel, das Karl Sell in seinem eben erschienenen Buch „Positive und Moderne" für Deutschland noch in weite Ferne gerückt zu sein scheint.) Am schönsten tritt dies hervor in der ehrwürdigen Gestalt des alten Bischofs, dem es ein Schmerz ist, die Klage gegen Meynell anstrengen zu müssen, da er unter den Geistlichen seiner Diözöse nicht nur der bedeutendste, großzügigste Mensch ist, auch unentbehrlich durch den versöhnlichen Einfluß auf die rohe, atheistische Bergarbeiterbevölkerung.

Meynell wird als Geistesverwandter Elsmeres geschildert. Elsmere hielt es für seine Pflicht, aus der Kirche auszutreten, und nach erster, überwältigender Erkenntnis der deutschen historischen Evangelienkritik, eine neue christliche Brüderschaft zu gründen, in der seine Ueberzeugung von der lediglich ethischen Bedeutung Jesu als Menschen, und der Vorbildlichkeit des Kommunismus in der ersten christlichen Gemeinde der Maßstab wird für das, was ihm im Christentum als noch heute gültige Wahrheit erscheint. Meynells Streben ist dagegen darauf gerichtet, Lehre und Kultus der Kirche, wie sie sich historisch entwickelt haben und mit der Geschichte seines Landes verschmolzen sind, den Bedürfnissen des modernen Menschen anzupassen.

Meynell ist von dem gleichen Wahrheitsdrang beseelt wie Elsmere, von derselben Integrität des Charakters, der gleichen unermüdlichen Aufopferung im Dienst seiner aus schwierigen Elementen bestehenden Gemeinde, wie in mannigfachen Freundschaftsbeziehungen. Sich verzehrend im Dienst anderer, wie etwas Selbstverständliches. Den höchsten Idealen seines Berufes nicht nur auf sozialem und praktischem Gebiet nachkommend. Auch als wissenschaftlicher Forscher auf der Höhe seiner Zeit. Ebenso zu Hause in den innerpolitischen

Digitized by Google

und sozialen Zuständen seines Landes und Volkes und den Ursachen der geistigen Nöte und Wirren, die sich auf allen Lebensgebieten aufdrängen, nachsinnend. Ein Mensch, dessen gespannte Energie nur durch Herzensgüte in Schach gehalten wird, und der wiederum seines intensiven Gefühlslebens Herr bleibt nur durch die Anspannung aller Geisteskräfte. Auch ist ihm der Vorzug eigen, der so viele englische Geistliche aus alten guten Familien auszeichnet, leichte Umgangsformen und natürliche Freiheit des sich Gebens — in England die Voraussetzung des **gentleman** — durch Herzenstakt mit höherem Leben zu durchdringen. So entfährt ihm kein Wort des Vorwurfs gegen den ihn richtenden und verurteilenden Erzbischof. Er erscheint als Ideal des modernen Geistlichen, in dem aber die menschliche Würde nicht von dem Verlangen, sich, um populär zu sein, den Tagesmeinungen kritiklos anzupassen, angetastet wird.

Aber Mrs. Ward möchte ihm eine weit höhere Bedeutung zuerkennen. Sie stellt ihn hin, nicht nur als geistigen Urheber und Führer der „Modernisten" der anglikanischen Kirche, jener Richtung, der heute die gleiche Leben erweckende Aufgabe zufalle, wie den Traktarern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sie möchte ihm die umwälzende Bedeutung zuweisen, die Kardinal Newman seinerzeit für das religiöse Leben in England gehabt hat. Ein Einfluß, der noch heute fortschwingt, nicht nur im katholischen Modernismus, sondern sich auch auf die anglikanische Kirche erstreckt und ihr ganz bestimmte Züge verliehen hat. Wohl verwahrt sich die Verfasserin dagegen, in Meynell eine Persönlichkeit zu zeichnen, die Newmans Maß erreiche. Eine Aufgabe, die gelingen könnte nur dann, wenn man Newmans Genie selbst lebendig machte. So begnügt sie sich, ihn als sympathische Persönlichkeit zu schildern, in deren theologischen Ansichten und religiösen Ueberzeugungen eine Verschmelzung stattfindet zwischen jenen beiden Antipoden, Kardinal Newman und Thomas Arnold, die, in der Jugend nahe befreundet, später entgegengesetzte Wege gingen, und in Meynells Person eine Synthese aufzustellen dessen, was ihr als Heilmittel für die Nöte unserer Tage erscheint.

Meynells theologische Erkenntnis steht auf der Höhe dessen, was die historische Forschung über den Ursprung des Christentums ans Licht gebracht hat; und die religiöse Ueberzeugung, die er daraus gewonnen, erklärt er den Angriffen der Altgläubigen gegenüber nicht für Verwässerung, sondern Wandlung des Christentums.

Digitized by Google

Im Gegensatz zu Elsmere hält er es für seine Pflicht, trotz seiner vom kirchlichen Bekenntnis abweichenden Meinungen, sein Bürgerrecht in der Kirche zu behaupten, so gut wie die Anglokatholiken einerseits und die Evangelikalen andererseits. Und zwar auf Grund vertiefter historischer Erkenntnis.

Und er steht nicht allein. Die Verfasserin macht uns glauben, daß etwa ein Fünftel aller Mitglieder der Kirche, darunter ein Bischof, den sie den Döllinger der anglikanischen Kirche nennt, und viele Hundert Geistliche dieselben Forderungen stellen. Aber Meynell bringt den Stein ins Rollen und die Entscheidung vor das Forum des ganzen Landes. Er wagt es, in seinem Dorf den Gottesdienst abzuhalten mit Auslassung des athanasianischen Bekenntnisses, einiger Gebete und Kollekten, in die das Empfinden der heutigen Menschen nicht mehr einströmen kann.

Denunziationen führen die Anklage herbei, die nicht bei ihm stehen bleibt, sondern alle ihm Verbündeten mit umfaßt. Er wird nicht als Einzelner von dem kirchlichen Gerichtshof nach einem wochenlang dauernden Verfahren aus der Kirche ausgeschlossen, sondern alle die Vielen, die mit ihm dasselbe erstrebt, der ketzerische Bischof nicht ausgeschlossen. Ein Ausschluß, den diese Männer am härtesten fast empfinden, als Ausschluß aus der nationalen Entwicklung und damit der Geschichte ihres Landes. Denn die Geschichte der anglikanischen Kirche und ihrer Institutionen ist so eng mit ihrer innerpolitischen Geschichte verwoben, wie wir es in Deutschland, wo die Kirche von den das geistige Leben der Nation bestimmenden und tragenden Strömungen so wenig aufgenommen hat und dem gebildeten Teil des Volkes mit dadurch entfremdet ist, es nicht kennen.

Die kirchlichen Institutionen finden dort ferner in der Kunst, in den herrlichen alten Kirchen und Kathedralen, an denen England so reich ist, sichtbaren Ausdruck. Uebernommen von der römischen Kirche und auch im Reichtum des Kultus nicht wesentlich verändert, sind sie nicht nur Symbol der Geschichte, und ein Zeugnis dafür, daß die anglikanische Kirche in der Reformation verstanden hat, das Abgestorbene auszumerzen, was mit ihren erweiterten religiösen Denkformen nicht mehr übereinstimmte, sondern auch das Lebensfähige zu erhalten.

Und gerade hierauf erheben diese Modernisten denselben Anspruch für sich und die Folgen der Umwälzungen, die das moderne Denken erfahren. „Schon in wenig Tagen oder Wochen werden

Digitized by Google

wir Ausgestoßene und Wanderer sein" — sagt Meynell, während der herrliche Chor der neuen, von ihm revidierten Liturgie in den Hallen der alten Kathedrale erklingt, in der er seine Verteidigungsrede halten wird. „Vielleicht nur auf kurze Zeit, vielleicht solange wir leben. Aber heute noch, und morgen — sind wir Kinder in dem Haus unserer Väter. Kinder — nicht Knechte — und reden in diesen Mauern, unbehindert die Sprache unserer Tage wie die Männer, die sie bauten, in der Sprache ihrer Tage redeten. Diese Freude wenigstens soll niemand von uns nehmen." Aber noch mehr symbolisieren den Modernisten diese alten gotischen Dome: „Sie sind ein sichtbares Zeugnis für das göttlich schöpferische Leben im Menschen, das aus der Vergangenheit durch die Gegenwart in die unbekannte Zukunft flutet." Denn bei aller Freiheit historischer Betrachtung des Christentums und seiner kirchlichen Entwicklungen, ist diesen Modernisten ein besonderer Zug eigen: sie sind in ihrem religiösen Fühlen und Erleben Mystiker. Die Freiheit historischen Denkens und seiner Anwendung auf die religiösen Vorstellungen hat ihnen nicht die Möglichkeit genommen, die Religion wieder als Geheimnis zu erleben. Und zwar hebt die Verfasserin wiederholt hervor, daß diese Wendung, die der Liberalismus in der englischen Kirche neuerdings genommen, auf Kardinal Newmans Einfluß zurückzuführen sei. Er wird wieder und wieder zitiert, und wie schon erwähnt, läßt die Verfasserin ihren Helden durch den anglikanischen Döllinger charakterisieren als eine Verschmelzung von Thomas Arnold und Henry Newman. Für Thomas Arnold (der Verfasserin Großvater) war das nationale Leben Englands auf das engste mit seiner religiösen Entwicklung verbunden. Er wollte Staat und Kirche zu einer Einheit verschmelzen, in der die Befugnisse der einen Institution in die andere übergriffen. Er hielt dies für möglich auf der Grundlage sittlicher Erneuerung des Willens und sittlicher Vertiefung der Lebensziele. Newman dagegen suchte Anschluß an die Urkirche; nicht nur an die kirchlichen Institutionen des dritten christlichen Jahrhunderts, mehr noch an die Verinnerlichung und Unweltlichkeit ihrer Frömmigkeit und jener von mystischem Erleben durchdrungenen Heiligung.

Newman, trotz seines Uebertritts zur römischen Kirche in vieler Hinsicht der geistige Urheber des katholischen Modernismus, wird von diesem selbst als Geistesverwandter Schleiermachers bezeichnet. Newman aber steht auf Coleridges Schultern, und der Anglokatholizismus beruht seiner religionsphilosophischen Grundlage nach

Digitized by Google

auf Kant*) — angeschaut durch Coleridges Temperament, der Kant in England in derselben Richtung weiterentwickelt hat, wie Jakob Friedrich Fries in Deutschland. Wenn daher Schultze-Gaevernitz**) den Engländern rät, sich dem transzendentalen Idealismus zuzuwenden, um dem zunehmenden Agnostizismus, der Zerbröckelung religiöser Ueberzeugung Einhalt zu tun und wieder zu festen Lebensgrundlagen zu gelangen, so ist das Element, was die aller Abstraktion abgeneigten Engländer aus Kant aufnehmen können, schon in Newmans Theologie enthalten. Läßt man den dogmatischen Ballast seiner Theologie beiseite, so liegt das, was ihn heute noch zu einer unerschöpflichen Fundgrube des religiösen Lebens macht, innerhalb der Kirche, die er verlassen hat, aber aus der er hervorgegangen —, in dem Nachweis, daß die Religion und das religiöse Leben jenseit verstandesmäßiger Schlußfolgerungen liegt und einer anderen Ordnung der Dinge angehört, als die Gesetze der empirischen Welt. In Coleridges Fußtapfen tretend, hat er die Spiritual Religion zu neuem Leben erweckt, und damit die Bedeutung vom Geheimnis in der Religion.

Dem deutschen Protestanten erscheint die erstaunliche Anziehungskraft des Anglokatholizismus auf die gebildete Welt in England ein unlösbares Rätsel. In einem lesenswerten kleinen Buch***) hat der frühere Unitarierprediger Philip H. Wicksteed die Frage eingehend erörtert. Er sieht die Ursache darin, daß das Element der Mystik, das die Reformation aus der Religion ausgeschaltet hatte, sich den Menschen im Anglokatholizismus aufs neue als erstrebenswert darstelle, um das Ziel zu erreichen, Gott im Gefühl zu besitzen, und hier zu genießen, statt nur im Lessingschen Sinne ruhelos und erfolglos nach Wahrheitserkenntnis zu trachten.

So sehen wir denn in dem heutigen England trotz Skepsis und Agnostizismus wiederum eine Richtung immer größere Scharen um sich sammeln, die den ganzen Apparat mittelalterlichen Kirchentums aufs neue in Aktion gesetzt hat. So stark ist aber die Wirkung, die von der Verinnerlichung dieser kirchlichen Reaktion ausgegangen ist, daß nach Mrs. Ward nun auch der Liberalismus und Historizismus sich seinem Einfluß nicht hat entziehen können. Vielmehr das daraus aufgenommen hat, was dem tiefsten Bedürfnis der Seele

*) Vgl. Preußische Jahrbücher, Februar 1912: „Fries und Coleridge" von Charlotte Broicher.
**) „Der englische Imperialismus".
***) „The Religion of Time and the Religion of Eternity".

Digitized by Google

entspricht, und sich Meynells (eigentlich William James') Auffassung vom Glauben als einem persönlichen Wagnis, zu dem man den Mut haben müsse — eint. Meynell, in dessen Studierzimmer die Werke neuester, namentlich deutscher theologischer Forschung aufgestapelt daliegen, der Harnack zitiert, wie andererseits den französischen Philosophen Bergson — ist auch hierin der Repräsentant jener wissenschaftlich bestimmten theologischen Richtung, von der die Verfasserin sagt, daß sie jahrelang umhergeirrt sei, ohne eine geistliche Heimat zu finden. „In diesen Jahren hatte sie zahllose Kanäle des öffentlichen nationalen Lebens durchkreuzt und ihm befruchtende und erlösende Kräfte zugeführt. Es war ihr gelungen, in Schule, Gesetzgebung, in Behandlung von Wissenschaft und Geschichte Wandel zu schaffen. Doch ihre eigene Seele hatte gedarbt. Aber nun, dank jener inneren Notwendigkeit, die den geistlichen (spiritual) Fortschritt der Menschen bestimmt, flutete die große liberale Bewegung, durch tausend Eroberungen bereichert, zurück in das geistliche Bereich. Sie verlangte die ihr zukommende Stellung innerhalb der nationalen Kirche und legte ihre Schätze einem Christus zu Füßen, den sie selbst in der intellektuellen Arbeit eines Jahrhunderts durch konzentrierte, leidenschaftliche Hingabe entschleiert und sichtbar gemacht hatte."

Also auch dort die gleiche Sehnsucht, heraus aus dem bloßen Intellektualismus, um unter Beibehaltung aller Errungenschaften wissenschaftlicher Erkenntnis und Kritik dem Wahrheitsgefühl im religiösen Bewußtsein wieder die Entscheidung zu lassen. Das war Newmans letzte Instanz wie auch Robertsons: die religiöse Ueberzeugung, die sich jenseit aller Beweise im Gemüt kundtut.

Werfen wir nun einen Blick auf Mrs. Wards Darstellung der anglikanisch-modernistischen Theologie, wie sie sie in Meynell's Gedanken zusammenfaßt.

Um zur Verschmelzung dieser gefühlsmäßigen Religiösität mit den Errungenschaften modernen Denkens zu gelangen, lag die Brücke vielleicht in der Theologie der platonischen Geistlichen des 17. Jahrhunderts.

Fast nach jeder rationalisierenden Periode tauchen in England die Ideen auf, die Bischof Butler in seiner „Analogia" zusammengefaßt hat, und von denen anfangs des 19. Jahrhunderts so verschieden gerichtete Männer wie Newman und Robertson beeinflußt worden sind. Denn sie bieten ebenso die Möglichkeit, eine streng dogmatische Fassung zu festigen, wie durch symbolische Anschauung darzutun, daß in der

Digitized by Google

Geisteswelt so unumstößliche Gesetze walten wie in der Natur, und das Geistesleben ihrer Befolgung oder Nichtbefolgung ebenso zu unserm Gedeihen oder Schaden untersteht, wie unsere Natur den Naturgesetzen.

Dasselbe Grundprinzip bei Meynell. In seiner Christologie ist die historische Persönlichkeit Jesu nicht allein mit den durch ihn die Welt umgestaltenden Wirkungen verschmolzen; er wird auch im weitesten Sinn symbolisch erfaßt als Verbildlichung der Idee, der wir unterstehen und die unser Leben speist. Denn auf den ewigen Ideen, die Christus verwirklicht hat, beruhen die Gesetze des geistlichen Lebens (spiritual life) überhaupt. In diesem Sinn sucht Meynell das Christentum dem Menschen der Gegenwart verständlich zu machen, dem Naturwissenschaft, Philosophie und Psychologie es unmöglich machen, den Inhalt ihres religiösen Glaubens und Lebens in den Gedankenformen des 16. Jahrhunderts wieder zu finden. Auch bestreitet er, das Christentum damit zu verwässern, wohl aber es umzugestalten: „Er predigt den Christus unserer Tage, wie Paulus von Tarsen den Christus eines hellenisierten Judentums, wie St. Franziskus den Herrn der Armut und der Liebe predigte; wie die methodistischen Geistlichen im 18. Jahrhundert den demokratischen Individualismus des neuen Testaments predigten. . . . Meynells Christus war nicht das Phantom einer helleniſtischen Metaphysik: nicht der Erlöser und Richter eines mißverstandenen Judentums: nicht der lediglich ethische Prophet deutscher Professorentheologie. Aber der König eines geistlichen Reiches (spiritual Kingdom) der Huldigung empfängt und Liebe verlangt — wie auch Robertson es formuliert — von den freien Gewissen der Menschen, in denen der göttliche Einfluß ihm den Weg bereitet hat, und in deren Herzen die bezwingende Botschaft immer neu wird: Solches tut zu meinem Gedächtnis."

Obwohl Robertson nie erwähnt wird, zieht Meynell doch alle Konsequenzen aus Robertsons Diktum, in den Glaubensartikeln nur Wassermarken zu sehen für die geistliche Erkenntnis vergangener Zeiten. Er erhebt den gleichen Anspruch wie die Männer der englischen Reformation, auf Umgestaltung der Glaubensformen, wie sie namentlich im anglikanischen Prayerbook niedergelegt sind, das dem orthodoxen Anglikaner ebenso Ausdruck göttlicher Inspiration ist, wie die Bibel. Er verlangt für die Liberalen dasselbe Bürgerrecht innerhalb der Kirche, wie die Anglokatholiken es errungen haben. Er verlangt Freiheit der Entwicklung und des Wandels innerhalb

Digitized by Google

der kirchlichen Organisationen. Einfachere Bekenntnisse, modernisierte Gelübde (Testeid), abwechselnde liturgische Formen für die verschiedenen Richtungen innerhalb der Kirche, mit demokratischer Verwaltung. Doch ohne die althergebrachten kultischen Zeremonien anzutasten, so lange es jedem überlassen bleibt wie er sie sich deuten will, und sie nicht dazu dienen, Andersdenkende zu vergewaltigen oder auszuschließen. Auf diesen Prinzipien beruhen seine, die ganze Nation in sich schließenden kirchlichen Reformgedanken der Bewegung. Auch den Zusammenschluß aller Gleichgesinnten zu einer Liga mit festem Programm. Und seine Aufsätze im „Modernisten“ sind nicht nur zündend und maßgebend für die liberale Partei der Kirche. Auch die Dissidenten aller Formen und Farben fühlen sich von dem Gedanken ergriffen, mit der Kirche eine Herde zu bilden. Aber Meynells glänzende Verteidigungsrede hat nur den Erfolg, ihn und die Hunderte seiner Gesinnungsgenossen aus der Kirche auszuschließen.

* * *

Beruhen nun die in dem Roman behandelten kirchlichen Zustände und Geschehnisse auf Tatsachen? Hat es in der englischen Kirche einen Fall Meynell gegeben, wie bei uns den Fall Jatho? Nach der Kritik der englischen Blätter scheint dies nicht der Fall zu sein. Vielmehr wollte Mrs. Ward mit ihren Schilderungen den Ereignissen vorauseilen, wie in Robert Elsmere. Daß es ihre Sehnsucht ist einen Fall Meynell herbeizuführen, um die Lage Meynells und seiner Gesinnungsgenossen zu klären und ihren Anschauungen zum Durchbruch und zur Freiheit in der Kirche zu helfen, erhellt aus einem ihrer Aufsätze: „**The need of Freedom in the Church**“, der in einer Zeitschrift, die dem „Modernisten“ des Romans entspricht, „**The modern Churchman**“ im Juli 1912 erschienen ist. Hier entwickelt sie die Unmöglichkeit das Apostolikum als Maßstab christlichen Glaubens festzuhalten, und befürwortet die Reformen fast mehr noch um der Laien als der Geistlichen willen. Ungefähr in dem Geiste, der Karl Sells Buch über „Positive und Moderne“*) erfüllt. Ihre Erörterungen haben zwar einen Fall Thomson zur Voraussetzung, eines Oxforder Professors der Theologie, dessen freien Ansichten sie übrigens nicht völlig zustimmt. Doch Thomson war der Verkündigung seiner Ansichten wegen wohl die Befugnis zu predigen, nicht aber sein Lehramt entzogen worden. Und Mrs. Ward bedauert aufs äußerste,

*) Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.

Digitized by Google

daß dieser Fall Thomson nicht weiter verfolgt und insbesondere nicht vor Gericht ausgetragen worden ist. „Wir sind überzeugt, daß nichts so geeignet wäre, der Nation klar zu machen, welcher Konflikt zwischen verstandesmäßigen Begriffen und Glaubensbewußtsein besteht. Ein Konflikt, der sich mehr oder minder intensiv in jeder christlichen Gemeinde abspielt." Das Recht aber, das sie für die „Moderne" verlangt, „ist das Recht auf neue Schläuche für den neuen Wein".

Statt der „Liga", die sie in dem Roman charakterisiert, kommt in dieser Zeitschrift die „Churchmans Union" zu Wort, in der ungefähr dieselben Ideen vertreten sind. In einem dieser Aufsätze wird „The case of Richard Meynell" erwähnt als „leider" zu optimistisch! Und doch sei eine Bewegung, wie dort geschildert, nicht völlig ausgeschlossen. „Denn die liberalen Anschauungen sind weit verbreitet, aber vereinzelt trauen sie sich nicht hervor und man scheut sich, mit unsrer Vereinigung identifiziert zu werden. . . ."

Immerhin gewinnt es den Anschein, daß diese „Union" erst klein an Zahl ist, obwohl ihre Zweige sich bis in die Kolonien hinein erstrecken. Der Roman hat aber das große Publikum nicht annähernd so interessiert und erregt wie „Robert Elsmere" seinerzeit. Vielleicht ist jene Richtung erst im Werden, in der sich freies Denken und unerschütterliche, jenseit kausaler Gesetzmäßigkeit liegende Gefühlsgewißheiten so wundervoll einen. Jedenfalls hat Mrs. Ward hierin ein Ideal aufgestellt, in dem sich ihre Sehnsucht mit der vieler in Deutschland begegnet*).

*) Der Roman ist in der Tauchnitz-Edition erschienen und eine deutsche Uebersetzung im Erscheinen begriffen.

Digitized by Google

Ein Brief von Karl Schurz aus dem Jahre 1850.

Mitgeteilt von

Dr. M. Vollert, Universitätsbibliothekar.

Bei den Akten des Königlichen Stadtgerichts in Berlin aus den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, die jetzt im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin (Prov. Br. Rep. 5 A. Stadtgericht Berlin. Untersuchungs-Sachen. Tit. VI. F. 133) aufbewahrt werden, befindet sich auch ein Aktenband über die Untersuchung gegen den Arzt Dr. Ferdinand Falkenthal, welcher in dem Verdachte gestanden hatte, bei der Befreiung Gottfried Kinkels aus dem Zuchthause zu Spandau mitgewirkt zu haben. Die Polizei hatte bei ihm Haussuchung gehalten und dabei einen Koffer, angefüllt mit den Strafanstaltskleidern des entwichenen Sträflings Kinkel, entdeckt, wobei Falkenthal, als er die Herkunft des Koffers zu erklären versuchte, sich in Widersprüche verwickelte. Trotzdem wurde er nach langjähriger Haft von dem Geschworenengericht für nicht schuldig erklärt.

Daß Falkenthal von der beabsichtigten Befreiung Kinkels eine allgemeine Kenntnis hatte, wissen wir heute von Kinkels Erretter selber: Karl Schurz berichtet es in seinen Lebenserinnerungen (Band 1, Berlin 1906, S. 294 und folg.), und auch: daß er in Berlin, wo er die Vorbereitungen für das Befreiungswerk traf, zuletzt bei Falkenthal gewohnt habe. Die große Vorsicht Schurz', daß nicht mal dieser sein Wirt seinen wahren Namen erfuhr, war nachher ein wesentliches Moment für Falkenthals Entlastung und schließliche Freisprechung.

Beigeheftet sind den Akten über Falkenthal zwei interessante Schriftstücke, die mit dem Prozeß gar nichts zu tun haben. Sie geben sich bei näherer Prüfung als Briefe von einer und derselben Hand zu erkennen. Adressaten sind nicht genannt, Unterschriften

Digitized by Google

fehlen. In dem ersten der beiden erzählt der Briefschreiber mit launigen Worten, wie ihm eines Morgens beim Bade, als er, gesalbt von einer eiskalten Brause, barfuß bis an den Hals, in der Pracht seiner apollonischen Glieder durch das Badehaus daherſteigt, plötzlich auf einer schlüpfrigen Stelle mit wunderbarer Leichtigkeit die Füße unter dem Leibe entgleiten und wie er mit einer der Länge seines Körpers entsprechenden Vehemenz zu Falle kommt.

Unschwer erkennt man den Unfall wieder, von dem Schurz in Berlin betroffen wurde und den er (Lebenserinnerungen, Band 1, S. 293) beschreibt. Der Verfasser der beiden Schreiben ist somit ermittelt. Es ist anzunehmen, daß die Briefkonzepte der Polizei bei der erwähnten Haussuchung in die Hände gefallen und so zu den Untersuchungsakten gekommen sind.

Das erste, kürzere Schreiben, ist von mir in der Vossischen Zeitung vom 9. Mai 1912 mitgeteilt worden*); das zweite, mit erheblich bedeutenderem Inhalt, soll hier dem Leser bekannt gemacht werden.

Da ein Adressat nicht genannt ist, so muß versucht werden, ihn aus dem Inhalt des Briefes zu erschließen. Die einführenden Worte lassen erkennen, daß der Brief an eine Person gerichtet ist, mit der Schurz zum ersten Male in briefliche Verbindung tritt und mit der er sich vor nicht zu langer Zeit persönlich unterhalten hat. Von dieser Person heißt es, sie bewege sich mit vielem Interesse in einem Wirkungskreise, der Schurz' ganzer Anschauung auffallend fern liegt, da der Kreis seines Umganges und seiner Erfahrungen sich auf die Welt der Männer bisher beschränkt habe und seine Tätigkeit sich mit Mitteln, die schnell wirken sollten, auf dem Felde der politisch-revolutionären Agitation bewegt habe. Ein lebhafter Wunsch des Briefstellers, von der angeredeten Person nicht falsch beurteilt zu werden, schimmert deutlich durch.

Aus diesen Angaben ergibt sich folgendes: wir werden nicht nach einem Empfänger des Schreibens, sondern nach einer Empfängerin zu suchen haben. Schurz ist mit ihr vor kurzem bekannt geworden; sie ist eine Frau, auf deren Urteil er Wert legt; eine

*) Vor kurzem sind Karl Schurz' Briefe als Band 3 der Lebenserinnerungen bei G. Reimer in Berlin erschienen und daselbst ist das ganze Schreiben, das in der Voss. Ztg. nur zum Teil wiedergegeben worden war, nach meiner Abschrift abgedruckt worden. Die von Fräulein Agathe Schurz in New York nach dem Adressaten angestellten Erkundigungen haben das mir freundlichst mitgeteilte Ergebnis gehabt, daß als solcher Dr. Louis Lehmann, später Sanitätsrat und Badearzt in Oeynhausen, ermittelt worden ist.

Digitized by Google

Tätigkeit erfüllt sie mit großem Interesse, die auf dem Felde weiblicher Wirksamkeit in langsamem Reifen Früchte bringen soll.

Noch einen Schritt weiter, nämlich auf den Wohnort dieser Frau, führt uns Schurz' Erzählung in den Lebenserinnerungen, S. 299, daß er vor seiner Uebersiedelung zu Dr. Falkenthal auf ein paar Wochen nach Hamburg gereist sei. „Dort traf ich meinen treuen Adolph Strodtmann, der mich sicher unterbrachte. Er setzte mich auch mit einigen gesinnungsverwandten Menschen in Verbindung, die in dem kleinen Freistaat einen vielseitig tätigen und nützlichen Gemeinsinn pflegten und von denen ich lernen konnte, wie viel unter freien Staatseinrichtungen die bürgerliche Initiative zu leisten vermag. Aber die angenehme Gesellschaft konnte mich nicht lange halten."

Wir wissen, daß in dieser von freiheitlichen Idealen erfüllten Gemeinde Gleichgesinnter eine Frau hervorragte, die sich im Unterrichte an einer Hochschule für das weibliche Geschlecht einen sie beglückenden Wirkungskreis geschaffen hatte: Malvida von Meysenbug.

Die Vermutung, zu der wir uns nach allem Vorhergehenden für berechtigt halten: daß unser Brief an sie gerichtet ist, wird zur Gewißheit an Malvidas eigenen Worten, die in ihren Memoiren (Band 2, Volksausgabe, S. 71) schreibt, sie habe Schurz in Hamburg kennen gelernt, als er, natürlich unter falschem Namen, auf dem Wege nach Berlin war, wo er, selbst zum Tode verurteilt, mehrere Monate lang unter den Augen seiner Henker lebte und sich frei bewegte, ohne erkannt zu werden, bis seine Vorbereitungen gereift waren und er jenen die Beute mit sicherer Hand entführte.

Die Mitteilung, welchen Eindruck der jugendliche Schurz auf Malvida machte, möge zu seinem eigenen Briefe an Malvida, welcher der einzige bisher bekannt gewordene ist, die Ueberleitung bilden.

„Damals schon", schreibt sie, „bei einem mehrstündigen Zusammensein, hatte ich in ihm eine Natur von Begabung erkannt, wie sie sich nur selten findet. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, aber ein Kind des schönen Rheinlandes, vereinigte er in sich alle Elemente, die jener glückliche Boden hervorzubringen vorzugsweise geeignet ist: neben der größten Einfachheit und Anspruchslosigkeit im Aeußeren tiefe sinnige Gemütlichkeit, Güte und Poesie, feste, klare Auffassung des Lebens, sehr viel praktischen Sinn und jene unerschütterliche Energie, die in einem heiteren und berechtigten Selbstvertrauen wurzelt und das unerläßliche Erfordernis für kühne Erfolge ist."

Digitized by Google

Abgesehen von der Fülle seiner Beobachtungen, die unser Brief bringt, ist es von hohem Interesse, zu vernehmen, zu welchen Gedanken über sein inneres Werden, über sein Verhältnis zur weiblichen und poetischen Empfindungswelt der 21jährige Karl Schurz sich durch jene Frau veranlaßt fühlt, die zuerst als Weib auf die bisher ausschließend männliche Art seines Innern Eindruck gemacht zu haben scheint.

Für das äußere Verständnis des Folgenden sei kurz in Erinnerung gebracht, daß Karl Schurz 1829 in Liblar bei Cöln als Sohn eines Schulmeisters geboren wurde, daß er in Cöln das Gymnasium besuchte, wo er in den vortrefflichen Lehrern Heinrich Bone und Wilhelm Pütz Freunde gewann, daß er 1848 als Bonner Student sich mit Begeisterung der Revolution anschloß, 1849 an den badenschen Kämpfen teilnahm, aus der eroberten Festung Rastatt sich durch eine kühne Flucht durch einen unterirdischen Kanal rettete, alsdann eine Reihe von Monaten in Zürich lebte und schließlich eine Reise nach Paris machte, von wo aus er nach Berlin ging, um die Vorbereitungen zur Befreiung Kinkels zu treffen.

„Ich glaube Ihnen einige Aufklärungen über mich selbst schuldig zu sein, zu denen ich während unserer damaligen Unterhaltungen nicht Gelegenheit fand. Es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, daß der ganze Wirkungskreis, in welchem Sie sich mit so vielem Interesse bewegen, meiner ganzen Anschauung auffallend fern lag, ja fast völlig fremd war.

Es ist mir dies niemals unangenehmer zum Bewußtsein gekommen, als gerade bei Ihnen, wo manches hätte für einseitige Interesselosigkeit gelten können, was doch eigentlich nur ein natürlicher Mangel in meinem Bildungsgange ist. Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen unumwunden bekenne, daß ich von Ihnen viel Neues zu lernen gedenke und darum von Ihnen gerne ganz gekannt sein möchte, wie ich eben geworden bin.

Von Geburt und durch die Verhältnisse meiner Eltern ein recht eigentlicher Plebejer, habe ich von frühester Jugend bis zu meinen Universitätsjahren in gesellschaftlichen Kreisen leben müssen, die mir zu meiner Ausbildung fast nichts boten, als die Anschauung des materiellen Treibens und Strebens in den unteren Schichten des Volkes. Ich war von meinem siebenten Jahre bis zu diesem Augenblick mir selbst überlassen und hatte keinen ferneren Umgang, als etwa ein paar Gymnasiallehrer, deren Freundschaft für mich allerdings

Digitized by Google

den sonst in solchen Verhältnissen so gewöhnlichen Anstrich eines Protektorats so ziemlich verlor. Aber dies hinderte nicht, daß meine Entwicklung nicht ganz ungebunden und meiner freien Selbstbestimmung anheimgegeben geblieben wäre — ein Verhältnis, dessen Vorzüge für die Charakterbildung, aber auch dessen sehr große Mängel Sie kennen werden. Was dabei das Bedeutsamste war: ich ging fast ganz ausschließlich mit Männern um, und das feinere Gefühlsleben lernte ich nur kennen nach dem, was in mir selbst vorging. Der Einfluß der weiblichen Natur blieb mir ganz fremd, und der Ernst der Wissenschaft mit dem gewöhnlichen jugendlichen Trieb zu poetischer Produktion war mein ganzer Horizont. Die Ungunst des Schicksals, die meinen Mut und mit dem Mute meine Kraft anspornte, lehrte mich arbeiten, und so habe ich dieses und jenes Nützliche und manches Unnütze gelernt. Ich bildete mir ein, daß ich einst ein guter Schriftsteller werden könnte, weil ich lesbare deutsche Sätze machte und das frische Spiel meiner erregbaren Phantasie meinen Lehrern und Freunden manches zu loben gab. Aber man lernt die Aesthetik nicht aus sich heraus und der trockne Buchstabe kann die lebenvolle und lebenspendende Anschauung nimmermehr aufwiegen. Der bloße instinktive Trieb ist immer etwas Unklares; er wird oft zu wenig finden und zuviel suchen und oft gerade das nicht suchen, was er eigentlich finden sollte. Die körperliche Anschauung ist überhaupt die gedeihlichste Lebensatmosphäre der geistigen Entwicklung; die des ästhetischen Strebens der praktische Umgang mit der bildenden Kunst und den Menschen. Zu beiden trieb mich der Drang des inneren Bedürfnisses zu unwiderstehlich, als daß ich nicht die ängstlichen Schranken meiner gesellschaftlichen Stellung bald sehr drückend hätte fühlen müssen. Die konventionellen Forderungen feineren Gesellschaftslebens waren mir beengend; ich ging mit einer kindischen, linkischen Schüchternheit an die Menschen heran; jede vorteilhafte und gewandte Aeußerlichkeit kam mir als geistige Ueberlegenheit vor, weil ich hinter jeder mit Bestimmtheit ausgesprochenen Behauptung tiefer basierte Gedanken vermutete und von der kecken Weise der so gewöhnlichen geistreichen Windbeutelei nichts verstand. Wie lächerlich mir das auch jetzt, nachdem ich viele Menschen gesehen und manche auswendig gelernt habe, vorkommen mag, so habe ich mich doch von solchen Eindrücken bei weitem nicht vollständig emanzipiert.

Das Jahr 48 fand mich zwischen meinen Büchern eingeschlossen; ich studierte Geschichte und machte — Verse. Ich weiß nicht, was

Digitized by Google

mich mit so unwiderstehlicher Gewalt in den Strudel der Ereignisse hereinzog. Ich hatte bis dahin keine Zeitung gelesen und nur von Herwegh, Prutz und Freiligrath gelernt, daß es politische Parteien gebe. Alle die Freunde, mit denen mich später ein gemeinsames Interesse so eng zusammenschloß, lernte ich erst durch die gleichartigen Bestrebungen kennen. Ich sah plötzlich, daß fast alles, was ich bis dahin über die Philosophie der Geschichte gedacht und kombiniert hatte, allzu wesenlose Abstraktion sei, und lernte die Geschichte durch die Revolution und die Revolution durch die Geschichte verstehen. Die Wissenschaft gewann für mich einen frischen Reiz durch das Leben und das Leben einen tiefen durch die Wissenschaft. Die beständige vielseitige Berührung mit einer solchen Menge von Menschen, die Beobachtung verschieden organisierter Charaktere in dem frappanten Wechsel der Situationen, das tätige Eingreifen und die Beobachtung meiner selbst in die allgemeine Bewegung, alles das schloß mir eine neue Welt auf. Ich vergaß die hellenischen Antiquitäten und die philosophischen Systeme der alten Welt und studierte französische Revolution und 16. Jahrhundert. Aber die Revolution fordert mehr, als bloß verstanden zu werden. Ihre Gedanken müssen geharnischt geboren werden, wie aus dem Haupte des Zeus die Pallas Athene. Ich wurde in das wilde Kriegsleben hineingerissen, in welchem sich der Jüngling als Mann fühlen lernt. Der revolutionäre Kampf ist ein dramatisches Kompendium des öffentlichen Lebens in der gedrängtesten Form. Hier spielen alle Faktoren der Geschichte eng nebeneinander auf kleiner Bühne: die höchsten und reinsten Interessen neben den kleinlichsten und gemeinsten, edle Selbstverleugnung neben dem schmutzigsten Egoismus, der große Ehrgeiz, der danach strebt, etwas zu *sein*, neben dem stümperhaften, dessen Ziel es ist, nur etwas zu *scheinen*, die Leidenschaft der Kühnheit neben der Leidenschaft der Feigheit (denn auch die Feigheit hat ihre leidenschaftlichen Paroxysmen), das kühne Genie (denn das Genie ist immer kühn) neben der rücksichtsvollen Unfähigkeit — und über diesem bunten Gewirre schwebt der große Gedanke des Zeitalters, der da die Wage in der Hand hält und das Fazit bestimmt nach dem Gewichte der Ereignisse und Bestrebungen. Meine Worte reichen nicht aus, Ihnen zu beschreiben, mit welcher Wollust man sich in solcher Zeit von Gefahr in Gefahr, von Problem zu Problem stürzt und welches Kraftgefühl selbst in dem Besiegten lebt, wenn er nur das Bewußtsein in sich trägt, wie ein Mann seine Brust dem feindlichen Element entgegengeworfen zu haben.

Digitized by Google

Es gibt wohl keinen schlagenderen Gegensatz als einen solchen Sturm und das Leben in dem Asyl einer stillen schweizerischen Stadt, wo der Wellenschlag des politischen Lebens da draußen kaum noch bis zu unseren Füßen kreiste. Aber diese beschauliche Ruhe war doch vortrefflich geeignet, den raschen Lauf unseres Blutes ein wenig zu mäßigen und uns die gewaltigen Eindrücke und geistigen Resultate des eben vergangenen Lebens ein wenig in unserer Seele zurechtlegen zu lassen. Das stille Streben einer geistigen Fortbildung wurde wieder in seine Rechte eingesetzt und allmählich verschwand jener durstige, ungestüme Drang, dessen Lebensatmosphäre der Pulverrauch und dessen einziges Argument der Kanonendonner ist. Es resultierte für mich aus dieser Lebensperiode manches Erhebliche. Ich hatte viele Menschen gesehen, viele Verhältnisse beobachtet und die Art und Weise durchschaut, in welcher die Menschen jene Verhältnisse anzusehen, zu verstehen und zu behandeln pflegen. Ich hatte meine eigene Unfähigkeit im einzelnen erkennen und erproben lernen und sah in mir selbst ungeheure Lücken, die auszufüllen einem angestrengten Streben viele künftige Jahre hindurch vorbehalten sein müssen. Nach einer ruhigen Periode stiller wissenschaftlicher Arbeit machte ich Reisen. Ich hörte nicht auf, zu sehen und zu lernen, und nun mag es Ihnen sonderbar vorkommen, daß ich in Ihrer Welt solch ein Fremdling bin.

Aber es ist nichts natürlicher, die politisch-revolutionäre Agitation beschäftigt sich in den Tagen der Aufregung mit den Fragen des Augenblicks. Sie wählt die Mittel, welche schnell wirken sollen, weil sie durch die revolutionäre Tat der revolutionären Entwicklung eine Lokomotive vorspannen will. Sie bewegt sich auf dem Felde des unablässigen öffentlichen Handelns, einem rein männlichen Elemente, sie ist einseitig, wie im Kriege die Konzentrierung der Massen auf den entscheidenden Punkt einseitig, aber darum nicht weniger praktisch ist. Der Kreis meines Umgangs, ja der Kreis meiner Anschauungen und Erfahrungen bornierte sich auf die Welt der Männer. Was darüber hinausging, lernte ich nicht kennen und nicht verstehen.

Aus den Andeutungen über mein früheres Leben werden Sie geschlossen haben, daß die weibliche Natur auf mich keine Einflüsse geäußert haben kann. Ich kannte sie nicht, und weil ich sie nicht kannte, verstand ich sie nicht zu achten. Denn bei dem Menschen, der sich von der Blindheit des Autoritätenglaubens emanzipiert hat, resultiert die Achtung aus den Spezialitäten der Erkenntnis. Die Geschichte lehrte mich nichts von der Größe der

Digitized by Google

weiblichen Natur, denn ich kombinierte zu klar, daß die lange historische Perspektive nach den Zeiten des grauen Altertums hin alle Figuren mit einer nebelhaften Größe umschleiert, die man sich unbarmherzig hinwegdenken muß, um diese Figuren in das klare Reich der geschichtlichen Wahrheit zurückzuführen. Das ist freilich ein prosaisches Handwerk, ein Handwerk, das uns manchen romantisch-schwärmerischen Genuß zerstört — aber es war einmal das meine. Ich habe früher unendlich viele poetische Versuche gemacht, Dramen skizziert und ausgeführt, aber es waren alles Dramen von Männern — es gab keine weiblichen Figuren darin, oder wenn sie darin waren, so bildeten sie bloße Karyatiden der Intrigue, den Angelpunkt der männlichen Schwäche. Meine Phantasie erstreckte sich nicht auf das Weib, und überdies ist es noch immer meine Ueberzeugung, daß die weibliche Natur so ziemlich *über* der männlichen Kombination steht. Man kann sie in der Individualität kennen und verstehen, aber man versteht sie höchstens in ihrer Vergangenheit, selten in ihrer Gegenwart und wohl niemals in ihrer Zukunft.

Schon aus dieser Aeußerung mögen Sie schließen, daß nichts weniger als borniert-stolze Gleichgültigkeit der Grund meiner Nichtkenntnis war. Ich fühlte im Gegenteil diese Lücke meiner Anschauungen sehr lebhaft und es war wohl mehr, als das bloße Streben nach einem klaren, verständig gegründeten Urteil, was in mir eine tiefe Sehnsucht weckte, diese Lücke auszufüllen. Die Sehnsucht ist immer etwas Poetisches; sie entspringt nicht aus klar spezialisierten Gründen des Verstandes, sie ist nicht bloßer Wunsch, sie ist nicht berechnetes Streben, sie rankt und klammert sich um die buntwechselnden Bilder der Phantasie und blickt in die unbestimmte Weite hinaus. Sie ist die allen Menschen am meisten gemeinsame innere Poesie. Sie braucht nicht immer äußere Anregung und körperliche Anziehungspunkte, sie ist in ihrer Ursprünglichkeit nichts als der unklare Drang nach der Ergänzung der eigenen Natur. Darin liegt auch die Poesie der Liebe. Ich erinnere mich in diesem Augenblicke einiger Verse, die ich vor etwa 3 bis 4 Jahren schrieb und die ich jetzt als eine bloße anspruchslose Erinnerung hervorhole. Meine poetische Periode ist jetzt vorüber und es kostet mich Ueberwindung, das halb Vergessene wieder aufzuwärmen, aber für solche Dinge reicht die trockene Prosa oft nicht aus.

Ich habe in meiner Jugend
So viel von Liebe gehört,
Doch nie hab' ich's verstanden,
Und niemand hat mich's gelehrt.

Digitized by Google

Jetzt seh' ich in meinem Herzen
Die Saatenhoffnung so grün,
Doch die Knospen wollen nicht springen
Und die Blumen wollen nicht blühn.

Und schau ich in diese Leere
So ist mir alles vergällt —
Ich glaube wohl, es fehlet
Mir noch eine ganze Welt.

Ich habe in meiner Jugend
So viel von Liebe gehört —
Jetzt hab' ich's wohl verstanden,
Doch niemand hat mich's gelehrt.

Ich habe Ihnen das erzählt und werde meine aus einem solchen Entwicklungsgange herausgebildete Ansicht über die weibliche Natur und ihre produktiven Fähigkeiten hinzufügen, um Ihnen zu zeigen, zu welchen Begriffen ein Mensch kommen kann und wahrscheinlich auch zu kommen pflegt, der nur wenig Berührungspunkte mit der Frauenwelt in seinem Leben gehabt hat und aus einer so oberflächlichen Anschauung seine Abstraktionen ziehen muß. Doch hat mir noch eine andere, wohl nicht unergiebige Quelle zu Verstandesschlüssen zu Gebote gestanden, aus der ich durch fleißige Beobachtung ziemlich reichlich schöpfen konnte. Es waren dies solche junge Männer, bei deren gemütlicher und gesellschaftlicher Bildung hauptsächlich weibliche Einflüsse wirksam waren.

Sollte es nicht wahr sein, daß bei der ganzen Denkweise des Weibes das Gefühl, die Empfindung eine große modifizierende Rolle spielt? Sie möchten das vielleicht eine banale Phrase nennen, aber ich halte es seiner eklatanten Konsequenzen wegen für sehr bedeutungsvoll. Es verliert dadurch die Denkweise geistige Kraft zur Theorie, zur Systematisierung, welche die starke Neigung zur Konsequenz, auch wenn sie hart und unerbittlich ist, voraussetzt. Der Gedankengang hält nicht seine strenge logische Bahn ein, er richtet sich seltner nach dem Ziele, als nach den zufälligen Eigentümlichkeiten des Weges. Es gründet sich dies auf die leichte Empfänglichkeit für alle Eindrücke, die sich mehr im Kleinen als im Großen geltend macht. Die Anschauungsweise des Weibes ist daher wesentlich subjektiv. Daher auch seine Aufopferungsfähigkeit. Das Weib kann in edelmütiger Erregung wohl sich selbst opfern, aber selten andere. Sein Edelmut, seine Großartigkeit ist von zu zart organisierter Natur. Das Weib hat überwiegenden Sinn fürs Detail,

Digitized by Google

daher sein Blick für die Aeußerlichkeit, daher sein häusliches Streben. Ich habe wenig von Schriftstellerinnen gelesen, aber ich glaube, daß sich dieser Sinn fürs Detail auch in ihren Ausführungen zeigen müßte. Ich glaube nicht, wie Hauenschild, daß der weiblichen Natur wenig Urteil beiwohne; aber ich glaube allerdings, daß dieses Urteil sich mehr im Kleinen geltend macht, daß es nur selten einen großen übersichtlichen Standpunkt gewinnt. Das Weib vermag den Mann zu beurteilen nach dem, was er ist, aber nicht nach dem, was er kann. Die Größe des Mannes für die Welt, und nur das ist wahre Größe, bestimmt sich nach dem letzteren. Die Größe des Mannes für das Individuum im gesellschaftlichen Leben nach dem ersteren. — Die leichte Empfänglichkeit der weiblichen Seele für den Eindruck, die zarte Empfindung trägt die Neigung zur Anempfindung in sich; die Anempfindung ist nichts als die Koketterie mit der Empfindung. Von allen Arten der Koketterie ist diese für jede gesunde Natur die unausstehlichste, denn sie schließt eine Verleugnung der Natur, eine innere Unwahrheit in sich."

Hier bricht das Schreiben ab. Ob der Brief genau in dieser Form an die Empfängerin gegangen ist, muß einstweilen dahingestellt bleiben; vielleicht hat ihn Schurz erst nach dem Gelingen des Befreiungswerkes abgesandt; jedenfalls schreibt Malvida von Meysenbug, daß sie seit Schurz' Aufenthalt in England, woselbst Retter und Geretteter zugleich ankamen, beständig in Korrespondenz mit ihm gewesen sei.

Digitized by Google

Die „Deutsche Bücherei" in Leipzig und die deutsche Nationalbibliothek.

Von

Dr. W. Ahrens (Rostock).

Auf der Stufenleiter der Bevölkerungsstatistik nimmt Leipzig unter Deutschlands Städten den fünften Platz ein, und Dresden, die vierte, ist der sächsischen Schwesterstadt auch nur um eine halbe Nasenlänge von wenigen Tausenden voraus. Ihrer wirklichen und vielseitigen Bedeutung nach möchte man der Pleißestadt, wenn hier eine Klassifikation überhaupt zulässig ist, womöglich einen noch höheren Rang, vielleicht gar den dritten im Deutschen Reiche, zusprechen. In der Tat: Leipzig ist der Sitz des höchsten deutschen Gerichts, und seine Universität ist eine der ältesten, berühmtesten und zurzeit bedeutendsten auf der Erde. Auch an Leipzigs alten Musikruhm darf erinnert werden. Von seiner merkantilen Bedeutung wie von der Größe seines Verkehrs mögen nur die zwei Tatsachen zeugen, daß es die einzige deutsche Stadt ist, die noch eine Engrosmesse von Bedeutung besitzt, und daß es augenblicklich an einer Bahnhofsanlage baut, die in Europa nicht ihresgleichen haben wird. Zu dem allen nun noch Leipzigs höchster Stolz, der Buchhandel! Ist doch Leipzig für Deutschland das bei weitem am meisten Bücher produzierende Land der Erde, bekanntlich Zentrale und Umschlagsort fast des ganzen Buchhandels. Dort hat der Buchhändlerring, der „Börsenverein der deutschen Buchhändler", seinen Sitz, dort hält er seine jährlichen Kantateversammlungen ab, dort domizilieren die großen „Barsortimente", die gewaltigsten buchhändlerischen Großbetriebe der Erde, dort auch sitzen viele der ältesten und angesehensten deutschen Verlagsfirmen, die Brockhaus, Teubner, Tauchnitz, Hirzel, Reclam usw., und mit ihnen zahlreiche andere im Buchhandel und Buchgewerbe beschäftigte Firmen.

Digitized by Google

Wird Leipzig diese führende Stellung im Buchhandel auch weiter behalten? Man braucht keine Kassandra zu sein, um zu erkennen, daß Leipzigs Hegemonie längst ernstlich, und jedenfalls heute mehr als in früherer Zeit, bedroht ist. Schon streckt die Hauptstadt des Reiches immer begehrlicher und immer lockender ihre Riesenarme aus, um auch das Hoflager des deutschen Buchhandels, seine Zentralorganisation mit allem, was damit mehr oder weniger zusammenhängt, in ihren beständig wachsenden Riesenleib hineinzuziehen. Der Verlag, für sich allein der beweglichste der verschiedenen Faktoren, folgt dem Locken zuerst. Schon manches alte Verlagshaus, erst kürzlich Göschen, hat Lipsia an Berolina abgeben müssen, und neue sind hier zu schneller, bedeutender Blüte emporgewachsen. Trotz Reichsgericht und trotz einer höchst bedeutenden Juristenfakultät ist Leipzig im Gebiet rechtswissenschaftlichen Verlages längst von Berlin geschlagen. Auch in der schönen Literatur kann es sich schwerlich noch mit der Rivalin an der Spree messen, und überhaupt ist Berlins Buchverlag heute wohl bereits nach Menge wie Bedeutung der Neuerscheinungen dem Leipzigs überlegen. Und wenn sich das Verhältnis bei weiterer Entwicklung noch mehr verschieben wird, so sicher nicht zugunsten Leipzigs. Denn wen die schnellfüßige Berolina einmal überholt hat, der hat das Rennen meist auch endgültig verloren.

Doch noch immer ist Leipzig als Burg der zentralen buchhändlerischen Gewalten die anerkannte und tatsächliche Herrscherin im Buchhändlerreiche, und von heute auf morgen kann es auch nicht entthront werden. Seine günstige zentrale Lage, im Herzen des deutschen Sprachgebiets, in den Zeiten der langsamen Beförderungsmittel ein Moment von höchster Bedeutung, hat freilich heute, wenigstens gegenüber dem Hauptrivalen, keinerlei entscheidenden Wert mehr. Nicht ohne Sorge verfolgt man daher in Leipzig wie in Dresden Berlins buchhändlerische Entwicklung, und auch die sächsische Landesregierung hat dieser Frage längst ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Die jüngst erfolgte Begründung einer besonderen Leipziger Professur für Verlagsrecht ist nur ein Symptom dieser fürsorglichen Tätigkeit. Man sinnt auf Mittel, das Luftschiff des deutschen Buchhandels in Leipzigs Stadtgebiet fest zu verankern, auf daß es nicht eines Tages sich in die Lüfte erhebe und am Spreestrand herniedergehe. Eine Gruppe von Leipziger und Dresdener Verlegern glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben, und ihr Modell für das Buchhandelsschiff nannte sich „Reichsbibliothek".

Digitized by Google

Mit diesem stolzen Namen wollte man bekanntlich eine in Leipzig neu zu begründende Bibliothek belehnen, die lediglich die neueste deutsche Literatur, höchstens von Begründung des Deutschen Reiches an, in lückenloser Vollständigkeit sammeln sollte, der also die gesamte ausländische und vor allem alle vor der Reichsgründung erschienene, deutsche wie nichtdeutsche, Literatur ganz oder doch in der Hauptsache gefehlt haben würde. Dies das Programm der deutschen „Reichsbibliothek" oder „Reichszentralbibliothek"! Es gibt Dinge, bei denen die Gemütlichkeit aufhört, bei denen auch dem Kühlsten die Zornesader schwellen muß, und dazu gehört — rund herausgesagt — dieser Bibliothekstorso mit dem anspruchsvollen Namen, der in der ganzen Welt uns nur ein mitleidiges Lächeln eingetragen hätte. Kann eine Bibliothek, die bloß die Bücher seit 1871 hat, jemals wissenschaftlich fruchtbar sein? Freilich, der ärgste Blame soll uns erspart bleiben. Die Spottgeburt der „Reichsbibliothek" ist aufgegeben. Wenigstens dem Namen nach, der Sache nach nicht ganz. „Deutsche Bücherei" heißt die geplante Gründung jetzt, wenn auch aus den Zeilen der Gründungsurkunde bisweilen noch das alte hippokratische Gesicht der „Reichsbibliothek" uns entgegengrinst. „Archiv des deutschen Schrifttums und des deutschen Buchhandels", so lautet der erklärende Untertitel der neuen „Bücherei". Bescheidener zwar als zuvor, aber immer noch zu stolz: Das deutsche Schrifttum und der deutsche Buchhandel bestehen seit Jahrhunderten, und ihr „Archiv" will in erster Linie nur die neueste Literatur, die von 1913 ab — soweit haben die entgegenstehenden Schwierigkeiten das Programm bereits eingedämmt —, sammeln und aufbewahren. Und für diesen Bibliothekstorso, der für nahezu alle wissenschaftliche Arbeit in absehbarer Zeit kaum erhebliche Dienste wird leisten können und der jedenfalls immer nur aushilfsweise in Frage kommen wird, wollen Land Sachsen und Stadt Leipzig viele Hunderttausende, ja Millionen opfern! Natürlich werden die Millionen nicht in die Pleiße geworfen sein, aber sie werden nicht annähernd den Nutzen stiften können, den man bei verständiger Anlage von so bedeutenden Aufwendungen erwarten dürfte, erwarten müßte. Daß es den Leipziger und Dresdener Herren bei ihrem Plan in der Tat, wenn nicht allein, so doch vorzugsweise um eine Verankerung des Buchhandels im Weichbilde Leipzigs zu tun ist, zeigt die ganze Entwicklung der Angelegenheit unzweifelhaft, zeigt insbesondere auch eine über das ursprüngliche Projekt verfaßte, als „streng vertraulich" bezeichnete und daher im einzelnen der Erörte-

Digitized by Google

rung entzogene Denkschrift. Mit Leipzig steht und fällt der ganze Plan. Und wenn er nun wirklich ausgeführt wird, wie jetzt nach der ersten Geldratenbewilligung des sächsischen Landtags kaum noch zweifelhaft sein kann, wird er leisten, was man bezweckt? Wird die „deutsche Bücherei" abwenden, was man befürchtet? Mit nichten! Wenn einmal in der Zukunft der Sturm „Los von Leipzig" ernstlich gegen das Buchhandelsluftschiff anbrausen sollte, dann werden es sehr reale geschäftliche Gründe sein, die diesen Sturm entfesselt haben, und dann wird auch, wenn diese inneren Gründe eben stark und zwingend sind, der Sturm immer von neuem sich erheben, bis es ihm gelingt, das Luftschiff dahin zu entführen, wohin er es treiben will, ganz gleichgültig, ob in Leipzig dann eine mit Millionen erbaute und eingerichtete „deutsche Bücherei" besteht oder nicht. Daß die Bücherei in der Tat nicht zu den Lebensbedingungen des Buchhandels gehört, beweist doch die eine Tatsache, daß die Buchhandelsorganisation bis heute ohne ein solches Archiv in Leipzig bestanden hat und sehr gut ausgekommen ist.

Welche Prognose wird man somit dem geplanten Unternehmen stellen dürfen? Den eigentlichen Zweck, die feste Verankerung des Buchhandels auf Leipzigs Grund, wird das neue Institut nicht zu erfüllen vermögen. Entweder der Buchhandel bleibt in Leipzig, dann bleibt er dort auch ohne die „Bücherei" — oder aber, er wandert ab; dann wandert er auch ab trotz „Bücherei". Zweitens: Eine für die Allgemeinheit nutzenbringende Wirkung, die den für das Unternehmen zu bringenden ungeheuren Opfern nur einigermaßen entspricht, wird die Bibliothek bei ihrem verfehlten Programm für absehbare Zeit nicht ausüben können, zumal nur Benutzung „an Ort und Stelle" in Aussicht genommen ist. Damit scheint das moralische Fiasko des Unternehmens denn von vornherein besiegelt. Bei den hiernach unausbleiblichen Enttäuschungen wird aber die für das ganze Projekt kaum zu entbehrende Opferfreudigkeit der Verlegerschaft nur zu bald erlahmen und dem moralischen Fiasko dann möglicherweise ein finanzielles folgen.

Es ist höchst bedauernswert, daß so bedeutende Mittel in so wenig nutzenverheißender Weise verbraucht werden sollen, und doppelt bedauernswert in einem Lande, dessen sonstige Bibliotheken — in Leipzig und Dresden — doch wahrlich größere Aufwendungen recht wohl gebrauchen könnten. Aber auch im Interesse des Reiches ist es höchst bedauerlich, wenn die Einzelstaaten sich derartige un-

Digitized by Google

nötige Opfer auferlegen, während im Reich wertvolle und bedeutende Unternehmungen unausgeführt bleiben. Mit ungleich geringeren Mitteln, als sie jetzt in Leipzig ausgegeben werden sollen, ließe sich eine bestehende, bereits über einen reichen Bücherschatz verfügende Bibliothek durch Ausfüllung ihrer Lücken aus alter und neuer Zeit zu einem wirklichen „Archiv des deutschen Schrifttums (soll heißen: Literatur) und des deutschen Buchhandels" und vor allem zugleich zu einer deutschen Nationalbibliothek ausgestalten. Diese Ausgestaltung wäre um so leichter, würde um so geringere Aufwendungen erfordern, je reicher die bestehende Bibliothek bereits ist, und schon aus diesem Grunde kann hierfür nur die Königliche Bibliothek in Berlin, unsere bei weitem bedeutendste und an Druckschriften reichste Bibliothek, in Frage kommen. Eine deutsche Reichs- oder Nationalbibliothek muß ferner, soll ihr Acker möglichst reiche Früchte tragen, an den Ort des größten wissenschaftlichen und literarischen Bedürfnisses gelegt werden, und das ist, wenn nicht auf der Erde, so doch ganz sicher in deutschen Landen, Berlin. Daß der Ausbau der großen preußischen Landesbibliothek zu einer Nationalbibliothek heute noch möglich ist mit Mitteln, die, im Vergleich zu jenen für den Leipziger Torso in Aussicht genommenen, lächerlich gering zu nennen sind, das weist überzeugend nach die soeben erschienene, durch wohltuende Objektivität ausgezeichnete Schrift des Generaldirektors der Berliner Bibliothek: „Die Benutzung der Königlichen Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek. Von Adolf Harnack. Berlin 1912. Julius Springer." — Je schneller die Umwandlung der preußischen Bibliothek in eine deutsche Nationalbibliothek erfolgt, je schneller der Berliner Bibliothek die Mittel zur Ausfüllung der Lücken in alter und neuer deutscher Literatur bereitgestellt werden, mit um so besseren Aussichten wird das Werk unternommen werden und um so billiger wird es uns zu stehen kommen. Doppelt gibt, wer schnell gibt!

In wie hohem Grade die Berliner Bibliothek schon heute die Aufgaben der uns fehlenden deutschen Nationalbibliothek erfüllen muß und erfüllt, zeigt Harnacks Schrift in instruktiver Zusammenstellung. Muß doch die Berliner Bibliothek schon heute nach außerhalb an preußische und außerpreußische Benutzer etwa 50 000 Bände Druckschriften jährlich ausleihen, ebensoviel wie eine mittlere Universitätsbibliothek (Halle) in der gleichen Zeit im ganzen ausleiht, und nahezu ebensoviel, wie die Universitätsbibliotheken in Marburg und Kiel zusammengerechnet im ganzen ausleihen.

Digitized by Google

An Handschriften verleiht die Berliner Bibliothek an das außerpreußische Deutschland heute bereits mehr, als an andere preußische Bibliotheken. Der Berliner Bibliothek ist bekanntlich schon jetzt angegliedert das überaus wichtige „Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken", an das ja nahezu alle großen und kleineren deutschen Bibliotheken angeschlossen sind. Durch die „Titeldrucke" leistet die Berliner Bibliothek für eine Reihe anderer Bibliotheken, preußischer wie außerpreußischer, einen wesentlichen Teil der Katalogisierungsarbeiten. Die Berliner Bibliothek allein besitzt ein Gebäude, das einer deutschen Nationalbibliothek würdig ist und das für die Aufgaben einer solchen für absehbare Zeit ausreicht. Ist doch der gewaltige Neubau, der vorerst noch einige andere Institute mitbeherbergen soll, resp. beherbergt, für die Aufnahme von 5 bis 6 Millionen Bänden angelegt, also berechnet für einen Bücherschatz, der etwa das Vierfache des heutigen beträgt. Schließlich ist auch die Berliner Bibliothek allein unter allen deutschen Bibliotheken ihrer ganzen inneren Organisation nach auf eine Beanspruchung höchsten Grades eingerichtet. Ist doch die Zahl der jährlichen Bestellungen auf der Berliner Bibliothek beispielsweise größer, als für die neun preußischen Universitätsbibliotheken Bonn, Breslau, Göttingen, Greifswald, Halle, Kiel, Königsberg, Marburg, Münster zusammengerechnet.

Hoffentlich wird das gescheiterte Projekt einer Leipziger „Reichsbibliothek" resp. das jetzige der „deutschen Bücherei" wenigstens das Gute zeitigen, daß den Reichsbehörden, wie den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches erneut zu eindringlichem Bewußtsein kommt, eine wie klaffende Lücke im inneren Ausbau des Reichshauses immer noch besteht: dem deutschen Volke, dem Volke des höchsten und ausgedehntesten Wissenschaftsbetriebes, dem Volke der stärksten Bücherproduktion unter den Nationen der Erde, fehlt immer noch die Nationalbibliothek, die Franzosen, Engländer, Amerikaner längst besitzen. Adolf Harnack fordert in seiner Schrift mit guten Gründen die baldige Ausgestaltung der großen preußischen Landesbibliothek zur deutschen Nationalbibliothek. Möge sein Mahnruf kräftigen Widerhall im deutschen Volke wie in der deutschen Volksvertretung finden, möge er die tatkräftige Unterstützung aller, die es angeht, erhalten und möge er bewirken, ein Werk ins Leben zu rufen, dessen Ausführung bereits längst nicht nur ein praktisch-wissenschaftliches Bedürfnis, sondern zugleich eine unbedingte Ehrenpflicht des großen, neugeeinten Deutschen Reiches war!

Digitized by Google

Nachschrift. Wie ich soeben zuverlässig erfahre, hat die Harnackſche Broschüre bereits den gewünschten Erfolg gehabt. Der Herr Finanzminister hat die nötigen 80 000 Mk. jährlich bewilligt und der Preußische Landtag wird sie hoffentlich nicht wieder streichen. So hat die partikularistisch-sächsische Aussaat, wie wir dankbar anerkennen wollen, eine vortreffliche nationale Frucht gezeitigt.

Digitized by Google

Die Religion der deutschen Mystiker.

Von

Emil Lucka.

Aus dem religiösen Bewußtsein eines Einzelnen war das Christentum hervorgegangen. Aber gleich von Anfang an ist es mißverstanden worden: man hat das Heil und die Erlösung der Welt an die Person dieses einen Menschen geknüpft, während er Vorbild für alle anderen hatte sein wollen. Der Ausdruck „Sohn Gottes" ist im Sinne des antiken Heroenkultus mythologisch genommen worden, und hierzu mag wohl auch der jüdische Messiasglaube, die politisch-nationale Hoffnung des Volkes Israel, beigetragen haben. Ein historisches Ereignis ist ins Metaphysische entrückt, im inneren Widerspruch mit sich selbst über die Zeit hinausgehoben worden. Der eine wahrhaft religiöse Mensch ist zum Mittelpunkt einer neuen Götterlehre gemacht und naiv angebetet worden. Obgleich es einen entgegengesetzten Anschein hat, ist doch das ganze erste Jahrtausend innerlich irreligiös, es hat den Mangel an eigenem metaphysischen Bewußtsein durch die Tradierung geschichtlicher Ereignisse ersetzt. Die ganze mittelalterliche (und ein guter Teil der protestantischen) Theologie hat daran gearbeitet, diese neue Lehre von der einmal geschehenen historischen Erlösung der Menschheit gedanklich zu fassen und dogmatisch festzulegen. Und so hatte sich das welthistorische Mißverständnis vollzogen (dem die Inder niemals verfallen sind), daß Religion, das zeitlos metaphysische Gut der Menschenseele, an einen historischen Bericht gebunden wurde, an eine Begebenheit, die sich einmal in Kleinasien zugetragen hat und uns mehr oder weniger zuverlässig, einige meinen sogar ganz verfälscht, überliefert worden ist. Dies ist die Urfünde des Christentums: daß ein historisches Faktum, an welchem das Wesen des religiösen Verhaltens durchleuchtend offenbar wurde und daher formuliert werden konnte, als einmal

Digitized by Google

und für alle Male geschehenes Heils-Ereignis aufgefaßt worden ist, anstatt daß man an diesem einen vom göttlichen Bewußtsein erfüllten Menschen nur eine große, vielleicht sogar vollendete Inkarnation des ewig neuen Verhältnisses zwischen Seele und Gott erkannt hätte. Es hat sich das Merkwürdige begeben, daß nur die eine Seele, die des Urhebers, als göttlich verstanden, daß anstatt der Göttlichkeit des Menschen überhaupt die Göttlichkeit dieses einen Menschen gelehrt wurde. Jesus ist zu einem Gott geworden, der für Menschen gar nicht mehr als Vorbild gelten konnte, sondern von dem sie demütig ihre Erlösung erhoffen mußten. Vielleicht war es nicht möglich, daß der Sinn der neuen Lehre anders gedeutet wurde — denn zuerst müssen sich ja die Menschen der eigenen Seele bewußt werden, ehe sie ihre Göttlichkeit ahnen können.

Dieses völlige Mißverstehen und Veräußerlichen der Religion, das im ersten Jahrtausend Platz gegriffen hat und, wie es scheint, nicht mehr beseitigt werden kann, ist von Grund aus heidnisch, antik. Der Bericht einer ein für alle Male geschehenen Welterlösung durch einen Helden, die Historisierung des ewig jungen und in der Seele täglich neu geborenen göttlichen Funkens entspricht durchaus den griechischen Berichten von Göttern und Halbgöttern, die vor ihrer symbolischen Umdeutung wörtlich und historisch genommen worden sind. Inwieweit die antiken Heroen und die orientalischen Mysterien direkt bei der Ausbildung der Christusgestalt mitgewirkt haben, geht uns hier nichts an; ich möchte nur den tiefen Gegensatz zwischen wirklicher Religion, die in der einzelnen Seele lebt, und historischer Tradition möglichst schroff akzentuieren. Wenn Religion möglich sein soll, so muß sie für alle Menschen gleich möglich sein, für den, der zufälligerweise gewisse historische Mitteilungen empfangen hat ebenso gut wie für jeden anderen.

Allen häretischen Bestrebungen des Mittelalters liegt eine Ahnung dieses Verhältnisses zugrunde. Aber es ist die unvergleichliche Tat Meister Eckeharts, wieder eine Brücke zwischen der eigenen Seele und der Gottheit geschlagen zu haben, das historisch Tradierte, das doch nicht mehr ganz zu tilgen war, zurückzustellen, und ließ sich's nicht anders machen, sogar als Irrtum zu deuten oder symbolisch in ganz neuem innerem Sinn zu verstehen. So sagt er z. B.: „Sankt Pauls Wort ist ein Wort nur des Paulus; daß er es im Zustand der Gnade gesprochen hätte, das ist nicht der Fall"*)

*) Meister Eckeharts Schriften und Predigten herausgegeben von H. Büttner, Diederichs I 175.

Digitized by Google

Und sein Schüler Seuse (Suso): „Wer nun Wunder will schauen, der sehe nicht an, was in alten Zeiten geschah! Er sehe das Traurige alles, das neu geschehen ist!“ *) u. s. f. Eckehart ist der erste Mensch, dem die heiligen Schriften nicht mehr Quelle der Wahrheit sind, sondern nachträgliche Beweise für die unmittelbar erfahrene Wahrheit des Gottes-Erlebnisses. Und hiermit ist das Christentum in sein höchstes Stadium eingetreten. Die größte kulturelle Wendung, die sich jemals im Bewußtsein der europäischen Menschheit vollzogen hat, ist nun zu Ende geführt: Der Ursprung aller Wahrheit und alles Wertes ist fortan nicht mehr Lehre und Autorität, sondern die Seele des Menschen, Gott ist nicht in den Himmeln und nicht in der Geschichte, sondern er soll in der Seele lebendig werden, die Seele soll göttlich und schöpferisch sein, sie findet ihre Aufgabe: die Welt neu zu gestalten. Zwar hatte schon Augustinus gelehrt: „Non Christiani sed Christi sumus,“ jeder von uns ist selber Christus — aber das war niemals verstanden und wahrscheinlich von Augustinus selbst nicht in diesem prinzipiellen Sinn gemeint worden. Erst jetzt ist das Grundbewußtsein des Christentumes zum Siege gelangt: das Prinzip der Gottessohnschaft wird in den Mystikern lebendig; die Religion geht fürder von der Seele aus und endet bei Gott, sie bedarf keiner geschriebenen Dokumente mehr und bei den tiefsten Geistern auch keines Vorbildes. Die Ketzersekten hatten sich damit begnügt, die nachevangelische Tradition abzulehnen, um dafür desto entschiedener alle Religion auf das Wort Jesu zurückzuführen; sie waren so recht eigentlich reformatorisch gewesen; aber sie sind im Historischen ebenso befangen geblieben wie die römische Kirche und ihr Standpunkt ist noch heute der Standpunkt der protestantischen Bekenntnisse.

Es macht diese Religion gegenüber dem überlieferten Christentum zu etwas völlig Neuem, daß sie dem historischen Jesus von Nazareth keine prinzipielle Bedeutung mehr zuerkennt; hätte er nie gelebt, so könnte sie nicht anders sein. Indem die Religion dieses äußerliche und zufällige Moment hinter sich läßt, hat sie den metaphysischen und rein seelischen Kern des Christentumes, das Grundgefühl von der Göttlichkeit der Seele und den Willen zur Ewigkeit, in den Mittelpunkt des religiösen Bewußtseins gestellt und kann so von aller historischen Kritik und von aller Skepsis nicht mehr berührt werden. In Eckehart ist das Bewußtsein von

*) Deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. Karl Biehlmayer. Stuttgart 1907, S. 406.

Digitized by Google

der Selbstherrlichkeit und dem ewigen Werte der Menschenseele tiefer als in jedem anderen. „Ich bin als Sohn derselbe wie mein himmlischer Vater, nicht ein anderer." — „So ernst ist es den gerechten Menschen mit der Gerechtigkeit: wäre Gott nicht gerecht, so kümmerten sie sich durchaus nicht um Gott." — Er lehrt, daß die Geburt Christi in der Seele stattfinde, daß der göttliche Funke fort und fort in der Seele neu entfacht werde, — „Der Ewigkeit Eigenschaft ist, daß Dasein und Jungsein eines sind,"*) und daß der Mensch immer göttlicher werden müsse, immer freier von allem Unwesentlichen und Zufälligen, bis er nicht mehr von Gott verschieden sei. So ist es nichts als logisch, daß ein vollendeter Mensch, mystisch gesprochen, Gott werde; sein Wesen und sein Wille unterscheiden sich ja durch nichts mehr vom absoluten, allgemeinen, göttlichen Willen, die deutsche Mystik trifft hier mit dem Upanischad zusammen. In kantischer Sprache müßte man sagen, daß die Maxime eines solchen Menschen kosmisches Gesetz geworden ist, „Sünde" wäre Abkehr von Gott, der Wille, Gott fern zu bleiben.

Der Mittelpunkt des reif gewordenen und verinnerlichten Christentumes, das mit den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts seinen Gipfel erreicht hat, ruht in der Seele des Menschen, die immer mehr alles Zufällige, Subjektive abstreifen will, um Seele überhaupt, höchste göttliche Realität zu werden. Diesem Weltgefühl, dem typischen Weltgefühl des europäischen Menschen, ist der selbstverständliche höchste Wert, der Mittelpunkt des Lebens und des Glaubens, die sich vollendende Einzelseele, und dies ist das große Erlebnis Jesu, das die neuen Völker des abendländischen Kulturkreises nach Jahrhunderten als ihr eigenes tiefstes Wertgefühl wiedergefunden haben. Hiermit ist aber das Christentum als die natürliche Religion des europäischen Menschen und als der Kern seines sich neu bildenden Kultursystems legitimiert, es steht im entschiedenen Gegensatze zu allem Asiatentum, auch zu Brahmaismus und Buddhismus, was man seit Schopenhauer gern übersieht. Für das Gefühl des Inders hat der Mensch keine einheitliche Seele, sein Bewußtsein ist eine Art Republik, es tritt aus verschiedenen spirituellen Prinzipien und metaphysischen Kräften zusammen, die nicht einheitlich in einem Ich-Mittelpunkt organisiert sind, sondern unpersönlich, gegenständlich nebeneinander bestehen. Dies mag in seiner Art groß sein, dem europäischen Fühlen aber bleibt es fremd.

*) I. 135, 137, 164.

Digitized by Google

Ihm ist das Ich, die Seele, die Persönlichkeit Mittelpunkt alles Seins. Die ganze Entwicklung des europäischen Weltgefühles liegt in der Richtung, daß alle seelischen Inhalte selbständig ausgebildet werden und zu einer immer innigeren Einheit ineinander wachsen; immer reicher muß die Welt der Werte werden, aber immer intensiver will die vereinheitlichende Kraft der Seele inneres und äußeres Sein zusammenfassen und gliedern, die Persönlichkeit soll von sich aus die Welt nach ihren eigenen Gedanken umschaffen, d. h. das System der objektiven Kultur begründen. Die Unfähigkeit des Inders, eine allseitig ausgebildete Kultur hervorzubringen, erklärt sich aus seinem ganz einseitigen moralisch-spekulativen Denken. Die Welt ist ihm nichts als ein Leidens-Phänomen, alle anderen Möglichkeiten sind ausgeschaltet, im Wissen um die Nichtigkeit des Daseins, nicht in der befreienden Tat und nicht in der inneren Wandlung ist ihm der eigentliche Sinn der Welt und die Möglichkeit ihrer Erlösung gelegen.

Während Eckehart so fühlt: „Die gerechte Seele soll bei Gott sein und ihm nebengeordnet, seine ebenbürtige Genossin, nicht weniger und nicht mehr“*) — liegt dem Upanischad der Mittelpunkt der Welt nicht in der einzelnen Seele, sondern in der Allseele, im Brahman. Beständig wird wiederholt, daß es in Wirklichkeit nichts anderes gibt als ihn; „die individuellen Seelen sind nur als Scheinbilder der höchsten Seele zu betrachten, vergleichbar den Sonnenbildern im Wasser“.**) — Das Erlöschen des Einzelbewußtseins, sein Eingehen in Brahman, das Ende aller Leiden ist sein einziger Gedanke; wenn das Subjekt des Fühlens aufhört zu sein, schließt der Inder, so muß auch alle Qual ein Ende nehmen und die Welt erlöst sein. Ihm fehlt der Zentralbegriff der Liebe, an deren Stelle die Erkenntnis tritt. Nach der Auffassung des frühen Christentumes ist der Zusammenhang des Körpers mit der Seele, gewissermaßen ihre Behaftung mit dem Körper, eine Versuchung oder eine Strafe, ein Tragisches; nach dem Veda ist sie einfach ein Irrtum, dem der Weise nicht verfällt. Denn er durchschaut den Trug und ist mit diesem Wissen auch schon erlöst. Ja, endlich ist ihm die Existenz der Welt ein bloßer Wahn, der Erfolg des Nicht-Wissens, dem sich der Weise zu entziehen vermag. — Für das europäische Fühlen und das Christentum aber ist das Leben und die Welt echte und tiefe Wirklichkeit, an der sich die Seele zu bewähren hat,

*) I. 134 und II. 145.
**) Deussen, das System des Vedanta S. 320 vergl. 350 ꝛc.

Digitized by Google

die Liebe ist der Schatz der Seele und der wahre Weg, den kein Wissen ersetzen kann. Eckehart sagt: „Göttlicher Liebesquell strömt über die Seele und reißt sie aus sich selber los in das Wesen hinein, in ihren Urquell, in Gott.“*)

Die so verbreitete und durch die metaphysische Grundrichtung entschuldigte Identifizierung der christlichen Mystik mit dem Indertum beruht auf einem Schein; denn beide Anschauungen gehen aus einem von Grund aus verschiedenen Weltgefühl hervor; hier liegt der Mittelpunkt alles wahrhaften Seins in der Menschenseele und in der Liebe, dort im Brahman und in der Erkenntnis. Zuletzt aber, bei der Lösung des Weltprozesses, treffen beide doch zusammen, wenn auch wieder von verschiedenen Richtungen kommend: „Solange die Seele einen Gott hat, Gott erkennt, von Gott weiß, solange ist sie getrennt von Gott. Das ist Gottes Ziel: sich zunichte zu machen in der Seele, auf daß auch die Seele sich verliert. Denn daß Gott „Gott“ heißt, das hat er von den Kreaturen.“ (Eckehart.)**) Das ist nun von größter Bedeutung: die Seele schafft aus sich heraus Gott, sie wird ans Göttliche geschlossen, wird selber Gott. — Dem Vedantisten ist die Menschenseele eine Ausstrahlung der Weltseele: „Gott ist zwar verschieden von der individuellen Seele, aber die individuelle Seele ist nicht verschieden von Gott.“***) — Hier wird es nicht mehr ganz leicht, das Gefühl des Mystikers von dem des Brahmanen zu scheiden; ist ihre Wertung von Mensch, Welt und Leben verschieden, ja entgegengesetzt, so finden sie einander doch endlich in Gott. Im Vedanta heißt es: „Die Kraft, die alle Welt schafft und erhält, das ewige Prinzip alles Seins, wohnt ganz und ungeteilt in einem jeden unter uns. — Unser Selbst ist identisch mit der höchsten Gottheit und nur scheinbar von ihr verschieden. Wer dies erkannt hat, der weiß sich eins mit allem Seienden; wer es nicht erkennt, dem stehen alle Wesen fremd und feindselig gegenüber.“†)

Diese Abgrenzung gegen die Weisheit Indiens war nötig, um die besondere Art der deutschen Mystik auch nach der anderen, der rein metaphysischen Richtung hin, hervortreten zu lassen.

Was ist aber der eigentliche Sinn aller Religion? Dem Menschen im Wirrsal des Lebens Ewigkeits-Bewußtsein zu ver-

*) I. 82.
**) II. 253.
***) Deussen S. 202.
†) Deussen S. 163, 187.

Digitized by Google

leihen. Die Religion stellt unser historisch ablaufendes Leben unter den Aspekt der Ewigkeit und muß so aller Zeitlichkeit im Innersten fremd sein, von allem Wechsel unberührt bleiben. Nur der Augenblick eines Lebens ist religiös, der den Menschen aus sich heraus, aus seinem abgesonderten und eingeengten, durch Zufälle bedingten Dasein ins Zeitlos-Kosmische zu heben vermag, der ihm die Gewißheit schenkt, daß die Ereignisse niemals als etwas Definitives und Letztes gelten können — der Augenblick, der die Kraft hat, loszulösen, zu erlösen. So ist es widerreligiös, ein Ereignis, das sich in der Zeit abgespielt hat, und sei es das größte auf Erden, als Angelpunkt metaphysischen Wertes für alle Menschen anzusehen, das Heil der Menschheit an ein im höheren Sinn zufälliges Geschehen zu binden, Ewigkeits-Bewußtsein auf ein Wissen zu stellen; dies ist ein Sieg der Zeitlichkeit über die Ewigkeit, der Widerreligion über die Religion.

Bei den mystischen Denkern früherer Zeit, wie den Neuplatonikern und den gnostischen Sekten, vor allem bei dem großen Plotin, ist die mystisch-transzendente Grundstimmung des Christentums natürlich vorhanden. Die hoch gebildeten spekulierenden Griechen hatten ja auch schon vor dem Erscheinen Jesu die Lehre eines Mittlers zwischen Gott und der Menschheit vollkommen ausgebildet; die Weltseele oder der Logos oder die Dämonen der Neu-Pythagoräer wurden als solche Mittelwesen zwischen dem völlig unfaßbaren νοῦς und der irdischen Schöpfung angesehen. Der Richtung alles griechischen Denkens entsprechend war das philosophische oder besser theosophische Spekulation; erst durch das Erscheinen Jesu hat dieses Prinzip (besonders bei den christlichen Gnostikern) einen konkreten Anhaltspunkt, ja eine sichtbare Erfüllung gefunden, und in den folgenden Jahrhunderten schwankte die Wagschale des offiziellen Christentums zwischen dem historischen Jesus, der von den judaisierenden Elementen der frühen Gemeinde vertreten wurde, und dem neuplatonischen Logos, den die kultivierten griechischen Denker lehrten. Der Christus der Kirche ist die Ausgleichung beider Elemente, die im 4. und 5. Jahrhundert dogmatisch vollzogen wurde, aber bis heute noch nicht wirklich gelungen ist. — Was die philosophischen Griechen als objektives erlösendes Weltprinzip, als Logos, gefaßt hatten, das ist den deutschen Mystikern persönliches Erlebnis der Einzelseele, sie entdeckten unmittelbar und ohne Spekulation die Göttlichkeit des Menschen. Und daher ruht alle wirkliche Religiosität des europäischen Menschen nicht auf Plotin, sondern auf Eckehart.

Digitized by Google

Eckehart hat die Göttlichkeit des Menschen, die seit den Tagen Jesu versunken war, wiedergefunden und für alle Zeit gerettet, das Bewußtsein der zeitlosen Ewigkeit ist vielleicht niemals so ausgesprochen worden, wie in seinem Traktat „Von der Abgeschiedenheit". Zweifellos ist ja auch bei anderen Menschen vor ihm das unmittelbare religiöse Bewußtsein dagewesen und sie haben es hin und wieder zaghaft ausgesprochen; aber die Autorität der Ueberlieferung war zu mächtig, und über Kompromisse zwischen den historischen Ereignissen, auf denen die christliche Religion ruht, und dem wahrhaft religiösen Erlebnis der eigenen Seele ist man nicht hinausgekommen. Auch Eckehart hat sich bemüht, nicht gegen den Buchstaben zu fehlen, und besonders seine Schüler, auf die nun schon der Argwohn gelenkt war, haben im Ausdruck, vielleicht auch im Gedanken, manche Konzession gemacht. Einen Mittelweg zwischen der historischen und der religiösen Auffassung hatte schon Augustinus mit dem Satze: „per Christum hominem ad Christum deum", durch den Menschen Christus zum Gott Christus eingeschlagen; und dieser Weg wurde z. B. von Seuse (in dem „Büchlein der ewigen Weisheit") beschritten. Die ewige Weisheit spricht: „Willst du mich schauen in meiner ungewordenen Gottheit, so sollst du mich hier lernen erkennen und minnen in meiner gelittenen Menschheit. Denn das ist der schnellste Weg zur ewigen Seligkeit."*) Auch der rohe Widerspruch wurde nicht selten gefühlt, der darin liegt, daß alle verloren sein mußten, die ohne eigene Schuld von der Welterlösung keine Erkenntnis gewonnen hatten, also vor allem die früher gestorbenen. Die Helden des alten Testamentes ließ man noch einigermaßen dadurch gerettet sein, daß man sie als Stammväter oder Weissager Christi ansah; Heiden und Griechen samt Aristoteles aber waren selbst vor dem großen Dante verdammt. Dante hat sich am Schlusse seiner Komödie als wahrhaft genialer Mystiker erwiesen, da er die höchste Vision des Gottschauens zu gestalten vermochte, die je einem Menschen geworden ist. Aber seine Genialität wurde von der Kirchenlehre geleitet und in Schranken gehalten, seine religiöse Position ist noch die des frühen Mittelalters und des dogmatischen Katholizismus. Wie er als Dichter und Liebender eine neue Welt einleitet, so bedeutet er hier den Abschluß und die Vollendung des zum Tode verurteilten Weltbildes. Dante steht vor uns als der eherne Markstein der Zeiten — Eckehart aber ist Wertschöpfer für alle Zeit. —

*) S. 203.

Digitized by Google

Eine mit der wahren Mystik scheinbar verwandte Richtung ist die Gefühlsmystik oder Schwärmerei, die im 13. und 14. Jahrhundert sehr im Schwang gewesen ist und stellenweise, besonders in Frauenklöstern, als eine Massen-Psychose aufgetreten zu sein scheint; auch Seuse gehört ihr zu. Für manchen ist die unklare Gefühls-Schwärmerei eine Rettung vor dem starren Kirchenglauben gewesen; da ihre Zerflossenheit in jeder beliebigen Weise gedeutet werden konnte, hat sie wenig Anstoß erregt und ist sogar nicht ungern gesehen worden. Dieses Visions- und Verzückungswesen, das man so oft mit der wahren Mystik verwechselt, hat viel dazu beigetragen, die Mystik bei ernsten Menschen in Verruf zu bringen. Eckehart selbst aber hat diese Richtung nicht als die wahre Mystik anerkannt und spricht sich an mehreren Stellen direkt gegen sie aus, z. B.: „Die dergleichen (schmelzende Gefühle, Verzückungen, Innigkeit und Jubilieren) häufig erleben, sind darum noch lange nicht die besten." Erst wenn man nicht mehr soviel Gefühle und ekstatische Erlebnisse hat, kommt an den Tag, ob man wirklich Gottesliebe besitzt, „wofern sie auch ohne solchen Rückhalt Gott unentwegt Treue halten". — „Immer wollen sie möglichst viel eigenen Gewinn und Genuß haben und schöne Gefühle fürs Herz: des sie sich doch alles entschlagen müßten in Gedanken und Begehr. Diese Leute sind nicht Nachfolger unseres Herrn Jesus Christus, welcher nie und nirgends auf schmelzende Gefühle aus war mit seinen Werken!"*)

Und ebenso wie Eckehart die mystische Schwärmerei in ihrer pathologischen Bedingtheit durchschaute, so lehnte er alles äußerliche Tun — soweit er sich überhaupt darum kümmerte — ab, das in der religiösen Praxis seiner Zeit die größte Rolle spielte, sowohl die kultlichen Handlungen als auch die Askese. Er rechnet die Askese, die „wider die menschliche Vernunft, wider die Gepflogenheit der Gnade und wider das Zeugnis des heiligen Geistes ist", zu den „Werken" und sagt: „Gott sieht nicht an, welches die Werke seien, sondern nur, welches die Liebe, die Andacht, das Gemüt in diesen Werken." — „Gott hat des Menschen Heil nicht gebunden an eine sonderliche Weise." — „Das geringste innere Werk ist höher und edler als das größte äußere." — Mit diesem Schritt hat Eckehart eine sehr wichtige prinzipielle Stellung eingenommen, denn wie er von Gott sagt: „Gott ist kein Vernichter irgendwelches

*) II, 16, 86.

Digitized by Google

Wertes, sondern ein Vollender, Gott ist nicht ein Zerstörer der Natur, sondern ihr Vollender" — so soll auch der Mensch nicht sich selbst zerstören, sondern vollenden. „Gott ist in aller leiblichen Uebung so wenig zu finden, als er zu finden ist in der Sünde. Doch sind solche Leute, die dieser äußeren Uebungen recht viele auf sich nehmen, sehr geachtet vor den Augen der Welt. Und das kommt her von der Aehnlichkeit . . ., es weiß immer ein Esel den andern zu schätzen!" — „Solches kann der Mensch nicht lernen durch Weltflucht, indem er vor den Dingen flieht und sich in die Einsamkeit kehrt von der Außenwelt; sondern er muß eine innere Einsamkeit lernen." — „Dem recht Gemuteten leuchtet Gott so unverhüllt im weltlichen wie im frömmsten Geschäft."*)

Nur eine selbstverständliche Konsequenz dieser hier zum erstenmal auftretenden rein innerlichen Religiosität ist es, daß Eckehart die evangelische Armut tiefer faßt und die zur Schau getragene äußere Armut der Franziskaner gering achtet. Franz von Assisi (und dreißig Jahre vor ihm der Provenzale Peter Valdez — auch er hatte sein Gut verschenkt und gebettelt —) hatte in seinem naiven Sinn die Nachfolge Jesu in völliger Besitzlosigkeit gesucht und war unerbittlich in seiner Feindschaft gegen irdisches Gut gewesen, dessen sich jeder Ordensbruder enthalten mußte. Er hat selbst niemals Geld angerührt und in seiner unmittelbaren Genialität in ihm eine Quelle des Bösen gesehen. Sein unendlicher Schatz ist die „heilige Armut" gewesen, Jacopone da Todi hat der „Königin Armut" einen feurigen Hymnus geweiht**) und selbst Thomas von Aquino, der Vertreter dominikanischer Gelehrsamkeit, ist theoretisch für sie eingetreten. Uebrigens ist das Prinzip der Armut an Gut und Geist schon im Urchristentum weit verbreitet gewesen, und da die aufgegebenen irdischen Güter der Kirche zufielen, so kam sie mit diesen Anschauungen nicht schlecht weg. Zur Verteidigung der Armut, die praktisch allzu oft mit Müßiggang und Bettelei zusammenfiel und daher gerade im Volke stark angefeindet wurde, hat z. B. Bonaventura (in seiner Schrift „de paupertate Christi") darauf hingewiesen, daß auch Jesus niemals eine Arbeit verrichtet hatte. Die allgemein verbreitete Höherschätzung des beschaulichen Lebens vor dem tätigen kam diesem Hang sehr entgegen und die außerordentlich stark entwickelte Mildtätigkeit des ganzen Mittelalters machte seine Verwirklichung möglich. Nicht selten ist

*) II, 27, 29, 32, 46, 200, 10, 12, 6, 31. I 170 ꝛc.
**) Gedichte, deutsch von Schlüter & Storck, S. 209.

Digitized by Google

sogar die Arbeit als Strafe angesehen worden — was man ja wieder leicht auf die Vertreibung Adams aus dem Paradiese stützen konnte — und den Mönchen für Vergehungen auferlegt worden. — Das natürliche Gefühl, daß die Armut etwas Trauriges sei, hat Guido Cavalcanti, der Freund Dantes, in einer starken Kanzone ausgesprochen, die von Beschimpfungen gegen die Königin der Franziskaner strotzt: „Alle Ehre in der Welt vernichtest du und bist mir verhaßter als der Tod! Der Tod raubt nur das Leben, nicht aber Ruhm und jede edle Tugend — du aber richtest den Höchsten und Besten ganz zugrunde! Krankheit, Gefängnis, Tod und Alter — gegen dich sind sie süß! Heuchler sind, die dich zu lieben behaupten!"*)

Gegenüber der recht äußerlichen franziskanischen Armut — die bei Franz und Jacopone ursprünglich und rein, bei anderen aber ein bloßes Laster ist — hat die deutsche Mystik eine unvergleichlich tiefere Auffassung begründet. Eckehart sagt: „Da nun der Mensch in diesem Leben nicht bestehen kann ohne Arbeit, diese vielmehr des Menschen Teil ist und von vielerlei Art, darum lerne der Mensch, seinen Gott zu haben mitten in den Dingen und ungehindert zu bleiben von Geschäft und Ort." Und er spricht von denen, „die aus sich selber gänzlich ausgegangen sind und nirgends nach dem ihrigen trachten, handle es sich nun um große oder kleine Dinge; die nichts mehr suchen, weder unter sich, noch über sich, noch neben sich; die nicht mehr aus sind auf Gut oder Ehre, auf Gemach oder Lust, nicht auf Gott-Innigkeit, nicht auf Heiligkeit, nicht auf Lohn und nicht auf das Himmelreich! Die sind ausgegangen aus all dem ihrigen."**) Seuse: „Mein Sohn, halte dich abgeschieden von allen Menschen, halte dich lauterlich vor allen eingezogenen Bildern, befreie dich von allem, was am Zufall haftet und richte dein Gemüt zu allen Zeiten auf ein tugendlich göttliches Schauen!"***) — Ferner eine Stelle aus dem (früher dem Tauler zugeschriebenen) Buch eines unbekannten Verfassers „Nachfolge des armen Lebens Christi": „Armut ist eine Gleichheit Gottes, ein abgeschiedenes Wesen von allen Kreaturen; Armut haftet an nichts und nichts an ihr, ein armer Mensch haftet an nichts, was unter ihm ist, denn allein an dem, was über alle Dinge erhaben ist; und das ist auch der oberste Adel der Armut, das sie allein anhaftet

*) Rime di Guido Cavalcanti, Firenze 1813, p. 42.
**) II, 12, 130.
***) Noack, Geschichte der christlichen Mystik I 184.

Digitized by Google

dem alleroberſten und das niederſte läßt gänzlich, ſofern als möglich." — „Fängt aber der Menſch an, in das Weſen zu gehen, ſo iſt er alles Zufalls ledig und hat die göttliche Liebe ihm abgezogen alle zeitlichen Dinge, daß er aller Dinge ledig und bloß ſtehet, äußerlich und innerlich." — „Die Seele, dieweil ſie beladen iſt mit zeitlichen und gebreſtlichen Dingen, ſo iſt ſie nicht frei. Will ſie aber edel ſein und frei, ſo muß ſie zeitlicher Dinge ledig ſein." — „Niemand mag recht arm ſein, denn Gott mache ihn denn arm; Gott aber macht niemand arm, er ſei denn inwendig bei ihm und da wird dem Menſchen recht benommen, was Gott nicht iſt. Wer allerinnigſt iſt, der iſt der allerärmſte, denn Innigkeit und Armut ſtehen auf einem Punkt."*) Und Pſeudo-Tauler ſagt ſogar, man könne „einen Ueberfluß an zeitlichen Gütern haben und dennoch mit der innerlichen Armut begabt ſein." — Der Sinn dieſer tieferen Auffaſſung der „Armut" iſt klar: Wer ſein Herz nicht an die Dinge hängt, der findet den Weg zu Gott, wer arm iſt an Gelüſten, der wird reich in der Seele.

Hier will ich den Gegenſatz zwiſchen der naiven Religioſität, als deren Vertreter uns Franz von Aſſiſi gilt, und der Religion Eckharts noch deutlicher hervortreten laſſen. Franziscus lebte ganz in den nächſten, ſichtbarſten Dingen, die Liebe zu aller Kreatur erfüllte ihn und beſtimmte ſein Leben. Auch im Myſtiker iſt die Liebe lebendig, aber es iſt die über das einzelne hinausgehende Liebe zu dem ewigen Urgrund. Im letzten Sinn lehrte Eckehart, entgegen dem überlieferten Chriſtentum und in Uebereinſtimmung mit der indiſchen Weisheit, daß die Seele in der Gottheit vergehen, daß alles endlich und einzeln Seiende aufhören müſſe. „Der höchſte Grad der Freiheit iſt: daß die Seele ſich erhebe über ihr Selbſt und mit allem, was ſie iſt, einfließe in den grundloſen Abgrund ihres Urbildes, in Gott ſelber."**) Und auch der größte Franziskaner Jacopone hat in ſeiner ekſtatiſchen Art ſo gefühlt. Die Seele iſt

Verzückt ins Unermeſſene,
Zum Untergang bereit . . .
Sie nimmt ihr Teil von allem
Durch Einung mit den Einen,
Mit dem ſie Eins muß ſcheinen,
Und ſagt: Das All iſt mein!
Die Riegel ſind gefallen,
Vollbracht iſt das Vereinen.***)

*) Noack I 214, 215, 238.
**) I, 26.
***) S. 367.

Digitized by Google

Ja selbst Bernhard von Clairvaux, die Säule der Orthodoxie, hat sich von dieser mystischen Ketzerei nicht ganz fern gehalten. Im höchsten Grade der Vollkommenheit „befindet sich der Mensch in völligem Vergessen seines Selbst, und da er gänzlich aufhört, sich selbst anzugehören, geht er bald in Gott ein, so daß er ohne allen Zusammenhang mit Ungöttlichem Eins mit Gott wird." Auch alles Mitleid muß in diesem Zustand hinschwinden, denn da gibt es nur noch Gerechtigkeit und Vollkommenheit.*)

Wir erkennen hier, was an allen Größten — an Goethe etwa oder an Bach oder an Kant — zu erkennen ist: daß höchste Persönlichkeit und höchste Gegenständlichkeit zusammenfallen, daß die große Persönlichkeit endlich nicht mehr zwischen sich und der Welt scheidet, daß sie alles Kleine, Eigenwillige, Subjektive ausgeschieden hat und ganz objektiv — unpersönlich — göttlich geworden ist. — Franziscus weiß von diesem Bewußtsein nichts. „Mich hat Gott erwählt, weil er keinen Niedrigeren finden konnte, weil er so Adel, Größe, Kraft, Schönheit und Weisheit der Welt zuschanden machen wollte."**) Er ist der Jünger des irdischen Jesus, der freundlich tröstend über die Erde gegangen ist. Eckehart aber will „gleich werden der gestaltlosen Natur Gottes". Von dem historischen Jesus hat er gesagt: „Wir wollen ihm nachfolgen, aber doch in allen Stücken nicht . . . Er hat viele Werke getan, bei denen ihm an geistiger, nicht an buchstäblicher Nachfolge gelegen ist . . . Immer müssen wir seinem eigentlichen Sinn folgen." — „Als Christus Mensch ward, da nahm er nicht ein bestimmtes Menschenwesen, er nahm menschliche Natur an. Gehst du also aus allem heraus, so bleibt nur das, was Christus annahm, und so hast du Cristus angelegt."***) — Vor Eckehart ist die Religion Franzens der Glaube eines Kindes, das sich den lieben Gott als einen guten alten Mann denkt. Solch eine Religiosität muß nicht weniger innig und wahr sein, aber sie bedeutet ein früheres Stadium auf dem Wege der Menschheit. Wäre das Christentum, wie heute manchmal behauptet wird, die Jesus-Religion, dann wären die großen Mystiker keine Christen; und doch ist erst in ihnen das Wort des Augustin: „Nicht Christen, sondern Christusse sind wir" in Erfüllung gegangen. —

---

*) Lettres de St. Bernard, Paris 1672 I, 160 f.
**) Sabatier, Franz v. Assisi, S. 136.
***) I, 127, II 30, I 21.

Digitized by Google

dem alleroberſten und das niederſte läßt gänzlich, ſofern als möglich." — „Fängt aber der Menſch an, in das Weſen zu gehen, ſo iſt er alles Zufalls ledig und hat die göttliche Liebe ihm abgezogen alle zeitlichen Dinge, daß er aller Dinge ledig und bloß ſtehet, äußerlich und innerlich." — „Die Seele, dieweil ſie beladen iſt mit zeitlichen und gebreſtlichen Dingen, ſo iſt ſie nicht frei. Will ſie aber edel ſein und frei, ſo muß ſie zeitlicher Dinge ledig ſein." — „Niemand mag recht arm ſein, denn Gott mache ihn denn arm; Gott aber macht niemand arm, er ſei denn inwendig bei ihm und da wird dem Menſchen recht benommen, was Gott nicht iſt. Wer allerinnigſt iſt, der iſt der allerärmſte, denn Innigkeit und Armut ſtehen auf einem Punkt."*) Und Pſeudo-Tauler ſagt ſogar, man könne „einen Ueberfluß an zeitlichen Gütern haben und dennoch mit der innerlichen Armut begabt ſein." — Der Sinn dieſer tieferen Auffaſſung der „Armut" iſt klar: Wer ſein Herz nicht an die Dinge hängt, der findet den Weg zu Gott, wer arm iſt an Gelüſten, der wird reich in der Seele.

Hier will ich den Gegenſatz zwiſchen der naiven Religioſität, als deren Vertreter uns Franz von Aſſiſi gilt, und der Religion Eckeharts noch deutlicher hervortreten laſſen. Franziscus lebte ganz in den nächſten, ſichtbarſten Dingen, die Liebe zu aller Kreatur erfüllte ihn und beſtimmte ſein Leben. Auch im Myſtiker iſt die Liebe lebendig, aber es iſt die über das einzelne hinausgehende Liebe zu dem ewigen Urgrund. Im letzten Sinn lehrte Eckehart, entgegen dem überlieferten Chriſtentum und in Uebereinſtimmung mit der indiſchen Weisheit, daß die Seele in der Gottheit vergehen, daß alles endlich und einzeln Seiende aufhören müſſe. „Der höchſte Grad der Freiheit iſt: daß die Seele ſich erhebe über ihr Selbſt und mit allem, was ſie iſt, einfließe in den grundloſen Abgrund ihres Urbildes, in Gott ſelber."**) Und auch der größte Franziskaner Jacopone hat in ſeiner ekſtatiſchen Art ſo gefühlt. Die Seele iſt

Verzückt ins Unermeſſene,
Zum Untergang bereit . . .
Sie nimmt ihr Teil von allem
Durch Einung mit den Einen,
Mit dem ſie Eins muß ſcheinen,
Und ſagt: Das All iſt mein!
Die Riegel ſind gefallen,
Vollbracht iſt das Vereinen.***)

*) Noack I 214, 215, 238.
**) I, 26.
***) S. 367.

Digitized by Google

Bewußtsein und der überlieferten Religion, er meint noch lange „rechtgläubig" zu sein, wenn er längst auf neuem Boden steht; hat er doch der überlieferten Lehre alles entnommen, was ihn nähren konnte, was er neu zu beseelen vermochte. Das übrige bleibt ihm tot und fremd. (So sagt Jacob Böhme einmal, wie er mit dem alten Testamente nicht zurecht kommt: Hier liegt dem Mose ein Schleier vor den Augen! Vgl. auch den früher zitierten Ausspruch Eckeharts über Paulus.) Wenn der Mystiker verketzert wird, empfindet er dies als unbegreifliches Mißverständnis.

So schöpfen Mystiker und Reformator aus demselben Brunnen des unmittelbaren religiösen Bewußtseins. Aber der Grund dieses Brunnens ist unendlich tief beim Mystiker, näher der Oberfläche beim Reformator. Der wendet sich dann, seiner Sache gewiß, in die Welt, um zu bekehren und zu reformieren. Er hat etwas von einem Volksredner und Agitator, versteht alles Soziale, wirkt durch Wort und Tat und kann sich selbst seiner Ueberzeugung zum Opfer bringen. Der Mystiker bleibt einsam und unerkannt. Auch Luther, der ja von der deutschen Mystik nicht unabhängig gewesen ist, hat in seinen besten Augenblicken den Glauben an die historische Erlösung bekämpft. „Ein erdichteter Glaube ist es, der da hört von Gott, von Christo, von allen Geheimnissen der Menschwerdung und Erlösung, faßt dasselbige, wie er's gehört, weiß auch aufs allerfeinste davon zu reden, ist aber gleichwohl nicht mehr denn eitler Wahn, wird auch nicht mehr daraus, denn ein unnütz Hörensagen, davon das Herz nicht mehr behält, denn einen Ton oder Hall vom Evangelio, plaudert viel davon und ist auch gleichwohl kein Glaube, denn er erneuert oder verwandelt das Herz nicht, macht keinen neuen Menschen, sondern läßt ihn, wie er ihn gefunden hat, in seiner alten Haut, das ist in seiner vorigen Meinung und Wandel. Solcher Glaube ist überaus ein schädlich böses Ding."*)

Es ist das tragische Schicksal aller Religion, Kirche werden zu müssen. Am Anfang steht immer eine große Persönlichkeit und ihre Apostel fühlen noch einen Abglanz des ursprünglichen religiösen Erlebnisses — folget mir nach! Aber schon die zweite Generation braucht Zeugnisse, Ueberlieferung und plumpe Wunder, Berichte werden verfaßt und heilig gehalten — der Blick in die Vergangenheit ist da und hat die Stelle der Religion eingenommen. Die meisten Menschen wissen nichts von unmittelbarem religiösen Bewußtsein,

*) Nach Noack I 350.

Digitized by Google

ihre Rettung ist das Dogma, das allgemein anerkannte, in dem die Religion langsam erstarrt ist. Wenn ein neuer religiöser Schöpfer kommt, so fühlt man zuerst das andere in ihm und er wird verfolgt; das ist kein böser Zufall, sondern Notwendigkeit. Arnold von Brescia ist verbrannt worden, Franziskus ist „schließlich doch nichts als ein von der Kirche zu Gnaden angenommener Häretiker" (Thode) und Eckehart ist dem schon eingeleiteten Inquisitions-Prozeß nur durch seinen Tod entgangen.

Zum Schlusse noch eine Feststellung: es ist nicht historisches Interesse, das meine Aufmerksamkeit dem religiösen Bewußtsein der deutschen Mystiker aus dem 13. und 14. Jahrhundert zugewendet hat.

Digitized by Google

Falkenjagd.

Von

F. Kuntze.

„Die Falkenjagd" lautet die Ueberschrift des 4. Kapitels in Jakob Grimms Geschichte der deutschen Sprache. Die Geschichte des eigentümlichen Brauches, Falken und verwandte Raubvögel zu zähmen und zur Jagd abzurichten, wird darin verfolgt, und da das Buch, wie der Titel sagt, sich vorzugsweise mit der Entwicklung sprachlicher Vorgänge beschäftigt, auch die Bedeutung der Namen, die für diese Vogelgattung in Gebrauch waren oder noch sind, erörtert. Aber seit dem Erscheinen dieses Werkes ist schon mancher Tropfen Wasser ins Meer geflossen. Darum ist es kein Wunder, daß inzwischen die Ausführungen Grimms ergänzt und erweitert, auch stellenweise berichtigt sind. Das mag als Grund gelten, den Gegenstand, der freilich keineswegs aktuelle Bedeutung hat, sondern ganz und gar der Vergangenheit angehört, wieder vorzunehmen, die einzelnen Züge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, besonders auch zu zeigen, wie der in Rede stehende Brauch in der Literatur der Völker sich spiegelt, kurz einen Ausschnitt aus der Kulturgeschichte vergangener Zeiten zu geben.

Die Griechen und Römer haben die Kunst, Raubvögel zur Jagd abzurichten, nicht gekannt. Wohl kennen sie den Falken und seine Verwandten. In den Vergleichen und Gleichnissen der Homerischen Dichtungen erscheinen sie oftmals, um uns die Schnelligkeit irgendeines Vorganges zu verdeutlichen. So schnell wie Falken eilen Götter und Helden dahin, aber auch das Schiff, das den Odysseus aus dem Phäakenlande nach Ithaka bringt, wird vermöge seiner Schnelligkeit mit einem Falken verglichen. Der Falke ist ferner der schnelle Bote des Apollon, der z. B. dem Telemach von rechts her fliegend den Untergang der Freier verkündigt. Auch die Tochter

Digitized by Google

des Apollon, Phemonoe, nach der Legende die erste Priesterin in Delphi, bedient sich, wie Plinius angibt, einer Falkenart zur Weissagung, und in den Persern des Aeschylus erzählt Atossa, wie auf den Altar, auf dem sie opfern wollte, ein Adler zugeflogen sei, worauf ein Falke ihn ereilt und ihm mit seinen Klauen den Kopf zerfleischt habe, eine symbolische Ankündigung von der Niederlage des Perserheeres. Mehrere Ausdrücke hat die griechische Sprache für die hier in Rede stehende Vogelgattung. Außer der gangbaren Allgemeinbezeichnung ἱέραξ, die man, beiläufig gesagt, nicht, wie das früher geschehen, mit ἱερός heilig in Verbindung bringen darf, begegnen in den Homerischen Gedichten die Wörter κίρκος, ἄρπη und κόμβις, „den die Götter auch χαλκίς nennen". Dazu kommen bei Späteren, wie z. B. in den Vögeln des Aristophanes, noch einige andere Ausdrücke, die wir hier übergehen können.

Das lateinische Wort, das in seiner Anwendung etwa dem griechischen ἱέραξ entspricht, ist in der klassischen Zeit nicht etwa **falco**, — dies Wort erscheint erst im 4. Jahrhundert n. Chr. in der Literatur*) — sondern **accipiter** (auch **acceptor**), ein Wort, das man lange Zeit von **accipio** abgeleitet hat. Das ist natürlich verkehrt, schon deswegen, weil der Habicht oder Falke seine Beute nicht empfängt, sondern sie raubt. Das fragliche Wort ist in Wahrheit ein altüberkommenes Erbe, dessen Deutung freilich nicht ganz sicher steht — die einen erklären es als den schnell fliegenden, andere als den Taubenstößer —, das aber dann durch Volksetymologie in das gangbare **accipiter** verwandelt ist. In der lateinischen Poesie ist der so genannte Raubvogel gerade so heimisch geworden, wie in der griechischen, er dient aber in Vergleichen mehr dazu, die Gewaltsamkeit und die Raubsucht als die Schnelligkeit zu verdeutlichen, ja Ovid sagt einmal: **odimus accipitrem, quia semper vivit in armis.** Und das schon in der griechischen Dichtung vorkommende Bild, wie die Tauben oder andere Vögel vor dem herabstoßenden Falken oder Habicht flüchten, ist in der lateinischen Poesie geradezu typisch geworden.**)

*) Wenigstens wird es erst in dieser Zeit von dem Vogel gebraucht. Im älteren Latein bezeichnet **falco** einen Menschen, dem die große Zehe ungewöhnlich krumm gewachsen ist: **Falcones dicuntur, quorum digiti pollices in pedibus intro sunt curvati, a similitudine falcis.** (Festus.)

) Andere für gewisse Spielarten übliche Ausdrücke findet man in der Naturgeschichte des Plinius. Die bekannteren sind **buteo (der Mäusefalke) und **tinnunculus** (der Turmfalke). In diesen Gedankenkreis gehört auch die kleine Fabel von dem Falken und der Nachtigall bei Hesiod (Werke und T. 44) und in etwas veränderter Fassung und Moral bei Aesop (F. 9), worauf Aeschylus in den Schutzflehenden (V. 62) anspielt.

Digitized by Google

Allein die Kunst, Falken zur Jagd abzurichten, kannte man im Altertum, wie gesagt, nicht, wenigstens nicht im Abendlande, wenn es auch vorkam, daß man sich der Hilfe gewisser Raubvögel bediente, um kleinere Vögel zu erbeuten. So erzählt Aristoteles von einer in Thracien herrschenden Sitte folgendes: „Man schlägt", sagt er, „mit Stöcken auf das Röhricht oder Buschwerk, worin die Vögel sich aufhalten, und wenn sie dann erschreckt auffliegen, werden sie von Falken, die über ihnen in der Luft erscheinen, zurückgejagt, so daß sie von den Menschen mit Stöcken erschlagen oder mit den Händen gefangen werden können." Dergleichen Brauch kann wohl geübt worden sein, wenn Zugvögel in Massen an bestimmten Orten rasteten und auf ihrem Zuge stetig von Raubvögeln begleitet wurden. Und ähnliches mag auch der Römer Martial im Sinne haben, wenn er einmal sagt, ehemals sei der Falke ein Räuber gewesen, nun helfe er dem Vogelsteller, indem er die Vögel täusche. Ein anderer eben dahin zielender Bericht aus späterer Zeit, der sich in Oppians Gedicht vom Vogelfang findet, klingt so phantastisch, daß er füglich übergangen werden kann.

Soviel ist sicher: Erst im 4. Jahrhundert ist die Zähmung und Dressur von Raubvögeln zum Zwecke der Jagd urkundlich nachzuweisen. Da hören wir von dem Römer Firmicus Maternus, der einige Zeit nach Konstantin dem Großen ein Buch über Astrologie verfaßt hat, daß Menschen, die unter einer gewissen Konstellation geboren seien, rüstig, eifrig und findig sein, daß sie Pferde, Hunde, Habichte, Falken und andere Jagdvögel züchten werden. Dann mehren sich die Zeugnisse für die Falknerei. Der als Staatsmann und Philosoph, Dichter und Seelenhirte hoch gefeierte Sidonius Apollinaris, der zu Clermont im Lande der Arverner als Bischof gewirkt hat, spricht in seinen Briefen von der Falkenzucht wie von etwas ganz Gewöhnlichem. Und etwa hundert Jahre später erzählt Gregor von Tours, die beiden Römer Attalus und Leo hätten, als sie aus der Gefangenschaft der Franken entflohen, außer den nötigen Rossen auch einen Falken mitgenommen, ein Zug, den Grillparzer in seinem aus der angeführten Legende heraus gesponnenen Drama beseitigt hat. Um dieselbe Zeit wurde im Frankenlande bereits durch Konzilbeschlüsse dem Ueberhandnehmen des Falkensports zu wehren gesucht. Auch weiter nördlich war zu der Zeit, wo die Sagen von den Kämpfen der Sachsen und Thüringer entstanden, die Sitte der Vogelbeize bekannt. Bei der Belagerung der Stadt Scheidungen durch die verbündeten Sachsen und Franken bildet ein mit einem

Digitized by Google

Stoßvogel unternommener Weidgang eines Mannes der belagerten Partei eine merkwürdige Episode, die Widukind samt ihren verhängnisvollen Folgen ausführlich erzählt hat. In den deutschen Volksrechten wird der Falkenzucht mehrfach gedacht. Die lex Salica verbietet, einen Falken von einem Baum oder von einer Stange oder aus einem Verschluß zu stehlen, auch bei anderen Stämmen finden sich unter den Wergeldsbestimmungen solche für entwendete oder getötete Jagdvögel. Im 8. Jahrhundert steht die Zucht des Federspiels in Deutschland auf solcher Höhe, daß Beizvögel sogar ins Ausland exportiert wurden. Es ist kein geringerer als Bonifacius, der mit den angelsächsischen Königen Aethelbert und Athebold wegen der Uebersendung abgerichteter Falken und Habichte brieflich verhandelt hat. Denn auch in England wurde schon früh die Falknerei lebhaft betrieben, was nicht nur aus Beda, sondern auch aus mehreren Stellen angelsächsischer Dichtungen hervorgeht. So heißt es z. B. im Beowulf, daß im Hause eines Edlen, das nach dem Untergang des Geschlechtes verödet ist, kein Saitenspiel mehr erklingt, kein Beizvogel durch den Saal fliegt, kein schnelles Roß den Boden des Hofes stampft. In Deutschland aber verbot Karl der Große, der sonst ein großer Freund des Falkensports war, den Klerikern, Habichte und Falken zu halten.

Woher stammt nun aber die, wie es scheint, so plötzlich auftretende Sitte der Falkenjagd? Wäre sie von Italien ausgegangen, würden wir zweifellos genauere Nachrichten über ihren Ursprung besitzen, sie wird umgekehrt von Norden her, vermutlich durch das Gallier- oder Germanenland nach Italien gelangt sein. Aber waren Gallier oder Germanen auch die Erfinder des fraglichen Sports? Wären sie das, so müßte die Erfindung vor hundert, ja mehr als hundert Jahren nach Christi Geburt gemacht sein, denn keiner von den Römern, die sich vor dieser Zeit angelegentlicher um die Zustände in Gallien und Germanien gekümmert haben, weder Cäsar noch Plinius noch Tacitus, meldet etwas von der Sitte der Falkenjagd. Hätten sie dort etwas Aehnliches gesehen oder auch nur davon gehört, würden sie sich schwerlich darüber ausgeschwiegen haben. Gallien und Germanien scheinen überhaupt für den Ursprung der Vogelbeize nicht in Betracht zu kommen; wenn nicht alles trügt, stammt diese Jagdweise aus dem Orient, wo sie seit unvordenklichen Zeiten geübt worden ist. Schon im 7. Jahrhundert v. Chr. wird in assyrischen Inschriften der Falkenzucht gedacht. Auch die Tartaren und Turanier haben sie von Alters her gekannt; ja, sie scheinen

Digitized by Google

gar die eigentlichen Erfinder der Falkenjagd zu sein, da die Menschen, wie Bonnbéry sagt, auf der unabsehbaren Ebene schon früh auf ein Mittel sinnen mußten, wodurch sie den ihnen an Schnelligkeit so weit überlegenen Bewohnern der Luft und der Erde beikommen konnten. Bei den mongolischen Fürsten und in China hat Marco Polo die Falkenjagd angetroffen und gehört, daß die Sitte, mit Raubvögeln zu jagen, die übrigens noch heute in China bestehen soll, schon seit mehr als 2000 Jahren bekannt gewesen sei. Von Persien erzählt der Franzose Chardin in seiner Reisebeschreibung, daß es dort Brauch sei, Falken zur Jagd auf jegliches Getier, mit Ausnahme des Wildschweins, abzurichten, eine Notiz, woraus, beiläufig gesagt, Goethe das den Sprüchen des westöstlichen Divans angehörige Epigramm geprägt hat:

„Sich in Respekt zu erhalten,
Muß man recht borstig sein.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein."

Chardins Bemerkung deutet jedenfalls auf ein hohes Alter der Falkenjagd auch in Persien. Und nun erst Arabien. Dort, in einem Lande, das an Bodenbeschaffenheit den Steppen Turkestans gleicht, hat von jeher die Falknerei in höchster Blüte gestanden. Nimmt man dies alles zusammen, wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Brauch, Raubvögel zur Jagd abzurichten, aus dem Orient nach dem Abendlande gelangt ist, sei es über Byzanz, sei es auf anderen Wegen, jedenfalls einige Zeit vor der Regierung Konstantins des Großen.

Auffallend ist nur das eine: daß nämlich von all den im Abendland für die Jagdvögel jeglicher Art einheimischen Namen kein einziger orientalischen Ursprunges ist. Die meisten tragen unzweideutig germanisches Gepräge, einige sind erst in späterer Zeit nach Deutschland importiert. Habich(t) ist sicherlich ein altes germanisches Erbwort, das mutmaßlich von **hafjan** (heben, halten, lat. **capio**) herkommt und daher den Fasser bedeuten wird; es lautet im englischen **hawk**, ist auch ins keltische (**seboc**) übergegangen und erscheint im Nordischen als **haukr** (neuisländisch **haukur**, schwedisch **hök**). Ueber das Wort Falke freilich läßt sich nur sagen, daß es möglicherweise germanischen Ursprunges ist; es kommt nur auf dem Kontinent vor, fehlt dem Angelsächsischen und Nordischen — denn die Wörter **falcon** und **falki** sind spätere Eindringlinge aus dem Romanischen, beziehungsweise Deutschen — und eine sichere Deutung

Digitized by Google

ist noch nicht gefunden, so daß sich neuere Forscher wieder der alten, eine Zeitlang schon als abgetan geltenden Ansicht zuneigen, das Wort Falke sei lateinisches Lehnwort und bedeute, von **falx** herkommend, den Krummklauigen.*) Echtdeutsch sind jedenfalls die Wörter Sperber und Sprinze. Das eine ist entstanden aus **sparwari**, eigentlich **sparwaro**, d. i. der Sperlingsaar, weil sich der Vogel von Sperlingen, überhaupt von kleineren Vögeln nährt — im Englischen sagt man **sparrow-hawk** dafür, während die Romanen das deutsche Wort in die Formen **sparviere, esparaviere (esparver), épervier** umgebildet haben — das andere, das eigentlich den männlichen Sperber meint, während es später umgekehrt gewöhnlich für den weiblichen galt, will den Vogel als den gesprenkelten kennzeichnen. Und deutsch ist auch der alte, heute fast verschollene Name des Zwergfalken Schmerl, auch Merlinfalke (englisch **merlin**), der wiederum, und zwar in den Bildungen **esmerejon, smeriglione, émerillon**, romanisiert ist. Aus Skandinavien kam das Wort Geirfalke, womit man eine besonders hoch geschätzte Falkenart bezeichnete, die in Norwegen und auf Island heimisch ist (das Wort **geir** ist nordisch und kommt nicht etwa, wie man lange geglaubt hat, vom lateinischen **gyrus** her) und massenhaft nach dem Süden ausgeführt wurde. Norwegische Händler sind es, die in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolt den jungen Tristan entführen, als er, angelockt von ihren Waren, deren größter Reiz in allerhand wertvollem Federspiel besteht, sich auf ihr Schiff, um zu schauen und zu kaufen, begeben hat. Andere Ausdrücke lieferte der Süden, z. B. das Wort Lanner (**laniarius**) oder Pilgrim (**peregrinus**), d. i. der Wanderfalke, oder Terzel, auch Terz oder Terzfalke, das aus dem spätlateinischen **tertiolus** (italienisch **terzuolo** oder **terzeruolo**) stammt. Das Wort galt zunächst von jedem Beizvogel, später meistens nur vom Sperber; es ist wohl aus der Falknersprache hervorgegangen und ist, wie es scheint, auf den alten Aberglauben zurückzuführen, daß von drei Nestlingen immer auf zwei Weibchen ein Männchen (der Drittling) käme. Dazu kommt noch der Sacker oder Sackerfalke, der, aus Arabien stammend, seinen fremdartigen

*) So namentlich auch Suolahti (die deutschen Vogelnamen). Dann müßte mit dem Namen falco zunächst nur der Jagdvogel gemeint sein. Der Ausdruck könnte, wie mich dünkt, wohl aus der Falknersprache stammen, er könnte von Menschen, die sich des Spitznamens falco (s. oben) erfreuten, leicht auf den krummklauigen Stoßvogel als ein Witzwort übertragen sein. So angesehen, wäre das Wort falco, wenn es vom Vogel gebraucht wurde, richtiges Jägerlatein.

Digitized by Google

Namen, der lange Zeit ganz verkehrt vom lateinischen **sacer** abgeleitet wurde, von dort mitgebracht hat.*) Echtdeutsch ist aber wieder das Wort, das die für den Beizvogel bestimmte Lockspeise bedeutet, nämlich Luder; es ist vermutlich von laden abzuleiten und hat mitsamt dem dazu gehörigen Adjektivum lüderlich einen so eigentümlichen, aber doch leicht erklärlichen Bedeutungswandel **in partem deteriorem** durchgemacht, der auch ins moralische Gebiet hinübergreift. In Italien ist daraus **logoro** geworden, in Frankreich **leurre** (englisch **lure**). Deutsch ist auch das in der Falknerei gebrauchte Wort beizen; es ist das **causativum** zu beißen und bedeutet also eigentlich beißen machen, nämlich den Falken, dann mit stark erweitertem Begriffsinhalt mit Raubvögeln jagen.

Soviel ist klar und erhellt schon aus der Fülle der eben besprochenen Ausdrücke: auf der Höhe des Mittelalters wurde die Falkenjagd in der abendländischen Welt von Skandinavien und Island bis zur Meerenge von Gibraltar und zum goldenen Horn geübt. Sie war der Lieblingssport der ritterlichen Gesellschaft, ja sie galt als Vorrecht des Adels, so daß in Deutschland wenigstens den Bauern der Fang und die Schädigung aller Jagdvögel bei Strafe verboten war. Zu der Kurzweil und dem Schmuck, der einem glänzenden Fürsten- und Königshofe geziemte, gehört auch das Federspiel. Die Verse im Gedicht vom König Rother:

ime (dem König) dienent snelle helde,
scal unde vederspil
des ist in mînes herren hove vil,
ros unde juncfrouwen
und ander rîters gezouwe,
des vlîzet sich mîn herre

haben eine vorbildliche Bedeutung, und es ist gewiß bezeichnend, daß, wie wir in mittelalterlichen Gedichten lesen, nicht selten dem tüchtigsten Speerkämpfer oder der schönsten Dame als Preis ein Jagdvogel, ein Habicht oder Sperber, zuerkannt wurde. Denn auch Frauen beteiligten sich — oft mit leidenschaftlichem Eifer — an dem beliebten Sport, man weiß, daß Kaiser Maximilian seine beiden Gattinnen, Maria von Burgund und Blanka Sforza, durch Unfälle auf der Reiherjagd verloren hat. Wenn in Hebbels Nibelungen Kriemhild den Wunsch äußert, mit auf die Jagd zu ziehen, die für

*) Das Wort Bussard (franz. bussard, lat. buteo) erscheint erst im 16. Jahrhundert.

Digitized by Google

Siegfried so verhängnisvoll werden soll, und dieser zustimmend ausruft: „den Falken her!", so ist das, wiewohl gegen die Ueberlieferung, doch ein echter Zug, ebenso echt ist die hübsche Szene in Scheffels Juniperus, wie Rothraut sich von dem Falkenmeister in den Künsten der Falkenzucht unterweisen läßt, ungeduldig der Zeit harrend, wo auch sie mit Roß und Beizvogel zur Reiherjagd ausziehen wird. Einen neuen Aufschwung nahm die Zucht der Jagdvögel, als infolge der Kreuzzüge die abendländische Welt in nähere Berührung mit der Kultur der Araber trat. Das Buch, das Kaiser Friedrich II. über die Falkenzucht (**de arte cum avibus venandi**) geschrieben hat, ist durchaus unter dem Einfluß arabischer Lehrmeister entstanden. Von den Arabern entlehnte man auch den Gebrauch der Falkenhaube, aus Arabien kam auch die hochgeschätzte Falkenart, der wir schon oben gedacht haben.

Auf die Kunstgriffe, die man bei der Zähmung und Abrichtung der Jagdvögel anwandte, brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Man weiß ja, daß die Tiere geblendet wurden, indem man ihnen die Augen zunähte oder ihnen die eben erwähnte Haube aufsetzte, daß man sie auf der Hand trug und fütterte, um sie so an den Träger wie an die dargebotene Nahrung, „das Luder", zu gewöhnen, daß man ihnen allmählich die Augen wieder öffnete, indem man langsam die Nähte entfernte oder die Haube lockerte und zuletzt abnahm, daß man sie endlich abrichtete, auf den Lockruf zu hören und das Luder statt der erjagten Beute zu nehmen.

Wenn es dann auf die Jagd ging, saß der Jäger hoch zu Roß; der Falke wurde von der Stange, an die er für gewöhnlich gefesselt war, losgebunden und erhielt seinen Platz auf der behandschuhten Faust des Reiters, gewöhnlich war es die linke,*) während die Hunde neben dem Roß herliefen. Es gibt verschiedene Bilder, auf denen solche Jagdszenen dargestellt sind. Die sogenannte Manessische Handschrift der Minnesänger hat deren mehrere, es sind mit die schönsten der ganzen Sammlung. Da sehen wir den Markgrafen Heinrich von Meißen in prächtiger Kleidung auf einem stattlichen Roß, wie er, die linke Hand erhebend, dem fliegenden Falken nachschaut, der schon seine Beute, einen Reiher, gepackt hält; ein Knabe, ebenfalls beritten, mit einer Gerte in der Hand, begleitet ihn,

*) In einer der gegen Neidhart von Reuenthal gerichteten anonymen Trutzstrophen wird die linke Hand als diejenige bezeichnet, auf welcher der gesprenkelte Vogel seinen Platz hat; dagegen meint der spanische Ausdruck **mano del gavilan** (Sperberhand) die rechte.

Digitized by Google

ein zweiter Reiher liegt am Boden und verendet in den Fängen eines auf ihm sitzenden Falken. Aehnlich ist das Bild, das den jungen Konradin auf der Jagd darstellt. Auch er, die Krone auf dem Haupt tragend, schaut einem fliegenden Falken nach, während sein Begleiter den seinigen noch auf der Hand trägt. Der Minnesinger Werner von Teufen reitet neben einer Dame, die einen Falken auf der behandschuhten Linken trägt. Er umfaßt sie mit der linken Hand, die rechte liegt locker am Zügel. Ein anderes Bild zeigt uns den Dichter Konrad von Alstetten, wie er, seinen Falken auf der Hand, anscheinend müde von der Jagd, unter einem Baum sich streckt, indem er den Kopf in den Schoß seiner Begleiterin gelegt hat, die ihn mit den Armen umfaßt. Einen ganzen Jagdzug aber finden wir dargestellt auf einem Elfenbeinrelief, das zu der im Schlosse Wallerstein in Bayern aufbewahrten Sammlung der fürstlich Oettingenschen Familie gehört. Während zwei bekränzte Frauen von den Zinnen herabschauen, zieht das Jagdgefolge zum Burgtor heraus, inmitten der Nebenfiguren zwei Paare, Herren und Damen zu Roß. Das eine Paar ist in lebhafter Unterhaltung begriffen, wobei der Ritter den Bogen hält, während die Frau den Falken auf der Hand trägt; die andere Dame hat den Falken schon steigen lassen, sie hält ihn aber noch am Riemen fest. Auch in dem Zuge der Edlen auf den ehemals irrtümlicherweise dem Orcagna zugeschriebenen Gemälde **il trionfo della morte**, das einen Schmuck des **campo santo** zu Pisa bildet, sieht man einzelne Falken auf der Hand von Herren und Knechten. Erwähnung verdienen auch einige hierher gehörige bildliche Darstellungen, die in England und Frankreich entstanden sind. Schon in einer angelsächsischen Handschrift aus dem 9. oder dem Anfang des 10. Jahrhunderts befindet sich eine Miniatur, die eine sehr individuelle Szene darstellt: an einem Gewässer, an dem sich Enten und Reiher aufhalten, sieht man einen Edlen mit dem Falken auf der Faust, weiterhin einen Falkner, der im Begriff ist, seinen Vogel zu werfen. Zwei Bilder aus dem 14. Jahrhundert zeigen Frauen, die, hier zu Fuß, dort zu Pferde, dem Falkensport obliegen. In Frankreich aber sind besonders bedeutsam die Abbildungen, die das zu Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßte **Livre du Roy Modus et de la Reine Racio**, das älteste Falknerbuch des Landes, enthält. Unter ihnen beziehen sich zwei auf die alte, vielberufene Rivalität zwischen dem Jäger und dem Falkner: auf dem einen wird der Streit von den beiden Vertretern beider Berufsarten in handgreiflich schlagender Weise geschlichtet,

Digitized by Google

auf dem anderen bildet er, nach der Erklärung des Textes, den Gegenstand einer akademischen Erörterung zwischen zwei Damen.*)

Aehnlichen Szenen begegnen wir auch im Norden, wenn nicht auf Bildern, so doch in der Dichtung und Sage. Auch hier gehören Falke oder Habicht neben Roß und Meute zur Ausstattung des weidfrohen Helden. Sigurd — so erzählt die Völsungasaga — ritt eines Tages zu Walde mit seinen Hunden und Habichten und großem Gefolge. Da flog ein Habicht auf einen hohen Turm und setzte sich neben das Fenster, an dem ein schönes Weib, nämlich Brunhild, saß. König Hrolf Kraki schreitet mit seinem Gefolge in die Halle König Adils. „Sie hatten ihre Habichte auf den Achseln, und das galt in dieser Zeit für eine große Pracht, aber König Hrolf hatte den Habicht, der Hâbrôk (der Hochgehoste) hieß".**) Und Brunhild, die Walküre, läßt mit Sigurds Leiche außer Sklaven und Pferden auch Hunde und Habichte verbrennen.***). Die gleiche Rolle spielt der Jagdvogel in der Literatur Englands und der romanischen Völker. Es ist geradezu typisch, wenn Chaucers wackerer

*) Noch zwei curiosa mögen hier erwähnt werden. Es gab Falknerkartenspiele, bei denen die Farben, die heute gewöhnlich als Treff, Pique usw. bezeichnet werden, nach den wichtigsten Stücken der Falkenjagd, dem Falken, dem Reiher, dem Windspiel und dem Federspiel (Federspiel ist ein anderer Ausdruck für Luder) benannt wurden. König, Dame, Ober und Unter erscheinen in verschiedenen Situationen der Falkenjagd, außerdem sind die Farben verschieden. Die Kleider auf der Falknergruppe sind rot, die der Reihergruppe gelb, die der Windhundgruppe blau und die der Federspielgruppe grün. Ein solches Kartenspiel befindet sich in der k. k. Ambraserssammlung in Wien; man nimmt an, daß es im 15. Jahrhundert in Burgund entstanden ist. — Zweitens: Auf einem Marmormonument in Neapel erscheint der Tod als Falkner. Das Skelett, das zwei Kronen auf dem Haupte trägt, hält den Falken in der Linken, das Luder in der Rechten. Dies wie das im Text über die englischen und französischen Bilder Gesagte entnehme ich der Abhandlung A. R. v. Pergers: Zur Geschichte der Falkenjagd in den Sitzungsberichten der K. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. XXXI, S. 376 ff.

**) In der Edda (Grimnismal 44) wird Hâbrôk ebenfalls als Eigenname gebraucht. Wie Ygdrasil der beste unter den Bäumen ist, Skidbladnir, das beste Schiff, Odin der beste der Asen, Sleipnir das beste Roß, Bifröst die beste Brücke, Bragi der beste der Skalden, so ist Hâbrôk der beste der Habichte und Garmr der beste der Hunde.

***) Auch außerhalb Skandinaviens z. B. in Preußen und Litthauen, war es üblich, außer Sklaven, Pferden und Hunden auch Falken oder Habichte mit der Leiche des Herrn zu verbrennen. In mehr als einer Hinsicht interessant ist ein Bericht Thietmars von Merseburg in seiner Chronik (I, 9). Danach hätte sich alle 9 Jahre im Monat Januar das Volk in Lethra, jener alten Kultstätte auf Seeland, die in der Nähe des jetzigen Roeskilde gelegen war, versammelt und den Göttern 99 Menschen und ebenso viel Pferde samt Hunden und Hähnen statt der Falken (pro accipitribus oblatis soll wohl heißen wenn die vorhandenen Falken nicht reichten) geopfert. Man denkt auch an eine Stelle in Tegnérs Frithjofssage: Nog svika lungans tecken i offrad falk.

Digitized by Google

Sir Thopas, den grauen Gänsehabicht auf der Hand haltend, auf die Reiherjagd reitet.*) Und um nur ein Beispiel aus der Dichtung der Troubadours anzuführen, es ist Bertran de Born, der der geliebten Dame zuruft: „Auf den ersten Wurf will ich meinen Sperber verlieren, auf der Faust sollen Wachtelgeier mir ihn töten, davonschleppen und vor meinen Augen rupfen, wenn ich die stete Sehnsucht nach dir, bei der meine Gedanken wohnen, höher schätze als die Liebe und Lagerstätte einer anderen!" In einer spanischen Romanze aber aus dem Zyklus des Cid, die in mehreren Fassungen vorliegt, klagt Jimene dem König, daß Rodrigo, der Mörder ihres Vaters, jeden Tag an ihrem Hause vorbeireite, auf der Faust den Falken tragend, der ihre Tauben erwürge, so daß ihre Schürze von dem Blut ihrer Lieblinge gerötet sei — ein Motiv, das auch Herder in seiner Nachdichtung in wirksamster Weise verwendet hat.**) Auch Dante verrät seine Vertrautheit mit der Falkenjagd, wenn er im Inferno sagt:

„Gleichwie ein Falk, wenn er nach langem Wiegen
In hoher Luft nicht Raub noch Lockbild sieht
Und ihn der Falkner ruft herabzufliegen,
So schnell er stieg, so langsam niederzieht,
Dann zürnend seinem Herrn auf luft'gen Pfaden
Im Bogenflug zum fernsten Baume fliegt,
So setzt uns an den steilen Felsgestaden
Geryon ab."

Und Boccaccio hat den Umstand, daß ein verarmter Edelmann seinen trefflichen Falken, der ihm als einziger Freund und Genosse in der Trübsal geblieben ist, ebenso zärtlich liebt, wie derselbe von dem Sohn einer von ihm geliebten Dame leidenschaftlich als Eigentum begehrt wird, zum Hebel einer rührsamen Geschichte — es ist die 49 des Dekamerone — gemacht.***)

*) Aehnlich heißt es im Liede the squire of low degree:
Homward thus schal ye ryde
On hauking by the ryvers syde
With goshauk and with gentil fawcon,
With buglehorn and merlyon.

**) Primavera y flor de Romances, I S. 39 ff.

***) In einer anderen Novelle des Dekamerone wird erzählt, wie eine Dame, um ihren amante von der Aufrichtigkeit ihrer Neigung zu überzeugen, auf dessen Verlangen den Lieblingsfalken ihres Gemahls tötet, aus seinem Bart ein Büschel Haare rupft und ihm einen Zahn zieht. Ein Motiv, das sich bekanntlich mit den entsprechenden Abweichungen in Wielands Oberon findet. Dagegen gehört die Geschichte von dem Falken und der Falkin in den Canterbury Tales nicht mehr hierher, weil dort keine Jagdfalken gemeint sind und das Ganze eine Fabel, noch dazu ohne charakteristische Züge ist.

Digitized by Google

Fast noch bedeutsamer als bei Germanen und Romanen tritt der Falke im Leben der Slaven hervor. Die Dichtung namentlich der Südslaven legt beredtes Zeugnis dafür ab. Roß und Falke erscheinen gewöhnlich gepaart als der beste Besitz eines Helden.

„Leicht kannst du ihn ja beschenken, Vater,
Haben ja genug der Ross' und Falken,
Mützen auch und Federn eine Menge",

heißt es in einem serbischen Volksliede. Und in einem anderen:

„Und zum Bräutigam beginnt der Bruder:
Zum Geschenk empfange Roß und Jungfrau
Und des Rosses Schmuck so Gold als Silber,
Zum Geschenk auch diesen grauen Falken."

Um ein schwarzes Roß und einen grauen Falken entsteht ein heftiger Erbschaftsstreit zwischen zwei Brüdern. Einen Heldenhelm trägt er, heißt es in einem russischen Liede, auf dem Helm einen Falken, auf dem Rücken einen Köcher. Selbst die Braut trägt, wie ein serbisches Lied erzählt, als sie heimgeführt wird, auf dem Rosse sitzend, einen Falken auf der Hand.

In der Bildersprache der mittelalterlichen Dichtung hat der Falke und anderes Federspiel seinen Platz so gut wie im Altertum. Ueberlieferte Bilder werden wiederholt, wie die Flucht der Tauben oder anderer Vögel vor dem räuberischen Falken oder Habicht. Der Ritter stürmt im Turnier oder im Ernstkampf auf seinem Rosse so schnell heran, wie ein Falke fliegt, oder er trachtet nach Ehre, wie das Federspiel in der Luft nach Beute trachtet. Nicht selten wird auch das Verlangen oder die Freude des Herzens mit einem Falken verglichen, der sich emporschwingt, wie noch im Volksliede:

„Mein Herze das gleicht
Dem Falken, der steigt
Und die Vögel jagt über die Heide."

Das Herz eines Mädchens wird von der Minne gelockt, wie ein Federspiel vom Luder gereizt wird, und noch pretiöser: die Minne trachtet nach dem Herzen, wie der Edelfalke alles Minderwertige verschmäht und nur das Herz des Wildes begehrt, und was dergleichen mehr ist. In einem stimmungsvollen Liede aus der Frühzeit des Minnesanges vergleicht sich eine liebende Frau mit frei fliegenden Falken. Sie steht allein und schaut über die Heide nach

Digitized by Google

ihrem Liebsten aus. Da sieht sie Falken fliegen und spricht: „Wohl dir, du Falke, der du fliegst, wohin du magst. Du suchst dir im Walde einen Baum aus, der dir gefällt. Also habe auch ich getan: ich habe mir einen Liebsten erkoren, den wollen mir jetzt schöne Frauen streitig machen. O weh, warum tun sie das? Ich mißgönne doch ihnen ihre Trauten nicht." Ueberhaupt werden schöne Frauen öfter mit Falken verglichen. Es ist noch recht realistisch, wenn einer der frühesten Minnesänger, der Küernberger, sagt:

Wîp unde vederspil
die werdent lîhte zam,
swer si rehte lucket,
sô suochent si den man; *)

aber in die Zeit der Vollblüte des Minnesanges mit seinem verstiegenen Frauenkultus und seiner tändelnden Formsprache fühlen wir uns versetzt, wenn wir lesen, wie Gottfried von Straßburg die schöne Isolde als ein Federspiel bezeichnet, das die Minne selbst sich zur Lust geschaffen habe. Besonders sind es die hellen Augen des Falken, die zum Vergleich herausfordern.

„Si liez ir ougen umbe gân
Also der valke ûf dem aste"

sagt wiederum Gottfried von Straßburg von der Isolde, und in einem späteren namenlosen Gedicht heißt es geradezu: „sie trug zwei Falkenaugen". So wird auch das nordische haukfránn (habichtglänzend) von den Blicken eines schönen Mädchens gebraucht, und auch in der romanischen Poesie ist der Vergleich anzutreffen. Wie denn z. B. eine der schönen Erzählerinnen des Dekamerone außer den üblichen goldblonden Haaren, der lilienweißen Hautfarbe, den rosenroten Wangen mit den rubinroten Lippen auch Augen, die denen eines Falken gleichen, im Kopfe hat. Besonders häufig und wirksam erscheint der Vergleich in slavischen Volksliedern, wie z. B.:

*) Das Motiv wird später erweitert und vergröbert. Ein mittelalterlicher Dichter, Heinzelin von Konstanz, sagt: Den sperwer und das hebechlin mit blôzer hant mac nieman vân, er muoz ein luoder drinne hân. Und so entsteht das Sprichwort: Man lockt keinen Habicht oder Falken oder Sperber mit leeren Händen. Ebenso englisch, schon bei Chaucer, z. B. with empty hand men may noon hawkes lure. Zunächst auf die Weiber bezogen, erhält es zuletzt den Sinn, den Goethe in den Versen ausdrückt: „Hand wird nur von Hand gewaschen; wenn du nehmen willst, so gib."

Digitized by Google

„O du Lockung, süße Jünglingslockung,
Väterliche Tochter, schönes Mädchen,
Deine Blicke, deine Falkenblicke,
Deine zobelgleichen Augenbrauen
Und die blonden Haare, die dich schmücken,
Haben hergereizt zu dir den Jüngling,
Den Unseligen herbeigezogen."

Oder:

„Saßen zwei junge, reizende Schönen am Ahornbaum,
Was für prächt'ge Falkenbraun sie hatten."

Und das serbische Mädchen sagt:

„Falkenaugen hab' ich, mit den Augen
Bin ich wert und lieb dem ganzen Stamme,
Mehr als allen Osman Agas Herzen,
Falkenaugen hab' ich, Teufelsaugen."

Hin und wieder bildet auch die äußere Haltung und die sorgfältige Kleidung den Vergleichungspunkt. Da ist es wieder Isolde, die, schlank gewachsen und aufrecht schreitend, mit einem Sperber verglichen wird, und in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg stößt man auf folgende Stelle:

Medêa diu vil clâre
Lancseime kam geslîchen in,
Gestreichet als ein velkelîn,
Dem sîn gevidere ebene lît.

Auch dergleichen begegnet wieder in der romanischen Poesie. Ja, noch bei Shakespeare erscheint gelegentlich die Frau unter dem Bilde des Federspiels. Othello sagt zu Jago von der Desdemona:

Find' ich dich verwildert, Falk,
Und sei dein Fußriem mir ums Herz geschlungen,
Los geb' ich dich, fleug hin in alle Lüfte
Auf gutes Glück.

Und in „Viel Lärm um nichts" wird der spröde, wilde Sinn der Beatrice mit einem ungezähmten Falken verglichen.

Wenn es sich in den eben angeführten Fällen um knappe Vergleiche mit prägnantem Vergleichungspunkt handelt, ist von einem unbekannten Dichter des 14. Jahrhunderts das beliebte Motiv zu einer breiten allegorischen Erzählung ausgesponnen. Das Gedicht trägt den Namen „Der Minne Falkner" und ist eine Nachahmung

Digitized by Google

der „Jagd“ des bayrischen Dichters Hadamar von Laber. Ein Falke, das ist die treulose Geliebte, ist seinem Herrn entflohen und wird von diesem verfolgt, ohne daß es ihm gelingt, trotz aller Lockmittel und allem Zuruf den Flüchtling wieder einzufangen. Wohl mahnt der alte erfahrene Falkner, der dem ungestümen Weidmann begegnet, er möge von der fruchtlosen Jagd ablassen und seine Leidenschaft beherrschen. Trotzdem setzt jener die Verfolgung über Auen und Heide fort, indem er selbst die steinigen Wege so eben findet als eben gemähte Matten. Was ihn tröstet und seine Mühe versüßt, ist die unverwüstliche Hoffnung, sein Ziel dennoch zu erreichen und sich die Gnade der Geliebten — hier fällt der Dichter, wie so oft, aus dem Bilde — zu erwerben. Eine eigentümliche Dichtung, die jedenfalls wie ihr Vorbild dem Zeitgeschmack entgegenkam, auch manchen sinnreichen und wirksamen Zug enthält, aber doch schon des fremdartigen Gegenstandes halber heute keine rechte Teilnahme mehr erwecken kann.

Aber nicht nur Frauen werden gern mit dem flüchtigen Federspiel verglichen; der Falke ist auch das Bild des Mannes, des hellāugigen, scharfblickenden Helden, des Geliebten.

„Ja brinnent im die ougen sîn
reht in sînem houbet
als einem wilden velkelîn“

lesen wir in einem mittelalterlichen Spielmannsgedicht. Jedermann kennt den Traum Kriemhilds im Anfang des Nibelungenliedes. Der Falke, den sie gezogen hat, ist von zwei Adlern zerrissen. Das deutet auf den gewaltsamen Tod ihres zukünftigen Gemahls. Dasselbe Bild finden wir in dem bekannten Falkenliede des Kürenbergers. Eine Frau erzählt, wie sie sich einen Falken gezähmt und sein Gefieder mit Golddrähten umwunden und geschmückt hat. Aber er fliegt ihr davon, in andere Lande, das heißt er findet eine andere Herrin. Später sieht sie ihn fliegen mit noch reicherm Goldschmuck im Gefieder und seidenen Riemen an den Füßen. Wird der Ungetreue zurückkehren? Vielleicht — vielleicht aber auch nicht. Wie dem auch sei, sie spricht den Wunsch aus, daß Gott alle, die sich herzlich lieb haben, vereinen möge. Das Gedicht ist später mehrfach nachgebildet und variiert worden, auch in der italienischen und französischen Dichtung findet sich das dankbare Motiv. Auch hier ist wieder Shakespeare zu nennen. Als sich Romeo nach dem Stelldichein im Garten zurückziehen will, wünscht sich Julia eines Jägers

Digitized by Google

Stimme, um den edlen Falken wieder herzulocken. Das Volkslied, dessen erste Strophe lautet: „Wär' ich ein wilder Falke, ich wollt' mich schwingen auf und wollt' mich niederlassen vor meines Grafen Haus", mag der Nachklang solcher Vorstellungen sein, wiewohl es im übrigen ganz und gar seine eigenen Wege geht.

Viel geläufiger aber als allen anderen Nationen ist der hier besprochene Vergleich den Slaven. Ja im Slavischen bedeutet **sokol**, d. i. Falke, auch heute noch den rüstigen, frischen jungen Mann. Man kennt die Sokolvereine, in denen Turnen und anderer Sport getrieben wird, vielleicht auch noch andere Ziele verfolgt werden. Und so wird auch in der Dichtung der Jüngling, der Mann, der Krieger und der Held oft mit dem Falken verglichen und ihm gleichgesetzt.

„So vereinet ziehn die drei Woiwoden,
Drei Woiwoden wie drei graue Falken"

heißt es in einem serbischen Liede, und in einem anderen:

„Also war das Kriegsheer vorbereitet,
Als aufs Amselfeld die Türken fielen.
Vor mit einem tapfern Heer rückt Bogdan
Mit den Söhnen, den neun Jngowitschen,
Schnell und kühn, neun graue Edelfalken."

Eine serbische Landschaft wird geradezu als das Nest der Falken bezeichnet, und das Hochzeitlied, das gesungen wird, wenn der Brautzug im Hause des Bräutigams ankommt, lautet:

„Kommt der Falke, bringt die Falkin,
Heil der Mutter! Golden sei ihr Flügel."

Ein slovakisches Mädchen bereut es, daß sie den edlen Falken für einen Pfau dahingegeben hat, und eine Russin klagt, da sie vom Liebsten verlassen ist, mit folgenden beweglichen Worten:

„Mein Geliebter, meine schöne Sonne,
Heller Falke, goldbeschwingter Adler,
Schon vermißt mein Aug' dich eine Woche,
Eine Woche, seit der Gram ihm nahte,
Sieben Tage, seit die Lust enteilte,
Die in tiefes Leid sich hat verwandelt.
Du erkennst nicht mehr dein treues Mädchen,
Das verwelkt, wie Rosen ohne Regen."

Digitized by Google

Ist der gefiederte Jagdvogel so, wie Weinhold sagt, das Bild des freien, stolzen Sinnes und hohen Strebens, so bedeutet er hier und da, wenn er seiner Federn beraubt ist, die Schutzlosigkeit und die dadurch bedingte Bedrängnis. So wenigstens bei den Germanen des Nordens. Ziemlich bekannt ist die Sage von Randver, dem Sohne Jörmunreks (d. i. Ermanrich), der vom eigenen Vater infolge grundloser Beschuldigungen zum Tode am Galgen verurteilt, diesem einen gerupften Habicht sendet, um anzudeuten, daß er, von seinem Vater verstoßen, nun dem entfiederten Jagdvogel gleiche. Umgekehrt sendet Olaf Trygvason seiner Schwester Astrid einen gerupften Habicht, weil sie sich weigert, eine von ihm gewünschte Ehe einzugehen, worauf sie sich dem Wunsche des Bruders fügt, um nicht das Geschick des Vogels zu erleiden.

Als Bild des Mannes oder der Frau ist der Falke auch ein beliebtes Traummotiv. Ueber den Traum Kriemhilds ist schon gesprochen. Denselben Traum hat — mit geringfügigen Abweichungen — in einer spanischen Romanze Alda, die Gemahlin des Don Roldan, d. i. Roland. Er wird ihr von einer Dienerin gedeutet, und am nächsten Morgen erhält sie die Nachricht, daß ihr Gemahl in der Schlacht bei Roncesvalles gefallen ist. Aus dem Nibelungenlied entlehnt, aber mit entschiedener Aenderung des Grundmotivs, erscheint der Traum in der unvollendeten oder unvollständig erhaltenen mittelhochdeutschen Dichtung Reinfrit von Braunschweig, deren unbekannter Verfasser mit beispielloser Redseligkeit die Geschicke seines Helden berichtet, in dem man leicht trotz aller Zutaten und Umschmelzungen die Gestalt Heinrichs des Löwen erkennt. Als dieser sich zu einer Fahrt ins heilige Land rüstet, sieht seine Gemahlin Yrkane gerade wie Kriemhild im Traum, wie ihr von ihr selbst gezähmter Lieblingsfalke von zwei Adlern verfolgt und gepackt wird; aber statt von ihnen zerrissen zu werden, entkommt er nach Verlust etlicher Federn durch die Flucht und entschwindet den Blicken der Träumenden. Voll trüber Ahnung erzählt diese den Traum ihrem Gatten. Der aber, sie tröstend, bezieht den Traum auf seine bevorstehende Kreuzfahrt, indem er sagt, er dürfe hoffen, nach Erduldung einiger Widerwärtigkeiten glücklich zurückzukehren. Wie sich dies erfüllt, erfahren wir nicht, da das Gedicht, wie gesagt, unvollständig ist. Man darf aber als sicher annehmen, daß der Dichter im Sinn hatte, seinen Helden in die Heimat zurückzuführen und die Wiedervereinigung der Gatten in derselben Weise zu schildern, wie sie in der bekannten Sage von Heinrich dem Löwen dargestellt

Digitized by Google

ist. Auf eine Stelle der Spielmannsdichtung Salman und Morolf soll nur kurz hingewiesen werden. Da träumt die Königin Salme, daß ihr zwei Falken auf die Hand fliegen; sie deutet den Traum selbst recht unvermittelt und willkürlich auf die Geburt eines Sohnes.

Aber auch Männer haben solche Träume. Im Gedicht vom König Rother erzählt der König Konstantin, er habe geträumt, daß ein Falke aus Rom gekommen sei und ihm seine Tochter entführt habe. Der Traum geht in Erfüllung: der Falke ist der König Rother, der in der Maske eines vertriebenen Grafen schon in Byzanz weilt. In der nordischen Gunnlaugssaga hat der Bonde Thorstein einen Traum, worin außer Schwan und Adlern auch ein Falke vorkommt. Ein Schwan sitzt auf dem Dach seines Hauses, dessen Gunst zwei aus verschiedenen Richtungen herfliegende Adler gewinnen wollen. Daraus entsteht ein erbitterter Kampf, so daß beide Nebenbuhler tot vom Dache fallen. Da kommt ein Falke von Westen her geflogen, der nun mit dem Schwan vereint davoneilt. Der Schwan ist Thorsteins Tochter, die schöne Helga, die Adler ihre beiden Liebhaber, die Skalden Gunnlaug mit dem Beinamen Schlangenzunge und Hrafn. Sie töten sich gegenseitig im Holmgang, worauf ein dritter, der Bonde Thorkell, die anfangs widerstrebende Jungfrau, die dem Gunnlaug zugetan und ihm versprochen war, heimführt. Lustiger ist der Traum, den der Troubadour Guiraut von Borneil hat. Er träumt von einem wilden Sperber, der sich auf seine Faust setzt, als ob er abgerichtet und gezähmt wäre. Den Traum erzählt er seinem Freunde, und dieser deutet ihn so, daß er eine Freundin von hohem Rang gewinnen werde.

Wie andere Vögel, übernehmen auch Falken gelegentlich die Rolle eines Boten, besonders um den Verkehr zwischen Liebenden zu vermitteln. Man band dem Vogel zu diesem Zweck gewöhnlich einen Sack, in dem ein Brief verwahrt war, mittelst einer Schnur unter dem einen Flügel fest. In einem Gedicht des Mittelalters „Wilhelm von Oestreich", sendet der Held mit Falkenpost seiner Geliebten einen Gruß in die belagerte Burg. In einer anmutigen schottischen Ballade wird erzählt, wie ein Taubenfalke einen Brief seines Herrn zu dem fernen Mädchen in Südengland trägt, worauf sie den Vogel mit den aus ihrem Haar gelösten Bändern und andern Liebeszeichen zurückschickt. Vor allem kommt auch hier wieder das slavische Volkslied in Betracht. „Schreib ich einen Brief an meinen Vater, sagt ein serbisches Mädchen „geb ihn meinem grauen Edelfalken, daß er schnell ihn nach Venedig trage". Besonders

Digitized by Google

schön kommt das Motiv in einem Liede zur Geltung, dessen Held der schöne Elias ist. Während er fern von der Heimat mit seinem Boot auf der Donau weilt, sitzt sein junges Weib einsam zu Hause. Da sendet er ihr Botschaft durch einen Falken. Er bindet ihm ein Briefchen unter dem rechten Flügel fest und spricht zu ihm:

Fliege und falle nieder am Fenster,
Steht eine rote Rose darunter,
Und meine Teure sitzt am Fenster,
Sitzet am Fenster und stickt feines Stickwerk,
Grüße denn und sage meiner Geliebten:
„Gestern Nacht war ich beim schönen Elias;
Gestern Nacht hab' ich mit ihm Wein getrunken."

Dann geht es weiter:

Flog nach dem Hof des Elias der Falke,
Nahm ihm vom Flügel die Gattin das Schreiben,
Schaute hinein und sagte zum Falken:
„Grüße mir wieder den schönen Elias!
Heim soll er kehren, nicht weiter ziehn.
Rote Rosen erblühten im Garten,
Keinen hab' ich, mit dem ich sie bräche.
Singt mir im weißen Hofe der Falke,
Keinen hab' ich, mit dem ich ihm lausche."

Falkenzucht und Falkenjagd kamen allmählich in Verfall, als Pulver und Schießgewehr erfunden war und man gelernt hatte, auf leichtere Weise den Reiher aus der Luft herabzuholen oder das Rebhuhn und den Hasen auf dem Felde zu erlegen als das bisher möglich gewesen war. Aber als Liebhaberei großer Herren hat sich die Falkenzucht noch bis ins 19. Jahrhundert erhalten, ja sie mag noch heute, wenn nicht anderswo, aber doch in England vereinzelt betrieben werden.

Ein weniger greifbares, aber für den Kenner nicht minder beredtes Zeugnis für Zähmung und Dressur der Raubvögel legt die Sprache ab, jene große Schatzkammer, in der die Ueberlieferungen der Menschheit aus fernster Vorzeit aufbewahrt werden. Die zahlreichen Ortsnamen die mittelst der Wörter Habicht oder Falke oder Sperber gebildet sind — auch Habichtsburg, d. i. Habsburg, gehört dazu — reden eine deutliche Sprache, noch mehr will es sagen, wenn in verschiedenen Gegenden das Wort Habichtsfang als Flurname begegnet. Sehr versteckt, so zu sagen nur mit bewaffnetem

Digitized by Google

Auge zu erkennen ist die Beziehung auf die Falkenzucht in der heute schon trivial gewordenen Wendung „sich mausig machen". Aber sie ist vorhanden: das Wort mausig brauchte man zunächst von dem Falken, der die Mauser überstanden hatte und danach wieder frisch und kräftig geworden war. Die weitere Anwendung des Wortes ergab sich daraus von selbst, und mausig wurde gleichbedeutend mit keck. Die sprichwörtliche Wendung: „den Falken streichen" im Sinne von schmeicheln, die noch Hans Sachs kennt, ist jetzt verloren. Noch interessanter ist es, daß der Beizvogel einigemal seinen Namen an die Waffen abgegeben hat, die an seine Stelle getreten sind. Aus dem italienischen **falcone** entstand das deutsche Falkaune, aus der Verkleinerungsform **falconetto**, das französische **falconet** und das deutsche Falknet, alles Bezeichnungen eines Geschützes; das oben schon erwähnte italienische **terzeruolo** (deutsch Terzerol) aber verfiel demselben Schicksal, indem es zur Bezeichnung einer Schußwaffe kleineren Formates verwendet wurde, die jedoch heute, wo die Browningpistole und der Revolver herrscht, mitsamt dem dafür geltenden Worte so gut wie verschollen ist. Dagegen hat sich die Muskete, Wort wie Waffe, kräftig behauptet; man erkennt in dem Worte leicht das italienische **moschetto** (Sperber) wieder. Gelegentlich brauchte man auch statt der Fremdwörter entsprechende deutsche Bezeichnungen. Ein Deutschtümler, aber ein Deutschtümler im besten Sinne des Wortes, wie Ernst Moritz Arndt, sagt einmal:

„Der Vögel und Flieger habt ihr genug,
Im Fliegen gar geschwinde,
Der Sängerinnen feurig Heer
Und Falken und Sperber noch viel mehr",

und wohl im Hinblick darauf Hoffmann von Fallersleben in einem seiner **Landsknechtslieder**:

„Drum wohlauf! Laßt wiederklingen
Alle Stimmen aus Metall!
Lasset um die Wette singen
Sperber, Eul' und Nachtigall!"

Denn auch andere Vogel- und Tierarten wurden von dem Humor der **Landsknechte** zur Bezeichnung der Schußwaffen herbeigezogen, wie denn das Wort Feldschlange im 16. Jahrhundert geradezu **Modewort** wurde, das auch jetzt noch nicht vergessen ist.

Digitized by Google

Daß der Falke auch als Wappentier vorkommt, ist leicht begreiflich. So in Bosnien und der Herzegowina, dem Lande der Falken, aber auch im fernen Island, wo vielleicht in der Erinnerung an die Rolle, die der Falke dort im Mittelalter gespielt hat, vor einigen Jahrzehnten ein weißer Falke auf blauem Grunde als Landeswappen eingeführt ist. Es gibt — und zwar im Herzen Deutschlands — auch einen Orden vom weißen Falken, ihn werden Goethe und die anderen Großen von Weimar getragen haben.

Digitized by Google

Die Geschlechter.

Von

Alma von Hartmann.

Für den Kulturprozeß, zu dem jeder Einzelne seinen Beitrag leistet, sei es in der vollen Klarheit welthistorischen Verstehens, sei es in der Dumpfheit instinktiver Triebe, ist es von der höchsten Bedeutung, wie man das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander und zu den Kulturaufgaben ansieht. Die Sitte hat der Gestaltung dieses Verhältnisses von jeher die größte Beachtung zugewandt und die Gesetzgeber veranlaßt, Verordnungen zu erlassen, die zu Gewalten geworden sind, deren Eingriffe in das innere Leben Anderer nicht immer segensreich gewirkt haben. Die Jurisprudenz handelt wie die Ethik von überindividuellen Willensbeziehungen, die allgemeine Gültigkeit beanspruchen, dies aber nur dann tun dürfen, wenn der verlangte Gehorsam mit dem sittlichen Bewußtsein der führenden Minorität übereinstimmt. Jeder Akt des Denkens, jede Behauptung und jede Verneinung des Gesetzgebers konstituiert überindividuelle Verpflichtungen, die oft tiefer eingreifen, als der nüchterne Buchstabe des Gesetzes glauben läßt. Aber die Macht der fortschreitenden Geistesbildung ist stärker als alle Hemmnisse, die der autoritative Willen Einzelner auferlegen kann. Kein Gesetz vermag, wenn es nicht mehr von der Zustimmung der besten Volkselemente getragen wird, die Umbildung der Sitte zu verhindern. Ich lege der Sitte keineswegs absolute Gültigkeit bei; sie ist nach E. v. Hartmann „unbewußte Sozialethik, d. h. der unbewußte Ausdruck des sittlichen Bewußtseins des Volkes, wie die Sittlichkeit sein bewußter werden soll, ein einheitliches Naturprodukt der Volksseele wie der Mythos und die Sprache, und die Einzelnen wirken an ihr nur als Werkzeuge der Volksseele mit", aber sie repräsentiert dann auch den Niederschlag von Standesvorurteilen, die „auf bedenkliche Vorschriften

Digitized by Google

den höchsten Wert legen, während sie gegen grobe Unsittlichkeiten oft recht nachsichtig sind."

Indessen ist die reformatorische Tätigkeit der an der steten Umbildung der Sitte heimlich und leise arbeitenden Elemente nicht zu unterschätzen. Wahrheiten werden nicht von oben herab diktiert, sondern bauen sich von unten auf. Wenn Gesetze nichts anderes sind als Allgemeinerfahrungen oder besser gesagt Normen, die man aus diesen Allgemeinerfahrungen gezogen hat, so sind sie ebenso dem Wandel unterworfen wie die Erfahrungen, deren Kreis sich bei wachsender Erkenntnis täglich erweitert. In den letzten Jahrzehnten ist eine neue Erfahrung Tatsache geworden, die imstande ist, Gesetz und Sitte von Grund aus zu ändern: die Frau ist mit dem Anspruch hervorgetreten, als Trägerin der Intelligenz ebenso ernst genommen zu werden wie der Mann. Ohne die Eigenheiten ihres Geschlechtes zu verleugnen — die Zeit, in der man keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern außer den zutage liegenden physiologischen anerkennen wollte, sind längst vorüber —, erhebt die moderne Frau die Forderung, fortan auch auf dem Gebiet intellektueller Ausbildung nicht mehr bei Seite geschoben zu werden, weil sie die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es eine Notwendigkeit geschichtlichen Werdens ist, die geistigen Kräfte auch des weiblichen Geschlechts zur Entfaltung zu bringen, um dem Kulturprozeß die größtmögliche Steigerung zu geben.

Wenn man die Kulturwerte, wie das z. B. Simmel tut, in subjektive und objektive ordnet und unter ersteren die vorübergehenden, unter letzteren die bleibenden Leistungen der Menschheit versteht und jene dem weiblichen, diese dem männlichen Geschlecht zuweist, so entsteht die Frage, welche von beiden Arten höher anzusetzen sei. Unzweifelhaft springt die Bedeutung der objektiven Leistungen, die in Zeit und Raum Gestaltung gewonnen haben, mehr in die Augen, ja, es hat den Anschein, als ob es sich in der Kulturwelt nur um diese, deren Niederschläge in Staat und Familie, Kunst und Wissenschaft, Gesetzen und Entdeckungen allen sichtbar sind, handelt, während die Erfolge des subjektiven Faktors, der Gefühle, eine inkommensurable Größe abgeben, da die etwa daraus hervorgehenden objektiv gewordenen Gebilde, wie z. B. die geordnete Krankenpflege, so stark mit intellektueller und technischer Arbeit vermischt sind, daß man darüber die befruchtende Kraft des Empfindungslebens vergißt. Der auf das Innere der weiblichen Seele gewandte Wertmaßstab versagt nun vollends, wenn sich die Betrachtung ledig-

Digitized by Google

lich auf die äußeren Kulturgüter richtet. Zwar hat es immer Gruppen von Männern gegeben, die dem Gefühlsleben der Frau auch in intellektueller Beziehung Ehrfurcht zollten, ja davon einen großen Einfluß auf die männliche Produktivität herleiteten, aber die Selbständigkeit, die selbst die Romantiker dem weiblichen Geistesleben einräumten, war doch immer nur eine gewissermaßen sekundäre, die auf Gleichberechtigung mit den männlichen Leistungen keinen Anspruch erheben durfte.

Es ist begreiflich, daß in der Kulturwelt, die ein so spezifisch männliches Gepräge trägt, weil sie von Männern für Männer geschaffen worden ist, die Ansprüche der Frauen auf eine neue Wertung von dem größten Teil der Männerwelt mit bedenklichen, wenn nicht geradezu feindseligen Blicken angesehen werden. Ein deutliches Beispiel, wie wenig der Mann gedacht hat, die von ihm geschaffenen objektiven Leistungen der Frauenwelt dienstbar zu machen, ist die Gestaltung des Schulwesens. Mit Ausnahme einer kurzen Zeit während der Blüte der Renaissance in Italien, wo die vornehmen Mädchen manchmal denselben Unterricht genossen wie die Knaben, hat man nie daran gedacht, die geistige Ausbildung der beiden Geschlechter auf gleiche Basis zu stellen oder dem weiblichen Geiste öffentliche Bildungsstätten zu bereiten. Wenn in den pädagogischen Schriften der Humanisten Italiens von Kindern die Rede ist, so sind damit nur die Knaben gemeint. Der berühmte und im Staate tüchtige Mann ist dem Maffeo Vegio das Ideal der Erziehung. Der angesehene Humanist Lionardo Bruni schrieb allerdings für eine junge hochbegabte Prinzessin aus dem urbinatischen Fürstenhause eine Anleitung zu gelehrten Studien, aber das war doch nur eine Ausnahme. Und wenn man sich vergegenwärtigt, welcher Art der Unterricht war, den die Frauen der Goetheschen Zeit genossen hatten, so kann man nur mit Bewunderung erfüllt werden für die Kraft und Fruchtbarkeit des weiblichen Geistes, der sich trotz dieser Hemmnisse so siegreich, wenn auch in ganz anderer Weise als der männliche, durchzusetzen wußte. Die „subjektiven Kulturwerte" waren hier von einer Tiefe und Reinheit, wie vielleicht niemals zuvor; ohne sie würde mancher „objektive Kulturwert" nicht jene innerliche Bedeutung erlangt haben, die uns heute entzückt und begeistert.

Der Mann war Selbstzweck, die Frauen nur Mittel zum Zweck. Die Menschheit waren die Männer, denen die Frauen beigegeben waren zur Arbeit, zur Unterhaltung, zur Steigerung des

Digitized by Google

Behagens, zur Pflege der Kinder und Kranken und vor allem zur Fortpflanzung; Rechte wurden ihnen nur soweit zugebilligt, als durch das Fehlen derselben einer dieser Zwecke bedroht worden wäre. Wenn Schiller singt: „Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige in edler stolzer Männlichkeit", so war das nur der Ausdruck für eine ganz selbstverständliche Empfindung seines Geschlechts. „Der Mensch" war eben der Mann. Dr. Valentin Acidalius hat diese Ansicht schon 1595 in der «Disputation nova contra mulieres qua probatur eas homines non esse» vertreten, und wenn diese Schrift, die Acidalius wohl nur neu herausgegeben hat, vielleicht auch nur eine Satire gegen die Sozinianer war, die aus der Bibel beweisen wollten „Christum non esse Deum", so ist es doch bezeichnend, daß man deren satirischen Charakter nicht erkannte, sondern sie ernsthaft nahm, wie mehrere Gegenschriften beweisen. Und auch heute noch ist es nicht viel besser. Ich las kürzlich in einem der Köngil. Bibliothek entlehnten älteren Romane, in dem von dem Helden gesagt wurde, daß er bis jetzt die Frauen noch gar nicht beachtet habe, da sie ihm kaum als Menschen erschienen seien, die von einem Leser an die Seite gekritzelten Worte: „Das sind sie ja auch nicht". Und Sombart schreibt: „Alles was wir an Erfahrungen über die notwendigsten Voraussetzungen einer sich physiologisch normal entwickelnden Rasse wissen, ist, daß in dem Rahmen einer solchen Entwicklung für das Menschentum der Frau kein Platz ist... Das Beweismaterial für die Richtigkeit dieser Auffassung entnehmen wir dem Schicksal aller bisherigen Kulturnationen, die gerade daran zugrunde gegangen sind, weil ihre Frauen Menschen wurden." Kein Wunder, wenn sich des männlichen Geschlechts bei dieser von ihm geschaffenen Wertung der Hochmut bemächtigt, überall allein ausschlaggebend zu sein; kein Wunder, wenn es seine durch die Jahrtausende bevorrechtigte Stellung nicht ohne Kampf aufgeben will. Niemals hat ein Stand es sich gefallen lassen, seine Gerechtsame gutwillig mit einem für niedriger gehaltenen Stand zu teilen; es ist also auch jetzt nicht zu erwarten, daß sich die modernen Ansprüche der Frauenwelt ohne Widerspruch durchsetzen werden. Man kann den in der Agitation stehenden Frauen nicht ganz den Vorwurf ersparen, daß sie nicht historisch genug denken, wenn sie die ihrem Geschlecht bisher zuteil gewordene Unterschätzung lediglich als Ausfluß männlichen Hochmuts ansehen und mit ähnlichen Empfindungen erwidern, aber es ist begreiflich.

Digitized by Google

Vieles kommt zusammen, den Frauen den Kampf zu erschweren. Vor allem der Umstand, daß sie sich den von Männern für Männer geschaffenen Bedingungen teils fügen müssen, wobei sie in der Anpassung an ihnen Unangemessenes einen Teil persönlicher Kraft verlieren, teils entgegenstellen müssen, um selbständig neue Berufe zu bilden, denen das andere Geschlecht dann entweder feindselig oder nachsichtig ausweichend gegenübertritt. Nachsichtiges Wohlwollen ist sehr oft das letzte Mittel, den männlichen Hochmut zu bewahren. Von dem Augenblick an, wo man genötigt ist, den Frauen Arbeiten zu überlassen, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, die sonst den Männern allein vorbehalten waren, fängt man an, diese Arbeiten als minderwertige zu betrachten, die für Männer nicht mehr anzustreben sind. Seit Jahrtausenden ist daran gearbeitet worden, oder hat es der Werdeprozeß mit sich gebracht, daß den Männern eine stets sich mehrende Zahl von Berufen eröffnet wurden; seit Jahrzehnten erst kann man von einer ähnlichen Bewegung in und für die Frauenwelt sprechen.

Wie man sich selbst, nach Goethe, nicht erkennt durch Einstellung der Aufmerksamkeit auf sich selbst, sondern durch Erfüllung der Forderungen des Tages, so wird man auch durch alles Theoretisieren über Gleichheit und Verschiedenheit der Geschlechter nicht erkennen, welche neuen Berufe den Frauen angemessen sind, welche nicht, sondern allein die dringend werdende Forderung des Tages kann lehren, wo und in welchem Umfange die weibliche Kraft einzusetzen hat, um kulturfördernd zu wirken.

Wir denken jetzt mehr als je teleologisch. Nur was einen Zweck hat, genießt Ansehen, und über die Rangordnung der Zwecke wird viel gestritten. Da es bis jetzt die Männer waren, die diese Diskussionen anregten und nur Männer daran teilnehmen ließen, so hat sich natürlich eine Wertung der Zwecke nach vorwiegend männlichen Gesichtspunkten ausgebildet. Es ist nun dem Manne eigentümlich, das Persönliche dem Sachlichen unterzuordnen, ganz allgemein gesprochen: die Individualität hinter der Leistung zurücktreten zu lassen. In dieser Beziehung kann die Frau nicht konkurrieren. Es wird immer eine der großartigsten Seiten des Mannescharakters sein, daß er sich von seiner eigenen Arbeit loslösen, sie gewissermaßen schon aus sich heraus objektivieren kann, ehe die allgemeine Beurteilung sie zum Objekt erhebt. Die Frau im spezifischen Sinn, d. h. die Hausfrau und Mutter — darin hat Simmel recht — bleibt ihrer Arbeit weit mehr verhaftet, geht über die Aufgaben des Tages kaum

Digitized by Google

hinaus. Aber — und das ist wieder eins der Imponderabilien weiblicher Wirksamkeit — sie setzt auch wieder alles umher in Beziehung zu sich selbst, erfüllt alles mit ihrem Leben, ihrem Geiste, und wenn beides bedeutend ist, so geht von dieser Bedeutung etwas in die Umgebung über und erhebt sie zu einer dem Alltag überlegenen höheren Wirksamkeit, die, neben der Wirtschaft, einen zweiten, freilich unsichtbaren Kulturwert darstellt. Die Wirtschaft! das war jahrtausendelang der einzige von der Frau hervorgebrachte Wert. Er hatte keine selbständige Bedeutung, wenigstens war man sich seiner volkswirtschaftlichen Wichtigkeit nicht bewußt, sondern schien nur dazu geschaffen zu sein, dem Manne das Leben so angenehm als möglich zu gestalten. Daß man damit die Bedeutung dieses Kulturwerts nicht erschöpft hatte, wissen wir jetzt. Die „Wirtschaft" schließt doch auch das Familienleben ein, von dem die größten Anregungen nach allen Seiten hin auszugehen haben, wenn die Völker ihren Rang im Entwicklungsprozeß des Geistes behaupten wollen. Und diese Anregungen liegen eben wesentlich in der Wirkungssphäre der Frau.

Noch sind viele der hervorragendsten Männer weit davon entfernt, der Frau intellektuellen Rang, wenn ich so sagen darf, einzuräumen. Groddeck spricht der Frau Persönlichkeit, von der doch alles Große und Schöne im Menschenleben geschaffen sei, ab; Simmel steht auf dem Standpunkt, daß nur der Mann Zweck sei, Professor v. Gruber will aus rassehygienischen Gründen der Frau das Universitätsstudium, Hans Delbrück aus ethischen, sehr beachtenswerten Gründen (Preuß. Jahrb. Bd. 148, S. 125 ff.) durch Ablehnung des Frauenstimmrechts die Teilnahme am Wahlkampfe verbieten, Alle aber betonen, daß sie den Wert des Weibes wohl zu schätzen wissen.

Die objektiv zutage tretende Kultur trägt selbstverständlich, wie wir sehen, ein durchaus männliches Gepräge. Es fragt sich aber, ob das Antlitz dieser Kultur in allen Zügen dem Ideal gleicht, dessen das moderne Bewußtsein bedarf, um seine Unterstützung allen bis jetzt aufgetretenen Seinsarten und Teilzielen, die die Kultur fördern sollen, rückhaltlos zu gewähren. Nun geht eins aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnte hervor: der große Faktor objektiv gewordener, aus dem weiblichen Geiste hervorgegangener Werte verlangt gebieterisch Anerkennung. Zu dieser Tatsache muß man Stellung nehmen, widerwillig oder freudig. Zwischen Subjekt und Objekt, d. h. zwischen den Eindrücken, die von dem Objekt gebieterisch aus-

Digitized by Google

gehen, und dem Wunsch und Vermögen des Subjekts, sich dieser Eindrücke zu erwehren, sobald sie das Ich allzu gewaltig zu beeinflussen beabsichtigen, herrscht ein ewiger Kampf. Was von dem Subjekt dann herausgesetzt wird, was also wieder Objekt geworden ist, trägt die Spuren seines Ursprungs, der Kampfstimmung, an sich, ist den vorhandenen Objekten gegensätzlich, aber es sucht, wenn es bedeutend ist, ebensosehr nach dem Einklang mit dem Bestehenden wie nach der Behauptung seiner Eigenart. In diesen Kampf ist die Frau seit einigen Jahrzehnten eingetreten. Die Erwägung, ob eine Neuordnung der Stellung der Frau zum Behagen und zum Glück des weiblichen Geschlechts beiträgt, ist eine ganz überflüssige. Einzig der Menschheitsstandpunkt darf Geltung beanspruchen, der den Gegensatz der Geschlechter auch auf dem Gebiet der intellektuellen Arbeit zu einer Steigerung der allgemeinen Leistungsfähigkeit zu verwerten trachtet. Vor diesem Standpunkt gibt es kein Ansehen des männlichen Geschlechtes allein.

Mehr als je liegt den Frauen daran, menschheitlich geschätzt zu werden. Vorläufig ist dies nicht eher zu erreichen als durch die Teilnahme an denselben Bildungsanstalten, die den Knaben und Jünglingen geöffnet sind. In diesem Streben des weiblichen Geschlechts spricht sich nicht, wie Simmel meint, die feinste Versklavung der Frau aus, sondern die nüchterne Erwägung, daß dieser Durchgang durch die männliche Kultur leider unvermeidlich ist, um die so tief gewurzelten Vorurteile gegen die weibliche Inferiorität zu entwaffnen. Ob die heranwachsende weibliche Jugend die durch die gleiche Erziehung gewonnene Bildung unter Umständen zu den gleichen Bestrebungen zu verwenden vermag wie die Männer, wird die Zeit lehren; ehe nicht wenigstens fünfzig Jahre verstrichen sind, wird man kein abschließendes Urteil fällen dürfen; daß die Mädchen aber zunächst durch den Besuch eines Gymnasiums eine wesentliche Einbuße an seelischer Eigenart erleiden würden, möchte ich bestreiten: die Kraft des weiblichen Empfindens wird durch solche Aeußerlichkeiten nicht gleich in der Wurzel gebrochen. Daß eine Abiturientin nicht zur Fortsetzung ihrer Studien kommt, weil die Heirat sie abruft, wird nach wie vor als eine willkommene Individuallösung der Frauenfrage zu betrachten sein. Für die verheiratete Frau ist die bestmöglichste geistige Bildung gerade gut genug, wenn anders sie ihren großen Aufgaben gerecht werden will. Nur muß man diesen Beruf mit anderen Augen ansehen lernen als bisher. Früher hat man in der Frau die Macht des Beharrens, in dem Mann die Macht der Be-

Digitized by Google

wegung erblickt. Nur durch und mit dem Mann sollte sie an der Bewegung teilnehmen. Noch H. W. Riehl konnte sagen: „Das Weib wird nur vollgültig, indem es sich eins weiß mit einem Mann; es existiert nicht für sich, sondern nur in und mit der Familie", aber selbst dieser konservative Sozialpolitiker ist doch der Ansicht, daß der individuelle Charakter des Hauses durch die Frau bestimmt sei, die dem Hause erst den Odem des Lebens einhauche. Die straf- und vermögensrechtlichen Gesetze werden von den Männern gebildet, die in der Sitte und Geselligkeit sich aussprechenden ungeschriebenen Gesetze direkt oder indirekt durch die Frau. Neben dieser objektive Niederschläge hinterlassenden Arbeit ist es außer der rein physiologischen Funktion noch die Finanztätigkeit, die Krankenpflege, die Erziehung der nachfolgenden Generation und die eventuelle Hilfe bei der Arbeit des Mannes (die im Bürgerlichen Gesetzbuch ganz besondere Berücksichtigung gefunden hat), welche der verheirateten Frau zufällt. Wenn man die männlichen Berufe im großen Ganzen ins Auge faßt und mit dem weiblichen vergleicht, so ergibt sich für den unbefangenen Beobachter, daß jede Frau als Regentin eines Hauswesens Fähigkeiten entwickeln muß, die dem Durchschnitt der männlichen Berufe, vielleicht nicht technisch, aber geistig überlegen sind, vor allem das Talent zum Disponieren, das im Berufsleben des Mannes oft gar nicht beansprucht wird. Es geht deshalb nicht mehr an, die verheiratete Frau als ein unselbständiges, der persönlichen Entschlußfassung unfähiges Wesen, das nur in und durch den Mann seinen Inhalt findet, hinzustellen. Die Familie, die von allen Seiten bedroht wird, kann nur dann dem zersetzenden Einfluß der modernen ehe- und familienfeindlichen Ideen Widerstand entgegensetzen, wenn die an der Spitze der Gesetzgebung stehenden Persönlichkeiten geeignet und bestrebt sind, einer neuen Auffassung des Familienlebens Raum und Geltung zu verschaffen. Dazu gehört nun in erster Linie die Befreiung der Frau von den unwürdigen Fesseln der Ehegesetzgebung, auch in bezug auf ihre Stellung als Mutter, und die Annahme des Grundsatzes, daß die Töchter im Unterricht und in den Studien gerade so zu behandeln seien wie die Söhne. In der Praxis des ehelichen Lebens werden diese Forderungen sehr oft schon erfüllt; man darf aber nicht vergessen, daß freiwillige Zugeständnisse Einzelner erst dann vollen Wert beanspruchen können, wenn durch sie ein Druck auf die Gesetzgeber ausgeübt und durch die Aenderung der Gesetze ein neuer objektiver Kulturwert gewonnen wird. Ich weiß mich hier im bewußten Gegensatz zu Delbrück, der

Digitized by Google

in der Aenderung der Ehegesetze eine Lockerung der Banden der Familie erblickt, während ich davon eine Festigung erhoffe.

Wird durch die Erfüllung dieser Forderungen, die das weibliche Geschlecht auch im öffentlichen Leben oft Schulter an Schulter mit dem Mann bringt, die Kultur erhöht oder erniedrigt? Das ist die nur philosophisch zu lösende Frage, die auf die Aufdeckung der tiefsten Gegensätze im Weltprozeß zurückgreift. Da es unmöglich ist, den Unterschied der Geschlechter zu leugnen oder zu beseitigen, so fragt es sich, ob dieser Unterschied dazu berechtigt, die Schranken, die die männliche Kultur zwischen den Geschlechtern aufgerichtet hat, auch ferner bestehen zu lassen, oder ob nicht aus der Beseitigung dieser Schranken mit der Zeit eine Kultur hervorgehen kann, die die jetzige an Bedeutung überragt. Der männliche Geist neigt zur Pedanterie, zur Spitzfindigkeit und Einseitigkeit, der weibliche zur Pflege des Aeußerlichen, zum Betonen des Poetischen, und gelegentlichem Ueberschwang der Empfindung und entbehrt der Fähigkeit, sich lange stark im abstrakten Denken zu konzentrieren, was vielleicht seine Ursache in einer zarteren Organisation des Gehirns hat; der männliche Geist schweift gern ins All hinaus und besitzt größere schöpferische Anlagen für Kunst und Wissenschaft, der weibliche die Gabe, das kleine Leben um sich her mit feinem Takt stimmungsvoll und für die Umgebung beglückend zu gestalten; der Mann ist untreu, nicht beharrend, weil sein Streben sich auf wechselnde Ziele richtet; die Frau ist — bis jetzt wenigstens — zur Treue erzogen worden, weil sie nur einem Ziel nachblickte. So bringt jedes der beiden Geschlechter verschiedene Gaben auf den Markt des Lebens mit, die zum Austausch bestimmt sind, damit eine für alle wohltätige Wirkung die Folge sei. Vom Gesichtspunkt des Menschheitsprozesses aus ist nicht zu sagen, welche Anlagen an sich die wertvolleren sind. Das, was man den Intellekt zu nennen sich gewöhnt hat, finde ich auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt. Die Ansicht, daß die von den Männern direkt ausgegangenen öffentlich sichtbaren Leistungen höher zu bewerten seien als die im Dunkel des Privatlebens sich vollziehenden indirekten der Frauen, muß vor dem Forum der historischen Gerechtigkeit erst noch den Nachweis der innerlichen Berechtigung führen.

Was wir bis jetzt von der Frauenbewegung gesehen haben, war von dem ehrenvollen Wunsche getragen, die weibliche Jugend namentlich der oberen Stände der Arbeit in irgendeiner Form zuzuführen, und da die höheren Berufe sich mehr der geistigen als der körperlichen Arbeit widmen, so war es natürlich, daß man die Teilnahme an den

Digitized by Google

geistigen Berufen anstrebte. Von einer weichlichen Rücksichtnahme auf Behagen und Bequemlichkeit ist keine Rede; das Glück der Frauen wird jedenfalls nicht mehr im sorglosen Sichgehenlassen, in der unbekümmerten Hingabe an die Genüsse der Jugend gesehen, sondern ganz ernsthaft allein in der strengen Arbeit, der sich Alle widmen müssen, die sich der modernen Bewegung anschließen. Die Zunahme der geistigen Arbeit in unserem Geschlecht hat bei den Rassetheoretikern, die sich auch mit der Frauenfrage beschäftigen, die Befürchtung erweckt, daß die Rasse dadurch geschädigt werden würde, und sie kommen zu der Ueberzeugung, daß das weibliche Studium aufzugeben sei, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen. Nach Gruber wird der Körper des Mädchens durch das Studium gehemmt und die Fruchtbarkeit gemindert; er sieht außerdem die geistigen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts mit sehr skeptischen Augen an und verspricht sich von dem Wettbewerb der beiden Geschlechter auf geistigem Gebiete nicht viel Gutes; nach Groddeck soll die Frau mit allen Mitteln die Ehe anstreben, den Sohn zum Bestehen der Gefahr, zum Herrschen, die Frau zum Zurückdrängen des Mitleids, zum Dienen erziehen. Die jetzt herrschenden Ideale der Nächstenliebe sind weibliche Ideale; bei der Eheschließung soll für das Mädchen nicht die Liebe maßgebend sein, sondern die Rücksicht auf das kommende Geschlecht. „Die Liebe eines Mädchens! Man soll sich doch nichts weismachen lassen. Eine solche Liebe existiert gar nicht. Es ist einfach eine Lüge. Die Liebe des Weibes beginnt erst mit der Ehe; bis dahin ist es ein ebenso niederer Trieb wie der Hunger und der Durst. Wenn sie aber erst Eigentum des Mannes wurde, dann muß sie ihn lieben; sie kann gar nicht anders." Die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft, und sie handelt pflichtvergessen, wenn sie aus Glückshunger es unterläßt, sich „mit hellen, klaren, nicht von der Verliebtheit geblendeten Augen" nach ihrem Herrn umzusehen.

Es ist zuzugeben, daß als drohende Gefahr die zeitweilige Verschlechterung der Rasse am Horizont steht, nicht weil das Studium den Körper verdirbt, wie Gruber meint — dazu fehlt es noch durchaus an Beweisen —, auch nicht, weil, wie Groddeck glaubt, die Frauen pflichtvergessen handeln, wenn sie, der Not der Zeit gehorchend, neben der Ehe, die ihnen aus sozialen Gründen so oft versagt bleibt, noch andere Ziele ins Auge fassen, sondern weil in der Tat die Befürchtung besteht, daß die geistig strebsamen Mädchen, die zum Studium an der Universität gelangt sind, in der Ueberschätzung

Digitized by Google

der Wissenschaft den Beruf der Ehefrau als einen minderwertigen ansehen, der den weniger begabten Schwestern wohl anstehen möge, für sie selbst aber nur in Betracht komme, wenn ein ganz besonders hervorragender Mann sich um ihre Hand bewerbe. Die große, auch von Groddeck erfaßte Wahrheit, daß es bei der Eheschließung für die Frau nicht auf die Befriedigung eines romantischen Gefühls ankomme, sondern auf eine sittliche Pflicht, die nicht nach der Befriedigung des Glückshungers verlangt, sondern aus idealen Gründen ein Bündnis schließt, das so wichtige überindividuelle Folgen nach sich zieht, wird noch lange leidenschaftlich bestritten werden, weil diese Wahrheit dem romantischen Gefühlsleben widerspricht und das intellektuelle Pathos an die Stelle des Gefühlsüberschwangs setzt, der soviel bequemer und unkontrollierbarer ist. Daß Charakterstärke und Güte des Gatten für die Eheschließung mindestens ebenso wertvolle Eigenschaften sind wie wissenschaftliche und künstlerische Begabung, daß auch die sogenannten höheren Berufe einen großen Teil ebenso pedantischer und mechanischer Arbeit einschließen wie der Beruf der verheirateten Frau, daß vor allem die große Liebe, nämlich der Einklang seelischer und sinnlicher Empfindung mit Ueberwiegen des ersteren Elements, nur wenigen Sterblichen zuteil wird, das wird entweder nicht geahnt oder doch geflissentlich übersehen. Eine nicht aus Liebe geschlossene Heirat wird mit den stärksten Schmähreden gebrandmarkt gerade von denen, die sich Idealisten nennen und dabei vergessen, daß der Gegenwartsstandpunkt nirgends mehr als hier zurückzutreten hat vor dem Zukunftsgedanken, den bei der Eheschließung die eine Generation der anderen vertrauensvoll übergibt.

Der psychologische und physiologische Effekt des harmonischen Zusammenarbeitens der beiden Geschlechter auch außerhalb der Ehe ist noch gar nicht abzuschätzen. Jetzt wird der Gegensatz im feindlichen Sinne oft zu sehr betont. In unserem der Technik so freundlich gegenüberstehendem Zeitalter sind viele Frauen zu einer Unterschätzung ihres Geschlechts geneigt — ich sehe ganz ab von den streng kirchlich und konservativ gesinnten Kreisen, in denen die „Unterordnung" der Frau als eine gottgewollte Einrichtung wenigstens in der Theorie aufrecht erhalten wird — weil sie verlernt haben, einen anderen Ausgangspunkt ihrer Betrachtungen als den männlichen einzunehmen. Die Problemstellung wird dann einfach aufgegeben. Anstatt zu fragen: ist die bisherige Schätzung der Frau die richtige gewesen? ruft man: wie können wir Frauen, die wir so wenige (zum

Digitized by Google

größten Teil technische) Leistungen aufzuweisen haben, den Anspruch auf Gleichbewertung mit den Männern erheben! Als ob es im Weltprozeß allein auf die sichtbaren Leistungen ankäme! Diese Frauen haben noch kein Gefühl dafür gewonnen, daß ihnen die höchste Aufgabe zugefallen ist, nämlich die, der Totalität des Werdens so nahe zu kommen, daß das eigene Sein ganz davon durchtränkt und verklärt wird und Wirkungen seelischer Natur von sich ausgehen läßt, die den Leistungen der Männer durchaus ebenbürtig sind.

Unsere nachdenkliche Zeit mit ihrem so hoch gesteigerten Bewußtseinsleben hat es unternommen, mit dem spezifisch männlichem Vorurteil, daß nur der Mann Mensch, die Frau nichts als Mittel zur Menschwerdung sei, gründlich aufzuräumen. Man kann sagen: die Gattungsidee hat über die Mannesidee gesiegt. Zur Gattung gehören beide Geschlechter, und der Wert der Fortpflanzung beruht nun nicht mehr in der Produktion des männlichen Geschlechts, sondern in der Produktion der Gattung, an der beide Geschlechter gleichmäßig beteiligt sind, nicht zum Nachteil der Rasse. Nur das Volk wird die edelste Zucht haben, dessen Frauen den Männern durchaus ebenbürtig zur Seite stehen, nicht mehr als Dienerinnen und Produzentinnen der männlichen Einzelpersönlichkeit, sondern, den Männern gleich, als Werkzeuge der Menschheitsidee. Wenn auch die männliche Arbeit sehr oft an anderen Punkten des großen Arbeitsgewebes anzusetzen hat wie die der Frauen, von denen selbst die unverheirateten andere Wege oder die gleichen Wege wenigstens in anderem Verstehen und anderem Rhythmus der Bewegung wandeln werden, so sollen die neuen Generationen sich doch in der Jugendbildung und den Jugendidealen eins wissen, damit ein Geschlecht erstehe, das die Einseitigkeiten der rein männlichen Zivilisation überwinden lernt zugunsten der übergreifenden Volks- und Menschheitskultur. Ist diese Forderung so befremdlich? Hängt nicht das Sein der ganzen Menschheit zur Hälfte am Weibe? Sollte es da nicht Aufgabe der Welterziehung sein, diese Hälfte so reich als möglich auszustatten?

Wie es bei einem jungen Menschen nach Schopenhauer ein schlechtes Zeichen ist, wenn er im Tun und Treiben der Menschen sich recht früh zurecht zu finden weiß — es künde Gemeinheit an! —, so ist es auch für eine neue Bewegung im Entwicklungsprozeß der Menschheit keine Empfehlung, wenn sie sich sogleich für fertig ausgibt und ihr Programm beim ersten Anlauf dogmatisch festlegt. Man kann von den Frauen nicht verlangen, daß sie sich im Tun

Digitized by Google

und Treiben der Männerwelt, in das sie mit einem Male hineingestellt werden, sofort heimisch fühlen; trotz ihrer großen Akkomodationsfähigkeit, in der man je nachdem einen Vorzug oder eine Schwäche ihres Wesens erblicken mag, werden sie zunächst eine Ungeschicklichkeit über die andere machen, eben weil sie nicht „gemein", d. h. mit den Irrgängen und Ungerechtigkeiten, denen das männliche Kulturleben ausgesetzt ist, nicht von vornherein vertraut sind. Dem so leidenschaftlich erstrebten Frauenstimmrecht stehe ich aus politischen Gründen zweifelnd gegenüber, weil ich davon zunächst nur eine Stärkung der beiden gefährlichsten Parteien, der ultramontanen und der sozialdemokratischen befürchte; nur für das Gemeindeleben möchte ich das aktive wie das passive Wahlrecht befürworten. Wenn die Männer Mittel und Wege finden, den hervorragenden Frauen, etwa als Beirat, Sitz und Stimme in den beratenden Kommissionen für die Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts zu verschaffen, so können wir des politischen Wahlrechts vorläufig noch entraten. Denn in der Tat — darin hat Delbrück recht —, die Teilnahme an den Wahlen adelt nicht, sondern rührt die unedelsten Eigenschaften des Menschen auf, und ich wage nicht zu behaupten, daß die Frauen der widerwärtigen Angelegenheit einen besseren Anstrich zu geben vermögen.

Nur von dem Gesichtspunkt des Weltgesetzlichen aus, losgelöst vom Zeitlichen und Persönlichen, wird man den Unterschieden und Entwicklungsmöglichkeiten der Geschlechter gerecht. Auch der Mann ist noch nicht auf der vollen Höhe der ihm erreichbaren Ausbildung angekommen, trotzdem er vor der Frau einen guten Vorsprung voraus hat. Zu bleibenden Notwendigkeiten haben sich seine Fähigkeiten auch noch nicht verdichtet. Jetzt handelt es sich darum, langsam ein Verhältnis innigster Ergänzung zwischen den Geschlechtern und dadurch eine Lebensform heraufzuführen, die seelisch und geistig neue Weiten, neue Ziele eröffnet. Die kommenden Entscheidungen vorauszusehen und dafür gewappnet zu sein, ist Aufgabe des denkenden Menschen.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Parsifal. Eine Entgegnung.

„Er streckt Dir sein Dilemma stracks entgegen;
Ist's eine Gabel, logisch mich zu spießen?
Sind's Arme zwei, die Wahrheit einzuschließen? —
So zweifelst Du, verschüchtert und verlegen."

Der Dichter Nicolaus Lenau fährt einst bei Nacht auf einem Ochsenwagen, und zwischen den Hörnern des Gespannes leuchtet, scheinbar eingefangen, das Horn des Mondes, „wie zwischen des Dilemmas beiden Stangen ein Himmelslicht dir eingeschlossen deuchtet". Das von dem Pseudonym Jejunus in seinem Aufsatz: „Die Grundlagen der Parsivaldichtung" (sic! statt „Parsifal") eingefangene Himmelslicht ist in diesem Falle der „Parsifal". Da der Beitrag in den „Preußischen Jahrbüchern" (Jahrg. 1912, Bd. 150, S. 98) kurz vor den Verhandlungen über die Freigabe des „Parsifal" im Reichstage erschien, so liegt die Vermutung nahe, daß Verfasser eine Herabsetzung der Dichtung in den Augen des Publikums beabsichtigt. Man merkt die Absicht und — wird verstimmt. —

„Ein Wissender kann durch das Gefühl des Mitleids ein reiner Tor werden! Das kommt alle Tage vor, ist auch dem Leser dieser Zeilen vielleicht schon passiert, und es bedarf keiner besonderen Deutung, um es zu verstehen." So lautet das Dilemma des Verfassers. Er bestreitet den Satz, daß ein törichter Mensch durch Mitleid Wissen erlangen könne, energisch und glaubt dem Grundfehler der Operndichtung auf die Spur gekommen zu sein. Die Verkehrtheit der — angeblich durch Schopenhauer überkommenen — „Weltanschauung" Wagners sucht Jejunus mit logischen Gründen darzutun. Beispiele führt er nicht an. Doch betrachten wir einmal die Lessingsche Fabel von der Schlange, die ein Landmann halberfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob und in seinen erwärmenden Busen steckte. „Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohltäter biß, und der gute, freundliche Mann mußte sterben." Nach des Verfassers Ansicht wird hier ein Weiser durch Mitleid in dem Augenblicke zum Toren, als er die Schlange aufhebt und in seinen Busen steckt. Wie lautet aber das alte Sprichwort bei Neander? „Es tut kein Weiser eine kleine Torheit." Ist nicht vielmehr der Mann, welcher eine giftige Schlange

Digitized by Google

an seine nackte Brust nimmt, schon von vornherein — wenigstens in diesem Punkte — ein Tor und wird er nicht erst in dem Augenblicke zur richtigen Erkenntnis gebracht, also zu einem Weisen umgewandelt, als ihn die Schlange sticht — in diesem Falle also zu spät? Wenn Elsa im „Lohengrin", durch Ortruds Heucheln verleitet, „die in der Nacht sich jammernd zu ihr stahl", aus unangebrachten Mitleiden ihre Feindin bei sich aufnimmt, so zeigt sie ihre kindliche Menschenunkenntnis: „eine gütige, aber weiblich schwache Seele!" In allen diesen Fällen, wo das Gefühl des Mitleids unberechtigt ist, folgt meist mit der Erkenntnis die Reue als hinkender Bote nach.

So wird auch Parsifal durch Mitleid wissend, oder, wenn man will, durch Wissen mitleidend, nur daß sein Mitleid in jedem Falle vollkommen berechtigt ist, da er es keinem unwürdigen Gegenstande zuwendet. Im ersten Akt sind drei große Mitleidserlebnisse: Der Tod des Schwanes, die Nachricht von dem durch ihn verschuldeten Tode der Mutter und das Leiden des Amfortas in der Gralsszene. Parsifal reagiert zuerst völlig naiv: auf die beiden ersten mit stürmisch gewaltsamer Tat, auf das dritte mit starrem, regungslosem Staunen. Zum vollen Bewußtsein kommt ihm das Erlebte erst in der Szene mit Kundry, wo ihn eine tief schmerzliche Mitleidsempfindung völlig überwältigt. Erst hier, wo er völlig wissend geworden, ist auch sein Mitleiden voll erlösungskräftig.

Jejunus findet es auffällig, daß die Tötung des Schwanes, eine für den wilden Waldknaben ganz alltägliche Erscheinung, bei diesem keine Mitleidsempfindungen auszulösen vermag und meint, Parsifal sei ein wunderlicher Heiliger, da bei ihm das Mitleid zuerst nicht durch die Tatsachen, sondern erst durch die Predigt des Gurnemanz geweckt würde. Hier entstünde aus dem Wissen das Mitleid, mithin das gerade Gegenteil von dem, „was Wagner nach seiner Theorie darstellen wolle" (?). Allerdings gibt es Dichtungen, in denen die Personen von vornherein, ohne erst der Belehrung zu bedürfen, mitleidig sind. So dünkt dem Don Juan bei Lenau ein Schuß auf den balzenden Auerhahn Frevel, verübt am holden Lenz: „mich deucht, es muß ihn schmerzen, wenn ihm auch nur in eines Vogels Herzen sein flüchtiges Beglücken wird getrübt", und Kleists Penthesilea rief den Pfeil, der eines Ebers Busen traf, zurück: „es hätte sie sein Auge, im Tod gebrochen, ganz zerschmelzt in Reue". Shakespeare läßt in „Wie es Euch gefällt" den Ausdruck des Mitempfindens mit dem leidenden Mitgeschöpfe den edlen Narren Jaques wiedergeben, und bei Willibald Alexis „Die Hosen des Herrn von Bredow" vermag Wusso den letzten Blick des sterbenden Elches nicht zu ertragen, in dessen verendenden Zügen er sich selbst gewahrt. Ja, selbst bei Wolfram hat Parzival Mitleid mit den geschossenen Vöglein:

„Wenn er jedoch das Vöglein schoß,
Dem erst Gesang so hold entfloß,
So weint er laut und strafte gar
Mit Raufen sein unschuldig Haar."

Digitized by Google

Was bewog wohl Wagner, hiervon abzuweichen? Er wollte zeigen, daß in dem sonst weichherzigen Knaben das Mitleid mit den Tieren erst durch Belehrung geweckt werden muß, was ganz der Wirklichkeit entspricht. Denn wie oft werden Knaben, die Vögel unnütz schießen, Vogelnester ausnehmen, Schmetterlinge aufspießen oder Tiere quälen, erst durch mahnende Vorstellungen, durch eindringlichen Hinweis auf ihr Unrecht zur Erkenntnis des Richtigen gebracht, der Vorgang selbst bringt es ihnen noch nicht zum Bewußtsein. Durch die Ermahnung des Gurnemanz wird überhaupt erst die Stimme des Mitleids in dem Knaben erweckt. Jejunus meint nun, das eine müßte man, um mitleidig zu sein, zum mindesten wissen, was Einen überhaupt zum Mitleiden bewege, Parsifal aber wußte es offenbar nicht, als er dem kranken König Amfortas gegenüberstand; denn er schüttelte nur ein wenig sein Haupt, als man ihn fragte, was er gesehen. Nun, ich dächte, die heftige Bewegung, die Parsifal bei dem stärksten Klagerufe des Amfortas nach dem Herzen macht, das er krampfhaft eine Zeitlang gefaßt hält, sagt genug: er ist noch nicht imstande, sein Mitleidsgefühl in Worte zu kleiden. Jejunus fragt: „Was soll Parsifal veranlassen, nach dem Herzen zu greifen, wenn er von der Qual der Schuld des Amfortas nichts weiß? Die Qual der Schuld des Amfortas ist doch dessen Qual überhaupt." Darauf ist zu entgegnen, daß es zunächst die durch die Speerwunde verursachten körperlichen Schmerzen des Amfortas sind, die das Gefühl des Mitleids in Parsifal hervorrufen. „Amfortas hat die Speerwunde und wohl noch eine andere — im Herzen", sagt Wagner. Es ist somit der Einwand des Jejunus, daß die Vorgänge des ersten Aktes, die Erlegung des Schwanes sowie die Szene mit Amfortas unverständlich seien, vollkommen hinfällig.

Weiter wundert sich Jejunus, daß Parsifal beim Eindringen in die Burg Klingsors mit einem Male wieder ganz der Alte, der reinste Tor, sei, da er auch auf Menschen losgehe und Diesem den Arm, Jenem den Schenkel schlage. Darauf ist zu erwidern, daß die wilden Knabentaten Parsifals ihr Ende noch nicht erreicht haben und er noch nicht aufgehört hat, ein bloßes Naturwesen zu sein, daß er hier auch unbewußt Feinde erschlägt, die sich ihm hindernd in den Weg stellen.

Auf der dritten Mitleidsstufe geht dem „Toren" der Begriff der Kindschaft und der Mutterliebe auf. Weil er die Liebe noch nicht kennt, wird sie von der Teufelin Kundry an die Mutterliebe geknüpft. Durch den Kuß der Kundry der Sündenschuld des Amfortas bewußt geworden, versteht er alsbald die Gottesklage, die aus dem zuvor noch unverstandenen Heiltume des Grales in sein Herz tönt: „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!" So wird hier eine völlige Aenderung Parsifals bewirkt und er zum Wissenden gemacht. Jejunus wundert sich, warum das Aufflammen gegen die Verführung nicht sofort bei der Begegnung mit Kundry geschah, sondern erst durch den Kuß, den Jejunus „für einen rein platonischen Kuß" hält, da er als Ersatzkuß für den Muttersegen dienen sollte. Hierauf ist zu entgegnen, daß der in Liebesdingen Un-

Digitized by Google

bewanderte ja zuerst noch gar nicht weiß, daß Kundry seine Verführung beabsichtigt, sondern, daß ihm dieses eben erst durch den Kuß zum Bewußtsein kommt, weshalb er die Kundry von sich stößt. Hier verliert Parsifal seine Einfalt, seine Naivetät, und wird ein Wissender, damit ein Zwiespältiger, aber er überwindet den Zwiespalt. Mit der Leidenschaft ist ihm das Mitleid, mit dem Mitleid das Wissen, mit dem Wissen aber das Bewußtsein der eigenen Mission gekommen. Klingsors als des personifizierten Bösen Zauber ist gebrochen, Kundry befreit.

Mit dem Siege über Kundry Hand in Hand geht die Wiedergewinnung des verlorenen Speeres. Jejunus meint nun, zum Speerwerfen habe Klingsor kein Recht mehr, nachdem Parsifal der Kundry getrotzt, und hält die Wiedererlangung des Speeres aus den Händen Klingsors für ein ganz ungeeignetes Mittel Wagners, um seinem Helden den Sieg zu verschaffen. Warum Klingsor den Speer schleudert, ist Jejunus nicht aufgegangen. Als Klingsor gewahrt, daß Parsifal nicht, wie so viele Andere vor ihm, den Verführungskünsten der Kundry erlegen ist, sondern unangefochten entweichen will, schleudert er den Speer in überschäumender und ohnmächtiger Wut, daß Kundry bei ihm nichts ausgerichtet hat. Er bedenkt in dem Augenblicke nicht, daß der sonst so mächtige Speer nichts mehr gegen den Reinen auszurichten vermag. Parsifal siegt hier durch die Unklugheit des Gegners. Der weltkluge Satan hat sich hier selbst zum Toren gemacht, wie Mephisto am Schlusse von Goethes „Faust", den Jejunus so gern gegen Wagner ausspielt. Daß zuletzt der dumme Teufel um seinen Lohn geprellt wird, ist ein Gedanke der Volkssage, die Wagner mit Vorliebe verwendet.

„Du bist getäuscht in Deinen alten Tagen.
Du hast's verdient, es geht Dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich, ist vertan."

Es ist ein trefflicher Gedanke Wagners, daß der törichte Parsifal zum Weisen, der weise Klingsor aber zum Toren wird.

Wenn Jejunus glaubt, durch seine Einwände die Nichtigkeit der Wagnerschen Dichtung dargetan zu haben, so irrt er sich gewaltig. Wer eine so klare Entwicklung, wie sie Wagners Parsifal-Dichtung zeigt, in so gröblicher Weise mißversteht, tut besser, beim Beurteilen von Dichtungen in Zukunft die Hände aus dem Spiele zu lassen.

Prof. Dr. Meinck (Liegnitz).

Digitized by Google

Replik.

„Schadet ein Irrtum wohl? nicht immer, aber das Irren,
Immer schadet's; wie sehr, sieht man am Ende des Wegs".
(Goethe.)

Der von mir ausgesprochene Zweifel, ob es gelingen werde, überzeugte Wagnerianer zu bekehren, wird durch die vorstehenden Darlegungen hinlänglich bestätigt. Anstatt Herrn Professor Meinck zu bekehren, habe ich ihn obendrein arg verstimmt. Ich fürchte sehr, daß die Verstimmung des Herrn Prof. Meinck seiner Abhandlung nicht eben zuträglich gewesen ist. Ich übergehe indessen seine Mutmaßungen über die Entstehungsgeschichte meines Artikels und wende mich sogleich seinen Ausführungen über das eigentliche Thema zu.

Prof. Meinck setzt meinen Bedenken in bezug auf die These: „Durch Mitleid wissend" die Lessingsche Fabel von dem Knaben und der Schlange entgegen. Zur Kennzeichnung der Objektivität des Herrn Professor genügt die Tatsache, daß er aus dieser Fabel nur die Ansicht des Knaben und nicht auch die Ansicht der Schlange, die die Handlung des Landmanns, statt auf Mitleid, auf reinen Eigennutz zurückführt, wiedergibt; daß er aber auch die Auffassung des Richters in diesem Streite, des Vaters von dem Knaben, verschweigt, erweckt beinahe den Eindruck, als ob er die Fabel nur vom Hörensagen kennt. Denn wie schlichtet der Vater diesen Streit? „Wahre Wohltäter", sagt er, „haben selten Undankbare verpflichtet, ja, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen — niemals". Sollte hiernach der Richter den Landmann nicht gerade für einen jener „Wohltäter" gehalten haben, die es verdienen, „Undank statt Erkenntlichkeit einzuwuchern"? Aber auch nach der Darstellung des Knaben ist die These: Durch Mitleid wissend, völlig unhaltbar, denn wenn der Landmann durch Mitleid wissend geworden wäre, dann hätte er im Gegenteil die Schlange nicht zu sich genommen. Ebensowenig wird Parsifal durch Mitleid wissend, sondern durch den Kuß der Kundry, denn sie sagt selbst: „So war es mein Kuß, der welthellsichtig Dich machte." Hierauf hatte ich bereits in meinem ersten Artikel hingewiesen; Herrn Prof. Meinck aber scheint, wohl infolge seiner Verstimmung, dieser Hinweis entgangen zu sein.*)

Nur in einem Punkte sind sowohl der Mann in der Lessingschen Fabel als auch Elsa im Lohengrin, die Herr Prof. Meinck heranzieht, wissend: beide wissen, aus welchem Grunde sie mitleidig sind. Der Mann in der Lessingschen Fabel war mitleidig, weil er annahm, daß die Schlange vor Frost erstarrt sei; über die Gründe, die Elsa zum Mitleid mit Ortrud veranlaßten, ist oben bei Prof. Meinck das Nähere nachzulesen. Allein grade dies, daß beide wußten, warum sie Mitleid hatten, unterscheidet sie fundamental von Parsifal, der auf die Frage, ob er überhaupt wisse, was er

*) Auch Herrn Dr. Schneider scheint dies bei seiner Besprechung in den „Signalen für die musikalische Welt" entgangen zu sein.

Digitized by Google

gesehen habe, mit dem Kopfe schüttelt. Prof. Meinck meint zwar: „die heftige Bewegung, die Parsifal bei dem stärksten Klagerufe des Amfortas nach dem Herzen macht, das er krampfhaft eine Zeitlang gefaßt hält, sagt genug: er ist noch nicht imstande, sein Mitleidsgefühl in Worte zu kleiden.“ Ja, wenn es wirklich Mitleid ist, das ihn bewegt! Aber eben hierüber kann nur die Antwort auf die Frage Aufschluß geben, ob er wisse, was er gesehen; diese Antwort besteht jedoch in einem Kopfschütteln. Parsifal weiß also nicht, was er sieht. Die krampfhafte Bewegung nach dem Herzen sagt also nicht, wie Prof. Meinck meint, „genug“, sondern sie sagt gar nichts. Prof. Meinck urteilt, daß es zunächst die körperlichen Schmerzen des Amfortas seien, die das Mitleid Parsifals hervorriefen. Wenn hierauf das Wissen und das Mitleid Parsifals sich beziehen sollen, warum schüttelt er denn mit dem Kopf? Prof. Meinck fügt hinzu: „Amfortas hat die Speerwunde und wohl auch noch eine andere — im Herzen.“ Ich frage, weiß Parsifal auch von dieser anderen Wunde etwas Näheres? Ich stehe wieder vor einem Dilemma: weiß er es nicht, dann hat er zu irgendwelchen Erregungen keinen Anlaß; ist er aber über das eigentliche Leiden des Amfortas unterrichtet, dann braucht er wieder die spätere Belehrung der Kundry nicht mehr. — Natürlich ist die Ansicht Prof. Meincks, daß „zunächst“ die rein körperlichen Schmerzen des Amfortas auf Parsifal erregend einwirkten, von vornherein unhaltbar; die rühren einen reinen Toren, der selbst Wunden schlägt, wenig. Die Wunde des Amfortas hat für Parsifal ausschließlich die Bedeutung einer Herzenswunde; das bringt Wagner selbst zum deutlichsten Ausdruck, indem er Parsifal in dem Gralsakte eine heftige Bewegung nach dem Herzen machen läßt, das er eine Zeitlang krampfhaft gefaßt hält. Wenn Parsifal hiernach den wirklichen Zustand von Amfortas kannte, dann wird die Szene mit der Kundry überflüssig. Somit beweist gerade diese Szene, die ihn erst wissend machen soll, in Verbindung mit seinem Kopfschütteln auf die Frage, ob er wisse, was er gesehen habe, daß er von diesen Dingen noch nichts weiß, und seine Gebärdensprache in der Gralsszene erscheint daher schlechterdings unverständlich.

Wie denkt sich überhaupt Prof. Meinck die Entwickelung des Parsifal nach Analogie der Lessing'schen Fabel? In der Fabel Lessings soll der Wohltäter die Schlange aus Mitleid zu sich genommen haben und wird zum Danke dafür tödlich gebissen. In Parsifal erscheint als Wohltäter der Titelheld, der Amfortas erlösen will, und der nun, wenn es nach der Lessingschen Fabel ginge, zum Danke von diesem auf das schnödeste behandelt werden müßte. Das wäre so ungefähr die Entwickelung des Parsifal, wenn sie der Tendenz der Lessingschen Fabel entspräche. Ein Geschick von dieser Art hat Shakespeare einmal in „Timon von Athen“ auf die Bühne seiner Zeit gebracht, aber mit Parsifal hätte dergleichen herzlich wenig zu tun.

Zur unbewußten und ungewollten Unterstützung meiner Ansicht, daß es mit dem Mitleid des Parsifal doch eine sonderbare Bewandtnis habe, da es,

Digitized by Google

anstatt durch den Anblick des Leidens erst durch die Strafpredigt des Gurnemanz hervorgerufen würde, führt Herr Prof. Meinck eine Anzahl wichtiger Zeugen an. Er nennt u. a. Lenau, Kleist, Shakespeare und Wolfram v. Eschenbach selbst, die alle die von mir vertretene Denkweise teilen, und fragt nun, was Wagner wohl bewog, hiervon abzugehen? Er wollte zeigen, meint Prof. Meinck, daß in dem sonst so weichherzigen Knaben das Mitleid mit den Tieren erst durch Belehrung geweckt werden müsse, was ganz der Wirklichkeit entspräche. Denn wie oft, sagt er, werden Knaben, die Vögel unnütz schießen, Vogelnester ausnehmen, Schmetterlinge aufspießen oder sonst Tiere quälen, erst durch mahnende Vorstellungen, durch eindringlichen Hinweis auf ihr Unrecht zur Erkenntnis des Richtigen gebracht. Der Vorgang selbst bringe es ihnen noch nicht zum Bewußtsein. Allein daß Knaben durch Ermahnungen davon abgehalten werden, dergleichen Dinge zu wiederholen, ist bei weitem kein Beweis dafür, daß sie nun auch mitleidig empfinden und fortan aus Mitleid jene Handlungen unterlassen. Ich will gar nicht reden von jenen Taugenichtsen, deren „Mitleid" erst durch eine Tracht Prügel geweckt wird, die erst auf diesem, der Wirklichkeit entsprechenden Wege „wissend" gemacht werden. Wenn Parsifal die Tat selbst gefühllos läßt, was ist dann viel von einer Empfindung zu halten, die erst hinterher, durch Reflexion, erzeugt wird? Allein was will Prof. Meinck mit dem Hinweis auf jene Knaben, die *erst* belehrt und *dann* mitleidig werden! Soll das etwa eine Unterstützung der Idee Wagners sein, daß aus dem Mitleid Wissen entsteht? Nein, meine Ansicht ist es, daß aus Wissen Mitleid entsteht, die mein Kritiker unbewußt und ungewollt wiederum unterstützt hat.

Ich habe es weiter als auffällig bezeichnet, daß Parsifal, nachdem er im Hain von Gurnemanz aufgeklärt worden ist, in Klingsors Burg plötzlich wieder als reiner Tor erscheint. Darauf erwidert Prof. Meinck: Die wilden Knabentaten Parsifals haben ihr Ende noch nicht erreicht. Ich frage: ist das eine Erwiderung? Ich wollte doch eben wissen: wie kommt Parsifal dazu, von neuem solche Knabentaten zu begehen, nachdem ihm von Gurnemanz die ernstesten Vorhaltungen gemacht worden sind und er tiefe Reue empfunden hat? Ist diese Tatsache erklärt, wenn Herr Prof. Meinck darauf erwidert: die Knabentaten sind noch nicht zu Ende? Ich frage noch einmal: Wie erklärt sich dieser Rückfall in den Zustand eines reinen Naturwesens, nachdem die Erlebnisse mit Gurnemanz und vor allem der Anblick des Amfortas durch Parsifals Seele gegangen sind und die tiefsten Spuren darin hinterlassen haben sollen?

Am anfechtbarsten aber erscheint mir der Kommentar, den Prof. Meinck zu der Erweckung Parsifals durch den Kuß der Kundry geliefert hat. Ich erklärte in meinem Artikel für unverständlich, wie gerade dieser Kuß, der als ein Ersatzkuß für den Muttersegen dienen sollte, eine solche Wirkung hervorrufen könnte. Hierauf entgegnet Prof. Meinck, „daß der in Liebesdingen Unbewanderte ja zuerst noch gar nicht weiß, daß Kundry seine

Digitized by Google

Verführung beabsichtigt, sondern daß ihm dieses eben erst durch den Kuß zum Bewußtsein kommt, weshalb er die Kundry von sich stößt." Nicht nur Parsifal, auch Herr Prof. Meinck scheint in Liebesdingen nicht sehr bewandert zu sein. Denn wer mir einreden will, daß durch Reminiszenzen an die Mutterliebe — erotische Gefühle geweckt werden können, dem spreche ich jedes Verständnis in Liebesdingen ab. Wenn die Kundry versucht hätte, ihn durch ihre Reize zu fesseln, so wäre das ein Mittel zum Zweck gewesen, allein durch die Mutterliebe einen Parsifal in einen Don Juan zu verwandeln, an diesem psychologischen Experimente muß ich für meinen Teil verzweifeln. Das will mir ebensowenig in den Kopf wie ein anderes Problem Wagnerscher Dichtkunst: warum jemand, um die Welt zu erlösen, erst aus Ehebruch und Blutschande geboren werden muß. Wie sich ein reiner Tor zu benehmen hat, läßt sich viel besser aus Don Carlos ersehen, der die Eboli „voll Zärtlichkeit" und dennoch mit der Empfindung eines reinen Toren in die Arme schließt und seine Hand, als die Eboli sie küssen will, mit den Worten zurückzieht: „Fürstin, wo sind Sie jetzt?" Carlos bleibt also auch bei dem Kuß ein reiner Tor, aber dazustehen und sich eine längere Zeit abküssen zu lassen, als ob es einen nichts anginge, dann aber plötzlich wie ein Wahnsinniger in die Höhe zu fahren: begreif's, wer's kann.

Nicht minder unannehmbar ist für mich die Belehrung, die Prof. Meinck mir über den Speerwurf zuteil werden läßt. Ich erklärte diese Handlung im Hinblick auf das Abkommen zwischen Klingsor und Kundry für völlig unberechtigt: Anstatt nun dies zu widerlegen, behauptet Herr Prof. Meinck, Klingsor habe den Speer aus Wut, daß Kundry nichts ausgerichtet, auf Parsifal geschleudert, ohne in jenem Augenblick zu bedenken, daß der Speer schon längst seine Macht verloren hatte. „Parsifal siegt hier durch die Unklugheit des Gegners." Wie? Wäre denn Parsifal etwa von dem Speere getroffen worden, wenn Klingsor die „Klugheit" gehabt hätte, ihn überhaupt nicht zu werfen, sondern mit genannter Zauberwaffe lieber in seiner Burg zu bleiben? Welch ein seltsames Argument! Allerdings: Den armen Amfortas hätte Wagner nicht zu erlösen vermocht, der Kampf wäre unentschieden geblieben und das Stück hätte nicht geschrieben werden können. Also auch Prof. Meinck beweist nur, daß Klingsors Speerwurf widersinnig ist. Mephisto aber, auf den sich Prof. Meinck beruft, ist sich im Gegensatz zu Klingsor bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. Denn als Faust bei den Worten: „Verweile doch, du bist so schön", hinsinkt, nennt Mephisto eben denjenigen Augenblick, den Faust wegen seiner Schönheit zum Verweilen nötigen möchte:

„Den letzten schlechten, leeren Augenblick".

Mephisto durfte also von seinem Standpunkte als Verneiner aus in der Tat ein gewisses Recht auf Faustens Seele geltend machen:

Digitized by Google

„Bei wem soll ich mich nun beklagen,
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?"

Klingsor dagegen hat gar keine Veranlassung, sich zu beklagen und vor allem nicht das geringste Recht zum Speerwurf. Im übrigen haben Geister, wie ich bereits ausführte, nicht wütend zu sein: Klingsor ist es übrigens auch keineswegs. Das beweisen seine den Speerwurf begleitenden Worte:

„Halt da! Dich bann ich mit der rechten Wehr:
Den Toren stell mir seines Meisters Speer."

Diese Verse lassen nicht das Geringste von „überschäumender und ohnmächtiger Wut", wie Herr Prof. Meinck sich ausdrückt, erkennen, sondern sie besagen nur, daß Klingsor den Augenblick für gekommen hält, sein vermeintliches Recht geltend zu machen. Daß dieser Rechtsanspruch des Zauberers die Grundlagen des Stückes umstürzt, machte für Wagner nichts aus. Ihm lag nur daran, den Speer auf eine recht bühnenwirksame Weise in Parsifals Hände gelangen zu lassen. Es ist so, wie ich sagte: Der Speer wird auf der Bühne für den dritten Akt notwendig gebraucht, und nur deshalb wird er gegen allen Sinn von Klingsor dem Parsifal zugeschleudert, der darüber dankend quittiert, indem er ihn „mit der Gebärde höchsten Entzückens" in Empfang nimmt.

Es gibt im Parsifal nur eine einzige Stelle, bei der Klingsor sich vielleicht ein gewisses Recht hätte vindizieren können, den Speer auf Parsifal zu werfen. In dem Augenblick nämlich, wenn Kundry Parsifal küßt und Wagner — ob mit Recht oder Unrecht bleibe außer Betracht — eine „furchtbare Veränderung" bei Jenem vorgehen läßt. Hier könnte vielleicht die Frage aufgeworfen werden, ob diese Anwandlung eines sinnlichen Affekts bei Parsifal Klingsor nicht das Recht gab, den Speer zu werfen? Aber die Gebärde des höchsten Schreckens, die Parsifal bei der bezeichneten furchtbaren Veränderung macht, beweist, daß seine innere Verfassung in diesem Augenblicke nichts mit den Anwandlungen seines Vorgängers Amfortas bei der gleichen Gelegenheit gemein hat. Wie war es mit dem? Von Gurnemanz erfahren wir es:

„Schon nah dem Schloß wird uns der Held entrückt,
Ein furchtbar schönes Weib hat ihn entzückt,
In seinen Armen liegt er trunken,
Der Speer ist ihm entsunken.
Ein Todesschrei, ich stürm' herbei;
Von dannen Klingsor lachend schwand,
Den heil'gen Speer hat er entwandt."

Es ist etwas anderes, ob jemand trunken in den Armen einer schönen Frau liegt, oder ob er, inmitten der Umarmung der „Unseligkeit" des Weibes sich plötzlich bewußt werdend, von dem höchsten Schrecken erfaßt wird. Klingsor erkannte daher wohl, daß der Augenblick noch nicht da war, und Wagner hätte auch Parsifals weitere Entwickelung gar nicht gestalten können, wenn Klingsor so voreilig gewesen wäre, schon in diesem Augenblicke den Speer zu werfen.

Digitized by Google

Nachdem er aber diese Gelegenheit hatte verstreichen lassen, war das Spiel für Klingsor endgültig verloren, denn alles, was Kundry von nun ab sagt und tut, entspringt nur der Wut darüber, daß es ihr eben nicht gelungen ist, aus Parsifal einen zweiten Amfortas zu machen. Aber wen könnte dieser Mißerfolg auch wundern? Man sehe nur, wie sie sich dabei anstellt! Erst fängt sie an, mit ihm zu philosophieren, dann droht sie ihm gar mit dem Speere, und als er sich auch dann nicht von ihr umarmen lassen will, zerschlägt sie sich die Brust und bekommt einen Tobsuchtsanfall! Ist das die Art, um einen jungen Mann zu verführen? Die Voraussetzungen hierfür waren die denkbar günstigsten; nachdem ihr die Hauptsache — nach Wagner — gelungen war, nachdem Parsifal wissend gemacht und die Leidenschaft in ihm geweckt war, bedurfte es wahrlich keiner besonderen Anstalten mehr, um ihn zu Fall zu bringen. Aber mit der Lanze zu drohen! Kann man sich überhaupt ein ärgeres Zerrbild denken, als Kundry als Verführerin? Erst versucht sie, Parsifal mit Hilfe der Mutterliebe auf erotische Gedanken zu bringen, und als ihr das nicht gelingt, gebärdet sie sich wie eine Wahnsinnige! Um hierdurch abgeschreckt zu werden, braucht man wahrlich kein Parsifal zu sein. Aber das Publikum eilt nach wie vor nach Bayreuth und hört und sieht sich derartige Geschmacklosigkeiten, wie die Zeitungen schreiben, „in stummer Ergriffenheit" oder „in andachtsvollem Schweigen" an. Nietzsche hatte nicht so unrecht: „Ah, der alte Zauberer!"

Die Idee eines „reinen Toren", der die Frage stellt: „Was ist gut, was ist bös?" ist ein Widerspruch in sich. Wagner irrt sehr, wenn er glaubt, die psychologische Qualifikation seines Helden, sein „Recht" zu einer solchen Frage damit begründen zu können, daß er den reinen Toren von der Welt abschließt und ihn als Naturmenschen aufwachsen läßt. Gleichviel, ob jemand völlig abgesondert von Menschen oder in Gemeinschaft mit ihnen lebt: In jedem Falle ist die Umwelt des Individuums die Lehrmeisterin, welche wesentlich auf seine Begriffe von dem Erlaubten und Verbotenen einwirkt. Wenn Parsifal in seiner Waldeinsamkeit alle Tage ein „Tischchen deck dich" vorfindet, so werden seine Ansichten über das, was er darf und nicht darf, andere sein, als wenn er seine Existenz im Walde erkämpfen muß. Und noch ganz anders werden seine moralischen Vorstellungen sich gestalten, wenn er unter Menschen kämpfen muß. Das Sollen und Dürfen, wie wir diese Ideen in uns konkret ausbilden, wird immer durch die einen Jeden umgebenden besonderen Verhältnisse mitbestimmt. Ein Mensch, der gleichsam im luftleeren Raum ganz abstrakt die Frage stellt: „Was ist gut, was bös?" ist die krasseste Utopie.

Wenn Prof. Meinck mir zum Schlusse rät, fernerhin „die Hände aus dem Spiele zu lassen", so will ich ihm nun umgekehrt dafür danken, daß er mir durch seine Ausführungen von neuem Gelegenheit gegeben hat, zu der Frage des Parsifal-Textes nochmals, wie ich hoffe, in erschöpfender Weise, Stellung zu nehmen. Jejunus.

Digitized by Google

„Städtebau in der Ostmark."

Eine Erwiderung.

Herr Prof. Dr. Rudolf Eberstadt bespricht im Augustheft dieser Zeitschrift unter der Ueberschrift „Städtebau in der Ostmark" eine Publikation des Direktors des Statistischen Amtes der Stadt Posen, Dr. Bernhard Franke, über die „Wohnungsverhältnisse in Posen Ende 1910". Wie auch schon bei früheren Gelegenheiten — so namentlich in einem Aufsatz über die Spandauer Wohnungsverhältnisse im Juniheft des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift — benutzt Herr Prof. Dr. Eberstadt auch die Posener Statistik zu schweren Angriffen gegen die Haus- und Grundbesitzer. Wenn hier gesagt wird: Herr Prof. Dr. Eberstadt bekämpft die Hausbesitzer, so ist das freilich scheinbar nicht richtig, denn Herr Prof. Dr. Eberstadt kann sein Herz für die „soliden" Hausbesitzer nicht oft genug beteuern. Es ist nach Prof. Dr. Eberstadts Ansicht nicht die Masse der Hausbesitzer, die an aller Not und allem Elend im Wohnungswesen die Schuld trägt, sondern nach seiner Meinung sind es die in den Hausbesitzer-Organisationen maßgebenden Persönlichkeiten, die die Hausbesitzer auf die schiefe Ebene drängen, die der Allgemeinheit der Hausbesitzer einen Schleier vor die Augen ziehen, damit sie ja nicht erkennen, wo der Feind steht, und die die Schuld daran tragen, daß die Hausbesitzer „ihren Erwerb in einem Gegensatz zu der Bevölkerung" suchen. Ob es schön ist, innerhalb einer großen Organisation die Menge der Mitglieder gegen die Führer aufzustacheln, darüber mag Herr Prof. Dr. Eberstadt selbst entscheiden. Wenn die 200 000 organisierten Hausbesitzer ihre Führer sich gewählt und die Leitung ihrer Bewegung in die Hände bestimmter Personen gelegt haben, so ist es gerade nicht angemessen, wenn ein Mann, der dieser Organisation völlig fern steht, die Behauptung aufstellt, die 200 000 selbständigen, erfahrenen Leute wüßten nicht, was sie tun. Aber eine einfache Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse, ein bloßes Durchlesen der vorhandenen Listen der Hausbesitzer-Organisationen hätten Herrn Prof. Dr. Eberstadt von der sachlichen Unrichtigkeit seiner Ansicht überzeugt. Unter den Vorstandsmitgliedern des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzer-Vereine Deutschlands und der einzelnen Landes- und Lokalverbände befindet sich kein einziger der von Herrn Prof. Dr. Eberstadt so heiß gehaßten „Bodenspekulanten". Herr Prof. Dr. Eberstadt hat ja in seinem Aufsatz über die Spandauer Wohnungsverhältnisse versucht, etwas deutlicher zu werden. Nun, vielleicht nennt Herr Prof. Dr. Eberstadt aus den 30 Vorstandsmitgliedern des Zentralverbandes und aus den Dutzenden von Vorstandsmitgliedern der Unterverbände eine einzige Persönlichkeit, die das Recht verwirkt hätte, sich als „soliden" Hausbesitzer im Sinne des Herrn Prof. Dr. Eberstadt zu bezeichnen.

Vielleicht geht aber Herr Prof. Dr. Eberstadt noch einen Schritt zurück. Er meint vielleicht, die Vorstandsmitglieder der Hausbesitzer-Ver-

Digitized by Google

bände seien noch so ziemlich anständige Leute, aber diese Vorstandsmitglieder seien ja gar nicht die wahren Führer der Bewegung, sie würden ja selbst nur geschoben von anderen Personen, die hinter den Kulissen die Drähte ziehen. Nun, wenn Herr Prof. Dr. Eberstadt auch wirklich mit dieser Behauptung käme, dann würde der Vorwurf, den er den Führern der Hausbesitzer-Bewegung macht, nicht weniger häßlich sein; denn der Vorwurf, daß die Führer der Hausbesitzer-Organisationen so dumm und so unfähig wären, daß sie nicht erkennten, wie sie nur von gerissenen Spekulanten angeführt und ausgenützt werden — ein solcher Vorwurf wäre doch eigentlich der allerschlimmste, den man den betreffenden Personen machen könnte. Wie man Prof. Dr. Eberstadts Vorwürfe gegen die Hausbesitzer auch drehen und deuten mag, die Tatsache bleibt bestehen, daß alle Arbeiten Prof. Dr. Eberstadts mehr oder weniger darauf hinauslaufen, den Hausbesitzern die Schuld an den traurigen Verhältnissen im Wohnungswesen beizumessen.

Herr Prof. Dr. Eberstadt sagt in seinem Aufsatz über die Posener Wohnungsverhältnisse: „Die Hausbesitzer pflegen neuerdings jede Darstellung unbefriedigender Wohnungsverhältnisse als einen Angriff auf ihre Privilegien zu betrachten, denen man durch Bestreitung und Verleugnung, nicht aber durch Beseitigung der Mißstände begegnen müsse." Auch dieser Vorwurf gegen die Hausbesitzer ist unbegründet. Es fällt keinem Hausbesitzer ein, zu leugnen, daß in dem Wohnungswesen unbefriedigende Verhältnisse vorhanden sind. Das wäre ein so großer tatsächlicher Widersinn, daß ihn eigentlich selbst Herr Prof. Dr. Eberstadt den Hausbesitzern nicht zutrauen dürfte. Die Hausbesitzer sehen ja mit eigenen Augen die Not und das Unglück, das sich in vielen kleinen Wohnungen abspielt. Sie sind doch eigentlich diejenigen, die am ersten und sichersten in der Lage sind, die Mißstände im Wohnungswesen zu beobachten und zu erkennen. Es ist eine von gewissen Bodenreformern aufgebrachte Behauptung, daß nicht die Hausbesitzer die Wohnungsverhältnisse zu beurteilen verstehen, sondern nur die Theoretiker, die Bücher über das Wohnungselend gelesen oder im besten Falle einmal hier und da in ein paar Wohnungen flüchtig hineingesehen haben. Daß eine solche Anschauung große wirtschaftliche und soziale Einsicht verrät, wird man kaum sagen können, und trotzdem hat man es mit Hilfe dieser Unterstellung fertig gebracht, nicht nur in weitesten Kreisen eine Abneigung gegen die Haus- und Grundbesitzer hervorzurufen, sondern die Haus- und Grundbesitzer systematisch von jeder Mitarbeit an der Besserung der Wohnungsverhältnisse fern zu halten. Die Hausbesitzer haben, wie gesagt, nie daran gedacht, die unbefriedigenden Wohnungsverhältnisse zu bestreiten; sie denken ebensowenig daran, daß eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse etwa eine Verschlechterung ihrer Lage bedeuten könnte. Welcher Hausbesitzer würde es nicht für einen Vorteil halten, wenn die Belegungsziffer der einzelnen Wohnungen geringer würde, wenn das Schlafstellenwesen eingeschränkt werden würde, wenn die Mieter seß-

Digitized by Google

hafter würden ꝛc. Aber wer schreit denn, wenn ein Hausbesitzer sich weigert, an eine vielköpfige Familie eine kleine Wohnung zu vermieten? Ganz dieselben Leute, die jetzt die Weigerung des Hausbesitzers polizeilich sanktionieren wollen. Vor vielen, vielen Jahren schon, ehe noch ein Mensch an die heutige Wohnungsreform dachte, waren die Hausbesitzer bemüht, die Aftervermietung aufzuheben oder wenigstens einzuschränken. Es hat dazu gar nicht erst der zahllosen Erhebungen und Forschungen zu dem Schlafstellenwesen bedurft, mit denen die Wohnungsliteratur überschwemmt ist. Und jetzt versucht Herr Prof. Dr. Eberstadt es so darzustellen, als ob die Hausbesitzer sich gegen eine Besserung der Wohnungsverhältnisse sträubten.

In einem Punkte unterscheiden sich die Anschauungen der Hausbesitzer allerdings von den Anschauungen des Herrn Prof. Dr. Eberstadt. Die Hausbesitzer sind zwar vollkommen überzeugt von der Zwecklosigkeit und Schädlichkeit, die tatsächlich vorhandenen Mißstände im Wohnungswesen abzustreiten oder zu beschönigen. Aber sie halten eine Uebertreibung der Mißstände, die bewußte Schwarzmalerei in der Schilderung der Wohnungsverhältnisse, für ebenso schädlich und ebenso zwecklos. Es soll gar nicht auf die wissenschaftliche Wertung der herrschenden Wohnungsliteratur eingegangen werden. Mag immerhin die wissenschaftliche Behandlung der Wohnungsfrage politisch-moralische Nebenzwecke haben dürfen — dadurch bessert man die Wohnungsverhältnisse gewiß nicht, daß man krampfhaft nach den traurigsten Erscheinungen sucht und der Oeffentlichkeit Bilder vorführt, die nur den Zweck haben, „Furcht und Mitleid" zu erwecken. Das ist nicht nur unwissenschaftlich, das ist ebenso wenig moralisch oder politisch. Wenn Herr Prof. Dr. Eberstadt irgend eine statistische Erhebung über das Wohnungswesen zur Hand nimmt, dann sieht man, wie ihn von vornherein das Bestreben leitet, mit Hilfe dieser Untersuchung wieder einmal nachzuweisen, wie furchtbar unsere Wohnungsverhältnisse sind. Ueber die Lichtseiten, die er findet, geht er mit erstaunlicher Schnelligkeit hinweg; aber wehe, wenn er Schatten findet! Es ist, als ob es mit Gewalt nachzuweisen gelte, daß die Wohnungsverhältnisse in unserem deutschen Volke immer schlechter werden, und als ob es ein Fiasko für die Wissenschaft wäre, zuzugeben, daß sich die Verhältnisse bessern. Es gibt gewiß genug Traurigkeit in unserem Wohnungswesen, aber um so mehr sollte man sich freuen, wenn man dem eigenen Volke und auch dem Auslande zeigen könnte, daß manches besser geworden ist. Und es ist besser geworden. Das kann natürlich in diesen wenigen Zeilen nicht umfassend bewiesen werden. Aber gerade die Posener Statistik gibt eine Reihe von Einzelheiten an die Hand, die auf eine nicht unwesentliche Verbesserung der Wohnungsverhältnisse hinweisen. Dafür ein paar Beispiele.

Daß die Wohnungsverhältnisse in der Stadt Posen in einzelnen Punkten ungünstiger sind als in manchen anderen Städten, ist allerdings unbestreitbar. Es ist aber durchaus unrichtig, diese verhältnismäßig ungünstigen

Digitized by Google

Wohnungszustände — wie es Herr Prof. Dr. Eberstadt tut — darauf zurückzuführen, daß gerade in Posen auf dem Gebiete der Bodenpolitik besonders schwere Mißstände vorhanden wären. Die Lage des Posener Wohnungswesens ist nichts anderes als ein Ausschnitt aus der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Posener Bevölkerung überhaupt. Wie ungünstig die Einkommenverhältnisse in der Stadt Posen liegen, kann man daraus ersehen, daß von den 40 188 Personen, die im Jahre 1910 zur Gemeinde-Einkommensteuer veranlagt waren, nicht weniger als 19 200 ein Einkommen unter 900 M. hatten. Was die starke Belegung der Wohnungen betrifft, so kommt ferner der bekannte Kinderreichtum der armen polnischen Bevölkerung in Betracht. Im Verwaltungsjahre 1911/1912 waren von den Lebendgeborenen in derselben Ehe das

6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.
235,	212,	143,	117.	69,	46,	36,	21,	12,	4,	2,

17.	18.	19. Kind
2,	2,	1.

Gerade die Posener Verhältnisse zeigen, wie die Wohnungsnot nur eine Teilerscheinung der allgemeinen Not ist, und wie es ein völlig unzulänglicher und zweckloser Versuch wäre, die Not allein mit Maßnahmen auf dem Gebiete des Wohnungswesens beseitigen zu wollen.

Bei diesem verhältnismäßig ungünstigen Stand des Posener Wohnungswesens muß es als ein Zeichen einer erfreulichen Entwicklung anerkannt werden, daß die Wohnungsverhältnisse in Posen in den letzten Jahren sich nach allen Richtungen hin nicht unerheblich gebessert haben. Das ist auch der Eindruck, den jeder unbefangene Beurteiler der neuesten Statistik über die Posener Wohnungsverhältnisse gewinnt, und es ist bezeichnend für die oben erwähnten Richtungen in der Literatur der Wohnungsfrage, daß Herr Prof. Dr. Eberstadt diese Besserung der Wohnungsverhältnisse mehr oder weniger übergeht, daß er aus der Publikation des statistischen Amtes die Not und das Elend in den Posener Wohnungsverhältnissen nachzuweisen sich bemüht, anstatt anzuerkennen, daß die Verhältnisse sich wesentlich gebessert haben, und aus dieser Entwicklung die Zuversicht herzuleiten, daß es auch weiterhin besser werden wird.

Es steht nach den statistischen Erhebungen von Dr. Franke fest:

1. Daß der Prozentsatz der Wohnungen in den Hinterhäusern gegenüber den Wohnungen in den Vorderhäusern geringer geworden ist;
2. daß die Zahl der Kellerwohnungen ganz erheblich zurückgegangen ist;
3. daß die Zahl der aus einem Wohnraum bestehenden Wohnungen im Gegensatz zu allen anderen Wohnungsgrößen eine sehr starke Abnahme zeigt;

Digitized by Google

4. daß die Zahl der bewohnten größeren Wohnungen absolut und relativ gestiegen ist;
5. daß der prozentuale Anteil der übervölkerten Wohnungen an der Gesamtzahl der Wohnungen sich vermindert hat;
6. daß die Zahl der Personen, die auf die übervölkerten Wohnungen angewiesen sind, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung sich verringert hat;
7. daß die Zahl der Schlafgänger in den letzten Jahren fast um 50% zurückgegangen ist.

Ist es angesichts dieser aus der Statistik zweifellos sich ergebenden Besserung der Posener Wohnungsverhältnisse wirklich wissenschaftlich oder auch nur moralisch-politisch zu rechtfertigen, wenn Herr Prof. Dr. Eberstadt von einem „Bild des traurigen und im wahren Wortsinne trostlosen Zustandes" spricht?!

Aber auf Schritt und Tritt begegnet man in dem Aufsatz des Herrn Prof. Dr. Eberstadt dem Bestreben, die ungünstigsten Ziffern herauszusuchen und den Wert aller Ziffern, die für eine günstige Entwicklung sprechen, herabzusetzen. Wenn es sich darum handelt zu zeigen, daß die Posener Wohnungsverhältnisse schlechter sind als die Verhältnisse in anderen Städten, dann nimmt Herr Prof. Dr. Eberstadt gern die Gelegenheit wahr, Vergleiche anzustellen. Wo aber die Posener Verhältnisse anderen Städten gegenüber einen Fortschritt bedeuten, da fühlt er das Bedürfnis nach Vergleichen nicht. So wird z. B. nicht darauf hingewiesen, daß das Schlafstellenwesen kaum in einer anderen Großstadt so günstig liegt, wie in Posen. In Posen entfallen auf 1000 Haushaltungen nur 44, die Schlafgänger halten, während in Frankfurt a. M. auf 1000 Haushaltungen 258 kommen, die Schlafgänger halten, in Dresden 278, in München 306 und in Leipzig 322.

Was die Größenverhältnisse der Wohnungen anbetrifft, so gibt auch da Prof. Dr. Eberstadts Schilderung ein unzutreffendes Bild. Nur ganz beiläufig bemerkt Herr Prof. Dr. Eberstadt, daß die Zunahme der größeren Wohnungen auf die Verminderung der nur aus einem Wohnraum bestehenden Wohnungen zurückzuführen sei. Diese letztere Tatsache aber, die Verminderung der nur aus einem Wohnraum bestehenden Wohnungen, ist von eminenter Bedeutung für die Kritik der Wohnungsverhältnisse; und gerade sie zeigt in Posen einen außerordentlich erfreulichen Fortschritt. Die einräumigen Wohnungen sind es, die in hygienischer und sittlicher Beziehung die hauptsächlichste Veranlassung zu Beanstandungen geben. Die Zahl dieser einräumigen Wohnungen ist aber in den letzten 5 Jahren in Posen außerordentlich stark zurückgegangen. Die Gesamtzahl der Wohnungen in Posen ist, in der Zeit von 1905—1910, um 15,21% gestiegen, während die Zahl der übervölkerten Wohnungen nicht nur nicht gestiegen, sondern um 6,39% gefallen ist. Wer ein richtiges Bild von den Posener Wohnungs-

Digitized by Google

verhältnissen geben will, muß mit allem Nachdruck auf diese Ziffer hinweisen, und sie nicht, wie Herr Prof. Dr. Eberstadt, als eine quantité négligeable behandeln. Die Frankesche Statistik selbst schließt den Abschnitt über die Wohnungsgröße mit den Worten: „Bei der Beurteilung dieser Zahl ist zu beachten, daß es sich nur um die bewohnten Wohnungen handelt. Es ist daher ein gutes Zeichen für die Hebung des allgemeinen Wohlstandes, daß die Zahl der größeren bewohnten Wohnungen im Jahre 1910 absolut und relativ wesentlich höher ist als im Jahre 1905." Von einer solchen Bemerkung findet sich in dem Aufsatz des Herrn Prof. Dr. Eberstadt, der die Frankeschen Erklärungen teilweise wörtlich abdruckt, keine Silbe. Herr Prof. Dr. Eberstadt schließt den betreffenden Absatz mit den vielsagenden Worten: „Zugleich aber hat sich die Neubautätigkeit hauptsächlich der Erbauung von Wohnungen mit 6 Wohnräumen und darüber zugewandt, deren Bestand sich in dem letzten Jahrfünft um 80—83% vermehrt hat." ... Es ist wirklich schwer, an eine Absicht nicht zu glauben.

Daß die Belegung der Wohnungen in Posen ein verhältnismäßig ungünstiges Bild zeigt, ist richtig; es sind auch schon die Gründe genannt, woher die verhältnismäßig hohen Belegungsziffern kommen. Aber jedenfalls haben sich auch hier die Verhältnisse in den letzten Jahren in erfreulicher Weise gebessert. Der prozentuale Anteil der übervölkerten Wohnungen an der Gesamtzahl der Wohnungen ist von 12,6% auf 10,1% zurückgegangen. Ebenso hat sich die Zahl der in den übervölkerten Wohnungen lebenden Personen von 19,6% der Bevölkerung auf 16,4% verringert. Die absoluten Zahlen sind allerdings gestiegen. Aber das bedeutet gerade vom sozialpolitischen Standpunkte nichts gegen die günstige Entwicklung, denn die Zahl der Wohnungen überhaupt ist in einem ganz unverhältnismäßig größeren Umfange gestiegen als die Zahl der übervölkerten Wohnungen. Dr. Franke gibt in seiner Statistik selbst auch zu, daß man angesichts der relativen Verbesserung der Wohnungsverhältnisse eine Genugtuung empfinden kann. Herr Prof. Dr. Eberstadt schreibt dagegen nur: „Der Prozentanteil der übervölkerten Wohnungen ist seit 1900 um $2^1/_2$% zurückgegangen, ihre absolute Zahl jedoch um 245 gestiegen. Die Zahl der durchschnittlich auf eine übervölkerte Wohnung entfallenden Personen ist gleichfalls gestiegen". Hier liest doch jeder Unbefangene deutlich zwischen den Zeilen, daß die Verhältnisse sich verschlechtert haben; ja, daß der Prozentsatz der in übervölkerten Wohnungen lebenden Personen zurückgegangen ist — diese außerordentlich bedeutsame Erscheinung unterdrückt Herr Prof. Dr. Eberstadt ganz und gar, obgleich sie in der Frankeschen Statistik ausdrücklich hervorgehoben ist.

Auf weitere Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Man muß den Aufsatz Prof. Dr. Eberstadts im Zusammenhang und in ständiger Gegenüberstellung mit den statistischen Tabellen lesen, um das schiefe Bild, das Herr Prof. Dr. Eberstadt von den Posener Wohnungsverhältnissen entwirft, übersehen zu können. Denn es sind ja nur die durch den ganzen

Digitized by Google

Aufsatz hindurchgehenden Tönungen und Schattierungen, die ihre Wirkung erzielen sollen. Die Zahlen als solche sind selbstverständlich richtig wiedergegeben; aber wie sie herausgegriffen oder übergangen sind, wie sie mehr oder weniger stark betont werden, wie sie stilistisch ausgeschmückt oder verkleidet werden — das ist es eben, worauf es bei dem Eberstadtschen Aufsatz ankommt. Denn dieser Aufsatz ist ja nicht eine statistische Untersuchung selbst, sondern er ist nur die Besprechung, sozusagen die Popularisierung einer Statistik.

Nur noch ein Wort über eine Stelle in dem Eberstadtschen Aufsatze, die so recht bezeichnend ist für die Stellung, die Herr Prof. Dr. Eberstadt den Hausbesitzern gegenüber einnimmt. Der Posener Hausbesitzer-Verein hatte am 5. Oktober v. J. — die Zählung des Statistischen Amtes erfolgte am 15. Oktober — seinerseits eine Zählung der leerstehenden Wohnungen in Posen vorgenommen. Infolge des verschiedenen Erhebungstermines, der verschiedenen Erhebungsmethode und der bei keiner Statistik zu vermeidenden Fehler auf beiden Seiten hatte sich eine Differenz zwischen der Aufnahme des Vereins und der Aufnahme des Statistischen Amtes herausgestellt. Welche von beiden Zählungen die richtigere ist, läßt sich natürlich von dritter Seite nicht feststellen, umsoweniger, als das Statistische Amt — Herrn Prof. Dr. Eberstadt gegenüber doch sicher ebenso wie dem Posener Hausbesitzer-Verein gegenüber — sich geweigert hat, Einblick in sein Zahlenmaterial zu gewähren. (Als eine Kleinigkeit sei immerhin erwähnt, daß der Posener Hausbesitzer-Verein dem Statistischen Amte eine mindestens rechnerische Unrichtigkeit schon bei ganz oberflächlicher Prüfung der Zahlen nachgewiesen hat). Wenn Herr Dr. Franke in einer Anmerkung zu seiner Publikation sagt, daß der Hausbesitzer-Verein die Zahl der leerstehenden Wohnungen zu hoch angegeben hat, so ist das eine unbewiesene Behauptung, die natürlich der Hausbesitzer-Verein ohne weiteres nach der umgekehrten Seite zurückgeben könnte. Immerhin beschränkt sich Herr Dr. Franke auf die Feststellung der Tatsache. Herr Prof. Dr. Eberstadt glaubt aber in seinem Aufsatz noch ein paar Worte hinzufügen zu müssen. Er schreibt nämlich: „Eines Zusatzes ist diese Feststellung nicht bedürftig" —, und er macht hinter die Worte einen Punkt und einen Gedankenstrich. Der kleine Satz mit dem Punkt und dem Gedankenstrich könnte eigentlich für die Kennzeichnung der Stellung des Herrn Prof. Dr. Eberstadt den deutschen Hausbesitzern gegenüber allein genügen. Max Diefke-Berlin.

Philosophie.

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, in Verbindung mit Wilhelm Windelband herausgegeben von Arnold Ruge. Erster Band: Logik. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Tübingen 1912. Preis: Mk. 7,—.

Mit dieser Enzyklopädie soll der leider ja nicht zu bestreitenden, immer

Digitized by Google

mehr um sich greifenden Zersplitterung der Philosophie entgegengewirkt werden, indem darin diejenigen Denker, die der gegenwärtigen Zeit als die Führenden gelten, auf die Weise zusammenwirken, daß sie die Prinzipien ihres Philosophierens entwickeln, wodurch dann nach Erwartung des Herausgebers wenigstens die Hauptlinien und vielleicht auch der Schwerpunkt der Entwicklung der Philosophie der Gegenwart erkennbar und die Einseitigkeit des sie beherrschenden Problemzwanges überwunden werden möchte. Lebt doch trotz ihrer Zerspaltung nach Ruges Ansicht in der Idee der Philosophie die Idee des unendlichen (?) Strebens zur Einheit, und eben von diesem lebendigen Hinstreben zur Idee der Einheit einen Begriff zu geben und nicht etwa Resultate konstatierend zusammen zu tragen, sei der eigentliche Sinn dieser im Erscheinen begriffenen Enzyklopädie. Insofern sie alle Hauptgebiete der Philosophie umfassen soll, werde sie aber außerdem einstmals, wenn sie abgeschlossen sei, d. h. wenn in ihr die Prinzipien der philosophischen Einzeldisziplinen vollständig entwickelt seien, zugleich die Philosophie des gegenwärtigen Zeitraums in ihrem Grundriß darstellen, denn wer in der Zeit gelte, wirke in der Zeit.

So löblich diese Absichten im allgemeinen sind, so kann ich dennoch nicht umhin, zu befürchten, daß nur die wenigsten der daran geknüpften Hoffnungen sich erfüllen werden, da es mir in dieser Hinsicht verfehlt erscheint, nur einige hervorragende zeitgenössische Denker auszuwählen und sie ausschließlich als „die" Führenden in der Philosophie der Gegenwart hinzustellen, denn diese Beschränkung wird infolge ihrer Lückenhaftigkeit es vor allem unmöglich machen, diese Enzyklopädie jemals als Grundriß der Philosophie unserer Zeit anzusehen, und eben deshalb können sich aus ihr auch weiterhin weder die Hauptlinien noch der Schwerpunkt des gegenwärtigen Philosophierens ergeben. Das einzige, was sie wirklich zuverlässig bietet, ist die Vergleichsmöglichkeit wenigstens derjenigen Richtungen desselben, die nun gerade durch einen ihrer Führer darin vertreten sind. Infolgedessen besitzt sie immerhin den nicht zu unterschätzenden Wert, ein in dieser Beziehung durchaus sicher orientierendes Werk zu sein, wobei es noch besonders bemerkenswert ist, daß es einen internationalen Charakter trägt, indem z. B. in dem vorliegenden ersten Bande neben dem deutschen ein englischer, ein französischer, zwei italienische und ein russischer Denker die Prinzipien ihrer Logik entwickeln.

So erörtert hier als Erster der Mitherausgeber Wilhelm Windelband in vier gedrängten Abschnitten die Phänomenologie des Wissens, die reine oder formale Logik, Methodologie und Erkenntnistheorie in solch klar übersichtlicher Weise, daß man nach deren Lektüre tatsächlich ganz vorzüglich über den von ihm vertretenen, zurzeit in Deutschland sehr, aber keineswegs allein verbreiteten logischen und erkenntnistheoretischen Standpunkt unterrichtet ist. Kann man demselben oft, so doch nicht immer zustimmen, z. B. wenn er den Autor zu der Behauptung führt, Zweck und Absicht gehörten zu den „kausalen" und nicht zu den wahrhaft „teleologischen"

Digitized by Google

Geschehensformen, nachdem Windelband zuvor die durch das Wirken bestimmte Notwendigkeit der Zeitfolge als kausal bezeichnete, sobald das Vorhergehende das Nachfolgende zum Dasein in der Zeit bestimme, oder teleologisch, wenn das Ergebnis als das seine Bedingungen bestimmende gedacht werde. Letztere Bestimmung kann doch nur möglich sein, falls das Ergebnis, wenn auch nicht als bewußte Absicht, so doch als den Bedingungen unbewußt immanenter Zweck gedacht wird, dementsprechend die das Nachfolgende zum Dasein in der Zeit bestimmende Kausalität teleologisch determiniert wird, welch' logische Determination aber selbst nicht wieder als ein kausales Geschehen zu denken ist, ohne sich als logische Tätigkeit aufzuheben. Befremdlich erscheint mir ferner auch der Passus, die letzte Voraussetzung der Induktion bilde immer das Postulat der Naturgesetzmäßigkeit, und zwar in dem Sinne, daß nicht nur gleiche Ursachen gleiche Wirkungen, sondern auch gleiche Wirkungen gleiche Ursachen hätten, denn es ist sehr zu bezweifeln, daß ein nach der induktiven Methode arbeitender Naturforscher sich der Induktion in letzterem Sinne stets bedient und von gleichen Wirkungen „immer" auf gleiche Ursachen schließt, lehrt uns alle doch schon die tägliche Erfahrung, daß dieser Satz nicht immer gilt. Windelband wendet denn auch gleich selber ein, eine solche eindeutig reziproke, zugleich kausale und teleologische (?) Zuordnung von Zuständen dürfe überhaupt nur mit erheblichen Einschränkungen vorausgesetzt werden und unterliege prinzipiellen Bedenken mancherlei Art, worunter ich als das Bedenklichste eben die auf einem unzutreffenden Teleologiebegriff beruhende „teleologische" Zuordnung, daß gleiche Wirkungen *stets* gleiche Ursachen hätten, ansehen muß. Der von mir oben angedeutete Teleologiebegriff hingegen enthebt uns einer derartigen Zuordnung. Schließlich halte ich Windelbands Befürchtung, zwischen der weltordnenden Geistigkeit und unserem menschlichen Geiste möchte — spinozistisch zu reden — gerade soviel Aehnlichkeit bestehen, wie zwischen Canis signum coeleste und Canis animal latrans, für unbegründet, da, wenn eine solche Befürchtung auch bezüglich der von ihm erwähnten früheren Versuche, das „Gelten" als eine Art des psychischen Seins oder Ueberseins aufzufassen, am Platze sein mag, so doch nicht mehr gegenüber dem sowohl der subjektiv-idealen als auch der objektiv-realen Sphäre immanenten, sich kategoriell betätigenden unbewußten Weltgeiste, wie ihn Eduard v. Hartmann in seiner „Kategorienlehre", auf die ich am Schlusse meiner Besprechung noch einmal zurückkommen werde, zur Darstellung gebracht hat. Freilich, wer der Meinung ist, „bei der kritischen Revision der Grundprobleme der Erkenntnistheorie handele es sich in letzter Instanz um die Frage, ob in den Einsichten der Wirklichkeitswissenschaften irgendwelche zwingenden Argumente vorliegen, das erfahrbare und wissenschaftlich bearbeitbare Sein als die *Erscheinung* eines höheren Seins, eines dinganschhaften Ueberseins anzusprechen, das dann als ein qualitativ anderes und Unerkennbares zu gelten hätte", und zu sehen glaubt, daß „sich *theoretische* Argumente für die Bejahung dieser Frage nicht beibringen

Digitized by Google

lassen", der wird sich auch nicht veranlaßt sehen, auf diesen begrifflich repräsentativ wohl erkennbaren unbewußten Geist induktiv zurückzuschließen, denn der übersieht eben einfach die gewichtigen Argumente, welche die Biologie sowohl als die Psychologie für die Bejahung dieser Frage liefern, sobald sie nicht bloß als beschreibende, sondern auch als erklärende Wissenschaften betrieben werden. Gerade deshalb kann man Windelband zustimmen, wenn er fortfährt, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis lägen vielmehr in anderer Richtung, nämlich, wie ich es kurz fasse, in quantitativer, insofern unser Wissen stets Stückwerk bleibe, nur Teile, Ausschnitte, nie das Weltganze, die Totalität umfassen könne. Für eine Philosophie, die metaphysisch gerichtet ist, bedarf es aber einer solchen vollständigen Weltkenntnis gar nicht, und nur diejenige Philosophie leidet darunter, die sich mit der unerfüllbaren Aufgabe endlos abmüht, den Zusammenhang aller Dinge rein kausal zu ergründen. Auf diese flüchtigen Gegenbemerkungen muß meine Besprechung des sonst, wie gesagt, höchst lehrreichen Beitrags Windelbands beschränkt bleiben, um noch Raum für einen Hinweis auf die fünf anderen Abhandlungen übrig zu behalten.

Den relativ größten Wert von ihnen besitzt diejenige des Engländers Josiah Royce, welche in ihrem ersten Abschnitt das Verhältnis der Logik als Methodenlehre zur Logik als Ordnungswissenschaft erörtert, im zweiten eine allgemeine Uebersicht über die Ordnungstypen bietet und im dritten die logische Genesis der Ordnungstypen unternimmt, wobei u. a. in beachtenswerter Weise nach dem Vorbilde des amerikanischen Logikers Charles Peirce die induktive Methode behandelt wird. Weniger ansprechend hingegen sind die Ausführungen des Franzosen Louis Conturat, der die Prinzipien einer „Logistik" oder „algorithmischen Logik" vorträgt, ein Wort, welches, wie er selbst sagt, einfach auf die Tatsache hinweist, daß in den logischen Gesetzen ein gewisses Rechnen an den Tag tritt. Obschon „diese Termini weder eine Aenderung noch eine Einschränkung der traditionellen Auffassung von der Logik einschließen" sollen, so muß ich doch bezweifeln, daß man nach „dieser neuen Methode in der Behandlung alter, steter Probleme der klassischen Logik" künftig in ausgedehnterem Maße wird verfahren wollen, obwohl sich auch dabei viel Scharfsinn anbringen läßt. Auch der hierauf zu Wort kommende Italiener Benedetto Croce ist in seinem Aufsatz über „Die Aufgabe der Logik" nicht sonderlich erbaut von ihr. Er erblickt in der Logistik nur einen Komplex von Regeln und Formeln und darum keine Wissenschaft, während er unter Logik eine Doktrin, eine Theorie, eine Wissenschaft versteht, die nicht den Sinn hat, dem Denken zu Hilfe zu kommen, Naturwissenschaft, Mathematik oder überhaupt die Einzelwissenschaft zu fördern oder etwa auch die Untersuchungen und die Disputationskunst zu erleichtern und zu vereinfachen, sondern eine Theorie, die sich ausschließlich zur Aufgabe stellt, das Wesen des Denkens, der Wissenschaft und der Wissenschaften usw. zu begreifen. Demgemäß beendet er denn auch seine kurze Arbeit — die kürzeste von allen — mit

Digitized by Google

einem Hinweis auf die Hegelsche Philosophie, deren genaue Untersuchung er jeden Tag für dringender erforderlich hält, um deren noch unberührten Schätze zu heben, und zwar unter Berücksichtigung nicht nur der ganz durchgeführten Gedankengänge, sondern vor allem der Gedankenkeime, reich an Ahnung, die dort überall ausgestreut seien. Sein Landsmann Federigo Enriques betrachtet alsdann die Logik „als die Lehre von den geistigen Vorgängen, die man als vernünftig bezeichnet". Unter diesem Gesichtspunkt forsche sie zwar parallel zur Logistik, jedoch unabhängig von jedem besonderen Ausdruck des Gedankens mittelst Worten oder Zeichen. Der Gegenstand ihrer Forschung sei besonders in den Entwicklungen der abstrakten Wissenschaft gegeben, und ihre Methode bestehe darin, von einem psychologisch ejektiven Gesichtspunkt aus die verschiedenen begrifflichen Gebilde und die Merkmale, die an ihnen bei der Wertung geltend gemacht würden, zu vergleichen, zu zerlegen, zu berichtigen und aufzusuchen. Der Wert der Logik gegenüber der Wirklichkeit und folglich ihre Anwendung auf die Erkenntnis macht dann bei ihm einer besonderen Untersuchung Platz, in der die Grundsätze einer Erkenntnistheorie zusammengefaßt werden, die den „kritischen Positivismus" ausmacht. „Diese philosophische Stellung ist ein wissenschaftlicher Rationalismus, der gewisse überlieferte Gegensätze der von Cartesius und Baco ausgehenden Schulen zu überwinden strebt, mittelst einer tieferen Kritik, die von einigen grundlegenden Ansichten Kants eingegeben ist."

Zum Schluß untersucht der Russe Nicolaj Losskij „die Umgestaltung des Bewußtseinsbegriffs in der modernen Erkenntnistheorie und ihre Bedeutung für die Logik". Seine Logik hängt nämlich von seinem Bewußtseinsbegriff ab; wer diesen nicht teilt, wird infolgedessen auch jener keine erhebliche Bedeutung beimessen. Deshalb genügt es, hier nur den von ihm akzeptierten Bewußtseinsbegriff anzudeuten. Für ihn ist das Bewußtsein der Inbegriff aller Inhalte, zu denen das Ich in einer eigentümlichen Beziehung sich befindet, die er bildlich mit dem Ausdruck „haben" bezeichnet. Die eigentümliche Beziehung zwischen dem Ich und dem Etwas komme dank der Aufmerksamkeit zustande und führe dazu, daß jenes Etwas zu einem „mir gegebenen" werde, was er „Anschauen" (Kontemplation), Intuition oder gnoseologische Koordination zwischen Subjekt und Objekt benennt und womit er, wie man sieht und er selber bemerkt, sich Avenarius' Lehre von der Prinzipialkoordination nähert, wie er denn auch weiterhin auf die Verwandtschaft seiner Bewußtseinslehre mit derjenigen Schuppes hinweist, wonach der Bewußtseinsinhalt nichtpsychisch und transsubjektiv sein (d. h. nicht ins Gebiet des individuell-psychischen Lebens gehören) kann, sowie mit derjenigen Windelbands und Rickerts, insofern nämlich Rickert im Zusammenhang mit der Lehre vom überindividuellen Bewußtsein den nichtpsychischen und nichtsubjektiven Charakter einiger Bewußtseinsinhalte aufrecht erhalte, ferner mit den Bewußtseinslehren Natorps, Lipps', Pfänders, Stumpfs, Külpes ꝛc. Hören wir nun von Losskij u. a. weiter, daß jene eigentümliche durch die Aufmerksamkeit bewirkte Beziehung, worin

Digitized by Google

das Bewußtsein bestehen soll, „keinen kausalen Charakter habe, d. h. nicht in einer Einwirkung des Nicht-Ichs auf das Ich oder umgekehrt des Ichs auf das Nicht-Ich bestehe", infolgedessen „jede Begründung wegfalle, zu behaupten, daß jeder Erkenntnisinhalt sinnlicher Natur sein, d. h. aus „Empfindungen bestehen müsse" und Raum und Zeit und Bewegung als nichtsinnliche, aber nichtsdestoweniger für das Anschauen gegebene, doch in keinem Sinne (?) aus Empfindungen ableitbare Elemente der Erkenntnis betrachtet werden könnten, dann gewahren wir, daß wir bei dieser Bewußtseinslehre wie bei der Lehre eines überindividuellen Bewußtseins überhaupt auf dem besten Wege sind, durch den transzendentalen Idealismus hindurch in den wundervollen Illusionismus zu geraten, bei dem von einem Erkennen überhaupt keine Rede mehr sein kann, denn die Aufmerksamkeit kann uns ja dann alle möglichen und unmöglichen Dinge in gesetzloser Folge vorgaukeln, die in Wirklichkeit, d. h. bewußtseinsunabhängig real gar nicht existieren. Und daß sie in einem „überindividuellen", „nichtpsychischen", „transsubjektiven" Bewußtsein wohnen, das ist doch nur eine halsbrecherische dogmatische Behauptung, die eine Existenz in eine höchst luftige Region verlegt, von der wir Individuen doch gerade nach dem transzendental-idealistischen erkenntnistheoretischen Verbot, die Grenzen unseres Bewußtseins zu überschreiten, nichts wissen können. Dadurch werden selbstverständlich alle weiteren Aussagen Losskijs über den Inhalt jenes nichtpsychischen, transsubjektiven Bewußtseins zu einem mehr als zweifelhaften Phantasieprodukt, auf welches näher einzugehen sich von selbst erübrigt. Bemerkenswert bleibt nur noch, daß er jenem überindividuellen Bewußtsein die Synthese zuschreibt, welche dem individuellen Bewußtsein einen komplizierten Ausschnitt der Welt als Objekt zur Analyse gibt, infolgedessen von ihrer subjektiven (individuell-psychischen) Seite aus betrachtet, d. h. nach ihrem Ursprung im psychischen Leben die Erkenntnis immer das Produkt der Analyse sei, die objektive Seite der Erkenntnis dagegen nach ihrem Bestande stets einen synthetischen Charakter habe. Erkenntnisobjekt und Inhalt sollen danach dem erkennenden Subjekt transzendent sein, allein im Moment der Urteilsaussage dem Bewußtsein desselben immanent werden können, und zwar dank der vorübergehenden Funktion des Individuums, die eben in der Hinlenkung der Aufmerksamkeit bestehe usw. Diese Ansicht erscheint mir nämlich insofern bemerkenswert, als hier E. v. Hartmanns vielbestrittene Ablehnung synthetischer Urteile a priori im diskursiven bewußten Denken des Menschen gegenüber seiner Annahme eines unbewußten synthetischen, produktiven, intuitiven Denkens eine unbeabsichtigte Unterstützung erfährt, sobald man sich Losskij und den von ihm angeführten Denkern zuwider durch eine umfassendere Weltbetrachtung vom transzendental-realistischen Standpunkt aus veranlaßt sieht, das transsubjektive, nichtpsychische Bewußtsein, von dem wir nichts wissen, das uns also ohnedies unbewußt ist, mit dem auch an sich unbewußten Geiste zu vertauschen.

So ließ mich denn die letzte wie die erste Abhandlung auf eine

Digitized by Google

Philosophie Bezug nehmen, mit deren Hilfe die von dieser Enzyklopädie erstrebte „Einheit" am ehesten zu erreichen sein dürfte. Sie tut sowohl die von Windelband verkannte Notwendigkeit dar, von den Phänomenen auf ein metaphysisches, in ihnen sich manifestierendes Wesen zu schließen, als auch die Unbewußtheit dieses Wesens. Sie lehrt, daß dieses Wesen sich mittelst seiner Attribute als Wille und Idee oder als unlogisches Real- und logisches Idealprinzip betätigt, indem letzteres ersteres logisch determiniert, und zwar meistens in den Formen, welche später in dem dazu hoch genug entwickelten menschlichen Bewußtsein durch dessen Kategorialbegriffe repräsentiert werden. Wie auch Windelband bemerkt, hat „Hartmann mit großer Energie den Parallelismus der Kategorien durch die drei gesonderten Gebiete der subjektiv-idealen, objektiv-realen und der metaphysischen Sphäre durchgeführt". Grundbedingung dieser Durchführung war jedoch, daß sich Hartmann erst vorher seinen transzendentalrealistischen Standpunkt kritisch erarbeitete, ohne den es unmöglich ist, auch auf dem Gebiete der Kategorienlehre, welche Windelband als den Höhepunkt aller logischen Theorie und als das seit Kant große, zentrale Hauptproblem betrachtet, zu einer Lösung zu kommen. Solange hingegen auch noch von transzendentalidealistischen Voraussetzungen aus philosophiert wird, wird freilich das Streben nach einer „einheitlichen" Philosophie ein „unendliches" sein (s. oben) und die von Windelband heute noch vermißte „anerkannte Lösung" des Kategorienproblems sich wohl niemals einstellen, denn wie kann da von einem kategoriellen Weltgeschehen die Rede sein, wo z. B. die „eigentümliche" Funktion der Aufmerksamkeit eine solch' eigentümliche (?) Rolle spielt, wie bei Lossky und den übrigen Vertretern eines überindividuellen Bewußtseins?!

Bhagavadgita. Des Erhabenen Sang. Uebertragen und eingeleitet von Leopold von Schroeder. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, 1912. XVI u. 86 Seiten. Preis Mk. 2,—.

Mit diesem Gedicht beginnt der rührige Jenaer Verlag wiederum die Veröffentlichung eines umfangreichen Sammelwerks, welches, „Religiöse Stimmen der Völker" benannt, unter Mitarbeit der Professoren J. Hall-Erlangen, Leop. v. Schroeder-Wien, A. Ungnad-Jena und des Privatdozenten G. Roeder-Breslau von Professor W. Otto-Wien herausgegeben wird. Es soll die Religionen des alten Indien, Babylon, Aegypten, der alten Griechen und des alten Islam einem weiteren Kreis religiös Interessierter zugänglich machen, und zwar in erster Linie durch Originalübersetzungen der uns erhaltenen Religionsurkunden unter Weglassung bloßer Wiederholungen und solcher Teile, die nur für die Spezialwissenschaft ein wirkliches Interesse haben. Nur dort, wo solche Urkunden nicht vorhanden sind, wie z. B. für die altgriechische Religion, wird eine geschichtliche Darstellung gegeben werden, bei der jedoch ebenfalls die antiken Zungen so viel als möglich selbst reden sollen.

Digitized by Google

Wie der vorliegende Band zeigt, wird der Leser durch eine sachkundige Einleitung in den Stand gesetzt, die Texte in ihrer eigenartigen Bedeutung aufzunehmen, während durch besondere Anmerkungen am Fuße der betr. Seiten Namen und schwierige Stellen noch extra erläutert werden. So erwägt v. Schroeder in seiner leichtverständlichen Einführung die verschiedenen von Dahlmann, Garbe und Deussen vertretenen Ansichten über die Entstehung der Bhagavadgita und gibt schließlich derjenigen Deussens den Vorzug, da sich hiernach die Philosophie jenes Gedichts, wie die des Mahabharata überhaupt, von welchem Epos die Bhagavadgita bekanntlich eine Episode darstellt, als ein ganz natürlich und einfach, organisch gewachsenes Gebilde erweist, welches aus der in den philosophischen Texten der jüngsten Vedaperiode, den Upanischaden, verkündeten All-Eins-Lehre, der Atman-Philosophie oder Brahman-Wissenschaft ganz unmittelbar hervorgeht, um dann allmählich und ganz naturgemäß zu späteren Lehren und Systemen hinüberzuleiten. Daneben stimmt er aber auch Garbe bei, wenn dieser die Bhagavadgita als „das Hohelied der Bhakti, der gläubigen und vertrauensvollen Gottesliebe" bezeichnet, die „sowohl auf dem Wege der Erkenntnis, wie auf dem der selbstlosen Pflichterfüllung mit unbedingter Sicherheit zum Ziel führt ꝛc."

In der Tat, auch in der Uebersetzung liest sich das Gedicht wie ein solches „Hohelied". Das ganze Unternehmen hat damit einen recht verheißungsvollen Anfang genommen.

Dietrich Heinrich Kerler, Nietzsche und die Vergeltungsidee. Verlegt bei Heinr. Kerler, Ulm. 49 Seiten.

Vorliegende kleine Schrift sollte einen Beitrag zur Strafrechtsreform bilden, indem sie mit Nietzsche gegen die „Vergeltung" zu Felde zieht. Sie bekämpft zunächst „Lohn und Strafe" überhaupt als unsittliche und und irreligiöse Begriffe und befürwortet statt ersterer die Selbstverleugnung. Zu weit geht der Autor jedoch mit der Meinung, auch die Nächstenliebe habe mit Religion und Moral nichts zu tun, sondern nur die Liebe zur Idee des Guten, denn innigstes Verwachsensein mit einer Idee ohne persönliche Beziehung sei Religion. Wenn das zuträfe, so wäre Religion wohl eine Art Passion! Doch dem ist nicht so; die Religion erhebt sich vielmehr auch über das noch, was Kerler ihr „in ihrer reinsten Form zum Inhalt" gibt, über „die Idee der Menschheit", also den Inbegriff der im Sinne vollkommener Kultur höchstpotenzierten Lebens liegenden Ideale. Sie besteht im tiefsten Grunde aus der Selbstbewußtwerdung Gottes im Menschen und erst daraus ergibt sich u. a. die Liebe zur Idee des Guten sowohl wie zur Idee der Menschheit, aber auch die Liebe zur Menschheit selber, d. h. zum Nächsten! Es ergibt sich erst daraus ferner, „daß der Mensch nicht zu seinem Glück auf der Welt ist", sondern dazu, daß er sein ganzes Sein in den Dienst nicht sowohl „des Uebermenschen, also der Idee des Vollkommenen" stellt, wie Kerler mit Nietzsche annimmt, als vielmehr in den

Digitized by Google

Dienst des der Menschheit immanenten Gottes. Daher ist es auch irrig, wenn er die Ansicht hegt, die gute Tat selbst sei noch nie in ihrem von jeder äußerlichen Außenwirkung unabhängigen Eigenwert so aufgedeckt worden, wie von Nietzsche. Zur Berichtigung dieser Ansicht verweise ich nur auf E. v. Hartmanns „Religion des Geistes" und „Das sittliche Bewußtsein", in welch' letzterem Buche man auch ein treffliches Kapitel über „das Moralprinzip des Vergeltungstriebes" findet, worin es u. a. ebenfalls heißt, es müsse nun aber endlich einmal mit dem Prinzip des talio, das noch immer in unserer Strafrechtstheorie sich breit mache, gründlich aufgeräumt werden. Man müsse begreifen lernen, daß ein Instinkt, der unbewußten Zwecken diene, kein Prinzip sei, auf das man in einer wissenschaftlichen Theorie sich versteifen dürfe, am wenigsten, wenn dieser Instinkt geschichtlich bereits seine Schuldigkeit getan habe, wenn seine unbewußten Zwecke erfüllt und ihr Fortbestand durch anderweitige, inzwischen erstarkte und befestigte psychologische Grundlagen gesichert sei, und wenn er den höheren ethischen Forderungen widerspreche, welche die Anhänger der Vergeltungstheorie zwar zugeben müßten, aber in ihrer Geltung für dieses Rechtsgebiet bestritten usw. Ich kann es deshalb auch vom Standpunkte Hartmanns aus nur begrüßen, daß Kerler in seiner Schrift nachweist, wie schroff die Idee der gerechten Vergeltung Moral und Religion widerspricht und wie es auch in der „Idee der staatlichen Strafe als gerechter Vergeltung von Widersprüchen und Absurditäten förmlich wimmelt."

Nicht so beifällig hingegen erscheint mir seine Ablehnung der Strafe als Abschreckungsmittel, denn es dürfte doch unbestreitbar sein, daß viele Vergehen nur allein aus Furcht vor Strafe unterlassen werden, auch wenn nicht auf allen gleichmäßig die schwerste Strafe, z. B. die Todesstrafe, ruht, die der Verfasser dann als einfachstes, wirksamstes Mittel scherzhaft empfiehlt. Daß die Strafe zur Abschreckung dient, geht ja aus seiner eigenen Definition des Wesens der Strafe hervor, obschon er sich bemüht, dasselbe unabhängig von jedem Zweckgedanken zu bestimmen, indem er als ihr Wesen „nichts anderes als die Ausführung einer Drohung (!), die auf eine Gesetzesverletzung gerichtet ist", ansieht. Droht man doch bekanntlich nur, um abzuschrecken! Dabei bleibt es ihm unbenommen, als den „einzig berechtigten Zweck der staatlichen Strafe den der Sicherung der Gesellschaft durch Bekämpfung des Verbrechens zu dekretieren", denn dieser Endzweck kann recht gut die durch Drohung erstrebte Abschreckung und, wo die Drohung nicht genügte, die durch Züchtigung erstrebte Besserung als Mittelzwecke in sich einschließen. Freilich kann die Besserung durch die Strafe ebenfalls nur erstrebt, nicht mit Gewißheit erzielt, sondern mitunter sogar das Gegenteil bewirkt werden. Kerler pflichtet deshalb der modernen Kriminalistik bei, insofern diese für eine sog. unbestimmte Verurteilung eintritt, durch welche der eventl. Besserung während des Strafvollzugs durch Verringerung, anderenfalls durch Erhöhung der Strafe Rechnung getragen werden soll. In leichten Fällen brauchte überhaupt nicht gestraft zu werden, z. B. wenn die Strafe

Digitized by Google

das Ehrgefühl eines bisher unbescholtenen Individuums zerrütten könnte. Diesen humanen Ideen gegenüber erhebt sich nur leider unausweichbar die Frage, wie man sich eine Gewißheit über wirklich und nicht bloß scheinbar erfolgte Besserung oder Verschlechterung und über das Ehrgefühl eines Menschen verschaffen will! Diese und andere Fragen, wie die der Vorbeugung durch Zwangserziehung usw., welche nach Ansicht des Verfassers besser als eine gedankenlose mechanische Straferei vor dem Verbrechen schütze, geben jedenfalls noch zu denken. Kerler begnügt sich jedoch in vorliegender Schrift damit, u. a. durch Zitate darauf hinzuweisen, daß auch diese „mit groben Strichen angedeuteten Ideen" sich aufs engste mit den kriminalpolitischen Forderungen Nietzsches berühren, um zum Schlusse noch einmal mit Nietzsche vereint energisch die Immoralität der Vergeltungsidee und der Rache zu betonen, zu welch' letzterer bedauerlicherweise immer noch die Strafe tagtäglich von Tausenden mißbraucht werde. Und darin haben beide sicherlich ganz und gar recht!

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Anmerkung. Die Redaktion kann nicht umhin, auszusprechen, daß die hier entwickelten rechtsphilosophischen Gedanken von den ihrigen weit abweichen. Die Rechtsphilosophie Hegels ist für die „Preußischen Jahrbücher" immer die unverrückbare Grundlage alles Nachdenkens über die Natur der Strafe gewesen. Nur die Vergeltungstheorie ergründet das Recht in seiner Tiefe. Die Strafe hebt das Unrecht, insoweit es die Ordnung des Staates gestört hat, wieder auf. Der Rechtsbruch wird geheilt, indem das Verbrechen seine Sühne findet. Allerdings ist Rache gleichfalls Vergeltung, aber im übrigen sind Selbsthilfe und in der Jurisdiktion sich betätigende obrigkeitliche Autorität grundverschiedene Dinge.

Ohne Zweifel ist es möglich, ja, besonders in fortgeschrittenen Epochen, notwendig, daß sich die Strafjustiz neben ihrer eigentlichen Aufgabe, vermittelst der Sühne das durch den verbrecherischen Eingriff gestörte Gleichgewicht der rechtlichen Ordnung wiederherzustellen noch Nebenzwecke setzt. Je reifer die Kultur wird, desto komplizierter gestaltet sich überhaupt das Recht, und so streben die Urheber der Strafgesetze nun auch zum mehr oder weniger großen Nutzen des Staats darnach, die Verbrecher nicht nur abzuschrecken, sondern sogar zu bessern. Niemals jedoch darf die Philosophie vergessen, daß diese nützlichen und löblichen Bemühungen sich im Lauf der kulturellen Evolution an den substantiellen Kern der strafrechtlichen Ideen gleichsam ankandieren und durchaus sekundär sind und bleiben. Daniels.

Volkspsychologie.

Zur Deutung Japans.

Lafcadio Hearn, Das Japanbuch, eine Auswahl aus seinen Werken. Mit Vorwort von Stefan Zweig. Frankfurt a. M., 1911. (310 S.)

Lafcadio Hearn, Japan: Ein Deutungsversuch. Aus dem Englischen übersetzt von Berta Franzos. Ebenda, 1912. (407 S.)

Percival Lowell, Die Seele des fernen Ostens. Aus dem Englischen übersetzt von Berta Franzos. Diederichs. Jena, 1911. (178 S.)

Lafcadio Hearn gehört zu jenen Menschen, welche die Kritik entwaffnen, indem sie ihr zuvorkommen. Man denke einen Mann, der sein höchstes

Digitized by Google

Ideal von Menschsein erfüllt sieht, der sein Leben darauf wendet, in dieses erfüllte Ideal und seine Vorgeschichte einzudringen, der in seiner Begeisterung sich in diese fremde Gestaltung aufnehmen und einreihen läßt, der in nicht weniger als sechs beispiellos erfolgreichen Büchern ihr Lob und das Lob aller ihrer Eigentümlichkeiten verkündigt, und der dann kurz vor seinem Tode — Japaner geworden, mit einer Japanerin verheiratet, wie es scheint, auch Vater japanischer Kinder — die Worte über sein Ideal niederschreibt: „Ich habe Tage, wo mir alles in Japan so hoffnungslos scheint, daß, wär's nicht um der Meinen willen, ich mich am liebsten auf- und davonmachen möchte." (In einem Briefe über Percival Lowells Seele des fernen Ostens, abgedruckt im Prospekt der deutschen Uebersetzung dieses Buches.)

Mir liegen leider jene sechs Bücher Hearns nicht vor. Wenn die Auswahl, die der Verlag aus diesen Bänden hat zusammenstellen lassen, wirklich, wie Stefan Zweig am Schluß seines Vorworts sagt, „einige der wertvollsten Blätter" dieser Bände enthielte, so würde ich es nicht sehr bedauern, den Rest nicht zu kennen. Denn für meinen Geschmack ist die Mehrzahl dieser Stücke von einer unerträglichen Sentimentalität. (Und auch das dem Buche vorgedruckte Porträt Hearns — ein ausgeprägt englischer Kopf aus japanischen Gewändern hervortauchend — gibt den fatalsten Eindruck von Unechtem, Künstlichem, Gemachtem.) Ich habe aber aus der Erinnerung an gelegentliche Lektüre im ersten jener sechs Bände den Eindruck, daß gerade die wertvollsten Stücke nicht in die Auswahl übergegangen sind.

Es ist etwas sehr Eigentümliches um die englische Sentimentalität. Es scheint, daß sie modernes Produkt ist. Wer möchte sie in Shakespeare finden! Aber je rücksichtsloser das harte Händler- und Eroberertum des Volkes sich durchsetzt, desto mehr auch, scheint es, entwickelt sich diese Kontrasterscheinung im englischen Wesen. Es steht damit nicht einzig in der Welt. Auch die italienische Renaissance hat die weichste und süßeste, einer schwächlichen Sentimentalität am nächsten kommende Kunstentwicklung gerade aus dem blutüberströmten Boden Perugias (Chronik des Materazzo!) aufsprießen sehen. Und wie kriegerisch hart und streng berührt, was wir von der Vorgeschichte Japans erfahren, desselben Japans, dessen Kunst fast wie die gestaltgewordene Niedlichkeit, Zierlichkeit, Lieblichkeit anmutet. So möchte von da aus der Engländer in Hearn von vornherein als ein berufener Deuter dieser Volksseele erscheinen. Hearn selbst freilich wirft seinen Stammesgenossen des öfteren ein besonderes Maß von Verständnislosigkeit für fremdes Volkswesen vor. Aber vielleicht kann die Tatsache, daß gerade er, ein Engländer, den Vorwurf erhebt, das Gegenteil beweisen. War es nicht auch eine Engländerin, die ihren Stammesgenossen die Psyche der Neger deutete und damit einen so weltgeschichtlich großen Erfolg hatte? *) Doch gibt Hearn selbst, wie wir noch sehen werden, eine andere

*) Vielleicht ist auch Hearns Japandeutung nicht ohne Einfluß auf die englische Politik diesem Volk gegenüber geblieben.

Digitized by Google

Deutung an die Hand. Und damit stimmt zusammen, daß in ihm, wie Stefan Zweig in dem schönen Lebensabriß nachweist, noch ein anderes gewirkt hat, als das englische Blut. Er ist nämlich gar nicht Vollengländer, sondern Halbblut. Ein aus Irland gebürtiger englischer Militärarzt verliebt sich auf der jonischen Insel Lavcadia — daher der Vorname Hearns — in eine vornehme Griechin. Ihr Sohn — 1850 geboren — ist Lafcadio. Im Alter von sechs Jahren kommt er ins kalte, graue England. Die Mutter entflieht. Der Junge wird ins Colleg getan. Er verliert im Spiel ein Auge. Die Familie verarmt. Von neunzehn Jahren findet er sich unausgelernt, schwächlich, einäugig in New York. Tagelöhner, Händler, Verkäufer, Diener, Bettler — tagelang hungernd —, endlich Korrektor einer Zeitung. Reporter. Als solcher 1890 nach Japan geschickt, bleibt er statt eines Monats den Rest seines Lebens dort. Denn er findet alles Das, wonach er sich gesehnt hat, Barmherzigkeit, Freundlichkeit, Anmut, den blauen Himmel seiner Kinderjahre, das Kunstgefühl seines halbgriechischen Blutes wieder. Er wird Lehrer des Englischen an einer japanischen Schule, heiratet eine Japanerin, läßt sich von der Familie seiner Frau adoptieren, wird Japaner, begeisterter Herold japanischen Wesens, und als er stirbt (1904 während des russischen Krieges), wird er nach buddhistischem Ritus begraben. Tausende begleiten seine Leiche, ein Japaner sagt an seinem Grabe: „Wir hätten eher zwei oder drei Kriegsschiffe mehr vor Port Arthur verlieren können, als diesen Mann", und seinem Bilde begegnet man, wie Zweig berichtet, auf dem Heiligenschrein in den Häusern seiner Schüler. Er erscheint in der Tat durch sein ganzes Leben als prädestiniert für seine Aufgabe.

Kann ich diese Aufgabe, wie ich schon andeutete, in dem Auswahlband „Das Japanbuch" keineswegs gelöst finden — obwohl einige sehr feine Stücke auch in diesem Band enthalten sind —, so desto mehr in dem hinterlassenen Werk „Japan. Ein Deutungsversuch". Mit greifbarer Plastizität bringt dieses Buch — trotz der oft wiederholten Klage des Verfassers, daß kein Abendländer japanisches Wesen zu verstehen hoffen könne — die Seele dieses eigentümlichen Volkes in unsere Blicknähe.

Zwei europäische Verfasser leisten ihm dabei weitgehend Hilfe. Herbert Spencer, „der weiseste Mann der Welt" (S. 376), und Coulanges mit seinem Buch über den antiken Staat (La Cité Antique). Ich kenne leider den letzteren gar nicht, sowie Spencer einerseits und „Die Welt" andererseits zu wenig, um das Epitheton, das ihm gegeben wird, beurteilen zu können. Was Hearn von ihm anführt — einschließlich des „Rats an Japan", den er am Schlusse vollständig abdruckt —, hat, wie es von Spencer zu erwarten ist, Hand und Fuß. Aber wenn ich sehe, wie Hearn in seinem Bestreben, den Buddhismus als moderne Meisterphilosophie zu feiern, selbst auf unseren guten Häckel hereinfällt — den „Philosophen" meine ich, nicht den Naturforscher —, so erweckt das nicht gerade gutes Zutrauen zu seinem kritischen Vermögen. (Dies nur zur Beleuchtung des

Digitized by Google

auf jeden Fall hochgegriffenen Ausdrucks „der weiseste Mann der Welt".) Doch kommt es weniger auf diese Dinge an, als auf das, was Hearn aus eigener intensiver Kenntnis Japans, seiner Geschichte, seiner sozialen Konstruktion, seiner Religion, zum Verständnis beibringt. Das aber gibt ein so geschlossenes, in sich verständliches Bild, daß es in größtem Maße den Eindruck wirklicher Durchdringung und verstandener Wirklichkeit hervorruft.

Fast noch stärker freilich als Spencer und Coulanges, die er häufig anführt, hat ein dritter Abendländer auf ihn eingewirkt, der amerikanische Mathematiker Percival Lowell mit seinem Buch „Die Seele des fernen Ostens". Dieses Buch ist ein Musterbeispiel jener schönen angelsächsischen Fähigkeit, eine Idee durch fortwährend neue Beleuchtung von immer anderem Blickpunkte her bis zur äußersten Evidenz und bis zu einer nach allen Seiten hin wohl abgegrenzten Gestalt zu bringen. Diese Idee des Lowellschen Buches ist nun die von der Unpersönlichkeit als dem ausgesprochenen höchsten Ideal alles fernasiatischen Lebens. Darin offenbare sich, daß wir es hier mit einer im Innersten abgestorbenen Welt zu tun haben. Auf Grund dieser Betrachtung beleuchtet Lowell in sehr geistreicher und anregender, wenn auch gewiß nicht immer zutreffenden Weise die Sprache, die Alltagsgedanken und die Religion der Fernasiaten: „Denn in der Sprache eines Volkes finden wir den Geist seiner Vergangenheit einbalsamiert, in seinen Alltagsgedanken, sei es nun denen der Kunst oder der Wissenschaft, ist sein gegenwärtiges Leben verkörpert, in seiner Religion liegen seine Zukunftsträume beschlossen."

Das Hearnsche Buch liest sich von Anfang bis Ende fast wie eine Auseinandersetzung mit diesem Lowellschen Gedankengang. Er meint, daß diese Unpersönlichkeit doch auch das Gegenteil von dem bedeuten könne, was Lowell in ihr sehe. Nicht nur das innerlich abgestorbene, sondern auch das noch nicht voll erwachte Leben sei unpersönlich. Könnte nicht Japan auch auf einem uns gegenüber außerordentlich frühen Kulturstandpunkt stehen geblieben sein, aus dem es durch die Berührung mit Europa sehr schrill und plötzlich herausgeweckt ist? Sehr natürlicherweise habe es nun nicht geringe Mühe damit, sich auch innerlich auf das Niveau zu bringen, dessen äußeren Habitus es geschickt, aber nicht gerade in sehr erquicklicher Weise übernommen hat. In der Tat versucht Hearn, unter stetiger Beziehung auf Coulanges, bereits angeführtes Buch den Nachweis zu führen, daß die Japaner soziologisch auf der Stufe der Babylonier und der vorhomerischen Griechen stünden. Auch die buddhistische Entpersönlichungslehre habe die Japaner durchaus nicht wirklich durchdrungen. Der Buddhismus habe nur sehr äußerlich ihren Kult gefärbt — so äußerlich, daß nach der offiziellen Abschaffung des Buddhismus der reine Schintoismus so ruhig wieder aufgetaucht sei, als wäre niemals ein Buddhismus im Lande gewesen.

Ob dieser Nachweis Hearn gelungen ist und ob er genügt, um die Japaner als ein innerlich wirklich jung und entwickelungsfähig gebliebenes

Digitized by Google

Volk zu erweisen, entzieht sich meiner Beurteilung. Die Möglichkeit an sich scheint mir nicht von der Hand zu weisen.

Ist nun alles, was Hearn zur Begründung seiner optimistischeren Meinung über Japans Möglichkeiten anführt, so, daß es sich wohl anhören läßt, so finde ich nicht ebenso verständlich unter diesem Gesichtspunkt seine Stellungnahme zur christlichen Mission. Der gereizte Ton, mit dem er von ihr spricht, scheint anzuzeigen, daß er hier nicht völlig unparteiisch ist. Ich selbst glaube es um so mehr sein zu können, da ich dieser ganzen Frage sehr kühl gegenüber stehe. So habe ich auch nicht sowohl vor, die Mission gegen ihn zu verteidigen, als zu zeigen, daß ihm hier seine persönliche Renegaten-Parteinahme gegen das Christentum den Blick getrübt hat für die Auswahl seiner Gründe und die Beurteilung ihrer Tragfähigkeit.

Ueber die häßliche Verquickung zwar der Mission mit der Machtpolitik, welche aus den Missionaren beinahe eine Art von agents provocateurs macht, geeignet für politische Interventionen, über die ganze Intoleranz der vulgären Missionspredigt, werden wir uns einig mit ihm fühlen.*) Wenn er freilich ausführt, wie der Buddhismus durch seine Toleranz in tausend Jahren eindringender Arbeit gerade so viel erreicht hat, daß ein Edikt genügte, ihn so ziemlich zum Verschwinden zu bringen, so wirkt das immerhin nicht so verführerisch, als Hearn anzunehmen scheint. Aber nachdem er fast vierhundert Seiten lang sich bemüht hat, nachzuweisen, wie sehr die greuliche unpersönliche Gebundenheit alles Lebens und Fühlens in Japan durch die Ahnenreligion bedingt sei, ist man doch einigermaßen erstaunt, als Moral davon folgende Sätze zu lesen: „Es wurde in den letzten Jahren oft behauptet (namentlich infolge des tiefen Eindrucks, den Percival Lowells „Die Seele des fernen Ostens" machte), daß Japan ein Evangelium des Individualismus dringend not tue; und viele fromme Leute glauben, daß die Einführung des Christentums diesen Zweck erfüllen würde. — Diese Behauptung kann sich auf nichts stützen, es sei denn auf den alten Aberglauben, daß die im Laufe von Jahrtausenden langsam ent-

*) Bei der Gelegenheit sei auf das höchst interessante Kapitel über das Schicksal der Jesuitenmission um 1615 aufmerksam gemacht. Hearn weist dokumentarisch nach, daß Jéjasu, der damalige Regent, bevor er gegen die Mission vorging, sehr genaue Informationen über die politischen Umtriebe dieses Ordens in Europa eingeholt habe. Es war nämlich im Jahre 1600 ein holländisches Schiff unter Führung des Engländers Will. Adams angekommen und mit Beschlag belegt worden. Jéjasu fiel der Eifer der Jesuiten auf, diese Europäer als Räuber und Diebe zum Tode zu bringen. Er ließ sich Adams kommen und frug ihn aus. Adams berichtet, daß er ihn besonders über religiöse Fragen und über die Kriege zwischen Spanien und England befragt habe. „Er sah mich prüfend an und schien mir wunderbar günstig." Noch 1614 berichtet der Kapitän Cock von der englischen Faktorei über Adams: „Die Wahrheit ist, daß der Kaiser (gemeint ist immer der Hausmeier Jéjasu) ihn ungeheuer hochstellt, und er allezeit bei ihm aus und eingehen kann, wenn selbst königliche Prinzen keinen Einlaß finden."

Digitized by Google

standenen nationalen Sitten, Gewohnheiten und Gefühle durch die Verkündigung eines Glaubens plötzlich umgewandelt werden könnten. (S. 379).

Wer spricht denn von plötzlicher Umwandlung? Aber wenn der Ahnenkult in dem Maße die Quelle der unpersönlichen Gebundenheit, der Todesstarre und Entwicklungsunfähigkeit der Fernasiaten ist, wie Hearn, hierin einig mit Lowell, schildert, so ist doch die Ansicht, daß an diesem Hebelpunkt anzusetzen sei, nicht dermaßen gottverlassen dumm, wie Hearn glauben machen will. Geschweige denn, wenn man mit Hearn fürchtet, daß dies innerlich vorbereitungslose Aufnehmen letzter europäischer Kampfmittel und Kampfgewohnheiten die bösesten Seiten des Volkscharakters in den Vordergrund schieben werde! Trotzdem dürfte er auch hier (der Mission gegenüber) nicht ganz Unrecht haben. Denn wenn freilich nach seiner eigenen Schilderung die Ahnenverehrung offenbar der Punkt ist, an welchem eine Fortentwicklung einzusetzen hätte, so müßte es doch eben wirklich eine Fortentwicklung sein, eine sorgfältige und das heißt für einen Religionsverkündiger liebevoll verstehende Weiterbildung des Gegebenen und nicht eine brutale Verhöhnung oder Bekämpfung, die an sich selbst immer nur Oberflächen bewegen kann. Es fehlt eben unseren Missionen — mit wenig Ausnahmen, zu denen der Allgemeine Protestantische Missionsverein zu rechnen wäre — an denjenigen weitblickenden Ingenien, die mit notwendigen Zwischenentwicklungen zu rechnen und Wesentliches von Zufälligkeiten zu scheiden wüßten. Ganz wie es den heimischen Kirchen selbst an kirchenfürstlichen Persönlichkeiten fehlt, welche, ohne sich übrigens durch die notgedrungenen Radikalismen der Tagesparolen stören zu lassen, doch ein feines Verständnis für den inneren Gang der Entwicklung bewähren. Hearn scheint mir — um das nachzuholen, in religiösen Fragen ebenso (wenn auch in entgegengesetzter Richtung) Partei, als er es den anderen vorwirft. Dieser Mischling aus jugendlich angelsächsischem und senil griechischem Blut scheint persönlich ganz der Altersunpersönlichkeit des Buddhismus zugewandt gewesen zu sein. Daher wohl auch sein wunderlicher Versuch, „den höheren Buddhismus" als eine Art Antwort auf die Fragen der modernen europäischen Philosophie hinzustellen, wobei ihm bei europäischer Philosophie Typen von der Geisteshöhe Häckels vorzuschweben scheinen.

Der eigentliche Wert des Buches liegt in der sorgfältigen Analyse der sozialen Entwicklung und Struktur Japans in ihrer durch und durch religiösen Bestimmtheit.

Wie da die Toten das Leben regieren. Die Konvention in religiöser Verhärtung. Er mißversteht eine Spencersche Aeußerung über den Wert kirchlicher Institutionen für die Gesellschaft dahin, daß „vom sozialistischen Standpunkte der Wert einer Religion in ihrem Konservatismus liege". Aber die Religion ist ebenso häufig revolutionär als konservativ aufgetreten. Die Sache liegt umgekehrt: die Religion, da sie aus dem Innersten und zum Innersten des Menschen spricht, verstärkt alle Bewegungen unend-

Digitized by Google

lich, deren sie sich bemächtigt. Die englische Revolution hat ihre Kraft nicht zum wenigsten daraus gezogen, daß sich die revolutionäre Gesinnung religiös fassen ließ. Und umgekehrt beruht die Zähigkeit des preußischen Konservatismus ganz wesentlich in seiner religiösen Versteifung. Das weltgeschichtlich kolossalste Beispiel der Kraft, die ein Konservatismus durch Einsickerung religiöser Kräfte gewinnen kann, ist aber ganz gewiß das des fernasiatischen Totenkults.

Daß und wie der Japaner durch eine Jahrtausende lange, alles Sein und Bewegen bis ins Einzelste regelnde und religiös festschraubende Erziehung das werden mußte, was er geworden ist, wird in dem Hearnschen Buch unentrinnbar wie Schicksalsschritt klar. Bis zu welchen, uns geradezu abenteuerlich anmutenden Bestimmungen (bis in die Geschenke herab, die man seinen Kindern machen darf) diese Bindungen gehen, lese man selbst nach in dem Kapitel über „die Herrschaft der Toten". Einem auf zehn Koku Reis (c. 200 M. aufs Jahr) geschätzten Landmann ist zum Geburtstag seines Sohnes nicht mehr als ein Geschenk, und zwar ein Pappschwert, gestattet. Das heißt, die ganze Familie, die Großeltern mit einbegriffen, darf zusammen nicht mehr schenken als ein Pappschwert. Dies mag genügen, um den Stil dieser Reglementierung zu kennzeichnen. Sie erstreckt sich aber auch bis auf die Gesichtszüge. Für ein fehlendes Lächeln mußte der Bürgerliche sich gewärtigen, von einem Samurai (Junker) niedergehauen zu werden.

Diese Organisation und Ordnung bis ins Minutiöseste hinein mußte das Leben in seinen eigentlichen zentralen Tendenzen verkrüppeln und unterbinden. Denn auch der Samurai ist seinerseits nach allen Kanten gebunden und unfrei — aber man versteht auch, daß es eine reiche und feine, ja raffinierte Feinschmeckerkultur eher fördern als hindern konnte. Alle Kräfte, am eigentlichen Wachstumspunkte gekappt, ergießen sich in die Nebengebiete des Menschseins, und indem sie sich auch da durch Konventionen überall gebunden finden, bis in den Schatten der Schatten, bis in die flüchtigsten und zartesten Sensationen hinein. Es entsteht etwas wie eine feine allseitig angepaßte und deshalb lebenszähe, alles in allem auch glückliche, jedenfalls bunte und sehr anmutige Tierspezies, etwas in der Linie jener zwerghaften „letzten Menschen" Nietzsches Gelegenes.

Ku Hung Ming*) in seinem viel besprochenen und exzerpierten Buch hat bekanntlich die Fernasiaten als das feiner organisierte höher gebildete Kulturvolk geschildert, dessen Zusammenstoß mit dem Abendland etwa dem Aspekt bietet einer Gesellschaft von sublimer Erziehung, die von einer Bande von Raufbolden angefallen wird. Sie wird sich wahrscheinlich nicht zum besten verteidigen können; soll man deshalb die Raufbolde — die „Kanonenbootpolitiker" — höher schätzen? Ku Hung Ming führt als ausschlaggebendes Merkmal für die höhere Kultur seiner Rassen-

*) In den „Preuß. Jahrb." besprochen von Paul Rohrbach, Band 147, S. 213.

Digitized by Google

genossen im Vergleich mit den Abendländern ihre immense Organisationsfähigkeit an. Wir wissen jetzt etwas Näheres über Entstehung und Charakter dieser Organisationsfähigkeit. Diese begabte Menschenspezies ist — ich setze immer voraus, daß man die Schilderung Hearns gelesen hat —, sie ist vielleicht tot organisiert worden. Arthur Bonus.

Schrifttum.

Das Kleid der deutschen Sprache. Unsere Buchschrift in Gegenwart und Zukunft von Gustav Ruprecht. Fünfte erweiterte Auflage. Mit vier Abbildungen im Text und zwei Beilagen. IV, 76 S. 8. Preis 1 Mk. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1912. (Ein Auszug von 24 S. nur in Partien von 10 Exemplaren ab zu je 10 Pfg., von 50 Exemplaren ab je 5 Pfg. usw.)

Unsere Schrift. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks von Dr. Karl Brandi, ord. Professor an der Universität Göttingen. VII, 80 S. gr. 8. Mit 89 Abbildungen im Text und 3 Beilagen. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1911. Preis 2,60, gebd. 3,20 Mk.

Der „Deutsche Sprachverein", der so eifrig und leider auch mit Erfolg bemüht ist, die Begriffsschärfe des deutschen Wortschatzes abzustumpfen und zu verschleimen, der uns die Abkürzung „v. H." statt % beschert und den „Schriftleiter" erfunden hat, hat auch bekanntlich das, was die gebildete Welt „Literatur" nennt, „Schrifttum" getauft. Ob er das, was wirklich „Schrifttum" ist, „Letternform", oder „Schriftformtum", oder „Buchstabenguß" nennt, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls tobt heute im „Schrifttum" ein Kampf, wie sonst meistenteils in der „Literatur". Man will die deutschen Lettern durch die sog. lateinischen, die antiqua, ersetzen. Die Agitation scheint allerdings, seitdem eine dahingehende Petition im Reichstag mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen worden ist, im Abflauen begriffen. Da aber doch viele Gelehrte wenigstens noch für gelehrte Werke die antiqua vorziehen und sogar die „Historische Zeitschrift" erst jüngst zu diesen Lettern übergegangen ist, so möchte ich unsere Leser nachdrücklich auf die soeben erschienene fünfte Auflage des vortrefflichen Werkchens des Verlagbuchhändlers G. Ruprecht verweisen, wo in überzeugender Weise dargelegt ist, wieviel besser gerade für die deutsche Sprache unsere historisch gebildete Schrift geeignet ist, als die bei den Engländern und Franzosen übliche antiqua. Ruprechts Darlegung wird aufs vortrefflichste unterstützt dadurch, daß eben auch fast gleichzeitig die oben genannte Schrift von Professor Brandi in Göttingen und ein Artikel von Professor Tangl in Berlin im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde erschienen sind, die die Geschichte der Schrift, mit passenden Illustrationen ausgestattet, in wesentlich übereinstimmender Weise vorführen. Bis gegen Ende des Mittelalters

Digitized by Google

haben die abendländischen Völker eine gemeinschaftliche, nur durch lokale Gewohnheiten und Schulen abgewandelte Schrift, die wir in ihrer letzten Ausbildung die gotische nennen, obgleich sie keineswegs etwa ein bloßer Seitenzweig der Gotik als Kunst, vielmehr älter als diese ist. Die antiqua ist eine Schöpfung der italienischen Renaissance, die auf Formen des früheren Mittelalters, namentlich karolingische, zurückgriff in der Meinung, damit die klassische Schreibart wieder zu beleben. Die Fraktur wurde etwas später in Deutschland, namentlich unter Dürers Einfluß, aus jener spätmittelalterlichen gotischen Schrift gebildet. Nach einigem Schwanken haben die romanischen Völker und die Engländer die antiqua gewählt, die Deutschen und die Skandinavier die Fraktur — nicht zufällig, sondern mit richtigem inneren Instinkt, weil den Formen der Sprache besser angepaßt. Brandi, der sich in der Hauptsache auf die Entwicklung und die Kulturbedeutung der Schrift beschränkt, macht nach meiner Meinung am Schluß der Tendenz, die beiden Schriftarten einander anzugleichen, etwas zuviel Konzessionen. Ruprecht behandelt das Problem vom Standpunkt der Gegenwart und des typographischen Fachmannes. Seine Darlegung, daß für die deutsche Sprache die Fraktur das einzig richtige Kleid ist, haben mich völlig überzeugt, und etwa 700 Hochschullehrer haben sich ja auch jüngst in demselben Sinne in einer Erklärung ausgesprochen. Auch die Fremden lesen deutsche Bücher häufig am liebsten in der deutschen Schrift, und der Nachteil, daß die Kinder infolgedessen soviel verschiedene Alphabate lernen müssen, ist verschwindend gering. Ich kann mich daher für meinen Teil nur denen anschließen, die der wissenschaftlichen Welt den Rat geben, auch bei gelehrten Werken, wie ich es auch immer selbst getan habe, dem Frakturſatz den Vorzug zu geben. Delbrück.

Germanistik.

Fr. Kluge, Wortforschung und Wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. Leipzig, 1911. Verlag: Quelle & Meyer. Preis: geh. Mk. 3.60, geb. Mk. 4.—. 183 S.

Die Themata der in diesem Bande gesammelten Aufsätze Kluges zur Wortforschung und Wortgeschichte sind an sich so anziehend, daß es nicht überflüssig sein wird, sie vollständig aufzuführen. Es sind die folgenden 15: Kneipe, Philister, Heimweh, Anheimeln, Aar, Bittsteller, Badener oder Badenser?, Kater und Katzenjammer, Mastkorb, Teerjacke, Sauregurkenzeit, Salamander, Umwelt, burschikos, Unser ältestes Christentum. Eine Sammlung dieser bisher verstreuten, großenteils in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung (1900 ff.) veröffentlichten Aufsätze hat Kluge, wie er im Vorwort ausspricht, unternommen, um „Freunden unserer Muttersprache Kenntnis zu geben von Aufgaben und Zielen der Wortforschung", welche er selbst so versteht, daß weit hinausgehend über ihren Ertrag an geschicht-

Digitized by Google

licher Kenntnis des einzelnen Wortes „sprachgeschichtliche Arbeit zu kulturgeschichtlicher Arbeit" wird.

Am klarsten wird dieses Ziel und die Möglichkeit seiner Erreichung wohl durch den letzten dieser Aufsätze, dessen Beachtung daher auch den Kirchenhistorikern dringend zu empfehlen ist. Er erhebt, auf Untersuchungen Raumers („Ueber den geschichtlichen Zusammenhang des gotischen Christentums mit dem Althochdeutschen" in der Zeitschr. f. deutsch. Altert., 1848, S. 401 ff.) fußend, zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß eine stattliche Gruppe von Bezeichnungen für Begriffe, welche dem ältesten Bestand des Christentums angehören, durch Vermittlung der Goten in die übrigen germanischen Sprachen hineingekommen ist. Selten gelingt es, das betreffende Wort direkt in den erhaltenen gotischen Sprachdenkmälern aufzuzeigen; aber, wo es daran fehlt, sind zwei Methoden der Beweisführung doch von recht zwingender Beweiskraft, nämlich erstens der Nachweis, daß die Entlehnung nicht aus der lateinischen Kirchensprache, welche Angelsachsen und Franken nach Deutschland brachten, erfolgt ist, sondern aus dem Gebrauch der Griechen, mit denen von den germanischen Völkerschaften nur die Goten, und zwar im vierten Jahrhundert, in enger Verbindung standen, und zweitens die Beobachtung der zweiten Lautverschiebung in den betreffenden Wörtern, welche Kluge überhaupt schon in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, jedenfalls vor der Zeit der angelsächsischen Missionare, als vollzogen ansieht.

Nicht gleich schlagend in allen Fällen gelingt Kluge der Beweis, doch recht einleuchtend, wie mir scheint, für die Wörter: Kirche, Pfaffe, Krist (nicht Krîst), Heide, taufen, Samstag, Pfinztag (für Freitag = πέμπτη), Pfingsten. Wenn hier gotischer Ursprung gesichert ist, so bleibt genug übrig, um auf ein bisher sehr dunkles Gebiet der Kirchengeschichte, nämlich die Verbreitung des (arianischen) Christentums von den Goten zu den meisten anderen germanischen Stämmen, neues Licht zu werfen, so daß hier die Wortforschung ergänzend eintritt, wo die sonstigen historischen Quellen versagen.

Wenn das Buch auch nur diesen einen Aufsatz enthielte, würde es sich den Dank vieler Leser verdienen; es bietet aber auch sonst des Interessanten genug. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Literatur.

Goethe, Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J. Dritte, neubearbeitete Auflage. Besorgt von Alois Stockmann S. J. Erster Band (1749—1790). Herder, Freiburg i. Br. 1911. XXVI, 569, Groß 8°.

Goethe von zwei Jesuiten bearbeitet — mit dieser Anzeige könnte man sich vielleicht begnügen. Aber die ernsten Gedanken, welche die übrigens ganz fesselnde Lektüre dieses Goethebuches hinterläßt, wollen doch in einer eingehenderen Betrachtung ausgesprochen sein.

Digitized by Google

Das ist also der Goethe für das katholische Deutschland! Die beiden Jesuiten haben es sich nicht leicht gemacht. Alle Achtung vor ihrer umfassenden Kenntnis und der in ihrem Sinne planmäßig-zweckvollen Verarbeitung eines ungeheuren Materials. „Goethe hat uns in der Bildung, Bismarck im politischen Leben zu einer einigen Nation gemacht." So etwa drückte sich der Reichskanzler v. Bülow bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals in Berlin aus. Es war eine glückliche, freilich sehr optimistische Formel, wie sie jenem Staatsmann zuweilen gelangen. Diesen Goethe nun aus seiner die „deutsche Bildung" beherrschenden Stellung wegzuschieben, ist wohl als das eigentliche Ziel der Bemühungen zu bezeichnen, die in jahrelanger Arbeit die beiden gelehrten Jesuiten eingesetzt haben. Und diese Goethebiographie wird mit ihrem Aufwand von Gelehrsamkeit im katholischen Deutschland sicherlich eine Hauptquelle für Goethekenntnis und Goetheauffassung werden, und so wird auch die Wirkung nicht ausbleiben, daß in dem katholischen Teile Deutschlands in der Tat ein ganz anderer Goethe nachlebt, als in dem protestantischen. Dem geistigen Gesamtleben unserer Nation ist kein leichtes Schicksal beschieden; unsere Heroen, die doch unser geistiges Leben konkret darstellen, existieren in unserem Volke zumeist in drei Fassungen: in der eigentlichen, in der katholischen und in der sozialdemokratischen, wenn man nicht noch eine vierte hinzusetzen muß: in der jüdischen.

Der zerstörende Sinn der jesuitischen Goethebiographie richtet sich allerdings nicht ausschließlich gegen die beherrschende Stellung Goethes in unserm nationalen Geistesleben; die Verfasser haben ganz mit Recht den Goetheschen Geist und was sich im Laufe eines Jahrhunderts etwa an ihn angeschlossen hat, als eine universelle Macht erkannt, die dem Prinzip der katholischen Kirche feindlich ist, und die außerordentliche Mühe, die sie darauf verwandt haben, diese Größe herunterzureißen, muß ihnen die Kirche hoch anrechnen.

Alle wahrhafte Beglückung in diesem und in jenem Leben soll der Mensch aus den Mutterhänden der Kirche empfangen. Der sich selbst überlassene Mensch zeitigt nur, wie die Geschichte lehrt, den aus wilden Trieben folgenden Kampf Aller gegen Alle. Sie, die Inhaberin und Hüterin aller göttlichen Gnadenmittel, die Kirche, hebt ihn mit rettender Hand aus dem Strudel und nimmt ihn auf in ihr sichtbar-unsichtbares, wunderbar auferbautes Reich. Sie ist milde und duldsam gegen die menschlichen Schwächen und läßt auch jeder Betätigung Spielraum; nur eins verlangt sie: willigen Gehorsam gegen ihre geistige Oberleitung. Es war eine schöne Zeit, als das größte dichterische Genie, der unbekannte Dichter des von Wolfram bearbeiteten Parzival, seinen Helden als letzte Lehre auf den Weg zur Vollendung die Worte mitgab: „Den Pfaffen sollst du treulich dienen, daß emit dein Ende werde gut. Den Pfaffen zeige stets Vertrauen; denn was dein Aug' auf Erden sieht, das kommt dem Priester doch nicht gleich."

Nun ist mit Luther die Irrlehre aufgekommen, der Mensch könne ohne Vermittlung einer Kirche und ihrer Organe von selbst die Vollendung in

Digitized by Google

der Gnade erreichen, und aus der Lutherischen Welt ist das Goethesche Wesen hervorgegangen: ein Baum des Glückes, ganz aus eigenen Wurzeln seiner Lebenssäfte mächtig. Bleibt dieses Bild zu Recht bestehen und übt es seine verführerische Wirkung ungeschwächt aus, so hebt es die Kraft der Kirche geradezu auf, und damit ist den geistlichen Verfassern der Tenor ihrer Darstellung von selbst gegeben: Leben und Person, Dichten und Tun dieses, wie von ihnen nicht angezweifelt wird, hochbegabten Menschen ist voll von Flecken, leidet in allen Phasen seiner Entwicklung an Verkümmerung, oft an kläglicher Ergebnislosigkeit und ist alles in allem trotz glänzender Anlage und viel unverdientem Glück eigentlich nur ein großes Mißraten. Daß daran der Mangel an katholischer Leitung schuld ist, wird dem Leser in geeigneter Weise zum Bewußtsein gebracht. Auch mit den Werken, die besonders angestaunt und in den Himmel gehoben werden, ist es im Grunde genommen nicht weit her. „Was bringen die Faustfragmente wahrhaft Neues, Erhabenes, Weltumfassendes, was nicht der Parzival und die alte Faustsage selbst schon männlicher, großartiger und ergreifender dargestellt hätten!" (S. 176).

Einen besonders geeigneten Angriffspunkt, um den falschen Nimbus Goethes zu zerstören, bildet für die Verfasser das Liebesleben Goethes und das erotisch-sexuelle Gebiet im engeren Sinne; ich kenne keine Goethebiographie, die in dieser Beziehung reicher an Mitteilungen und Hinweisen wäre, als die der beiden geistlichen Herren. Ihre Methode scheint dabei zu sein, diejenigen Forscher und Zeitgenossen ausführlich zu Worte kommen zu lassen, die sich über solche bedenklichen Dinge in Goethes Leben ungünstig und recht unverblümt aussprechen. Die Verfasser lassen in diesen Punkten zumeist anderen das Wort; ja, sie versäumen auch nicht, die für Goethe günstigere Ansicht wieder anderer Forscher, freilich nur mit bibliographischem Hinweis, zu registrieren, wodurch einem Vorwurf einseitiger Abgunst vorgebeugt ist. Gelesen hat man dann freilich doch, was einem zu lesen gegeben ist. Und dabei scheuen die Verfasser, wie gesagt, starke Dinge und Ausdrücke nicht. Wie sehr mußte ich dagegen staunen über die andererseits ihren Lesern gegenüber denn doch auch wieder beobachtete pädagogische Aengstlichkeit und über das Urteil der Verfasser! Hinsichtlich des Goetheschen Gedichtes „Der Becher" schreiben sie: „Das Gedicht „Der Becher" gehört zu den schlüpfrigsten Erzeugnissen der Goetheschen Muse. Es konnte hier aus Anstandsrücksichten nicht wiedergegeben werden" (S. 315[1]). Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen oder meinem Gedächtnisse mißtrauen sollte. Ich habe das Gedicht daraufhin noch ein paarmal wieder gelesen, weiß aber heute noch nicht, wo die geistlichen Herren dabei den Superlativ der Schlüpfrigkeit heraus- oder hineingelesen haben.

Es ist hier nicht der Ort, weitere Einzelheiten herauszuheben. Den Standpunkt der Verfasser, wie er aus einem großen geschichtlichen Zusammenhange sich ergibt, weiß ich zu würdigen: es ist freilich der Stand-

Digitized by Google

punkt einer auswärtigen und dem selbständigen deutschen Geiste nicht gerade freundlich gesinnten Macht. Für solche, die mit Goethe vertraut sind, ist ihr Goethe aber kein uninteressantes Buch.

Lübeck. Richard Zimmermann.

Der Rechtsanspruch gegen Shylock im „Kaufmann von Venedig". Ein Beitrag zur Würdigung Shakespeares von Dr. jur. Th. Niemeyer, Universitätsprofessor in Kiel. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 1912.

Was die Uebermasse der heutigen Massenliteratur über Shakspere nicht ist, das kann man von dieser kleinen Schrift sagen: sie ist ein wertvoller Beitrag zur Shakspere-Kunde. Herrlich sind Shaksperes Dichtungen, davon ist jeder gebildete Deutsche von heute überzeugt; aber gerade darum, weil sie so herrlich sind, gibt es etwas, das an Interesse, an Anziehungskraft sie doch noch überragt: das ist für uns Menschen der hinter ihnen stehende Mensch. Darum wirkt alles, was seine unfaßbare Größe uns näherbringt, was die ungeheure Vielseitigkeit seiner Natur beleuchtet, was auch nur eine engbegrenzte Seite seines Wesens erhellt, Freude in uns. Und keine Untersuchung dieser Art ist als solche wertlos, ob sie den Philosophen oder Theologen, den Physiker, Botaniker oder Zoologen, den Mediziner oder Psychiater Shakspere vor uns hinstellt. Es ist nicht gleichgültig, daß eine Reihe von englischen und deutschen Psychiatern in seinen Wahnsinnsgemälden eine Durchschauung und eine richtige Darstellung der Geisteskrankheit gefunden haben, wie sie der feinste Nervenarzt, wenn er ein Dichter gewesen wäre, nicht hätte übertreffen können. Das beweist eben, daß die Lichtstrahlen der ganzen ihn umgebenden Welt sich in dem Brennpunkt seiner gewaltigen dunkeln Augen sammelten und sich daraus zurückergossen über die ganze Welt als greifbar gestaltetes Erkenntnislicht.

So ist auch wertvoll der Nachweis der Juristen Campbell und Rushton, daß Shaksperes Kenntnis des englischen Gesetzes bis in die juristische Terminologie hinein genau war; der Versuch Iherings und Kohlers, den Rechtsgehalt des Shylock-Antonio-Prozesses festzustellen, auch wenn sie zu verschiedenen Resultaten kommen. An sie knüpft Niemeyer an, indem er, mehr auf des ersteren Seite stehend, das Verfahren Porzias als einen Rechtskniff bezeichnet, durch welchen dem Juden großes formales Unrecht geschieht, das ideale Recht aber zur Geltung gebracht wird. Wenn ein Kontrakt, der dem Gläubiger ein Pfund Fleisch aus dem Körper des zahlungsunfähigen Schuldners zuspricht, zu Recht besteht — und das tut er im Kaufmann ohne Zweifel: so ist es selbstverständlich, daß es dem Gläubiger zustehen muß, auch das Blut des Schuldners zu vergießen. Also das Verbot des Blutvergießens ist ein Rechtskniff, der freilich — dies und das Folgende nach Niemeyer — den Engländern jener Zeit nicht so

Digitized by Google

ungeheuerlich vorgekommen sein wird als uns, weil das Buchstabenrecht in dem damaligen England noch unbeschränkter herrschte als im heutigen. In England selbst hätte solch ein Kontrakt für Antonio niemals verhängnisvoll werden können: der Prozeß wäre vor einen der Equity Courts*) (Billigkeitsgerichte) gekommen, die eben nach der Billigkeit, nicht nach dem Common Law entschieden, und von dem wären hoffentlich beide Kontrahenten wegen der Unsittlichkeit, d. h. der gesellschaftlichen Schädlichkeit, ihres Handelns mit einer empfindlichen Geldstrafe belegt worden.

Den Abschluß derartiger Kontrakte selbst hält Niemeyer für jene Zeit und speziell für das Italien jener Zeit für möglich; sie seien „im 13., 14. und 15. Jahrhundert in Deutschland, Skandinavien und Italien vorgekommen und rechtlich als gültig anerkannt." (Er führt, allerdings nur aus dem 13. Jahrhundert, drei Beispiele an, in deren zweien Deutsche ihr Leben zum Pfande setzen.) Also Shakspere hat, indem er den merkwürdigen Prozeß aus seiner Quelle, einer Novelle Fiorentinos (1378), auf die Bühne stellte, nichts gegen den Geist seiner Zeit getan. — Eine wertvolle Feststellung. — Aber nicht bloß das: er ist wahrscheinlich durch einen gleichen aktuellen Fall, von dem er Kunde erhalten haben muß, zu der auf solch einen Kontrakt gegründeten Gerichtsszene angeregt worden. Und nun kommt das, was ich als einen wertvollen Beitrag zur Shakspere-Kunde bezeichne.

Im Jahre 1587 hat sich ein ganz ähnlicher Fall in Rom zugetragen. Der Jude Ceneda wettete in erregter Zwiesprache mit dem angesehenen Kaufmann Secchi, daß eine gewisse überseeische Nachricht nicht wahr wäre, und zwar auf ein Pfund Fleisch aus seinem Körper, wogegen der Kaufmann 1000 Scudi setzte. Der Jude bestand so hitzig auf seiner Ansicht, daß er auf die Aufforderung Secchis die Wette sogar schriftlich in Gegenwart von Zeugen festlegen ließ: wenn die Nachricht wahr wäre, sollte Secchi „macht haben, diesem itzt genenneten Jüden ein pfund fleisch von seinem leibe heraus zu schneiden, und zwar an welchem orte es ihm am besten gefallen würde."**) Die Nachricht erwies sich „noch vor ausgang dreier monate" (dieser Termin nur hier und in Shaksperes Kaufmann, nicht in seiner Quelle Fiorentino) als wahr; und Secchi, weniger grausam als Shylock, wollte das Fleisch nicht aus der Brust oder sonstwoher, sondern aus einer Stelle des Körpers schneiden, die, ich denke mir, besonders hervorragte und am ehesten das Minus eines Pfundes ertragen zu können schien. Der Jude wollte stattdessen gern 1000 Scudi hergeben, aber der Christ bestand auf

*) Sie sind erst 1873 aufgehoben — leider; denn sie sollten überall bestehen, und speziell bei uns, wo die richterlichen Entscheidungen nach dem Buchstaben eines dem vernünftigen Ermessen des Richters wenig Freiheit lassenden Gesetzes so vielfach dem gesunden Rechtsempfinden unseres Volkes ins Gesicht schlagen. —

**) Niemeyer erzählt die Geschichte nach einer alten deutschen Uebersetzung des italienischen Textes, die er leider nicht näher bezeichnet.

Digitized by Google

seinem Schein. Der Jude lief zum Gouverneur, welchem die Entscheidung dieser peinlichen Streitfrage ebensolche Schwierigkeit bereitete wie im Kaufmann dem Gerichtshof von Venedig. (Es ist also nicht richterlicher Stumpfsinn, wie man so oft gesagt hat, welcher dem Dogen die Entscheidung erschwert.) Da dieser weiß, daß der Papst (Sixtus V. 1585—90) an salomonischen Urteilssprüchen großes Vergnügen findet, verweist er die Parteien an ihn. (Die folgende hübsche Szene muß in der Niemeyerschen Schrift nachgelesen werden.) Dieser hört den Fall, wie ich nach der barbarischen Art seiner Natur annehmen zu müssen glaube, mit großem inneren Behagen an und entscheidet, wie Porzia, daß der Kontrakt erfüllt werden müsse. „Solcher gestalt schärffe man das messer, und bringe eine richtige wage her, damit man ohne verzug zum Handel schreiten könne. Wofern ihr [aber] nur ein eintziges quintlein zu viel oder zu wenig schneiden werdet, müsset ihr ohne eintzige Barmhertzigkeit hencken." (Genau so Porzia, freilich außer den gesperrt gedruckten Stellen auch Fiorentino, bei dem auch das Verbot des Blutvergießens ausgesprochen wird, das in dieser Geschichte fehlt.) Als die Gegner nun ihren Kontrakt zerreißen wollten, ließ sie der Papst beide ins Gefängnis führen. Der Gouverneur wollte ihnen beiden eine tüchtige Geldstrafe auflegen, das aber war dem Papste zu wenig: er verurteilte sie zum Galgen. Auf die Verwendung der angesehenen Freunde und Verwandten der beiden reichen Männer begnadigte er sie zu den Galeeren und ließ sie schließlich je 2000 Scudi für ein von ihm gegründetes Hospital zahlen. (So ermäßigt auch der Doge, nicht der Richter im Fiorentino, die zuerst diktierte Strafe.)

Mit Recht behauptet Niemeyer, daß Shakspere von dieser Geschichte gehört habe, da er zwischen den Jahren 1585 und 1590, von denen wir nichts wissen, in Italien gewesen sein müsse. Ich stimme ganz damit überein: da das früheste Drama wohl von 1587, die Komödie der Irrungen, gar keine italienischen Einflüsse zeigt, so muß sein Aufenthalt in die Jahre 1588/89 fallen.

Ist diese Geschichte bisher unbekannt gewesen? — Nein, schon die Ausgabe des Kaufmanns in der Clarendon Press von Clark und Wright (1883) erwähnt die Lebensbeschreibung des Papstes Sixtus V. von Gregorio Leti, in der diese Geschichte steht. Aber das geschieht ohne jede Zeitangabe, sowohl in betreff des Buches als des Vorganges, und nur in ein paar Zeilen, aus denen so gut wie nichts zu entnehmen ist. In der großen Ausgabe des Stückes von dem Amerikaner Furneß wird Leti, soviel ich mich entsinne, mehr Raum bewilligt. Aber auch hier wird die Geschichte nicht so behandelt, als hätte sie Einfluß auf Shakspere ausüben können. Und da außerdem das Buch lange nach Shaksperes Tode (etwa 1630) erschienen und die Regierungszeit der Päpste den meisten Forschern wohl nicht ohne weiteres gegenwärtig ist, so ist niemand der Quelle nach-

Digitized by Google

gegangen. Auch in den neuesten und besten Ausgaben, z. B. im Arden Shakespeare*), wird sie nicht erwähnt.

Niemeyer hat also das Verdienst, diesen tatsächlichen Vorgang zuerst mit dem Kaufmann in Beziehung gebracht und dadurch neues Licht über die Shylock-Antonio-Handlung verbreitet zu haben. Aus einer alten Erzählungen entlehnten romantischen Fabel wird so aktuelle Wirklichkeit, welche das ernsteste Interesse der damaligen Zuschauer hervorrufen mußte und auch in unseren Augen den Wert der herrlichen Dichtung erhöhen muß. Shakspere muß diese Geschichte nach den durch den Druck hervorgehobenen Uebereinstimmungen gekannt haben, und da er sie nur durch mündliche Ueberlieferung erfahren konnte, so ist zu den vielen Beweisen für seine Anwesenheit in Italien ein neuer erbracht. Ich bedaure, daß die Schrift nicht schon vor einem Jahr erschienen ist; dann hätte ich sie für meine deutsche Ausgabe des Kaufmanns, in deren Einleitung und Kommentar ich an vielen Einzelheiten nachweise, daß Shakspere die Menschen seines Schauspiels nicht schaffen, ihre Lebensverhältnisse nicht schildern konnte, ohne in Italien gewesen zu sein, zur Unterstützung dieser meiner und anderer Ueberzeugung gern benutzt.

Da es sich hier um Rechtsfragen des Shylock-Prozesses handelt, möchte ich mich in zwei Punkten gegen Niemeyer wenden.

Der Rechtskniff besteht nur in dem Verbot des Blutvergießens, nicht aber in der Forderung, daß der Jude ein genaues Pfund, nicht mehr und nicht weniger, schneiden dürfe. Diese Forderung mußte notwendig gestellt werden, erstens zum Schutze des Opfers, das ja sonst statt einer einmaligen Operation möglicherweise eine Zerfleischung hätte durchmachen müssen; zweitens, um die Verübung des vom Gesetz gestatteten Verbrechens unmöglich zu machen.

Niemeyer spricht, wie viele andere, von der brutalen Mißhandlung des Juden, die ein Mitleid erweckt, wo es nicht hingehört. Diese unrichtige Anschauung ist veranlaßt durch die falsche Auslegung einer bestimmten Stelle von seiten der Engländer und dementsprechend durch deren falsche Uebersetzung ins Deutsche. Abgesehen von der altertümlichen Roheit des zwangsweisen Christenmachens, worüber Shakspere ja seine Mißbilligung durch den Mund Lanzelots ausspricht, wird der Jude auffallend milde behandelt. Für die eine Hälfte seines Vermögens, die an den Staat fallen sollte, will der Doge sich mit einem Bußgeld begnügen. Aber auch das ist Antonio zuviel. Er sagt bei Schlegel:

> Beliebt mein gnäd'ger Herr und das Gericht
> Die Buße seines halben Guts zu schenken,

*) Von Charles Knox Pooler, 1905. Für nicht fachmännische Interessenten sei hinzugefügt, daß sie nächst dem ungeheuer umfangreichen Furneß wohl die beste ist; jedes Drama nimmt einen sehr stattlichen Band (zu 3 M.) ein.

Digitized by Google

(Schlegel hat die Stelle entweder nicht verstanden oder schlecht übersetzt; es muß heißen:

Will Euer Gnaden und der Hof die Buße
Für seines Gutes eine Hälfte schenken.)
So bin ich es zufrieden, wenn er mir
Die andre Hälfte zum Gebrauche läßt,
Nach seinem Tod dem Mann sie zu erstatten,
Der kürzlich seine Tochter stahl.

Das würde heißen: er will die andre Hälfte dazu verwenden, um damit seine Geschäftsverluste wettzumachen und sie Lorenzo zu vermachen nach des Juden Tode*) — Andere übersetzen:

Die andre Hälfte mir zum Nießbrauch läßt —

Das heißt in use, und so ist es von den Engländern immer erklärt worden. Danach würde also der Jude auch die andre Hälfte behalten, aber er müßte Antonio dafür Zinsen zahlen. Wo bleibt hier der edle Antonio, der sich für seine erlittenen Leiden an dem zusammengeraubten Gelde des Juden erholen will? Wie könnte Shakspere so widerspruchsvoll charakterisieren! Antonio will nichts. — In use hat noch eine andere Bedeutung, und ein englischer Jurist hat die Stelle zufriedenstellend erklärt.**) — (Ich wiederhole größtenteils die Anmerkung zu der betreffenden Stelle in meiner Ausgabe.)

Es handelt sich hier einzig und allein um die gesetzliche Abtretung der einen Hälfte von Shylocks Vermögen nach seinem Tode an seinen Schwiegersohn Lorenzo, in welche der Jude aus freien Stücken niemals willigen würde; darum muß die Zession gerichtlich festgelegt werden. Wenn nun A sich verpflichtet, bei seinem Tode ein Grundstück oder eine Summe B zu vermachen, so ist nach englischem Recht ein C nötig, der bis zum Tode des A über diesen Besitz die Aufsicht übernimmt, um ihn beim Tode des A dem B unverkürzt zu übergeben. Dieser C (hier Antonio) erhält nach der lateinischen Formel der englischen Rechtssprache das Geld in usum, d. h. nicht zu beliebigem Gebrauch, sondern nur zu dem, der in der Abmachung genannt ist, zur Uebergabe an B. Shakspere zeigt sich hier also wieder als ein genauer Kenner der englischen Rechtsformalien, wenn er in usum mit in use übersetzt. Diese formelle Verfügung, die C über das Vermögen erhält, ist nicht gleichgültig: er wird dadurch verantwortlich gemacht für das dauernde Vorhandensein desselben, von dem er sich von Zeit zu Zeit zu überzeugen hat.

*) Eine seltsame Fristbestimmung: Der Jude kann morgen sterben, dann kann Antonio keinen Gebrauch von dem Gelde machen; er kann auch seinen Schwiegersohn Lorenzo überleben, dann muß dieser um Antonios willen zeitlebens ein armer Teufel bleiben. Diese Bestimmung ist weder kaufmännisch gedacht noch besonders großmütig.

**) Die Erklärung bringt Furneß in einer Anmerkung. Die Notiz über ihr Datum und den Namen des Juristen kann ich augenblicklich nicht auffinden.

Digitized by Google

Antonio erhält also tatsächlich nichts; der Jude die gesetzlich Antonio gebührende Hälfte seines Vermögens ohne Zins und, da der Doge auf Antonios Verwendung selbst die Geldstrafe erläßt, auch die andere Hälfte, die nach dem Gesetz dem Staat verfallen ist; er behält also für seine Lebenszeit sein ganzes Vermögen.

Nun könnte jemand fragen: wenn der Jude (nach den folgenden Versen) eine Schenkungsurkunde aufsetzen muß, nach welcher Alles, was er besitzt, bei seinem Tode an die Tochter fällt, weshalb wird dann die eine Hälfte seines Vermögens noch besonders sichergestellt? — Weil bei seinem Haß gegen die Tochter sein ganzer Besitz bei seinem Tode weggeschenkt sein und dieser wenig bleiben könnte, deshalb wird wenigstens die eine Hälfte ihr sichergestellt.

Ich habe die Stelle berichtigt:

Bin ich zufrieden, wenn er zur Verfügung
Nach meinem Sinne mir die andre läßt;
Nach seinem Tod will ich dem Mann sie geben,
Der kürzlich seine Tochter stahl.

Hermann Conrad.

Im lachenden Lande. Roman von Marx Möller. Verlag Paul Oestergaard G. m. b. H., Berlin W. 57.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" möchte man mit Faust ausrufen, wenn man nach sovielen zweifelhaften litterarischen Erzeugnissen den gesunden Roman aus dem Alltagsleben „Im lachenden Lande" von Marx Möller zur Hand nimmt. Ein Roman ist es nun zwar nicht, sondern nur eine Reihenfolge von allerliebsten Genrebildern aus dem Kleinstaat- und Kleinstadtleben; aber Name ist Schall und Rauch, die Hauptsache ist, daß man an seinem Inhalt Freude haben kann, und das kann man. Der Kleinstaat ist das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz, und die kleine Stadt ist wahrscheinlich eine Verschmelzung von Mecklenburgisch-Friedland und Neubrandenburg, die der Verfasser aus seinen Jugendjahren her kennt. Die prächtigen Bilder, die er uns mit behaglichem Lächeln vorführt, und die wir mit ebenso behaglichem Lächeln an uns vorüberziehen lassen, versetzen uns in den Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die für Marx Möller die sogenannte gute alte Zeit sind. Mit der Gegenwart hat er nicht viel im Sinn; er versetzt ihr, wo er nur kann, einige scharf gemeinte Hiebe, aber sie sind nicht scharf und tun nicht weh; man lächelt darüber und denkt höchstens: „Na, na, wenn's nur seine Richtigkeit hat." Gleich das erste Kapitel ist ein reizendes Idyll, obgleich es im Hoftheater von Neustrelitz spielt und der Landesfürst und sein gesamter Hofstaat dabei beteiligt sind, und ein Idyll sich eigentlich auf Lebensverhältnisse beschränken soll, die noch wenig angeflogen sind von der Kultur

Digitized by Google

hoher und höchster Kreise; es erfüllt aber die wichtigere Forderung, die an ein Idyll gestellt wird, die, daß es uns ein Bild des Vollglücks und der ungestörten Harmonie vorführt. In dem Theater wird das Erstlingswerk eines jungen Musikers aufgeführt, den der Großherzog hat ausbilden lassen, und der als Klarinettspieler im Orchester der Nachbarstadt seine Laufbahn begonnen hat. Deren Bürger sind denn auch in großer Zahl gekommen, zu Wagen, nicht mit der Eisenbahn, „die auch nur langsam fährt", dem Ereignisse beizuwohnen, und sitzen in dem ausverkauften Hause der Dinge wartend, die da kommen sollen. Die Ouvertüre lassen sie mit achtungsvollem Schweigen über sich ergehen, nur daß der Pferdehändler Brösel nach längerem leisen Geigenspiel seinem Nachbarn mit kräftigem Baß zuflüstert: „Paß up, nu kömmt de Klarinett", die denn auch kommt. Und dann beginnt die auf dem Programm als musikalisches Schäferspiel bezeichnete kleine Oper. Man erblickt eine „arkadische Gegend" und junge Hirten singen von der Schönheit des Sommers. Der Schäfereidirektor Saß brummt zwar kopfschüttelnd: „Dat sälen nu Schepers sin", und im zweiten Akt entsteht oben auf der Galerie ungebührlicher Lärm, so daß der Hofmarschall aufsteht und „Ruhe da oben" ruft, worauf der Bäckermeister Satow beschwichtigend erwidert: „Nehmen Sei 't man nicht ähwel, Herr Hofmarschall, dat es bloß Hanne Kröger, de is bedrunken, un se hebben em all rutschmeten", im übrigen aber wurde das Schäferspiel ohne jede Störung zu Ende geführt und erregte allgemeine Freude und Rührung, besonders bei dem Großherzog, denn es erklang darin wieder und wieder die Melodie des alten lieben Liedes: „An Alexis send' ich dich", das seine Mutter, als er noch jung war, so oft zur Guitarre gesungen hatte. Langsam leerte sich das Haus, als der Hofstaat es verlassen hatte, und die Leute aus der Nachbarstadt kehrten froh und stolz nach Hause zurück, aber ohne Hanne Kröger, der sich erst ausschlafen mußte, und den Schlächter Lüdemann, der am nächsten Tage Hammeln holen wollte. Man muß das Kapitel langsam und behaglich lesen, um seine Anmut und seinen schalkhaften Humor so recht zu genießen. Nicht alle Bilder, die uns in dem lachenden Lande vorgeführt werden, sind gleichwertig, aber die Personen, die wir darin kennen lernen, sind alle dem Leben abgelauscht und stehen mit plastischer Deutlichkeit vor uns, und man muß ihnen trotz der Enge ihrer Anschauungen und ihrer kleinstädischen Absonderlichkeiten gut sein. Gibt es prächtigere Menschen, als den im Oberlehrerexamen durchgefallenen Rektor Pieper und seine rundliche Frau, die eine Zwillingsschwester der Frau Pastern „Ut mine Stromtid" sein könnte, oder den strengkonservativen alten Baron v. Mewitz, der sich so sehr über die liberalen Ideen der neuen Zeit und seine eigenen freikonservativen Söhne ärgert? Besonders hübsch ist das letzte Kapitel, das den Besuch des Großherzogs in der kleinen Stadt schildert. Er hat eigentlich nur durchfahren wollen, weil er sich darüber geärgert hat, daß sie einen liberalen Reichstagsabgeordneten gewählt hat; als er nun aber doch bleibt, kennt die allgemeine

Digitized by Google

Freude und Dankbarkeit keine Grenzen, denn trotz ihrer liberalen Wahl geht die gesamte Bürgerschaft für ihren Großherzog durch Wasser und Feuer und ist loyal „bis in die Knochen". Als der hohe Herr nach dem aufregenden Tage früh zur Ruhe gegangen ist, zieht Alt und Jung, um ihn durch ihre Freudenbezeugungen nicht zu stören, ins Schützenhaus vor dem Tore und jubiliert und tanzt dort — der Rektor Pieper führt die Polonaise an, und der frühere Schiffskäpitän Harms hält eine sehr konfuse, aber sehr wirkungsvolle Rede — bis tief in die Nacht, obgleich man am nächsten Morgen früh aufstehen und den Großherzog mit einem Ständchen wecken will, in dem der Gesangverein des Städtchens das Lied „An Alexis send ich Dich" vortragen wird. — Man könnte an dem hübschen Buch allerlei Ausstellungen machen, besonders sprachliche, wie z. B. die falsche Anwendung des Zeitworts flöten (plattdeutsch fleuten) für pfeifen, aber wozu die vielen Leser, die es jedenfalls und besonders in Mecklenburg finden wird, und die vielleicht achtlos daran vorübergehen, darauf aufmerksam machen? Loben können ist so viel angenehmer als tadeln müssen.

Indienbummel von Alice Schalek. Mit 52 Illustrationen. Berlin W. 30. Concordia. Deutsche Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.

Alice Schalek verwahrt sich in dem Vorwort, das sie ihren Reiseerlebnissen vorausschickt, gegen die Vermutung, sie habe, als sie nach Indien fuhr, eine Forschungsreise machen und Unentdecktes entdecken wollen. Sie habe, was sie bei ihrer Durchquerung Indiens erlebt und gesehen habe, nur erzählt, um in möglichst vielen Sehnsucht „nach dem Lande der Unwahrscheinlichkeiten" zu erwecken. Ist ihr das gelungen? Wohl kaum. Sie plaudert in anspruchsloser, behaglicher Weise über das, was sie entweder selbst gesehen hat oder was ihr erzählt worden ist, und man erfährt auch allerlei Intimes über Sitten und Bräuche des alten Wunderlandes, sein Volkstum und seine Kultur, was sonst in Reisehandbüchern nicht zu stehen pflegt, aber wer nicht schon vorher den Wunsch hatte, seine Märchenpracht, von der Forscher und Dichter soviel gesagt und gesungen haben, und die seit den Tagen seiner Kindheit seine Phantasie beschäftigt hat, mit eigenen Augen zu schauen, in dem wird der Indienbummel schwerlich große Sehnsucht danach erwecken. Die überwältigende Fülle seiner landschaftlichen Schönheiten und seiner Kulturdenkmäler kann nur von denen gewürdigt werden, deren „Augen zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt sind", und Alice Schalek hat nur die einer Weltreisenden, wie es deren viele gibt, seit das Reisen in die fernsten Länder auch für einzelne Damen nur noch eine Geldfrage ist. Sie hat viel Alltägliches erlebt und sehr unter der Hitze gelitten und erzählt davon in demselben angenehmen, gebildeten Plauderton wie von den großartigsten Eindrücken, die ihr die Reise geboten hat. Zu dichterischer Höhe erhebt sie sich niemals. In denen, die selbst Indien bereist haben, wird das Buch viele freundliche und interessante Erinnerungen wachrufen, wer noch nicht da gewesen ist, wird es wahrscheinlich mit dem

Digitized by Google

Gefühl weglegen, daß ein Bummel durch Indien eigentlich die Strapazen nicht lohnt, mit denen er trotz aller modernen Reiseerleichterungen noch immer verbunden ist.

Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf. Von Olga Wohlbrück. Berlin W. 35. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt, G. m. b. H.

Diese sogenannten Memoiren, die vergangenen Sommer in der Täglichen Rundschau erschienen und von manchen, sonst ganz urteilsfähigen Lesern anfangs für echt gehalten worden sind, haben sich trotz der dem Helden des Romans „Das goldene Bett", Frank Nehls, in den Mund gelegten Vorrede sehr bald als Roman erwiesen, und zwar als ein recht ungeschickt erfundener. Ein so armseliger Duodezhof wie der darin geschilderte, dessen Nebelschwaden kein einziger Sonnenstrahl durchdringt, ist im heutigen Deutschen Reich ebenso unglaubwürdig wie der märchenhafte Reichtum der englischen Aristokratin, von der die Prinzessin die Millionen erbt, die sie nach ihrer freudlosen Kindheit und Jugend zum Mittelpunkt der servilen Untertänigkeit und der ehrgeizigen Pläne ihrer allerhöchsten Verwandten machen. Das internationale Wanderleben der Prinzessin und die Geschichte ihrer Ehe, die keine Ehe ist, mit dem degenerierten Prinzen Arnulf mögen einige der Wirklichkeit abgelauschte Züge enthalten, sind im ganzen aber doch zu phantastisch und zu oberflächlich dargestellt, als daß man ihnen ein tieferes Interesse abgewinnen könnte. Wenn ein Roman auch ebensowenig wie jedes andere Kunstwerk moralische Zwecke verfolgen darf, so soll er doch unsere Welt- und Menschenkenntnis vertiefen und uns innerlich bereichern, und das tun die Memoiren der Prinzessin Arnulf nicht. Wer es noch nicht gewußt hat, kann daraus lernen, daß auch in fürstlichen Kreisen oft eine das Atmen erschwerende Stickluft herrscht und daß der widerwärtigste Tanz um das goldene Kalb dort ebenso an der Tagesordnung ist, wie in manchen bürgerlichen Kreisen; aber das ist eine Wahrheit, die nicht den geringsten Ewigkeitswert hat und deren Erkenntnis in keiner Weise kulturfördernd wirkt. M. Fuhrmann.

Kunstgeschichte.

Jacob Burckhardt, Briefe an einen Architekten. München, Georg Müller und Eugen Rentsch 1913.

Jacob Burckhardt nimmt heute noch eine literarische und wissenschaftliche Stellung ein, daß ein Band Briefe aus seiner Feder wohl ein allgemeines Interesse auf sich zu lenken geeignet ist. Man kannte ihn in seinen letzten Jahren als einen zurückgezogenen, in sich verschlossenen Greis, der die Berührungen mit der Außenwelt lieber vermied, als daß er sie suchte. Nur wenigen gelang es, den Wall, den er um sich und sein Heim zog, zu durchbrechen. Um so gespannter ist man, wie sich der als unnahbar Be-

Digitized by Google

kannte von der vertraulichen Seite zeigen wird. Denn von Briefen darf man ja am ehesten erwarten, daß sie in das Innere der Persönlichkeit hineinleuchten, daß sie Züge, die für die Erkenntnis und Wertung des Menschen von Bedeutung sind, enthüllen werden.

Der Adressat, der Architekt Max Alioth, war ein jüngerer Landsmann Burckhardts, der dem Baseler Kreise, in dem dieser intim verkehrte, angehört hat. Als ein Fünfziger beginnt Burckhardt den Briefwechsel, der sich über neunzehn Jahre (1870—1889) erstreckt. Er schreibt von seinen Reisen und aus der Heimat an den Freund, der später in Paris und Frankfurt a. M. lebte. Man erhält also nur ein Bild von dem älteren und dem alten Burckhardt.

Welche Stellung man zu Briefen einnimmt, die keine literarischen Kunstwerke darstellen — und diese sind ohne jede derartige Pretension, wie es gerade der Augenblick eingab, geschrieben —, und die kein neues Tatsachenmaterial bringen oder irgend ein Gebiet neu beleuchten, wird von der seelischen Beziehung, in die man zu dem Schreiber tritt, abhängen. Wer hier ein document humain von weltgeschichtlicher Bedeutung erwartet, wird sich enttäuscht sehen. Von den tiefsten Stimmungen seiner Seele hat Burckhardt in den Briefen nichts niedergelegt. Dazu war er der Mann nicht. Und die Beweglichkeit, Grazie und Eleganz französischer Briefschreiber wird niemand bei ihm suchen. In langsamem Tempo wickeln sich die Gedanken des schwerblütigen Schweizers ab. Hart prallen die Sätze gegeneinander. Ganze Abschnitte bestehen aus Anakoluthen. Das Gedrängte, wie Gemeißelte, das den ausgefeilten Werken Burckhardts ihr besonderes stilistisches Gepräge und ihren klassischen Wert gibt, wirkt in Briefen erkältend. Was sich an Gefühlen und Empfindungen offenbart, liegt mehr an der Oberfläche seelischen Erlebens. Man nimmt an wechselnden Stimmungen teil. Klagen über den Druck des Amtes und des Alters, Unzufriedenheit mit dem Gang der Zeit, Verstimmung über die Gegenwart, auf Kosten deren das Vergangene gelobt wird, eine mit dem Alter immer mehr zunehmende Galligkeit gegenüber allem, was nicht in die einmal gewonnene Lebensauffassung und Weltanschauung hineinpaßt; dann die freudigen Wallungen, wenn es einen guten Tropfen zu trinken gibt, wenn auf der Reise irgendwo ein exzellentes Speisehaus entdeckt ist; endlich die großen Sensationen dieses Lebens: Liebe zur bildenden Kunst und zur Musik. Eine wirkliche Intimität tritt eigentlich niemals zum Vorschein. Es gibt Oeden in diesem Buche, seitenlange Oeden, durch die man sich nur schwer hindurcharbeitet. Man fragt sich manchmal: war es notwendig, diese Briefsammlung in extenso zu veröffentlichen. Liegt ein tieferer Grund dafür vor, daß die Bewunderer Burckhardts ihn so oft in Hausschuhen und bei übler Laune sehen müssen, ihn, der sich so in Distanz zu halten wußte? Sollte es nicht in seinem Sinne sein, wenn ihm auch der Nachwelt gegenüber diese Distanz etwas gewahrt würde? Ob er, der gerade nur das Ausgereifteste von sich des Druckes für wert hielt, diese Veröffentlichung

Digitized by Google

wohl gebilligt hätte? Und nun gar die Bilderbeilage, die den Verfasser der Kultur der Renaissance nach einer Momentphotographie, eine große Mappe unter dem Arm, das eine Bein in der Luft, zum Kolleg gehend zeigt. Das ist doch wohl auf den Geschmack einer modernen sensationslüsternen Zeit berechnet, über die der Briefschreiber nicht genug Worte des Mißfallens findet.

Gewiß wird niemand leugnen, daß es in der Sammlung treffende Bemerkungen, fein geschliffene Sätze, witzige Sentenzen, originelle Wortbildungen gibt, echte Erzeugnisse Burckhardtschen Geistes. Wie wundervoll ist es z. B. gesagt: „Das Innere der Kathedrale von Amiens ist einer der sublimsten Atemzüge.“ Wie köstlich ist die Bildung „Wortzentauer“, die auf den mißglückten Ausdruck eines Handlungsreisenden angewandt wird. Und der Freund markiger Kraftworte wird an manchen Stellen sein Gefallen finden.

Dem Berufe des Adressaten gemäß ist in den Briefen viel von Architektur die Rede. Er berichtet dem Freunde von seinen Reisen über die Eindrücke, die er von Bauwerken gehabt hat. Es sind knappe, trockene äußerliche Beschreibungen von notizenartigem Charakter. Aber der Eindruck ist meist nicht zum künstlerischen Erlebnis gestaltet, das der Leser aus den Worten nachempfindet. Rein sachlich ergibt sich für seine Auffassung, daß er in späteren Jahren zu dem Barock ein näheres Verhältnis findet als früher. Ueber den italienischen Barock, der im Cicerone so schlecht fortgekommen ist, äußert er Worte der Bewunderung. Und im deutschen Barock findet er „unermeßlichen Reichtum von Geist und Können“. Aber die Renaissance heißt doch immer für ihn „die goldene Zeit“, wie diese Epoche schon von dem Abbate Lanzi, dem Geschichtsschreiber der italienischen Malerei am Ende des 18. Jahrhunderts, das aureo secolo genannt worden ist. Im ganzen bleibt seine Anschauung klassisch orientiert.

Das zeigt sich auch in seinem Geschmack für Musik. Gegen Wagner und die moderne Musikentwicklung richtet sich sein ganzer Haß. Die Musik war seine Hauptzerstreuung. Er pflegte sich jeden Abend nach der Arbeit um 9 Uhr an das Klavier zu setzen und klassische Musik zu spielen. Auch in der Oper und in Konzerten war er ein häufiger Besucher und weiß darüber allerlei zu erzählen.

Eins geht aus der Briefsammlung deutlich hervor, daß Burckhardts Geist vorwiegend und mit besonderem Wohlgefallen in die Vergangenheit gerichtet war. Er verfolgt wohl auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes und seines Kantons; aber viel Freude hat er an der Gestaltung der Dinge nicht. Wenn in der Einleitung zu dem Bande darauf hingewiesen wird, „wie er mit allen Fasern seines Wesens in der teuren Vaterstadt wurzelte“, so muß sich diese Vaterstadt doch recht viele und bissige Ausfälle gefallen lassen. So heißt es einmal: „In großen Ländern, auch wenn sie ebenfalls den Demagogen anheimfallen und das

Digitized by Google

Regieren im Sinne der städtischen Massen geschieht, hat doch Leiden und Schikane nicht den persönlichen Charakter wie in kleinen Verhältnissen". Und ein anderes Mal gesteht er dem Freunde: „So wie Sie ein Parisien par Sehnsucht, so bin ich ein Romano."

Zu den treibenden Elementen der neuen Zeit suchte und gewann Burckhardt keine Beziehung. Das zeigt sich am deutlichsten in seiner Beurteilung oder Nichtbeachtung künstlerischer Kräfte. Auf seiner Reise nach England 1879 verspürt er noch keinen Hauch von der neuen Aera, die durch Ruskin, William Morris und die Praeraffaeliten angebahnt worden ist. „Ja, wenn nur nicht business allem voranginge", das ist der Kernpunkt seiner Eindrücke von London. Von Berufswegen beschäftigt er sich nur mit der alten Kunst. Und die Organe, die er dafür ausgebildet hat, lassen ihn nicht selten den modernen Strömungen gegenüber im Stich. Wenn er im Jahre 1881 schreibt: „Courbet ist ein Ende, kein Anfang. Sie werden erleben, daß ein Rückschlag im Sinne der zarten Ausführung im Anzug ist", so war das eine völlige Verkennung der Entwicklungstendenz der europäischen Malerei. Der Münchener Bayersdorffer sah im Jahre 1879 schon ganz klar, wohin das alles hinauswollte. Man wird es noch einigermaßen begreiflich finden, wenn Burckhardt, der sich als Gegner des ganzen neueren „Realismus" bekennt, von Manet, dessen Werke ihm nur in Abbildungen zugänglich waren, sagt, daß er ihn anwidere. Daß er aber in der Kunst einer so vornehmen und durchgeistigten Natur wie Delacroix einen tief pöbelhaften Zug findet, zeigt doch, daß er einfach einem tendenziösen Durchschnittsgeschmack der Zeit folgte. Die populären Tagesgrößen sind auch seine Helden: Bouguereau, Baudry, Makart.

Einen Instinkt für das Wertvolle in dem Streben der modernen Kunst hatte Burckhardt also in seinem Alter nicht. Alle seine glänzenden Gaben treten erst zu Tage, wenn es gilt, mit gegebenen Größen zu rechnen. In solch einer Einseitigkeit liegt auch eine besondere Kraft. Wie diese Kraft sich entfaltete, wissen und schätzen alle Bewunderer seiner Werke. Einen Schlüssel zum Verständnis von Burckhardts Wesen gibt das Aristokratische in seiner Natur. Die Briefe zeigen, wie diese aristokratische Gesinnung ihn beherrscht in politischen und künstlerischen Dingen. Da ihm die auf allen Gebieten immer mehr um sich greifende Demokratisierung in seinem Zeitalter in tiefster Seele zuwider war, so bewegte er sich lieber in der Kultur der Renaissance, versenkte er sich mit seiner Gedankenwelt in heroischere Zeiten. Im Rückwärtsschauen hatte diese in sich gefestigte und innerhalb ihrer Grenzen so starke Persönlichkeit ihre höchsten geistigen Erlebnisse. Wer den großen Burckhardt sucht, muß ihn in seinen der Vergangenheit geweihten Werken suchen. Werner Weisbach.

Digitized by Google

Geschichte.

Der Freiheitskampf von 1813 von Edgar v. Ubisch. Mit 8 Einschaltbildern, einer Uebersichtskarte und 12 Schlachtskizzen. 112 Seiten. Preis 75 Pf. Berlin 1912. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Welches ist die große Aufgabe des Jubiläums von 1913? — Dem Deutschen ins Bewußtsein zu rufen, daß dabei seine ureigenste Sache zur Verhandlung steht, sein eigener Stolz, seine beste Kraft. Die Freiheitskriege sind es nicht allein, in denen sich diese Kraft entfaltet hat, aber sie lag restlos darin, es war ein solider Faustschlag in die Weltgeschichte. Und daß sich diese alte Kraft auf sich selber besinnt, auf ihren Stolz und auf ihre Pflichten, dies ist der große Inhalt unseres Gedächtnisjahres. Jenes wilde Aufbäumen vor hundert Jahren, jenes Dreinhauen mit Kolben, um Freiheit und Selbstachtung zurückzuerobern, das hält sich nun der Volksgeist vor Augen wie einen Spiegel und besinnt sich darauf, daß er heute noch ebenso trotzig ist, daß er von Freiheit, Ehre und gesundem Wachstum heute noch ebensowenig lassen kann wie damals.

Von diesem Vorgange ist das Büchlein des Herrn von Ubisch eine erquickende Probe. Ein weißbärtiger Edelmann, der selber das Eiserne Kreuz mit großen Ehren trägt, sammelt sich durch ernsthafte Studien, um die gewaltige Zeit der Väter so zu erzählen, wie sie in seinem Herzen lebt. Und wirklich verbindet er mit dem heißen patriotischen Herzen geistige Kraft und Disziplin genug, um den Riesenstoff in eine knappe, klare Form zu bringen. Die natürliche Gliederung der Ereignisse ist kräftig zur Geltung gebracht, selbstbeherrschende Beschränkung auf die Grundlinien und Vermeidung verwirrender Ueberfülle macht das Ganze faßlich und zur Einprägung geeignet; sorgsam ausgewählte Details geben ihm Körper und Farbe. Bilder der großen Männer, einfache Schlachtpläne von handgreiflicher Klarheit befriedigen das natürliche Anschauungsbedürfnis. Wenn die Einleitung sinngemäß auch die Vorgeschichte des Krieges berücksichtigt, wendet sich die Darstellung, nachdem sie mit der Schlacht bei Leipzig ihre Höhe erreicht hat, mit wenigen großen Zügen dem Schlusse zu: So wird die Aufmerksamkeit weder verzettelt noch ermüdet. — Meinungsverschiedenheiten im einzelnen — etwa in der Einschätzung der Kämpfe um Dresden oder der Strategie Bernadottes — bleiben natürlicherweise nicht völlig aus; aber sie berühren nicht den Wert des Ganzen. Wer sich oder anderen ein rundes Bild der Tatsachen vor Augen führen will, ohne gleich große Werke wie Delbrücks Gneisenau, die Geschichten der Freiheitskriege von Beitzke oder Friedrich zur Hand zu nehmen, findet hier genau, was er sucht.

Aber die schöne wissenschaftliche Leistung ist nicht das eigentlich Markante an dem Buche; dies liegt vielmehr in der urgesunden, mitreißenden Denkweise des Verfassers. Man hört in Berlin erzählen, wie er als Direktor des Zeughauses so manches Mal die Besucher um sich versammelt hat, um nicht durch Wissenschaft oder Kunst, sondern durch die

Digitized by Google

Wärme und den Ernst seiner Gesinnung in Allen das gleiche Feuer zu entzünden. Dasselbe wiederholt er nun in literarischer Form. Er trägt seinen mächtigen Stoff in einem Stil von ungemeiner Schlichtheit vor, soldatisch einfach und klar, wie es ihm natürlich ist; und gerade dadurch wird eine sehr glückliche Wirkung erzielt: Die Wucht der Ereignisse und des Autors kraftvolle Begeisterung wirken nun desto unmittelbarer und nachhaltiger. Ueber ungesundes Borussentum, wie man es zu finden einigermaßen gefaßt ist, ist dieser vielerfahrene Offizier erhaben; schon seine „Kriegserinnerungen" haben bezeugt, wie er in dem deutschen Gedanken lebt und seinen Enthusiasmus dafür in harten Kriegsleiden vertieft hat. Der Volksgeist selber, das große Erbe der Väter mahnt durch diese ernste Stimme die Nation, daß sie sich selber treu bleibe; die Liebe und die Sorge für das Volk drängt sich zusammen in eine literarische Gedächtnisfeier.

Dr. Martin Hobohm.

Das Zeitalter der Renaissance. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur. Herausgegeben von Marie Herzfeld. Jena, Diederichs. I. Serie, Band 5.

Luca Landucci. Ein florentinisches Tagebuch. 1450—1542. Uebersetzung, eingeleitet und erklärt von Marie Herzfeld. I. Teil (XV u. 244 S.).

Das Unternehmen, über dessen ersten Band, Matarazzos kolossalische Chronik von Perugia, ich vor zwei Jahren berichtete, ist inzwischen bis zum fünften Band vorgeschritten. Der zweite brachte Petrarcas Prosaschriften, der dritte Enea Silvio Piccolominis (Pius' II.) Briefe, der vierte mehrere Schriften über die Zeit Alfonso I. und Ferrante I. von Neapel, der vorliegende fünfte den ersten Teil des Tagebuchs eines geringen Florentiner Durchschnittsbürgers, des Spezereiwarenhändlers Luca Landucci. Gerade in dieser Stellung des Verfassers liegt der eigentümliche Wert des Buches.

Das zeigen schon rein äußerlich einige Kehrreime: „Und am soundsovielsten des Besagten stieg der Preis des Getreides bis auf soundsoviel Lire." Mitten zwischen den aufregendsten Ereignissen bleibt ihm der Getreidepreis wichtig. „Und am soundsovielsten entdeckte man mehrere Pesthäuser am Ort", das ist die nächsthäufige Notiz. „Und am soundsovielsten schickten wir Soldaten vor den und den Platz." „Und am soundsovielsten schnitt man dem und dem den Kopf ab." „Und am achtzehnten des besagten wurde die zweite Fensterreihe des Filippo Strozzi fertig." Dies ist der Grundton, und es ist recht charakteristisch für die Zeit, daß die Kunstnotizen so mit den Getreidepreisen, mit Soldaten, Pest, Hinrichtungen, Steuern, Wundern und frommen Betrachtungen rangieren, mit allem, heißt das, was sonst einen Durchschnittsbürger interessiert. Ich gebe ein Beispiel: „Und am 21. Juni 1483 stellte man in eine Nische von Orto Sa' Michele jenen hl. Thomas zu Seiten Jesu, und den Jesus in Bronze, der die

Digitized by Google

schönste Sache ist, die man nur finden kann, und der schönste Kopf des Erlösers, der je gemacht worden ist, von den Händen des Andrea del Verrocchio." (Für die Zeit allerdings des „Frate" — Savonarola — beschränken sich diese Kunstnotizen sehr.) Von dieser Grundlage nun heben sich die großen Dinge ab, die unser Tagebuch sehr lebendig vor uns erstehen läßt. Landucci ist ebenso neugierig und mannigfaltig interessiert, als er fromm ist — ein echter Florentiner dieser Zeit. Er ist stets dabei, wo etwas los ist, wenn er auch vorsichtig genug ist, sich nach Möglichkeit vor akuter Gefahr zu drücken.

Am stärksten von den bedeutenderen Ereignissen heben sich heraus die Ermordung des Giuliano, die Vertreibung Pieros, der Besuch Karls VIII. von Frankreich, vor allem aber Savonarolas Blüte und Sturz. Diese Episode scheint ihm ins innerste Herz gegriffen zu haben. Hier wacht Alles auf, was an latentem Christentum alten Verständnisses in dem Renaissancemenschen noch vorhanden ist; hier wird er beredt, ausführlich und stellenweis höchst eindrucksvoll. Die Uebersetzerin meint, daß er das Tagebuch um 1500 auf Grund flüchtiger täglicher Notizen auf- und ausgebaut habe. Gerade die Savonarola-Episode scheint mir indessen dagegen zu sprechen. Es ist merkwürdig, wie mit dem Augenblick, wo der päpstliche Bann eintrifft, also vom 18. Juni 1497 ab, Landuccis Sprache in bezug auf den Frate kühler oder doch zurückhaltender wird. Gleich unter dem 20. heißt es, daß an diesem Tage Frate Girolamo eine Epistel hinaussandte „in Verteidigung gegen die Exkommunikation, durch welche, nach einigen, er sich rechtfertigte". Und unter dem 1. Oktober berichtet er von einem Klosterbruder von Carmine, der die Lehre des Frate bestätigt habe, „indem er sagte: ‚Gott hat mir eingegeben, daß er ein heiliger Mann ist und seine Lehre wahr, und wer ihm Widerstand geleistet hat und Schlechtes gesagt von dieser göttlichen Wirkung, seien es nun Herren, seien es Geistliche oder große Meister, ihnen wird die Zunge ausgerissen werden und den Hunden gegeben' und dergleichen Torheiten mehr". Und wie hat er noch kurz vorher (vor dem Bann) gesprochen, z. B. unterm 5. Mai, wo er lebhaft den wachsenden „Ungehorsam" und „Neid" gegen den Frate beklagt und sagt, daß die geistigen Menschen ihn für den wahren Propheten hielten und meinten, daß man in alle Welt schreiben müsse, daß in Florenz ein Frate sei, der die Erneuerung der Kirche vorhersage. Geschweige früher, wo ihm unter den überreichen Gaben, die Savonarola für die Armen erhält, unter dem Eindruck ihrer Befreiung von den Wucherern, die er durch die Errichtung des „monte di pietà", eines Leihhauses, vollzieht, der liebevollen Krankenpflege, die er einführt, der glühenden Beredsamkeit, die ihm Massen von durchschnittlich dreizehn- bis vierzehntausend Hörern zuführt, der Begeisterung der Kinder, für die man im Dom Gerüste aufschlagen muß — unter allen diesen Eindrücken das Herz zu allerbewegtesten Schilderungen aufgeht. „Gott sei gelobt", ruft er aus, „daß ich wenigstens dies bißchen heilige Zeit gesehen habe." Diese Stelle übrigens könnte entscheidend sein

Digitized by Google

für die Bestimmung der Abfassung, wenn sie eindeutig wäre. Es heißt da von dieser „heiligen Zeit", daß sie kurz währte: „Es haben mehr vermocht die Schlechten als die Guten" und gleich darauf: „Daher ich Gott bitte, daß er es uns wieder schenke, dieses heilige und schamhafte Leben." Diese Bemerkung von der kurzen Dauer und vom Sieg der Schlechten kann natürlich auf die Zeit nach Savonarolas Sturz gehen. In Verbindung aber mit dem Wunsch nach ihrer Wiederkehr und mit der Tatsache jener späteren Zurückhaltung scheint mir näherliegend die Beziehung auf die Zeit der wachsenden Reaktion gegen Savonarola, als nach dem Mordversuch auf ihn die Signoria das Predigen verbot und Landucci zu der Nachricht von der wieder einmal stärker auftretenden Pest die bittere Bemerkung macht, sie hätten zu der Zeit an geistlicher nnd leiblicher Hungersnot gelitten, „so daß der Tod die Armen wenig schmerzte" und jedermann meinte, das sei einmal „eine passende Pest"! „Und dennoch", fährt er gleich darauf fort, „nahmen sie uns das Wort Gottes weg!" Es ist doch vielleicht sowieso eine nicht unnatürliche Annahme, daß Landucci je nach innerem Antrieb seine Notizen von Zeit zu Zeit revidiert und sozusagen ins Reine geschrieben habe. Der von der Uebersetzerin S. XII der Einleitung geschilderte Zustand des Manuskripts würde dem nicht widersprechen.

Dieser ganze Teil des Buches ist außerordentlich reich an farbigen Einzelzügen, aus denen sich das Drama bis zu wirklicher Wucht aufbaut. Sogar daß Landucci selbst zu zweifeln beginnt, erhöht den Eindruck eher, als daß es ihn vernichtet. Auch wird Landucci nicht etwa Renegat. Es ist nur an die Stelle der Begeisterung Skepsis und Wehmut getreten, und er notiert sorgfältig alles, was ein immanentes Urteil ergeben kann. Zum Beispiel unterm 12. Mai 1498, also zwischen weltlicher und geistlicher Folter die Notiz: Und an diesem Tage „gingen die Pestbeamten durch die Spitäler, jagten die Armen hinaus, und wo immer sie sie in der Stadt antrafen, schickten sie sie fort, und sie machten etwas noch viel Grausameres, indem sie ein dickes Hanfseil mit einem Flaschenzug aufstellten, um dort den Armen zur Folter aufzuziehen, der wieder in die Stadt hereinkam. Das wurde für eine grausame Sache und ganz gegensätzliche Medizin gehalten." Man hat die Krankenpflege Savonarolas noch zu frisch im Gedächtnis, um hier nicht aufzumerken. Dazu, wenngleich in vorsichtiger Formulierung, allerlei Anspielungen auf Parallelen zu Christi Tod. Unter den Gründen, aus denen die Signoria dem Papst gehorsamte, und die, soweit sie ausgesprochen wurden, alle handelspolitischer Natur waren, figurierte als einer der hauptsächlichsten der, daß der Papst die lange geforderte Besteuerung der geistlichen Güter versprochen hatte. Landucci nun berichtet unter dem 13. Mai: Wir erfuhren, „daß der Papst einen Abgesandten und den General von San Marco beauftragt habe, den Frate Girolamo zu richten, und ferner, daß er den Florentinern die Erlaubnis erteilt habe, den Priestern und Klosterleuten drei Zehenten aufzulegen. Einige, die auch Freunde des Frate waren, verdolmetschten das und sagten: „Dieser Frate ist wie der

Digitized by Google

Erlöser für dreißig Silberlinge verkauft worden, denn dreimal zehn macht dreißig." Und bei der sehr anschaulich geschilderten Verbrennung heißt es von dem Galgen, an den der Frate mit zwei Klosterbrüdern vor der Verbrennung gehängt werden sollte: er war „dick und viele Ellen hoch, und ringsum ein rundes und großes Gerüst, und an dem genannten Holz wurde ein Balken quer befestigt, nach Art eines Kreuzes, und als die Leute es sahen, sagten sie: ‚Sie wollen ihn kreuzigen', und da man wegen des Kreuzes murren hörte, gingen sie und sägten von dem Holze ab, damit es kein Kreuz schiene." Die Uebersetzerin hat in ihren ungemein sorgfältigen und lehrreichen Anmerkungen hier wie sonst aus anderen gleichzeitigen Berichten allerlei den Eindruck noch Verstärkendes hinzugefügt. Es ist schon ergreifend, was Landucci über die erste Folterung (durch die weltliche Gewalt) sagt: „Als von jenen Menschen, die rechtschaffen leben wollen, und die an ihn glaubten (man bemerke die objektive Ausdrucksweise, die doch die eigene Parteinahme nicht verhehlen kann!), gehört wurde, wie oft er die Folter bekommen (dreimal), da geschah es nicht ohne ihre Tränen, weil er sie dieses Gebet gelehrt hatte: ‚fac bene bonis et rectis corde'. Es geschah nicht ohne Tränen und starkes Flehen zu Gott." An die äußersten Grenzen des Schrecklichen aber geht, was die Uebersetzerin aus einem gleichzeitigen (obwohl bereits gemilderten) Bericht zur zweiten Folterung hinzusetzt: (Savonarola:) „(jussus expoliari.) Wohlan, höret mich! O Gott, du hast mich gefaßt (kniet nieder). Ich bekenne, daß ich Christus verleugnet habe. Ich habe Lügen gesagt. Ihr Herren Florentiner, ich habe ihn verleugnet aus Angst vor der Folter. Seid mir Zeugen, wenn ich leiden soll, will ich für die Wahrheit leiden. Was ich gesagt habe, habe ich von Gott gehabt. O Gott, du legst mir die Strafe auf, weil ich dich verleugnet habe. Ich verdiene es. Ich habe dich verleugnet, ich habe dich verleugnet, ich habe dich verleugnet, aus Furcht vor der Folter, aus Furcht vor der Folter. Er war niedergekniet und zeigte seinen linken, halbzerstörten Arm. Jesus hilf mir! Diesmal hast du mich gepackt!" Die geistlichen Herren hatten mit dreimaliger Folterung nicht genug, sie haben ihn, heißt es, vierzehnmal emporziehen und herabstürzen lassen. Machtgier und Ordnungswut sind stets grausam; aber wie alles, Gutes und Schlechtes, so scheint auch dies sich zu verschärfen, wenn die religiöse Leidenschaft hineinbläst. Oder ist es nur, daß es uns in Verbindung mit der Religion so unendlich wilder berührt? Denn schließlich war in diesem Falle die weltliche Gewalt an einer grausamen Folterung weniger interessiert. Man kann noch heute Studien in dieser Beziehung machen. Versteht sich in Moll statt in Dur. Kehren wir zu Landucci zurück. Hat man die ganze wüste Szene der Hinrichtung miterlebt — wie die Glieder der Frati allmählich abfallen, wie man mit Steinen nach den Resten wirft, wie die Henker den Galgen umstürzen, um ihn am Boden zu verbrennen, damit keine Reliquien blieben, wie die Asche aus demselben Grunde sorgfältig gesammelt und in den Arno geführt wird —, so erzählt unser Berichterstatter: „Und dennoch

Digitized by Google

gab es solche, die jene Kohlen wieder herausnahmen, die auf dem Flusse schwammen; soviel Glauben war in einigen guten Menschen; aber sehr insgeheim geschah es, weil man nichts darüber reden durfte, noch etwas sagen ohne Gefahr des Lebens; denn sie wollten jede Erinnerung von ihm auslöschen. Und am 26. Mai des genannten Jahres (die Verbrennung war am 23. gewesen) traf man auf der Piazza gewisse Frauen, die aus Andacht an der Stelle knieten, wo jene verbrannt worden waren." Und wie ein Sonnenstrahl des versöhnenden Mythos folgt zum Beschluß die Notiz: „Und am 10. des besagten (Juni) kamen über die Wiesen der Servi und von der Tuchspannerei her gewisse schwarze Raupen, um diese Wiesen zu fressen, so daß jene Mäusedornstauden dort ganz weiß und abgeschält übrig blieben; und ehe vier Tage vergingen, wurden jene Raupen so, daß sie von Gold zu sein schienen; die Kinder fingen sie ein und riefen: ‚Das sind die Raupen des Frate Girolamo!' und manche schienen aus Gold und manche aus Silber."

Die Uebersetzerin gibt anmerkungsweise noch die höchst charakteristischen Urteile der beiden größten gleichzeitigen florentinischen Geschichtsschreiber Macchiavelli und seines Schülers Guicciardini. Macchiavelli (in den Discorsi): „Ich will nicht darüber urteilen, ob Frate Girolamo Savonarola wahrhaft gewesen sei oder nicht, denn von einem solchen Manne ziemt es sich mit Ehrfurcht zu sprechen", und Guiccardini: „Ich selbst bin in Zweifel und habe darüber keine entschiedene Meinung und behalte sie mir, wenn ich lang genug lebe, für die Zeit vor, die Alles aufklären wird; wohl aber schließe ich dieses, daß, wenn er wirklich gut war, wir in unseren Tagen einen großen Propheten, wenn er schlecht war, einen ungeheuer großen Mann gesehen haben; denn abgerechnet von seinen Kenntnissen, wenn er öffentlich so viele Jahre eine derartige Sache darzustellen wußte, ohne jemals auf einer Falschheit ertappt zu werden, so muß man eingestehen, daß er ein merkwürdiges Urteil, einen außerordentlichen Geist und die tiefste Erfindungsgabe besaß." — Ich notiere zu diesen Urteilen, die beträchtlich tiefer in die Ethik der Renaissance als in die Psychologie des Prophetentums einführen, noch das anders intendierte des Macchiavelli im „Principe",*) wo er sagt, daß Neuordner nur dann Erfolg haben können, wenn sie nicht auf Zureden allein angewiesen sind, sondern ihr Unternehmen mit Gewalt durchsetzen können. „Daher haben alle bewaffneten Propheten den Sieg davongetragen, die unbewaffneten aber sind zugrunde gegangen." Der Plan müsse so angelegt sein, „daß man, wenn der Glaube der Menge versagt, mit Gewalt nachhelfen kann". So sei es „zu unseren Zeiten dem Fra Girolamo Savonarola ergangen, der mit seinen Neuerungen zugrunde ging, als die Menge den Glauben an

*) In der sehr schönen neuen Ausgabe des Diederichsschen Verlags, welche eine Uebersetzung des „Principe" und des Antimachiavell Friedrichs des Großen zusammen enthält. (Jena, 1912.) S. 18 f.

Digitized by Google

ihn verlor, und er kein Mittel hatte, seine Anhänger zum Glauben zu zwingen." Solche Neuordner hätten also viel Schwierigkeiten zu überwinden, „haben sie aber gesiegt und beginnen Ansehen zu erlangen, nachdem sie ihre Neider aus dem Wege geschafft haben, so bleiben sie mächtig, geehrt und glücklich". — Daran sich denn mancherlei Gedanken knüpfen lassen, die nicht an der Oberfläche zu bleiben brauchten, an der sie Machiavelli, dem Gedankengang seines Buches gemäß, nun doch hat lassen müssen. Arthur Bonus.

Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum, verdeutscht und erklärt von Wilhelm Schubart. Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1912. Preis 4,50 Mk.

Das Wunderland Aegypten unterscheidet sich, wie in vielem anderen, auch dadurch von den übrigen Ländern der Antike, daß sein trockener Sand zahllose direkte Zeugnisse des öffentlichen und Privatlebens in Briefen und Urkunden aufbewahrt hat, die in den anderen Ländern alle zugrunde gegangen sind. Das vorliegende Büchlein hat die hübschesten und interessantesten Stücke in ansprechenden Uebersetzungen zusammengestellt und mit einer vortrefflichen Einleitung über die Kulturentwicklung Aegyptens versehen, wie hier die ägyptische (koptische), griechische, arabische Sprache einander abgelöst haben. Gute Ausstattung und Bildschmuck machen das Buch besonders empfehlenswert.

In der sehr interessanten Charakterisierung des ägyptischen Bankwesens findet sich ein merkwürdiger Fehler, der aber in den rein philologisch orientierten Werken über diese Zeit häufig vorkommt. Es wird gesagt, der Geldwert sei im römischen Reich allmählich gesunken. Es war umgekehrt: er ist gestiegen. Schon vom ersten Jahrhundert p. C. an vermochten die Bergwerke das genügende Edelmetall für die gewaltigen geschäftlichen Umsätze nicht mehr zu liefern; dazu strömte viel Gold und Silber ab nach Hinterasien und zu den Barbaren. Von Nero an half man sich durch Münzverschlechterung, die endlich im 3. Jahrhundert zu völligem Zusammenbruch der Währung und zum Rücksturz in die Naturalwirtschaft führte, die dann über ein Jahrtausend lang das europäische Wirtschaftsleben beherrscht hat. In dem Denar des 3. Jahrhunderts ist schließlich nur etwa $^1/_{50}$ von dem Silber des Denars des Kaisers Augustus. Das „Sinken" des Geldwertes ist also nur ein scheinbares; der echte, ganz oder fast ganz reinsilberne Denar war im 3. Jahrhundert viel wertvoller als im ersten. Im 3. Jahrhundert, etwa um die Mitte, fand auch schon der große Zusammenbruch statt und nicht erst, wie Schubart annimmt, im vierten. D.

Digitized by Google

Georg von Alten, Handbuch für Heer und Flotte. Sonderband IX: Die Kriege vom Altertum bis zur Gegenwart. Unter der Fachleitung von Dr. Francis Smith und unter Mitwirkung von 63 Offizieren, Historikern usw. 805 Seiten. Dazu Band IXa: 69 Haupt- und Nebenkarten. Berlin 1912. Bong & Co. Preis beider Bände Mk. 40.—, für Abnehmer des Gesamtwerkes Mk. 26.—.

Das großartige Unternehmen, dessen Führer leider kürzlich mitten aus seinem Werke dahingeschieden ist, ist in dieser Zeitschrift vom Herausgeber selber bereits summarisch gewürdigt worden. In Ergänzung dazu scheint es wünschenswert, auch von dem Sonderbande „Kriege" noch einen gewissen Begriff zu geben, weil er einem selbständigen und zugleich allgemeinen Bedürfnisse entspricht.

Es war eine unentbehrliche Inkonsequenz, die Geschichte der Kriege aus der allgemeinen alphabetischen Stoffordnung herauszunehmen und chronologisch zusammenzustellen. Denn nur wenige Kriege haben anerkannte Namen, wie „Dreißigjähriger", oder „Freiheitskrieg" usw.; wer kennt zum Beispiel den „Suliotenkrieg"? Wo sollte der „Pomeranzenkrieg" ins Alphabet gebracht werden? Und viel wichtiger noch als die Vermeidung unsicheren Nachschlagens ist der große positive Gewinn, ein handliches, erschöpfendes Kompendium der Kriegsgeschichte, den Seekrieg einbegriffen, bis zum Jahre 1911 hin zu schaffen. Den neueren Jahrhunderten ist eine verhältnismäßig ausführlichere Behandlung zuteil geworden. Die chronologische Folge ist nicht sklavische Annalistik, sondern man hat oft mit Vorteil ganze Kriegsperioden eines bestimmten Schauplatzes zusammengefaßt: Es sind etwa die französischen Bürgerkriege vom Jahre 988 bis 1186, die englischen von 1070 bis 1174 miteinander behandelt; die Vorläufer der modernen Kämpfe um Nordafrika sind in wenige übersichtliche Gruppen gefaßt. Nur so war es möglich, wissenschaftlich zu Werke zu gehen. Eine ausführliche Inhaltsübersicht und ein Sachregister unter vorzugsweise geographischem Gesichtspunkt ermöglichen die leichte Auffindung jedes einzelnen Feldzuges; der Text selber ist durch kräftige graphische Gliederung übersichtlich gemacht. Am Schlusse jedes Artikels sind die unmittelbarsten literarischen Hinweise aufgeführt; in jedem ist bemerkt, welche von den beigegebenen Karten heranzuziehen sind. — Die stattliche Kartenmappe ist noch stärker als das Buch selber; aber das Material steht freilich nicht durchweg auf der Höhe militärischer Spezialkarten, sondern will nur eine rasche Orientierung über die strategischen Hauptzüge ermöglichen.

Auch der Text gibt nur ein Bild der Kriegsoperationen im ganzen; anders ließ sich ein solches Kompendium nicht anlegen. Die einzelnen Gefechte, die Fragen der Taktik und der Waffenkunde usw. werden unter ihrem Stichwort in den übrigen Bänden abgehandelt. Sehr richtig weist der Redakteur oder „Fachleiter" des Sonderbandes, Dr. Francis Smith, im Vorwort darauf hin, daß schon in dem Zusammenwirken vieler und

Digitized by Google

verschiedenartiger Mitarbeiter eine wichtige methodische Schranke gelegen habe: Eine „Geschichte der Kriegskunst" kann nur von einem einzelnen Kopfe hervorgebracht werden. Es muß auch im Rahmen des hier verfolgten Zweckes eine sehr diffizile Arbeit gewesen sein, aus so mannigfaltigem Material ein brauchbares Buch zu redigieren, und das oft um so mehr, je markanter die einzelnen Beiträge waren. Konrad Lehmann und Smith selber, deren Anteile die umfangreichsten sind, arbeiten mit anderen im Geiste der Delbrückschen Schule; Reinhold Koser seinerseits will in der Darstellung Friedrichs des Großen an dem Gegensatz gegen Delbrücks und Max Lehmanns Ansichten festhalten. Der Generalstab hat so charakteristische und bedeutsame Arbeiten beigesteuert, wie die von Ernst von Strezemieczny über den russisch-japanischen Krieg; Graf Schlieffen selber gönnt eine sehr bemerkenswerte Kritik des Feldzuges von Jena und Auerstädt.

Die Einzelleistungen entbehren also durchaus nicht des interessanten Spezialkolorits. Sie können nicht in Kürze gewürdigt werden. Was es aber für den Fachleiter bedeutete, diese 63 Köpfe unter einen Hut bringen zu sollen, so daß eine technisch einheitliche und bequem brauchbare Gesamtleistung zustande kam, die sich auch den übrigen Bänden angemessen einfügte, das empfindet man bei jedem Nachschlagen. Die dabei aufgewendete universale Kenntnis wie die geschäftliche Energie verdienen gleichmäßig Anerkennung; am meisten vielleicht die persönliche Entsagung zugunsten des gemeinnützigen Ganzen: Mit der gleichen Kraft hätte Smith etwas Schönes machen können, das ganz ihm allein angehört hätte.

Dr. Martin Hobohm.

Theologie.

Religionsgeschichtliche Volksbücher, herausgegeben von Michael Schiele. Verlag: J. C. B. Mohr, Tübingen. Preis des Heftes: 50 Pf., geb. 80 Pf.

II. Reihe, 12. Heft: M. Haller, Der Ausgang der Prophetie, erschienen 1912. 52 S.

Die Kenntnis der späteren Propheten Israels, von welchen dies Heft handelt, ist unentbehrlich, um den Uebergang aus der alt-israelitischen Religion zum Judentum zu begreifen. Aber das vorliegende Heft bietet mehr als ein Mittel zu bloß geschichtlichem Verständnis, mehr auch, als man nach der Einleitung erwarten kann, in welcher die Ausläufer der Prophetie als minderwertige Epigonen hingestellt werden. Gehört doch in die Propheten des behandelten Zeitraums der sogenannte Deuterojesaja (Jes. 40—55) hinein, bei dessen Evangelium — so möchte man schon wegen der Eingangsworte diese Trostschrift nennen — einem so recht warm ums Herz werden kann, beinahe als wäre es ein christliches. Dieser nicht im geringsten epigonenhaften Bedeutung des Deuterojesaja wird denn auch

Digitized by Google

der Verfasser durchaus gerecht, obwohl seine Behauptung, daß der leidende Knecht Gottes eine dem Volksglauben entnommene Gestalt ist, auf etwas schwachen Füßen steht.

III. Reihe, 1. Heft: † O. Pfleiderer-Berlin, Die Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. 2. Aufl., 1912. 64 S.

Diese zweite Auflage ist ein von der Tochter des bereits 1908 verstorbenen Verfassers, Else Zurhellen-Pfleiderer, durchgesehener Abdruck der ersten.

Einzelne Aussprüche antiker Philosophen, besonders Senekas und Epiktets, welche besonders nahe Berührung mit Glaubens- und Sittenlehren zeigen, sind in Pfleiderers Darstellung geschickt in eine geschichtliche Uebersicht über die Entwicklung des griechischen Denkens nach seiner Beziehung auf das Christentum verflochten. Berücksichtigt werden dabei die orphische Theologie und die vorsokratische Naturphilosophie, Sokrates und Platon, Aristoteles, die Stoiker, Philon von Alexandrien und der Neuplatoniker Plotinos. Auch dem Kenner der griechischen Philosophie bietet diese knappe, einem so geistvollen Verfasser verdankte Darstellung vielleicht neue Gesichtspunkte. Zur Hauptsache kommt es ihm aber auf die Frage an, wie weit das Christentum bereits von den Denkern der Griechen vorbereitet ist. Diese Frage wird, ohne daß Pfleiderer an einzelnen wörtlichen Uebereinstimmungen hängen bleibt, in kurzer Zusammenfassung (S. 57) ungefähr mit den Worten beantwortet, daß die griechische Philosophie, soweit positive Vorarbeit behauptet werden kann, den Gedanken Gottes als des reinen unendlichen Geistes herausgearbeitet, daß sie die Gottverwandtschaft der menschlichen Seele erkannt, die Zusammengehörigkeit aller Menschen in einer über die Naturschranken hinausliegenden sittlichen Gemeinschaft geahnt und daraus die Pflicht der Humanität gegen alle, auch die Schwachen und Elenden, im Prinzip wenigstens, abgeleitet hat, während sie andererseits durch überaus scharfe Betonung des Gegensatzes zwischen der Welt der Erscheinung und der wahrhaft wirklichen Welt und die Forderung einer Erhebung des Menschen über die Natur zum Geist, welche sie, ohne den Weg zu ihrer Erfüllung zu weisen, aufstellt, ein tiefes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit geweckt hat.

IV. Reihe, 18. Heft: U. Peters-Hamburg, Franz von Assisi, erschienen 1912. 42 S.

An diesem Hefte können, wie es durch den Stoff bedingt ist, selbst Gegner der Religionsgeschichtlichen Volksbücher ihre Freude haben. Zumeist Paul Sabatier folgend, aber nicht immer in Uebereinstimmung mit ihm, erzählt der Verfasser kurz und schlicht vom Leben und Schaffen dieses liebenswertesten aller sogenannten Heiligen der katholischen Kirche, der mit der Gottes- und Bruderliebe im Herzen christlicher Liebesarbeit neue Bahnen gewiesen hat und zugleich durch seine unbefangene Freude an der Natur und allen ihren Geschöpfen Führer zu einer neuen künstlerischen Wertung

Digitized by Google

der Natur geworden ist. Gern hätte ich noch einige weitere Franziskus oder die Auffassung seiner Zeit scharf kennzeichnende Stücke der Legende berücksichtigt, vielleicht auch das ergreifende Lied „von der Sonne" ganz abgedruckt gesehen. Aber auch das Gebotene vermag zu erheben und zu erwärmen, denn, wie das den Fioretti entnommene Motto lautet, „ein göttliches Feuer war es, kein irdisches".

IV. Reihe, 19. Heft: Hoffmann, Die Aufklärung, erschienen 1912, 48 S.

Kurz und treffend wird in diesem Hefte, was wahrlich keine leichte Aufgabe ist, die Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts nach ihrem allgemeinen Wesen und nach ihren niederländischen, englischen und französischen Vertretern geschildert. Auch mit der Beurteilung der Aufklärung kann ich mich in der Hauptsache einverstanden erklären: während ihre durchgreifende Einwirkung auf Wissenschaft, Staatsleben und Lebensstimmung anerkannt wird, werden auf der anderen Seite ihre Schwächen, vor allem die Ueberschätzung des Verstandes, die Verkennung des Gefühlsmäßigen und Ahnungsvollen, die Mißachtung des individuell Berechtigten und des geschichtlich Gegebenen keineswegs vergessen. Die deutsche Aufklärung, von der mit Recht bemerkt wird, daß sie am tiefsten die Theologie und die Kirche beeinflußt hat, kommt am kürzesten weg; kaum daß einer der namhafteren Theologen des 18. Jahrhunderts genannt wird, und das Gegenspiel des Rationalismus, der Supranaturalismus, wird mit drei Zeilen abgefertigt. Da aber für die Religionsgeschichte der Rationalismus zweifelsohne wichtiger ist als die weltliche Aufklärung, so empfiehlt es sich, was möglicherweise auch beabsichtigt ist, den Rationalismus noch in einem besonderen Hefte der Religionsgeschichtlichen Volksbücher zu behandeln.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

Arzt und Schulbetrieb. Gutachten deutscher Aerzte, gesammelt vom „Elternbund für Schulreform in Bremen", herausgegeben von Fr. Steudel. Verlag: Deutsche Zukunft. Preis 1 Mk., 90 S.

Wenn es bei der Entscheidung über Wohl und Wehe der Schule nach der Mehrheit der in dieser Veröffentlichung gesammelten ärztlichen Gutachten ginge, so würde die Zukunftsschule sich folgendermaßen gestalten: 1. Vor vollendetem 7. Lebensjahr darf kein Kind in die Schule aufgenommen werden. 2. Vor 9 Uhr darf die Schule auch im Sommer nicht beginnen. 3. Am Nachmittag dürfen keine wissenschaftlichen Stunden liegen. 4. Unter dieser Bedingung dürfen kleine Memorieraufgaben für das Haus gestellt werden und für den Sonnabend sogar eine 2 Stunden beanspruchende Hausarbeit. 5. Die Lernstunden sind auf 40 Minuten zu verkürzen. 6. Aller Unterricht, dessen Art es zuläßt, soll im Freien erteilt werden. 7. Die Ferien sollen im ganzen 13 Wochen betragen.

Digitized by Google

Von den Lehrern ganz zu schweigen, deren Urteil augenscheinlich als befangen ausgeschaltet werden soll, würden vielleicht die Kinder selbst, wenn sie durch eine Art von Maifeier für den internationalen Kurztag (die Kurzstunde haben sie ja schon!) Propaganda machen wollten, die Arbeit nicht in so weitgehendem Maße abschaffen wollen. Aber die Aerzte verlangen es! Da darf man wohl fragen, wie viele Aerzte und welche? Zum Glück erfährt man durch den Herausgeber selbst, daß von 800 Aerzten, bei denen Umfrage gehalten wurde, nur 49 geantwortet haben. Unter den 751 Schweigern mögen doch auch recht viele gewesen sein, die es für ein zweckloses Unternehmen gehalten haben, eine in so viele Lebensgebiete einschneidende Frage einseitig vom ärztlichen Standpunkt lösen zu wollen! Und unter den 49 Gutachten gibt es noch ganz diametrale Gegensätze: Einer will den obligatorischen Schulunterricht überhaupt abschaffen; ein zweiter hält unter Wegfall jeglicher Hausarbeit 1—2 Stunden geistiger Arbeit für ausreichend! Dagegen will der einzige wirkliche Sachverständige unter den Gutachtern, ein Schularzt, zum Kummer des Herausgebers von allen diesen Reformen nichts wissen und äußert sich zur sogenannten Ueberbürdungsfrage mit den folgenden treffenden Worten, die mich einer eigenen Stellungnahme entheben: „Bewegung im Freien, Abhärtung und Pflichtgefühl sind die erziehlichen Momente, sie müssen es vor allem bei der heranwachsenden Jugend sein; unser Vaterland und seine Zukunft bedürfen, wie auch der einzelne im Kampf ums Dasein, Gesundheit und Kraft an Leib und Seele. Und namentlich bei der älteren Jugend, den Schülern der höheren Schulen, soll man nicht in jedem blassen und schlaffen Gesicht allemal Ueberbürdung mit Arbeit erblicken, sondern daran denken, daß, Gott sei's geklagt, oft genug heimliche Sünden oder ungehöriges Leben und Genießen die Ursachen sind.

Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg, 4. Heft, Berlin, 1912. Verlag: Weidmann. Jedes Jahr aufs neue sind die Veröffentlichungen dieses Vereines willkommen, die zeigen, daß er stets auf dem Posten ist, wo es gilt, offene oder versteckte Angriffe auf das Gymnasium abzuwehren. Sie beschäftigen sich diesmal noch zu einem Teil, obwohl die Gefahr für den Augenblick abgewandt ist, mit dem sogenannten „Frankfurter Attentat", welches allerhöchster Stelle nahestehende Aerzte gegen das Gymnasium geplant hatten zur Amputation des griechischen Unterrichts. Um so dringender sind die an verschiedenen Stellen zum Ausdruck kommenden Sorgen, welche der preußische Extemporaleerlaß vom 21. Oktober 1911 heraufbeschworen hat. Kein Fach scheint von demselben mehr bedroht als das Latein, und ein weiterer Rückgang der lateinischen Leistungen würde, da dann keine Fremdsprache an ihm mehr gründlich betrieben würde, dem Gymnasium die Existenzberechtigung entziehen. Nun hat freilich der Herr Kultusminister die Versicherung gegeben, daß keine Herabsetzung der Schul-

Digitized by Google

leistungen, auch nicht der schriftlichen, beabsichtigt sei. Aber vorzubeugen, daß der Erlaß nicht gegen den Willen seiner Urheber diese verhängnisvolle Wirkung habe, liegt mit Recht allen Freunden des Gymnasiums am Herzen. Unter dem sonstigen Inhalt der Veröffentlichungen lenkt Fr. Naumanns hübsches Gedicht „Homer" die Aufmerksamkeit auf sich, das dankbar anerkennt, welche Quelle der Frische und Gesundheit Homer auch dem modernen Menschen noch sein kann. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Volkswirtschaft.

Wygodzinski: Wandlungen der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. 6.–12. Tausend. Köln 1912. Verlag M. Du Mont-Schauberg. Preis geh. 1,80 M. 201 Seiten.

Professor Wygodzinski will in seinem gewandt geschriebenen Grundriß weiteren Kreisen von Gebildeten die Gesinnung der „Baumeister" nahebringen, das Handeln der Persönlichkeiten aufweisen, denen das Werden und Wachsen des deutschen Volkes letzten Endes auch auf wirtschaftlichem Gebiet zu danken ist. So sehr dies Vorhaben an sich zu begrüßen wäre, so starke Bedenken erweckt doch der zunächst eingeschlagene Weg. Wygodzinski vergleicht die Zeit vor hundert Jahren, als Schiller Deutschlands geistigen Beruf besang, mit unserer Gegenwart: „Wohl pflegen wir noch (!) Wissenschaft und Künste, noch suchen wir in das Geisterreich zu dringen, aber mit Maß. Unsere Hauptinteressen, das können wir nicht leugnen, liegen auf materiellem Gebiet. — Das Deutschland von 1800 war arm und hüllte sich mit dem Stolze des Diogenes in seinen Bettlermantel; das Deutschland von 1900 ist reich und kennt nur ein Ziel: noch reicher, immer reicher zu werden." Eine solche „Uebertreibung" geht doch über den Rahmen des wissenschaftlich Erlaubten hinaus, besonders wenn ein Lehrer der Wirtschaftswissenschaft zu einem weiteren Kreise spricht: die jungen Praktiker, denen dergleichen durch den Ankauf ganzer Auflagen als Ansicht der Wissenschaft wohlmeinend dargeboten wird, erhalten von der Bedeutung ihres Berufes nicht die erstrebte, geläuterte und umgrenzte Vorstellung. Daß unsere Sozialdemokratie auf jede praktisch-politische Tätigkeit verzichte, um einem „phantastischen" wirtschaftlichen Ideale nachzuhängen, ist kein Beweis für das Zurücktreten des politischen Interesses hinter dem wirtschaftlichen; vielmehr verkörpern Sozialdemokratie und Zentum gerade die Gewalt der zur Weltanschauung gewordenen Gesinnung gegenüber solchen Parteien und Persönlichkeiten, welche sich in den Dienst rein wirtschaftlicher sog. Ideale gestellt haben!

Auch die fachmännische Erläuterung der den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands im 19. Jahrhundert tragenden Gesinnung kann nicht befriedigen. Neben den „vielbewunderten" Arbeiten Max Webers zur Genesis des Kapitalismus und Ernst Troeltschs „vorsichtig kritischer" Würdi-

Digitized by Google

gung des protestantischen Geistes durfte selbst dem Laien gegenüber Rachfahls Kommentar zu diesen Arbeiten nicht unerwähnt bleiben. Daß Webers Erklärung „nur ein Teil der ganzen Wahrheit" sei, konnte den Verfasser veranlassen, die historisch-politische Bedingtheit jeder Wirtschaftsgesinnung gerade für das Deutschland des 19. Jahrhunderts des näheren darzulegen. Freilich wird die Wirtschaftswissenschaft gut tun, für ihre Theorie von der Anfstellung eines typisch kapitalistischen Wirtschaftsmenschen nicht allzuviel zu erwarten, wenigstens den Maßstab historischer Kritik an jede solche Konstruktion auch fernerhin zu legen.

Ich glaube diese Schwächen des W.'schen Buches nicht übergehen zu dürfen angesichts seiner starken Verbreitung und angesichts des wirtschaftlichen Bildungsstrebens weiter Kreise, dem m. E. gerade in den grundlegenden und ja vielfach ungeklärten Fragen des Wirtschaftslebens vom wissenschaftlich Guten nur das Beste geboten werden darf. In den Einzelheiten wird der Leser sich der vorliegenden Darstellung mit Nutzen anvertrauen; daß der Fachmann den Ausführungen des Verfassers etwa die innere Kolonisation gern eingefügt sähe, daß Versehen wie S. 145 wegen des Regulierungsediktes unterlaufen, sei noch der Vollständigkeit halber erwähnt. Die Ansicht des Verfassers, daß es gegenüber der Arbeiternot des ländlichen Großbetriebes nur den einen Ausweg gäbe: die volksfremden Elemente uns zu „assimilieren", d. h. doch wohl die slavischen Wanderarbeiter in unserem menschenleeren Osten anzusiedeln, wird dem wahren Freunde eines angemessen starken Großgrundbesitzes wenig Beifall abgewinnen. Der Verfasser betont selbst die Notwendigkeit verstärkter Viehhaltung und zahlreicher selbständiger Existenzen; er hätte folgerichtig die planmäßige Vermehrung des viehzüchtenden Kleinbetriebes an die Stelle jenes von ihm vorgeschlagenen Verlegenheitsmittels setzen müssen. Daß die Zahl der selbständigen Landwirte auch im Bereiche des Großgrundbesitzes zunimmt, ist ausschließlich das Verdienst unserer inneren Kolonisation; wird sie fortgesetzt, so muß in der Tat einmal der Zeitpunkt eintreten, wo die Gesamtzunahme unserer ländlichen Bevölkerung den allmählich versiegenden Abfluß aus dem Landarbeiterreservoir wieder wettmacht; daß es dahin komme, daß eine mäßige Aufteilung des Großgrundbesitzes in Bauernland auch fernerhin die Signatur der preußischen Agrarpolitik bilde, das muß der Wunsch und das Streben jedes aufrichtigen Vaterlandsfreundes sein.

Im übrigen darf das Wygodzinskische Buch als eine vortreffliche Einführung in die Probleme unseres modernen Wirtschaftslebens rückhaltlos empfohlen werden. Friedrich Lenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Parlamentarische Lage. Petroleummonopol. Sozialdemokraten. Jesuitengesetz. Zentrum.

In vielen liberalen Blättern findet man als Charakteristik des jetzigen Reichstages noch immer die Wendung gebraucht, daß er eine, wenn schon sehr kleine, Majorität der Linken habe. Der Satz gehört in das Gebiet jener Sophismen, die, dem Wortlaut nach richtig, doch den Sachverhalt auf den Kopf stellen. Der wahre Charakter des Reichstages von 1912 ist, daß er eine prinzipielle Opposition von 130—140 Stimmen, Sozialdemokraten, Polen und dergleichen, und eine regierungsfreundliche Arbeits-Majorität von ungefähr 260 Stimmen, Zentrum, Konservative, Nationalliberale und Freisinnige, aufweist. Jene Pseudomajorität der Linken, wobei Sozialdemokraten und Nationalliberale zusammengezählt werden, tritt wohl zuweilen auf bei dekorativen oder symbolischen Akten, z. B. einer Präsidentenwahl, wo die Flagge unentwegter Prinzipien aufgehißt werden soll. In den Fragen der praktischen Gesetzgebung aber zeigt sich immer wieder jene Arbeits-Majorität, bald vollständig, bald unter Versagen dieser oder jener der Einzelgruppen. Die Majorität ist aber so groß, daß sie meistens auch dann noch funktioniert.

Freilich, mit einer Ausnahme: die Konservativen oder die Freisinnigen oder auch die Nationalliberalen können einmal entbehrt werden; das Zentrum aber mit seinen 100 Stimmen ist zu stark; ohne das Zentrum gibt es keine Majorität.

Auch dieser Satz gilt nicht absolut. Es ist schon vorgekommen und könnte weiter vorkommen, daß in einem Einzelfalle die Sozialdemokraten sich bereitfinden lassen, zu einer Majoritätsbildung mitzuwirken und dadurch die Hilfe des Zentrums überflüssig machen. Aber um sich auf solche Hilfe zu verlassen, dazu ist die Partei in der positiven Politik noch viel zu rückständig. Der Schulfall liegt ja jetzt vor: die Regierung hat das Petroleummonopol vorgeschlagen, nicht zu einem fiskalischen Zweck, sondern um das Privatmonopol, welches jetzt nahezu der amerikanische Petroleumtrust besitzt, in ein staatliches zu verwandeln, und man sollte meinen, daß die Sozialdemokratie einem solchen Vorschlag mit Jubel zugestimmt hätte. Zwar sieht

Digitized by Google

der Regierungsentwurf kein reines Reichsmonopol vor, sondern die Kombination eines Reichsmonopols mit einer Erwerbsgesellschaft, wodurch die Vorteile eines Monopols mit den Vorteilen eines privatwirtschaftlichen Unternehmens vereinigt werden sollen. Ich habe kein Urteil darüber, wie groß etwa hier die Vorteile oder Nachteile einer solchen Kombination sind und ob die vorgeschlagene Konstruktion in jeder Weise gelungen ist. Aber mag man nun den Grundgedanken, wie ich es tue, für sehr zukunftsreich halten oder ihn ablehnen: auf jeden Fall hätte eine sozialdemokratische Fraktion, die dem Volke mit Taten und nicht mit Worten zu dienen bestrebt ist, den Entwurf willkommen heißen und bei der Durchführung unter Angabe ihrer Bedingungen den besten Willen in Aussicht stellen und versprechen müssen. Sie hat auch kein absolutes Nein ausgesprochen, aber der Widerspruch hatte in ihren Erklärungen doch so sehr die Vorhand, daß man einen wirklich guten Willen, etwas zustande zu bringen, kaum annehmen kann. Gerade hier also, wo die Regierung sich einmal vom Zentrum hätte emanzipieren können, ist sie schließlich doch wieder auf dessen Entscheidung angewiesen, und das Zentrum ist durch gewisse Zufälligkeiten diesmal auf Nein gestimmt. Ein sehr reicher Mann, der Freund und Wohltäter des Zentrums und der katholischen Kirche ist, soll stark an dem amerikanischen Petroleumtrust interessiert sein. Mag nun wirklich dieser Zufall, mag das generelle Bedürfnis des Zentrums, aus taktischen Gründen auch einmal Opposition zu machen, das Ausschlaggebende sein: die politische Unfähigkeit der Führung der Sozialdemokratie, und damit die Stärke des Zentrums, ist einmal wieder evident geworden.

Es bleibt also dabei: das Rückgrat der Arbeits-Majorität im Reichstag ist das Zentrum. So hat es das deutsche Volk in seinen Wahlen bestimmt und die Regierung muß sich danach richten. Diese Aufgabe ist aber nicht so einfach. Die Majorität ist zwar da, aber sie ist nicht einheitlich. Im Gegenteil, die verschiedenen Gruppen der Majorität knurren sich untereinander unausgesetzt aufs wütendste an, und wenn die Regierung der einen eine Freundlichkeit erweist, so fletschen die anderen die Zähne. Dann muß die hohe Regierung suchen, sich vor Schaden zu bewahren, und mit kluger Verwendung von viel Zuckerbrot hier und etwas Peitsche dort Ruhe stiften. Manchmal nimmt die Geschichte ein ganz drolliges Gesicht an; so jetzt mit dem Jesuitengesetz. Als Herr v. Wehner, der bayerische Kultusminister, sich stark bedroht fühlte von der Zentrumsmajorität in seinem Landtag, suchte er sich zu halten, indem er eine neue, überaus freie Auslegung des Jesuitengesetzes erfand. Ehe es zur Tat kam, wurde er gestürzt, und das klerikale Ministerium Hertling, in der Unmöglichkeit hinter dem liberaleren Vorgänger an Katholizismus zurückzubleiben, setzte die schon ausgearbeitete Ministerial-Anweisung in Kraft. Darüber Konflikt mit dem Reich, energisches Auftreten des Herrn Reichskanzlers, Entscheidung des Bundesrats gegen die bayerische Auslegung und prächtige, allen protestantischen Gemütern wohltuende Rede des Herrn

Digitized by Google

Reichskanzlers im Reichstag. Aber eine solche Rede ist gefährlich. Vor jener Hertlingschen Verordnung in Bayern war die Handhabung des Jesuitengesetzes im ganzen Reich sehr liberal gewesen, und nichts konnte dem Herrn Reichskanzler ferner liegen, als etwa von jener liberalen Praxis wieder zu einer schärferen Handhabnng, wie zu Zeiten des Kulturkampfes, zurückkehren zu wollen. Diese Handhabung aber liegt zunächst bei mittleren und unteren Behörden, und es konnte nicht wohl anders sein, als daß diese aus der schönen Rede des Herrn Reichskanzlers entnahmen, daß den Jesuiten wieder einmal gezeigt werden müsse, daß ihr Orden gesetzlich vom Deutschen Reiche ausgeschlossen ist. Der Erfolg des Hertlingschen Vorstoßes und der Bethmannschen Zurückweisung war also praktische Verschärfung des bestehenden Zustandes und Konflikte hier und da. Konflikte mit dem Hauptkorps der Regierungsmajorität? Nach einigen Tagen hielt der Staatssekretär des Innern eine Rede, in der er darlegte, daß nach der Auffassung der katholischen Kirche sie das Recht habe, sich um alles im Staate zu kümmern, da es nichts gebe, was nicht mit Glaube und Sitte irgendwie zusammenhinge. Große Entrüstung bei allen Liberalen, Frohlocken im Zentrum. Die Ganzweisen aber schüttelten das Haupt und sagten: Der Reichskanzler ist nach der einen Seite zu weit gegangen und sein Staatssekretär nach der anderen.

Wie aber wird die Sache nun ausgehen? Das Zentrum bringt den Antrag, das Jesuitengesetz vollständig aufzuheben. Die Majorität des Reichstages ist seit langem für die Aufhebung. Im Jahre 1903 wurde der Beschluß schon nahezu einstimmig gefaßt; aber eine starke Volksbewegung in den protestantischen Gebieten stärkte dem Bundesrat den Rücken und verhinderte seine Zustimmung. Statt dessen kam Fürst Bülow im Jahre 1904 den Katholiken soweit entgegen, daß er den Paragraphen 2 aufhob, der der Regierung das Recht gab, den einzelnen Jesuiten auszuweisen oder zu internieren. Die hauptsächlichsten Gegner der vollständigen Aufhebung sind im Bundesrat einige der Mittel- und Kleinstaaten, denen ihre Landesgesetze, wenn das Reichsgesetz fallen sollte, keine Möglichkeit geben, was Preußen immer noch kann, Niederlassungen zu verhindern. Das Gesetz aber, wie es jetzt noch besteht, dauernd aufrecht zu erhalten gegen den ausgesprochenen Willen einer großen Reichstagsmajorität, wird schwer sein. Der meist herangezogene Vergleich, daß es unlogisch sei, ein Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten bestehen zu lassen, nachdem man das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie hat fallen lassen, ist nicht ganz beweiskräftig. Die Sozialdemokratie ist eine ganz auf sich selbst gestellte Erscheinung; der Jesuitenorden ist ein Institut der katholischen Kirche, die als solche eine öffentlich anerkannte und privilegierte Korporation von ungeheurem Einfluß im Staate ist. Eine Institution, die der Staat in dieser Weise anerkennt, beschützt, unterstützt, fördert, kann er auch mi Fug, wenn sie ihm an gewissen Stellen schädlich und gefährlich zu werden scheint, beschränken, ohne daß sie das Recht hätte, sich darüber prinzipiell

Digitized by Google

zu beschweren, und man darf dem Herrn Reichskanzler gewiß darin voll zustimmen, daß es im Interesse des konfessionellen Friedens liege, wenn die Jesuiten vom Boden des Deutschen Reiches ausgeschlossen bleiben. Es soll sogar nicht wenig Katholiken geben, die im Herzen froh sein würden, wenn es dabei bleibt. Aber es fragt sich, ob es taktisch möglich sein wird, diesen Standpunkt aufrecht zu erhalten. Die Handhabung des Gesetzes macht oft einen sehr kleinlichen Eindruck, z. B. wenn entschieden werden muß, ob der Vortrag eines Jesuitenpaters wissenschaftlich ist, was erlaubt bedeutet, oder religiös, was unerlaubt bedeutet. Auch werden wir schließlich zugeben, daß die Jesuiten des 20. Jahrhunderts praktisch nicht mehr identisch mit denen des 16. und 17. sind; vor Allem sind sie heute nicht mehr in der Offensive, sondern in eine mühsam behauptete Devensive zurückgeworfen. So mögen bei Wiederzulassung wohl Unzuträglichkeiten in gemischten Gegenden und in vielen Einzelfällen zu erwarten sein, aber schwerlich eine prinzipielle und allgemeine Störung des Zusammenlebens der verschiedenen Konfessionen. Unsere katholischen Mitbürger sind heute in einer Entwicklung, die wir nur mit aller Anerkennung verfolgen und begrüßen können. Sie haben innerhalb ihrer Katholizität den nationalen Gesichtspunkt zu einer höchst ehrenwerten Stärke entwickelt, zu einer Stärke, daß sie von den kurialen Heißspornen im Vatikan bereits aufs bitterste angefeindet werden. Als Träger dieser zentralistisch-römischen Auffassung des Katholizismus unter möglichster Unterdrückung jeder nationalen Selbständigkeit galt gerade der Jesuitenorden, und man könnte deshalb meinen, daß im Grunde die Regierung und das Zentrum in der Ausschließung der Jesuiten aus dem Deutschen Reich ganz dasselbe Interesse haben. Aber da müssen wir nun doch wohl das Zentrum selbst als den besseren Sachverständigen anerkennen. Wenn dieses glaubt, in der Fortführung seiner Politik nichts von den Jesuiten befürchten zu müssen, so ist vielleicht anzunehmen, daß auch in diesem Orden Strömungen sind, die die Zentrums-Politik billigen und begünstigen. Vielleicht hält man es auch nur für unabweisbar, durch irgendeinen Erfolg auf dem Gebiet der Kirchenpolitik sich in Rom wieder den Rücken zu decken. Diese inneren Verhältnisse der katholischen Kirche sind nicht so einfach und so leicht zu durchschauen, wie es so von außen scheinen möchte. Auch in der Brust Roms wohnt mehr als eine Seele. Eben haben wir den Kampf um die christlichen Gewerkvereine gehabt. Es ist die einzige Organisation, die in der Sphäre der Industriearbeiter den Sozialdemokraten eine mächtige, zahlenstarke Konkurrenz macht. Gewissen kurialen Kreisen sind sie aber ein Dorn im Auge, weil sie christliche Mitglieder aller Konfessionen vereinigen und so eine praktische Toleranz ausüben, die man verdammt. Man hat nicht geruht, bis man den Papst selbst dazu gebracht hat, in feierlichen Kundgebungen diese Vereine zu verwerfen. Aber in engem Bunde mit der Zentrumsleitung haben sie sich so tapfer gewehrt, daß man in Rom nachgeben und ihnen ein Interpretationshintertürchen hat öffnen müssen, durch

Digitized by Google

das sie sich haben retten können. Man sollte darüber wahrlich von unserer Seite nicht spotten, sondern sich freuen.

Wie ist aus diesem Wirrsal hin- und hertreibender Erwägungen herauszukommen?

Herr Spahn hat im Namen des Zentrums der Regierung Fehde angesagt. Wäre diese Drohung so böse zu nehmen, wie sie klang, so hätte die Regierung ihre Majorität im Reichstag verloren, denn gegen 100 Mann vom Zentrum mit den 110 Sozialdemokraten ist bei 397 Mitgliedern nicht aufzukommen. Aber um ein solches Rechenexempel handelt es sich in Wahrheit nicht. Weder war die Spahnsche Erklärung so gemeint, noch rechnet man so in der Regierung. Vielmehr ist auf beiden Seiten die Stimmung die, daß man den guten Willen, dem Vaterlande zu dienen, anerkennt, und dieses guten Willens wegen, nicht um des äußerlichen Zwanges der Majorität wille, gern bereit ist, dringende Wünsche der anderen Seite zu erfüllen.

In parlamentarischen Kreisen erwägt man, wie ich höre, ob man nicht abermals, statt das ganze Jesuitengesetz aufzuheben, was nach den jüngsten Vorgängen als ausgeschlossen gelten muß, wieder ein Stück davon ausbrechen könnte, so daß das Zentrum seinen Willen hat, der protestantische Teil des deutschen Volkes sich aber nicht beunruhigt zu fühlen braucht. Das Verbot von Niederlassungen des Ordens von Reichs wegen aufzuheben und jesuitische Erziehungsanstalten zuzulassen, ist nicht angängig, aber die Hindernisse, die der Tätigkeit des einzelnen Jesuiten in den Weg gelegt sind, können beseitigt werden. Die Vorsicht dürfte dabei gebieten, das Gebot nicht definitiv aufzuheben, sondern zunächst nur zu suspendieren und dem Bundesrat die Befugnis zu geben, es wieder in Kraft zu setzen, wenn wirklich die Erfahrung lehren sollte, daß Störungen des konfessionellen Friedens die Folge sind.

Der § 1 des Jesuitengesetzes lautet jetzt: „Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt."

Das zu gebende Gesetz würde statt dessen etwa folgenden Wortlaut zu erhalten haben.

Artikel 1.

Der § 1 des Gesetzes vom 4. Juli 1872 erhält folgende Fassung:

„Die Errichtung von Niederlassungen des Ordens der Gesellschaft Jesu sowie der ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen ist im Deutschen Reiche untersagt. Der Bundesrat ist befugt, den Angehörigen dieser Orden und Kongregationen auch die Ausübung der Ordenstätigkeit sowie Abhaltung von Missionen zu untersagen.

Artikel 2.

Die auf Grund des früheren § 1 des Gesetzes erlassenen Verordnungen werden aufgehoben."

Digitized by Google

Mit derartigen Kompromissen und Konzessionen wird es möglich sein, die so heftig auseinanderstrebenden Elemente des deutschen Volkstums doch immer wieder zu gedeihlicher, politischer Arbeit zusammenzuführen.

Der Wunsch, dem dabei fortwährend ansteigenden Einfluß des Katholizismus durch Heranziehen der Sozialdemokratie zu begegnen, hat, so natürlich er ist, doch noch auf lange Zeit hinaus wenig Aussicht auf Erfolg. In Süddeutschland ist das Ergebnis einer solchen Taktik geradezu das entgegengesetzte gewesen; in Bayern hat die Auflösung des Landtages seinerzeit zu einem glatten Siege der Ultramontanen geführt, und an die Stelle des vorsichtig lavierenden Ministeriums Podewils-Wehner ist das rein ultramontane Ministerium Hertling getreten. Fast noch bedenklicher ist der Umschwung, der sich jetzt in Württemberg vollzogen hat. Seit Jahrzehnten herrschten hier Liberalismus und Demokratie. Jetzt haben die Wahlen den mit dem Zentrum verbundenen Konservativen (Bund der Landwirte) zwar noch nicht die Majorität, aber genau die Hälfte der Sitze (26+20) gegeben, und diese Hälfte dürfte unter sich praktisch besser zusammengehen, als die andere Hälfte, bestehend aus den Nationalliberalen (10), der Volkspartei (19) und den Sozialdemokraten (17). Die Sozialdemokraten haben nur einen Sitz gewonnen, das Zentrum aber und die Konservativen trotz des Zusammengehens der Linken nicht weniger als sieben. Daß die Nationalliberalen (Deutsche Partei) zu lavieren suchten, hat ihnen nichts genützt. Das ist immerhin ein recht beachtenswertes Symptom. Wer im Glashause wohnt, soll nicht mit Steinen werfen, und wer in einem konstitutionellen Staatswesen lebt, braucht zwar vor dem „Willen des Volkes“ nicht unbedingt Respekt zu haben, muß aber immerhin aufmerksam auf ihn achten.

27. 12. 12. D.

Das Aufflammen des Patriotismus bei den österreichischen Nationalitäten. — Die deutsch-magyarische Annäherung. — Der Wahlreformentwurf.

Im ganzen Habsburger Reich wird eifrig gesammelt für die Soldaten, die „fern von der Heimat an den Grenzen des Landes Wache halten“, wie es in den Aufrufen an die Bevölkerung heißt. Es wird reichlich gespendet, keiner der vielen Volksstämme steht mit seinen Opfern zurück, die Sorge um das Wohlergehen der Verwandten, der Volks- und Vaterlandsgenossen einigt wirklich inmitten der Kriegsgefahr, die so mancherlei widerspruchsvolle Gefühle ans Tageslicht bringt, die Völker der Monarchie in dem einen Gedanken der Sorge um seine Lieben. Wer nicht ohnehin patriotisch empfand oder wer sich der Frage der Vaterlandsliebe gegenüber kühl oder ablehnend verhielt, kann bei solchem Anlaß Aufschlüsse über seine eigene politische Seelenverfassung erhalten, die ihn selbst überraschen mögen. Wie wirksam die gemeinsame Gefahr

Digitized by Google

den latenten Patriotismus mit einem Male aus seinem Versteck zu locken vermag, gerade auch dort, wo er von gegnerischer Seite in Zweifel gezogen wird, zeigt u. a. der Weihnachtsaufruf der kroatischen Partei, die auf dem Standpunkt der nationalen Einheit zwischen Kroaten und Serben steht und darum panslawistischen Erwägungen vielleicht am ehesten zugänglich sein könnte. Einige Sätze aus diesem Aufruf verdienen wiedergegeben zu werden, da sie doch offenbar der augenblicklichen Stimmung der serbo-kroatischen Bevölkerung entsprechen; es heißt hier wörtlich: „Unsere Gedanken weilen bei unseren Söhnen, die an den entfernten Grenzen der Monarchie auf ihren Posten stehen, auf die sie die Pflicht berufen hat, wo sie im schweren Dienste, im Dienste der Monarchie, zur Verteidigung ihrer Interessen stehen. In diesen Tagen haben wir die Pflicht, unseren teuren Söhnen in unserer glorreichen Armee das Weihnachtsfest freundlicher zu gestalten. Erfreuen wir durch reichliche Spenden unsere tapferen Soldaten, die an der Grenze der Monarchie für uns leiden und bereit stehen, Blut und Leben für den Ruhm und die Ehre der Monarchie, für ihren Herrscher und für die Interessen der Völker der Monarchie zu geben. . . ."

Selbst die ungarische Regierung fühlte sich in diesen Tagen der Spannung veranlaßt, den serbischen Mitbürgern des Landes ein Wohlverhaltungszeugnis auszustellen, indem der Obergespan des Temeser Komitates die letzte Kongregation mit dem Hinweis darauf eröffnete, daß es nicht ausgeschlossen sei, daß schon die nahe Zukunft von der Bevölkerung des Landes die größten Blut- und Geldopfer fordern werde, daß aber keine Veranlassung vorliege, an den patriotischen Gefühlen eines Teiles der Bevölkerung zu zweifeln; der Obergespan erwähnte sodann, daß über die Haltung der serbischen Bevölkerung Südungarns im ganzen Lande sehr unangenehme Gerüchte in Umlauf gesetzt werden, daß er selbst aber diesen Gerüchten entschieden entgegengetreten sei. Wenn die Kriegsgefahr vorbei ist, werden die Serben gewiß nicht ermangeln, von diesem einwandfreien Leumundszeugnis Gebrauch zu machen, sobald man sie von magyarischer Seite wieder als Vaterlandsverräter stigmatisiert, wie das in Ungarn allen Nichtmagyaren gegenüber beliebt wird, die kein Verständnis zeigen für die Idee des Allmagyarentums.

Wie tief doch der tatbereite Patriotismus in der menschlichen Natur wurzelt, wenn die Patria ernstlich bedroht ist, zeigt auch das Bekenntnis eines polnischen Sozialdemokraten, der letzthin im Justizausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses das Bekenntnis ablegte: „Die polnischen Sozialdemokraten verkennen nicht die Gefahr, in der sich der Staat befindet. Sie sind nicht geneigt, den serbischen Imperialismus, hinter dem die russische Barbarei steckt, zu stärken. Wenn Rußland Oesterreich angreift, werden die Polen in Galizien ihre Pflicht erfüllen, und speziell die polnischen Sozialdemokraten werden in diesem Falle für eine Volkserhebung sorgen, wie sie in Galizien seit 100 Jahren

Digitized by Google

beispiellos ist. Sie werden in einem Kriege mit Rußland Oesterreich treu zur Seite stehen."

Wenn von slawischer und sozialdemokratischer Seite in Oesterreich-Ungarn solche Töne angeschlagen werden, so macht das nicht den Eindurck, als ob dies Reich seiner Auflösung entgegenginge. In Serbien selbst mag man wohl in solchem Wahne befangen sein, sonst wäre die seit Jahren fortgesetzte periodische Anrempelung Oesterreich-Ungarns durch Serbien nicht zu erklären. Es ist gewiß richtig, wie neulich in einer österreichischen Korrespondenz treffend bemerkt wurde, daß Serbien nach Lösung der türkischen Frage mit rührender Unbefangenheit nun auch an die Lösung der österreichischen herangehen möchte. Die Herren jenseits der Drau haben aber jedenfalls keine rechte Vorstellung von den inneren Schwierigkeiten, die ihrem wohlgemeinten Versuch entgegenstehen; allerdings riskieren sie auch, wie in der erwähnten Wiener Korrespondenz, den in all diesen Fragen ausgezeichnet informierenden „Nachrichten aus Oesterreich-Ungarn, Rumänien und den Balkanländern", ganz richtig bemerkt wurde, bei ihrem Experiment nicht zu viel, da das Ziel der nationalen Einheit, wenn Serbien von Oesterreich selbst erobert würde, damit insofern doch verwirklicht wäre, als dann alle Serben unter einer Herrschaft stünden. Es ist nur fraglich, ob Oesterreich das Bedürfnis hätte, sich schon jetzt weiter zu balkanisieren, bevor es den bosnischen Balkanbrocken gehörig verdaut hat. Immerhin ist für Oesterreich-Ungarn der Zustand auf die Dauer unerträglich, daß es alle drei, vier Jahre eine halbe Mobilisierung ins Werk setzen muß, weil Serbien, im Vertrauen auf den russischen Patron, Oesterreich-Ungarn mit Krieg zu überziehen droht. Das kostet Oesterreich-Ungarn soviel Geld, daß unter Umständen ein plötzlicher Spaziergang nach Belgrad viel billiger zu stehen kommt. Auch die letzte Anleihe von 250 Millionen Kronen, die Anfang dieses Monats zur höheren Ehre des Königreichs Serbien von Oesterreich-Ungarn aufgenommen werden mußte, hätte unter andern Umständen nützlichere Verwendung finden können. Die im Gefolge befindlichen neuen Steuergesetze tragen gewiß auch dazu bei, das Prestige der Wiener Kriegspartei zu fördern. Der Ernst der Situation wird auch durch die von den Regierungen Oesterreichs und Ungarns vorgelegten Gesetzentwürfe gekennzeichnet, die sich auf die im Falle einer Mobilisierung notwendigen Maßnahmen beziehen. Der erste betrifft die Kriegsleistungen. Nach diesem Gesetzentwurf können alle arbeitsfähigen männlichen Zivilpersonen, die das 50. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, zu persönlichen Dienstleistungen für Kriegszwecke herangezogen werden. Der zweite Gesetzentwurf verpflichtet die Besitzer von Pferden und Fuhrwerk zu deren Ueberlassung an den Staat und der dritte enthält die Bestimmungen über die staatliche Unterstützung der zum Kriegsdienst herangezogenen Personen. Offizieller kann in der Tat die Kriegsgefahr nicht anerkannt werden, und so bleibt auch nichts anderes

Digitized by Google

übrig, als daß man den Wechsel auf dem Posten des Kriegsministers und des Generalstabs-Chefs mit der auswärtigen Lage in engste Verbindung bringt. Ja, es hat den Anschein, als ob man der Welt durch diesen doppelten Wechsel in hochkritischer Zeit recht auffällig zeigen wollte, daß man sich auf außerordentliche Ereignisse vorbereite. Wenn auch die Nachrichten über die österreichisch-serbische Spannung im Augenblick sehr beruhigend klingen, so kann man sich doch leicht einen Vers darauf machen, warum die Truppen an der Süd- und Ostgrenze überwintern und warum bis auf weiteres die Ausfolgerung von Pässen an Personen, die dem Heeresverbande angehören, eingestellt ist, warum endlich die Auswanderung aller Wehrfähigen für ein Jahr verboten wurde.

Unter solchen Umständen berührt es eigentümlich, daß die Parlamente beider Reichshälften sich gerade jetzt in Obstruktion und passiver Resistenz üben. Für die Herren Landesväter muß es offenbar noch viel schlimmer kommen, auf daß auch ihr Patriotismus erwache. Ganz schrankenlos kann sich die österreichische Obstruktion allerdings nicht entfalten, da für alle Fälle der verfassungsmäßige Absolutismus des § 14 in Bereitschaft steht und dann das Parlament in der Gefahr schwebt, für längere Zeit in Ruhestand versetzt zu werden, was wieder von Rückwirkungen ökonomischer Art auf die Abgeordneten begleitet wäre; und in so teueren Zeiten ist es doppelt peinlich, sich den Diätenbezug mit unbestimmtem Termin sperren zu lassen. In Ungarn aber hat sich infolge der Kriegsgefahr die Lage des Ministeriums wesentlich gebessert, weil der Gang der Ereignisse in der auswärtigen Politik nachträglich die Richtigkeit und Notwendigkeit der Maßnahmen der Regierung erwiesen hat, durch die sie die beschleunigte Annahme der letzten Wehrvorlagen gewaltsam erzwang. Das ungarische Ministerium sucht außerdem die Aufmerksamkeit des Publikums dadurch abzulenken, daß es wieder einmal die Einreichung des Wahlgesetzentwurfes verspricht. Diesmal soll es wirklich bitterer Ernst werden. Der Ministerpräsident soll den Entwurf der neuen Wahlordnung noch vor Weihnachten dem Kaiser unterbreitet haben, und der Entwurf soll angeblich noch in den letzten Tagen dieses Jahres dem Abgeordnetenhaus zugehen, das alsdann, nach den Vorberatungen in den Ausschüssen, im Frühjahr darüber zu verhandeln in der Lage sein wird. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wäre man fast geneigt zu wünschen, daß die Regierung auch diesmal ihr Versprechen nicht halte, was ihr ja auch an und für sich nicht schwer fallen dürfte, wenigstens nach den bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiet ihr keinen Anlaß geben würde zu grundsätzlichen Bedenken. Wenn Graf Tisza als die rechte Hand des Herrn von Lukacs bei dieser neuen Wahlordnung mitzuwirken hat, so kann dabei nichts Gutes herauskommen. Leider hat es aber den Anschein, als ob die herrschende magyarische Clique ihre „Reform" doch gerade jetzt durchdrücken möchte, in der stillen Hoffnung, daß man in Wien unter dem Druck der großen

Digitized by Google

politischen Ereignisse sich zu Konzessionen an das Magyarentum bereitfinden lassen werde. Man könnte in Wien freilich auch so kalkulieren: wenn jetzt eine Wahlreform gemacht wird, die den größten Teil der ungarländischen Bevölkerung nicht befriedigt, ja auf lange Zeit hinaus aufs äußerste erbittern muß, so kann das eine recht üble Wirkung auf die Slawen und auf die Rumänen des Königreichs Ungarn ausüben, kann geradezu die internationale Stellnng der Monarchie nach ihrer Ost- und Südgrenze sehr bedenklich verschlimmern. Es ist eigentlich so selbstverständlich, daß man sich das in Wien jetzt sagen muß, wie es wahrscheinlich ist, daß sich die Herren in Pest von solchen Skrupeln nicht plagen lassen werden, — wenn aber der Begriff Reichspolitik für die habsburgische Monarchie überhaupt noch einen Sinn haben soll, dann kann man sich diesen Erwägungen einfach nicht verschließen; gerade die Politik der Verängstigung, die von den Magyaren in der Wiener Hofburg immer mit großer Virtuosität gehandhabt wurde, wenn es galt, für das Magyarentum ein Zugeständnis zu erpressen, und wenn zu diesem Zweck die bestellte Arbeit der Opposition als gefährliche Drohung mit der Revolte ausgelegt wurde, gerade diese Politik der Angst müßte mit den dauernden bösen Folgen einer Wahlreform genau rechnen, die alle Hoffnungen der Nichtmagyaren auf billige Behandlung mit einem Schlage vernichten würde. Vielleicht findet sich im entscheidenden Augenblick doch noch ein Mann in Wien, der den traditionellen Gedankengang der ungarischen Hofpolitik zeitgemäß fortspinnend darauf hinweist, daß es in Ungarn füglich nicht ein unbedingtes Vorrecht der Magyaren sei, Revolution zu machen, wenn es auch bisher im Verlauf der österreichisch-ungarischen Geschichte so Brauch war.

Anregung zur Revolution erhalten die Slawen Ungarns von auswärts zur Genüge. Aus Serbien wurden Landkarten nach Südungarn geschmuggelt und hier verbreitet, auf denen das Banat und die angrenzenden Teile bereits als zu Serbien gehörig verzeichnet sind, und in einer Gemeinde bei Szegedin fanden die Bewohner eines schönen Morgens Plakate in cyrillischer Schrift an ihren Häusern angeschlagen, auf denen die serbischen Einwohner aufgefordert wurden, den ungarischen Behörden den Gehorsam zu versagen, da die Gemeinde bereits zu Großserbien gehöre und deshalb dort die Belgrader Regierung zu befehlen habe. Den ungarischen Amtsdienern gelang es gar nicht so leicht, unterstützt vom Ortsrichter und Gemeindenotar und von der herbeigeholten Gendarmerie, den aufgeregten Dorfinsassen den Nachweis zu erbringen, daß diese Belgrader Verfügung etwas vordatiert sei.

Man kann sich vorstellen, welchen Agitationsstoff unter diesen Verhältnissen ein Wahlrechtsentwurf böte, der die große Mehrheit der Bevölkerung auch weiterhin und für unabsehbare Zeit vom Einfluß auf die Gesetzgebung, ja von jeglicher politischer Betätigung fernhielte. Und man darf ruhig behaupten, daß jedes Wahlgesetz für Ungarn, das

Digitized by Google

nicht das geheime Wahlrecht bringt, dem zähesten Widerstand seitens der Nichtmagyaren begegnen wird. Jeder Kenner Ungarns wird es bestätigen, daß auch die denkbar größte Erweiterung des Wahlrechts nichts anderes bedeutet, als Sand in die Augen, wenn nicht das geheime Wahlrecht eingeräumt oder etwa bloß den Städten zugestanden wird. Man frage doch an allerhöchster Stelle den Herrn Ministerpräsidenten, warum auf dem Land die geheime Wahl versagt bleiben soll. Die Antwort kann nur lauten, daß man sich des Einflusses nicht begeben will, den die Büttel der Regierung hier am uneingeschränktesten betätigen. Im Januar 1914 sollen, da zur Vorbereitung des neuen Wahlsystems etwa ein Jahr notwendig ist, die ersten Reichstagswahlen auf Grund des neuen Wahlrechtes stattfinden; neulich hat im ungarischen Abgeordnetenhaus Graf Andrassy die Zustände in Ungarn mit jenen vor Adrianopel verglichen, was dem Grafen Tisza Gelegenheit gab, zu erwidern, er müsse es als geschmacklos bezeichnen, die polizeilichen Maßnahmen, die zum Schutze der parlamentarischen Beratung getroffen worden seien, mit Zuständen zu vergleichen, wo die Schicksale von Völkern auf dem Spiele stehen, — dort, sagte Graf Tisza, spiele sich ein Drama ab, hier eine Komödie. Die ungarischen Reichstagswahlen von 1914 könnten sich auch recht dramatisch abwickeln, wenn es nach dem Willen Tiszas geht: an das Schießen ist man ja bei den Wahlen in Ungarn schon bisher gewöhnt, aber es ist zu befürchten, daß diese Sitte noch mehr in Schwung kommen wird, wenn Millionen von Staatsbürgern in die Zwangslage versetzt werden, gegen ihre politische Toterklärung Stellung zu nehmen und die Regierung sie daran im Namen der Wahlfreiheit durch bewaffnete Macht hindert. Die Sache kann sich auch im Rahmen des Parlamentes selbst sehr unangenehm zuspitzen, nachdem jetzt in Ungarn der politische Totschlag gerichtsnotorisch als zulässig erklärt worden ist. Die Freisprechung des Abgeordneten Kovacs, der in der Reichstagssitzung auf den Grafen Tisza geschossen hatte, gibt wirklich zu denken, zumal auch der Oberstaatsanwalt bei der Verhandlung den Geschworenen von vornherein die moralische Möglichkeit offengelassen hatte, den Mann freizusprechen, indem er wohl „den schweren Angriff gegen die Rechtsordnung" rügte, aber doch „die patriotische Aufwallung" zugestand, die diesen vor dem finanziellen Zusammenbruch stehenden Mann veranlaßt hatte, für seinen angeblichen Patriotismus den Revolver argumentieren zu lassen. Es machte auf die Geschworenen den entsprechenden Eindruck, als dieser Zeitgenosse ihnen versicherte, „er bitte nicht um Gnade, er stehe mit vollständig ruhigem Gewissen vor ihnen, ja er erwarte die Offenbarung des Gewissens der Bürgerschaft, und die Geschworenen werden die öffentliche Stimmung und das öffentliche Gefühl zum Ausdruck bringen". Und so wurde denn die Schuldfrage nach anderthalbstündiger Beratung verneint. Juristen werden sich für die Formulierung dieser Frage interessieren; sie lautete: „Ist der

Digitized by Google

Angeklagte schuldig, am 7. Juni 1912 zwischen 11 und 12 Uhr vormittags mit einem scharf geladenen Revolver in Ofenpest im Sitzungssaale des ungarischen Abgeordnetenhauses auf den dort befindlichen Grafen Stefan Tisza in der in starker Aufwallung entstandenen und sofort ausgeführten Tötungsabsicht geschossen und die Ausführung seiner Absicht begonnen, aber nicht beendet zu haben? Ja oder nein?" Durch das Verdikt der Geschworenen wird also zunächst die Tötungsabsicht als nicht vorhanden hingestellt, obwohl der Angeklagte dreimal rasch hintereinander auf den Grafen Tisza geschossen hat und dieser, wie erwiesen wurde, in den Unterleib getroffen worden wäre, wenn die Kugeln die Präsidentenestrade durchschlagen hätten, und außerdem wird das Schießen im Parlament durch den Ausgang des Prozesses für eine an sich nicht strafbare Handlung erklärt. Auf Grund dieses Wahrspruches, dessen Verkündigung im Gerichtssaal von der großen Hörerschaft mit donnernden Eljenrufen aufgenommen wurde, kann die parlamentarische Anarchie in Ungarn für die Zukunft auf weitestgehende Duldung rechnen. Hoffentlich werden auch nichtmagyarische Abgeordnete, wenn sie in patriotischer Aufwallung ihrer Stimmung die Zügel also schießen lassen, des gleichen liebenswürdigen Verständnisses seitens des öffentlichen Anklägers und der Geschworenen teilhaftig werden.

Daß die Stellung des Deutschtums in der ganzen Monarchie eine andere, gefestigtere werden muß, sobald dem Reiche sichtbare Gefahren von außen drohen, zeigte sich sehr deutlich in den letzten Wochen. Und diese Erkenntnis durchdringt erfreulicherweise immer weitere politische Schichten. Alles, was gut österreichisch empfindet, wird sich dessen bewußt, wie notwendig man die Deutschen dies- und jenseits der Leitha als reichstreue Elemente braucht und, vom höfischen Standpunkt betrachtet, auch als zuverlässigstes Bindemittel für das mannigfaltige Völkermaterial des habsburgischen Mosaikstaates. Wer hätte es vor zehn Jahren für möglich gehalten, daß der Kaiser einmal den Abgeordneten Karl Hermann Wolf einer Ansprache würdigen werde? Und nun beglückwünschte der Kaiser — beim letzten Delegationsdiner — diesen selben Mann, der früher als Verkörperung des deutsch-österreichischen Irredentismus galt, obendrein zu einer patriotischen Rede, die dieser im Reichsrat gehalten hatte. Wolf erwiderte darauf, er freue sich, daß der Kaiser das, was er vom Standpunkt des deutschen Volkes über die gegenwärtige Situation zu sagen für notwendig hielt, auch als im Interesse des Staates gelegen anzuerkennen geruhte. Zweierlei ist daraus zu ersehen: auf der einen Seite hält man es für notwendig, alle Kreise des deutschen Volkes, auch die ihre Volkzugehörigkeit deutlicher bekennen als ihr Staatsbürgertum, für das dynastische Interesse zu gewinnen und gewöhnt es sich ab, in der stärkeren Betonung des Volkstums, besonders wenn es das deutsche ist, eine Art Staatsverrat zu erblicken; auf der anderen Seite befreit man sich zusehends von der lächerlichen Vorstellung, die noch in den veralteten Anschauungen jenes miß-

Digitized by Google

verstandenen Demokratentums aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurzelt, als ob jede Berührung mit dem Hofe politisch verdächtig machen müsse. An dieser Stelle ist ja schon oft und oft betont worden, daß die Deutschen in Oesterreich sich dem Herrscherhaus unentbehrlich machen und dort den Glauben an ihre Unentbehrlichkeit befestigen müssen; sie haben entschieden in dieser Beziehung während der letzten zwei Jahrzehnte viel gelernt, allerdings haben auch die Zeitereignisse stark nachgeholfen; wer weiß, ob der Kaiser den Abgeordneten Wolf überhaupt jemals angeredet haben würde, wenn sich nicht die slawische Flut von zwei Seiten an die Dämme des Reiches herangewälzt hätte.

Auch die versuchte deutsch-magyarische Annäherung ist ja eine unmittelbare Folge des Balkankrieges und der plötzlich aktuell gewordenen südslawischen Frage. Es ist auch ein Verdienst des Abgeordneten Wolf, daß er als Vorbedingung für das politische Bündnis der Deutschösterreicher und der Magyaren die Einbeziehung der Deutschen in Ungarn in diese Interessengemeinschaft bezeichnete. Es sind noch keine zehn Jahre her, daß ich in Wien mit Wolf und mit Abgeordneten der verschiedensten deutschen Parteien Oesterreichs die deutschungarische Frage aus einem bestimmten Anlaß eingehend besprach; ich war damals überrascht, wie blutwenig man hier über die Schicksale, auch über die Stärke des Deutschtums in Ungarn wußte, vielleicht aber noch mehr überrascht durch die Bereitwilligkeit, die Sache, soweit es formell angängig war, parlamentarisch zu behandeln. Was damals möglich war, — es handelte sich um die berüchtigten Preßverfolgungen deutschungarischer Blätter, wodurch man die deutsche Bewegung in Südungarn im Keime zu ersticken versuchte, — das ließe sich in zeitgemäßer Form immer wiederholen. Ich meine damit nicht, daß man sich im österreichischen Abgeordnetenhaus fortan unausgesetzt mit Rekriminationen wegen der Deutschen in Ungarn befasse, aber wenn das Wort des Grafen Tisza, „daß man quer über die slawische Welt vom Ostmeer bis zum Schwarzen Meere einen Schutzwall aufführen müsse, da sonst den Deutschen und den Magyaren die Gefahr drohe, von der slawischen Flut verschlungen zu werden", wenn dies Wort, das der Graf Tisza vor einigen Tagen in der Stadt Arad vor seinen magyarischen und deutschen Wählern sagte, nicht eitles Gerede bleiben soll, so muß er gerade durch das Gewicht der Auffassung österreichischer Politiker darüber belehrt werden, daß die ungarländischen Deutschen in seinem großen weltpolitischen Kalkül nicht übersehen werden dürfen. Nach Tiszas Ansicht freilich sind die Deutschen in Ungarn „vollständig zufrieden und glücklich", und „nur an vereinzelten Punkten des Landes zeigen sich deutschnationalistische Bestrebungen, die nur auf die Hetze minderwertiger, ein parasitäres Dasein fristender Elemente zurückzuführen sind". Darauf ist nun Herrn von Tisza in den deutschungarischen Blättern eine Antwort zuteil geworden,

Digitized by Google

die der überreizten Sprache des vom bösen Gewissen gequälten magyarischen Politikers die nüchterne Sprache der Tatsachen entgegenstellt. Dieser offene Brief des Vorstandes der Ungarländischen Deutschen Volkspartei, den anerkennenswerterweise auch das „Budapester Tagblatt" fast unverkürzt abgedruckt und damit auch der übrigen deutschen Bevölkerung Ungarns vermittelt hat, ist in gedrängter Zusammenfassung eine glänzende Anklageschrift gegen die deutschfeindliche Innerpolitik des ungarischen Staates. Hier müßten die österreichischen Politiker einsetzen und von den Magyaren Abhilfe verlangen; für jeden Satz in der Denkschrift der Volkspartei steht unermeßliches Material als Unterlage zur Verfügung, jeder Versuch der Ableugnung bedeutet eine Negierung der parlamentarischen und der Rechtsgeschichte Ungarns. Wenn also aus der an sich sehr vernünftigen Idee der deutschen und magyarischen und nicht zu vergessen der rumänischen Interessengemeinschaft etwas werden soll, so muß man die Rechnung hier anfangen. Daß die Magyaren in ihrer beispiellosen Vereinsamung inmitten der germanischen und der slawischen Welten Neigung haben zu einer starken politischen Anlehnung an das Deutsche Reich und, wenn es nun einmal nicht anders geht, auch an Deutschösterreich, leuchtet ohne weiteres ein; auch die Freundschaft mit dem Königreich Rumänien hat etwas für sich, denn sie bedeutet für Ungarn die Erhaltung einer Isolierschicht gegen Rußland und den Balkan. Es fragt sich nur, wer den Magyaren endlich mit Erfolg begreiflich machen kann, daß den Deutschen und Rumänen des Auslandes doch zu viel Naivität zugemutet wird, wenn der Bund mit diesen Mächten nur eine Gewähr dafür bieten soll, daß in Ungarn selbst Deutsche und Rumänen um so gemächlicher zu Neumagyaren umgeformt werden.

23. 12. Lutz Korodi.

* * *

Noch kurz vor Weihnachten ist die Wahlrechtsbescherung doch gekommen. Das sozialdemokratische Blatt „Volksstimme" hat den Text des Gesetzentwurfes, der am 19. Dezember vom Ministerrat endgültig festgestellt und hierauf der Kabinettskanzlei unterbreitet wurde, in seinen wesentlichen Teilen veröffentlicht. Dieser Text wird halbamtlicher Seite im ganzen als authentisch bezeichnet. Die grundlegenden Bestimmungen entsprechen genau der Darstellung im Oktoberheft der „Preußischen Jahrbücher" (S. 168 f), nur daß die Ausführung noch unendlich komplizierter ist, so daß sogar das gegenwärtige Wahlrecht in vieler Beziehung eingeschränkt wird. Es wäre ganz unbegreiflich, wenn dieser Gesetzentwurf der Regierung in Wien die Vorsanktion erhielte. Denn das ist sicher: dieser Gesetzentwurf bedeutet Sturm, wenn er dem Reichstag vorgelegt wird und gar angenommen werden sollte. Von Allgemeinheit des Wahlrechts ist darin gar keine Rede, noch weniger

Digitized by Google

von irgend einer Rechtssicherheit, weil sich die Vorbedingungen für die Wahlberechtigung bei den meisten Klassen in jedem Augenblick ändern können und damit der unwissentlichen, natürlich noch mehr der bewußten Fälschung der Wählerlisten durch untergeordnete Organe Tür und Tor geöffnet ist; und selbst wenn die Parteiorganisationen und die einzelnen Bürger die schärfste Aufsicht über die Führung der Wählerlisten üben, so ist bei diesem System die Richtigstellung der Listen mit einem so umständlichen und langwierigen Verfahren verbunden, daß der Beamte, zumal unter den eigenartigen ungarischen Verhältnissen, einfach alles in der Hand hat. Wenn man bedenkt, daß es nahezu sieben Jahre gebraucht hat, bis diese Monstrosität von Wahlrecht, noch dazu unter der Losung des allgemeinen Wahlrechts, das Licht der Welt erblickt hat, so kann man sich vorstellen, welches Maß von Erbitterung diese sonderbare Weihnachtsgabe im ganzen Land hervorrufen wird. Und dazu die Hauptsache: die einfache Konfiszierung des geheimen Wahlrechts für etwa 25 Prozent der Bevölkerung, wo es doch in allererster Linie auf die geheime Stimmabgabe ankam! — Wenn der Kaiser Herrn von Lukacs und seine Gesellschaft nach diesem Pröbchen Staatspolitik nicht Hals über Kopf aus dem Amte schickt, so können die nächsten Wochen in Ungarn noch die merkwürdigsten Ueberraschungen bringen.

25. 12. L. K.

Die Lage im Orient.

Als ich meine letzte politische Korrespondenz schrieb, wurde bei Tschataldscha noch weiter gekämpft, aber Rußland hatte bereits die Friedensvermittlung übernommen. Seitdem ist nun Waffenstillstand geschlossen worden. Zwar sind nicht zu gleicher Zeit Friedenspräliminarien zustande gekommen, so daß mit einem Wiederausbruch des Krieges gerechnet werden muß, aber die Türken verhandeln doch amtlich mit den Verbündeten über die Bedingungen des Friedens. Der Sitz der levantinischen Friedenskonferenz befindet sich in London, und Sir Edward Grey hat den Posten eines Ehrenpräsidenten angenommen. In diesen Erscheinungen spiegelt sich die Freundschaft zwischen Großbritannien und seinem Ententegenossen, dem Zarenreich, sowie das vertrauensvolle Verhältnis, welches die englische Staatskunst seit den Zeiten Lord Stratfords de Redcliffe mit Türken und Balkanchristen zugleich aufrechtzuerhalten verstanden hat.

Freilich sind die militärischen Operationen nicht völlig eingestellt. Die durch Montenegriner und Serben belagerte osmanische Garnison von Skutari weigert sich, die Waffenruhe anzuerkennen. Ob der Kommandant von Skutari, durch seinen ungebrochenen Offensivgeist und die Tatenlust seiner Leute angetrieben, auf eigene Faust so handelt, oder ob er mit der

Digitized by Google

Außenwelt in Verbindung zu treten vermochte und von Stambul her zu seinem scheinbaren Ungehorsam insgeheim angewiesen wurde, steht nicht fest. Jedenfalls sind die Belagerer Skutaris einer Waffenruhe dringend bedürftig. Die Montenegriner, welche mit ihrer gesamten Volkskraft ins Feld gezogen sind, glauben wirtschaftlich den Druck nicht länger ertragen zu können. Ein Teil von ihnen hat das Lager vor Skutari verlassen, um daheim nach dem Rechten zu sehen. So disziplinlos pflegen sich Volkskriege, deren Gang nicht von einer starken Regierung beherrscht wird, immer zu gestalten. Auch Tiroler und Buren haben eigenmächtig ihre verzweifelnden Feldhauptleute verlassen und sind zur Wahrnehmung ihrer Privatinteressen nach Hause gegangen.

Daß die Plätze, welche die abziehenden Krieger der Tschernagora vor Skutari leer lassen von stammesverwandten Kämpfern aus dem Königreich Serbien vollkommen ausgefüllt werden können, erscheint nicht als sicher. Bedeutende serbische Streitkräfte sind nach Tschataldscha zu den Bulgaren detachiert. Die Insurrektion im Rücken der siegreichen Balkanchristen, deren Eintritt ich bei längerer Dauer des Krieges voraussagen zu können glaubte (vgl. die vorige „Pol. Korr."), hat bei den Miriditen ihr Haupt schon erhoben. Dieser katholische Albanesenstamm hat eine serbische Proviantkolonne überfallen, welche im Tal des Drin nach Alessio marschierte, einer der von den Serben besetzten und begehrten Küstenstädte Albaniens. Die Bedeckung der Kolonne ist von den Barbaren niedergemetzelt, der Proviant weggenommen worden. Neben den katholischen Skypetaren im Norden, regen sich die mohammedanischen im mittleren Albanien. Sie sollen die serbische Besatzung aus der Stadt Elbassan vertrieben haben, welche als Residenz des neu zu schaffenden albanesischen Fürsten ins Auge gefaßt worden ist. Vermutlich hätten die Serben den aufständischen Arnauten mit größerem Nachdruck entgegenzutreten vermocht, wenn nicht die stets wiederholten siegreichen Ausfälle der Verteidiger Skutaris das serbische Oberkommando gezwungen hätten, auf griechischen Dampfern Truppen von Durazzo nach dem Lager vor Skutari heranzuziehen. Es macht den Eindruck, daß trotzdem Serben und Montenegriner vor Skutari zu schwach sind, um die Festung einzunehmen. Auf eine förmliche Belagerung haben die Verbündeten von vornherein verzichten müssen, weil ihnen nicht das erforderliche Kriegsmaterial und ein geschultes Geniekorps zur Verfügung standen. Und auch Bombardement aus Geschützen von zu leichtem Kaliber, Sturm, Aushungerung scheinen keine Methoden zu sein, welche die Christen vor der Hauptstadt Nordalbaniens zum Ziele führen, da ganz offenbar die taktische Initiative mehr und mehr von den Belagerern auf die Belagerten übergegangen ist. Nur von diplomatischer Unterhandlung dürfen die Slawen, nach der gegenwärtigen Lage der Dinge zu urteilen, den Uebergang Skutaris in ihre Hände noch erhoffen; der Fortgang der militärischen Operationen stellt ihnen mehr Schlappen als Erfolge in Aussicht. Deshalb erwartet man in Cetinje und Belgrad mit Ungeduld

Digitized by Google

den Eintritt des Waffenstillstandes auch vor Skutari. Besonders die Montenegriner brauchen dringend Zeit für die Erholung und das Retablissement.

Während am nordwestlichen Saum des Kriegstheaters die Türken daran schuld sind, daß der Waffenstillstand nicht zur vollständigen Wirklichkeit wird, setzen im Südwesten der Balkanhalbinsel und auf dem Meere die Griechen das Blutvergießen fort. Das Königreich Hellas hat sich unter durchsichtigen Vorwänden geweigert, dem Waffenstillstand beizutreten. Seine Absonderung war ein von den Alliierten abgekartetes Spiel. Solange der Kriegszustand zwischen Griechenland und der Türkei fortdauert, bleibt für die Osmanen das ägäische und ionische Meer gesperrt. Die Türken sind also außerstande, ihre asiatischen Truppen auf dem Wasserwege heranzuziehen und müssen sich mit der anatolischen Bahn begnügen. Auch der Kohlenbezug aus Europa wird ihnen abgeschnitten. Drittens sieht sich das von Monastir nach Südwesten abgedrängte Türkenheer in die Unmöglichkeit versetzt, über Walona, wo die provisorische albanesische Nationalregierung sitzt, und andere südalbanesische Häfen Lebensmittel zu beziehen.

Man sieht, welcher Bedeutung in diesem Kriege der Flotte zukommt. Die kleine griechische Marine legt den türkischen Aufmarsch lahm. Sie verstopft einigermaßen das Loch in der Belagerungsarmee vor Skutari. Sie trägt dazu bei, daß die serbischen Garnisonen in den Küstenstädten Albaniens verproviantiert und mit allem Nötigen versehen werden können. Sie beeinträchtigt die osmanischen Operationen in Südmazedonien und Epirus. Im Golf von Enos hat sie kurz vor dem Waffenstillstand bulgarische Truppen an Bord genommen und ihnen zur Gefangennahme einer türkischen Landwehrdivision verholfen.

Aber auch die türkische Flotte hat sich als ein wichtiger Faktor für den Gang der Ereignisse erwiesen. Zwar zeigte sie sich, als sie aus den Dardanellen auslief, in den maritimen Scharmützeln von Imbros und Tenedos zu schwach, um den Griechenschiffen eine Niederlage zu bereiten, um so wirksamer hat sie jedoch von der Propontis und vom Schwarzen Meer dazu mitgeholfen, daß der Vormarsch der Bulgaren bei Tschataldscha zum endgiltigen Stillstand gelangte.

Unzweifelhaft leistet die griechische Flotte, indem sie weiterkämpft, der Sache der levantinischen Christen einen außerordentlich großen Dienst, dagegen sind die griechischen Land-Streitkräfte in der Zeit des Waffenstillstandes nicht vom Glück begünstigt worden. Wie die Serben sind auch die Griechen durch Entsendungen nach Tschataldscha bedeutend geschwächt. Das kommt den Türken in Mazedonien und Epirus sehr zugute. Die osmanischen Streitskräfte, welche bei Monastir aufgestellt waren und hier durch das Zusammenwirken der Serben mit den Griechen überwunden wurden, ziehen sich, wie oben schon berührt, auf Janina zurück. Zäh verteidigen sie, deren Aufreibung das griechische Hauptquartier schon vor Abschluß des Waffenstillstandes zu melden wußte jeden Fuß breit des schwierigen Geländes. Ueber Koriza, den Engpaß von Kidri, Leskowik wälzt sich der Krieg schwerfällig gegen die

Digitized by Google

Hauptstadt von Epirus hin. Janina wird zugleich auch von Süden her angegriffen, indem griechische Streitkräfte im Tal des Achelous vorgehen, wiederum basiert auf die Flotte, welche trotz ihrer vielfältigen anderweitigen Inanspruchnahme auch noch Préveſa — in der Nähe des antiken Nikopolis gelegen — erobert hat. Aber auch hier kommen die Griechen nur sehr langsam vorwärts. Jedenfalls wird Janina stark besetzt und befestigt sein. Es muß bezweifelt werden, ob die Verbündeten, welche den wichtigsten Platz Nordalbaniens nicht zu nehmen vermochten in bezug auf die südalbanische Hauptstadt größere Chancen haben.

Auf den größeren Sporaden, wo die hellenische Marine Landungstruppen ausgeschifft hatte und die türkischen Garnisonen in das gebirgige Innere geflüchtet waren, kommen die Eroberer gleichfalls nicht recht vorwärts. Alle diese Umstände heben den Mut der Osmanen. Die Militärs und die jungtürkische Partei behaupten, wenn man die Friedenskonferenz scheitern lasse, könne der Krieg noch eine heilvolle Wendung nehmen. Die 350 000 Mann, welche jetzt bei Tschataldscha vereinigt seien, vermöchten die durch Krankheiten dezimierte Armee der Bulgaren mitsamt ihrem serbisch-griechischen Zuzug ganz gewiß zu schlagen, bevor Adrianopel dem Hunger erlegen wäre. Nach dem Entsatz Adrianopels sei die Befreiung Skutaris und Janinas gleichfalls durchaus möglich. Wenn man nur keinen vorzeitigen Frieden schließe, lasse sich noch Alles wiedergewinnen.

Die heute am Bosporus maßgebende Persönlichkeit, der Großvezier Kiamil, soll jenen kriegerischen Tendenzen durchaus ablehnend gegenüberstehen. Wie er, rein militärisch genommen, die Sachlage beurteilt, weiß man noch nicht genau. Ob die Verhältnisse wirklich so günstig für die Osmanen liegen, wie das Jungtürkentum und die Generalität meinen, ist nicht ganz sicher. Die verbündeten Staaten zählen 10 Millionen Einwohner. Nach allem, was von ihren forcierten Rüstungen verlautet ist — nicht einmal die Wintersaaten hat man aus Mangel an Männern bestellen können —, müssen die alliierten Länder, ebenso wie die Türken, eine stattliche Heeresmacht bei Tschataldscha haben. Sie können dort sehr wohl über etwa 250 000 Kombattanten verfügen, wenn die Feindseligkeiten wieder ausbrechen. Ob die Türken wirklich 350 000 Mann zu konzentrieren und zu bewegen vermögen, ist niemand mit Bestimmtheit zu sagen imstande. Jedenfalls haben die Verbündeten bis dahin wochenlang Zeit gehabt, sich einzugraben und überhaupt auf alle mögliche Art zu befestigen. Wesentlich mit Hilfe seiner Feldbefestigungen hat in den Jahren 1904 und 1905 der russische Oberbefehlshaber Kuropatkin die Japaner verhindert, entscheidende Siege zu gewinnen und das Tempo ihres Vorrückens ganz gewaltig gehemmt. Und dabei verstanden die Japaner Hacke und Spaten im Angriff ebenso meisterhaft zu gebrauchen, wie die Russen in der Verteidigung. Es ist sehr fraglich, ob die türkischen Truppen solcher offensiv-defensiver Fertigkeiten sich rühmen können. Die modernen Feuerwaffen erfordern jene Künste unbedingt, aber während des türkisch-griechischen Feldzuges von 1897 war

Digitized by Google

für die Offensivbewegungen des osmanischen Fußvolks charakteristisch, daß es nicht gelernt hatte, sich zu decken. Ob die Taktik der türkischen Infanterie sich seitdem den Bedingungen der Angriffsschlacht, wie sie heute sind, viel besser angepaßt hat, ist unbekannt.

Der alte skeptische Kiamil scheint jedenfalls den angeblich 350 000 Türken in den Linien von Tschataldscha nicht Offensivkraft genug zuzutrauen, um die 8—10 Tagemärsche Terrain bis Adrianopel rechtzeitig den Christen wieder zu entreißen. In der Tat würden die in der russischen Fechtweise erzogenen Bulgaren, wenn sie den Feinden die strategische Initiative überlassen müßten, wahrscheinlich schrittweise und geordnet von einer verschanzten Stellung in die andere zurückgehen. So hat Kuropatkin mit beachtenswertem Erfolge bei Liaojang, am Schaho, bei Mukden und Sipingai operiert.*) Im Laufe eines ganzen Jahres vermochten die Japaner nicht viel weiter vorzudringen, als die Entfernung von Tschataldscha nach Adrianopel beträgt. Allerdings würde Nasim Pascha, wenn er überhaupt jemals in die Lage kommen sollte, angriffsweise vorzugehen, sich in Thrazien rascher bewegen, als das Oyama in der Mandschurei möglich war. Adrianopel hat wahrscheinlich noch für Monate Proviant. Inzwischen müßten die Bulgaren, von denen man kaum begreift, wie sie sich ernähren. mit der schweren Gefahr rechnen, daß in ihrem Rücken und dem der Griechen der schon heute die Serben heimsuchende Guerillakrieg gleichfalls ausbräche.

Wenn nicht allein Kiamil sondern die Pforte überhaupt gleichwohl pessimistisch gestimmt bleibt und einer Wiederaufnahme der Feindseligkeiten entschieden widerstrebt, so ist diese Erscheinung ebensosehr auf politische wie auf militärische Gründe zurückzuführen. Die türkischen Staatsmänner sehen die Lage ihres Volkes ähnlich an, wie 1905 zur Zeit der Friedensverhandlungen in Portsmouth das russische Kabinett die Situation des Zarenreichs aufgefaßt hat. Die Russen fürchteten damals bei weiterer Fortdauer des Kampfes von England, ja vielleicht von Oesterreich und Deutschland angegriffen zu werden. Von dieser Sorge verzehrt, schloß man russischerseits mit den Japanern Frieden, obwohl ein radikaler Umschwung des Kriegsglücks zugunsten des Zarenreichs vor der Tür stand.**) So ist Kiamil gegenwärtig überzeugt, daß die Russen den gewaltigen Kräfteverlust nicht unausgenutzt lassen werden, welchen sie dem türkischen Erbfeind durch Anzettelung des Angriffs der Italiener und Balkanchristen zugefügt haben. Der Großvezier fürchtet offenbar Gebietsverluste in dem asiatischen Kern des Reiches mehr als die Abtrennung des Gros der europäischen Dependenzen.

Ueberhaupt ist es nur natürlich, daß Türken in einflußreicher Stellung ohne besonderen Schmerz der Eventualität entgegensehen, der Herrschaft über die europäischen Giaurs, welche sich türkischerseits doch kaum noch regieren

*) Vgl. meinen Aufsatz: „Kuropatkin als Feldherr und Staatsmann." Band 149, Seite 423 u. ff. dieser Zeitschrift.

**) Vgl. meinen oben zitierten Aufsatz, Seite 433 u. f. f.

Digitized by Google

lassen, entledigt zu werden. Wie hat sich Oesterreich gekräftigt, nachdem die unlenksamen Volksstämme der Lombardei und Venetiens unter ein anderes Zepter gekommen sind! Nicht mit Unrecht hat man die ihrer italienischen Machtstellung entkleidete Habsburgische Monarchie jenem Ritter verglichen, welcher durch einen mächtigen Kropf entstellt war. Lebensmüde sucht er den Kampf gegen die Sarazenen, um eine Existenz, welche ihm mehr und mehr zur Last geworden war, rasch und ehrenvoll zu beendigen. Nach tapferen Taten stößt er in der Schlacht auf einen Ungläubigen, welcher ihn mit wuchtigem Hiebe zu Boden streckt. Er glaubt seinen Tod nahe; aber siehe da, nur der Kropf ist ihm abgehauen, der ihn vorher zu ersticken drohte; das einzige Hindernis seines Wohlbefindens, abgesehen von der Wunde, welche leicht geheilt wird. Gesund und vergnügt kehrt der Ritter aus dem heiligen Krieg in das Abendland zurück.

Der rottefaule Islam darf mit dem östereichischen Katholizismus nicht verglichen werden. Trotzdem trifft die Analogie unzweifelhaft insoweit zu, als der politische Körper des Türkentums sich nach der Amputation des giaurischen Auswuchses erleichtert fühlen wird. Jedenfalls bewerben sich schon heute die europäischen Mächte wetteifernd um die Freundschaft eines osmanischen Reichs, das seinen Schwerpunkt nach Anatolien verlegt hat. An einen türkischen Staatsbankerott, wie er sich nach dem Krieg von 1877 vollzog, denkt heute niemand; die Franzosen bieten der Pforte schon heute eine große Anleihe für das Retablissement an. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat in entschiedenen und unzweideutigen Worten zum Ausdruck gebracht, daß Deutschland nach wie vor die politische und wirtschaftliche Kräftigung der Türkei für möglich erachtet und daran mitzuarbeiten bereit ist. Sofort hat auch die „Times" ihre Stimme erhoben und beteuert, daß man in Berlin bei jenem Bestreben nicht alleinstehen werde. Das Cabinet von St. James muß bei aller Turkophobie den Khalifen schonend behandeln wegen der indischen Muhammedaner. Auf dem indischen Nationalkongreß zu Bankijore haben Muhammedaner und Hindus, welche die englische Regierung auseinanderzuhalten bemüht ist, in Kundgebungen zu Gunsten des christlicherseits angegriffenen Sultans gewetteifert. Das Attentat auf den Vizekönig bei seinem Einzuge in Delhi, dessen Urheber noch immer nicht verhaftet ist, wirft ein fahles Licht auf die politische Lage am Indus und Ganges.

Die wenigen christlichen Untertanen, welche der Sultan in Asien zählt, wohnen, von den Griechen der kleinasiatischen Küste abgesehen, hauptsächlich in Armenien und im Libanon. In beiden Landschaften machen die Türken den Versuch, die Unzufriedenheit der Rajah zu beseitigen, ehe auch von den Christen der asiatischen Türkei wie zuvor von denen der europäischen die Intervention des Auslandes angerufen wird. Dort würde das so wenig das erste Mal sein wie hier. Die römisch-katholischen Maroniten im Libanon wurden im Jahre 1860 von den Bekennern der muhammedanischen Drusen-Sekte blutig verfolgt. Darauf besetzten Truppen

Digitized by Google

Kaiser Napoleons III. das Land. Dasselbe erhielt nach seiner Räumung durch die Franzosen ein unter internationale Bürgschaft gestelltes autonomes Regime, welches den Katholiken erträgliche Lebensverhältnisse gesichert hat. Zufrieden sind jedoch die Maroniten mit der Türkenherrschaft gleichwohl nicht. Die Pforte wendet den Symptomen von Gärung, welche sich als Folge des türkischen Krieges mit Italien und dem Balkanbunde am Libanon gezeigt haben, um so größere Aufmerksamkeit zu, als Frankreich nach wie vor in Syrien seine Interessensphäre erblickt. Jüngst hat in Stambul auf der Hohen Pforte eine auf die Angelegenheiten des Libanon bezügliche Botschafterkonferenz stattgefunden, über deren Programm und Verlauf bisher nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Wie sich die Türkei bemüht, ihren asiatischen Besitzstand in Syrien gegen ein ernsthaftes Brüchigwerden zu bewahren, so nimmt sie auch die Sisyphusarbeit der bereits in der Berliner Kongreßakte stipulierten armenischen Reformen aufs neue in die Hand. Ihre Politik in den beiden Ländern ist aber eine verschiedene. In Syrien scheint die Pforte eine Oberaufsicht Europas nicht ganz ungern zuzulassen, weil dadurch Frankreich im Konzert der Mächte festgehalten wird. Auch in Armenien gilt es für die Osmanen, fremdem Ehrgeiz diplomatische Fesseln anzulegen. Es handelt sich um Rußland, das durch der Türkei aufgezwungene Verträge über Eisenbahnbauten schon gewisse Rechte in Armenien zu haben glaubt. Die christlichen Armenier möchten nun, um endlich zu den oft versprochenen Reformen zu gelangen, ihre Heimat gleich dem Libanon unter die Kontrolle der Mächte gestellt haben. Dem widersetzt sich die Türkei, weil die autonomen Institutionen, welche man türkischerseits am Libanon hat zulassen müssen, am armenischen Taurus nicht existieren. Die Pforte will, unbeschadet der Reformen, Armenien völlig in der Hand behalten.

Erleichtert wird den Osmanen jenes Bestreben durch das Verhalten der Armenier selber. Zwar hat der Kaiser von Rußland eine Partei unter ihnen, die sich jüngst in ziemlich auffälliger Weise geregt hat, aber die meisten Angehörigen dieses Volksstammes, sowohl im eigentlichen Armenien als auch in der anatolischen Diaspora, sind aus Verstandesgründen von einer gewissen Loyalität gegen die Türkei erfüllt. Daß in der gegenwärtigen drangvollen Lage des Reichs der Armenier Noradunghian zu Stambul die auswärtigen Angelegenheiten verwaltet, ist für die türkisch-armenischen Beziehungen symptomatisch. Die Armenier wollen nichts als gegenüber den räuberischen Kurden dieselbe Rechtssicherheit, welche die Maroniten in ihrem Verhältnis zu den Drusen erlangt haben. Die Bestrebungen derjenigen Armenier, welchen die Hauptmasse des Volksstammes bis auf Weiteres folgt, bedrohen in keiner Weise die Integrität der Türkei; sie sind weniger politischer als polizeilicher Natur. Ausdrücklich haben die Wort-Führer der armenischen Nationalität ganz vor kurzem den Gedanken verworfen, ein autonomes armenisches Fürstenhaus unter der nominellen Suzeränität des Khalifen zu begründen. Freilich hat die Erfahrung eines

Digitized by Google

Menschenalters die Armenier zu der Ansicht gebracht, daß sie, obwohl sie türkische Provinz zu bleiben wünschen, ohne die Unterordnung derselben unter den europäischen Areopag auf die Beseitigung der in ihrem Lande herrschenden Anarchie nicht rechnen dürfen. Aber vor der Hand wird die Pforte ihnen schwerlich jene Konzession machen. Da das Armeniertum sich auf russischem Gebiet in ebenso unbefriedigender Lage wie auf türkischem befindet, so glaubt die Türkei, anders als in Syrien, am Wan-See das europäische Konzert wider die Sonderbestrebungen einer einzelnen Macht nicht nötig zu haben.

Wie diese Dinge sich auch später weiter entwickeln mögen, jedenfalls steht gegenwärtig die Herrschaft der Türkei über ihre asiatischen Provinzen noch fest. Hier wohnen beinahe vier Fünftel der Bevölkerung des Reichs. Im übrigen gedenkt auch die Pforte die Landschaften in Europa, welche die Liga der vier Balkan-Kleinstaaten militärisch okkupiert hat, nicht leichthin aufzugeben. In meiner vorigen Korrespondenz berichtete ich, den damaligen Stimmungen am Goldenen Horn gemäß, daß die Türkei ihren gesamten europäischen Besitz abzutreten bereit sei, ausgenommen das zwischen Adrianopel, Gallipoli und Konstantinopel gelegene Stück von Thrazien. Gegenwärtig hat die türkische Diplomatie, den veränderten militärischen Verhältnissen entsprechend, eine höhere Tonart angenommen. Sie wird auf der Konferenz in London den europäischen Territorialbestand des Reiches sehr zäh verteidigen. Die Türken haben hier vorgeschlagen, nicht nur aus Albanien ein der großherrlichen Suzeränität unterworfenes Fürstentum zu machen, sondern auch Mazedonien in ein derartiges halbsouveränes Gemeinwesen zu verwandeln. Allerdings kann der Sultan kaum noch hoffen, in solchen autonomen Ländern wesentliche Hoheitsrechte zu behaupten, aber für das Prestige der Türkei wäre es doch von großer Bedeutung, wenn Mazedonien und Albanien in einem Vasallenverhältnis zu dem türkischen Kaiser verharren müßten und die Gebietsabtretungen an die alliierten Staaten auf einen geringen Umfang eingeschränkt würden.

Ist es denkbar, daß die Verbündeten sich bewegen lassen, einen derartigen Frieden zu unterzeichnen, der so ganz anders aussieht, als die Forderungen der vier Höfe? Am besten würde die stärkste Macht der antitürkischen Koalition, Bulgarien, dabei fahren, denn das neu zu errichtende Fürstentum Mazedonien hätte überwiegend Bewohner bulgarischen Volkstums, welche, in den Besitz der Regierungsgewalt gelangt, wohl mit Erfolg an der Absorption der Griechen, Serben usw. arbeiten würden. Auf diesem Wege könnte sich das Bulgarentum langsam aber geräuschlos und sicher zum Herrn Salonichis machen. Heute, wo die Teilung Mazedoniens unter die Staaten der Liga bevorzustehen scheint, droht jene Stadt zum Gegenstand eines heftigen Konfliktes zwischen Bulgaren und Griechen zu werden. Nur mühsam hielten die Bulgaren an sich, als es dem griechischen Heere wider Erwarten gelang, Salonichi vor den bulgarischen Truppen zu besetzen. Dann rückten auch einige Abteilungen bulgarischen Militärs in die Stadt

Digitized by Google

ein, um die Anrechte ihres Landes zu wahren. Der Hof von Athen wiederum verlegte seine Residenz nach Salonichi. Um auch darauf einen Trumpf zu setzen, besuchte der König von Bulgarien die Stadt und benahm sich in demonstrativer Weise so, daß vermittelst des angewendeten Zerimoniells der Schein vermieden wurde, als ob er sich in Salonichi als Gast des neuen Landesherrn Georgios ansähe.

Wenn Türken und Bulgaren sich darüber verständigten, in der Form eines dem Sultan tributären Fürstentums Mazedonien ungeteilt zu lassen und die Bestimmung seines endgültigen Schicksals auf die Zukunft zu verschieben, würde Griechenland sich wohl oder übel jenem Abkommen anschließen müssen. Sollte wirklich der bulgarische Generalissimus Sawow in der Verkleidung eines Handelsmannes zu heimlichen Verhandlungen Konstantinopel besucht haben, oder entsprang dieses Gerücht der Angst der Griechen? Diese gewönnen immerhin, abgesehen von einem mehr oder weniger großen Teil der Sporaden, welcher ihnen kaum noch entgehen kann, daß Bulgarien vorläufig sein Gebiet nicht bis an die thrazische Küste erweiterte, welche zum Herrschaftsgebiet der hellenischen Sprache gehört.

Ist aber eine Einigung zwischen der türkischen und bulgarischen Regierung ohne abermaligen Appell an die Waffen denkbar, wo man in Stambul Adrianopel unter keinen Umständen abtreten will, weder an das Königreich Bulgarien noch an einen halbsouveränen christlichen Staat? Die Bulgaren drohen, wenn man sich am Goldenen Horn nicht gefügig zeige, werde nach dem Abbruch der Friedensunterhandlungen ein alliiertes Korps mit Hilfe der griechischen Flotte nach Asien übersetzen und die von Tschataldscha her unnahbare Hauptstadt Muhammeds V. von der anderen Seite angreifen. Das sind hohle Prahlereien, welche nur beweisen, daß die Strategie der Angreifer vor Tschataldscha auf dem toten Punkt angekommen ist.

Jedenfalls wird die Macht, unter deren Auspizien die Friedenskonferenz stattfindet, alles in ihren Kräften Stehende tun, um Türken und Balkan-Verbündete unter einen Hut zu bringen. Bei vielen Nachwahlen geschlagen und sogar im Unterhause bei einer Abstimmung über die Homerulebill für Irland in der Minorität geblieben, würde das liberale Ministerium das ganze verlorene Prestige zurückzugewinnen hoffen dürfen, wenn es „den Frieden von London“ den Annalen der Weltgeschichte einzuverleiben vermöchte. Gelingt die Begründung eines autonomen Fürstentums Mazedonien nicht, so wird Großbritannien, wahrscheinlich immer von Rußland unterstützt, einen Friedensvertrag zustande zu bringen versuchen, welcher Adrianopel und Gallipoli bei der Türkei läßt, ihr auch eine formelle Oberhoheit über Albanien zuspricht, die übrige Balkanhalbinsel jedoch sowie die südlichen Sporaden der Liga ausliefert. Premierminister Asquith hat in einer Rede geäußert, der Feldzug der Balkanchristen besitze eine größere geschichtliche Bedeutung, als der Campagne von Austerlitz zukomme. Die Dreikaiserschlacht des

Digitized by Google

Jahres 1805 schmetterte Oesterreich zu Boden, aber die Donaumonarchie erhob sich wieder von ihrem Fall. Offenbar ist der Lenker des britischen Weltreichs überzeugt, daß Oesterreich-Ungarns den Briten verhaßte Orientpolitik niemals den Wall zu überschreiten vermögen wird, welchen der Balkanbund dem Ehrgeiz der Wiener Hofburg entgegenstellt. Noch mehr als die Habsburger fürchtet das moderne England die Hohenzollern. Herr Asquith mag auch glauben, daß durch die Niederlage des Türkenheeres gleichsam der orientalische Krummsäbel des Deutschen Kaisers schartig geworden sei. Beide Hoffnungen des britischen Premierministers sind Illusionen. Gewiß hat Ranke recht, wenn er sagt, die Geister des Orients verbleichen, aber dieses langsichtige Todesurteil braucht doch den Osmanen noch nicht unmöglich zu machen, wie sie 250—350000 Mann bei Tschataldscha zusammengezogen haben, gegebenenfalls mit der gleichen Heeresmacht in Syrien gegen Aegypten aufzumarschieren! Und was den Balkanbund anbelangt, so muß man ihn schon mit den getrübten Augen der Westmächte betrachten, um eine permanente Föderation in ihm zu sehen, während er doch nichts als eine ephemere Allianz ist. Die Ansprüche, welche Bulgaren und Hellenen in Mazedonien und Thrazien gegen einander erheben, lassen sich schwerlich im Schoße eines balkanischen Staatenbundes für immer friedlich ausgleichen. Ist denn Griechenland überhaupt ein Balkanstaat? Serbien ist es gewiß, aber trotzdem erhebt die serbische Presse gegen das Kabinett von Sofia in höchst erbitterter Weise den Vorwurf, Bulgarien wolle wider den Bundesvertrag altserbische Gebiete an sich reißen, für deren Befreiung vom Türkenjoch Serbien die schwersten Blutopfer gebracht habe. Der vierte Teilhaber an dem staatsrechtlichen Nexus, welchen Engländer und Franzosen am Balkan kommen sehen, Montenegro, ist durch die Mißerfolge seines Heerbanns vor Skutari in innere Gärung verfallen. Manche Bezirke des kleinen Landes bleiben zwar nach wie vor dem angestammten Herrscherhaus treu, aber andere sollen die Union mit dem Königreich Serbien erstreben. Vor einigen Jahren ist von Belgrad aus, angeblich von hohen Regionen dieses Kulturzentrums her, derselbe Unionsgedanke in der Gestalt betrieben worden, daß man die in Cetinje regierende Familie durch ein Bombenattentat aus dem Wege zu räumen versucht hat.

Die Idee eines Oesterreich unübersteigliche Schranken setzenden balkanischen Staatenbundes ist eine ungesunde. Aber solche Phantastereien sind manchmal bestimmend für das Handeln der Staatsmänner. Der französische Ministerpräsident Poincaré, welcher den Willen und die Macht besitzt, die Geschäfte der Pariser Börse unter den Gesichtspunkten der französischen auswärtigen Politik seiner Kontrolle zu unterwerfen, hat gelitten, daß vor dem Ausbruch des Balkankrieges die Banken an der Seine für 25 Millionen Franken bulgarische Schatzscheine diskontierten, inmitten der Kriegsoperationen dann für weitere 46 Millionen.*) Serbien bekam auf diesem Wege von

*) Vgl. Revue des deux mondes Nummer vom 1. Dezember. Raphael Georges Lévy „Les finances des états balkaniques et les bourses européennes".

Digitized by Google

den leihlustigen Franzosen 18 Millionen. Die griechischen Papiere befinden sich gegenwärtig zu drei Vierteln in französischen Händen. Diese „Balkanmacht", welche durch den Staatsbankerott von 1897 ihre Zinsen auf 32—43 Prozent des stipulierten Zinsfußes herabgesetzt hat, würde gegen den Willen Frankreichs kaum loszuschlagen gewagt haben. Mit 550 Millionen Franken auswärtiger Anleihen war Griechenland 1897 bankerott gegangen. Seitdem sind dem kleinen Lande von Europa wiederum für 470 Millionen Franken Anleihen gewährt worden; hauptsächlich, wie gesagt, von Frankreich, welches überhaupt die Angreifer der Türkei an goldenen Fäden lenkt.

Monsieur Poincaré und Mr. Asquith bilden sich ein, der Balkanbund werde der Tripelentente, wenn sie einmal wirklich in Kampf mit dem Dreibund geraten sollte, 500000 slawische und orthodoxe Krieger liefern. Mit diesen Heeresmassen, welche die Campagne wichtiger als diejenige von Austerlitz ihnen zugeführt haben soll, hoffen die Staatsmänner an Seine und Themse eventuell in die dem Balkanbund stammes- und glaubensverwandten Provinzen Oesterreich-Ungarns eindringen zu können. Dieser wohl etwas dilettantischen aber auch unzweifelhaft provokatorischen Staatskunst setzt die Habsburgische Monarchie eine bemerkenswerte Ruhe, Selbstbeherrschung, Voraussicht und ein festes Vertrauen auf die eigene große Zukunft entgegen. Der Wiener Hof hat zwar, um keinen Zweifel an dem Ernst seiner orientalischen Aspirationen zu lassen, bedeutende Rüstungen vorgenommen, aber seine diplomatischen Schritte sind zunächst darauf beschränkt geblieben, daß er sich unter den Albanesen am Balkan eine Partei gemacht hat. Durch einen Druck von seiten sämtlicher Großmächte ist Serbien gezwungen worden, prinzipiell in die Errichtung eines Fürstentums Albanien einzuwilligen, welches die gesamte albanische Küste einschließt, so daß die siegreichen Serben weder Medua noch Durazzo erhalten, sondern nur eine internationale Garantie für die Freiheit ihres Handels über das Adriatische Meer. Wesentlich die grundsätzliche Beilegung des österreichisch-serbischen Konfliktes ist es, welche Europa mit der zuversichtlichen Hoffnung erfüllt hat, daß der Balkankrieg lokalisiert bleiben wird. Dieses glückliche Resultat ist allein der Mäßigung der Donaumonarchie zu verdanken. Die von Oesterreich geübte Zurückhaltung hat zur Folge gehabt, daß die öffentliche Meinung Rußlands sich beruhigt hat. Vorher mußte man von allen Duma-Parteien, bis zu den Kadetten hin, befürchten, daß sie den Zaren zum Krieg gegen den österreichischen „Flickstaat" drängen würden, wenn dieser nämlich Miene gemacht hätte, sich nach Bosnien noch ein anderes Balkan-Land in irgendwelchen Formen anzueignen.

Mit der Schaffung eines autonomen skypetarischen Gemeinwesens sind, von den grollenden Serben abgesehen, alle zufrieden. Höchstens murren noch die Hellenen, weil ihnen Walona, die uralte Gründung Periander's (Apollonia), zugunsten des Fürstentums Albanien vorenthalten werden soll. Die allgemeine Genugtuung rührt davon her, daß die definitive Entscheidung über das Schicksal der Westküste der Balkanhalbinsel für Jahre hinaus

Digitized by Google

vertagt wird, wie manche an gar verschiedenen Punkten des Weltteils wirkende Diplomaten die endgültige Lösung der mazedonischen Frage auf die oben berührte Art zugunsten provisorischer Regelungen in eine unbestimmte Zukunft verschieben möchten. Oesterreich ist überzeugt, daß nach einer ziemlich eng begrenzten Frist das Homunkulus-Schoßkind der Westmächte, der Balkan-Staatenbund, in seine Bestandteile zerfallen sein wird, ehe er noch wirklich zu leben angefangen hat. Dann wird das heute nur vorläufig zu erledigende Problem, wie das Völkergemisch der westlichen und südlichen Balkanhalbinsel in neue föderative Formen gegossen werden soll, daran zweifeln die Oesterreicher nicht, seine dauernde Lösung im Sinne der Schutzherrlichkeit des habsburgischen Kaiserstaats über große Teile des nahen Orients finden.

Schwierig wird es für das Kabinett von Wien sein, wenn jene Stunde gekommen ist, sich mit Italien abzufinden. Denn auch die Italiener nehmen die Etablierung des Fürstentums Albanien nur hin, weil das genannte Arrangement, welches wegen des niedrigen Kulturzustandes der Albanesen für nicht lange haltbar gilt, den italienischen auf Walona und Umland gerichteten Bestrebungen nicht vorgreift. Hier heißt es für Oesterreich: „Fata viam invenient!“ Eine höchst wertvolle Stütze für die österreichische Orientpolitik ist das Bündnis mit Rumänien. Wenn die Grenzen Albaniens nach der See zu auch gefunden sind, so wird die Festsetzung der Landgrenze des jungen Gemeinwesens noch heftige diplomatische Kämpfe kosten. Die Albanesen reklamieren gegenüber den Prätentionen des Slaventums für sich Skutari und Ipek, Ortschaften, welche die Montenegriner stürmisch begehren (Ipek haben sie besetzt) und Djakowa sowie Prisrend*), Zielpunkte glühender serbischer Ländergier. Gegen die Erwerbung Ipeks, Djakowas und Prisrends durch die beiden slavischen Staaten hat sich Oesterreich schon fast ebenso peremptorisch ausgesprochen, wie gegen das Vorrücken Serbiens an die albanesische Küste.

Um Rumäniens willen wird Oesterreich-Ungarn möglicherweise fordern, daß auch Janina, welches die Griechen zu ihrer Verzweiflung nicht einzunehmen imstande sind, dem Nationalstaat der Arnauten angegliedert werde. In Epirus wohnen nämlich neben zahlreichen Albanesen muhammedanischen und orthodoxen Bekenntnisses die Aromunen, welche am rechten Ufer des Achelous ziemlich zahlreich sind.**) An der Grenzmark zwischen dem neu aufzubauenden skypetarischen Gemeinwesen und Mazedonien wohnen noch mehr Aromunen. Das Kabinett von Bukarest dürfte nachdrücklich dafür eintreten, daß jener Stamm der walachischen Familie gleichfalls zu Albanien geschlagen werde, da das genannte Gemeinwesen eben wegen seiner feudalen Rückständigkeit in nationaler Hinsicht tolerant sein wird. Es kann kein

*) Ueber die Zustände in diesem Orte siehe Correspondant vom 10. Dezember: Gabriel Louis Sarag: „Cités interdités d'Albanie“.

**) Vgl. Beiheft zum Miliär-Wochenblatt 1912, 5. u. 6. Heft. Von Dieft, Oberst a. D.: Das osmanische Reich einst und jetzt, Seite 134.

Digitized by Google

Zweifel daran obwalten, daß in der Londoner Botschafterkonferenz, welche am 2. Januar 1913 wieder zusammentreten und neben der Friedenskonferenz tagen wird, Oesterreich auch für die zinzarischen Stammesgenossen der Rumänen mit Entschiedenheit eintreten wird.

Verwickelte Unterhandlungen sind noch erforderlich, bevor der Weltfriede wirklich absolut gesichert ist. Für die Ruhe Europas gefährliche Zwischenfälle können noch immer eintreten. Denn die Nebenbuhlerschaft zwischen Oesterreich und Rußland dauert auf der Balkanhalbinsel mit unverminderter Intensität fort, wenn auch keine von beiden Mächten gerade heute die Dinge einer Krisis entgegentreiben will. Deutschland muß aufrichtig wünschen, daß Oesterreich früher oder später seine Machtstellung im Orient erweitere, und den einzigen wahrhaft lebensfähigen Balkanbund, den mit östereichischer Spitze, begründe, damit das Zarenreich nicht in der östlichen Welt übermächtig werde, sondern ein Gegengewicht gegen das unaufhaltsame Anschwellen des nordischen Kolosses entstehe. Ganz in der Stille eignen sich die Russen eben in der Mongolei ein zukunftsreiches Gebiet an, das siebenmal so groß ist wie Deutschland. Die nordpersische sehr wertvolle Provinz Aserbeidschan soll im Begriff stehen, ihre „Unabhängigkeit" von der Zentralregierung in Teheran zu proklamieren, genau wie sich die Mongolenfürsten von Peking losgemacht haben. Und nicht nur nach außen wächst Rußland unaufhaltsam, sondern es erstarkt auch wirtschaftlich im Innern. Im europäischen Rußland sind viele Bauern durch die Auflösung des Mir in gedeihlicher Weise selbständig geworden, und für die landlosen agrarischen Elemente versteht die Regierung jenseits des Ural Heimstätten zu beschaffen. In ihren nordasiatischen Provinzen haben die Russen im letzten Jahrfünft eine volle Million prosperierender russischer Bauern angesiedelt.*) Nach Kuropatkin werden im Jahre 2000 dort volle 100 Millionen Russen wohnen, 400 Millionen Menschen im ganzen Reich!

In Mittelasien sind die Moskowiter dabei, sich mit Hilfe belgischen Kapitals durch große Neuanpflanzungen von Baumwolle von dem amerikanischen Produkt unabhängig zu machen. Die neu projektierte Eisenbahnlinie Verenyi—Semipalask soll das Getreide für die anzusetzenden Baumwollpflanzer aus Sibirien nach Turkestan, Chuva, Transkaspien, Merv, fast an die Grenze Indiens, bringen.

Eine gigantische Entwicklung dieses an Hilfsquellen überreichen Landes, dessen Flor alle Besuche der letzten Jahre bewundern!

In dem Moment, wo ich abschließe, kommt die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter. Der Verewigte hat uns in der Krise von 1911 so unschätzbare Dienste geleistet, daß sein Hinscheiden in dem gegenwärtigen ernsten Augenblick die Nation mit doppelter Trauer erfüllen muß. Daniels.

*) Vgl. die Wiedergabe der amtlichen russischen Statistik in einer der letzten Nummern der „Deutschen Japan-Post".

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Achleitner, Arthur. — Der Bahnwärter Mk. 4.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Amundsen, Roald. — Die Eroberung des Südpols, 2 Bd. gebd. Mk. 22,—. Mit 300 Textabbildungen. München, J. F. Lehmann.
Angell, Normann. — Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein? Preis 1.25 (Kr. 1.50). Erscheint gleichzeitig in 17 Sprachen. Vita, deutsches Verlagshaus Berlin-Charlottenburg.
Bartels, Adolf. — Shakespeare und das englische Drama im 16. und 17. Jahrhundert. Mk. 1.—. München. Georg Dr. W. Calwey.
Begemann, Egbert. — Die Finanzreformversuche im Deutschen Reiche von 1867 bis bis zur Gegenwart unter Berücksichtigung der Wehrvorlagen von 1912. Göttingen 1912. Vandenhoek & Ruprecht.
Berg, Georg. — Die Milchversorgung der Stadt Karlsruhe unter besonderer Berücksichtigung der Produktions- und Preisverhältnisse. Verlag Duncker & Humblot, München und Leipzig 1912.
Bergson, H. — Schöpferische Entwicklung, br. Mk. 6.—, gbd. Mk. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.
Bertenburg, Dr. Carl. — Die Preisgestaltung im Druckereigewerbe. Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig 1912.
Bonus, Arth. — Religiöse Spannungen. Br. Mk. 4.80, gebd. Mk. 6.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Brückner, M. — Der sterbende und auferstehende Gottheiland in den orientalischen Religionen und ihr Verhältnis zum Christentum. Religionsgeschichtliche Volksbücher. 1. Reihe 16. Heft. Preis 50 Pfg., gebd. 80 Pfg. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Brunnhofer, Hermann. — Arnold Reitzenstein. Kulturhistorischer Roman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt. Ladenpreis Mk. 3.20. Bern 1912. Akademische Buchhandlung von Max Drechsel.
Chamberlain, Houston Stewart. — Goethe. Broschiert 16 Mk., gebd. in Leinen 18 Mk., in Halbfranzband 20 Mk. Verlag von F. Bruckmann A.-G., München.
Christaller, Helene. — Lichter im Strom. Brosch. Mk. 2.40, gebd. Mk. 3.20, Basel, Friedrich Reinhardt Verlag.
Christiansen, Dr. Br. — Vom Selbstbewusstsein. Geh. Mk. 2.40, gebd. Mk. 3.20. Berlin, L. Behr's Verlag.
Danöfen, Lydie. — Maruschka. Geh. 2.50, gebd. 3.50. Verlag von Albert Langen, München.
Conrad, Joseph. — Der Nigger vom „Narzissus" Roman. Geheftet 3 Mk., gebunden Mk. 4.50. Albert Langen, München.
Dauthendey, Max. — Die Heidin Geilane. Geh. Mk. 2.—, gebd. Mk. 3.—. Verlag Albert Langen, München.
—„— Der Geist meines Vaters, Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert. Geh. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6.—. Verlag Albert Langen, München.
Denkschrift über das Seminar für Orientalische Sprachen an der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin 1887—1912 von dem Direktor Prof. Dr. Ed. Sachau. Berlin 1912. Kommissionsverlag von Georg Reimer.
Dose, Joh. — Im Kampf um die Nordmark. Gebd. Mk. 4.80. Potsdam, Stiftungsverlag.
Ehrenzeller, W., Dr. phil. — Die Feldzüge der Walliser und Eidgenossen ins Eschental und der Wallishandel 1484—1494. Zürich 1912. Gebr. Leemann & Co.
Deledda, Grazia. — Liebe, Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Geh. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6.— Albert Langen, München.
Der freimaurerische Gedanke. — Heft 1 Mk. 0.60. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Deutsche Märchen seit Grimm. — Herausgegeben von Prof. Dr. F. v. d. Leyen-München und Dr. P. Zaunert-Marburg. Mk. 3.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag
Die deutschen Volksbücher. — Herausgegeben von Benz, Rich. Till Eulenspiegel. Mk. 3.—. Jena, Eugen Diederich Verlag.
Dragendorff. — Westdeutschland zur Römerzeit. Wissenschaft und Bildung, Band 112, geh. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Dschuang, Dsi. — Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—. Aus dem Chinesischen verdeutscht von Richard Wilhelm. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Esslen, Dr. Jos. B. — Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches. Mk. 7.—. Stuttgart, Ferd. Euke, Verlag.
Export. — Organ des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, 34. Jahrgang. Preis vierteljährlich Mk. 3.—. Abonniert wird bei der Post, im Buchhandel bei Robert Friese in Leipzig.
Franz, J. — Der Mond. Br. Mk. 1.—, gebd. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 90 Leipzig, B. G. Teubner.
Freund, Dr. Ismer. — Emanzipation der Juden in Preussen. Band 1, brosch. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.50. Band 2, brosch. Mk. 12.—, gebd. Mk. 14.— Berlin, M. Poppelauer, Verlag.
Friedrichowicz, Dr. E. — Grundriss einer Geschichte der Volkswirtschaftslehre, gebd. Mk. 6.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
Friedrich, E. — Die Befreiungskriege 1813/15. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.50, Halbfr. Mk. 7.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Geucke, Kurt. — Der Steiger vom David Richtschacht Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band 20. Gebd. Mk. 3.—. Mainz, Jos. Scholz.

Digitized by Google

Giesse, Karl. — Kassel—Moskau—Küstrin 1812—1813. Tagebuch, während des russischen Feldzuges geführt von Friedrich Giesse. Mk. 7.50. Verlag der Dykschen Buchhandlung in Leipzig.

Glagl, E. — General v. Schlichting und sein Lebenswerk. Brosch. Mk. 7.—, Halbfr. Mk. 9.—. Berlin, Georg Stilke.

Godwin, Catharina. — Das nackte Herz. Verlag Albert Langen, München.

Graeser, Erdmann. — Der schwarze Schleier und andere Erzählungen. Albert Bonniers 30 Pfg.-Bücherei. Albert Bonnier, Verlag, Leipzig

Gromier, Fritz. — Naturaldienst im preussischen Gemeinderecht. Mk. 2.—. Leipzig, Dr. Walther Rothschild.

Hackmann, H. — Welt des Osten. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6—. Berlin, Karl Curtius.

Hampe, K. — Deutsche Kaisergeschichte. Mk. 4.40. Leipzig, Quelle & Meyer.

Hansmann, W. L. — Ist ein deutsch-englischer Krieg eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit? Mk. 0.30. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Herrmann, Dr. Elise. — Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft in der Wollhutindustrie. Verlag von Duncker & Humblot

Herrmann, Friedrich Karl. — Das Besitzsteuerproblem in Deutschland und in Frankreich in seiner heutigen Lösung. Berlin 1912, Puttkammer & Mühlbrecht.

v. Heutig, H. — Ein modernes Jugendgesetz. Mk. 0.80. Leipzig, B. G, Teubner.

Hoffmann, Max. — Geschichtsbilder aus Leopold v. Rankes Werken zusammengestellt. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot.

Holzhausen, Paul. — Die Deutschen in Russland 1812. Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt. Berlin 1912, Morawe & Scheffelt.

—,— Ein Verwandter Goethes im Russischen Feldzuge 1812 Aus dem Leben eines sächsischen Husaren von Theodor Goethe; bearbeitet von Paul Holzhausen. Berlin 1912. Morawe & Scheffelt.

Hoppenstedt. — Die Millionenschlacht an der Saar. Mk. 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Hochwart, H. — Die Anderen und wir. Mk. 2.—. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Hoffmann, E. T. A. — Werke in fünfzehn Teilen, herausgegeben von Georg Ellinger in 5 Bänden. Mk. 2.— pro Band. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Huldschiner, Richard. — Der Tod der Götter. Albert Langen, München.

Humboldt, Wilhelm und Caroline in ihren Briefen, herausgegeben von Anna v. Sydow. 6. Band im Kampf mit Hardenberg. Brosch. Mk. 12.—, gebd. Mk. 14.—. E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW.

Ihringer, B. — Der Schuldbegriff bei den Mystikern der Reformationszeit. Mk. 2.—. Berlin 1912. Verlag von A. Francke.

Immanuel Kants Werke. 2. Band. Berlin, Bruno Cassierer.

Kappstein, Theod. — Adolf Hausrath. Der Mann, der Theolog, der Dichter. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

—,— Gegen den Zwang. Eine protestantische Anklageschrift. Verlag des Volksbildungskalenders. Berlin-Zehlendorf 1912.

Kaus, Otto. — Der Fall Gogol. München, Ernst Reinhardt.

Kaufmann, Georg. — Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert. Volksausg. Brosch. Mk. 4.50, gebd. Mk. 5.50. Berlin, Georg Bondi.

Kotzde, W. — Deutsches Jugendbuch, gebd. Mk. 3.—.

Königliches Victoriagymnasium in Potsdam. Festschrift zur Feier der 100jähr. Anerkennung als Gymnasium am 10. und 11. November 1912. Unter Mitwirkung des Lehrerkollegiums herausgegeben vom Gymnasialdirektor Dr. H. Rassow. Potsdam 1912. Edmund Stein.

Kraemer, Dr. Rechtsanwalt. — Der Fall Traub. Erinnerungen und Glossen seines Verteidigers. 1912, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Kutrzeba, Dr. St. — Grundriss der polnischen Verfassungsgeschichte. Mk. 6.— Uebersetzt von Dr. Wilh. Christiani. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Landien, K. — Stromtarife. Mk. 2.80, gebd. Mk. 3.50. Leipzig, Dr. Max Jänocke, Verlagsbuchhandlung.

Landucci. — Florentinisches Tagebuch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.20. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Leisner-Ellerbeck, Ellegaard. — „Pogrom". Kart. Mk. 3.—, Luxus-Ausg. Mk. 5.—. Ozean-Verlag, Charlottenburg.

Lilieneron, Adda Freifrau v. — Krieg- und Frieden-Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Geh. Mk. 5.50, gebd. Mk. 6.50. Verlag R. Eisenschmidt, Berlin NW. 7.

Lipps, G. F. — Das Problem der Willensfreiheit. Gebd. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 383. Leipzig, B. G. Teubner.

Loewe, Dr. H. — Die Juden in der kath. Legende. Mk. 2.—. Berlin 1912, Jüdischer Verlag.

Marcuse, A. — Astronomie. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 378. Leipzig B. G. Teubner.

Meyer, E W. — Machiavellis Geschichtsauffassung. Mk. 4.—. Historische Bibliothek, Band 31. München-Berlin, R. Oldenburg.

Meyer, M. — Nietzsche. Leinwand gebd. Mk. 10.—, Halbfr. Mk. 12.50. München, E. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Neumann, E. — Ueber Institute für Jugendkunde. Mk. 0.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Münch, Wilh. — Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. Gebd. Mk. 3.50. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Napoleon-Briefe, gesammelt und herausgegeben von Hans Landsberg. Pan-Verlag, Berlin 1909.

Norden, A. — Kapitalanlagen. Brosch. Mk. 5,—, gebd. Mk. 6.—. Berlin, Georg Reimer.

Digitized by Google

Preitz, M. — Prinz Moritz von Dessau. Historische Bibliothek, Band 30. **Mk** 5.—. München-Berlin, R. Oldenburg.
Preussisch-Deutsche Dreyfusiade. Mk. 1.—. Berlin, J. Schwerin, Verlag A.-G.
Reade, A. Arthur. — The tragedy of the streets. Price 5 shillings. Wilmslow-Manchestr, 1912. A. Arthur Read.
Reymont, W. S. — Die polnischen Bauern Band I/IV, à brosch. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Der Rhein-See-Kanal nach den Projekten von Josef Rosemeyer, Ingenieur. Cöln-Lindenthal. Mit zwei Plänen. Verlag der J. G. Schmitz'schen Buch- und Kunsthandlung Cöln a. Rh.
Ring, Barbara. — Anne Karine Carvin. Erzählung. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Mjöen. München. Albert Langen
Römische Komödien, deutsch von C. Baardt. III. Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Rogge, D. Bernh. — Bei der Garde 1870/71, geb. Mk. 2. Berlin, Gebr. Paetel.
Rosenberger, W. — Lehrgang der praktischen Weltsprache, Reform-Neutral. Mk. 2.—. Zürich, Rascher & Co., Verlag.
Rühlmann, Paul. — Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich. Mk. 1.40. B. G. Teubner, Leipzig.
Rubin, Marcus. — Tyskalands Historie fra 1848 til Nutiden. Kopenhagen, Gyldendalske Bogh.
Salomon, F. — Die deutschen Parteiprogramme I./II. Kart à Mk. 1.20. Leipzig, B. G. Teubner.
—„— Was wir uns und anderen schuldig sind. Geh. Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.50. Leipzig, B. G. Teubner.
Schade, Oskar. — Faust vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. Brosch. Mk. 7.50, gebd. 9—. Berlin, Carl Curtius.
Schrecker, Paul. — Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit. Mk. 1.50. München, Ernst Reinhardt.
Schröter, Dr. M. — Michelangelo. Mk. 2.— Leipzig, Xenien Verlag.
Schüler, Paul. — Der Nasenbär. Lustige Erzählungen. Albert Bonniers 80 Pfg.-Bücherei. Albert Bonnier, Verlag Leipzig.
Schüler, W. — Geschichte Chinas. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.—. Berlin, Carl Curtius.
Schurz, Carl. — Lebenserinnerungen, 3. Band. Mk. 8.—, gebd. Mk. 9.—. Berlin, Georg Reimer.
Sell, Karl. — Positive und Moderne. Mk. 2.—. Leipzig, Quelle & Meyer.
Sieper, Ernst. — Hermann Hüffer, Lebenserinnerungen. Br. Mk. 9.—, gebd. Mk. 10.—. Berlin, Georg Reimer.
Spangenberg, H. — Vom Lehnstaat zum Ständestaat. Mk. 6.00. Historische Bibliothek, Band 29. München-Berlin, R. Oldenburg.
Spiero, Dr. Heinrich. — Gerhart Hauptmann, mit 84 Abbildungen. 60 Pfg. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Swoboda, K. L. — Geheimnis und Offenbarung der Schönheit. Mk. 2.—. Berlin, Carl Duncker.
Steffen, G. F. — Das Problem der Demokratie. Mk. 1.80. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
—„— Die Grundlage der Soziologie. Br. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Gerhart Hauptmanns „Atlantis".

Von

Martin Havenstein.

Der neue Roman Gerhart Hauptmanns ist seinem hochbedeutenden Vorgänger nicht gleichwertig. „Emanuel Quint" übertrifft die „Atlantis" sowohl als episches Kunstwerk wie an lyrischem Stimmungszauber und Tiefe des Gehalts. In der „Atlantis" ist eine gewisse Kühle, gleichsam ein Hauch von dem eisigen Winde, der darin verderbenbringend über den Atlantischen Ozean weht, während „Emanuel Quint" fast in jeder Zeile die volle Herzenswärme seines Schöpfers spüren läßt. Und G. Hauptmann gehört zu den Dichtern, die recht eigentlich mit dem Herzen dichten und die daher auch als Künstler dann am größten sind, wenn sie am wärmsten mit ihren Gestalten fühlen. So kommt es, daß die „Atlantis" als Kunstwerk dem Kritiker manche Angriffspunkte bietet. Die Geschichte Friedrich von Kammachers, die hier erzählt wird, ist zu wenig straff und abgerundet, in ihrer zweiten Hälfte macht sie sogar einen etwas zerfahrenen und ziellosen Eindruck. Vom Herzen nicht sicher geleitet, verliert sich Hauptmann bisweilen in der Ausmalung von Zutaten und Nebensächlichkeiten, die vom Hauptwege abführen und die Teilnahme des Lesers abschwächen. Trotz dieser Mängel aber ist das Werk hervorragend und unseres ernstlichsten Interesses würdig. Es ist reich an herrlichen dichterischen Schilderungen äußerer und innerer Vorgänge, es enthält eine tiefe Symbolik, und aus dem bewegten Meere, auf das es uns führt, tauchen zahlreiche bedeutende Probleme auf, die aus der Sphäre der poetischen Anschaulichkeit in die der abstrakten Reflexion zu erheben für den nachdenklichen Leser von hohem Reiz ist.

Friedrich von Kammacher, der „Held" des Romans, Sohn eines preußischen Generals und etwa dreißig Jahre alt, hat in seinem

Digitized by Google

Vaterlande doppelt Schiffbruch erlitten: in seinem Beruf und in seiner Ehe. Als Mediziner hat er sich mit einer Arbeit über den Milzbranderreger vor der ganzen fachwissenschaftlichen Welt blamiert, da er Fäserchen im Farbstoff für die gesuchten Bakterien gehalten und als solche beschrieben hat. Und seine Gattin, die ihm mehrere Kinder geschenkt hat, ist unheilbar geistig erkrankt und in einer Anstalt untergebracht worden, eine Wendung, an der er sich nicht gänzlich ohne Schuld fühlt, da er es an der nötigen Geduld mit der schon lange nervösen Frau hatte fehlen lassen. Durch diese traurigen Erfahrungen aus der Bahn geworfen, verliert sich der geistig feine und vielseitige, aber haltlose Mensch völlig. Er läßt seine Kinder in der Hut von Verwandten zurück, reist planlos umher und wird der Sklave einer unwürdigen Leidenschaft. In Berlin hat er die noch nicht volljährige „Artistin" Ingigerd Hahlström wieder und wieder einen Tanz tanzen sehen, der den Kampf mit einer im Kelche einer künstlichen Blume verborgenen, fingierten Riesenspinne darstellte, die das schöne Kind mit ihren zähen Fäden am Ende gänzlich umschnürte. Diese seltsame Aufführung zeigt im Bilde Friedrichs eigenes Schicksal. Die reizende Körperlichkeit der kleinen Tänzerin hat seine Sinnlichkeit entzündet, und die Riesenspinne Leidenschaft umstrickt ihn mit ihren unsichtbaren und doch so unzerreißbaren Fäden. Auch in Paris, wo er Zerstreuung sucht, gelingt es ihm nicht, die Zauberfesseln abzustreifen. Als ihm zu Ohren kommt, daß die kleine Hahlström auf dem Riesendampfer „Roland" von Hamburg nach New-York abgefahren sei, faßt er den abenteuerlichen Entschluß, die Ueberfahrt auf demselben Schiffe mitzumachen. Auf dem „Roland" den er in Southampton erreicht, erlebt er nun das alte, quälende Wechselspiel von Anziehung und Abstoßung, das jeder geistig geartete Mensch erlebt, den eine Sinnesleidenschaft knechtet. Ingigerd, vom Dichter meisterhaft gezeichnet, ist ein seltsames Gemisch der verschiedensten, zum Teil einander widersprechenden Eigenschaften, wie sie die um Logik nicht allzu ängstlich besorgte natura naturans den Evastöchtern zuweilen verleiht. Sie zeigt Mut, Offenheit und Ausdauer, entbehrt auch nicht des Verlangens nach wahrer Liebe und Hingebung, aber das Artisten- und Kokottenblut, das in ihren Adern fließt, ist doch mächtiger als alles andere in ihr, und so findet Friedrich in ihrer Nähe am allerwenigsten Ruhe. Doch das Schicksal scheint auf eine furchtbare, aber wirksame Weise beide verbinden zu wollen. Ueber den Ozean brausen wilde Januarstürme. Tagelang kämpft sich der „Roland"

Digitized by Google

wacker durch die gewaltigen Wogenzüge hindurch, aber in der grauen Frühe eines schlimmen Morgens wird er von einem treibenden Wrack getroffen und tödlich verwundet. Es gelingt Friedrich, sich und Ingigerd mit wenig anderen in ein Boot zu retten, ehe an Bord die Panik ausbricht, die die Menschen in Ungeheuer verwandelt. Das Boot treibt einen ganzen Tag auf den Wellen umher, wird dann aber von einem Hamburger Frachtdampfer aus gesichtet und mit allen Insassen geborgen. Die Schiffbrüchigen gelangen nach New-York, wo Friedrich von einem reichen, jungen Breslauer Freunde empfangen und in der geräumigen Villa untergebracht wird, die der lebenslustige Kunstfreund gemeinsam mit mehreren Künstlern bewohnt. Friedrich, der durch die erlebten Schrecknisse innerlich stark gelitten hat, findet in dem lebhaften Kreise sowie in dem Kampfe um Ingigerd zunächst heilsame Ablenkung und Zerstreuung. Das Mädchen, das beim Untergang des „Roland“ seinen Vater verloren hat, erscheint ihm als sein ihm vom Himmel anvertrauter Schützling, und so nimmt er sich Ingigerds an und schützt sie vor den Agenten der Variétés, die nach der lieblichen, durch ihre Errettung doppelt großen „Attraktion“ gierig die Hände ausstrecken. Die Kleine gibt sich ihm hin und scheint ihm zu Liebe zunächst ihrem Artistentum entsagen zu wollen. Allein das ist nicht von langer Dauer. Bald sieht er sie wieder in dem Schwarme dreister Anbeter, der nun einmal zu ihr gehört wie der Schweif zum Kometen. Auch folgt sie wieder dem lockenden Ruf auf die Bretter der Variétébühne, und es kommt zu einem an sich nicht uninteressanten, aber doch etwas weitläufig geschilderten Rechtsstreit zwischen Herrn Lilienfeld, dem sie sich nun verpflichtet hat, und den Herren Webster und Forster, denen sie anfänglich verpflichtet war und die sich, um den fetten Bissen der Konkurrenz nicht zu lassen, zur Verhütung von Ingigerds öffentlichem Auftreten an die Society for the Prevention of Cruelty to Children gewandt haben. Friedrich löst sich nach diesen ihm höchst widerwärtigen Erlebnissen mehr und mehr aus den Fesseln der Riesenspinne, die ihn umstrickt hatte. Seine Seele gewinnt den Sieg über seine Sinne. Dazu verhilft ihm am meisten die hübsche und sympathische Eva Burns, in der er eine wahre Freundin und Kameradin findet. Um sich selbst ganz wiederzugewinnen, verläßt er New York auf eine Zeitlang und zieht sich in ein stilles Landstädtchen zurück, wo er sich, nicht weit von seinem Freunde, dem Arzte Peter Schmidt, in einem einsamen Häuschen ganz allein einmietet. Hier bricht er freilich, durch keine Spannung

Digitized by Google

und Erregung mehr gehalten, bald völlig zusammen. Das Furchtbare, das er erlebt, aber noch nicht verarbeitet hat, wirkt sich jetzt erst ganz in ihm aus. Von schrecklichen Halluzinationen geplagt, wird er nach und nach völlig irre und verfällt in ein hitziges Fieber, in dem er lange zwischen Leben und Tod schwebt. Aber Peter Schmidt und Eva Burns, die aus New York herbeieilt, pflegen ihn treulich, und er genest. Völlig wiederhergestellt, beschließt er, nach Europa zurückzukehren und dort vereint mit Eva Burns — seine Frau ist inzwischen gestorben — ein neues, der Kunst gewidmetes Leben anzufangen.

Daß G. Hauptmann diese Geschichte nicht nur um ihrer selbst willen erzählt, ist jedem Kenner Hauptmannscher Poesie ohne weiteres klar. Sie ist wesentlich das Gerüst und Fachwerk, an dem sich das hält und emporrankt, worauf es Hauptmann eigentlich ankommt. Zu diesem Eigentlichen gehört in erster Linie die sozusagen maritime und nautische Lyrik, die den Roman durchzieht. Bei der Breite, die die Schilderung der Schiffskatastrophe darin einnimmt, könnte man versucht sein, zu glauben, Hauptmann sei durch das Schicksal der „Titanic" zu seiner Arbeit angeregt worden. Aber mehr als ein paar realistische Pinselstriche in der „Atlantis" wird man dem Eindruck dieses erschütternden Ereignisses schwerlich zuschreiben dürfen. Wie man uns versichert, ist der Roman vor dem Untergang der „Titanic" geschrieben worden. Es ist ja auch nicht Hauptmanns Art, „aktuelle" Themen zu wählen und Zeitungsberichte dichterisch zu verarbeiten. Ich vermute vielmehr, daß wir den Roman im wesentlichen seiner griechischen Reise verdanken. Der Keim der Dichtung wird in den Stimmungen zu suchen sein, die Hauptmann auf der Seefahrt über das Mittelländische Meer erlebte. Ein Dichter wie Hauptmann braucht ja nicht auf einem Riesenschiff nach Amerika zu fahren, um eine solche Fahrt lebensvoller als jeder andere zu schildern. Dazu mag ihm vielleicht schon eine stürmische Fahrt über den Müggelsee genügen. Denn das, was eine solche Schilderung lebendig macht, ist letztlich nicht ein Sehen oder Hören, sondern ein dadurch erregtes Fühlen. Dieses Fühlen wird sicherlich in den allermeisten, die über das Weltmeer fahren, überhaupt nicht wach. Der Ozean und der gewaltig vorwärtsstrebende Riesenwalfisch aus Holz und Eisen, in dessen Bauch sie Tage und Nächte lang ein märchenhaft erstaunliches Dasein führen, sie sprechen wohl zu ihren Augen und Ohren, aber nicht zu ihrer Seele. So ergeht es den Passagieren des „Roland", mit denen uns Hauptmann bekannt

Digitized by Google

macht, außer dem einen Friedrich von Kammacher, dem er seine Dichterseele gegeben hat. Ihnen ist der Dampfer nur ein Verkehrsmittel, das sie benutzen, und das Meer etwas zu Ueberwindendes, das sie von ihrem Ziele trennt, nicht aber ein Gegenstand der Betrachtung, dessen Eigensein sie fühlend und sinnend zu fassen suchten. Friedrich aber, und durch ihn Hauptmann, sieht Meer und Schiff mit Dichteraugen, und Meer und Schiff werden ihm lebendig, rätselvoll und erstaunlich. Schon die Fahrt auf dem kleinen Dampfboot, das Friedrich durch nächtliches Dunkel über das finstere, wogende Wasser bei Southampton an Bord des „Roland“ bringt, ist mit einer Anschaulichkeit und Stimmungsmalerei beschrieben, die uns die Fahrt bangend miterleben und dann ebenso entzückt und beruhigt aufatmen läßt, als das Dampferchen plötzlich, „wie vor einer gewaltigen Vision“, vor dem „Ozean-Ueberwinder“ lag, dessen „schwarz aus dem schwarzen Wasser steigende, riesige Wand .... aus endlosen Reihen runder Luken Lichtströme auf eine schäumende Aue vor dem Winde geschützter Fluten warf“. Die allbeseelende Kraft des Dichtergemütes ist so groß, daß ihr selbst die unterseeischen Kabel wie empfindende Wesen erscheinen, die unser Mitleid verdienen. „Friedrich sah im Geiste in der furchtbaren Oede der Meerestiefen die ungeheuren erzenen Schlangen hingelagert, scheinbar ohne Anfang und Ende, über dem Sandboden fortlaufend, der von den Rätseltieren des Meeresgrundes bevölkert wird. Es kam ihm vor, als wäre das Schicksal einer so tiefen Verlassenheit selbst für die Seelen der Kabel zu grausam.“ Die Fahrt des „Roland“ selbst stellt Hauptmann in seiner schlichten, ungekünstelten, und eben darum so eindrucksvollen Sprache in immer neuen Wendungen wie einen gewaltigen Kampf des Schiffes mit dem Ozean dar, der beide wie beseelte und bewußte Geschöpfe erscheinen läßt. Das Meer, „dieses mächtige, nur durch eine lächerlich dünne Wand ausgeschlossene, zornige Element, das mit erstickter Wut, haßgurgelnd dumpf hereindonnerte“, drängt und rennt brüllend gegen das Schiff an, um es zu zerstören. „Gewaltige Wassermassen, die an der Schiffswand brandeten, schräg von vorn gegen den Kurs laufend, spritzten gewaltigen Sprunges empor, standen, weißen Korallen gleich, einen Augenblick still in der Luft und peitschten, alles durchnässend, auf Deck nieder.“ Am ärgsten spielt das wütende Element dem Dampfer mit, als dieser sich eine Zeitlang hilflos treiben lassen muß, da sich eine Schraubenwelle heißgelaufen hat. „Er drehte sich langsam, er wendete sich, und mit einem Male kam wie eine

Digitized by Google

vieltausendköpfige Schar zischender weißer Panther, die von einem schwarzgrünen Gebirgsrücken abgeschleudert wurden, eine schreckliche See über Bord gestürzt." Gegen diese furchtbaren Angriffe wehrt sich der Dampfer nach Kräften. Wirft die See ihre langhinschleppenden, dichten, grauen Nebeltücher über das Schiff, um es — man könnte sagen wie Klytämnestra den Agamemnon — unter der gefährlichen Hülle um so sicherer zu verderben, so läßt er seine Sirene brüllen. „Es war jener, wie aus der Brust eines ungeheuren Stieres hervorröchelnde, sich wild und furchtbar steigernde Ton, der etwas Drohendes und zugleich etwas angstvoll Warnendes in sich hatte." Dabei arbeitet sich „der brave Roland" ungeschreckt und unermüdet durch die entsetzlich bewegten, gläsernen Bergketten hindurch, seinem Ziele zu. Er ist lebendig, stark und zielstrebig, so lange seine Maschinen stampfen und die Schraube sich dreht. Dann durchdringt sein streng rhythmischer Herzschlag das ganze ungeheure Schiff mit leisem, überall hörbarem Beben. Durch nichts läßt er sich von dem einmal eingeschlagenen Kurse abbringen. „Ein Vorbild entschlossener Pflichterfüllung" durchschneidet oder durchbricht er „die rollenden Höhenzüge mit immer neuem, gelassenem Todesmut", und „Friedrich lobte das wackere Schiff, als ob es lebendig wäre und seine Erkenntlichkeit zu beanspruchen hätte."

Neben dieser „Einfühlung" in das Unbeseelte, die es uns nahe bringt, steht das Staunen darüber, die Empfindung des Ewig-Fremden und Geheimnisvollen. Dieses Staunen ist, wie ich glaube, ein Element alles echten modernen Naturgefühls, das ja eben darauf beruht, daß wir nicht mehr naiv in und mit der Natur leben und sie unbewußt beseelen wie das spielende Kind, sondern daß wir sie erforscht und die unausfüllbare Kluft erkannt haben, die uns von ihr trennt. Um so sehnsüchtiger eilen wir nun auf den Flügeln der Poesie zu ihr hinüber, beschenken sie mit unserem Besten und drücken sie liebevoll ans Herz. „Daß ich dich fassen möcht in diesen Arm!" Immer aber heben sich die lichten Bilder, in denen wir die Natur vermenschlichen, von dem dunklen Grunde des ewigen Geheimnisses ab. Die Empfindung dieses Geheimnisses dringt durch alle Sinne in uns ein. Es klingt und duftet und leuchtet uns von überall her zu, aus jedem Windhauch, aus jedem Blütenkelch, aus jedem Wassertropfen. Dies Staunen kann in empfänglichen Stunden oder Minuten so stark werden, daß es das schwache Flämmchen unseres Eigenlebens fast zu verlöschen droht. Der Boden der alten Muttererde, auf dem wir schreiten, dünkt uns dann wie die dünne

Digitized by Google

Decke eines gewaltigen Hohlraumes, der unter unseren Schritten rätselhaft erdröhnt, ein monotones Klingen durchdringt die Luft, und alle Dinge erscheinen uns völlig fremd und wie in eine unendliche Ferne entrückt.

Vielleicht ist nichts auf der Welt eher imstande, diese gleichsam metaphysische Stimmung in uns zu erzeugen, als der Ozean mit seiner ungeheuren, ruhelos spielenden Kraft, mit seiner Oede und grenzenlosen Weite, über die, wie aus der Unendlichkeit kommend, sein feuchter, salziger Atem streicht. Er ist es denn auch, der in der „Atlantis“ Friedrich einmal in die Stimmung des tiefsten, bangsten Staunens versetzt. Eines frühen, düsteren Morgens steht er nach sonderbaren nächtlichen Träumen auf dem noch menschenleeren Deck und starrt über das „seine Wogenzüge grenzenlos wälzende Meer“. Da packt ihn die Fragwürdigkeit und Rätselhaftigkeit der Erdendinge mit lähmender Gewalt, „Alles war ihm in einem fast vernichtenden Sinne wunderbar. So, als sei er in Wunder eingekerkert. Und es wandelte ihn, in einer plötzlichen Hoffnungslosigkeit, jemals aus dem erstickenden Zwange der Rätsel und Wunder befreit zu sein, die Versuchung an, sich über die Reeling hinabzustürzen“. Stellen wie diese lassen uns die ganze Tiefe Gerhart Hauptmannscher Poesie spüren. Zugleich aber zeigen sie deutlicher als alles andere, mit welcher bewunderungswürdigen Instinktsicherheit Hauptmann seine Gestalten charakterisiert. Wenn der Dichter eines seiner Geschöpfe zum Sprachrohr seiner eigensten Erlebnisse macht, so ist die Gefahr groß, daß er die Person selbst über dem, was er sie empfinden oder sagen läßt, aus dem Auge verliert und ihr mithin manches in den Mund oder ins Herz legt, was ihrem Wesen und ihrer Situation nicht völlig entspricht. Dieser Gefahr sind selbst die größten Dichter nicht immer entgangen, Gerhart Hauptmann erliegt ihr, wenigstens in der „Atlantis“, niemals. Er leiht Friedrich seine Empfindungen und Gedanken nicht, ohne ihr Entstehen in dessen Innerem hinlänglich vorbereitet und begründet zu haben. Friedrich ist ein künstlerisch begabter Mensch, eine feinnervige, empfindsame, durch und durch problematische Natur, überdies seelisch geschwächt und überreizt durch seine traurigen Erlebnisse in Ehe und Beruf, sowie durch den quälenden Kampf mit seiner Liebesleidenschaft, der ihn keinen ruhigen Schlaf auf dem Dampfer finden läßt. Dies alles und der wirre phantastische Traum, den er gehabt hat, erklärt es zur Genüge, daß ihn an jenem trüben, kalten, einsamen Morgen auf Deck die Empfindung

Digitized by Google

der Rätselhaftigkeit des Daseins wie ein Dämon des Verderbens überfällt. Denn wenn diese Empfindung aufhört nur als leiser Unterton in dem Akkord unseres Weltgefühls mitzuschwingen, wenn sie vielmehr ein paar Augenblicke oder Minuten lang unser Bewußtsein fast ausschließlich beherrscht, so ist das ein Beweis, daß der innerste Kern unserer geistigen Natur, die „synthetische Einheit der Apperzeption", mit Kant zu reden, einfacher und verständlicher, die Kraft unseres Ich, die Außenwelt sich zu assimilieren, anzueignen und zu unterwerfen, vorübergehend so geschwächt oder gestört ist, daß wir gegen die herandrängenden Eindrücke innerlich wehrlos sind. Nach einem gesunden achtstündigen Schlafe und einer kräftigen Mahlzeit sieht auch ein seelisch noch so zarter und grüblerisch veranlagter Mensch in der Natur nicht überall die dunklen, unheimlichen Augen der Sphinx leuchten.

Das Gefühl des Wunderbaren hat Friedrich auch angesichts des gewaltigen Schiffes, auf dem er sich befindet. Und sicherlich sind von dieser Empfindung, die die Natur in uns weckt, die Wunderwerke der Technik nicht ausgenommen. Sie sind ja doch allesamt nur „ein durch Hand und Geist des Menschen zusammengestelltes Produkt geheimer Naturkräfte, eine Schöpfung über der Schöpfung". Was an ihnen wunderbar ist und bleibt, ist das, was wir eben nicht und niemals machen können, die Naturkräfte, — Dämonen, die uns im Grunde völlig unbekannt sind, die wir aber klug genug sind, in unseren Dienst zu zwingen. Solche Dämonen, „in der Fron der Menschheit arbeitend", treiben das gewaltige Schiff rastlos vorwärts und wecken in Friedrich ein respektvolles Staunen, das ihn während der ganzen Fahrt kaum jemals völlig zu verlassen scheint.

Der Eindruck der modernen Nautik, den Friedrich an Bord des „Roland" empfängt, gibt ihm und dem Dichter Veranlassung, Betrachtungen über den Geist unserer Zeit anzustellen, die ungemein interessant sind, da sie in ihrer typischen Bedeutung die unserem Zeitalter eigene Problematik aufs deutlichste offenbaren. Friedrich steht voller Respekt und Bewunderung „vor der Macht des menschlichen Ingeniums, vor dem echten Geiste der Zeit", wie er sich in unseren riesenhaften Ozeandampfern „mit der Kraft der Erhabenheit" ausdrückt. Der schwimmende, glänzend erhellte Feenpalast, der ihn in Southampton aufnimmt, ist ihm eine „phantastische Abenteuerlichkeit", angesichts deren „die Ueberzeugung von der Nüchternheit moderner Zivilisation nicht aufrecht zu halten ist."

Digitized by Google

„Welcher Mut, welche Kühnheit, welche Unerschrockenheit den seit Jahrtausenden gefürchteten Naturkräften gegenüber liegt darin, und welche Welt von Genie ist vom Kiel bis zur Mastspitze, vom Klüverbaum bis zur Schraube in diesen mächtig lebenden Organismus eingebaut!“ Unsere Beherrschung der Natur ist so rasch gewonnen und auch an sich so staunenswürdig, daß wir sie vielfach mit dem Gefühl noch nicht ganz verarbeiten können und sie daher fast wie eine dreiste Ueberhebung des Menschen empfinden. „Friedrich genoß die verwegene Situation, gleichsam in einem Walfischbauch bei frivoler Musik festlich zu tafeln, — diese ganz ungeheure menschliche Dreistigkeit, lächelnd und überwältigt von Staunen.“ Allein dieser Bewunderung der technischen Leistungen der Zeit steht gegenüber die niederschlagende Empfindung, daß es an den rechten Zwecken fehlt, denen so gewaltige Mittel zu dienen hätten. „Warum“, so fragt z. B. Hauptmann, „brachen die Menschen an den beiden Enden des ersten Kabels, als die ersten Depeschen kamen, eigentlich in begeisterten Jubel aus? Es hat vielleicht eine mystische Ursache, denn daß man jetzt ein Guten Morgen, Herr Müller, oder Guten Morgen, Herr Schulze, in einer Minute zwanzigmal um den Erdball telegraphiert oder meinethalben mit dem Reportertratsch aller Weltteile die gesamte Menschheit trivialisiert, kann unmöglich der wahre Grund dieses Freudenrausches gewesen sein“. Die moderne Technik, so imposant sie ist, hat die Menschheit nicht höher gebracht. Sie hat den Amerikanismus, die „Dollarraserei“ geschaffen und die „Maschinensklaverei“, die in der Person eines vom Herzschlag hingerafften Heizers auf dem „Roland“ ein bejammernswertes Opfer fordert. Derartige höchst fragwürdige Hervorbringungen sind ganz und gar nicht geeignet, sie für das Empfinden des geistig und ethisch gerichteten Menschen zu rechtfertigen. Hauptmann rührt damit an das vielleicht größte Problem unseres Zeitalters, das sich aus der Einsicht ergibt, daß der Mensch selbst hinter seinen

[illegible] schon beim einzelnen
[illegible] ng des Rechten, wenn
[illegible] en sachlichen Leistungen
[illegible] s dann erst, wenn die
[illegible] eistungen nicht ge-
[illegible] Fall. Wir beherrschen
[illegible] ine geradezu fabelhafte
[illegible] e, unsere Flugapparate
[illegible] das Titanengeschlecht,

Digitized by Google

das in die Rüstung der modernen Kultur hineinpaßte, das würdig wäre, den Göttern ihre Blitze aus der Hand zu winden und auf knatternden Flugschiffen ihren Himmel zu erfliegen? Wahrlich, wir suchen dies Geschlecht vergebens. Der Mensch hat in den letzten hundert Jahren Ungeheures geschaffen, Größeres, als alle Jahrtausende vor uns schufen, aber wir selbst sind nicht mit unseren Werken gewachsen, sondern weit hinter ihnen zurückgeblieben. Daher ist es die größte Frage der Zeit: wie schaffen wir für unsere gewaltige äußere Kultur den komplementären Menschen? Hauptmann weiß auf diese Frage keine Antwort zu geben, und es wäre unbillig, eine solche von ihm, dem Dichter, zu verlangen. Er läßt uns nur das Problem empfinden und gibt im übrigen zu verstehen, daß er die alte Kultur Europas mit ihren reichen Baum- und Blumengärten des Geistes lieber habe, als den Amerikanismus des „Dollarlandes", über dessen Frühlingsfeldern keine Lerchen singen, daß aber der Amerikanismus doch vielleicht ein notwendiger Durchgang zu einer neuen, höheren, uns freilich unerratbaren Kultur sei.

Ein weiterer Vorzug des Romans liegt in dem symbolischen Charakter seines Hauptinhalts. Die Fahrt über den Ozean ist ein Bild des Lebens. Daß Hauptmann diese Bedeutung bewußt war, zeigen die letzten Worte der Dichtung, die ein Kapitän dem in Europa ans Land gestiegenen Friedrich sagt: „Ja, ja, wir fahren immer über denselben Ozean. Gute Reise, Herr Doktor!" Um so mehr ist es anzuerkennen, daß er uns die Symbolik mit keinem Wort aufdrängt. Sie liegt über dem fahrenden Schiff nur wie ein ganz feiner, durchsichtiger Nebel, der die Gegenstände nicht verschleiert, sondern nur dem ins Weite blickenden Auge wie ein leise vergeisterndes Medium spürbar wird. Eine wie seltsame Sache ist doch das Leben — das läßt uns der Roman fühlen — wie bunt und zufällig, wie fragwürdig und gefährlich! Leben wir nicht eigentlich alle mehr oder weniger wie diese auf dem Schiff zusammengewürfelten Personen, von Gefahren umbräut, zuweilen in Bangnis und Schrecken davor, meist aber in glücklicher Blindheit, einem fernen Ziele zustrebend und doch dem Augenblick hingegeben, nach jedem Becher der Freude greifend und ausgelassen selbst in der Nähe des Todes, mit anderen zusammengehalten durch dieselben Räume und Erlebnisse und im Grunde doch allen so fremd und fern? Diese armen Menschen vertrauen sorglos ihrem Glück und dem Wollen und Können derer, die das Schiff leiten und bedienen. Sie spielen

Digitized by Google

Skat und flirten, sie tafeln und tanzen, während ihnen der Boden unter den Füßen wankt und alle Teufel sie umheulen. Ueber die Gefahr werden sie getäuscht und wollen sie getäuscht sein, bis sie nicht mehr zu verhehlen ist, und als sie dann ihr bleiches, entsetzliches Haupt erhebt, sind sie empört, schimpfen und lassen die elektrischen Klingeln toben, als geschähe ihnen schweres Unrecht und als sei die Mannschaft des Dampfers verpflichtet, dem Sturm und den Wellen zu gebieten und jedes Ungemach von ihnen fernzuhalten. Und diese Mannschaft ist so tüchtig und so treu, vom blonden Kapitän von Kessel, der den Rettungsgürtel verschmäht, bis zu dem braven Schiffsjungen Pander. Sie zeigt, wie die Pflicht, die fest bestimmte Pflicht den schwachen Menschen hält und über sich selbst hinaushebt und daß es wirklich „zuzeiten leichter ist, einen Braten zu braten als ihn zu essen“.

Bei der Schilderung der Katastrophe zeigt Hauptmann die ganze Größe seiner Darstellungskunst. Das rein stoffliche Interesse dieses Abschnitts ist freilich seiner Natur nach außerordentlich stark, und ich bin überzeugt, daß die Gegner des Dichters ihm diese Stoffwahl verübeln und ihn der Spekulation auf das Erregungsbedürfnis der Menge beschuldigen werden. Aber diese Anschuldigung ist durchaus ungerecht und verrät nur, daß man bedauerlicherweise Hauptmann vielfach ohne Entgegenkommen und gleichsam mit bösem Blicke liest. Auf „Effekt“ arbeitet er auch in diesem Abschnitt mit keinem Worte hin. Hätte er uns sonst das Allerschrecklichste, das schließliche Versinken des Schiffskolosses mit allen sich daran festklammernden Menschen vorenthalten und die Greuelszenen an Bord nach dem Ausbruch der Panik so sparsam geschildert? Hauptmanns Schilderung ist Poesie. Man kann sie mehrmals hintereinander lesen, ohne, wie von jeder Effekthascherei, sich davon abgestoßen zu fühlen. Hauptmann will nichts, als was der echte Dichter immer will: das Bild in seiner Seele mit der ganzen darüber lagernden Atmosphäre von Stimmungen und Gedanken auf den Leser übertragen. Und das gelingt ihm vermöge seiner großen Schilderungskunst vollkommen. Er bereitet uns auf die Katastrophe vor, so daß wir sie mit Bangen erwarten und als etwas beinahe Unvermeidliches heraufziehen sehen. Tagelang vorher schon rasen die Stürme, und einmal stoppen plötzlich die Schiffsmaschinen, und der Herzschlag des Dampfers setzt, Schrecken erregend, auf einige Zeit aus. Er kommt wieder in Gang, und alles atmet auf. Beim nächsten Morgengrauen aber ist das Entsetzliche, von uns Erwartete, da. Hauptmann macht es uns vor

Digitized by Google

allem dadurch so eindrucksvoll, daß er es uns aus den Seelen der Betroffenen, vor allem natürlich aus Friedrichs Seele heraus, mit erleben läßt. Mit Friedrich erfahren wir von dem Bevorstehenden durch das von den Stewards ernst und ruhig in alle Kabinen hineingesprochene bedeutungsschwere Wort „Gefahr". Mit ihm suchen wir dann das Furchtbare zu fassen, empfinden den grauenhaften Kontrast der über das todgeweihte Schiff hinschallenden Musik, fühlen das lähmende Entsetzen im Anblick des gräßlichen Todeskampfes so vieler schuldloser Menschen und erleben schließlich den „bestialischen Kampf" mit den vom Deck gespülten Schwimmern, die sich verzweifelt an das mit den Wellen ringende Rettungsboot klammern und es zum Kentern zu bringen drohen. Und hier stellt uns Hauptmann wieder vor ein Problem, das jeden fühlenden und denkenden Menschen bewegen muß, das Grundproblem der religiösen Weltanschauung. / Wie ist mit dem tatsächlichen Charakter des Weltgeschehens, dessen brutale Gleichgültigkeit gegen Menschenwohl und Menschenwürde uns die Wirklichkeit oft mit so entsetzlicher Deutlichkeit zeigt, der Glaube an eine weise und gütige Vorsehung vereinbar? Der Anblick der „grausamen Hinrichtung" so vieler schuldloser Menschen auf dem Deck des „Roland" entpreßt den Insassen des Rettungsbootes einen Ruf, in dem „Angst, Not, Wut, Protest, Bitte, Entsetzen, Anklage, Fluch und Grauen" lag. Und ist dieser Ruf nicht ebenso berechtigt wie begreiflich? Sollen die Zuschauer des furchtbaren Schauspiels etwa „Was Gott tut, das ist wohlgetan" anstimmen? Friedrich erlebt das Schreckliche mit dem Bewußtsein, „daß hier kein Ohr, sondern nur ein tauber Himmel vorhanden war". „Wo Friedrich hinblickte, war der Tod. Gleichgültig kamen die bleischweren Hügelketten herangeschoben. Es waren Bewegungen von einer mörderischen Gesetzmäßigkeit, die nichts aufhalten konnte und die mit keinem Hindernis rechneten." „Was bei einem solchen Erlebnis am tiefsten trifft", reflektiert Friedrich später, „ist der stumpfe Unsinn, die unüberbietbare Grausamkeit und Brutalität. Man kennt diese Brutalität der Natur theoretisch, aber in ihrem realen Umfange, in ihrer Tatsächlichkeit muß man sie immer wieder vergessen, um leben zu können." Wer sie noch gegenwärtig habe, dem „wolle jeder Glaube an Gott, Mensch, Zukunft der Menschheit, glückliches Zeitalter und dergleichen nicht leichter über die Zunge als irgend ein niedriger oder bewußter Betrug." / Ist aber dann der Vorsehungsglaube nicht, wie soviele religiöse Gedanken, nur ein Versuch, sich über den wahren Charakter des Weltgeschehens hinwegzutäuschen,

Digitized by Google

ſtatt ihm tapfer ins Geſicht zu ſehen und ſich einzugeſtehen, daß dem verborgenen Grunde des Seins und dem Lenker des Weltlaufs der einzelne Menſch nichts gilt, ſondern höchſtens das Ganze der Menſchheit, und daß wir daher beſtrebt ſein müſſen, uns als Teile des Ganzen zu empfinden und ein Weltgefühl zu gewinnen, in dem unſer Ichgefühl mehr und mehr untergeht? Sicherlich iſt dies ſchwer und bisweilen vielleicht unmöglich. Aber wenn wir die Augen offen halten und uns doch nicht in irreligiöſem Trotz gegen das Unerforſchliche empören oder verpanzern wollen, ſo bleibt uns nichts anderes übrig als eine ſolche Hingabe des Individuellen an das Univerſelle, denn, wie es Bruno Frank in einem ſchönen Bilde geſagt hat:

„Wie ſollten wohl dem unbekannten Zecher
Wir Perlen ſeines Bechers wichtig ſein,
Da wir zerfließend ſinken in den Wein
Und nichts verloren geht aus ſeinem Becher."

Wie in der Vernichtung ſo vieler unſchuldiger Menſchen vermißt Friedrich die Vernunft auch in der Errettung der wenigen, zu denen er ſelbſt gehört. Als er in Southampton den „Roland" beſteigt nnd zuerſt die Mannſchaft des Dampfers erblickt, „eine Sammlung prächtiger Menſchen, vom Offizier bis zum Steward herab," da hat er die beruhigende Empfindung, „daß unſer Herrgott ſich niemals entſchließen werde, eine ſolche Ausleſe edler und pflichtgetreuer Menſchen wie junge Katzen im Meere zu ertränken." Und dann muß er erleben, daß alle dieſe prächtigen Männer umkommen und nur eine „ärmliche Zufallsauswahl von Menſchen" gerettet wird. „Weshalb und wozu", fragt er ſich immer wieder, „ſind gerade wir am Leben geblieben?" Zu welchen Abſurditäten es führt, wenn man derartige Fragen beſtimmt zu beantworten ſucht, zeigt uns G. Hauptmann mit äußerſter Draſtik. Frau Liebling, eine der Geretteten, die Friedrich und ſein Kollege, der Schiffsarzt Wilhelm, nur mit den anſtrengendſten ärztlichen Bemühungen wieder ins Leben zurückgerufen hatten, begegnet ihrem Retter in New-York am Arme eines Dandy, der Friedrich hochmütig muſtert. „Seltſam", dachte Friedrich, „da macht man im Schweiße ſeines Angeſichts Tote lebendig, fühlt ſich als hochmoraliſches Werkzeug der Vorſehung und hat ſchließlich für das Spezialvergnügen eines Lebemannes gearbeitet." Später rettet Friedrich durch eine Operation einem Farmer das Leben, und dieſer entwickelt ihm, wie er ſich immer auf die Hand Gottes verlaſſen habe und verlaſſen könne.

Digitized by Google

Gott habe den rechten Mann zur rechten Zeit auch diesmal zu ihm gesandt". „So wußte nun Friedrich", fährt Hauptmann ironisch fort, „welcher tiefere Grund seine seltsame und furchtbare Reise veranlaßt hatte." Gelegentlich blitzt in Friedrich selbst der Gedanke auf, daß er die durchlebten Schrecken zu seiner Läuterung habe durchleben müssen. Aber er weist diesen Versuch, mit der Rücksicht auf seine Person die Hinopferung von Hunderten zu erklären, als eine fürchterliche Anmaßung weit von sich.

Auf den einzig vernünftigen Ausweg aus diesen Skrupeln wird Friedrich von Eva Burns verwiesen, der er sein Herz darüber ausschüttet. Sie sagt ihm: „Ich finde, daß Sie unrecht haben, nicht einfach dankbar gegen ihr gutes Geschick zu sein. Meiner Ansicht nach sind Sie weder für die Qualität der Geretteten noch für die eigene Rettung noch für die Zahl der Untergegangenen verantwortlich. Der Schöpfungsplan ist ohne Sie entworfen und durchgeführt, und so, wie er eben ist, muß man ihn hinnehmen." Es ist schließlich ein „unbegreiflicher Größenwahn", wenn man wie Hamlet sich berufen fühlt, durch „ideelle Aktivität" die Welt, die aus den Fugen ist, einzurenken. Angesichts der Ungereimtheiten des Weltlaufs stehen wir immer noch so ratlos da wie Hiob und hören auf unsere Klagen und Anklagen schließlich auch immer nur wieder die Antwort, die er vom Himmel her vernahm: „Wo wareſt du, da ich die Welt gründete? Sage mir's, bist du so klug?" Wir müssen uns bescheiden lernen und uns den Anthropozentrismus oder gar den Egozentrismus abgewöhnen, wenn wir über den Weltlauf urteilen wollen. Am besten aber, wir urteilen gar nicht, sondern handeln. Auch das gibt G. Hauptmann uns zu verstehen. So interessant und eindrucksvoll er Friedrichs kompliziertes Seelenleben vor uns entfaltet, so ist er doch weit davon entfernt, ihn für ein Ideal zu halten. Friedrich ist ein entwurzeltes Gewächs. Sein Leben hat nicht Zweck und Ziel, er irrt in der Welt umher, beobachtet sich und andere und räsonniert. Ein solcher Mensch wird den Sinn des Lebens nicht finden, weil er ihm keinen zu geben vermag. Er hat keinen Glauben, weil er kein Streben hat. „Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahrträume und Sternzeichen — und glaubte an Glauben", sagt Nietzsche-Zarathustra, und wer wollte ihm nicht beistimmen? Die Welt ist für uns da als Schauplatz und Objekt unseres Handelns, als Gegenstand unseres Denkens nur so weit, als dieses Denken ein zweckmäßiges, vom Willen ge-

Digitized by Google

leitetes Denken und also auch ein Handeln ist. „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm", trotz ihrer Rätsel und Schrecken. Nur der bloße Räsonneur wird mit ihr nicht fertig. Der blonde Kapitän von Kessel, der hühnenhafte erste Steuermann von Halm, die braven Musikanten an Bord des „Roland", sie tun ihre Schuldigkeit bis zum letzten Augenblick, um dann mit Würde zu sterben. Während Friedrich und die andern sich selber retten, retten diese Helden, „durch des Geistes tapfre Gegenwehr", sterbend den Menschen und mit ihm den Gott, der sich im Menschen offenbart.

Wie in religiöser Beziehung, so interessiert Hauptmann die seelische Wirkung der Katastrophe überhaupt weit mehr als die Katastrophe selbst. In der ganzen zweiten Hälfte des Romans beschäftigt ihn ganz vorwiegend die Frage: wie wird der Mensch mit einem so furchtbaren Erlebnis innerlich fertig?, ein Problem, das meines Wissens in der Poesie so wie hier noch niemals aufgestellt und behandelt worden ist. Mit einer bewunderungswürdigen Kunst läßt uns Hauptmann die psychische Verarbeitung des Erlebten in Friedrichs Seele in allen Stadien miterleben, vom ersten dumpfen Schreck bis zur völligen Wiedergewinnung des inneren Gleichgewichts. Zuerst nach dem Empfang der Schreckenskunde hat Friedrich längere Zeit „die Empfindung von etwas Unwirklichem". So sehr wir uns die Möglichkeit der Todesgefahr vor die Seele stellen mögen, ihre Wirklichkeit überrascht uns doch wie etwas, mit dem wir ernstlich nicht gerechnet hatten. „Er wußte bestimmt, daß die Wahrheit, vor der er stand, unerbittlich vorhanden war: dennoch vermochte er nicht, sie überzeugend aufzufassen." Aehnlich ergeht es ihm mit den folgenden inhaltsschweren Vorgängen bis zu seiner endgültigen Errettung: er erlebt sie, ohne sie recht zu durchleben; sie haben bei all ihrer grauenhaften Wirklichkeit für ihn etwas Fremdes, Traumartiges, da sein Bewußtsein sie zunächst nicht zu bewältigen vermag. Daher entfaltet das schreckliche Erlebnis seine volle Wirkung auf ihn erst nach und nach, als es längst hinter ihm liegt. Es wird zum Gespenst, das ihn verfolgt und ihm das Blut aus den Adern saugt. „Friedrich spürte, das Ereignis hatte ihm eine finstere Erbschaft zurückgelassen. Es war ein schwarz zusammengezogener Ballen Gewölks, der drohend und brütend im Raum seiner Seele herumirrte. Friedrich mußte mit Willenskraft jedesmal ein Zittern bekämpfen, wenn etwas, einem Blitze ähnlich, aus diesem Gewölke brach und das ganze überstandene Schrecknis, wie etwas noch Gegenwärtiges, aufhellte." Freilich, mit

Digitized by Google

dieser Stärke und Dauer wirkt die erlebte Katastrophe nur auf Friedrich. Das Bewußtsein des neu geschenkten Daseins nimmt in den übrigen Geretteten nach zweimal vierundzwanzig Stunden schon wieder übermütige Formen an. Solange sie auf dem Frachtdampfer sind, behalten sie von dem furchtbaren gemeinsamen Erlebnis her noch eine gewisse Empfindsamkeit und Gehobenheit. Sobald sie aber den amerikanischen Boden unter den Füßen haben, sind sie völlig wieder, was sie vorher waren, und das Erlebte ist ihnen nichts anderes als der kleinen Ella Liebling, die auf die Frage, ob sie wirklich auch „bei dem schauerlichen Schiffsuntergang" gewesen sei, „keck und frisch und mit einem kindlich koketten Stolze" erwidert: „Jawohl, und ich habe dabei einen Bruder verloren". Sie münzen das Erlebnis in Gesprächen, in häufigem Feiern und Gefeiertwerden unbefangen aus. Als Friedrich sie daher ein paar Tage nach der Landung in einem Restaurant wieder trifft, erscheinen sie, die das gemeinsame Geschick ihm nahegebracht und interessant gemacht hatte, ihm völlig fremd und banal. Was Menschen wahrhaft verknüpft, ist eben nicht gleiches äußeres, sondern gleiches inneres Erleben. Friedrich wird durch alles mit der Katastrophe Zusammenhängende im Tiefsten erschüttert. Als auf dem Frachtdampfer der Steward in seine Kabine das Wort „Land" hineinruft, „schloß er die Kabine und wurde von einem gewaltsam tonlos gemachten, hohlen und tiefen Schluchzen geschüttelt. So ist das Leben, drang es ihm durchs Herz: wurde nicht eben erst in finsterer, trostloser Nacht das Wort „Gefahr" in meine Kabine, wie das Todesurteil in die Zelle eines armen Sünders hineingerufen? Und nun die Schalmei in das Schüttern des noch nicht verrollten Donnerschlages. Und jetzt erst, im Weinen und nachdem er sich ausgeweint hatte, spürte Friedrich ein Schaudern, als ob sich das Leben im Triumph wieder nähere. Ihn packte ein Rausch, als ob eine ungeheure Armee mit klingendem Spiel von fern heranrücke: eine Armee von Brüdern, bei denen er wieder daheim und sicher war. Nie hatte er das Leben so angesehen. Nie war es ihm so entgegengeflutet. Man muß sehr tief in Verwirrung und Finsternis verstoßen werden, um zu wissen, daß in allen Himmeln keine schönere Sonne als unsere vorhanden ist." Und als Friedrich dem Zusammensein mit den übrigen Geretteten entflohen ist, bekennt er Eva Burns: „Was mich heute besonders erschreckt hat, ist die Tatsache, daß ein Mensch einen Eichbaum restlos verdauen kann. Was mich betrifft, ich ertappe mich immerwährend darauf, daß ich die Tatsache des Unterganges

Digitized by Google

dieses Riesendampfers, den ich bis in alle Winkel gekannt habe, bezweifle. Ich habe da etwas gesehen, aber ich bin so unendlich fern davon, daß es meinem ganzen Wesen noch immer nicht eigentlich faßlich ist. Ich fühle jetzt erst das riesige Schiff in meiner Seele lebendig werden. Drei-, vier-, fünfmal am Tag wiederholt es in meiner Seele den Untergang.“ Die anderen aber „haben das Schiff mit allem Holz und Eisen und allem Leben darin mit den Zähnen zermalt und spurlos hinuntergeschlungen“. Friedrich verfällt daher in eine gefährliche Krankheit, deren Keim die entsetzliche Erinnerung an das Erlebte bildet. In seiner Erkrankung und Genesung zeigt sich die eigentümliche Wechselwirkung, die zwischen Leib und Seele besteht. Das seelisch unverdaute Erlebnis macht ihn physisch krank und bringt ihn an den Rand des Grabes. Andererseits wird seine Seele wieder gesund, als sich sein Körper aus jungen Zellen neu aufgebaut hat. Mit der alten verbrauchten Materie „hatte er seine Vergangenheit wie etwas wirklich Vergangenes und wie einen von Wind und Wetter zerschlissenen, von Dornen und Degenstichen durchlöcherten, ausgedienten Mantel abgeworfen“.

Auch hier rührt Hauptmann an eins der tiefsten Probleme unseres Seins. Die alte Frage nach dem Werte des Vergessens steigt vor uns auf, die am tiefsinnigsten Nietzsche in seiner zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ behandelt hat. Schon den Griechen war sie nicht fremd. Als dem Themistokles ein Gedächtniskünstler seine Dienste anbot, sagte der geistreiche Athener: „Lehre mich lieber die Kunst des Vergessens!“ — Gewiß, die Erinnerung, die den Geist über den Augenblick erhebt und ihn zum Herrn der Jahrtausende macht, sie vor allem unterscheidet uns vom Tier, das nur eine Gegenwart hat, sie macht den Menschen erst zum Menschen. Aber der Mensch bedarf auch des Schlafes, des Vergessens, des Unbewußtseins, in das er wie in ein „Bad der Wiedergeburt“ hinabsteigt, um das Hemmende, Störende, Peinigende darin zurückzulassen. Wer das nicht vermag, wer mit einem widrigen oder schrecklichen Erlebnis nicht fertig werden kann, den können wir nicht für stark halten, so sehr wir die Tiefe seines Empfindens anerkennen mögen. Das Rechte und Wünschenswerte liegt auch hier in der Mitte. Friedrichs Leidensgefährten erscheinen uns oberflächlich, und wir beneiden sie nicht um ihr rasches Vergessen. Friedrich selbst dagegen lebt, wie so viele, zu sehr in der Vergangenheit: er erlebt die Schiffskatastrophe erst wahrhaft, als sie längst hinter ihm liegt. Er empfindet tief, aber in seiner Widerstandsunfähigkeit gegenüber

Digitized by Google

den quälenden inneren Bildern zeigt er doch zweifellos eine gewisse Uebersensibilität und Schwäche. Eine stärkere Natur von derselben Geistigkeit hätte von dem schrecklichen Erlebnis die tiefsten, unauslöschlichsten Eindrücke empfangen wie er, sie wäre dadurch vielleicht für ihr ganzes Leben um einen Grad ernster und nachdenklicher geworden, aber sie wäre nicht so darüber zusammengebrochen wie Friedrich. Er zeigt gegenüber den Schrecken wie schon gegenüber den Rätseln des Daseins eine gewisse innere Wehrlosigkeit, die den geistig Gearteten zwar sicherlich sympathisch anmutet, aber doch schließlich einen Mangel an plastischen Kräften verrät.

Gerhart Hauptmann ist sich dessen wohl bewußt. Er zeichnet in seinem Friedrich von Kammacher mit Meisterschaft den Typus des modernen Geistesmenschen, wie er ihn sieht und wie er ihn oft schon gezeichnet hat. Es ist der Typus eines Menschen, der zu gemischt, zu vielfach, zu instinktiv-widersprüchlich ist, um stark und entschieden zu sein. Friedrich selbst nennt sich schwach und zerfahren und schildert seine Vielspältigkeit und Zerrissenheit aufs beste: „Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und schäme mich deshalb nicht. Jeder einzelne Mensch von Bedeutung ist heute ebenso zerrissen, wie es die Menschheit im ganzen ist. Ich habe dabei allerdings nur die führende europäische Mischrasse im Auge. In mir steckt der Papst und Luther, Wilhelm der Zweite und Robespierre, Bismarck und Bebel, der Geist des amerikanischen Multimillionärs und die Armutsschwärmerei, die der Ruhm des heiligen Franz von Assisi ist. Ich bin der wildeste Fortschrittler meiner Zeit und der allerwildeste Reaktionär und Rückschrittler. Der Amerikanismus ist mir verhaßt, und ich sehe in der großen amerikanischen Weltüberschwemmung und Ausbeuter-Herrschaft doch wieder etwas, was einer der berühmtesten Arbeiten des Herkules (im Stalle des Augias ähnlich) ist.“ Ein so kompliziertes, widersprüchliches Menschenwesen ist — ganz, wie Hauptmann es darstellt — vielseitig begabt, doch ohne Ausdauer in der Arbeit, von feinster Reizbarkeit und Fähigkeit zur Nachempfindung, dabei aber glaubenslos, ohne rechte Widerstandskraft gegen lockende oder quälende Vorstellungen, ohne ein festes Ziel des Strebens, und daher nicht geschaffen zu kraftvollem Wirken und tätiger Gestaltung der wirklichen Welt, sondern höchstens zur Beschäftigung in der genießenden Betrachtung und im Aufbau eines zweiten, stilleren, erträumten Daseins, des Reiches der Kunst. Hauptmann bekundet als Menschenschilderer einen unbeirrbar sicheren Blick für die Realität. Er mutet uns nicht zu, wie etwa Ibsen,

Digitized by Google

an eine grundsätzliche Aenderung des Charakters durch die Schickungen des Lebens zu glauben. Auch durch die erschütterndsten Erfahrungen wird nach seiner naturalistischen Psychologie das innerste Wesen des Menschen nicht umgestaltet. Wie Ingigerd trotz der schrecklichen Katastrophe, die sie mit mehr Empfindung als die meisten übrigen Geretteten erlebt, nach einem kurzen Zögern ihren Weg weitergeht, so bleibt auch Friedrich, was er war, oder vielmehr, er wird, was er im Grunde immer war: ein geistig reicher, aber willensschwacher Mensch, der, abseits vom Getriebe des tätigen Lebens, betrachtend, genießend und schaffend im Reiche der Kunst ein stilles Dasein führt.

Daß Hauptmann uns keinen größeren Menschen zu zeigen weiß, als Friedrich von Kammacher, mag man bedauern; die Gestaltungskraft aber, mit der er seinen schwächlichen „Helden“ darstellt, ist ebenso anzuerkennen, wie die tiefe Redlichkeit, die aus seiner Darstellung spricht. Er behandelt die Probleme der Zeit ganz ohne die bei Dichtern so häufig anzutreffende Prätention des Propheten und Zukunftsgestalters. Er macht keine großen, dunklen Worte und gibt sich nirgends die Miene eines höheren Wissens und eines gewaltigen, die Menge beschämenden Wollens, sondern er sagt in schlichter, zu Herzen gehender Sprache, was er wirklich denkt und empfindet.

Digitized by Google

Wilhelm Steinhausen.

Von

Carl Neumann.

Wilhelm Steinhausen, Aus meinem Leben. Berlin, Martin Warneck 1912. Mit 11 Bildern. 164 S. 4°.

„Denke ich an den Morgen, wie ich ihn mir als Knabe so oft ersehnte, da ich in die schöne Welt mit dem Ränzel auf dem Rücken hinausziehen wollte, in die wonnige deutsche Landschaft hinaus, der Ferne zu, den blauen Bergen zu, die mit unbekanntem Glück lockten . . . und ich träumte die Abenteuer des Taugenichts und sah Schlösser und Burgen, und alles schien sonntäglich, sonnig und festlich. . ."

Manchmal glückt es doch, und es gibt Sonntagskinder, deren Jugendsehnsucht sie mit ungebrochenen Flügeln durch das harte Leben trägt und deren Träume, alle Wirklichkeit bezwingend, selber zu Wirklichkeit werden.

Wilhelm Steinhausen ist von diesen Seltenen. Er hat sich sein Eichendorffisches Schloß gebaut; seine Sehnsucht ist Leben und Kunst geworden. Ich meine nicht sein kleines Haus — klein, aber mein — in Frankfurt am Main an der Wolfsgangstraße, wo einst Hans Thoma sein Nachbar war, nicht das Häuschen mit dem kleinen Vorgarten und dem kleinen Garten hinter dem Haus, sondern ein wirkliches Schloß. Wenn es Sommer wird und Zeit zum Ausfliegen, dann sagt wohl der Künstler zu den Gefreundeten: Sie besuchen mich doch einmal, am Rhein, von Boppard aus die Hunsrückbahn. Bei der Station Buchholz steigen Sie aus und dann eine Stunde über die freie Höhe und das Feld — jeder kann dort Bescheid sagen. Und so geschah auch mir. Und ich machte große Augen,

Digitized by Google

denn im Hunsrück war ich nie gewesen. Die Rheinlinie mit ihrem Riesenverkehr, mit den langgestreckten Uferorten, an denen die Schnellzüge vorbeisausen und die Dampfer mit der langen Reihe geschleppter Kähne gemach die Stromstraße vorüberziehen, bleibt zurück und verschwindet in der Tiefe. Keuchend steigt die Bergbahn durch ein Seitental in die Höhe. Jede Ansiedlung verschwindet, das Rebgelände hört auf. Man glaubt um zwei Jahrtausende deutscher Geschichte zurückversetzt zu werden. Unendliche Laub- und Nadelwälder ziehen sich von den Höhen bis tief in die Talsohle; Täler kreuzen, man sieht nach rechts, nach links, überall dasselbe weiche Polster des Waldgrüns in Schluchten, auf Höhen, und Himmel und Wolken darüber. Dann steigt man aus, und nun geht es auf der Hochebene auf gerodetem Boden weiter zwischen Aeckern und Obstbäumen. Wenig Menschen, die des Weges kommen. Da taucht er selber am Horizont auf, der Meister Steinhausen; erst sieht man nur die Silhouette eines dunklen Schlapphutes, zweier ausstapfender Beine darunter, als wäre es der Gott Wotan. Und nun ein Begrüßen. Aber wo ist die Burg? Erst wenn man dicht vor dem Hohlweg ist, taucht sie auf, auf einem Hügel, der mehrere Täler wie ein Riegel sperrt. Schloß Schöneck, wo außer dem Künstler nur ein Königlicher Förster haust, wohlbekannt denen, die vom Moselgrund herüberwandern. Und wieder das Bild der unendlichen Wälder, der verschwiegenen Talgründe, aus denen smaragdgrün eine kleine Wiese aufleuchtet und eine weiße Mühle und wo versteckt Quellen rinnen, das „Heiligbrünnlein". Ueber allem die weißen, ziehenden, sehnsüchtigen Wolkenschlösser, die herabblicken auf das Schloß des Malers und Poeten, das zu ihnen zu gehören scheint. Der Burgweg, der wie alle richtigen Burgwege links unter der Burg emporführt, eine steilgeschnittene Felswand entlang, der die Ringmauer entwächst, mündet in das alte Tor, und nach einer Drehung steht man vor der Treppe, die zum oberen Burghof führt. Diese Treppe ist auf dem ersten Bild des Buches, dem diese Seiten gelten, gemalt. Blühende Büsche neigen sich über die Stufen, ein Netzgewirre von Stämmen und Laubkronen scheint den Weg eher zu hemmen als zu öffnen. Das ist die Welt des Künstlers, ein Garten abseits von der begangenen Straße, voller stiller Wunder wie der **hortus conclusus** der mittelalterlichen Maler, in dem Maria sitzt mit dem Christkind zwischen tausend Blumen, von einer Mauer umschlossen, über die nur ein paar dünne Stämme hinaussehen in das, was drüben ist, in die Welt.

Digitized by Google

Steinhausen ist sein Leben lang ein Einsamer gewesen. Daß er malte und zeichnete, haben viele nicht wissen wollen, weil er keinen Wert darauf legte, mit der „Zeit" zu gehen. Den billigen Tageserfolg, das Professorentum der Kunstakademien, soweit es bloßes Wissen und technisches Können ohne tiefere Schöpferkraft ist, hat er wohl nie beneidet. Doch soll hier nicht davon, nicht von dem Künstler, sondern von dem Schriftsteller und Poeten Steinhausen geredet werden, der als Sechziger seine heimlichen literarischen Bekenntnisse ausbreitet.

Was enthält dieses Buch: „Aus meinem Leben" nicht alles, ein paar Kapitel Biographie seiner Jugend, losgerissene und zusammenhängende Gedanken, Gedichte und Sprüche, einen Vortrag: Segen und Gefahr der Kunst, wo Gedankenreihen von unermeßlichen Perspektiven angeschlagen werden, und wie viel anderes mehr! Bald blitzt es in diesen Sätzen und Betrachtungen wie Jean Paul, bald strömt der Gedankengang in die Form des Platonischen Dialogs und seiner stillen und sicheren Ueberlegenheit, bald geistert es wie bei Hoffmann, aber in Wahrheit ist es immer Steinhausen in seiner Besinnlichkeit und seinem originalen Empfinden; hinter mancher Melancholie, neben aller wahren Frömmigkeit eine Schelmenlust, die ihre weißen Zähne und blitzenden Augen zeigt und der die Sarkasmen von Shakespeares Merkutio zu Gebote stehen. Man kann fast aufs Geratewohl hineinstechen und ein paar Proben geben.

„Wer am Rand des Meeres entlang geht und auf die weite wogende Wasserflut sieht, die groß und gewaltig gegen die Ufer braust, der wundert sich wohl, was alles dieses machtvolle Meer auf den Sand zu seinen Füßen hinspülen kann. Da sieht er die zierlichsten Muscheln, Ballen von Tang, Seesterne, Reste von Balken und Tonnen, Kisten und Glasstücke, weiter allerlei Flaschen, darunter sorgfältig verkorkte, die aus einem Parfümerieladen zu stammen scheinen, mit eingepreßtem Firmenstempel und mit feinen, blassen und rötlichen Algenfasern bewachsen und ornamentiert. Ich las einen englischen Tennisball auf, nicht weit davon lagen Besen und Reste von Kleiderbürsten; alles am Ufer des großen Meeres, das mit der Gewalt der Ewigkeit zu uns zu sprechen scheint. Könnte man sich nicht vorstellen, man wandelte so an der Grenze der Zeit, und sie, ein alles verschlingendes Untier, beschenkte uns so aus ihrer dunklen Vorratskammer mit den Ueberresten ihrer Mahlzeit?" . . .

Digitized by Google

Im Sommer.

Noch duften weiße Lilien und Jasmin
In den Nächten schwül und heiß,
Und purpurn viele tausend Rosen blühn.
Doch schon leis
Im Morgengrauen
Hauchts über die Welt,
Wie Todesatem,
Und von den Blumenkelchen
Taumelnd manches Blatt herniederfällt.

„Das Bild ist mir zum Erlebnis geworden", das heißt doch wohl, ich habe einen solchen Anstoß bekommen, daß ich meinen Willen in eine neue Bahn lenke, daß ich zu neuen Entschlüssen kam. Denn ein Erlebnis, das alles beim alten läßt, wird man wohl kaum ein Erlebnis nennen. Wie oft müssen nun die, die alle Augenblicke, sei es vor einem Bilde Rembrandts, vor Gauguin, vor der Athene des Myron ein „Erlebnis" hatten, wie oft müssen sie sich kreuz und quer bewegt haben! Man sollte meinen, sie müßten mehr als ein Paar Beine gehabt haben, um, wenn das eine Paar die neue Richtung einschlug, das andere ausruhen zu lassen, damit sie den Lauf nach einer anderen Seite mit ungeschwächten Kräften aufnehmen konnten. Sie müssen wie die Besen des Hexenmeisters sich immer wieder spalten können, um geschäftig überall hin- und herzulaufen — Wasser zu tragen.

* * *

Du gehst im Dunkeln,
Im Herzen bedrängt,
Von Sorgen beengt,
Plötzlich über Dir Sterne funkeln.

Die Kunst lebt von der Sehnsucht. Die Kunst ist Zeichen und Symbol. Sie nährt sich an der Sichtbarkeit, aber sie stammt nicht aus der Sichtbarkeit. Gedanken dieser Art kehren auf den Blättern von Steinhausens Buch immer und immer wieder. Und das Schlagwort von der Augenkultur, dem wir als der Scheidemünze heut geltender Ueberzeugung tagtäglich im Zeitungsfeuilleton wie im Kunstbuch begegnen, findet sich bald ernsthaft bekämpft, bald lustig ironisiert. Und nicht anders ergeht es der Kunst des Wie, die alles Gegenständliche für die Kennermiene austilgen möchte. „Dies ist ein Beweis für die Wichtigkeit des Gegenstandes in der Kunst. Als

Digitized by Google

die Poesie sonst überall erstorben war, lebte sie noch und trieb ihre schönsten Blüten im Kirchenlied; wie anders als durch die Macht des sie bewegenden Stoffes wurden die Dichter fähig, sich über den gesunkenen Geschmack ihrer Zeitgenossen zu erheben? Gebt uns wieder ein Herz für die Gegenstände und ihr werdet unsterbliche Formen sehen und hören." Sicher ist Steinhausen nicht der erste, der dies sagt und so oder so begründet. Aber jede Gegenwart hat nun einmal ihre eigenen Lieblings- und Wahnvorstellungen, über die nachzudenken sie sich entwöhnt hat. Selbst die Kunsthistorie schwimmt kurzweilig und kurzbeinig in diesem seichten Gewässer, sie preist zugleich Trecento und Cinquecento und vergißt, daß die beiden wirklich nicht mit einerlei Maß Aesthetik sich messen lassen.

Steinhausen ist als junger Mensch in Italien gewesen. Viel ist nicht davon an ihm hängen geblieben, mit einer Ausnahme. Die christliche Monumentalmalerei des Mittelalters, Giotto und sein Gefolge, haben eine merkliche Spur und einen tiefen Eindruck hinterlassen. Auch wenn alle Kunst mit sinnlichen Formen redet, die religiöse Malerei scheint nun doch unwiderleglich darzutun, daß es neben der Malerei des Sinnlichen eine Kunst des Uebersinnlichen geben kann.

* * *

In den Tagen, da der junge Steinhausen in Berlin auf die Kunstschule ging, die er sehr ergötzlich auf den ersten Blättern seines Buches beschreibt, kündigte sich bereits der Umschwung an, den die siebziger Jahre gebracht haben. Menzel war doch schon da. Indessen war die Schwäche unserer deutschen Akademien von je, daß sie kein Hort einer — wie immer gearteten Tradition auf fester Grundlage sind, sondern mit jedem Strom, wenn auch zögernd, gehen. Diese Unsicherheit fühlt der Schüler und läßt sich von akademischer Korrektheit nicht imponieren. Unter den jungen Leuten, die Kaulbach auf dem Gerüst im Treppenhaus des Neuen Museums an der Arbeit sahen, war es ausgemacht, daß er Cornelius nicht ebenbürtig war. Indessen für das Publikum, und zumal das Berliner, Cornelius als überwunden galt, notiert Steinhausen: „wenn ich morgens zur Akademie unter den Linden ging, konnte ich einigemale dicht am Brandenburger Tor einen alten kleinen Mann sehen, der von einer jugendlichen schönen Frau sorgsam geführt wurde. Ein Blick nur, und ich wußte, wer dieser Mann war. Unauslöschlich hat sich seine Gestalt mir eingeprägt. Es war Cornelius: seine

Digitized by Google

Augen schienen groß in Unergründliches zu schauen. Sie lagen tief unter der mächtigen Stirn. Nicht mehr zu den Lebenden schien er zu gehören". Aber an den Lebenden in Berlin fand auch der junge suchende Künstler keine Stütze und kein Genügen. Er versuchte es in Karlsruhe. Wie er da landet, Hans Canon begegnet, diese drastisch geschilderte Szene vom Herbst 1866 hat alle Aussicht, in dieser Prägung in die Kunstgeschichte einverleibt zu werden. Nach Süddeutschland hatte es ihn gezogen, das will sagen, in ein Süddeutschland seiner Phantasie, die von Arnims Kronenwächtern genährt war. Damals hat er gleichzeitig mit seinem Bruder, dem Schöpfer der Irmela, Maulbronn gesehen und mit den erhöhten Gemütskräften einer verliebten Seele unter den blühenden Linden und in den Klostergängen und -gärten geträumt. Zum drittenmal pochte die „Zeit" in München als starker Versucher an die sich regende Gestaltungskraft, als um 1870 die Jugend von den Dogmen der Pilotyschule sich abwandte, und Rembrandts geschlachteter Ochse sozusagen entdeckt wurde. Der Leiblkreis, der damals Thoma gefangen nahm, seinen Karlsruher Genossen, packte ihn nicht, riß ihn nicht mitfort. Manchmal traf er Böcklin in der Pinakothek, wenn der stundenlang vor wenig Bildern stand und sie in kleinen Schlücken einsog; er ging ein und das andere Mal zu Böcklin, ihn im Atelier besuchen, wie er in Berlin mit stillen Wonnen in der Wagenerschen Sammlung die beiden Stücke von Caspar Friedrich, die nun längst in die Nationalgalerie übergegangen sind, betrachtet hatte. In München hat er dann zuerst einen religiösen Stoff in reicher landschaftlicher Umgebung gestaltet.

Rückblickend empfindet er, als sei die Lehrzeit ein Wirrsal von Umwegen gewesen. Wäre ihm eine Kunst wie die Daubignys begegnet! Er war selber von den großstadtsatten Großstädtern, die es zur einfachen Landschaft zog. Schon der Knabe hatte über alles gern botanisiert. Die Chronika eines fahrenden Schülers ist eine Folge von Blumen- und Pflanzenstudien, in vollkommenem Erfassen auch der unscheinbarsten Form, mit dem Sinne für Stilleben, der immer wieder der nordischen Kunst aus Irrwegen herausgeholfen hat. Kein Wunder, daß Steinhausens Schaffen, wie ermüdet vom Ringen, das Uebernatürliche religiöser Erscheinung sinnlich vernehmbar zu machen, immer wieder zu Natur und Landschaft zurücklenkt. Seine Landschaft hat einen Ton getroffen, der sie mit keinem anderen verwechseln läßt. —

Vor ein paar Jahren, als der Künstler seinen sechzigsten Ge-

Digitized by Google

burtstag feierte, überreichten ihm die Verehrer ein „Gedenkbuch“ (1906). Es stehen da vielerlei Beiträge zusammen. Von allen aber — und einer, der selber mitgearbeitet, darf das, ohne jemanden zu kränken, sagen — hat mir der auf Seite 154 am besten gefallen, nicht nur, weil es der kürzeste Beitrag war. Der ihn schrieb, war Ludwig Finckh.

Damals verlebte Steinhausen malend einen Sommer in Mannebach am Untersee im Kanton Thurgau, wo die Obstbäume in den blauen See hängen, und am anderen Ufer wohnte in Gaienhofen Ludwig Finckh und dichtete. Rückwärts gegen Radolfzell zu schwimmt die Insel Reichenau im Duft des Morgens und im Glanz des Abends. Und da schrieb Finckh, was hier zum Beschluß folgen mag:

Ueber der Reichenau steigen blendendweiße, quellende Wolken auf, und eine heimliche Sonne wirft einen Goldhauch darüber, Keiner kann ihn sehen, als wer die Augen eines Kindes hat.

Ein schmaler Fußweg führt über eine berganſteigende Wiese. Dahinter liegt ein Kornfeld, reifend, in stiller Fruchtfreude, ein einzelner Baum inmitten. Der Wind schlägt die Aehrenköpfe lächelnd aneinander und die Halme singen. Keiner kann es hören, als wer die Ohren eines Kindes hat.

Und hinterm Wald steht ein Rosenbusch. Er blüht und duftet und hat weiter nichts auf der Welt zu tun. Niemand kennt ihn, als wer das Herz eines Kindes hat.

Ich weiß, wer die Wolken, die Aehren und den Baum gemalt hat. Ich weiß, wo der Rosenstock duftet und blüht. Er steht hinter jedem Wald, durch den Steinhausen gegangen ist.

Digitized by Google

Kierkegaard's Entweder-Oder.*)

Von

Wolfgang Pfleiderer.

Im Jahre 1843 erschien in Kopenhagen ein Buch mit dem Titel: „Entweder-Oder, ein Lebensfragment, herausgegeben von Viktor Eremita"; ein ziemlich umfangreiches Werk, etwa 50 Bogen stark, von dem unbekannten Verfasser im Selbstverlag herausgegeben. Das Buch machte Aufsehen zu seiner Zeit. Schon der Titel, der, blitzartig aufleuchtend, dem Auge etwas zu zeigen scheint und doch eben nichts zeigt, erregte die Neugier. Dann das Dunkel, in das der Verfasser sich hüllte. In dem kleinen Dänemark, dessen literarisches Leben sich in der einen Großstadt Kopenhagen abspielte, hatten die Literaten alle Fühlung miteinander und jeder wußte, was für ein Werk der oder jener gerade unter der Feder hatte, was man von dem oder jenem erwarten durfte. Wer konnte dieses Buch geschrieben haben? Und ein so merkwürdiges, ja einzigartiges Buch; wirklich eine neue Art von Buch, wie in der ganzen Weltliteratur keins zu finden war. Zwei Lebensanschauungen, richtiger vielleicht zwei typische Formen menschlicher innerer Existenz waren da einander gegenübergestellt zu einem großartigen Dialog, und der Leser sah sich vor die Wahl gestellt: so oder so mußt du leben: Entweder-Oder. . . . Ein philosophisches Werk also? Gewiß! Und doch so gar nicht das, was man gemeinhin unter einem philosophischen Werk zu verstehen pflegt: keine strenge Systematik, keine saubere Begriffsrechnung, keine Wissenschaftlichkeit; aber Leben, heißes, pulsierendes Leben. Der Philosoph, der dies Buch geschrieben hatte, war zugleich ein Dichter, der seine Probleme gelebt, durchlebt, durchempfunden hatte mit höchster Intensität und sie nun mit erstaun-

*) Neue, und erste vollständige Uebersetzung von W. Pfleiderer und Ch. Schrempf im Verlag von E. Diederichs, Jena.

Digitized by Google

licher Energie von sich ablöste und objektivierte, aber doch eben nicht als Dichtung, sondern als Lebensbetrachtung größten Stils. Da war eine Fülle von Stimmungen, eine Spannweite des Empfindens, die alles zu umfassen schien was in der Seele des Menschen vorgeht: Verzweiflung, Weltschmerz, ätzende Skepsis, kalte Frivolität, alle Nuancen eines am Rande des Nichts sich hinbewegenden Pessimismus; dann wieder eine edle Kunstbegeisterung, ein raffinierter Schönheitskultus, eine Verherrlichung der Liebe, die alle Stadien des Erotischen umfaßte, von der vulkanischen Glut der elementaren Sinnlichkeit bis zu der behaglichen Ofenwärme der sittlich geläuterten ehelichen Liebe; und wieder der Ernst, das Pathos der Pflicht, der Verantwortung, das adlige, selbstsichere Wesen einer sittlich gefestigten Persönlichkeit, ein unendlicher Reichtum von Stimmungen, alle mit gleicher Kraft empfunden und dargestellt. Kein Wunder daß das Buch Aufsehen erregte! Am literarischen Himmel Dänemarks war ein neuer Stern aufgegangen, ein Stern erster Größe: das fühlten alle, die sich in das neue Werk vertieften.

Mit der Zeit fiel der Schleier des Geheimnisses. Der Verfasser gab sich zu erkennen. Sören Kierkegaard hieß er, ein junger Mann von 30 Jahren, der bisher eher durch ein exzentrisches Wesen und etwa durch eine merkwürdige Verlobungs- oder vielmehr Entlobungsgeschichte von sich reden gemacht hatte, als durch einige kleine literarische Versuche. Er war der Sohn wohlhabender Eltern und lebte, von Außen gesehen, ein sehr behagliches Leben. Er hatte sich sein theologisches Examen die respektable Zahl von 16 Semestern kosten lassen und trat auch dann in kein Amt ein, sondern lebte als Privatgelehrter von dem Vermögen seines Vaters, denkend, philosophierend, schreibend, manchmal auch unter die Menschen sich mischend, immer eine isolierte Figur, ein Sonderling aus dessen Wesen niemand klug wurde. Doch dieses ruhige Leben war nur Schein. Es verbarg sich dahinter ein Innenleben von so leidenschaftlicher Bewegtheit, von so gewaltiger Intensität, wie es wohl selten ein Mensch geführt hat.

Kierkegaards Vater war 57, die Mutter 45 als er zur Welt kam. Er war das Kind alter Eltern und kam selbst alt zur Welt. Ein unseliger, fast krankhafter Hang zur Reflexion, der von dem zur Schwermut neigenden, geistig bedeutenden Vater genährt wurde, und dann eine, wie er selbst sagt, unvernünftig christliche Erziehung — es war mehr ein urtümliches als ein pietistisches Christentum — brachte ihn um seine Jugend, zerstörte alle Harmlosigkeit in ihm

Digitized by Google

und gab seinem Leben früh eine Schwere, die ihn fast erdrückte, eine Schwere, die freilich nicht nur auf ihm lag, sondern in ihm, weil er von Natur ein schwerlebiger Mensch war. Und nun denke man sich, daß dieser frühalte, schwermütige, reflexionssüchtige junge Mann, der ganz durchtränkt war vom Geiste des Christentums, zugleich ein Mensch von seltener Begabung war. Er hatte einen Verstand, dessen schneidender Schärfe nichts widerstehen konnte, er hatte eine geistige Verdauungskraft, die fast die ganze philosophische und poetische Weltliteratur bewältigte, er hatte eine wunderbare Beobachtungsgabe, ein Auge, das durch jede Hülle und Maske hindurch in die Tiefe der Menschenseele drang, und über alledem eine glühende Phantasie, die allem, was sein Geist ergriff, die Fülle des Lebens gab. Welcher Zwiespalt, welch furchtbare, lebensgefährliche Spannung mußte in dieser verdüsterten Seele entstehen, als sie nach und nach zum Bewußtsein ihrer eigentümlichen Kräfte kam! Der Geist des Vaterhauses war Demut; in ihm aber erwuchs aus dem Gefühl einer unerhörten geistigen Ueberlegenheit ein natürliches, originales Selbstgefühl, das ihn hoch über die Masse der Menschen wegtrug. Der Geist des Vaterhauses war Entsagung, wies auf das Ewige hin; ihn aber lockte seine dichterische Phantasie in die Welt hinein, ließ ihn das Reich der Schönheit ahnen und die mannigfaltigen Genüsse des Lebens. Der Geist des Vaterhauses war — „Geist"; sein Seelenleben entwickelte sich auf dem vulkanischen Boden einer dämonischen Sinnlichkeit. Welche Widersprüche! Da mußte ein Kampf entstehen auf Leben und Tod, ein Kampf um die innere Existenz: das war unvermeidlich.

Dieser Kampf, den Kierkegaard jahrelang kämpfte, entschied sich in einem Liebeserlebnis. Es war natürlich eine unglückliche Liebe. Er liebte leidenschaftlich, verlobte sich auch mit dem Mädchen, löste aber die Verlobung bald wieder, ohne einen Grund anzugeben, nachdem er zuvor vergebens versucht hatte, durch unliebenswürdiges Wesen, durch allerlei Exzentrizitäten, durch fingierte Untreue sich in Mißkredit zu bringen und die Braut von sich wegzuschrecken, sie — so dachte er wohl — auf eine für sie möglichst schmerzlose Weise von sich zu befreien. Das Mädchen, das sich hoch und heilig verschworen hatte, es werde ihr Tod sein, wenn er sie verlasse, überstand das Unglück und war zwei Jahre später die glückliche Gattin eines anderen. Soweit der äußere Tatbestand. Was dahinter steckte, wird nie ganz klar werden. Kierkegaard sagt in seinem Tagebuch, es habe ihn „Reue über ein früheres Leben und Schwermut"

Digitized by Google

zu dem Schritte bestimmt. Vielleicht — dafür sprechen mancherlei Anzeichen —, daß er irgend eine Jugendsünde auf dem Gewissen hatte, die er so schwer nahm, daß er sie ihr nicht beichten wollte und konnte (und Vertrauen, absolutes Vertrauen war ihm notwendige Grundlage jeder Ehe), vielleicht auch, daß er fühlte, er werde das Mädchen nicht glücklich machen können: jedenfalls stellte sich ihm der Bruch als ein schwer abgerungener Verzicht auf Liebesglück und Lebensglück dar. Von nun an wollte er sein Leben der Idee weihen: der Geist des Vaterhauses hatte gesiegt. Aber während es sonst heißt: „Verlorene Liebe, verlorenes Leben", möchte man hier fast sagen: Verlorene Liebe, gewonnenes Leben. Denn nun hat Kierkegaard sich gefunden; von nun an ist er, was er seiner ganzen Anlage nach werden mußte: eine religiöse Persönlichkeit. Und nun ist auch seine Produktivität entbunden, nun springen die Quellen und er hat alle Hände voll zu tun, den Segen zu fassen. Nun schreibt er, in der unglaublich kurzen Zeit von elf Monaten, sein erstes großes Werk, das Dokument seines Entwicklungskampfes: Entweder = Oder.

* * *

Entweder = Oder ist eine Darstellung der ästhetischen und der ethischen Lebensauffassung. Aber, wie schon angedeutet, keine systematische Darstellung. Kierkegaard gibt kein abstraktes Programm. Er gibt eine dichterische Darstellung des ästhetischen und des ethischen Lebens; er zeichnet uns die Gestalten zweier Menschen, von denen der eine ästhetisch, der andere ethisch lebt. Die Art, wie er dabei verfährt, macht seiner dichterischen Begabung alle Ehre. Bekanntlich ist es ein Gesetz der dramatischen Dichtkunst, daß die dramatische Figur nie sich direkt charakterisieren darf; sondern dadurch, daß sie in dem oder jenen Fall so oder so handelt, so oder so sich äußert, dadurch charakterisiert sie sich indirekt und gewinnt so Leben. Dieses Gesetz befolgt Kierkegaard, bewußt oder unbewußt, aufs genaueste. Die beiden Gestalten die er als Träger der ästhetischen und der ethischen Lebensauffassung uns vorstellt (eigentlich tut das der fingierte Herausgeber des Buches, Viktor Eremita), sie beschreiben nicht ihre Lebensanschauungen: sie schreiben nur aus ihren Anschauungen heraus über dies und das, was sie gerade interessiert. Daher besteht das ganze Buch aus einer Reihe von ästhetischen, psychologischen, philosophischen Abhandlungen, auch aus einigen Aphorismen und poetischen Stücken, die durchaus den Eindruck von Gelegenheits-

Digitized by Google

arbeiten machen und zunächst gar nicht zur Sache zu gehören scheinen. Sie sind aber noch Stil, Stimmung und Ideengehalt so fein berechnet, daß der Leser deutlicher und immer deutlicher die Verfasser dieser Stücke vor seinem Auge auftauchen sieht, als lebendige Menschen. Und zugleich wird seine Reflexion in Bewegung gesetzt und genötigt, von den Verfassern zu abstrahieren, die Motive zu sammeln und daraus allmählich die Lebensanschauungen sich aufzubauen, welche sie beide leben. Kierkegaard vermeidet auf diese Weise, was bei einer so pointierten Gegenüberstellung zweier Anschauungen schwer zu vermeiden war, daß sein Werk schematisch und konstruiert erscheint. Dadurch, daß die Fiktion der zwei Verfasser den Leser dauernd beherrscht, gewinnt das Ganze eine außerordentlich künstlerische Objektivität und Lebenswahrheit.

Der erste Teil von Entweder-Oder, in welchem der Aesthetiker zu Wort kommt, bringt als **Hors d'oeuvre** eine Sammlung von Aphorismen — der Verfasser nennt sie Diapsalmata —, die Kierkegaard, in der Mehrzahl seinen Tagebüchern entnommen, allerdings da und dort etwas umgeformt hat. Sie bilden eine Art rhapsodischen Vorspiels, bereiten die Stimmung vor und geben implizit die wesentlichen Motive der ganzen Komposition. Es sind fein geschliffene, spitze, funkelnde Dinger, die mit viel Laune, mit einer genialen Nachlässigkeit hingeworfen zu sein scheinen. Aber diese Leichtigkeit trügt. Je mehr man sich einliest, desto schwerer wiegen diese Kleinigkeiten und man bekommt nach und nach das Gefühl, als versänke man in einen tiefen Pessimismus. Das ist nun ganz in Ordnung. Die ästhetische Lebensanschauung ist stets mehr oder weniger pessimistisch. Sie hat alle Lebenswerte abgeschätzt und findet nur im Genuß etwas, um dessenwillen es sich lohnt zu leben. Aber das Leben ist nicht auf Genuß eingerichtet. Der Genuß trägt den Widerspruch in sich, daß er das ewig Neue sein will und doch nicht von der Stelle kommt. Er ist eine illusorische Bewegung. Und darum kann er, je mehr man ihn sucht, um so weniger befriedigen und erfrischen; denn nur die wirkliche Bewegung befriedigt und erfrischt. Wer zu lesen versteht, liest aus diesen Aphorismen die Replik Fausts heraus:

> So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
> Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Auch der Genuß ist nichts: das ist's was der Aesthetiker gleichsam in jedem Augenblick zu entdecken fürchtet; das steht hinter ihm, wie ein Gespenst. Daher seine Melancholie, sein Pessimismus.

Digitized by Google

Auf die Diapsalmata, auf diese zwischen Ernst und Scherz seltsam schillernde, im Grund doch tief schwermütige Introduktion, folgt ein **Allegro con fuoco: Die Stadien des Unmittelbar-Erotischen oder das Musikalisch-Erotische**, eine hinreißende Verherrlichung von Mozarts Don Juan und zugleich eine hinreißende Verherrlichung der dämonischen Macht der Sinnlichkeit. Daß der Aesthetiker hier in seinem Element ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Es ist so süß, die eigenen Stimmungen und Leidenschaften in der Konzentration des Kunstwerks zu genießen; es tut dem Herzen, das sonst nur sich selbst lebt, so wohl, sich zu verlieren in rückhaltloser Bewunderung des Genius, um so mehr, als die höchste Bewunderung ja immer der Reflex des höchsten Verständnisses ist, das man dem Kunstwerk entgegenbringt. Nicht genug tun kann sich unser Aesthetiker, die Vollkommenheiten der Oper Mozarts ins Licht zu stellen, ihren feinsten Reizen nachzuspüren, und mit der Befriedigung des Sachverständigen vertieft er sich in die verschiedenen erotischen Zustände der Seele — es ist eine Schwelgerei des raffiniertesten Selbstgenusses.

Im übrigen ist der Aufsatz voll feiner Gedanken und Beobachtungen. Die These, daß die Musik nur das Unmittelbare ausdrücke und daher in der Darstellung der sinnlichen Genialität, also im Don Juan-Stoff, ihren absoluten Gegenstand gefunden habe, ist sehr beachtenswert und könnte unseren Programmmusikern von heute zu denken geben.

Auf „Don Juan" folgt die Abhandlung über den Reflex des Antik-Tragischen im Modern-Tragischen, eine an sich sehr feine Untersuchung, die des Sophokles Antigone psychologisch ins Moderne zu übersetzen sucht; aber das Ganze macht den Eindruck eines Einschiebsels. Vor allem, weil vom Don Juan zu diesem zweiten Stück keine Brücke hinüberführt: Die Ideenkreise der beiden Aufsätze schneiden sich nicht, berühren sich nicht einmal. Und dann: Kierkegaard sollte nun doch das seelische Wesen des Aesthetikers weiterentwickeln. Aber das tut er nicht. Wir erfahren nichts über ihn, was wir nicht schon aus dem Don Juan wüßten, nichts, was uns nicht die folgenden Stücke besser und deutlicher sagten. Was also soll diese Abhandlung im Entweder = Oder? Es gibt darauf eine befriedigende Antwort, die nur freilich den Anstand nicht beseitigt. Kierkegaard hat mit Entweder = Oder den Nebenzweck verfolgt — das geht aus vielen einzelnen Stellen hervor — seiner Braut auf diesem Wege eine Erklärung für den Bruch des Verlöbnisses zu

Digitized by Google

geben, überhaupt, ihr mancherlei zu sagen, was er ihr auf andere Weise nicht sagen wollte. Diesem Nebenzweck verdankt die Abhandlung offenbar ihr Dasein: in dem Verhältnis Antigones zu ihrem Geliebten hat Kierkegaard sein Verhältnis zu Regine Ohlsen dargestellt. Das ist nun zwar an sich sehr interessant, hat aber mit der Idee von Entweder-Oder nichts zu tun und man kann es nur bedauern, daß die schöne Komposition des Ganzen durch ein so unorganisches Einschiebsel verdorben worden ist.

Die naturgemäße Fortsetzung des „Don Juan" bilden die Schattenrisse. Der Leser, der die sinnliche Genialität Don Juans zur Genüge genossen hat, kommt, sofern er einigermaßen sympathetisch gestimmt ist, auf die naheliegende Frage, wie es mit den Opfern dieser schönen Raserei steht. Darauf antworten eben die Schattenrisse, die das Thema vom verführten Mädchen behandeln, in drei Variationen: Marie Beaumarchais, Donna Elvira, Gretchen. Hier kommt der Aesthetiker wieder zu seinem Recht. Mit einer wahren psychologischen Konkupiszenz vertieft er sich in das Seelenleben seiner Heldinnen und unübertrefflich versteht er es, ihre Leiden psychologisch anschaulich zu machen. Aber im Grunde ist die Sache für ihn, was eine interessante Operation für den Arzt ist. Er bleibt ganz kaltblütig. Nie kommt es ihm ernsthaft zum Bewußtsein, daß er es mit menschlicher Not, mit menschlichem Unglück zu tun hat. Nie faßt ihn der Menschheit Jammer an. Für ihn handelt es sich ja nur um ein ästhetisch, psychologisch interessantes Phänomen. Auch hier ist wieder alles ästhetischer Selbstgenuß: er freut sich seiner psychologischen Spürnase, er erbaut sich poetisch, er erlebt sich in den Gestalten, die er darstellt und — das alles nur zum Zeitvertreib. Wollte man die Idee des Aufsatzes begrifflich fassen, so könnte man sagen, es werde hier gezeigt, wie das altruistisch-sittliche Element in statu nascendi sich zersetzt und in das egoistisch-ästhetische übergeht, — ein Prozeß, der immer da auftritt, wo ästhetisches Leben sich bildet. Diese Idee hat Kierkegaard in der den Schattenrissen folgenden Abhandlung noch einmal gestaltet, und dabei vertieft und erweitert, indem er von dem einzelnen Unglück des verführten Mädchens zum Unglück des Menschen überhaupt fortschreitet.

Der Unglücklichste, so heißt dieses Stück, ist ein echt Kierkegaardsches Produkt, zugleich eine höchst abstrakte philosophische Abhandlung und eine schwungvolle lyrische Rhapsodie. „In England, so hebt es an, soll irgendwo ein Grab zu finden sein, das nicht durch ein prachtvolles Monument oder eine stimmungsvolle Um-

Digitized by Google

gebung sich hervortut, sondern durch eine kleine Inschrift: Dem Unglücklichsten". Wer ist der Unglücklichste? Die Antwort gibt eine sehr feine Untersuchung, die das „unglückliche Bewußtsein" psychologisch allgemein bestimmt. Dann wird eine freie Konkurrenz um das Grab eröffnet. Und da kommen sie alle, die großen Unglücklichen: Niobe, Antigone, Hiob, der Vater des verlorenen Sohns und viele andere und schließlich er, der Unglücklichste. Und alle singen sie das Lied ihres Leides in ergreifenden Tönen. Aber das Klagelied verklingt in sich und weckt kein Echo. Kein sittlicher, kein religiöser Gedanke antwortet. Die festen Umrisse des Lebens zerfließen, alle Werte lösen sich auf, der Boden schwindet unter den Füßen, und über dem Abgrund der Verzweiflung schwebt nur die Wollust des Schmerzes in ihrem ohnmächtigen Triumph.

Wir sind auf einem Gipfelpunkt der Entwicklung des Buches angelangt. Wir sehen das ästhetische Leben nun deutlich von einer Seite; und da stellt es sich dar als ein Versuch, die Realität des Lebens, eigene wie fremde Schmerzen und Leiden, immer wieder in die bloße Phantasiewirklichkeit der Kunst überzuführen und so das genießbar zu machen, was sonst sittlich und religiös verarbeitet werden müßte. Kurz gesagt: Wir sehen, wie der Aesthetiker das Leben zur bloßen Tragödie macht — zur bloßen Tragödie, denn das Leben ist etwas mehr als eine Tragödie. Nun führt Kierkegaard uns weiter und zeigt uns das ästhetische Leben von der anderen Seite: Das Leben als Komödie. Wenn der tragische Ernst sich nicht mehr halten läßt, so macht man sich lustig über die ganze Geschichte. Vanitas, vanitatum vanitas, juchhe! Der Stoff zum Lachen ist ja unerschöpflich; das Größte wie das Kleinste, das Schönste wie das Häßlichste, alles ist gleich lächerlich; und nebenbei ist es ein angenehmer Kitzel des Selbstgefühls, die Lacher auf seiner Seite zu haben. So schlägt nun das Weinen ins Lachen, die tragische Stimmung in die komische um, und der Ton gleitet langsam zum Frivolen hinüber.

Die erste Liebe — eine Besprechung von Scribes **Les premières amours** — ist eine amüsante Verspottung der romantischen Liebe, und weil jede normale Liebe romantische Elemente enthält, eine Verspottung der Liebe überhaupt. Kierkegaard, der ein starkes Organ für das Komische hat, dachte dabei zweifellos an seine Braut, die einst hatte sterben wollen als er sie verließ, aber ein Jahre darauf einen andern nahm. Daher gipfelt die Abung auch in der köstlichen Szene, wo einer seine Braut los-

Digitized by Google

werden möchte, aber um keine Welt von ihr loskommt, bis er ihr sagt, daß er schon verheiratet sei; worauf sie endlich von ihm läßt und im Handumdrehen einen andern beglückt: „Groß ist die weibliche Treue, besonders, wenn man sie sich verbittet, unergründlich und unbegreiflich ist sie zu allen Zeiten". — Für die Idee von Entweder-Oder ist diese mitleidslose Verspottung der Liebe sehr wesentlich. Jede normale Liebe strebt nach Vereinigung und möchte die Vereinigung durchs Leben durchführen: das ist die Bedeutung der Ehe. Nun ist aber die Ehe für den, der nur genießen will, eine Unternehmung, die ihre Kosten nicht trägt. Darum will der Aesthetiker nichts von Ehe wissen und darum ist ihm jede echte — sagen wir lieber — normale Liebe mit ihren Akzidenzien von ewigem Treusein und Einander-angehören eine Lächerlichkeit. Aber eben darum liebt er nicht eigentlich. Wie der Gourmand nicht ißt, um den Hunger zu stillen, sondern um die Geschmacksnerven zu kitzeln, so liebt der Aesthetiker nicht, um die normale Sehnsucht nach dauernder Vereinigung zu befriedigen, sondern um die sinnlichen und geistigen Reize zu genießen, die einem Liebeshandel abzugewinnen sind, ein Gedanke, der im letzten Stück von Entweder-Oder, im Tagebuch des Verführers, konsequent durchgeführt wird. — Wie im Don Juan, so kommt auch in der ersten Liebe wieder die Kunstbegeisterung des Aesthetikers zum Ausdruck. Das ist allerdings für den, der das Scribesche Vaudeville liest, fast zum Lachen. Denn er findet da eine unbedeutende Kleinigkeit, die erst in des Aesthetikers Besprechung zu dem Meisterwerk wird, als das er es bewundert. So schwelgt er wieder eigentlich im Genuß seines eigenen Geistes wie im Don Juan, nur daß es hier fast komisch deutlich wird.

Die Frivolität der „ersten Liebe" wird noch überboten durch die Wechselwirtschaft. Wir haben da eine Art Leitfaden der Lebenskunst, hübsch geschrieben und witzig und frech, wie es sich für den Aesthetiker gehört. Er geht aus von dem Satz, daß das absolut Böse, die Wurzel alles Uebels in dieser Welt — die Langeweile ist, wogegen sich vom ästhetischen Standpunkt aus freilich nichts einwenden läßt. Es gilt also die Langeweile zu bekämpfen. Wie das zu machen ist, wird in einer sehr sinnvollen Theorie, in der Lehre von der Wechselwirtschaft, auseinandergesetzt, die auf den praktischen Grundsatz hinausläuft: Nie sich festfahren in einem Erlebnis! Nie sich soweit engagieren, daß man irgendwie stecken bleibt, sonst wird man unfehlbar eine Beute der Langweile. Darum genieße man stets mit Bewußtsein, sonst kommt man zu sehr in Schwung und

Digitized by Google

rennt sich fest. Darum — natürlich! — keine Ehe, sondern vorübergehende Liebschaften; darum keine Freundschaft, sondern kleine anregende Verbindungen, die man stets leicht wieder lösen kann; darum keinen Beruf, sondern allerlei brotlose Liebhabereien, die man nach Laune betreibt und wieder liegen läßt. Mit solchen Grundsätzen macht man etwas aus dem Leben. Und wo das Leben unangenehm wird, da hilft man sich mit Willkür. Gibt es doch kein Erlebnis, dem man nicht eine künstlerisch oder psychologisch interessante Seite abzugewinnen vermöchte! Eine Feuersbrunst kann als ästhetisches Schauspiel genossen werden, ein langweiliger Mensch, wenn man ihn scharf beobachtet, kann durch die unfreiwillige Komik seines Wesens unterhalten. So drückt man sich um die Realität des Lebens. — Die Wechselwirtschaft ist, wie gesagt, sehr amüsant zu lesen; die unbefangene naive Frechheit und Gewissenlosigkeit, mit der diese Klugheitslehren vorgetragen werden, wirkt erheiternd. Man darf aber dabei nicht übersehen, daß hinter dieser Lebensbetrachtung doch eine erschreckende Gemütslosigkeit und kalte Grausamkeit steckt, was der Ethiker im zweiten Teil von Entweder = Oder seinem ästhetischen Freund nicht verfehlt, nachdrücklich vorzuhalten.

Das letzte Stück des ersten Titels ist die berühmte Novelle: Das Tagebuch des Verführers. Freilich eine Novelle, die manchmal eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer psychologischen Untersuchung hat, aber durch den Gesamteindruck doch eine Novelle. Hier finden wir nun alle Motive des ästhetischen Lebens in einem mit bedeutender, stellenweise hinreißender dichterischer Kraft gezeichneten Bilde gesammelt. Daß dies Bild gerade eine Liebesgeschichte darstellt, entspricht durchaus der Idee von Entweder = Oder. Denn im Verhältnis zum Weibe winkt dem Aesthetiker der tiefste, intensivste Genuß, den das Leben zu geben vermag; daher, wie Johannes der Verführer sagt, wer keinen Drang zum Studium des Weibes verspürt, jedenfalls kein Aesthetiker ist. Johannes ist im Gegensatz zu Don Juan der reflektierte Verführer. Don Juan ist die Inkarnation der Sinnlichkeit. Aus ihm heraus wirkt die Sinnlichkeit als dämonische, unwiderstehliche Macht, die unersättlich Opfer um Opfer fordert. Daher der rauschende Siegeszug seiner Verführung. Daher das rasende Tempo. Sich mit der Einzelnen abzugeben, das Püppchen mit allerlei Brimborium zurechtzukneten — dazu hat er keine Zeit. Er macht kurzen Prozeß und kann sich das leisten. Aber Don Juans Wesen ist Naivität und darum ist er kein Aesthetiker. Und darum ist die Verführung für den Aesthetiker Johannes ganz

Digitized by Google

etwas anderes. Für ihn kommt es darauf an, wie die Sache angegriffen werden soll, damit möglichst viel Genuß dabei herauskommt. Es ist schon angedeutet worden, daß der Aesthetiker nicht eigentlich lieben kann: er will nicht die Vereinigung im weitesten Sinn, er will nur die sie begleitende sinnliche und geistige Wollust. Aber die feinste, tiefste Wollust der Liebe ist für ihn, geliebt zu werden mit der höchsten Leidenschaft, mit schrankenloser, absoluter Hingabe. Was er also vor allem braucht, ist ein Mädchen, das lieben kann, das zu verführen der Mühe wert ist — er versichert, es gebe nicht allzuviele von dieser Sorte; hat er sie gefunden, so liegt für ihn die Pointe der Geschichte darin, sie durch raffinierte, systematische Beeinflussung so zu bezaubern, sich — wie er sagt — so in sie hineinzudichten, daß sie ihren freien Willen nur noch dazu hat, sich ihm hinzugeben. Hat er sie soweit, hat er das Letzte genossen, so ist der Fall erledigt. Denn er „glaubt zwar an die Liebe, hat sich aber die private Meinung vorbehalten, daß eine Liebesgeschichte höchstens ein halbes Jahr dauert". Es würde zu weit führen, im einzelnen zu schildern, wie diese Verführung zuwege gebracht wird, wie er das Mädchen zunächst durch angenommene Gleichgültigkeit und Kälte reizt, wie er sie durch einen schlicht bürgerlichen Heiratsantrag überrumpelt, wie er sie durch raffiniert berechnete Liebesbriefe „erotisch entwickelt", sie dazu bringt, die Verlobung als eine ungenügende, konventionelle Form ihrer Liebe zu lösen und sich ihm schrankenlos, bedingungslos hinzugeben. Das Ende ist, daß er sich mit kühlem Achselzucken von ihr wendet: „Ich habe sie geliebt, aber nun kann sie meine Seele nicht mehr beschäftigen. Wenn ich ein Gott wäre, so wollte ich für sie tun, was Neptun für jene Nymphe tat: Ich würde sie in einen Mann verwandeln".

So glänzend das Tagebuch des Verführers im ganzen geschrieben ist — ich mache hier besonders auf die kleinen erotischen Nebenbelustigungen aufmerksam, die Johannes, streng nach den Grundsätzen der Wechselwirtschaft, veranstaltet —, so stark das Interesse erregt wird für den unheimlichen, dämonischen Menschen, dessen Bekanntschaft man da macht: schließlich wendet man sich doch mit einem gewissen dégoût, in den sich fast so etwas wie Mitleid mischt, von ihm ab. Man hat das Gefühl, daß dies Leben, das sich in einer trostlosen Einsamkeit abspielt, weil es sich im Grund immer nur mit sich selbst und wieder mit sich selbst beschäftigt, daß es eigentlich kein Leben ist; und man zweifelt, ob es sich wirklich durchführen

Digitized by Google

läßt. Das systematische Raffinement muß sich schließlich selbst zum Ekel werden, die Genußfähigkeit muß schließlich versagen, weil immer höhere Ansprüche an sie gestellt werden. Damit aber verliert dieses Leben allen Sinn und allen Halt und das Ende ist ein mehr oder weniger verzweifelter Pessimismus. So entläßt der erste Teil von Entweder = Oder den Leser in derselben Stimmung, mit der es ihn empfing. Und Kierkegaard will damit sagen — er spricht es freilich nicht aus — daß man rein ästhetisch nicht leben kann, sofern man mit einiger Konsequenz lebt.

* * *

Tritt man mit solch' ernsthaften Gedanken aus dem ersten Teil von Entweder = Oder in den zweiten hinüber, so findet man sich bald in einer sonderbaren und fast komischen Verlegenheit. Man ist der Genußphilosophie überdrüssig geworden, man ist bereit und geneigt, nun die Philosophie des Sollens, die Stimme der Pflicht, der Verantwortung, des sittlichen Muts zu hören und findet nun zu seiner peinlichen Ueberraschung, daß die Ethik doch wesentlich langweiliger ist, als die Aesthetik. Der Assessor Wilhelm, der Ethiker, ist zwar eine wirklich sympathische Erscheinung. Seine ruhige, männlich kräftige Sprache, sein warmes, mitfühlendes Herz, sein pathetischer und doch milder Ernst, sein ganzes, sonnenklares Wesen wirkt erfreulich, wirkt doppelt erfreulich neben der glänzenden Geistreichigkeit, dem kalten Egoismus, der unstäten Beweglichkeit des Aesthetikers. Es ist, wie in einer Beethovenschen Symphonie, der Reiz eines homophonen, konsonierenden Satzes, nach einer polyphonen, vielfach dissonierenden Entwicklung. Allein auf die Dauer vermißt man die Dissonanz. Der Geist der Bravheit und Biederkeit, der das Buch regiert, die temperierte gleichmäßige Wärme, die alles durchdringt, der ewige blaue Himmel — schließlich geht's einem auf die Nerven und man kommt dahinter, daß der Assessor bei all seinen vorzüglichen Eigenschaften ein Philister ist, wenn auch so zu sagen, ein Philister im großen Stil. Das darf man nun Kierkegaard nicht ohne weiteres zum Vorwurf machen. Denn eigentlich ist das ja ganz in Ordnung. Der Ethiker als solcher ist immer ein Philister — mehr oder weniger, und muß es sein. Denn alle Ethik ist wesentlich rationalistisch, hält das Leben für rational. Daher weiß sie so genau, was der Mensch tun soll und wollen soll und was gut für ihn ist und was seine Erlebnisse zu bedeuten haben. Jede [illegible]re Betrachtung des Lebens führt aber darauf, daß das Leben

Digitized by Google

nicht rational ist, nicht in des Menschen Kopf hineingeht. Wer das nicht merkt, wer auf die Dauer sich einbildet, er verstehe das Leben, wer im Leben noch nicht ein Problem sieht, der wird unabänderlich zum Philister, sobald er eine Lebensanschauung predigt. Das gilt auch für unseren Assessor. Er ist ein Philister und er muß es sein — davor kann ihn auch Kierkegaards Geist nicht bewahren — eben weil er eine ethische Lebensanschauung vertritt, weil er meint, daß man mit dieser Anschauung wirklich, ernsthaft leben könne.

Die Frage ist nun, ob Kierkegaard das gesehen hat, ob er es so gemeint hat. Wollte er am Ende den Leser zwischen den Zeilen lesen lassen, daß ethisch nur leben kann, wer einem glatten Optimismus huldigt? Daß, wer das Leben tiefer erfaßt, nicht ethisch leben kann? Eigentlich durfte er das nicht wollen; sonst war sein Werk nicht mehr ein Entweder-Oder, sondern ein Weder-Noch, ein großes Fragezeichen. Nein, ursprünglich war es Kierkegaards deutliche Absicht, den Leser auf die ethische Existenz, als die allein mögliche und menschenwürdige hinzuweisen. Aber er hat sich dabei selbst Gewalt angetan. Er ist — ou peu s'en faut — er ist der Aesthetiker des ersten Teils; aber er ist nicht der Ethiker des zweiten. Er hat sich aus der ästhetischen Existenz, die er wirklich erlebt hatte, herausgearbeitet; und nun dichtet er sich in die ethische Existenz hinein, ohne sie doch erlebt zu haben — was sich, nebenbei gesagt, auf fast komische Weise darin spiegelt, daß er, der Junggeselle, es unternimmt, die Ehe zu verteidigen und zu verklären. In dieser Rolle hält er es aber auf die Dauer nicht aus. Er sieht, daß es mit der ethischen Existenz auch nichts ist; darum weißt er am Schluß des zweiten Teils in einer Predigt, die den zwei Aufsätzen des Ethikers angehängt ist, auf ein drittes Stadium hin, das über dem ästhetischen und dem ethischen steht, auf das religiöse; und hier kündigt sich schon die später aufgestellte, berühmte Definition Gottes an, die das Leben ein für allemal für irrational erklärt: Gott ist das absolute Paradox. Damit ist nun aber die ethische Existenz preisgegeben, die Idee von Entweder-Oder zurückgenommen. Es ist kein Entweder-Oder mehr, aber — auch nicht bloß ein Weder-Noch. Das Werk ist über sich selbst hinausgewachsen; seine Wurzeln haben das Gefäß, in das es gepflanzt war, gesprengt. Und damit wird Entweder-Oder zur Vorstufe des nächsten monumentalen Werks, das Kierkegaard schreibt, zur Vorstufe der „Stadien auf dem Lebensweg". Hier stellt er von seinem neuen Standpunkt aus die drei Stadien dar und hier fällt nun der Akzent durchaus

Digitized by Google

auf das dritte, das religiöse Stadium. Nach alledem hatte also Kierkegaard, so lange er an Entweder-Oder schrieb, das religiöse Stadium noch nicht vom ethischen geschieden; als Stadium hat er es wohl erst hinterdrein entdeckt, wie es ja hier und da vorkommt, daß einer etwas erst versteht, nachdem er ein Buch darüber geschrieben hat.

Die Ethik, die Kierkegaard im zweiten Teil von Entweder-Oder aufstellt, wird von dem Assessor Wilhelm in zwei größeren Aufsätzen vertreten: Ueber Die ästhetische Gültigkeit der Ehe und über Das Gleichgewicht des Aesthetischen und des Ethischen in der Entwicklung der Persönlichkeit. Beide sind in der Form von Briefen gehalten, die der Ethiker an seinen ästhetischen Freund richtet. Das ist ein sehr glücklicher Gedanke: indem der Schreiber beständig auf sich und seine Lebenspraxis, wie auf die seines Freundes exemplifiziert, wird die ethische Lebensanschauung die er vertritt, wieder zu einem poetisch anschaulichen Lebensbild, wenn auch zugestanden werden muß, daß etwas mehr graue Theorie mit unterläuft, als nötig wäre. Das Ganze könnte, nach Form und Ideengehalt charakterisiert werden, als ein Versuch, die Kantische Ethik zu verlebendigen. Natürlich bezieht sich die Abhängigkeit von Kant nur auf den Grundgedanken; im Einzelnen ist Kierkegaard ganz eigen und bringt eine Fülle von originellen, feinsinnigen Gedanken und Betrachtungen. Zum wertvollsten gehört wohl die These, daß das Grunderlebnis der ethischen Existenz die Wahl ist, das strikte Entweder-Oder. Der Aesthetiker kennt im Grund keine Wahl; bei ihm heißt es: entweder du heiratest oder du heiratest nicht, bereuen wirst du beides. Dagegen der sittliche Mensch vollzieht die Wahl mit Pathos, mit Energie, mit Verantwortlichkeitsgefühl: das eben macht ihn zum sittlichen Menschen.

* * *

Eine zusammenfassende Betrachtung von Kierkegaards Erstlingswerk wird die große Bedeutung desselben rückhaltslos anerkennen müssen. Kierkegaards Landsmann Georg Brandes meint, wenn das Buch nicht zufällig in der wenig gelesenen dänischen Sprache geschrieben wäre, so würde es längst unter den größten Werken der Weltliteratur rangieren. Das mag richtig sein. Doch ist es fraglich, ob es darum mehr gelesen würde. Kierkegaard ist nämlich ziemlich schwer zugänglich. Er wird manchen abschrecken durch seine Art (oder Unart), aus dem Ton der anschaulichsten poetischen Darstellung,

Digitized by Google

in die trockenste, abstrakteste Gelehrtensprache überzugehen und mit philosophischen Schulwörtern um sich zu werfen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Sodann muß auch zugestanden werden, daß das Werk stellenweise sehr nachlässig geschrieben ist, so daß man oft Mühe hat, ihn zu verstehen. Es gehört also Mut dazu, sich an das Buch zum machen. Aber wer sich durchschlägt, wird sich geistig bereichern und manchen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen. Der ideelle Ertrag des Buches ist freilich nicht ganz der, den Kierkegaard herausbringen wollte. Er hat gezeigt, daß man konsequent ästhetisch nicht leben kann; aber daß man ethisch leben könne, wenn man das Leben ernst nimmt (oder richtiger, wenn einen das Leben ernst nimmt), das zu zeigen ist ihm nicht gelungen und konnte ihm nicht gelingen, weil tatsächlich die Ethik immer da versagt, wo das Leben kritisch wird, wie umgekehrt die Krisen des Lebens sich dadurch als Krisen legitimieren, daß man mit den bisherigen Grundsätzen scheitert. Indessen hat eben die Arbeit am zweiten Teil von Entweder-Oder Kierkegaard dazu verholfen, diese Wahrheit zu entdecken, und er hat auch, wie schon bemerkt, die neue Erkenntnis am Schluß seines Werkes angedeutet. Dadurch wurde nun allerdings der Grundgedanke des Werkes — Entweder - Oder! — zerstört, aber zugleich bekam es eine großartige Perspektive, die uns ahnen läßt, in welch gewaltiger Entwicklung Kierkegaard begriffen war.

Digitized by Google

Briefe Yorks und Schinkels an Theodor von Schön.

Mitgeteilt von

Dr. W. Ziesemer.

Das Schloß Marienburg, das seit 1773 als Kaserne diente, war in den Jahren 1798—1802 als Getreidemagazin eingerichtet worden und drohte zu verfallen. Da hatte der neunzehnjährige Max von Schenkendorf in seinem bekannten Artikel im „Freimüthigen" vom August 1803 gegen eine weitere Zerstörung mit lebendigen Worten Einspruch erhoben. Sein Mahnwort: „wer retten will und kann, der rette bald; denn Eile ist nötig", war nicht ungehört verklungen. Schon im August 1804 befahl der König, daß man für die Marienburg als eines „Denkmals alter Baukunst" Sorge tragen solle.

Doch die nächsten Jahre brachten wichtigere Aufgaben. In diesen Jahren aber, besonders seit in der Provinz Preußen der Anstoß zur Erhebung von 1813 ausgegangen war, gedachte man der alten deutschen Herrlichkeit in dem Lande zwischen Weichsel und Memel und fand die Liebe zu den Stätten jenes entschwundenen Glanzes wieder.

Erst der neue Oberpräsident von Westpreußen, Theodor von Schön, regte im November 1815 die Wiederherstellung der Marienburg beim Könige von neuem an, der gern die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellte. Im August begannen die Arbeiten am Hochmeisterpalast im Mittelschloß, und in wenigen Jahren waren die wichtigsten Räume, der große Remter, der Sommer- und Winterremter wiederhergestellt. Schön war unablässig und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit tätig, die preußischen Provinzen, die Städte, die Gebildeten aller Stände, besonders die Architekten, Gelehrten und Staatsmänner für das Bauwerk zu interessieren und Geldmittel, Spenden und Stiftungen von ihnen zu erbitten. Wie er sich im

Digitized by Google

Jahre 1822 an Niebuhr, der damals in Rom weilte, mit der Bitte um Hilfe wandte, ist im Juliheft 1911 der „Preußischen Jahrbücher" ausgeführt worden.

Am 20. Juni 1822 wurde in Meisters Sommerremter ein romantisches Fest zur Feier der Wiederherstellung des Marienburger Schlosses gefeiert. Der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., ein begeisterter Verehrer der Marienburg, schloß seinen Trinkspruch mit den Worten: „Alles Gute und Würdige erstehe wie dieser Bau." — Eichendorff berichtet in seiner Marienburgschrift über das Fest: Der Kronprinz versammelte viele edle Preußen um sich zu einem festlichen Ehrentisch, nach 360 Jahren wieder dem ersten, den ein deutscher Fürst in diesem Saale gegeben. „Da weckte Trompetenklang von der Empore manche große Erinnerung, die hier verkannt und verschüttet seit Jahrhunderten geschlummert, da leuchtete ringsumher die sonnenhelle Landschaft durch die hohen, wieder freigewordenen Fenster herauf, im Hofe wimmelte es wieder bunt und jauchzend, wie in Meister Winrichs großen Tagen. Auch ein Liedsprecher in der alten Tracht hatte sich aus Danzig eingefunden und begrüßte während der Tafel den hohen Herrn mit einem Liede zur Zither, das der Kronprinz, den frisch gefüllten Becher erhebend, mit einem Trinkspruch erwiderte."

Hier seien zwei bisher unbekannte Briefe an Schön, deren Originale im Marienburger Schloßarchiv ruhen, mitgeteilt. Diese Briefe Yorks und Schinkels zeigen von neuem, wie unermüdlich Schön für seinen Liebling, die Marienburg, tätig war, sie dürften aber auch um ihrer Schreiber willen von Interesse sein.

I.

York an Schön.

Euer Excellenz

hegen einen solchen Eifer für die Wiederherstellung der Marienburg, daß es mir sehr begreiflich ist, wie heftig die Ungeduld sein muß, wenn sich Hindernisse darin finden. Ich bedaure sehr, daß der Fortlauf der guten Sache Hemmungen erfährt. Es geschieht dies ja aber immer bei jeder großen Unternehmung. Die Natur setzt solchem Widerstande ein um so stärkeres Streben entgegen, und der große Geist wird durch Hindernisse die sich ihm widersetzen desto kühner. Hiernach befürchte ich noch nichts wegen der gefaßten rühmlichen Absicht für Marienburg. Die Erhaltung seiner Denk-

Digitized by Google

würdigkeit erfreut sich Euer Excellenz festen Willens und starken Kraft; alles Entgegenwirken wird daran brechen; das mächtige Wirken wird zum hohen Ziele führen. Die neuesten Einleitungen dazu im Gespräche darüber mit dem Kronprinzen, der Vorsatz dem Könige die Sache in der beabsichtigten Art vorzustellen, lassen den günstigsten Ausgang hoffen. Aber gesetzt dieser unterbliebe, wie so mancher glücklicher Erfolg vom Ringen nach einem Gemeingut des Volkes unterbleibt, so hat die Bemühung schon jetzt einen schönen Lohn. Das gefeierte seltene Fest wird durch den ewig denkwürdigen Ausspruch des Kronprinzen, den großen Werth des für das Werk gehabten Willens bekunden, ja der gemachte Anfang desselben, würde mit schöpferischer Kraft bald einen hellen Geist erwecken, der unter günstigen Umständen das glücklich ausführte, was jetzt rühmlich begonnen ist. Aber ich sage dies nur für den Fall des schlimmsten Ereignens und hoffe dabei das beste, wünsche daher auch beharrliche Ausdauer nebst Begünstigung des Glücks dazu. Wie Alles jedoch auch kommen mag, so bitte ich, in Betref meiner, nichts Besonderes in der Sache zu tun. Es wird mir immer genügend sein einen guten Willen in der Sache gehabt zu haben. —

Euer Excellenz Ansicht über die Weltverhältnisse sind, wie alles was Ihr Scharfsinn auffaßt, groß und umfaßend. Die Regsamkeit der Zeit spricht sich jetzt über alle Teile der Erde aus, und es ist nicht zu leugnen, daß der Kampf der alten Stoffe mit den neuen eine Explosion vorbereitet. Wenn man die Resultate aller seit kurzem gehaltenen Berathungen genau erwägt, so läßt sich von der zu Verona wahrlich mehr fürchten als hoffen. Unsere Staatskünstler haben uns leider schon früher, nicht nur um die Frucht gebracht, deren Genusses sich unser Volk durch die ewig denkwürdige Kraftäußerung so würdig gezeigt hat, sondern haben auch Alles in ein solches Verhältniß gestellt, welches das Ganze fortzureißen, ja zu vergraben droht. Nichts ist wohl unpaßender als ohnmächtig gegen Elemente der Natur streben zu wollen. Der Fluth eine zweckmäßige Richtung zu geben, dies nur kann Seegen bringen. Eine Verdämmung führt zu Durchbrüchen, und diese stürzen in Untergang. Es gab einen Moment in unserer Zeit, der unserm Staat eine würdige Stellung hätte geben können. In diesem Moment die Meinung der Zeit auffaßen und, sie mit Weisheit leiten, würde uns zum Hauptstützpunkt von Deutschland gemacht, und ein moralisches so wohl als physisches Uebergewicht gegeben haben. Aber zum Auffaßen wie zum Leiten großer Begebenheiten

Digitized by Google

gehört eine andre als durch Wollust entnervte und durch Alter abgestumpfte Kraft.*) Sich dabei noch brüsten mit den ehmals so viel gepriesenen diplomatischen Kniffen und mit der so genannten schlauen Gewandtheit, ist Albernheit. So Etwas ist der Zeit eben so wenig anpaßend, als die ehemaligen steifen Rockschöße. Die Völker dieser Zeit wollen Offenheit und Zutrauen, nicht Schwächen. Schwäche gebiert Furcht, und Furcht verbirgt sich hinter Trug und Lügen. Nichts macht aber den Gegner kühner und verlangender als entdeckte Furcht und Trügerei. Darum muß nur Offenheit und Zutrauen walten. Beide sind aber Produkte der geistigen Kraft, und diese Kraft ist von Ewigkeit zu Ewigkeit herrschendes Princip. Es ist traurig daß die Geschichte der Vergangenheit der Gegenwart nicht fruchtbar wird, für das Ganze so wenig wie für den Einzelnen. Jeder dünkt sich weiser als seine Vorfahren, und will nur nach seiner eignen Erfahrung den allgemeinen Weg bahnen; was meistentheils mit Nachtheilen geschiehet. — Verzeihen Euer Excellenz die Fantasie eines alten invaliden Eremiten, der seit beinahe zwei Monathen an der schmerzhaftesten Kopfgicht leidet, daher auch Entschuldigung verdient, daß dieses Antwortschreiben so lange verzögert ist.

Gott nehme Euer Excellenz in seinem Schuz u. erhalte Sie, denn es kann bald die Zeit kommen, in der Sie dem Vaterlande werden eine Stüzze sein müßen.

Kleinöls d. 22sten Oktobr. 1822.

York.

II.

Schinkel an Schön.

Hochwohlgeborener Wirklich Geheimer Rath,

Insonders hochzuverehrender Herr Oberpraesident,

Eurer Excellenz bin ich lange eine Antwort schuldig geblieben, woran theils die Abwesenheit des Kronprinzen Kgl. Hoheit und theils die des Herzogs Carl Hoheit**) schuld war, indem erst jetzt, da diese Herren wieder zusammen hier sind, die Anträge Eurer Excellenz zur Sprache gebracht werden konnten. Außerdem gestehe ich aufrichtig, daß ich gern noch länger geschwiegen hätte, seitdem über den Schmuck

*) Hieb gegen den Staatskanzler Fürsten Hardenberg, der übrigens nicht lange nachher (im November) starb.

**) von Mecklenburg.

Digitized by Google

von Marienburg Beschlüsse gefaßt werden, die in meinen Augen ein ehrwürdiges, reines und tadelloses Werk beflecken. Ueber das Ausstoßen gewisser historischer Momente für die Glasgemälde im großen Remter kann ich bei dieser Gelegenheit nur erinnern:

Möchte doch die heutige christliche deutsche Zeit von den unumstößlichen Grundfesten Europäischer Kultur, welche das alte Volk der Griechen aufbaute lernen: den Hochmuth aufzugeben und demüthig ein göttliches Schicksal anerkennen, was über die herrlichsten und schönsten Menschenverhältnisse unausbleiblich in der Zeit seine Macht ausübt. Der Mensch, würdig im Kampf mit diesem Schicksal dastehend, war da, wo jemals Kunst hervortrat, für diese die würdigste Aufgabe.

Wo historische Wahrheit und Consequenz in einem Kunstwerke aufgegeben wird, wo man verstecken und bemänteln will, was seine Folgen vor aller Welt Augen weit verbreitet hat, da kann man unmöglich noch auf unbefangene Theilnahme und allgemeines Interesse Rechnung machen. Ein solches Werk wird, als das Geschöpf einer selbstsüchtigen und eiteln Zeit, mit dieser untergehn. —

. . . Ob wir hier noch öffter in unseren Arbeiten den Marienburger Geist verfehlen werden und dadurch die prinzliche Kasse für die Auszierung hiesiger Räume statt der zu Marienburg erschöpft wird, muß freilich die Zeit lehren, indem der einmal festgestellte Plan zwar von unserer Seite ruhig verfolgt wird, es dann aber auf die Beschlüsse in Marienburg ankommen wird, was davon ausgestoßen werden soll, welches freilich bei weitem noch nicht so schmerzlich ist als ein früher schon einmal angedrohetes barbarisches Zertrümmern solcher dort nicht gefälliger Kunstwerke — ich lobe mir griechischen Sinn und die Feinheit dieses Volks — und hoffe dabei dennoch ein echter Teutscher zu bleiben.

Eure Excellenz werden gütige Nachsicht mit meiner Aufrichtigkeit haben, zu der mich nur das vollkommene Vertrauen auf die edle und wahrhaft reine Gesinnung Eurer Excellenz veranlaßt hat, und welche nie aufhören wird mich zu erfüllen mit der tiefsten Hochachtung und Ergebenheit, womit ich verharre

Euerer Excellenz

ganz gehorsamster

Schinkel.

Berlin den 2. Oktober 1822.

Digitized by Google

Die Schullasten und die Verödung des Landes.

Von

G. W. Schiele.

I.

In den letzten Monaten haben zwei Herren, nämlich Freiherr von Zedlitz, M. d. A., und Herr von Batocki, M. d. H., ein Problem wieder aufgestört, das für die Zukunft der deutschen Nation von der allergrößten Bedeutung ist. Es ist die ungleiche, ungerechte Verteilung der Kommunallasten, insbesondere der Schullasten, wir möchten sagen der Kulturlasten. Die preußische Volksschule soll dem Prinzip nach für das Volk unentgeltlich sein. Sie ist es aber nicht, oder doch nur in sehr unvollkommener Weise, und ist es darum nicht, weil sie nicht eine Staatslast ist, sondern eine Gemeindelast. Die durchschnittliche preußische Gemeinde braucht, um ihre Schule zu finanzieren, einen Aufwand, der im Durchschnitt ungefähr 100 Prozent der Einkommensteuer beträgt. Aber diese Durchschnittsgemeinde gibt es nicht, oder doch nur als Ausnahme. In der Wirklichkeit gibt es auf der einen Seite reiche Gemeinden, die den Geldsack, die Steuerkraft vieler reicher Mitbürger zur Verfügung haben, um hineingreifen zu können, und auf der anderen Seite arme Gemeinden, die das nicht haben, und die Steuerkraft ihrer ärmeren Mitbürger um so mehr anspannen müssen. Dazu kommt, daß die reicheren Gemeinden zugleich kinderärmere Gemeinden sind und die ärmeren Gemeinden zugleich kinderreiche Gemeinden. Z. B. eine Gemeinde von 10 000 Seelen, wenn sie zu den reichen Vorzugsgemeinden gehört, hat vielleicht nur 900 Schulkinder; eine gleichgroße Gemeinde, wenn sie zu den armen und zugleich kinderreichen zählt, hat vielleicht 2700 Schulkinder, das Dreifache also. Soweit nämlich gehen in den Gemeinden Kinderarmut und Kinderreichtum auseinander. Nun aber, wenn wir diese um das

Digitized by Google

Dreifache verschiedene Schullast projizieren nicht auf die Einwohnerzahl, sondern auf die Steuerkraft aus Einkommensteuer, so kommen noch viel größere Unterschiede heraus. Es gibt reiche Gemeinden, die, um ihre Schullast zu decken, nur 50 %, ja der Grenzfall ist: nur 17 % ihrer Einkommensteuer anzugreifen brauchen.

Es gibt auf der anderen Seite arme Gemeinden, die, um ihre Schullast zu decken, mehr als 100 % der Einkommensteuer aufwenden müssen: 300 %, 500 %, ja der Grenzfall der Wirklichkeit liegt bei 700 oder 800 %, also beim 40fachen derjenigen Anstrengungen, die die glücklichsten Gemeinden nur zu machen brauchen. Der Nachweis dieser Zahlen stammt von Herrn von Batocki, Freiherrn von Zedlitz und Herrn Erwin Stein.

Das sind doch ungeheure und wahrhaftig gefährliche Verschiedenheiten. Solche glücklichen Gemeinden sind z. B. Friedenau, Görlitz, Charlottenburg, Frankfurt a. M. Diese können pro Kopf des Schulkindes ca. 120 Mk. aufwenden, indem sie das Schulkind mit allem vernünftigen und unvernünftigen Schulluxus beschenken, und brauchen darum ihren Steuerzahlern doch noch nicht den zehnten Teil des Aufwandes zuzumuten, den in den armen Gemeinden die armen Steuerzahler leisten müssen, wenn auch nur 20 Mk. auf den Kopf des Schulkindes ausgegeben werden sollen. Von der Gemeinde Grunewald erzählt man sich, daß ein reicher Mann (mehrfacher Millionär) eine Villa von 100 000 M. [Mietswert 5000 M.] umsonst hätte, allein aus den Steuerersparnissen, die er jährlich macht gegenüber dem Aufenthalt in einer notleidenden Gemeinde, wie z. B. Königsberg oder Kattowitz. Solche notleidenden Gemeinden sind einige östliche Großstädte und viele Städte mit Industriecharakter in Westfalen und Schlesien.

II.

Wir haben bis jetzt einen Unterschied nachgewiesen zwischen Gemeinden gleicher Größe, z. B. auch zwischen Großstädten, in denen die einen geldreich, kinderarm, volkarm sind, die anderen geldarm, kinderreich, volkreich sind. Es ist das zugleich aber auch ein Unterschied zwischen Stadt und Land. Städtische Gemeinden haben in der Regel schon, weil sie groß sind, reiche Steuerzahler, aus deren Geldsack sie ihre Schulen bezahlen können. Landgemeinden aber sind in ihrer Mehrzahl viel zu klein, als daß sie immer reiche Steuerzahler haben könnten. Wer bezahlt dann die Schule? Sowohl in großen wie in kleinen Gemeinden

Digitized by Google

müssen, wenn die Anspannung der Einkommensteuer 300 % übersteigt, 500 vielleicht, sogar (s. o.) 700—800 % erreichen würde, wenn man aus ihr allein die Schullast finanzieren wollte — müssen, sage ich, die anderen Steuerkräfte herhalten: das sind die Grund- und Gebäudesteuer und Gewerbesteuer. Dies sind nun aber keineswegs Steuern, die nur auf die starken Schultern fallen, die nach der Leistungsfähigkeit umgelegt sind. Sondern diese bezahlt das ganze Volk und selbst die Besitzschwachen und Besitzlosen. Denn z. B. die Gebäudesteuern fallen auf die Mieter. In den Wohnmieten und vielen anderen Preisen solcher Art bezahlt das Volk seine Schullast selber, überall da, wo die Einkommensteuer nicht ausreicht. Die preußische Volksschule ist in solchen Gemeinden weit davon entfernt, für das Volk unentgeltlich zu sein. Auf dem Lande reicht die Einkommensteuer wohl nie aus, um die Schullast zu bezahlen. Hier müssen die Gemeindesteuern herhalten, und die trägt der Eigentümer, der kleine so schwer wie der große, der Rittergutsbesitzer wie der Bauer und Kossäth und sogar jeder hausbesitzende Arbeiter. Hier muß das Volk seine Schule recht teuer bezahlen. Bekanntlich ist die Schule Gemeindesache nur in bezug auf das Bezahlen. Regieren tut darin der Staat auf Kosten der Gemeinde, was der Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit dieses Regierens nicht gerade förderlich ist. Nun sind zwar durch das jüngst erlassene Schulunterhaltungsgesetz gerade den kleinsten und ärmsten Gemeinden starke Staatszuschüsse gewährt worden, aber solche Staatszuschüsse sind eine gefährliche Wohltat. Diese Gemeinden bleiben auch mit den Staatszuschüssen immer noch weit von dem Durchschnitt der Kommunalbelastung entfernt. Sie sind notleidend und müssen es auch bleiben. Ihre Bedürftigkeit ist ja die Voraussetzung der Staatszuschüsse. Keine Hoffnung, daß auf diese Weise jemals ein gesunder Ausgleich zustande käme. Der Fehler liegt doch eben darin, daß eine preußische Gemeinde ohne eigenes Verschulden oder besonderes Unglück lediglich in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen Volk und Staat hoffnungslos notleidend werden kann. Ja selbst, wenn der Etat dieser Gemeinde durch Staatszuschüsse einmal befriedigend gestaltet würde, so wäre die eigentliche Krankheit doch nicht gebessert. Denn mit dem Wachstum der Gemeinde wäre das Uebel sofort wieder da. Worin liegt denn der Fehler?

Einst, als ich ein Jahr lang Aufsichtsratsmitglied der gemeinnützigen Ansiedlungsgenossenschaft Merseburg war — die nach dem

Digitized by Google

Muster der Pommerschen gegründet ist —, hatten wir die Absicht, in einem preußischen Dorf, das sich aus einer Bauerngemeinde in eine Vorortgemeinde Leipzigs verwandelte und dadurch in die Gefahr kam, sich kommunalpolitisch, steuerpolitisch zu verflüchtigen, indem neben der fluktuierenden Mieterbevölkerung keine brauchbare steuerfähige Bevölkerung mehr übrig blieb, — 40 Arbeiterfamilien im Eigenhaus auf je einem halben Morgen Land, als Rentengütler anzusiedeln. Da hieß es: „40 Familien?" Das macht ja 100 Schulkinder. „Erst zahlt die Schule: Kostet 50000 Mk.; das Kapital ist im Vornhinein sicher zu stellen." Dies machte, aus dem Besiedlungsverfahren bezahlt, eine Erhöhung des Landpreises von 1 Mk. auf 2 Mk. für jede Stelle eine Verteuerung von rund 1000 Mk. In dieser Gemeinde würde also die Volksschule niemals unentgeltlich werden: Bis in alle Ewigkeit hinein würden hier die kleinen Leute ihre Schule selber zahlen, in dem Grundwert, den sie übernommen haben, die kleinsten Besitzer, die auf dem Lande denkbar sind, diejenigen gerade, die man mit unsäglicher Mühe anzusiedeln und zu halten versucht.

Meine Frage ist: wer verlangt von einem großstädtischen Bauunternehmer, der 40 Familien in einer einzigen Berliner Mietskaserne ansiedelt, oder in 4 Mietskasernen, wenn er in einer Mittelstadt baut, wer verlangt von dem, daß er 50 000 Mk. für die Schule in Kapital im Voraus erlegt. Niemand! Das Riesenwachstum unserer deutschen Städte würde vielleicht stille stehen, wenn man das verlangte. Ist es nun ein Wunder, wenn die Städte sich bevölkern, das Land aber nicht.

Oder eine zweite Frage: Was wäre aus der Besiedlung des nordamerikanischen Kontinents geworden, wenn es dort eine preußische Behörde gegeben hätte, die die Ansiedelungskonzession abhängig davon gemacht hätte, daß im Voraus die Schule finanziert würde. Ich glaube im Innern des Nordamerikanischen Kontinents lebten heute noch nur Indianer, wenn es dort eine preußische Schulbehörde mit preußischen Ansprüchen gegeben hätte. Das richtige ist doch: man wirft erst das Menschenleben voraus in die Zukunft und dann die Schule hinterher. So machen es bei uns auch die Städte. Dagegen auf dem Lande wird nicht das Schulkleid nach dem Leben, sondern das Leben nach dem Schulkleid zurechtgeschnitten, das ist nach der vorhandenen oder im Voraus finanzierbaren Schule.

Also die preußische Volksschule ist keineswegs unent-

Digitized by Google

geltlich; weder in ärmeren Städten noch gar auf dem Lande. Aber freilich, die ganz besitzlosen Bevölkerungsklassen brauchen wenigstens auf dem Lande rein gar nichts zur Schullast zu zahlen. Nämlich während die Städte im Allgemeinen sich freuen, wenn sie wachsen, wenn ihre Volkszahl wächst auch nur durch Zuzug ganz Besitzloser und sich mit Recht freuen dürfen, da sie rechnen können, daß auch diese ganz Besitzlosen durch die Arbeitskraft, die sie mitbringen, durch die Mieten, die sie zahlen, so viel beitragen werden zur Erhöhung der Gewerbesteuer und der Gebäudesteuer, als nötig ist, um die nun folgende Erhöhung der Kulturlast Schule tragen zu helfen; fällt dagegen auf dem Lande die Last, die durch die Vermehrung der Besitzlosen entsteht, so direkt und ohne Gegenwert und so offenkundig, mit so schwerem Druck auf die Schultern aller Steuerzahler, der kleinen wie der großen, daß sie alle, der Rittergutsbesitzer wie der Bauer wie der Häusler, einig darin sind, sich gegen den Zuwachs der Besitzlosen zu wehren. So kommt es, daß in einer Zeit, wo alle ländlichen Arbeitgeber über Arbeitsmangel schreien, diese selben Arbeitgeber als Steuerzahler in den Gemeindestuben und Kreistagen alles tun, um bewußt oder unbewußt, offen oder geheim, mit dem Gesetz oder wider das Gesetz das Land zu veröden, der Landflucht auf die Strümpfe zu helfen, das Land zu sterilisieren, indem sie dem Wachstum der besitzlosen Bevölkerung wehren, womöglich die vorhandene besitzlose Bevölkerung abschieben helfen. Die mitteldeutschen Bauern sind darin vielleicht noch konsequenter als der Rittergutsbesitzer des Ostens in seinem Gutsbezirk; alles um der Schullasten willen, — und sie haben recht darin.

III.

Diese Ersparnis der Schullasten, der Kulturlasten überhaupt ist es ja auch, die den unheimlichen Strom der fremden Wanderarbeiter immer tiefer hineinzieht in das Land und in alle Winkel und Lücken, die irgendwo der Arbeitsbedarf offen stehen läßt. Wenn der ausländische Wanderarbeiter auch teurer wäre wie der einheimische, so wäre er doch billiger; denn die Kulturkosten, welche in den Taschen der Steuerzahler, der Arbeitgeber bleiben, wenn sie Ausländer ohne Wohnsitz, ohne Schule also, nehmen an der Stelle der einheimischen, wirken geradezu als Einfuhrprämie zur Begünstigung dieser volksverderbenden Einwanderung neben einigen anderen derartigen Bevorteilungen, die in gleicher Weise wirken, so-

Digitized by Google

lange als nicht eine starke und gerechte Hand die Konkurrenzwaffen zwischen den Ausländern und den Einheimischen wieder gleich macht.

Es ist nun vorgeschlagen von Amtsrat Kayser-Kasimirsburg, der selber ein großer landwirtschaftlicher Arbeitgeber ist, diese infame, versteckte Importprämie für die ausländischen Arbeiter auszugleichen durch einen Kulturzoll, durch eine Belastung der ausländischen Arbeiter und der Arbeitgeber, die sie brauchen. So erwägenswert dieser Vorschlag ist, so ist es doch zunächst vielleicht besser, denselben Unterschied auszugleichen, nicht dadurch, daß man den Gebrauch der Ausländer belastet, sondern dadurch, daß man den Gebrauch der einheimischen Arbeit entlastet, indem man den Gebrauch der einheimischen Arbeit für die Arbeitgeber zu einem guten Geschäft macht, indem man zugleich die Vermehrung der besitzlosen Lohnarbeit auf dem Lande für die Steuerzahler zu einem guten Geschäft macht.

IV.

Oder sollen wir von den Arbeitgebern und Steuerzahlern verlangen, daß sie freiwillig auf die ausländischen Arbeiter verzichten und auf die Ersparnis an Kulturlasten, die dabei abfällt? Sollen wir verlangen, daß sie die Schullasten auf sich nehmen als ihre Pflicht als Staatsbürger aus Gewissenhaftigkeit, Patriotismus, nationaler Gesinnung und sich dem nicht entziehen, auch wenn sie können? Ich glaube, sie könnten uns mit Recht folgendes antworten: „Selbst, wenn in unseren Reihen bei jedem einzelnen Konkurrenten die nationale Gesinnung, der Patriotismus, das Pflichtgefühl als Staatsbürger so über allen Zweifel erhaben wäre, selbst wenn wir allesamt wollten, so könnten wir es doch gar nicht: aus wirtschaftlichen Gründen. Große wirtschaftliche Dauerleistungen, wie die Kulturlast Schule, werden nicht von irgend einem wirtschaftenden Stande hervorgebracht aus Patriotismus, nationaler Gesinnung, Pflichtgefühl, sondern sind auf die Dauer nur möglich durch Wertbegleichung, dadurch, daß der wirtschaftliche Gegenwert wieder eingeht."

Liegen nicht heute bei uns die Dinge so: Die Großstädte, weil sie rapide wachsende fruchtbare Arbeitsgelegenheit haben, ziehen mit elementarer Gewalt das menschliche Einzelleben, die Arbeitskraft, an sich. Sie brauchen diese als ihr wichtigstes Rohmaterial, wichtiger und nötiger als Kohlen, Baumwolle und Erze; und zwar

Digitized by Google

reißen sie es an sich in der Blüte seiner Jahre, dann, wenn es mehr Wert bringt, als sein täglicher Unterhalt kostet. Aus diesem Mehrwert bauen die Städte, baut die Industrie ihren ganzen gigantischen Reichtum auf. Wo nun bekommen die Städte das Menschenleben, ihr wertvollstes Rohmaterial her? Immer vom Lande, nah oder fern. Es ist nun heute so wie es immer war, die Großstädte verbrauchen Menschenleben, die modernen zwar nicht so schnell, wie die antiken und mittelalterlichen, aber sie können auch heute noch nicht ohne den Zustrom vom Lande bestehen, geschweige denn wachsen. Das ist nun die große politische und volkswirtschaftliche Aufgabe des Landes und der Landwirtschaft, diesen Menschenbedarf der Großstädte zu decken. Nicht Fleisch zu produzieren und Korn, Kartoffeln zu ziehen und Schweine zu mästen ist der vornehmste Beruf der Landwirtschaft, sondern Menschen zu produzieren, Menschen bester Qualität für den Krieg sowohl, wie noch mehr für den Frieden. Eine Landwirtschaft, die das nicht mehr täte, die nur Korn und Fleisch, Kartoffeln und Schweine produzierte, mit ausländischen Arbeitern produzierte, galizischen oder auch chinesischen Kulies, die wir nicht wollen und nicht wollen dürfen, eine solche Landwirtschaft hätte keinen politischen und volkswirtschaftlichen Wert. Man täte gut, eine solche nur Materialen und keine Menschen mehr produzierende Landwirtschaft außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzen zu verlegen, schon aus Gründen der Reinlichkeit. Es könnte ja die Cholera oder die Pest oder auch ein feindlicher, nihilistischer, unsauberer, revolutionärer Streik- und Aufruhrgeist in diese Herde fahren.

Wie nun aber sollen wir es machen, daß wir eine nationale Landwirtschaft behalten, die deutsche Menschen produziert, wertvolle Rekruten für die Heere des Krieges und der Arbeit, die durch die deutschen Volksschulen hindurchgegangen sind und Erben sind der deutschen Geisteskultur, der sittlichen und der intellektuellen? Die Großstädte verbrauchen den Menschen in der Lebenszeit, wo er wirtschaftlich etwas wert ist. Das Land hat ihn groß gezogen, hat es sich viel Geld und Arbeit, wirtschaftliche Werte kosten lassen, um ihn großzuziehen. Nun er aber erwachsen und arbeitsfähig geworden ist und der Gemeinschaft die Werte wiedergeben kann, die er gekostet hat, da verläßt er das Land. Erhält denn das Land den Gegenwert wieder, den es aufgewendet hat? Nein niemals. Es kann aber irgend-

Digitized by Google

eine wirtschaftliche Arbeit auf die Dauer nur geleistet werden, wenn der Gegenwert wiederkommt. So gleicht das Land einer Mutter, die einen Sohn nach dem anderen an ihrer Brust großsäugt und dann ins Leben schickt, um ihn nie wieder zu sehen. Eines Tages wird ihre Kraft erlahmen und versiegen und das Land aufhören zu gebären: wenn nicht ein starker Sohn wiederkommt und ein junges Weib mitbringt, die ihr die Arbeit abnimmt, um an ihre Stelle zu treten. Heute ist es wahr, was man den Großstädten nachsagt. Sie fressen das Land auf, sie saugen ihm das Lebensblut aus, ohne ihm jemals etwas wiederzugeben, machen es blutleer, daß es endlich sterben, verderben und veröden muß. Das können mit Recht die Stände auf dem Lande sagen und könnten schließen: wie kommen wir eigentlich dazu, diese schweren Lasten der Menschenproduktion allein zu tragen, zugunsten der Städte und der Industrie? Tun wir nicht schon jetzt viel mehr als unsere Pflicht?

Wie kann das anders werden? Wie können wir dem Land wiedergeben, was es opfert, damit es weiteropfern kann. Wir müssen das Menschenproduzieren für die deutsche Landwirtschaft zu einem guten Geschäft machen. Wir müssen dafür sorgen, daß jeder Steuerzahler auf dem Lande eine Lust darin findet, den Stand der besitzlosen, arbeitenden Bevölkerung zu mehren, daß, wie die Städte, so auch die ländlichen Gemeinden und Gutsbezirke sich freuen, wenn sie an Menschenzahl wachsen. Die Existenzweise des besitzlosen deutschen Menschen auf dem Lande muß nicht allein konkurrenzfähig gemacht werden einerseits gegenüber dem Angebot der ausländischen Arbeit und andererseits gegenüber der lockenden Existenzweise in den Städten, sondern es muß noch etwas mehr geschehen: sie muß zum guten Geschäfte gemacht werden, sowohl für den Besitzlosen selber — wie das zu geschehen hat, soll hier übersprungen werden — als auch für alle anderen Mächte, die an seiner Existenz wirtschaftlich interessiert sind, nämlich die Arbeitgeber, die Grundeigentümer, die Steuerzahler auf dem Lande. Worauf es ankommt, ist in der Hauptsache die Schullast.

Nun hat Herr von Batocki, dem es in erster Linie mit zu danken ist, daß diese wichtige Frage wieder besprochen wird, folgenden Gesetzesvorschlag gemacht. Es werden vom Staat Zuschläge zur Einkommensteuer besonders auf die großen und mittleren Einkommen gelegt, von 10—25%, diese werden in einen Kommunalausgleich-

Digitized by Google

fonds gelegt. Daraus verteilt der Staat Zuschüsse an die Gemeinden und Kommunalverbände. Aber nach welchem Grundsatz? Jeder Gemeindeetat, dem zugeschossen werden soll, muß auf das Maß seiner Bedürftigkeit geprüft werden. Das bedeutet für die Gemeinde: halte dich bedürftig; und für den Staat: halt die Augen offen, damit du nicht bemogelt wirst. So etwas kann die Selbstverwaltung nicht vertragen. Wenn bei jedem Beschluß gefragt werden muß, was wird Vater Staat dazu sagen, so ist jedes vernünftige Unternehmen und Wirtschaften unmöglich. Die Staatsaufsicht über das Wirtschaften der Gemeinden erfüllt ihren Zweck am vollkommensten, wenn sie ruht.

Herr von Zedlitz, der gleichfalls mit großer Energie auf die Notwendigkeit des Ausgleichs der Kommunallasten hingewiesen hat, hat einen anderen Vorschlag gemacht, er will diesen Ausgleich möglich machen, ohne daß das Volk in seiner Gesamtheit mehr Steuern zahlen muß, — dadurch, daß gleichwie zwischen den Landesversicherungsanstalten eine Gemeinlast und eine Sonderlast konstruiert wird. Die Gemeinlast soll hauptsächlich im Personaletat der Schule bestehen, wie ja heute ein kleiner Teil des Personaletats sämtlicher Schulen Gemeinlast, Staatslast ist. Die Sonderlast besteht in den sächlichen Ausgaben und wird von der Gemeinde zu tragen sein. Es werden dann immer noch große Unterschiede zwischen armen und reichen Gemeinden bestehen bleiben, wenn auch gemildert.

Im folgenden möchte ich es unternehmen, diesen Vorschlag noch etwas radikaler zu formulieren.

Die Schullast wird aus einer Sonderlast der einzelnen besonderen Gemeinde zu einer Staatslast gemacht.

Jeder Preuße zahlt jetzt an den Staat 100% Staatseinkommensteuer. (Wenn wir die augenblicklichen Zuschläge übersehen.) Er zahlt nun in Zukunft noch einmal ebensoviel als Schulsteuer in die Hand des Staates, gleichviel in welcher Gemeinde er wohnt. Das ganze preußische Volk zahlt also nicht mehr für die Schule als jetzt, sondern ebensoviel. Denn ungefähr um diese Zahl liegt der Durchschnitt der jetzigen Schullast. Wohl aber zahlen die einzelnen Steuerzahler anders als bisher. In den Vorzugsgemeinden, wo bisher vielleicht 70 oder 60 oder 50% ausreichten zur Deckung der Schullast, müssen die Steuerzahler mehr zahlen. Dagegen in den ärmeren Gemeinden, wo die Einkommensteuerzahler 150 oder 200 oder 300% aufwenden mußten, um die

Digitized by Google

Schullast zu tragen, wird nunmehr weniger gezahlt. Die Schullast wird also gleichmäßig über das Volk verteilt; denn die Schule ist Volkssache, nicht Dorfsache.

Außerdem wird dadurch Ernst gemacht, mit dem Grundsatze, daß die Volksschule für das Volk unentgeltlich sei. Sie wird ganz auf die Einkommensteuer gelegt. Die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuerzahler, die in den armen Gemeinden bisher haben bluten müssen, um die Schullast mit aufzubringen, werden diese Last los. Das gibt eine wesentliche Entlastung der armen Gemeinden, der kinderreichen, volkreichen, arbeitenden, industriellen und der ländlichen Gemeinden auf Kosten der Vorzugsgemeinden, in denen der Reichtum verzehrt wird.

VII.

Nun hat der Staat das Geld, was die Schule kostet, in der Hand; wie soll er es ausgeben?

Er soll jeder Gemeinde, sie sei groß oder klein, reich oder arm, pro Kopf jedes Schulkindes einen festen Beitrag von 55 oder, rechnen wir rund, 50 Mk. geben. Dies ist nämlich ungefähr der durchschnittliche Betrag, den jährlich ein Schulkind der Gemeinde kostet. Das schlägt wiederum aus zum Nachteil der reichen Gemeinden, die bisher 100 oder 117 Mk. pro Kopf des Schulkindes aufgewendet haben. Wollen sie das fortsetzen, was zu hoffen und zu wünschen ist, so werden sie freilich ihre Steuerzahler etwas mehr herannehmen müssen, werden aber damit noch lange nicht an die Steuerbelastung herankommen, die heute in den armen Gemeinden Wirklichkeit ist. Das schlägt andererseits zum Vorteil der armen Gemeinden aus, die bisher pro Kopf des Schulkindes nur 40 oder 30 oder gar nur 17 Mk. aufgewendet haben. Sollen die nun mit Gewalt die 50 Mk. ausgeben? Das sollen sie nicht. Sondern sie behalten einen baren Gewinn, den sie zur Erleichterung ihrer Steuerzahler verwenden dürfen und sollen. So erreichen wir, daß gerade die armen Gemeinden, welche kinderreich sind, die Arbeiterwohnsitzgemeinden und die ländlichen Gemeinden, nicht mehr mit Sorge das Wachstum der Schullast ansehen, sondern im Gegenteil jedes neue Schulkind mit Freude begrüßen und geradezu einen Vorteil darin sehen, wenn ihre Bevölkerung wächst. So wird erfüllt, was oben verlangt wurde, daß die Gemeinden und die Steuerzahler in der Vermehrung der Besitzlosen, der arbeitenden Bevölkerung

Digitized by Google

ein gutes Geschäft sehen, — gerade umgekehrt, wie es jetzt ist. Wenn wir dabei erfahren, daß die ländlichen Steuerzahler, die Bauern und Gutsbesitzer, und die Gewerbetreibenden in den Städten Geld in der Tasche behalten, was sie bisher hergeben mußten, so ist das gerade das, was wir wollen und was wir brauchen.

VIII.

Hierbei könnten wir nun stehen bleiben. Man könnte aber auch noch eine zweite gesetzliche Maßnahme, welche geeignet wäre, eins von den schwierigen Problemen der inneren Kolonisation zu lösen, daranhängen. Nämlich man könnte durch Gesetz die Gemeinde, jede Gemeinde, städtische oder ländliche, verpflichten, einen Kapitalbetrag in Land anzulegen oder angelegt zu haben, der proportional ist der Zahl der Schulkinder und dem dafür gezahlten Staatsbeitrag. Also einen Schullandfonds; z. B. für jedes Kind erhält die Gemeinde jährlich vom Staat 50 Mk. und muß dafür in Land anlegen 1000 Mk. (oder vielleicht nur 500 Mk.). Mit 50 Mk. kann man ja eine Anleihe von 1000 Mk. verzinsen und tilgen. Dann würde z. B. eine ländliche Gemeinde von 1000 Einwohnern, die 200 Schulkinder hat, einen Schullandfonds von 200 000 Mk. haben oder, der Morgen zu 500 Mk. gerechnet, ein Gemeindeeigentum von 400 Morgen (oder wenn wir 500 Mk. pro Kopf des Schulkindes annehmen, nur 200 Morgen); eine Großstadt natürlich entsprechend mehr, in Geld gerechnet (in Grund vielleicht weniger). Jede Gemeinde würde also in ihrer eigenen Gemarkung für einen Teil der Fläche (? vielleicht 1/20) Grundeigentümerin sein, wie das ja schon heute jede vernünftige Stadt ist. Dann würde noch ein dritter Vorteil für die armen Gemeinden herausspringen. Die würden nämlich mit dem festen Staatsbeitrag, ehe sie ihn auf die Schule ausgeben, wirtschaften können, indem sie ihn verwenden zur Beschaffung eines Gemeindeeigentums, eben des Schullandes. Man kann es der Wirtschaftlichkeit der Gemeinde überlassen, hieraus durch vernünftige Wirtschaft einen Gewinn zu ziehen; wenn nicht, so mag sie es mit ihren Steuerzahlern büßen. Die Verwertung dieses Schullandes dürfte nun freilich bloß für zwei Zwecke freigegeben sein. Erstens, es müßte dienen als Pachtland für die kleinen Leute auf dem Land, um dem besitzlosen, kleinen Mann das erreichbar zu machen, was für eine wirtschaftlich gesunde Existenz des kleinen Mannes ganz unentbehrlich ist. Unter innerer Koloni-

Digitized by Google

sation hat man bisher Kleinsiedlung, Seßhaftmachung, Schöpfung kleiner Eigentumsstellen verstanden. Diese Besitzvermehrung der Kleinsten schöpft ihren Menschenbedarf aus dem Stande der Besitzlosen. Dazu muß aber ein solcher Stand von Besitzlosen auf dem Lande vorhanden sein. Und damit er vorhanden sei, muß er finden, was er braucht. Ohne billiges Pachtland, was für den kleinen Mann reserviert bleibt, kann auch der Besitzlose auf dem Lande nicht leben bleiben. Im mecklenburgischen Dominium gibt es noch dies Kompetenzland zum billigen Preise für den besitzlosen Einlieger. In Preußen hat man es unbegreiflicherweise verschwinden lassen. Herr Präsident Metz*), wohl die größte Autorität auf diesem Gebiete, verlangt darum als erste und wichtigste Tat die Wiederbeschaffung solches Gemeindepachtlandes. Ohne Pachtland kein Stand von Besitzlosen; ohne besitzlose Mannschaft keine Kleinsiedlung und überhaupt keine innere Kolonisation. Merkwürdigerweise laufen nun die Forderungen des Herrn Präsident Metz, wie die oben geforderte Größe des Schullandes, wie die in Mecklenburg wirklich vorhandene Größe des Kompetenzlandes, auf genau dieselbe Zahl hinaus, nämlich auf 5 % der Dorfflur.

Zweitens: Wo eine Gemeinde im Zustand des Wachsens ist, da wird ein Teil dieses Schullandes auch als Bauland verbraucht werden können, zur Befriedigung des Wohnbedarfs der kleineren Leute nun aber nicht nach den Grundsätzen der falschen, bevormundenden Gemeinnützigkeit, sondern im freihändigen Verkauf zum Nutzen für jedermann, der Kleinwohnungen oder Kleinhäuser bauen, kaufen oder mieten will. Was dadurch der Substanz des Fonds genommen wird, muß ihr natürlich ersetzt werden.

So würde die eine große Schwierigkeit der inneren Kolonisation gelöst, nämlich die Landbeschaffung. Diese geschähe hier in direkter Anlehnung an den Bedarf, nämlich nach dem Wachstum der besitzlosen Bevölkerung und läge in der Hand der lokalen Verwaltungen, der Städte und ländlichen Gemeinden. Den Ankauf und die Auswahl der rechten Stücke müßte man der Ortskenntnis der Gemeinde und der glücklichen Gelegenheit überlassen. Man täte auch gut, von vornherein von der Enteignung abzusehen. Denn die Enteignung ist in der Regel kostspieliger, als der freihändige Erwerb. Wenn die Quantität des Schullandfonds als zu groß erscheint, so stände dem nichts im Wege, daß man zunächst

*) Archiv für innere Kolonisation, Oktober 1912.

Digitized by Google

mit einem geringeren Betrag, mit 500 oder 300 Mk. pro Kopf des Schulkindes begänne. Es steht auch nichts dem entgegen, daß man vorhandenes Gemeindeland, sofern es nur für die oben angegebenen Zwecke verwendbar ist, auch Kirchenland als Schulland im Sinne jener Verwertung anspräche.

Solche Regelung der Schullasten würde die Selbstverwaltungskraft der Gemeinde nicht schwächen, sondern kräftigen. Die Selbstverwaltung ist ja aus zweierlei Gründen ein wertvolles Gut: erstens politisch, weil sie der Gemeinde, dem Volk in der Gemeinde, das Gefühl der Freiheit gibt, ohne welche es sich nie seelisch wohl fühlen kann; zweitens wirtschaftlich: die lokalen Unternehmungen können nie befriedigend von einer zentralisierten bevormundenden Verwaltung geführt werden. Die Gemeinde soll durch ihr Schule-halten nicht bedürftig, sondern wohlhabend werden. Sie soll daraus keinen Verlust, sondern in der Regel einen Gewinn ziehen, wie sie aus ihrer Gasanstalt, ihrem Wasserwerk normalerweise einen offenen oder versteckten Gewinn zieht. Was sie gewinnt, das kommt durch die Erleichterung der Steuerzahler oder auf sonst irgendeinem Wege doch immer wieder der Allgemeinheit zugute.

IX.

Wenn man so die große politische Aufgabe des Landes, Menschen zu produzieren, zu einem guten Geschäft gemacht hat, zu einer wirtschaftlichen Arbeit, die ihren Gegenwert wieder einbringt, dann können und dürfen die deutschen Großstädte weiter wachsen. Und sie werden weiter wachsen. Der ungeheure Aufschwung des Welthandels wirft immer neue Arbeitsmöglichkeiten in die deutschen Städte, macht Deutschland zu einer der großen industriellen Hauptstädte der Welt. Ganz Deutschland verstädtert mehr und mehr. Die Städte brauchen Menschen und immer wieder Menschen, und es wird ihnen nicht fehlen daran, diese Menschen zu bekommen, wenn nicht mehr vom deutschen Lande, weil die Produktion des deutschen Menschen versagt, dann von ferner her, dann werden sie wachsen, durch Einzug von Slaven, so wie Wien sich slavisiert und Westfalen sich polonisiert. Dann werden ganz neue und schwere Probleme der inneren Politik auftauchen. Tuen wir darum alles, das deutsche Land in den Stand zu setzen, daß es diesen ungeheuren Menschenbedarf decken kann. Wenn wir ihm wiedergeben, was es verbraucht in der Aufzucht der

Digitized by Google

Menschen, so wird es dazu imstande sein. Dann wird auch der Rückgang der Geburten aufhören; denn dieser ist nur ein Symptom der Verstädterung des Volkes und der gleichzeitigen Verödung des Landes.

X.

Unter den wichtigen, gesetzgeberischen Aktionen, die nötig sind, um eine kräftige, innere Kolonisation in Gang zu bringen, scheint mir diese eine, die gerechtere und gleichere Verteilung der Schullasten, sehr geeignet, um damit das große Werk zu beginnen. Es liegt in dieser Forderung eine große agitatorische, parteipolitisch wirksame Kraft. Möge Haß und Leidenschaft der Parteien sich im Fell dieses Bären verbeißen. Je mehr Lärm die Meute macht, um so besser, dann wird hoffentlich die deutsche Nation aufwachen und erkennen, daß es sich bei diesen wichtigen Fragen um ihre zukünftige, leibliche und sittliche Gesundheit handelt.

Digitized by Google

Chemische Uebungen in der Oberrealschule.

Von

K. Wörner.

Die chemischen Schülerübungen wurden Ende des letzten Jahrhunderts in den preußischen Schulen eingeführt und haben heute schon ein Stück Geschichte hinter sich: Während der abgelaufenen Jahre haben sie sich der Gunst einflußreicher Gönner erfreut; ihr Erfolg wird von maßgebender Seite im 7. Band der Monatsschrift für höhere Schulen (S. 493) mit den lapidaren Sätzen festgelegt: Auch bei den chemischen Uebungen sind nach dem einstimmigen Urteile der Provinzial-Schulkollegien die Erfolge durchaus erfreulich. Die Schüler arbeiten mit regem Interesse und deutlichem Gewinn für das Verständnis chemischer Vorgänge.

Wenn wir noch dazu hören, daß da und dort das ans Oberlyceum angegliederte Seminar für die weibliche Jugend die Fortbildungsstunde für Naturwissenschaften mit qualitativer Analyse besetzt, so eröffnet diese Tatsache einen erfreulichen Ausblick für die weitere Verbreitung dieser Lehrform. Es scheint, als hätte sie sich glänzend bewährt und an ein Zurückfluten der Bewegung sei gar nicht zu denken. Damit läßt sich nun gar nicht zusammenreimen, daß in einem neuen Lehrplan für Realanstalten*) die obligatorischen chemischen Schülerübungen gestrichen sind und ihre Einführung oder Fortführung sogar der ministeriellen Genehmigung bedarf. Man wird da unwillkürlich an das Wort erinnert: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Ge-

*) Schulverordnungsblatt für das Großherzogtum Baden 12. Juli 1912. Die Lehrpläne für Oberrealschulen und Realschulen enthalten pag. 171 den Passus: Mit besonderer Zustimmung der Unterrichtsbehörde kann ausnahmsweise gestattet werden, diese Uebungen organisch in den Unterricht einzufügen. (Unter „diesen" sind zugelassene Fakultative zu verstehen).

Digitized by Google

schichte", und angesichts dieser verschiedenen Bewertung ist es an der Zeit, daß Anhänger und Gegner wieder einmal ihre Erfahrungen austauschen, daß beide Richtungen sich der Bedingungen erinnern, unter denen die Einführung der Schülerübungen geschah oder empfohlen wurde und daß ein jeder seine Anschauungen einer gründlichen Durchsicht unterwerfe.

Um diese Untersuchung auf eine breite Basis zu stellen, sei an erster Stelle die Forderung des Lehrplans knapp und klar wiedergegeben:

Methodische Einführung (Atomlehre und chemische Zeichensprache), dann systematische Behandlung der wichtigsten Grundstoffe und der bemerkenswertesten Verbindungen, einige zusammenhängende Abschnitte aus der organischen Chemie. Stöchiometrische Rechnungen, Elemente der Mineralogie und Kristallographie (die wichtigsten Kristallformen und die physikalischen und chemischen Eigenschaften der hauptsächlichsten Mineralien, die Elemente der Geognosie und Geologie).

Einfache Arbeiten im Schülerlaboratorium (wichtige Reaktionen der Metalloide und Metalle, einfache qualitative Analysen und Herstellung leichter Präparate).

Von den Faktoren, die die Erreichung dieses Zieles beeinflussen, schalten wir zunächst Schüler und Lehrer als zufälliges Element aus; auch der Zustand der Lehrmittel kann wenig in Frage kommen, weil die Oberrealschulen als städtische Schöpfungen der Neuzeit im allgemeinen gut bedacht sind. Theoretisch entscheidend wird also die ausgeworfene Stundenzahl sein; sie beträgt in der Untersekunda zwei, in der Obersekunda und den beiden Primen je drei für die Woche. Freilich findet in den Primen noch eine Zerlegung statt: Zwei Stunden werden mit chemischen Schülerübungen ausgefüllt und nur eine dient dem eigentlichen Unterricht. Es ist nun ein seltener Fall, daß irgendein Fach mit einer Wochenstunde auszukommen hat; selbst im Einzelunterricht schon ist der Erfolg zweifelhaft, noch mehr ist er im Klassenunterricht in Frage zu stellen, wo allerhand störende und ablenkende Momente mit in die Rechnung zu stellen sind. In klarer Einsicht dieser Tatsache wird der Unterricht in der Erdkunde, der auf der Oberstufe ebenfalls mit nur einer Wochenstunde ausgestattet ist, bei der Erteilung der Reife keinerlei Prüfung, weder schriftlich noch mündlich, unterworfen. Es ist auch gut so; denn nur dadurch bleibt sein Wert: Anregung zur Behandlung der einschlägigen Fragen im besten Sinne gewahrt.

Digitized by Google

Einer solch freundlichen Rücksichtnahme hat sich der einstündige chemische Unterricht der Oberstufe nicht zu erfreuen, da wird mündlich immer und schriftlich dazu recht oft geprüft. Doch sehen wir von dem Moment der Rechnungslegung in der Prüfung ab; Umfang und Schwierigkeit des Stoffes lassen sich mit dem vorgesehenen Zeitaufwand in kein rechtes Verhältnis setzen. Es wird freilich schon frühe mit zwei Wochenstunden begonnen; aber was in der Untersekunda geboten wird, ist mehr ein Durchmustern des Stoffs, bei dem das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird. Als Grundlage des weiteren Chemieunterrichts kann das Geleistete in keinem Falle angesehen werden, weil gerade die Schüler der Realanstalten nach erlangter Berechtigung den Schritt ins Leben, aufs Kontor, in die Werkstatt, auf die Amtsstube kleiner und großer Behörden in ungewöhnlicher Zahl wagen. Die Klassen leeren sich, aus den umliegenden Realschulen, aus Privatschulen strömt der Ersatz zu, und beim Eintritt in die derart rekrutierte Obersekunda sieht sich der Lehrer neuen Gesichtern gegenüber. Der Umgang mit den neuen Geistern belehrt ihn bald, daß zum Einarbeiten eine systematische Behandlung von Grund auf not tut. Bei günstigen Verhältnissen können dann in der mit drei Wochenstunden ausgestatteten Obersekunda die Metalloide abgeschlossen und eine verständnisvolle Einführung in die Kristallbildung und -bestimmung erreicht werden. Der gesamte Rest von den Leichtmetallen ab bis zu den Grundzügen der Geologie soll in zwei Jahreskursen mit je einer Wochenstunde behandelt werden; zugleich ist das ganze Gebiet prüfungsreif zu halten. Die Bewältigung eines solchen Stoffes wäre eines Herkules würdig, so bleibt es Sisyphusarbeit.

Ja, wird zu dieser beweglichen Klage eingewendet, es stehen noch zwei weitere Wochenstunden im praktischen Arbeiten zur Verfügung, die sind eben zur Unterstützung und Ergänzung des theoretischen Unterrichts heranzuziehen. Das ist ein trefflicher Vorschlag, jeder Lehrer hat auch die gute Absicht, bloß das „Wie" der Unterstützung ist noch nicht aufgefunden. Es ist charakteristisch für die heillose Verwirrung und für die Schwierigkeiten, wenn man die Wandlungen der Ansichten der führenden Geister verfolgt. In der allerersten Zeit der Schülerübungen wurden die zwei Wochenstunden meistens mit einer Art qualitativer Analyse ausgefüllt, wahrscheinlich im scheuen Aufblick zum damaligen Hochschulbetrieb. Gewiß steckt ein philosophischer Kern in einer Arbeit, die sich zur Aufgabe stellt, die Stoffe zu scheiden; aber gründlich kann sie nur nach

Digitized by Google

einem bestimmten Verfahren erledigt werden, das die Kenntnis der Reaktionen der Metalle überhaupt und noch einiger Finessen dazu voraussetzt. Den Kenner mutet die Kombination dieses praktischen Arbeitens mit dem anderen Unterricht ungefähr so unsinnig an, wie wenn ein Baumeister das Legen des Fundamentes mit dem Aufstellen des Dachstuhls verbinden wollte. Von Methode und Unterstützung durch die Schülerübungen kann da nicht die Rede sein.

Das qualitative Arbeiten alten Schlags wurde von einer andern Richtung überholt, die in den zwei Wochenstunden vornehmlich Präparate anfertigt. Eine Teilrichtung derselben beginnt mit dem Wasserstoff, schließt den Sauerstoff an, usf., vergißt auch nicht den Fluorwasserstoff. Sie füllt Standzylinder mit den Gasen und wiederholt, soweit Verhältnisse und Vorräte es erlauben, die vorhergegangenen Schulversuche. Auch die Nebenprodukte werden verarbeitet mit Treue und Emsigkeit an der Hand einer reichen Sammlung von Rezepten. Mit dem Lehrstoff der Primen stehen die Präparate in geringem Zusammenhang, so daß die angebliche Unterstützung des einstündigen Unterrichts gleich Null zu werten ist. Die Schüler scheinen das auch zu fühlen, das Interesse flaut rasch ab, weil es ja doch nichts Neues gibt; man faßt die Sache von der heiteren Seite auf: was der Untersekunda vielleicht recht ist, ist in den Primen eben noch lange nicht billig. Damit möchte ich aber keineswegs einer Verlegung der Schülerübungen in die Sekunda das Wort reden! Lassen wir doch den Wenigen, die sich lebhaft interessieren, das Vergnügen, die Schulversuche bei bescheidener Ausstattung im Elternhaus zu wiederholen; gehen wir mit heiliger Scheu an all diesen Heimlichkeiten vorbei und gönnen wir darin den Jungen völlige Freiheit und den schönen Glauben, durch Zusammenwerfen zugänglicher Substanzen und Eindampfen etwas „Neues" zu finden.

Ernster zu nehmen ist jene andere Teilrichtung, die es darauf absieht, die Uebungen organisch dem theoretischen Unterricht anzugliedern, die darum charakteristische Substanzen aus der Gruppe der Metalle und aus der organischen Chemie herstellen läßt und so der Forderung gerecht zu werden sucht, die man so schön auszudrücken pflegt: Selbstfinden — Erleben einer Wissenschaft durch den Schüler. Auch damit kann man schlimme Erfahrungen machen: erstlich fällt es ungemein schwer, ein gleichmäßiges Arbeiten (d. i. im gleichen Tempo) zu erzielen, der Oberflächliche eilt voraus, macht alles unordentlich, bringt beim Wägen und Messen grobe Fehler, der Ungeschickte kommt ohne Nachhilfe kaum zur Vollendung der

Digitized by Google

Zusammenstellung eines einfachen Apparats; nach Ablauf einiger Wochen treten die Unterschiede deutlich zutage, die Arbeitskolonne droht sich bedenklich auseinanderzuziehen. Dann aber stellt sich der Glaube, daß das auf solche Art Errungene treu und unverlierbar im Gedächtnis hafte, als grober Irrtum heraus: nach einiger Zeit sind ganz auffallend alle Eindrücke völlig verwischt, das Gold der Erinnerung fehlt. — Um aus der eigenen Erfahrung ein Beispiel anzuführen: ein Präparat Ferrisulfat sollte aus vorher dargestelltem Eisenvitriol gewonnen und den betr. Umsetzungen sollte rechnerisch nachgegangen werden. An Zeit und Sorgfalt wurde nicht gespart, schließlich lag das Präparat, wie es der Reihe nach von den Schülern einging, vor, selbst die Angabe der Unstimmigkeit zwischen berechneter und tatsächlich erzielter Ausbeute war nicht vergessen. So oft ich auch später im Unterricht auf diese Verbindung zurückkam, es war nichts im Gedächtnis zurückgeblieben. Wie wäre es auch anders möglich? Der geniale Gedankengang der Darstellung, die Eigenschaften der Substanz, sie mischen sich mit einer Wolke von Erinnerungen untergeordneter Natur, mit Bewegungsvorstellungen, die sich aus der Technik der Gewinnung einstellen. Diese Bewegungsvorstellungen erscheinen besonders lebensfähig; sie wiederholen sich auch bei jedem Präparat, bei jeder Reaktion oder werden mehr oder weniger interessant variiert; sie überwuchern als Unkraut der Erinnerungen alle Deduktionen und lassen keinerlei Vorstellungen anderer Art aufkommen.*)

Und da wird nun berichtet, die chemischen Uebungen würden mit besonderer Lust und Liebe von den Schülern ausgeführt, sie erfreuten sich der Gunst aller Beteiligten, nachdem doch der erste Feuereifer der reichen jugendlichen Begeisterungsfähigkeit verrauscht, nachdem, weil zwei Jahre chemischer Unterricht vorausgegangen sind, sogar einige Kenntnisse als Niederschlag vorausgesetzt werden müssen, endlich gar, nachdem die Mehrzahl der Beteiligten die Berufswahl bereits getroffen hat, die nur noch in seltenen Fällen die Weiterbildung in diesem Fach enthält! — Auch mir war das Glück beschieden, das Lob des praktischen Arbeitens aus dem Munde der

*) Ueber die Arbeitsschule (Pfingsttagung der deutschen Lehrerversammlung in Berlin 1912). Bei der Erwähnung des Physik- und Chemieunterrichts sagt Dr. Weber: Es ist ein Trugschluß zu glauben das manuell Hergestellte hafte besser im Gedächtnis. Dies gilt nur, so lange die manuelle Schülertätigkeit etwas Außergewöhnliches, etwas Auffälliges ist. Sobald jedoch die Schüler jeden Versuch selbst machen, sobald die manuelle Tätigkeit das Gepräge des Alltäglichen annimmt, werden die gewonnenen Erkenntnisse ebenso schnell vergessen, wie die ohne manuelle Tätigkeit vermittelten.

Digitized by Google

Abiturienten in allen Tönen zu hören, und weil das nun eine Sache sein sollte, die allen gefiel, gab mir das zu denken. Wer das Auge nicht verschließt vor den Tatsachen und wer nicht über die Maßen leichtgläubig ist, kann unschwer den wahren Grund herausfinden: die Schüler in diesem Lebensalter sind schon lebensklug genug, um einzusehen, daß solche Art des Unterrichts wenig häusliche Vorbereitung verlangt und verlangen kann; weil der Meinungsaustausch, das Umhergehen und das Zuwarten der Schüler nicht ganz vermieden werden kann, steht sie in ihren Ansprüchen an geistige Arbeit der Freizeit am nächsten, und solche Erwägungen können mit der Tatsache, daß der Unterricht eben nicht ausfällt, am besten versöhnen. Und noch ein Moment: Die Begabung für diese Seite menschlicher Bildung ist lange nicht so allgemein verbreitet, wie man annehmen möchte. Wie oft muß man da erleben, daß die Aufforderung, ein besseres Präparat abzuliefern oder ein rechnerisch einwandfreies Resultat zu erzielen, mit einigem Mißvergnügen aufgenommen wurde. Mit etwas Freimut meinte der eine gar, er wolle Neuphilologie studieren und dafür käme es auf Güte und Menge des Präparats gar nicht an, noch viel gleichmütiger äußerte sich der zukünftige Jurist.

Da lob' ich mir im Gegensatz zu den Uebungen den Unterricht im Lehrsaal! Hinter dem Experimentiertisch, sozusagen auf der Kommandobrücke, der Lehrer, er ist die Seele des Ganzen. Vor ihm in möglichst großem Format, damit weithin sichtbar, das Werkzeug des Forschers! Wie es der Gang des Unterrichts bedingt, rückt ein Objekt nach dem andern deutlich in Erscheinung und auch so, daß das ästhetische Moment zu seinem Rechte kommt; denn was gefällt, erfüllt die Seele, beschäftigt sie lange und haftet in der Erinnerung. Hier ist das Objekt und seine Antwort auf die Frage im Experiment das Eindrucksvolle; Zurüstung und Aufbau treten in den Hintergrund und damit all' das Quälende und Ablenkende der Uebungen. Wenn ich über den Vorzug des althergebrachten Verfahrens auch nur einen Augenblick im Zweifel sein könnte, müßte mich die lebendige Erinnerung an so manche arbeitsfrohe Stunde, in denen fragende und freudig glänzende Schüleraugen mit gespannter Teilnahme die Vorgänge auf dem Experimentiertisch verfolgten, an so manchen freudigen Bericht aus Schülermunde von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugen.

Noch eine Arbeitsweise muß ich erwähnen: Dieser Tage habe ich den chemischen Schülerübungen einer badischen Unterprima beige-

Digitized by Google

wohnt und habe Treffliches beim Arbeiten in gleicher Front gesehen. Es wurden die Kupferverbindungen, ihre Dissoziation, Hydrolysation, der Uebergang von der Zweiwertigkeit zur Einwertigkeit und umgekehrt behandelt. Alles ging im flotten Tempo, es wurde beobachtet, spekuliert, geprüft, alles mit recht einfachen Mitteln; aber es war eine eigenartige Selbsttätigkeit, der Lehrer war Mittelpunkt, treibende Kraft; er führte die Schüler in ihren Gedankengängen mit sich vorwärts, es waren seine Ueberlegungen, die zutage traten, seine Zweifel, die beseitigt wurden. Was ich so gehört und gesehen habe, ist auch weit entfernt von irgendeiner Arbeitserleichterung für den Lehrer, im Gegenteil: die fortgesetzten Kommandos stellen hohe Anforderungen an die Stimmkraft, ein erfolgreiches Fortschreiten ebenso hohe an den Fleiß der Vorbereitung und an seine Beherrschung des Versuchsmaterials und der Versuchsvorgänge.

Und da muß man sagen: Wäre diese schöne Stunde nicht noch eindrucksvoller verlaufen, wenn der Lehrer diese Versuche der ganzen Klasse vorgeführt hätte, jeder Schüler hätte von seinem Platze aus beobachtet, hätte in ruhigem Beschauen den Reiz ausklingen lassen und hätte sich willig den Bemühungen angeschlossen, die Vorgänge auf der Basis moderner Anschauungen zu erklären. Eines aber erkenne ich ohne Einschränkung an: Versuche, die ein genaues Zusehen erfordern, ich denke an die Trübung des gelösten Kupferchlorids, lasse ich mir in dieser Verteilung gefallen. Sie sind jedoch von so einfacher Art, daß sie sich im Lehrsaal ohne weiteres mit dem Probierglas ausführen lassen, und weil sie nicht die Regel bilden sollen, werden sie sich auch leicht einprägen.

Es wird an der Zeit sein, den Bedingungen und Hoffnungen sich zuzuwenden, denen man durch die Einführung der chemischen Schülerübungen gerecht zu werden suchte. Vor allem zu betonen ist: die Oberrealschule muß, weil sie eine harmonische Bildung anstrebt und das Gepräge der Fachschule ablehnt, bei der Beurteilung alle Momente ausscheiden, die auf eine Verwendbarkeit in einem speziellen Beruf abzielen. In den Tagen der Arbeits- und Tatschule bleibt noch eine Fülle von Gesichtspunkten zurück, unter denen die Einführung solcher Uebungen zu begrüßen wäre. Ihre Wirkungen sollen zum Teil auf moralischem und ethischem Gebiet (Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Arbeitsfreude mit Geduld und Ehrlichkeit), teils auf dem geistigen liegen (Anleitung zur eigenen freien Problemstellung, also Züchtung von Forschern), oder sie sollen sich auf alle drei verteilen (Erweckung des Bewußtseins

Digitized by Google

intellektueller Verantwortlichkeit!). Dabei würde sich exaktes, gewissenhaftes und sauberes Arbeiten „unweigerlich" auf alle körperlichen, geistigen und sittlichen Leistungen in den anderen Fächern übertragen, was ja einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft für Schüler und Lehrer eröffnete. — Da ich ernst genommen werden möchte, unterlasse ich es, an der Stelle auf solche Erwartungen einzugehen; es ist m. E. auch nicht nötig, da zur Zeit der Einführung der Schülerübungen einzig die Bewegung für den Handfertigkeitsunterricht Zeitgenosse war. Daß die chemischen Schülerübungen nichts Besonderes zu einer gedächtnismäßigen Einprägung enthalten, steht nach dem Vorausgeschickten für mich außer Zweifel. Im Gegenteil! weil sie 2/3 der ausgeworfenen Stundenzahl beanspruchen, nehmen sie dem Unterricht die Zeit für die Uebung weg; sie fördern also nicht, sondern führen vom Lehrziel ab — es bliebe nur noch der Vorzug übrig, daß sie den jungen Menschen mit der vorbildlichen Methode naturwissenschaftlichen Arbeitens bekannt macht. Er soll den Weg betreten, auf dem Naturerkennen gewonnen wird, den bunten Wechsel zwischen Induktion und Deduktion verstehen, der die Bausteine zu dem rasch emporstrebenden, viel bewunderten Gebäude der Naturwissenschaften zusammentrug; er soll einsehen, wie die beiden Erkenntnisformen sich gegenseitig auslösen, ihre Ergebnisse berichtigen und verfeinern, bis aus der Fülle des Materials, schon lange geahnt, das Gesetz, die Theorie heraustreten, die der Wahrheit am nächsten kommen und sich darum für die Wissenschaft fruchtbar erweisen.

Unter allen Naturwissenschaften steht, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die Physik an erster Stelle. Sie hat exakte und genau durchgebildete Arbeitsmethoden, sie stellt ihre Fragen an das Objekt am vielseitigsten, bleibt selten am Tatsachenmaterial stehen, sondern geht unmittelbar zur Verallgemeinerung über. Sie prägt dafür eine erste Vermutung, wenn möglich, im mathematischen Gewand, wendet sie an, prüft sie und erweitert, bis die allgemeine Gültigkeit festgestellt und ein Gesetz formuliert ist, das die Naturerscheinungen in einer bestimmten Richtung beherrscht. Kein Geringerer als Helmholtz äußert*) sich darüber: „Die Physik macht unter den Naturwissenschaften die weitesten Verallgemeinerungen, erörtert den Sinn der Grundbegriffe und enthält die Prinzipien wissenschaftlicher Methodik für alle Erfahrungswissenschaften." Die Geschichte der Physik hat zahlreiche, klassische Bei-

*) H. von Helmholtz: Das Denken in der Medizin. Vorträge und Reden 1884 II S. 168.

Digitized by Google

spiele aufzuweisen, wie auf diesem Wege naturwissenschaftliche Wahrheiten gefunden wurden; ich nenne nur Planetenbewegung, Wesen des Lichts, mechanisches Wärmeäquivalent.

An letzter Stelle in ihrem erkenntnistheoretischen Gehalt steht heute die Chemie; bei ihr überwiegt das Tatsachenmaterial, dem freilich hohe praktische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann; allgemeine Gesichtspunkte, die ganze Gruppen von Erscheinungen begreifen, gehen ihr bis heute jedoch zum großen Teil noch ab. Anschauung reiht sich nicht lückenlos an Anschauung; darum fällt im Gegensatz zur Physik die Beherrschung des Lehrstoffs ungemein schwer und bedarf der Nachhilfe in gedächtnismäßiger Einprägung. Das Versuchsmaterial ist einseitig: das quantitative und damit das rechnende Moment tritt auffallend zurück und Versuchsreihen, in denen die Zeitmessung eine Rolle spielt, stehen heute noch in ihren Anfängen. Wer diesen Weg einschlägt, um Verhältnis und Bedeutung von Beobachtung und Idee in den Naturwissenschaften deutlich aufzuzeigen, der führt durch ein Land, erkenntnistheoretisch einförmig und wenig bebaut. Lassen wir darum in der Frage der Schülerübungen bescheiden den Physikern den Vortritt!

Einen mächtigen Einfluß zugunsten der Schülerübungen scheinen die Vergleiche mit den entsprechenden Einrichtungen des Auslandes ausgeübt zu haben. Im besonderen ist es Amerika, wo das praktische Arbeiten im Chemieunterricht Triumphe feiert und auf das unsere Enthusiasten immer wieder hinweisen. Schulmänner der philologischen Richtung, die Amerika besucht haben und ihre Reiseeindrücke wiedergeben, äußern sich über den ihnen naheliegenden Sprachbetrieb recht zurückhaltend; ihr Mund ist aber des Lobes voll über die prächtig ausgestatteten Schülerlaboratorien und über die Begeisterung, mit der dort die Schüler sich den Arbeiten hingeben. Wenn nun auch die amerikanischen Schulverhältnisse nach den Berichten der Tageszeitungen den Eindruck des Unfertigen hervorrufen, wenn das Gesamturteil darüber nicht allzu günstig ausfällt, so liegt es doch bei dem praktischen, stark auf Erwerb gerichteten Sinn der Amerikaner nahe, daß in ihrem jungen Schulwesen, das von keinerlei Ueberlieferung beeinflußt ist, die Kenntnis des in jeder Hinsicht Naheliegenden, also auch die der sog. Realien ausreichend betont wird, ja, daß man auch nicht verfehlt, auf die wirtschaftliche Seite einer Wissenschaft durch besondere Schulübungen aufmerksam zu machen. Wegen der Erfolge hat man nicht nötig, für die Zukunft des deutschen Volkes allzu bange zu sein; man braucht auch nicht weit zu

Digitized by Google

gehen, um sie in Augenschein zu nehmen: junge Amerikaner besuchen in Gastrollen die Laboratorien unserer Hochschulen; weder Arbeitstechnik noch Kenntnisstand legen es nahe, das fremde Vorbild nachzuahmen, ebensowenig fordert der Stand der deutschen chemischen Industrie eine Aenderung der heutigen Vorbereitung. Lassen wir darum den Amerikanern „die Methode" und den Glauben daran; was bei ihren besonderen Verhältnissen*) am Platz ist, muß für uns aus keinerlei vernünftigen Erwägungen heraus, erstrebenswert erscheinen. Aus diesen Ueberlegungen komme ich zum Schluß, daß die obligatorischen chemischen Schülerübungen nur einen geringen Wert haben, für Naturen mit starker Begabung nach der praktischen Seite bieten die fakultativen vollauf Ersatz, und gute Leistungen in der Richtung lassen sich bei der Feststellung des Gesamtprädikats sehr wohl berücksichtigen.

Man heißt die Oberrealschule gern die Schule ohne Tradition; man kann ein Stück Lob heraushören, es liegt unzweifelhaft auch ein leiser Tadel der Unfertigkeit in der Bezeichnung: es fehlt der durch die Erfahrungen von Generationen gewonnene Niederschlag des Lehrstoffs, der Mittelpunkt auch, auf den die einzelnen Disziplinen hinzielen. Der deutsche Aufsatz, die Blüte des gesamten Unterrichts, lehnt sich in Auswahl und Behandlung der Themata noch innig an die anderen Schulgattungen an; die Eigenart der Schule, die ihre Wurzeln zur Geistesbildung ins Naheliegende von Zeit und Raum versenkt, kommt nicht zum Ausdruck, es scheint, als könnte sie sich nicht zur selbständigen Art erheben. Man tut unrecht, wenn man diesen Uebelstand dem Uebelwollen des Fachlehrers zuschreibt, die Chemie, wie die Naturwissenschaften überhaupt, können beim Unterrichtsbetrieb von heute wenig die hilfreiche Hand reichen. Sie häufen in ihrem Fach Kenntnisse auf Kenntnisse, unterlassen es aber, an Beispielen allgemeiner Natur eine geistvolle Behandlung in naturwissenschaftlicher Richtung mit ästhetisch-philosophischer Färbung aufzuzeigen. Wenn die Fachschulen, auch die Lehrerseminarien den Charakter der Schulgattung auch im Aufsatz zum Ausdruck bringen können, liegt dies nicht zum geringsten Teil an dem Einfluß der Lektüre, hier der pädagogischen. Verwerten wir diese Erfahrung und begnügen wir uns nicht mehr mit leiser Betonung des geschichtlichen Moments! Die Naturwissenschaften haben bei der glänzenden Entwicklung im abgelaufenen Jahrhundert in ihrem

*) Vergleiche auch Poske (Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht) Jahrgang 1903 pag. 310.

Digitized by Google

reichen Schaffen und inmitten der Freude über ihre Erfolge noch Zeit gefunden, sich Fragen allgemeiner Natur und solcher der Weltanschauung, sich Untersuchungen über die Grundanschauungen und ihre Fruchtbarkeit zuzuwenden. Es sind glänzende Namen zu nennen: Alexander von Humboldt, Liebig, Helmholtz, Dubois Reymond u. a. m. In unsern Tagen stehen die Versuche, das Leben als Wechselwirkung physikalisch-chemischer Kräfte zu begreifen, und die neuen Beiträge zur Begründung einer Weltanschauung im Vordergrund des Interesses. Nehmen wir eine gründliche Durchsicht der gesamten reichen Literatur vor, wählen wir aus dem Besten das Angemessene aus und schalten seine Lektüre an geeigneten Stellen des naturwissenschaftlichen Unterrichts ein. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege dem Zukunftsbild der höheren Schulen um einen Schritt näher, vielleicht auch können wir so für die Oberrealschule die Dissonanz zwischen Programm und Erfolg auflösen.

Digitized by Google

Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten.

Von

Sigismund v. Chlapowski.

Vorbemerkung. Ich habe der bäuerlichen Ansiedlung in unseren Ostmarken bisher mit einer zwiespältigen Empfindung gegenüber gestanden. Als Kulturwerk schien sie mir großartig, verdienstlich und alles Lobes wert. Als Mittel des nationalen Kampfes aber nicht nur verfehlt, sondern auch verderblich, da sie durch ihre indirekten Folgen das Deutschtum national, sozial, moralisch und numerisch unendlich viel mehr schädigt, als sie ihm direkt nützt. Ueber die jüngst ausgesprochene Enteignung von vier polnischen Gütern sprach ich mich deshalb tadelnd aus vom nationalen Standpunkt, fügte aber hinzu, daß ich dennoch vielleicht einmal etwas Gutes daran finden könnte, weil sie der Vorläufer einer großzügigen bäuerlichen, von dem nationalen Kampfmoment befreiten Kolonisation in unserem ganzen Osten werden könne. Mit nicht geringem Erstaunen las ich daher in der nachfolgenden Abhandlung eines praktischen Landwirts den Nachweis, daß die bäuerliche Kolonisation in unserem Osten keineswegs wirtschaftlich so vorteilhaft sei, wie allgemein angenommen zu werden pflegt und auch ich immer angenommen habe. Ich bin nicht kompetent, darüber zu urteilen, ob Herr v. Chlapowski mit seinen Behauptungen und Berechnungen allenthalben recht hat. Auf jeden Fall aber scheinen sie mir so bedeutsam, daß eine öffentliche Diskussion darüber unumgänglich ist, und zu diesem Zwecke und in diesem Sinne veröffentlichen wir hier die Abhandlung. Sollte sich etwa von neuem der Scharfsinn des Fürsten Bismarck bewähren, der, wie ich jüngst von neuem nachgewiesen habe („Das neue Deutschland" Nr. 9), die bäuerliche Kolonisation in den Ostmarken niemals gewollt, sie zwar amtlich eingebracht, aber innerlich immer gemißbilligt hat? Sollte übrigens Herr v. Chlapowski mit seinen wirtschaftlichen Darlegungen wirklich recht behalten, so möchte ich doch gleich noch hinzufügen, daß die Sache damit noch nicht erledigt ist. Das Wirtschaftliche ist nicht das Höchste im Staat. Aber hierüber wird zu reden sein, wenn erst einmal das Für und Wider des Wirtschaftlichen genügend durchgesprochen ist.

Delbrück.

In der Diskussion über die Ansiedlungsfrage in der Ostmark tritt neben dem politischen und sozialen Moment das wirtschaftliche immer mehr hervor. Ihm sei vorliegende Arbeit gewidmet, deren Zweck ist, die Bedeutung der Ansiedlungspolitik für die Agrar- und Erwerbsverhältnisse der beteiligten Landesteile einer Kritik zu unterziehen.

Digitized by Google

Freilich ist das eigentliche Ziel der Ansiedlungspolitik nach den Aeußerungen der Ostmarkenpolitiker weniger ein ökonomisches. Wenn man aber bedenkt, daß während eines Vierteljahrhunderts nicht weniger als 1220 Güter angekauft und zum größten Teil besiedelt worden sind mit einem Gesamtareal von 385 460 ha, daß zu diesem Zwecke (bis Ende 1909) 423 Millionen*) ausgegeben worden sind und noch weitere Summen zur Verfügung stehen, so muß man wohl zugeben, daß die staatliche Kolonisation als eine sehr wichtige agrar-ökonomische Tagesfrage behandelt zu werden verdient.

Hiervon ausgehend, wollen wir die nachfolgenden Fragen besprechen:

1. die Kosten der staatlichen Kolonisation,
2. die Bodenpreisfrage,
3. den ökonomischen Wert der Kolonisation.

Wir werden dabei in enge Fühlung mit dem Problem der inneren Kolonisation überhaupt kommen. Nicht alle, aber immerhin viele Ergebnisse meiner Untersuchungen können auf die Kolonisationsbestrebungen im ganzen preußischen Osten bezogen werden.

Das allgemeine Interesse, das heute diesen Tendenzen entgegengebracht wird, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Wie gesagt, spielt neben dem politischen und sozialen der wirtschaftliche Gesichtspunkt auch eine hervorragende Rolle. Er macht sich ganz besonders in folgender Richtung geltend. Man ist auf das eifrigste bemüht, Beispiele und statistisches Material zusammenzubringen, aus denen hervorgeht, daß durch die Dismembration des im Osten stark vertretenen Großgrundbesitzes ökonomische Erfolge erzielt wurden. Die, wirtschaftliche Fragen behandelnde Publizistik hat unendlich viel darüber berichtet, eine Tatsache, die jedem, der sich mit der Frage der inneren Kolonisation befaßt hat, geläufig sein dürfte. So wird wohl die Absicht, den wirtschaftlichen Wert kolonisatorischer Maßnahmen nachzuprüfen, manchem voraussichtlich sonderbar, ja überflüssig erscheinen. Dazumal im Wirkungsbereich der Ansiedlungskommission, deren wirtschaftskulturelle Leistungen schon so oft besprochen worden sind.

Gerade jene günstigen Ergebnisse und Erfahrungen aber, auf die man sich mit Vorliebe beruft, haben nicht zum wenigsten dazu beigetragen, die Bewertung der Ansiedlungstätigkeit in wirtschaftlicher Hinsicht auf falsche Bahnen zu lenken. Aus den nachfolgenden

*) Vgl. Denkschrift der Ansiedlungskommission für das Jahr 1910, S. 409.

Digitized by Google

jahre, zusammen 17½ % des Anlagekapitals, der durch die Zinsverluste hervorgerufen ist, der reinen Ausgabe zuzurechnen. Diese summarische Berechnung bleibt hinter der Stumpfschen und v. Dewitzschen, bei denen die Zinsverluste 22,5 % der Aufwendungen betragen, nicht unerheblich zurück. Der Unterschied liegt aber weniger darin, daß die Berechnungen letzterer für jedes Gut besonders erfolgten, daher auf Genauigkeit mehr Anspruch haben, als vielmehr darin, daß die zwischenzeitliche Verwaltung, wie aus der beigefügten Tabellen ersichtlich, durchschnittlich viel länger als zwei Jahre gedauert hat. In den späteren Abrechnungen war die Zeit der eigenen Verwaltung der angekauften Güter wesentlich kürzer, wodurch natürlich die Zinsverluste geringer werden. Diejenige Berechnung, die unter Zugrundelegung von zwei Jahren eigener Verwaltung 17½ % Zinsverlust ergibt, wollen wir daher für die in den Jahren 1906 bis 1910 berechneten Güter gelten, die Stumpfschen und v. Dewitzschen Zusammenstellungen aber, welche die vorhergehenden Jahre umfassen, bestehen lassen.

Auf diese Weise erhalten wir folgendes Gesamtbild:

a	80 Güter nach Stumpfe v. Dewitz		
	Za. der Aufwendungen	33 010 602 Mark	
	Zinsverluste	7 433 708 „	
			40 444 310 Mark
b	156 Güter abgerechnet 1906—1910		
	Za. der Aufwendungen	77 284 593 Mark	
	17½ % Zinsverlust von 87 746 920 Mark Gesamtausgabe	15 355 711 „	
			92 640 304 Mark
	Zusammen:		133 084 614 Mark

Die Einnahmen an Renten und Pachten betragen pro Jahr

bei a	776 836 Mark
bei b	1 926 691 Mark
	2 703 527 Mark*

* In der Denkschrift für das Jahr 1913 in der Anlage XII [illegible] der Berechnungen S. 115, bei Nr. 15 der Gesamtsumme ist in der Spalte „[illegible]“ [illegible] aus dem [illegible] 2 703 527,14 M. fortlaufend 27 [illegible] 14 zu lesen, was einer Verpachtung

Zur Erläuterung sei folgendes bemerkt. Das Verzeichnis der in den Jahren 1906 bis 1910 abgerechneten Güter findet sich in der Anlage I (am Schlusse dieser Arbeit). Die Zahlen sind der Denkschriften der Ansiedlungskommission entnommen. Die Zahlen 4 in der Anlage enthält die zur Berechnung der Zinsverluste herangezogene Gesamtausgabe. Die Spalte 5 die reine Ausgabe, nach Abzug aller Bareinnahmen, welche, wie z. B. die Anzahlungen der Ansiedler für übernommene Gebäude chronologisch den Ausgaben gemäß nachstehen.

Obige Summe von 2 703 527 entspricht einer Verzinsung von 2,63 % des Anlagekapitals.

Hiervon sind noch die allgemeinen Verwaltungskosten abzuziehen. Diese sind bei den Stumpfeschen und v. Dewitzschen Berechnungen mit 0,20 % in Ansatz gebracht worden, im Einklang mit der Denkschrift der Ansiedlungskommission für das Jahr 1907, in der sie mit 0,20 % angegeben werden.

Der erwähnten Regierungsdenkschrift von 1908 zufolge betragen die Verwaltungskosten einen Verlust von 1,92 % des Anlagekapitals. Da letzteres ohne Zurechnung der Zinsverluste mit 2,48 % verzinst wird, so ergibt das Anwachsen des Anlagekapitals um 1,92 % einen Zinsausfall von 0,05 %. ($\frac{248}{101{,}92} = 2{,}43$). Der Unterschied zwischen 0,20 und 0,05 % ist ziemlich beträchtlich und für den unbefangenen Leser allerdings recht schwer verständlich. Nehmen wir aber, um Entgegenkommen zu zeigen, die niedrigere Zahl an, so sinkt dennoch die Verzinsung auf 1,98 % herab.

Eine Verzinsung von rund 2 % bedeutet aber einem staatlichen Zinsfuß von 3,5 % gegenüber den Verlust von 43 % des Anlagekapitals. Jener Zinssatz von 3,5 % ist wohl in Wirklichkeit noch etwas zu niedrig angenommen, da 3½ % Staatspapiere schon seit Jahren unter pari notieren. Einem höheren Zinsfuß entspricht auch ein größerer Kapitalsverlust.

von 2,64% (cf. Spalte 5) entspricht. Und auf S. 117 bei Nr. 52 (Rittershausen) in der Spalte „Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen" ist statt 125633,81 die Zahl 1 256 338 Mk. 16 Pf. zu setzen (vergl. vorhergehende Spalte und Spalte „Haben" 6). Dies zu bemerken halte ich für erforderlich, weil eine Aufrechnung der Spalten ohne obige Korrekturen ein ganz falsches Endresultat ergibt. Auch in der 2. Abhandlung des Herrn v. Dewitz finden sich in der Nachweisung auf S 306 der deutschen Monatsschrift Druck- bezw. Rechenfehler. So ist namentlich die Endzahl in Spalte 9 falsch aufgerechnet — statt 23 000 000 muß es heißen 33,000,000.

Digitized by Google

Ausführungen wird sich zeigen, in wie hohem Maße die veränderten Verhältnisse eine positive Kulturarbeit der Ansiedlungskommission allmählich, erschwert, schließlich ganz zu nichte gemacht haben.

Mit der Erörterung dieser Vorgänge werden wir uns in der vorliegenden Arbeit vornehmlich zu beschäftigen haben. Um aber den Wert eines wirtschaftlichen Unternehmens für die allgemeine Volkswirtschaft richtig einzuschätzen, kommt es nicht allein auf das absolute Endergebnis an. Auch die Frage, in welchem Verhältnis dieser zu den gemachten Aufwendungen steht, ist wohl zu prüfen. Mit den letzteren wollen wir uns zunächst befassen.

I. Die Kosten der staatlichen Kolonisation.

a) Die Selbstkosten der Ansiedlungskommission.

Außer den erstmaligen Kosten für den Landerwerb bestehen die Ausgaben der Ansiedlungskommission aus den Wirtschaftszuschüssen zu den in provisorischer Selbstverwaltung befindlichen Gütern. Ferner in Meliorationen, Vorflutregulierungen, Wege- und Brückenbauten, Baukosten. Endlich in den Aufwendungen auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts, insbesondere für Regelung der Kirchen- und Schulverhältnisse. Die dem preußischen Landtage alljährlich vorgelegten Denkschriften der Ansiedlungskommission geben über diese Ausgaben Bescheid.

Mit den erwähnten Aufwendungen ist aber die Liste sämtlicher Ausgaben noch nicht erschöpft. Will man ein genaues Bild über die Gesamtunkosten des Kolonisationsunternehmens gewinnen, so sind noch die Zinsverluste zu berücksichtigen, welche durch die zwischenzeitliche Verwaltung der angekauften Güter und die drei Freijahre der Ansiedler entstehen. Sie werden von der Ansiedlungskommission nicht besonders in Rechnung gestellt.

Eine diesbezügliche Berechnung für 52 Güter, deren finanzielles Ergebnis bis zum Jahre 1900 berechnet und dem Landtage in den Denkschriften vorgelegt wurde, finden wir in dem 1902 erschienenen Buche von Dr. E. Stumpfe „Polenfrage und Ansiedlungskommission". Die Berechnung der Zinsverluste erfolgte für jedes Gut besonders unter Zugrundelegung eines Zinsfußes von 3½ %. Dieselbe Berechnung ist alsdann von dem Landrat a. D. v. Dewitz in zwei Abhandlungen über die Ansiedlungsfrage, die in der Deutschen Monatsschrift erschienen sind*), für die in den Jahren 1901 bis

*) Vergl. Deutsche Monatsschrift — Dezember 1905 und Dezember 1906.

Digitized by Google

1905 abgerechneten 28 Güter weitergeführt worden. Mit Einschluß der von Stumpfe berechneten Güter ergeben die Aufwendungen eine Summe von 33 010 602 Mark, die Zinsverluste 7 433 708 Mark. Im ganzen also beläuft sich die Ausgabe auf 40 444 370 Mark.

Dieser Summe steht eine jährliche Einnahme an Renten und Pachten von nur 776 836 Mark gegenüber.

Ueber die Zinsverluste finden wir außerdem eine zusammenfassende Berechnung in der 1908 erschienenen Regierungsdenkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit", welche die Wirksamkeit der Ansiedlungskommission von 1886 bis 1906 behandelt. Es heißt dort (S. 71/72):

„Die finanziellen Ergebnisse lassen die Zinsnutzung der aufgewendeten Kapitalien und die Verwaltungskosten der Ansiedlungskommission unberücksichtigt. Die Verluste an Zinsen des Anlagekapitals („Gesamtausgabe" in den finanziellen Ergebnissen) und an den den Ansiedlern bewilligten Freijahren lassen sich zahlenmäßig berechnen. Es ist anzunehmen, daß sich jedes Gut durchschnittlich wenigstens zwei Jahre in der zwischenzeitlichen Verwaltung der Ansiedlungskommission befindet. Da die Vorbereitung der Güter für die Besiedlung und diese selbst ihren Ertrag derart in Anspruch nimmt, daß auf eine Verzinsung des Anlagekapitals gar nicht gerechnet werden kann, so entsteht ein Zinsverlust, der zum Zinsfuße von 3,5 % berechnet, 7 % des Anlagekapitals beträgt. Die 1 bis 3 Freijahre der Ansiedler verursachen einen Einnahmeausfall von etwa 2,5 % des Anlagekapitals aufs Jahr, also in 3 Jahren 7,5 %."

Weiter wird die durch die Verwaltungskosten entstandene Summe auf 1,92 % des Anlagekapitals berechnet.

Es ist nicht recht ersichtlich, warum für die Freijahre der Ansiedler ein Zinsverlust von nur 2½ % in Ansatz gebracht werden soll. Dieser Zinssatz entspricht allerdings der Verzinsung des Ansiedlungskapitals, das ohne Hinzurechnung der Zinsverluste ca. 2,5 % bringt. Es ist jedoch durchaus gerechtfertigt, sämtliche Zinsverluste mit mindestens 3½ % zu berechnen, ein Zinsfuß, den auch Stumpfe und v. Dewitz ihrer Berechnung zugrunde gelegt haben.

Danach wäre also ein Ausfall von $2 \times 3\frac{1}{2} = 7$ % für die zwischenzeitliche Verwaltung und von $3 \times 3\frac{1}{2} = 10\frac{1}{2}$ % für die Frei-

Digitized by Google

jahre, zusammen 17½ % des Anlagekapitals, der durch die Zinsverluste hervorgerufen ist, der reinen Ausgabe zuzurechnen. Diese summarische Berechnung bleibt hinter der Stumpfeschen und v. Dewitzschen, bei denen die Zinsverluste 22,5 % der Aufwendungen betragen. nicht unerheblich zurück. Der Unterschied liegt aber weniger darin, daß die Berechnungen letzterer für jedes Gut besonders erfolgten, daher auf Genauigkeit mehr Anspruch haben, als vielmehr darin, daß die zwischenzeitliche Verwaltung, wie aus den beigefügten Tabellen ersichtlich, durchschnittlich viel länger als zwei Jahre gedauert hat. In den späteren Abrechnungen war die Dauer der eigenen Verwaltung der angekauften Güter wesentlich kürzer, wodurch natürlich die Zinsverluste geringer werden. Diejenige Berechnung, die unter Zugrundelegung vom zwei Jahren eigener Verwaltung 17½ % Zinsverlust ergibt, wollen wir daher für die in den Jahren 1906 bis 1910 berechneten Güter gelten, die Stumpfeschen und v. Dewitzschen Zusammenstellungen aber, welche die vorhergehenden Jahre umfassen, bestehen lassen.

Auf diese Weise erhalten wir folgendes Gesamtbild:

a) 80 Güter nach Stumpfe v. Dewitz		
Sa. der Aufwendungen	33 010 602 Mark	
Zinsverluste	7 433 708 „	
		40 444 310 Mark
b) 156 Güter abgerechnet 1906—1910		
Sa. der Aufwendungen	77 284 593 Mark	
17½ % Zinsverlust von 87 746 920 Mark Gesamtausgabe	15 355 711 „	
		92 640 304 Mark
	Zusammen:	133 084 614 Mark

Die Einnahmen an Renten und Pachten betragen pro Jahr:

bei a)	776 836 Mark
bei b)	1 926 691 Mark
	2 703 527 Mark*)

*) In der Denkschrift für das Jahr 1910 in der Anlage XII (Finanzielle Ergebnisse der Besiedelungen) S. 113, bei Nr. 15 (Gr. Golmkau) ist in der Spalte „Jährliche Einnahmen aus den verzinslichen Forderungen" statt 278334,14 Mk. selbstverständlich 27833,14 zu setzen, was einer Verzinsung

Digitized by Google

Zur Erläuterung sei folgendes bemerkt. Das Verzeichnis der in den Jahren 1906 bis 1910 abgerechneten Güter findet sich in der Anlage I (am Schlusse dieser Arbeit). Die Zahlen sind den Denkschriften der Ansiedlungskommission entnommen. Die Spalte 4 in der Anlage enthält die zur Berechnung der Zinsverluste herangezogene Gesamtausgabe. Die Spalte 5 die reine Ausgabe, nach Abzug aller Bareinnahmen, welche, wie z. B. die Anzahlungen der Ansiedler für übernommene Gebäude chronologisch den Ausgaben zumeist nachstehen.

Obige Summe von 2 703 527 entspricht einer Verzinsung von 2,03 % des Anlagekapitals.

Hiervon sind noch die allgemeinen Verwaltungskosten abzuziehen. Diese sind bei den Stumpfeschen und v. Dewitzschen Berechnungen mit 0,20 % in Ansatz gebracht worden, im Einklang mit der Denkschrift der Ansiedlungskommission für das Jahr 1907, in der sie mit 0,20 % angegeben werden.

Der erwähnten Regierungsdenkschrift von 1908 zufolge bedingen die Verwaltungskosten einen Verlust von 1,92 % des Anlagekapitals. Da letzteres ohne Zurechnung der Zinsverluste mit 2,48 % verzinst wird, so ergibt das Anwachsen des Anlagekapitals um 1,92 % einen Zinsausfall von 0,05 %. ($\frac{248}{101{,}92} = 2{,}43$). Der Unterschied zwischen 0,20 und 0,05 % ist ziemlich beträchtlich und für den unbefangenen Leser allerdings recht schwer verständlich. Nehmen wir aber, um Entgegenkommen zu zeigen, die niedrigere Zahl an, so sinkt dennoch die Verzinsung auf 1,98 % herab.

Eine Verzinsung von rund 2 % bedeutet aber einem staatlichen Zinsfuß von 3,5 % gegenüber den Verlust von 43 % des Anlagekapitals. Jener Zinssatz von 3,5 % ist wohl in Wirklichkeit noch etwas zu niedrig angenommen, da 3½ % Staatspapiere schon seit Jahren unter pari notieren. Einem höheren Zinsfuß entspricht auch ein größerer Kapitalsverlust.

---

von 2,64% (cf. Spalte 5) entspricht. Und auf S. 117 bei Nr. 52 (Rittershausen) in der Spalte „Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen" ist statt 125 633,81 die Zahl 1 256 338 Mk. 16 Pf. zu setzen (vergl. vorhergehende Spalte und Spalte „Haben" 6). Dies zu bemerken halte ich für erforderlich, weil eine Aufrechnung der Spalten ohne obige Korrekturen ein ganz falsches Endresultat ergibt. Auch in der 2. Abhandlung des Herrn v. Dewitz finden sich in der Nachweisung auf S. 306 der deutschen Monatsschrift Druck- bezw. Rechenfehler. So ist namentlich die Endzahl in Spalte 9 falsch aufgerechnet — statt 23 000 000 muß es heißen 33,000,000.

Digitized by Google

Ein Verlust von 43 % beträgt bei einer Ausgabe von 131 371 265 Mark (cf. oben) = 56 489 643 Mark, die als ein seitens des Staates zu den Ansiedlungskosten geleisteter unverzinslicher Zuschuß zu betrachten sind. Nun sind auf jenen 236 Gütern, auf welche die obige Berechnung sich bezieht, 6546 Ansiedler angesetzt worden. Mithin entfällt auf jeden Ansiedler ein Zuschuß von 8630 Mark.

Die Ansetzung jener Ansiedler hat also recht erhebliche finanzielle Opfer gefordert. Der oben erwähnte Dr. Stumpfe, der sich als begeisterter Anhänger der Kolonisation in der Ostmark bekennt, schließt seine Erhebungen über die Kosten und die Erfolge der Ansiedlungspolitik mit den Worten: „Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, kann man nicht anders, als die Opfer als „montes", die Erfolge als „ridiculus mus" bezeichnen." Wir werden im folgenden sehen, daß die Ansiedlungstätigkeit noch andere, und zwar recht erhebliche Aufwendungen notwendig macht.

Die Baukosten.

Außer obigen Summen, welche der Staatskasse unmittelbar zur Last fallen, kommen noch die recht erheblichen Baukosten in Betracht, welche in der Hauptsache von den Ansiedlern getragen werden.*)

Bei der Kolonisation spielt bekanntlich die Errichtung von Neubauten eine geradezu entscheidende Rolle. Dies hängt mit folgenden Umständen zusammen:

1. Je kleiner die Wirtschaft, desto mehr Gebäude braucht sie, denn die verhältnismäßig stärkere Viehhaltung in bäuerlichen Betrieben erfordert entsprechend mehr Stallraum. Aehnliches gilt für Scheunen, da die Aufbewahrung des Getreides in Mieten nur auf größeren Gütern, auf denen Dampfdrusch die Regel bildet, tunlich ist. Auf klein- und mittelbäuerlichen Besitzungen belastet das Wohnhaus — auch bei bescheidener Ausführung — den Grund und Boden weit höher, als ein durchschnittliches Gutshaus, nebst den auf einem Gute vorhandenen Arbeiterhäusern.

---

*) Die Bauausführung überläßt die Ansiedlungskommission den Ansiedlern selbst. Sie beschränkt sich darauf, durch Beschaffung der Materialien und Prüfung der Entwürfe eine fürsorgende und überwachende Tätigkeit auszuüben und die Anfuhr der Baumaterialien zu besorgen.
Vergl. 20. J. deutscher Kulturarbeit S. 63.

Digitized by Google

2. Die Verwendbarkeit der auf einem Gute vorhandenen Gebäude ist bei der Parzellierung eine beschränkte. Um sie den neuen Verhältnissen anzupassen, sind Umbauten erforderlich, die, je nach dem Bauzustand der Gebäude, oft recht teuer zu stehen kommen.

3. Auf den verkäuflichen Gütern des Ostens pflegt der Bauzustand der Gebäude recht mittelmäßig zu sein. Der Besitzer, der an Verkauf denkt, scheut vor den großen Kosten, welche die Errichtung neuer Gebäude verursacht, und wenn er es auch aus Not tut, so sucht er möglichst billig davonzukommen. Auf vielen Gütern stehen die Gebäude zwar da und können noch jahrelang ihrer Bestimmung dienen, sofern der großwirtschaftliche Betrieb fortgesetzt wird. Im Falle der Aufteilung haben sie, da es sich meist nicht lohnt, sie umzubauen, nur Wert als Abbruchsmaterial.

Ueber die Höhe der durch die Besiedelung verursachten Baukosten finden wir folgende Angaben in der Reg.-Denkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit" S. 65. Es heißt dort:

„Nach den angestellten Ermittelungen und Beobachtungen kann man die Baukosten unter normalen Verhältnissen bei Stellen von

5—10	ha	auf	700—500	Mark	pro ha
10—20	„	„	500—400	„	„ „
20—50	„	„	400—250	„	„ „

anschlagen." Beiläufig sei bemerkt, daß bei Wohnhäusern und Stallungen massive Bauart, bei Scheunen Holzbau Anwendung findet.

Ueber diese Zahlen wird wohl jeder, der mit ländlichen Verhältnissen und landwirtschaftlichem Bauwesen vertraut ist, stutzig werden. Ist doch schon im Großbetriebe, der durch das Gebäudekapital viel weniger belastet ist, der Neubauwert der Gebäude, massive Bauart der Wohnhäuser und Stallungen vorausgesetzt, bei den heute im Baugewerbe geltenden Preisen, auf ungefähr 120 Mark pro Morgen, 480 Mark pro ha anzunehmen.

Auf bäuerlichen Besitzungen von 10—25 ha beträgt der Wert massiver Gebäude im allgemeinen 800—900 Mark pro ha.

Uebrigens finden wir in den Anlagen zu der erwähnten Regierungsdenkschrift noch nähere Angaben über das Bauwesen, und zwar Grundrißzeichnungen und Kostenberechnungen von 10 Ansiedlergehöften für 8—20 ha. Sie betragen bei einem Gehöft für 19 ha 442, bei einem Gehöft für 14 ha 700 Mark pro ha und schwanken bei den übrigen zwischen 507 und 587 Mark pro ha.

Digitized by Google

Als Herstellungskosten sind bei den Wohnhäusern 32—40 Mark pro qm bebauter Grundfläche, bei Stallungen 18—30 Mark pro qm bebauter Grundfläche angegeben. Ob es vor Jahren möglich war, zu solch rätselhaft niedrigen Preisen Gebäude zu errichten, soll dahingestellt bleiben. Sie gehören jedenfalls längst der Geschichte an. Bekanntlich sind die Preise im Baugewerbe sehr erheblich gestiegen. Bei massiv gebauten Wohngebäuden, deren Stockwerkhöhen durchschnittlich 3,15 m im Lichten betragen, mit zweiseitigem geraden Ziegeldache, innerem Ausbau nach gewöhnlicher Art, ein Geschoß hoch, werden für den Quadratmeter ihrer Grundflächen 75—90 Mark Herstellungskosten angenommen. Bei Stallgebäuden mit einfachem Ziegeldach und Holzdecken 30—40 Mark.*)

Wenn wir diese letzteren Zahlen mit den vorhergehenden vergleichen, so ergibt sich, daß heute die Herstellungskosten für Wohngebäude um mehr als das Doppelte höher berechnet werden. Freilich darf man annehmen, daß bei den Ansiedlerbauten Ersparnisse z. B. durch Lieferung von Ziegelsteinen zum Selbstkostenpreise erzielt werden. Indes selbst wenn man pro Quadratmeter bebauter Grundfläche die Kosten in Vergleich zu dem üblichen Satze um 25 % herabsetzt, werden die Herstellungskosten ähnlicher Ansiedlergehöfte, wie die in der erwähnten Denkschrift beschriebenen, etwa 800 bis 1000 Mark pro ha erreichen.

Es wäre allerdings ungerechtfertigt, sämtlichen an Ansiedler vergebenen Grund und Boden mit dieser Bausumme zu belasten. denn die auf einem angekauften Gute vorhandenen Gebäude werden, so gut es eben geht, verwertet. Sie treten aber, wie bereits oben erwähnt, den Neubauten gegenüber sehr zurück. Das Mißverhältnis der alten zu den neuen Gebäuden tritt uns auf jedem Ansiedlungsgute entgegen. Es wird mir wohl jeder Sachverständige zugeben, daß für alte Gebäude höchstens 25 % in Abzug gebracht werden können. Nehmen wir also an, daß die Ansiedlergehöfte durchschnittlich eine Bausumme von 800 Mark pro ha darstellen, so dürfen wir hiervon 200 Mark in Abrechnung bringen. Hiernach würde also die Besiedelung eine Ausgabe von 600 Mark pro ha für Neubauten erforderlich machen.

„Die Gebäudekosten hängen an jeder Parzellierung wie ein schweres Gewicht" — diesen plastischen Satz hat Prof. Bernhard

*) Vergl. Engel — Schuberts Handbuch des landwirtschaftlichen Bauwesens — 9. Auflage, S. 45.

Digitized by Google

in seinem Buche über die Polenfrage geprägt gelegentlich der Besprechung der Parzellierungsvorgänge im Osten. Sie belasten die private Kolonisation ebenso gut wie die des Staates. Jene Kosten bilden mit den vorhin festgestellten Zuschüssen seitens des Staates die Kosten der Besiedelung. Verursacht also, wie oben berechnet, die Ansetzung einer Ansiedlerfamilie eine Ausgabe von 8630 Mark für die Staatskasse, so kommen noch 600 Mark pro ha Neubautenkosten, die den Ansiedlern zur Last fallen, hinzu. Bei einem Ansiedlungsgute von 15 ha ergibt dies $15 \times 600 = 9000$ Mark + 8630 Mark = 17 630 Mark. So groß sind also die Kosten der Ansiedlung einer selbständigen Bauernfamilie, ganz abgesehen von den Kosten des Landerwerbs.

II. Die Bodenpreisfrage.

a) Die Preissteigerung und ihre vermeintlichen Ursachen.

Die Preisentwicklung in dem Ankaufsgeschäfte der Ansiedlungskommission hat folgenden Verlauf gehabt:

In dem Zeitraum von 1886—1898 haben sich die Preise auf einem ziemlich gleichen Niveau gehalten.*) In den darauf folgenden Jahren stiegen sie nur wenig, dagegen seit 1902 war das Steigen ein rapides. Der niedrigste Durchschnittspreis fällt in das Jahr 1894 — er betrug 573 Mark pro ha oder 59 Mark für 1 Mark Grundsteuerreinertrag. Im Jahre 1906 betrug der Durchschnittspreis schon 1383 Mark pro ha und 138 Mark für 1 Mark Grundsteuerreinertrag, mithin das Doppelte des 1894 gezahlten Preises. Diese außergewöhnliche Erscheinung hat selbstredend nicht verfehlt, einen gewaltigen Eindruck auf alle Kreise zu machen, die an der Ansiedlungsfrage interessiert waren. Je höher die Bodenpreise, desto weniger kann mit den zur Verfügung stehenden Mitteln angekauft und besiedelt werden.

Die Preissteigerung auf dem Grundstücksmarkte wird in der Publizistik und politischen Tagesliteratur lebhaft besprochen. Wir begegnen dabei der immer wiederkehrenden Behauptung, die Preissteigerung sei eine Folge der Konkurrenz auf dem Grundstücksmarkte und mit dem sog. Kampfe um den Boden in Verbindung zu bringen; die Bodenpreise seien also Kampfpreise.

*) Siehe Tabelle II.

Digitized by Google

Den Anlaß zu solchen Behauptungen hat die Tatsache ergeben, daß im Laufe der Jahre eine Reihe polnischer Parzellierungsbanken ins Leben gerufen worden ist, und daß sich Leute fanden, die die Parzellierung von Landgütern gewerbsmäßig betrieben.

b) Die polnischen Parzellierungsinstitute.

In erster Linie kommen die Parzellierungsinstitute in Betracht. Die Tätigkeit privater Unternehmer, deren Geldmittel doch zumeist beschränkt sind, hat sich in der Hauptsache auf größere und mittlere Bauerngüter erstreckt. Größere Parzellierungen sind überhaupt ohne Zuhilfenahme eines hierzu berufenen Finanzinstitutes bekanntlich kaum durchführbar.

Als ernste Konkurrenten der Ansiedlungskommission können die polnischen Parzellierungsinstitute allerdings kaum gelten, wegen der bescheidenen Mittel, über welche sie verfügen. Nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1907 hat das Kapital sämtlicher polnischer Landbanken 17 800 000 Mark betragen, das aus dem Aktienkapital bezw. den Anteilen der Genossen, den Reserven und den Einlagen der Deponenten bestand. Den 475 Millionen gegenüber, die der Ansiedlungskommission bisher zur Verfügung gestellt worden sind, bedeutet diese Summe nicht gerade viel. Danach wäre also das polnische Kapital 26 mal kleiner als das deutsche. Dieses bemerkenswerte Verhältnis vergrößert sich noch dadurch, daß die Ansiedlungskommission ihre Zinserträge zu Ankaufs- und Besiedelungszwecken weiter verwendet, während die Parzellierungsinstitute ihre Einnahmen in Form von Dividenden verteilen. Der größte Teil des polnischen Kapitals ist in langfristigen Hypotheken festgelegt, ohne die eine private Parzellierungstätigkeit nicht möglich ist. Uebrigens hat die polnische Parzellierung sich jahrelang betätigt, ohne daß die Grundstückspreise in die Höhe gingen. Ja, Anfang der 90er Jahre, als die Generalkommission ihre Mitwirkung bei polnischen Parzellierungen nicht versagte, sind verhältnismäßig viel Güter aufgeteilt worden. Die eigentliche Preissteigerung beginnt erst 1902. Hätte also die polnische Parzellierungsaktion den ihr vielfach zugeschriebenen Einfluß auf die Preisbildung, so hätte die Hausse auf dem Grundstücksmarkte schon eher eintreten müssen.

Ueberdies ist die Parzellierung seit Jahren durch die strikte Anwendung des Ansiedlungsgesetzes von 1876, vornehmlich aber durch die Ansiedlungsnovelle von 1904 in ihrer Wirksamkeit aufs äußerste behindert und beschränkt.

Digitized by Google

Das letztere Gesetz hat bekanntlich die Gründung neuer Ansiedlungsstellen bei polnischen Parzellierungen überhaupt unmöglich gemacht und die Aufteilung von Landgütern auf die sog. Adjazentenparzellierung beschränkt, die in dem Verkauf von Grund und Boden an benachbarte bäuerliche Besitzer besteht, folglich nur dort möglich ist, wo diese in großer Anzahl vorhanden und, wie der technische Ausdruck lautet, „landhungrig" sind.

Nun hat der obengenannte, bekannte Forscher auf dem Gebiete der Polenfrage, Bernhard, Professor der Nationalökonomie an der Berliner Universität, auf der Adjazentenparzellierung seine berühmte These von der „Ueberlegenheit der Polen im Kampfe um den Boden" aufgebaut, die er in der 1. Auflage seines Buches folgendermaßen begründet hat:

1. Bei jenem Parzellierungssystem fallen, nach Bernhard, die beträchtlichen Kosten für Errichtung neuer Wohn- und Wirtschaftsgebäude fort, sowie alle die gesetzlichen Beschränkungen und Kautelen, die bei Gründung einer neuen Kolonie in Frage kommen, so namentlich die Kosten für erstmalige Regelung der Gemeindeverhältnisse.

2. In Posen—Westpreußen gibt es, nach der Ansicht desselben Verfassers, eine Menge Zwergbesitzer, unter 2 ha, die von ihrem Besitz nicht leben können und infolge des wirtschaftlichen Umschwunges landhungrig geworden sind. Ihre Zahl gibt Bernhard auf 225 000 an. Was den ersten Punkt anbetrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Parzellierung ohne Neubau pekuniär für den Unternehmer von großem Vorteil ist. Man könnte der Behauptung Bernhards, daß kein Parzellant im Osten mit den Polen konkurrieren kann, zustimmen, wenn nur die von ihm angegebenen Zahlen richtig wären.

Nun ist aber die Bernhardsche Zahl von 225 000 Zwergwirtschaften nicht weniger als 5mal übertrieben, denn nach der preuß. Statistik Band 146, S. 256, gibt es in Posen—Westpreußen nur 44 047 Zwergbesitzer unter 2 ha!

Beide Provinzen besaßen allerdings im Jahre 1895 225 000 Zwergbetriebe unter 2 ha*), aber diese Betriebe sind nicht, wie Prof. B. angenommen hat, lauter Besitze, sondern es sind ihnen alle diejenigen zugezählt worden, die ohne eigenen Grundbesitz einen, wenn auch minimalen, landwirtschaftlichen Betrieb unter-

*) Vergl. Statistik des Deutschen Reiches Bd. 112, S. 426.

Digitized by Google

halten, mehr oder weniger also alle landwirtschaftlichen Arbeiter auf dem Lande.

Diesen Irrtum Prof. B.s habe ich bereits in meiner Kritik seines Buches, die unter dem Titel „Prof. Bernhard als Statistiker", Posen 1908, erschienen ist, erörtert. Wenn ich nochmals darauf zurückkomme, so geschieht dies, weil das Buch Bernhards als Informationsquelle in polnischen Angelegenheiten häufig benutzt wird und man speziell auf seine Ausführungen über den „Kampf um den Boden" nicht selten bezug nimmt. Schließlich auch, weil Prof. B. in der zweiten Auflage seines Buches die Berechtigung meiner Kritik beanstandet hat.*) Freilich hat Prof. B. in der zweiten Auflage seinen Fehler insofern zu korrigieren gesucht, als er die am meisten angreifbaren Stellen gestrichen und dafür die ebenfalls ganz unhaltbare These aufgestellt hat, daß für Parzellierungen ohne Neu-

*) In der 2. Auflage S. 579 schreibt Prof. B.: „Gegen diese Zahl" (nämlich die 225000 Zwergbetriebe) „hat sich Herr Gutsbesitzer Chlapowski in seiner Broschüre „Professor B. als Statistiker" mit besonderer Heftigkeit gewandt und hat behauptet, daß statt dessen nach der preuß. Statistik die Zahl 45000 zu setzen sei". Meine Kritik bestand darin, daß Professor B. aus den 225000 Zwergbetrieben in Posen-Westpreußen ebensoviel Besitzer gemacht hat. Um zu beweisen, daß ich dazu berechtigt war, seien folgende Sätze aus der 1. Auflage des Bernhardschen Buches zitiert. Es heißt also S. 627/628 ff. „Will man verstehen, weshalb die Polen im Bodenkampfe überlegen sind, so muß man die Aufmerksamkeit zuerst auf die 225000 Zwergwirtschaften von Posen-Westpreußen richten, auf die 225000 Betriebe unter 2 ha. Meist sind es Zerfallprodukte, Zerreibungsprodukte der Gesammtentwicklung, unglücklich gelegene Landfetzen, die von kleinen Handwerkern oder Tagelöhnern erworben wurden, Reste von Parzellierungen, die jede Agrarentwicklung, mag sie emporsteigen oder niedergehen, hervorbringt. Dieses große agrarische Untervolk, das über 60% der gesamten Grundeigentümer ausmacht, besteht in Posen-Westpreußen ausschließlich aus Polen."

In der Anmerkung auf S. 628 heißt es: „Im Jahre 1882 wurde festgestellt, daß es in der Provinz Posen 94350 landwirtschaftliche Zwergbetriebe unter 2 ha gebe, die unmöglich ihren Wirt ernähren können u. s. w., und auf S. 631 faßt der Verfasser seine Ausführungen folgendermaßen zusammen.

„Vier Tatsachen also:

1. In Posen-Westpreußen existiert eine Fülle von Zwergbesitzern, die Haus und Acker haben, aber von dem kleinen Besitz nicht leben können.
2. Die Zwergbesitzer sind fast ausschließlich Polen.
3. Die Zwergbesitzer sind so verteilt, daß sie sich kranzförmig und in langgestreckten Linien um den Großbesitz ziehen.
4. „Die Zwergbesitzer wurden infolge des wirtschaftlichen Umschwunges landhungrig."

Aus den obigen Zitaten geht unzweideutig hervor, daß der Professor für Nationalökonomie Bernhard die 225000 Zwergbetriebe von Posen und Westpreußen für Grundeigentümer gehalten hat, daß er also zwischen den Begriffen landwirtschaftlicher Besitz und Betrieb nicht zu unterscheiden gewußt hat. Ebenso irrtümlich sind die weitgehenden Folgerungen, die diese falsche Zahl zur Grundlage haben.

Digitized by Google

bau nicht die Zahl der kleinen Grundeigentümer, sondern die Zahl der kleinen Betriebe maßgebend ist. Denn, so belehrt uns Prof. B., bei den polnischen Parzellierungen werden aus den vorhandenen Arbeiterwohnhäusern bäuerliche Wirtschaften gebildet. Hierbei kann aber Prof. Bernhard der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er den Begriff „landwirtschaftlicher Betrieb" mißbraucht. Er schreibt nämlich (S. 579 der II. Auflage):

> „Um zu verstehen, daß die Polen einen großen Teil der Ansiedlungsbeschränkungen illusorisch gemacht haben, muß man die Aufmerksamkeit auf die Zwergbetriebe von Posen—Westpreußen richten, auf die 200 000 Betriebe unter 2 ha,*) die teils kleine Grundeigentümer, teils kleine Betriebe der Instleute sind."

Dies stimmt aber nicht, denn landwirtschaftliche Kleinbetriebe umfassen nicht allein kleine Besitzer und Gutsarbeiter, sondern auch noch zahlreiche andere Berufsklassen. So heißt es also in den Erläuterungen in der Statistik des Deutschen Reiches, der obige Zahl entnommen ist, daß jede von der Haushaltung aus bewirtschaftete Bodenfläche, auch von kleinstem Umfange, als landwirtschaftlicher Betrieb gilt, auch Betriebe mit Dienstland, so z. B. Lehrer, Forstbeamte, Eisenbahnbeamte usw. Diese Betriebe gehören mehr oder weniger den Zwergbetrieben an, denn Dienstländereien übersteigen selten 2 ha, in der Regel bestehen sie nur aus etwas Gartenland. Diese zahlreichen Betriebe kommen aber für Parzellierungszwecke überhaupt nicht in Betracht — ebensowenig wie die Landarbeiter, die bei Bauern zur Miete wohnen oder die sog. Altsitzer, die zum großen Teil auch eine Landparzelle bewirtschaften. Folglich ist die Behauptung, daß für die Adjazentenparzellierung die Zahl der kleinen Betriebe maßgebend ist, wie Prof. Bernhard in der zweiten Auflage seiner Polenfrage behauptet, eine Entstellung.

Wer übrigens mit Parzellierungen praktisch zu tun gehabt hat, weiß, daß mit Verwendung der auf einem Gute vorhandenen Wohngebäude nur ein Bruchteil desselben aufgeteilt werden kann. Die Wohnhäuser sind ja für den Betrieb eines Gutes unentbehrlich, sie sind also für Parzellierungszwecke nur in dem Maße disponibel, als der größte Teil des Gutes an Adjazenten verkauft wird.

---

*) Nach der Zählung aus dem Jahre 1907 gab es in Posen—Westpreußen 200 000 Betriebe unter 2 ha.

Digitized by Google

Die Verwendbarkeit der Arbeiterhäuser bei Dismembrationen ist überhaupt eine relative. Sind sie, wie es so häufig der Fall ist, nach Art von Mietskasernen erbaut, in denen 8—10 Familien zusammenwohnen, so sind sie für Parzellierungen durchaus ungeeignet.

Um über die Chancen der Adjazentenparzellierungen, die nach Prof. Bernhard in Posen—Westpreußen so günstig liegen, volle Klarheit zu gewinnen, seien noch einige Zahlen angeführt.

Es gab 1893 in Posen 1982 Privatbesitzungen mit über 500 Taler Grundsteuerreinertrag und einem Gesamtareal von 1 296 798 ha nutzbarer Fläche.*) Die Zahl der Zwergbesitzer unter 2 ha betrug 21 900. Mithin entfielen auf jedes jener 1982 Güter durchschnittlich 11 Zwergwirte bezw. 1 Zwergwirt auf 59 ha Gutsland.

Aehnliche Zahlen ergeben sich für Westpreußen.

Jene spärliche Anzahl von Zwergwirten aber ist es, die dank dem Buche Prof. Bernhards eine allerdings nur jenseits der Grenzen ihrer Heimat reichende Berühmtheit erlangt hat und als diejenige Macht gilt, welche den Polen im Kampfe um den Boden das Uebergewicht verschafft hat.**)

Allerdings kommen außer den ganz kleinen Grundeigentümern auch noch Kleinbauern für die Adjazentenparzellierung in Betracht. Ihre Zahl ist aber bei weitem nicht groß genug, um eine Adjazentenparzellierung im großen Stile zu entfalten, wie aus folgenden der preußischen Statistik (Bd. 146, Tafel 2) entnommenen Zahlen zu ersehen ist. Der Anteil des kleinen unselbständigen Grundbesitzes an der gesamten nutzbaren Fläche betrug 1893 in Posen ca. 10%, in Westpreußen ca. 13% — der Anteil des Großgrundbesitzes hingegen in Posen ca. 58%, in Westpreußen ca. 45%. Diese Zahlen sind beredt.

Freilich gibt es sowohl in Posen, wie in Westpreußen ausnahmsweise Gegenden und Dörfer mit zersplittertem Grundbesitz und einer landhungrigen Bevölkerung, und dieser Umstand hat es ermöglicht, daß kleine Güter zuweilen ganz, größere zum Teil, im Wege der Adjazenten- und Ausbauparzellierung dismembriert

*) Vergl. preuß. Statistik Bd. 146, S. XVIII ff.

**) So hat sich z. B. der Landrat a. D. und Landtagsabgeordnete v. Dewitz in einem in den Preußischen Jahrbüchern (November 1909) unter dem Titel „Siedelungspolitik in der Provinz Posen" veröffentlichten Aufsatz von Prof. Bernhard irre führen lassen, indem er unter Berufung auf dessen falsche Zahlen und Folgerungen ein gesetzliches Parzellierungsverbot verlangte.

Digitized by Google

worden sind. In der Regel besteht aber ein auffallend großes Mißverhältnis zwischen den Gutsflächen und dem Grundbesitz kleiner Leute.

So ist also die polnische Parzellierungsaktion nicht allein durch gesetzliche Maßnahmen gehemmt. Auch die Grundbesitzverteilung bildet ein Moment, das ihren Wirkungskreis erheblich einschränkt. Eine objektive Prüfung der Verhältnisse ergibt, daß ihr Ruf, ein politischer wie wirtschaftlicher Machtfaktor zu sein, zum mindesten sehr übertrieben ist.

Für den Fernstehenden ist es natürlich auffallend, daß in Posen und Westpreußen nicht weniger als 26 polnische „Parzellierungsbanken" bestehen. Diese Institute arbeiten, wie unschwer festzustellen ist, zum größten Teil mit sehr beschränkten Geldmitteln, und ihre Geschäfte betreffen meist bäuerliche Besitzungen. Gerade im bäuerlichen Besitz aber ist seit einer Reihe von Jahren der Grundstückshandel sehr lebhaft. So schwer es nun zumeist ist, größere Landgüter aufzuteilen, so ist die Parzellierung einer in einem größeren Dorfe gelegenen klein- oder mittelbäuerlichen Wirtschaft in der Regel ein dankbares Unternehmen. Da der größere bäuerliche Besitz häufig überschuldet, kleine Grundeigentümer durch Sachsengängerei oder Arbeit in den Industriegebieten des Westens Gelegenheit haben, Ersparnisse anzulegen, so sind diese Parzellierungen im Kleinen, vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, sehr gerechtfertigt. Für die Ansiedlungskommission, die bäuerliche Besitzungen nur ausnahmsweise kauft, und für den Grundstücksverkehr im Großen kommen jene Vorgänge wenig in Betracht.

c) Landerwerbungen polnischer Großgrundbesitzer.

Während früher Gutskäufe seitens der Polen eine Seltenheit waren, der polnische Großgrundbesitz vielmehr alljährlich zurückging, tritt Mitte der 90er Jahre ungefähr ein Wendepunkt in dieser Evolution ein. Es macht sich eine mit den Jahren steigende Nachfrage nach Gütern seitens polnischer Käufer bemerkbar. Diese Erscheinung hängt zweifellos mit der Besserung der Lage der Landwirtschaft sowie damit zusammen, daß der polnische Großgrundbesitz sich inzwischen wirtschaftlich emporgerafft hat.

So gingen seit jener Zeit eine Reihe deutscher Güter in polnische Hände über, eine Tatsache, die namentlich in der politischen

Digitized by Google

Tagesliteratur sehr lebhaft besprochen, häufig aber übertrieben wird.*) Der erwähnten Nachfrage stand aber auch ein größeres Angebot, und zwar deutscher Güter gegenüber. Zum Beweise seien die Berichte der Ansiedlungskommission angeführt, aus denen hervorgeht, daß bei den deutschen Besitzern die Verkaufslust in großem Maßstabe um sich gegriffen hat, und die Regierungsdenkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit", in der es heißt, daß durch die Tätigkeit der Ansiedlungskommission „die Bande zum Grund und Boden bei den deutschen Besitzern in unerwünschter Weise gelockert worden sind."

Seit Ende der 90er Jahre erwirbt die Ansiedlungskommission vorwiegend deutschen Grundbesitz. Gleichzeitig macht sich in ihrem Ankaufsgeschäft ein neues Moment geltend, nämlich das Vorschieben polnischer Käufer.

Hierüber teilt uns die Denkschrift der Ansiedlungskommission für das Jahr 1905 folgendes mit:

„Das Angebot trat aber mehr noch als in den Vorjahren in dringlicher Form und unter dem Druck an die Ansiedlungskommission heran, daß bei Ablehnung des Ankaufs das angebotene Gut für die deutsche Hand verloren gehen würde, so daß eine ruhige und sachliche Prüfung und Entscheidung vielfach erschwert war."

Der Regierungsdenkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit" entnehmen wir aber folgendes:

---

*) Die polnischen Gutskäufe erwähnt auch Prof. Bernhard in seinem Buche „Das polnische Gemeinwesen", behauptet aber im Anschluß an seine These von der „stürmischen Parzellierung" polnischen Grundbesitzes, daß über kurz oder lang diese Güter der Aufteilung verfallen.

Ich habe in meiner bereits zitierten Kritik (Prof. Bernhard als Statistiker) an der Hand statistischer Zusammenstellungen den Nachweis geführt, daß

1) von einer „stürmischen Parzellierung" polnischen Großbesitzes nicht die Rede sein kann;
2) daß die von Polen seit 1895 gekauften Güter sich auf heute noch in der bei weitem größten Mehrzahl in der Hand des ersten Käufers ungeteilt befinden.

Trotzdem wiederholt Prof. B. die Behauptung von dem gewaltigen Umfang, den die Parzellierung polnischer Güter angenommen hat, in der II Auflage wieder, jedoch ohne Anführung von Zahlen und Tatsachen. Zur Entschuldigung des Verfassers sei erwähnt, daß mit jenen Parzellierungsvorgängen das Entstehen der „polnischen Bauernrepublik" zusammenhängt — diese bildet aber die Grundlage des „polnischen Gemeinwesens", wie Prof. B. sein Buch benannt hat. Der Verfasser brauchte notwendig diese These, also mußte er sie aufstellen. Prof. B. prägt zuerst die schön tönende These. Zu ihrer Begründung muß dann herhalten was kann, Wirklichkeit und Phantasie.

Digitized by Google

„Vom Jahre 1902 an bemächtigt sich des Ankaufsgeschäftes mehr und mehr eine gewisse unruhige Stimmung. Sie wurde auf der einen Seite durch administrative Bedenken hervorgerufen .... auf der anderen Seite durch das spekulative Vorgehen nur von Gewinnabsicht geleiteter deutscher Besitzer, die auch vor unlauteren Mitteln nicht zurückschreckten, um ihr Gut an die Ansiedlungskommission loszuschlagen."

Auf diese Weise mag wohl manches heruntergewirtschaftete, minderwertige Gut von der Ansiedlungskommission über seinen wirklichen Wert hinaus bezahlt worden sein. Jene Mystifikationen aber bei den Erwerbungen der Ansiedlungskommission und die vereinzelten polnischen Güterkäufe mit dem Steigen der Bodenpreise in Verbindung gebracht, haben zu der Behauptung geführt, daß die Bodenpreise überhaupt künstlich in die Höhe geschraubt worden seien. Schlagwörter, wie „Kampfpreise", „Affektionspreise", „Demonstrationskäufe" begegnen uns häufig in den publizistischen Erörterungen über die Ansiedlungsfrage. Es ist zu einer landläufigen These geworden, daß die Grundstückspreise den gemeinen Wert des Grund und Bodens bei weitem überstiegen.

In vereinzelten Fällen mag wohl diese Ansicht begründet gewesen sein — ihre Verallgemeinerung jedoch hat die Bodenpreisfrage in ein völlig falsches Licht gerückt.

d) Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Posen.

Die Periode, welche die 80er und den Anfang der 90er Jahre umfaßt, kann wohl als eine der schwersten für die deutsche Landwirtschaft bezeichnet werden. Die Ansiedlungsprovinzen speziell waren im Vergleich zu den Nachbarprovinzen wirtschaftlich noch sehr zurückgeblieben. Ihre Landwirtschaft bot damals ein trostloses Bild. Der alte extensive Betrieb, der hauptsächlich auf der Schafzucht beruhte, hatte sich infolge des Rückganges der Wollpreise überlebt. Neue Bahnen mußten in der Landwirtschaft eingeschlagen werden. Dies erforderte eine Vergrößerung der Betriebsmittel und Kapitalzuwendungen. Bei der damaligen kritischen Lage der Landwirtschaft waren aber die Geldmittel knapp, die Kreditverhältnisse ungünstig. Es fehlte überdies an einer unerläßlichen Voraussetzung für eine intensive Betriebsweise, d. i. an genügenden Kommunikationsmitteln. Im Laufe der 90er Jahre hat sich ein Umschwung zum Besseren

Digitized by Google

vollzogen, der die Landwirtschaft Posens allmählich auf ein sehr hohes Niveau emporgebracht hat.

Diese Evolution ist auf das Zusammenwirken verschiedener wirtschaftlicher Kräfte zurückzuführen. Als solche sind zu nennen: die bessere Konjunktur, der Ausbau der Verkehrsmittel, der Fortschritt der Landeskultur überhaupt, die bessere Betriebsweise, die Entwicklung der landwirtschaftlichen Technik, nicht zum mindesten die großen Investitionen seitens der Privatbesitzer.

Für den Fortschritt auf landwirtschaftlichem Gebiete wollen wir einige Beispiele anführen. In einem Buche über die Provinz Posen hat Dr. Paul Krische*) an der Hand der Ermittelungen des kais. statistischen Amtes die Durchschnittserträge der Hauptkulturpflanzen pro ha für die Jahre 1888 bis 1895 zusammengestellt. Die diesbezüglichen Zahlen Krisches sind in einer Tabelle im Anhange meiner Schrift wiedergegeben. Das Ergebnis faßt der Verfasser folgendermaßen zusammen: „die Durchschnittserträge sämtlicher Hauptkulturpflanzen haben sich im Verlaufe der letzten zwanzig Jahre bei einigen nahezu verdoppelt und sind bei anderen noch mehr gesteigert."

Ferner hat Krische einen Vergleich von Durchschnittserträgen westelbischer Provinzen in den Jahren 1888, 1897 und 1905 mit den Posener Ernten angestellt. (S. Tafel III.)

> „Aus diesen Vergleichszahlen geht hervor, daß, während vor 20 Jahren zwischen den Erträgen der westelbischen Provinzen und der Provinz Posen noch ein erheblicher Unterschied bestand, die starke Differenz vor 10 Jahren zugunsten der Provinz Posen schon etwas ausgeglichen wurde, während jetzt die posener Erträge vielfach den westelbischen durchaus gleichstehen, ja sie bisweilen übertreffen."

Für die Entwicklung der Landeskultur sind folgende Zahlen charakteristisch. Im Jahre 1880 betrug das normalspurige Eisenbahnnetz der Provinz Posen 1121 km, im Jahre 1910 2513. Außerdem sind in diesem Zeitraum ca. 900 km kleinspuriger Eisenbahnen erbaut worden.

Der Verbrauch an Kunstdünger, der einen guten Maßstab für die Beurteilung der Intensität in der Landwirtschaft bildet, ist ungeheuer gestiegen. So ergeben die Jahresberichte der Handels-

*) Die Provinz Posen, ihre Geschichte und Kultur unter besonderer Berücksichtigung ihrer Landwirtschaft — Stasfurt 1907.

Digitized by Google

kammer, daß auf dem Güterbahnhof Posen 1875 79000 Zentner künstliche Düngemittel verladen wurden, 1892 820000 Zentner, 1904 1673660 Zentner.

Aus den Mitteilungen der D.L.G. über den Verbrauch an Kalirohsalzen folgt, daß dieser in der Provinz Posen im Verhältnis zur landwirtschaftlich nutzbaren Fläche von allen preußischen Provinzen am höchsten und von außerpreußischen Landesteilen nur von Anhalt und Oldenburg übertroffen wird. Posen ist übrigens diejenige Provinz, welche die meisten Dampfpflüge beschäftigt (168 im Jahre 1910).

e) Der Ertragswert des Grund und Bodens.

Der technische und kulturelle Fortschritt in Verbindung mit der besseren Konjunktur hat ein erhebliches Steigen des Bodenwertes zur Folge gehabt. Um dieser Frage näher zu treten, wollen wir einige Anhaltspunkte für die Ermittelung des jetzigen Ertragswertes des Grund und Bodens gewinnen.

In den landwirtschaftlichen Betrieben des Ostens nimmt der Getreidebau den größten Teil des Ackerareals ein. Ich will hier eine vergleichende Untersuchung über die Rentabilität seines Anbaus anstellen. Die Getreideernten sind, wie Krisches Zahlen, auf die vorhin bezug genommen war, beweisen, ganz bedeutend gestiegen. Man kann wohl annehmen, daß, wenn früher auf einem Gute durchschnittlich 8 Zentner pro Morgen Aussaat geerntet wurden, heute bei rationellem Betrieb mindestens 10 Zentner gewonnen werden. Der Wirtschaftsverbrauch (Saat, Deputat, Futter) beträgt ungefähr 6 Zentner pro Morgen. Bei einer Ernte von 8 Zentner bleiben also 2, bei einer solchen von 10 Zentner 4 Zentner zum Verkauf übrig. Jene 2 Zentner brachten vor Jahren ca. 6 Mark pro Zentner — für heutige Verhältnisse wollen wir 7,5 Mark in Ansatz bringen. Mit dieser Zahl bleiben wir noch hinter dem Durchschnitt der letzten Jahre zurück.*)

---

*) Die durchschnittlichen Marktpreise betrugen in Posen pro 50 kg:

	Weizen	Roggen	Hafer	Gerste
1906:	8,30	7,15	7,65	6,90
1907:	8,60	8,05	8,30	7,65
1908:	10,65	9,30	8,20	7,00
1909:	11,25	8,40	8,65	

vergl. Statistische Jahrbücher für den preußischen Staat.

Digitized by Google

Hieraus ergibt sich folgende Berechnung:

2 Zentner à 6 Mark = 12 Mark,
4 „ „ 7,5 „ = 30 „

die Differenz beträgt 18 Mark pro Morgen. Dazu tritt noch die größere Strohernte, die ungefähr mit dem Doppelten der Körnerernte zu berechnen ist, also 4 Zentner ergibt, zum Preise von 1 Mark pro Zentner. Wir erhalten somit 18 + 4 = 22 Mark.

Allerdings müssen die inzwischen gestiegenen Produktionskosten, infolge höherer Löhne und höherer Preise für landwirtschaftliche Bedarfsartikel, in Abzug gebracht werden. Dieser Unterschied ist für Posener Verhältnisse auf ca. 6 Mark pro Morgen zu veranschlagen (vergl. die Berechnung im Anhang auf S. 285).

Andererseits sind freilich die Wirtschaftskosten durch bessere Verkehrsmittel nicht unwesentlich herabgesetzt worden. Nehmen wir trotzdem jene 6 Mark voll an, so beträgt die Differenz 22 — 6 = 16 Mark pro Morgen.

Das Steigen der Getreideernten hängt mit der besseren Bodenkultur, der Ausführung von Bodenmeliorationen, der besseren Sortenauswahl zusammen. Wir wollen aber dem großen Verbrauch an Kunstdünger Rechnung tragen und letzteren auch noch mit 5 Mark in Ansatz bringen. Es verbleiben uns somit 16 — 5 = 11 Mark pro Morgen, d. h., wenn früher bei einer Durchschnittsernte von 8 Zentnern nach Abzug aller Unkosten 12 Mark den Gewinn des Landwirts darstellten, bei einer Ernte von 10 Zentnern unter den heutigen Verhältnissen 11 Mark mehr, d. h., fast das Doppelte erzielt wird. Die Differenz von 11 Mark entspricht einem höheren Kapitalswerte von 220—275 Mark pro Morgen, je nachdem man eine Verzinsung von 4 bezw. 5 % zugrunde legt.

Aehnlich wie bei Getreide liegen die Verhältnisse bei den meisten landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Sie sind mehr oder weniger alle im Preise gestiegen und geben bessere Erträge; bei einigen, z. B. bei Kartoffeln, dürfte die Differenz noch wesentlich größer sein als bei Getreide.

Wenn nun vor Jahren selbst für Güter besserer Qualität selten mehr als 200 Mark pro Morgen bezahlt wurde,*) so wäre

*) Vergl. auch die in der Regierungsdenkschrift „20 Jahre deutscher Kulturarbeit" S. 19 veröffentlichte Tabelle über die in den Jahren 1882 — 1906 gezahlten Güterpreise, sowie auf S. 37. „Die Preise für Großgrundbesitz schwanken in den Kreisen, die überwiegend Großgrundbesitz enthalten, bis 1900 zwischen 549 und 883 Mk." pro Hektar.

Digitized by Google

eine Preissteigerung von ca. 100 % für Ackergrundstücke nichts Außergewöhnliches.

Werden nun im allgemeinen von der Flächeneinheit bessere Resultate erzielt, so kommt noch hinzu, daß die Anbauflächen selbst einen Zuwachs erfahren haben, da die Fruchtfolgen viel intensiver, Brach- und Weideschläge verschwunden sind — der gut lohnende Hackfruchtbau seit dem Ausbau der Kommunikationsmittel ausgedehnt worden — der Zwischenfruchtbau allgemein in Anwendung gekommen ist.

Alle diese Momente kommen für die Ermittelung des Bodenwertes in Betracht. Ihre Bedeutung für den landwirtschaftlichen Reinertrag im einzelnen darzulegen würde aber ein neues „Lehrbuch der Landwirtschaft" ergeben.

Diese Aufgabe erübrigt sich auch deshalb, weil für die Untersuchung des Ertragswertes landwirtschaftlich genützter Grundstücke ein sehr zuverlässiger Anhaltspunkt in der Zusammenstellung des üblichen Wirtschaftsaufwandes besteht. Wird dieser von dem ermittelten durchschnittlichen bezw. mutmaßlichen Rohertrage abgezogen, so ergibt eine sehr einfache Rechnung den Reinertrag sowie den Kapitalswert des Gutes.

Die Produktionskosten lassen sich in Zahlen zusammenfassen, welche für ein wirtschaftlich homogenes Gebiet als normal gelten können. Für die Provinz Posen sind sie in einer Großwirtschaft, die nicht als sehr intensiv, aber immerhin als intensiv bezeichnet werden kann, — mit ca. 60 Mark pro Morgen in Ansatz zu bringen und setzen sich wie folgt zusammen:

	Mark pro Morgen
1. Allgemeine Verwaltungskosten insbesondere Wirtschaftsbeamten und Aufsichtspersonal überhaupt.	5,00
2. Kosten der Handarbeit Feld- und Hofarbeiten — Pflege des lebenden Inventars, Geldlöhne und Naturalien. Arbeiterversicherung.	20,00
3. Kosten der Gespannarbeit	10,00
4. Unterhaltung des toten Wirtschaftsinventars	4,20
5. Allgemeine Bedarfsgegenstände Kohlen für die Dreschmaschine, Eisen usw.	1,80
	41,00

Digitized by Google

	Mark pro Morgen
Uebertrag	41,0
6. Unterhaltung und Abnutzung der Gebäude	1,40
7. Aussaat	8,80
8. Versicherungsgelder gegen Feuer und Hagel	1,10
9. Lasten und Abgaben	0,40
10. Künstliche Düngemittel	8,00
	60,70*)

Zu dem üblichen Wirtschaftsaufwande gehört auch die Erzeugung des Stalldüngers bezw. die Kosten der Nutzviehhaltung, die in obiger Zusammenstellung nicht besonders aufgeführt sind. Stallmiete, Wartung und Pflege sind in den Posten 2 „Handarbeit" und 4 „Unterhaltung der Gebäude" enthalten. Was nun das als Futter und Streu verwendete Stroh anbetrifft, so darf man von der Voraussetzung ausgehen, daß in allen besseren Wirtschaften die Strohproduktion den Bedarf deckt, so daß es sich erübrigt, mit dem Strohverbrauch den Wirtschaftsaufwand zu belasten, sofern andererseits bei Berechnung des Rohertrages die Strohernte unberücksichtigt bleibt.

Im übrigen kommen noch der Wert der in der eigenen Wirtschaft erzeugten sowie die zugekauften Futtermittel in Betracht und die Frage, ob die Einnahme aus der Nutzviehhaltung die Unterhaltungskosten aufwiegt. Im allgemeinen ist dies bei rationeller Viehhaltung wohl anzunehmen.

Somit ist es gerechtfertigt, in meiner Zusammenstellung der Produktionskosten die Nutzviehhaltung unberücksichtigt zu lassen. Sobald dieser Betriebszweig, wie es auch durch besondere Umstände, z. B. durch Verkauf von wertvollem Zuchtmaterial, vorkommt, nach Abzug der Futterkosten einen Gewinn abwirft, so kommt dies dem Reinertrag aus der Wirtschaft zugute.

---

*) Obige Zahlen beruhen auf eigener Erfahrung, sind aber außerdem durch vergleichsweise Gegenüberstellung der Wirtschaftsausgaben mehrerer Güter kontrolliert worden. Ueber die Kosten der Handarbeit (den wichtigsten Posten) hat der p. landwirtschaftliche Zentralverein einen Fragebogen an seine Mitglieder gerichtet. Von den ausgefüllten Fragebogen sind 30 bearbeitet und in dem Jahrbuch für 1911 veröffentlicht worden. Die Durchschnittszahl ist um ein Geringes hinter der von mir ermittelten zurückgeblieben. Für die Abnutzung der Gebäude und Maschinen, über welche kein Buch geführt zu werden pflegt, sind Zahlen zugrunde gelegt worden, welche bekannte theoretische Handbücher (v. d. Goltz, Pabst, Kraft) als normal angeben.

Digitized by Google

Die vorhin angegebenen Zahlen sind für einen Großbetrieb maßgebend, der etwa ¼ seines Ackers dem Hackfruchtbau einräumt und beschränkten Kleebau hat. Je nachdem ein Gut intensiver bezw. weniger intensiv bewirtschaftet wird, sind die Produktionskosten höher oder niedriger anzusetzen. Es gilt dies namentlich für die Kosten der Handarbeit, die bei forciertem Rübenbau nicht unbeträchtlich steigen.

Viel schwankender als der Wirtschaftsaufwand ist natürlich der Rohertrag, der von den Betriebsverhältnissen, der natürlichen Bodenbeschaffenheit, dem Kulturzustande des Bodens, der Menge der Niederschläge und zahlreichen anderen Umständen abhängig ist.

Im folgenden sei nun ein Ernteergebnis zusammengestellt, das als mäßige Mittel- und Durchschnittsernte gelten kann. Wir wollen annehmen, daß es sich um ein Gut von 1000 Morgen Acker handelt, von denen 650 Morgen mit Getreide, 250 Morgen mit Hackfrüchten, 100 Morgen mit Klee bestellt werden.

		Mark
650 M.	Getreide à 10 Ztr. = 6500 Ztr. à 7,5 M. =	48 750,—
80 „	Zuckerrüben à 160 Ztr. = 12 800 Ztr. à 1 M. =	12 800,—
	Rübenblätter 80 Morgen à 10 M. =	800,—
	Gratisschnitzeln 5120 Ztr. à 20 Pf. =	1 024,—
140 „	Kartoffeln à 90 Ztr. = 12 600 à 1,25 M. =	15 750,—
20 „	Futterrüben à 275 Ztr. = 5500 Ztr. à 0,60 M. =	3 300,—
5 „	Möhren à 250 Ztr. = 1250 Ztr. à 50 Pf. =	625,—
5 „	Mais à 150 M. =	750,—
100 „	Klee à 15 Ztr. = 1500 Ztr. à 3 M. =	4 500,—
100 „	Stoppelseradella à 12 M. =	1 200,—
		89 499,—

Der Gesamtwert der Produktion beträgt also rund 89 500 Mark bei 1000 Morgen, oder 89,50 Mark auf einen Morgen. Die Strohernte ist nicht mit berechnet, von der Annahme ausgehend, daß sie den Wirtschaftsbedarf deckt und der Strohverbrauch bei der Aufstellung des Wirtschaftsaufwandes unbeachtet bleibt.

Die Produktionskosten sind, wie oben berechnet, mit 60,50 Mark in Ansatz zu bringen, so daß sich eine Nettoeinnahme von 29 Mark pro Morgen ergibt, die also für Güter, deren Kulturzustand befriedigend ist, auch bei mittleren Ernten angenommen werden kann. Diese Berechnung bezieht sich nur auf die zur Ackerkultur herange-

Digitized by Google

zogene Fläche, mit Ausschluß also von Wegen, Hofraum, Oedländereien usw., die zur Gesamtfläche eines landwirtschaftlichen Gutes gehören und mit Ausschluß von Wiesen und Weiden. Bei diesen ist, erstklassige Wiesen vielleicht ausgenommen, ein ebenso hoher Reinertrag wie vom Acker nicht zu erzielen.

Zu bemerken wäre noch folgendes: Für Getreide, Kartoffeln und Rüben sind niedrigere Preise angesetzt worden, als dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre entspricht.*) Es sind übrigens nicht nur bessere Preise, sondern auch wesentlich bessere Ernten erzielt worden. Nehmen wir bei Getreide statt 10, 11 Zentner an, so erhalten wir als Erlös aus dem Getreidebau $650 \times 11 = 7150$ à 7,5 Mark

$$= 53\,625 \text{ Mark}$$

vorhin waren es $= 48\,750$ Mark

mithin mehr $= 4\,875$ Mark

oder pro Morgen 4,87 Mark Reinertrag mehr.

Für die Bodenrente kommen auch noch andere Umstände in Betracht:

Auf hochkultivierten Gütern pflegt die Strohernte den Wirtschaftsbedraf zu übersteigen — so sind Fälle, in denen für verkauftes Stroh 3 bis 4 Mark pro Morgen und darüber regelmäßig vereinnahmt werden, keine Seltenheit.

Unter besonders günstigen Bedingungen wird der Hackfruchtbau häufig noch mehr ausgedehnt. In unserer Reinertragsberechnung gingen wir davon aus, daß er den vierten Teil des Ackerareals einnimmt. Bei sehr günstigen Absatzverhältnissen wird den Hackfrüchten bis zu ⅓ der Anbaufläche eingeräumt. Sie sind imstande, die höchste Rente von Grund und Boden zu geben, freilich verlangt ihr Anbau in großem Maßstabe einen modernen Wirtschaftsbetrieb und großes Betriebskapital. —

Ein Zusammenwirken der erwähnten Umstände in Verbindung mit einer vorzüglichen Bodenkultur, die die Gewähr für hohe und sichere Ernten bildet, hat den Reinertrag vom Grund und Boden zu einer früher ungeahnten Höhe gesteigert.

So stehen selbst Reinerträge von 40 Mark pro Morgen (160 Mark pro ha) und darüber im Durchschnitt der ganzen landwirtschaftlich genützten Fläche nicht etwa vereinzelt da.

*) Vergl. die Anmerkung auf S. 283.

Digitized by Google

Mit Hilfe persönlicher Beziehungen habe ich die Rechnungsergebnisse verschiedener Güter der Provinz Posen für eine Reihe von Jahren zusammengestellt, von denen ich die folgenden, an deren Genauigkeit kein Zweifel besteht, als Beispiele anführen will.

1. Gu' südlich von Posen, nach Abzug des Waldes 1115 ha groß, wovon 90 ha Wiesen, durchschnittlicher Grundsteuerreinertrag 11,78 Mark pro ha. Brennereigut, an einer Vollbahn gelegen, mit Haltestelle unmittelbar am Hauptgute, seit Jahren in hoher Kultur stehend.

Reinertrag pro ha:

1903/04	125,34	Mark
1904/05	130,00	„
1905/06	105,05	„
1906/07	137,90	„
1907/08	181,34	„
1908/09	179,50	„
1909/10	210,79	„

2. Gut im Kreise Posen-West. 450 ha groß, mit einem Grundsteuerreinertrage von 10,85 Mark pro ha, Brennereigut. Entfernung vor der Bahnstation 3 km.

Reinertrag pro ha:

1902/03	91,73	Mark
1903/04	120,30	„
1904/05	109,76	„
1905/06	112,00	„
1906/07	150,13	„
1907/08	179,75	„
1908/09	155,23	„
1909/10	197,09	„

3. Gut im Kreise Schmiegel, erst 1906 von dem jetzigen Besitzer übernommen. Größe: 10,41 ha Gärten, 268 ha Acker, 3,71 ha Hofraum usw., 90,21 ha Wiesen, zusammen rund 373 ha. Feldbahn bis zur nächsten Eisenbahnstation, noch teilweise zu drainieren. Grundsteuerreinertrag nur 7,28 Mark pro ha.

Digitized by Google

	Reinertrag im ganzen		pro ha
1907/08	53 234	Mark =	144,40
1908/09	50 390	„ =	129,36
1909/10	52 083	„ =	140,53
1910/11	54 466	„ =	146,00

4. Das folgende Gut ist bei der Buchstelle der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft beteiligt. Den Jahresabschlüssen der Buchstelle sind 6 Mark pro ha zugerechnet worden, welche für die Arbeitsleistung des Besitzers in Abzug gebracht worden sind. Größe: 414 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche, wovon 6 ha Wiese. Grundsteuerreinertrag 8,45 Mark pro ha. 2,5 km von der nächsten Bahnstation entfernt. Das Gut wurde 1902 von dem jetzigen Besitzer in der Erbfolge in einem sehr verwahrlosten Zustande übernommen. Die Reinerträge betrugen pro ha:

1904/05	84,52	Mark
1905/06	209,48	„
1906/07	123,64	„
1907/08	156,56	„
1908/09	146,92	„
1909/10	148,84	„
1910/11	178,60	„
1911/12	269,81	„

f) Schlüsse und Folgerungen.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Rentabilität des landwirtschaftlich genutzten Bodens sehr erheblich zugenommen hat. Während früher Reinerträge von ca. 40 Mark pro ha als befriedigend angesehen wurden, gilt heute das Doppelte und unter günstigen Verhältnissen das Drei- bis Vierfache als die normale Bodenrente. Die Grundstückspreise sind dementsprechend gestiegen. Kein Wunder. Sie haben den Ertragswert vieler Güter noch bei weitem nicht erreicht.

Wie nimmt sich demgegenüber die Einseitigkeit aus, mit welcher einige Publizisten die Bodenpreisfrage behandeln, von denen die Hausse auf dem Grundstücksmarkte ausschließlich als eine Folge der vermehrten Nachfrage der Konkurrenz, des Kampfes um den Boden dargestellt wird? In seinem umfangreichen Werke über die Polenfrage befaßt sich Prof. Bernhard mit der Agrarfrage in

Digitized by Google

Posen-Westpreußen sehr eingehend. Trotzdem erwähnt er mit keinem Worte alle jenen Momente, deren Bedeutung wir nunmehr kennen gelernt haben, also die bessere Lage der Landwirtschaft, der Fortschritt auf dem Gebiete der Agrikulturtechnik, die Hebung der Landeskultur. Dagegen werden Gutskäufen von polnischer Seite mehr oder weniger spekulative Absichten untergeschoben — einzelne Erwerbungen werden als Demonstrationskäufe bezeichnet, bei denen es auf einen Verlust von einigen Hunderttausend Mark nicht ankam. Zur Beruhigung Bernhards und sinnesverwandter Publizisten sei mitgeteilt, daß er schwerlich eine bessere Kapitalsanlage gab, als ein Gutskauf in Posen-Westpreußen in früheren Jahren.

Mögen nun auch die größere Nachfrage, die Parzellierungstätigkeit zu einer rapiden Steigerung des Bodenwertes das ihrige beigetragen haben, so ist damit noch keineswegs erwiesen, daß die gezahlten Bodenpreise als wirtschaftlich ungerechtfertigt zu bezeichnen sind.

Allerdings wird wohl bei vielen Transaktionen der Zeitwert des Gutes mit dem gezahlten Preise nicht in Einklang stehen. Der Kulturzustand vieler Güter, insbesondere derjenigen, die zu dem sog. mobilen Grundbesitz gehören, läßt zu wünschen übrig. Im Grundstücksverkehr ist es aber gang und gebe, daß nicht allein der augenblickliche Zustand für den Käufer maßgebend ist, vielmehr der mutmaßliche Ertragswert nach Ausführung aller zeitgemäßen Investitionen. Sofern die Kosten der letzteren im Kaufpreise zum Ausdruck kommen, der Käufer kapitalskräftig ist bezw. einen billigen Kredit zur Verfügung hat, ist dieser Standpunkt wirtschaftlich durchaus gerechtfertigt.

Es ergibt sich ohne weiteres daraus, daß bekanntlich in der gesamten Volkswirtschaft der Ertragswert wirtschaftlicher Objekte nach dem von ihnen zu erwartenden Nutzen bemessen wird. Nicht anders im Grundstücksverkehr. „Nicht das, was ein Landgut in der Vergangenheit als Ertragsquelle gewesen ist, sondern das, was man in Zukunft aus ihm machen kann, sowie die Kosten, die noch aufzuwenden sind, um einen bestimmten Zustand der Ertragsfähigkeit zu erreichen, bestimmen seinen Ertragswert. Der Ertragswert ist ein Ausdruck der geschätzten zukünftigen Ertragsfähigkeit der Landgüter.“*)

*) Vergl. Prof. Aereboe: Taxation von Landgütern und Grundstücken, S. 196.

Digitized by Google

Das zuletzt Besprochene mag dazu dienen, den scheinbaren Widerspruch, der zwischen dem gezahlten Preise und dem Kulturzustande eines Gutes häufig besteht, aufzuklären.

III. Die ökonomische Bedeutung der Kolonisation.

In dem I. Abschnitt dieser Arbeit haben wir zur Genüge kennen gelernt, daß die staatliche Kolonisationsarbeit eine enorme Aufwendung finanzieller Mittel beansprucht. Dies legt die Frage nahe, welche Bedeutung jene Parzellierungsvorgänge für die nationalen Einkommens- und Vermögensverhältnisse haben.

Es liegt auf der Hand, daß die hohen Kosten, welche die Zerlegung eines Großbetriebes in zahlreiche Kleinbetriebe mit sich bringt, nur dann wirtschaftlich gerechtfertigt sind, wenn letztere einen höheren Reinertrag von Grund und Boden zu erzielen imstande sind. Ist dies der Fall, so bietet die Kolonisation indirekte Vorteile, die ein Aequivalent für die seitens der Staatskasse geleisteten Zuschüsse bilden.

Wir stehen somit vor der Frage, wie sich Groß- und Kleinbetrieb in bezug auf wirtschaftliche Leistungsfähigkeit zueinander verhalten.

Im allgemeinen gilt als etwas Selbstverständliches die These, daß die kleinwirtschaftliche Nutzung des Grund und Bodens vorteilhafter sei, und dieser Standpunkt wird namentlich von denjenigen in Wort und Schrift vertreten, welche den heute so populär gewordenen Bestrebungen, die innere Kolonisation zu fördern, nahestehen. Man beruft sich mit Vorliebe auf die bei der Parzellierung gemachten Erfahrungen — man weist auf zahlreiche Beispiele hin, wo nach erfolgter Aufteilung die Bodenkultur, der Ertragswert des Grund und Bodens eine Steigerung erfahren haben, der Wohlstand ganzer Gegenden sich gehoben hat.

So finden wir z. B. in den Verhandlungen des preußischen Landesökonomiekollegiums vom Jahre 1909 ein Referat des Professors der Nationalökonomie Dr. Sering über die innere Kolonisation, welchem wir folgende Sätze entnehmen:

„Ich habe neuerdings die pommerschen Kolonien an der westpreußischen Grenze besucht. Bis vor kurzem sah es hier geradezu traurig aus, noch jetzt kann man hier und da den Zustand bemerken, wie er früher auch in den inzwischen parzellierten Gutsmarken allgemein war: verwüstete Forsten und in den Niederungen

Digitized by Google

wildes Moor, das nicht anders aussieht als zur Zeit des Tacitus. In dieses Land sind nun die Kolonisten hineingezogen und haben eine Kulturarbeit ersten Ranges vollbracht. Die sumpfigen Niederungen sind mit Hilfe der Kulturingenieure der Generalkommission entwässert, Tausende von Rindern sieht man auf den besten Weiden ihre Nahrung suchen. Auf dem Lande, das früher erbärmliche Erträge brachte — man sieht es noch den dürftigen Gutshäusern an, wie schlecht es dereinst den Besitzern gegangen ist —, sitzen jetzt Hunderte von glücklichen Familien usw."

Auch für den Wirkungsbereich der Ansiedlungskommission, in welchem der Schwerpunkt aller kolonisatorischen Erfahrungen ruht, ist der Nachweis geführt worden, daß auf Gebieten, die früher nur geringe Erträge abgeworfen haben, jetzt bei weitem mehr gewonnen wird. Diese Tatsache ist oft genug hervorgehoben worden, um damit die wirtschaftlichen Vorteile, die Kulturarbeit der staatlichen Kolonisation darzutun.

Mit einem gewissen Stolz blicken die Kolonisatoren des Ostens auf die Erfolge hin, die unstreitig auf dem Gebiete ihrer Tendenzen zu verzeichnen sind. Man muß auch zugeben, daß die erwähnten Beispiele sehr geeignet sind, die innere Kolonisation als ein wirksames Mittel erscheinen zu lassen, um die landwirtschaftliche Kultur und Produktion zu fördern. Trotz alledem werden wir nicht umhin können, ihrer Tragweite und Beweiskraft einige kritische Bemerkungen zu widmen.

Die oben zitierte Schilderung Prof. Serings rechtfertigt die Annahme, daß es den früheren Besitzern, denen es „so schlecht ging", an Fachkenntnissen, Unternehmungsgeist, nicht zum wenigsten jedenfalls an dem nötigen Betriebskapital mangelte, um die „wilden Moore" zu kultivieren und ihre sonstigen Ländereien in Ordnung zu bringen. Die frühere geringe Ertragsfähigkeit jener Gebiete ist doch nicht allein dem großwirtschaftlichen Betriebe zuzuschreiben.

Aehnlich wie in jener pommerschen Gegend lagen vor Jahren die Verhältnisse in den Ansiedlungsprovinzen. Es ist bereits (im II. Abschnitt dieser Arbeit) darauf hingewiesen worden, daß zur Zeit, als die Tätigkeit der Ansiedlungskommission begann, die Landwirtschaft in Posen-Westpreußen sich in arger Notlage befand, der Kulturzustand der meisten Güter ein elender war.

Die von der Ansiedlungskommission gekauften Güter waren meist verwahrlost und wurden mit einem enormen Kostenaufwande

Digitized by Google

instand gesetzt. Aus der Regierungsdenkschrift — „20 Jahre deutscher Kulturarbeit" (S. 43) entnehmen wir darüber folgendes:

„Bei der Mehrzahl der angekauften Güter ergab sich, daß der Kulturzustand und die Produktionskraft gering war. Es fehlte an genügender Beackerung und Düngung, an genügender Vorflut" usw. „Die Schadenwirkungen ungünstiger Witterung auf Gütern mit fruchtbarem, aber undurchlässigem Boden steigerten sich bis zu wiederholten Fehlernten." „Gerade die Ansiedler auf diesen höher bonitierten Niederungsböden gerieten durch diese Umstände zeitweise in eine schwierige Lage." „Der Kleinbetrieb erheischt vor allem ein ertragsicheres Land. Diese Erkenntnis machte die Durchführung der kulturellen Maßnahmen zur Bodenverbesserung vor dem Beginn der Besiedelung unerläßlich."

Aus den alljährlich dem Landtage vorgelegten Denkschriften kann man zur Genüge ersehen, wie große Kapitalzuwendungen und Wirtschaftszuschüsse die meisten der in den 80er und 90er Jahren gekaufter Güter erforderlich gemacht haben. Um den Kulturzustand der Güter zu heben, war es erforderlich, sie in zwischenzeitlicher Selbstverwaltung zu behalten, die auf vielen Gütern jahrelang gedauert hat.*)

Die damalige schlechte Beschaffenheit der meisten Güter ist zum großen Teil auf mangelnde Entwässerung zurückzuführen, die den Boden sauer und kalt machte und eine rechtzeitige Bestellung im Frühjahr erschwerte, deren Durchführung aber angesichts der schlechten Zeiten und der ungünstigen Kreditverhältnisse für die meisten Privatbesitzer nicht möglich war.

Wenn nun auf Ländereien, die wegen stauender Nässe (welche bekanntlich die Wirkung der Düngung stark beeinträchtigt) nur geringe Erträge brachten, die Vorflutverhältnisse geordnet, wenn Sümpfe trocken gelegt, Oedland urbar gemacht wurde, so ergab sich als eine ganz natürliche Folge dieser Maßnahmen eine Erhöhung des Ertragswertes jener Flächen. Diese Tätigkeit der Ansiedlungskommission, die in Bodenmeliorationen besteht, muß aber bei der Prüfung des ökonomischen Wertes der Kolonisation von der eigentlichen Besiedelungsarbeit streng auseinandergehalten werden.

Denn zunächst muß festgestellt werden, daß auch im Großbetriebe umfassende Meliorationen ausgeführt worden sind, welche

*) Von den bis 1905 berechneten 80 Gütern haben sich 33 über 6 Jahre in zwischenzeitlicher Verwaltung befunden, hiervon 5 länger als 10 Jahre.

Digitized by Google

glänzende Resultate zur Folge gehabt haben. Hierfür wollen wir zwei Beispiele, die an der Hand genauer Buchführungen festgestellt werden konnten, anführen.

Das Gut K., Kreis Pleschen, nach Abzug der Waldfläche 991 ha groß, wurde im Jahre 1900 von dem jetzigen Besitzer für 970 000 Mark gekauft. Die zur Hebung des Gutes aufgewendeten Summen betragen 273 968,55 Mark. Das Gut brachte an Reinertrag aus der Landwirtschaft:

1903/04	36 593,63	Mark
1904/05	70 573,64	„
1905/06	69 070,06	„
1906/07	96 600,92	„
1907/08	108 779,00	„

Das Gut G., Kreis Kosten, von 1873 bis 1909 in der Hand eines Besitzers, 663 ha groß, erhielt bis 1906 an Kapitalszuwendungen rund 340 000 Mark. Die Durchschnittserträge von 1873 bis 1902 betrugen 28 Mark pro ha für die Periode 1902 bis 1907, 93 Mark pro ha.

Für jeden Kenner der Verhältnisse ist es eine bekannte Tatsache, daß analoge Beispiele in Posen-Westpreußen keine Seltenheit bilden. Ohne sie wäre der landwirtschaftliche Aufschwung nicht möglich gewesen. Ist es aber im Großbetriebe gelungen, den Ertragswert des Grund und Bodens um ein mehrfaches zu heben, so hat diese Tatsache für eine objektive Prüfung der Kolonisationsfrage ein besonderes Interesse, weil manche prahlerischen Kommentare über die wirtschaftlichen Erfolge auf dem Gebiete der inneren Kolonisation den Eindruck erwecken, als wären Parzellierungen für die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion unentbehrlich.

Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß jene Aufteilungen während der vergangenen zwei Jahrzehnte im Osten sich hauptsächlich auf Gebiete erstreckten, deren Kulturzustand zuvor zu wünschen übrig ließ und deren Bewirtschaftung, hauptsächlich aus Mangel an Betriebskapital, eine extensive war, deren Leistungsfähigkeit aber durch entsprechende Zuwendungen, die in Meliorationen und Vermehrung der Betriebsmittel bestanden, sich heben ließ.

Sobald der Boden kulturelle Maßnahmen zu seiner Verbesserung erforderte, diese aber vor der Besiedelung nicht ausgeführt wurden, „krankten" die Kolonien, wie wir aus der vorhin erwähnten Regierungsdenkschrift (S. 43/44) erfahren.

Digitized by Google

Abgesehen von jenen staatlichen Zuwendungen, die eine erhöhte Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens bewirkt haben, kommen also folgende Punkte für die Ansiedlungsfrage in Betracht:

1. daß vor Jahren weite Gebiete des Ostens in bezug auf landwirtschaftliche Kultur zurückgeblieben waren,
2. daß die landwirtschaftliche Bevölkerung kapitalsarm war,
3. daß der Grund und Boden noch bis etwa 1902 zu Spottpreisen zu haben war.

Diese Umstände sind der Kolonisation im Osten zweifellos zugute gekommen, und sie verdienen sehr wohl in Erwägung gezogen zu werden, sobald auf die wirtschaftlichen Erfolge der Ansiedlung hingewiesen wird. Als logische Schlußfolgerung ergibt sich, daß die mit der Kolonisationspolitik gemachten günstigen Erfahrungen noch keineswegs als einwandfreier Beweis für die Vorzüglichkeit der Kolonisation überhaupt gelten und die Berechtigung geben können, aus ihnen die wirtschaftliche Ueberlegenheit bäuerlichen Betriebes herzuleiten. Die praktische Bedeutung des Gesagten ergibt sich ohne weiteres, da die Ansiedlungspolitik weitergeführt werden soll, dagegen die wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens, insbesondere der Ansiedlungsprovinzen, inzwischen eine wesentliche Umgestaltung erfahren haben. Die besonderen Umstände,die vormals die Kolonisation in jenen Landesteilen begünstigten, gehören der Geschichte an.

Alle diese Erwägungen legen uns nahe, die landwirtschaftlichen Produktions- und Betriebsverhältnisse der Ansiedlungsprovinzen einer näheren Prüfung zu unterziehen. Bevor wir jedoch an diese Aufgabe herangehen, seien noch einige Stimmen erwähnt, die für die Kolonisationsfrage von Belang sind.

Zunächst noch eine Aeußerung Prof. Serings in dessen bereits zitiertem Referat:

„Vor allem muß berücksichtigt werden, daß die Bodenproduktivität, die Erzeugung von Rohstoffen vom Hektar, in den gut bäuerlichen Gegenden größer zu sein pflegt, als in denen des Großbetriebes."

„Im Durchschnitt der Jahre 1899/1907 wurden geerntet auf den Hektar Roggen in den östlichen Provinzen: Zwischen 13,2 Dz (Westpreußen) und 14,6 Dz (Pommern); in den westlichen Provinzen Zwischen 16,2 Dz (Hannover) und 18,3 (Rheinland), Bayern links d. Rh. 20,1 Dz — Baden 15,7 Dz, Hessen

Digitized by Google

20,0 Dz —, Braunschweig 20,0 Dz. (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, S. 62.)"

Daß in West- und Süddeutschland bessere Ernten gemacht werden, als in Pommern und Westpreußen, ist keineswegs auffallend, da die viel günstigeren klimatischen und Bodenverhältnisse und die uralte Kultur sehr ins Gewicht fallen. Daran mögen wohl die Unterschiede in der Grundbesitzverteilung weniger schuld sein.

Was Westpreußen insbesondere anbetrifft, so bildet dessen nordwestlicher Teil, die sogenannte Kassubei — etwa 1/3 der ganzen Provinz — mit das ärmste und unfruchtbarste Gebiet von ganz Deutschland. Daß dies auf den Durchschnitt der Ernteergebnisse deprimierend wirkt, ist klar.

Für Posen aber haben die oben (S. 282) zitierten Zahlen von Krische, die der amtlichen Statistik entnommen sind, ergeben, daß die Erträge hinter denen des Westens nicht nur nicht zurückgeblieben, sondern sie sogar überholt haben. In Posen ist neben Pommern der Großbesitz am stärksten vertreten. Wenn also trotz ungünstiger natürlicher Verhältnisse gleiche bezw. größere Bodenerträge gewonnen werden, so widerspricht dies der Prof. Seringschen These von der größeren Produktivität gut bäuerlicher Gegenden.

Außerdem wollen wir nicht unbeachtet lassen, daß es vergleichende Untersuchungen über Wirtschaftsergebnisse und Wirtschaftsbedingungen großer, mittlerer und kleiner Landgüter gibt, welche die größere Rentabilität des Kleinbesitzes ergeben haben und die bisweilen zitiert werden. Es seien die Arbeiten von Stumpfe und Klawki erwähnt. (Gedruckt in Thiels „Landwirtschaftliche Jahrbücher", Band XXV und XXVIII.)*)

Stumpfes Untersuchungen erstrecken sich auf 3 Groß-, 3 Mittel- und 3 Kleinbetriebe in Schlesien — die von Klawki auf 4 Groß-, 4 Mittel- und 4 Kleinbetriebe in Ostpreußen.

Stumpfes Ergebnisse sind folgende: (Die Zahlen bedeuten den Reinertrag pro Morgen.)

		Großbetrieb	Mittelbetrieb	Kleinbetrieb
Gruppe I	magerer Sandboden ungünstige Lage	9,12	12,53	13,05

*) Denselben Gegenstand behandeln auch die Untersuchungen von Anhangen und Höschke. Sie kommen aber für uns wenig in Betracht, da erster einen Kleinbetrieb und einen großbäuerlichen Betrieb in Hannover — Höschke eine kleine, zwei mittlere und einen Betrieb von 108 ha in Thüringen mit einander verglichen haben.

Digitized by Google

	Großbetrieb	Kleinbetrieb	Mittelbetrieb
Gruppe II sehr guter Boden, sehr intensiver Betrieb, starker Rübenbau	29,60	24,83	33,80
„ III guter Boden, weniger intensiv	19,01	21,23	22,43

[illegible] sehr bedeutend sind die Unterschiede in den einzelnen [illegible] nicht [illegible] Obige Ergebnisse beziehen sich übrigens auf das Wirtschaftsjahr 1892/93, das der Verfasser mit Bezug auf Witterungsverhältnisse nur als normal bezeichnet, jenes Jahr fällt aber in [illegible] Periode der niedrigsten Getreidepreise. Nun ist der Großbetrieb bezüglich auf die Einnahme aus dem Getreidebau mehr [illegible] als der hauptsächlich von der Viehzucht lebende Kleinbetrieb. [illegible] hier wird er von niedrigen Getreidepreisen schwerer betroffen.

Weniger sind die Unterschiede zusammengefaßt in der Gruppe [illegible] den Unterabteilungen Marsch, Kornland sind aber in [illegible] Zusammenstellungen die ungemein niedrigen Bruttoerträge [illegible] Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften. So betrug [illegible] Betrieb I bis 1417 Mark, die Einnahme [illegible] und Vieh 4[illegible]3,79 Mark, d. h. 29,62 Mark [illegible] Betrieb II betrug [illegible] 28,42 Mark, [illegible] Betrieb III 33,66 Mark.

[illegible]

Digitized by Google

[illegible] werden, wie ich gefunden habe, die Untersuchungen [illegible] Zerstückelung als Beweis für die Ueberlegenheit bäuerlichen [illegible] angesehen.

So [illegible] die Grundlagen aus, auf denen jene These von den [illegible] der Formen der Parzellierung aufgebaut wird, die in [illegible] für alle unumstößlich gilt. Sie ist zwar nicht die einzige [illegible] stütze für die Kolonisationsbestrebungen im Osten, insbe[illegible] soweit die Ansiedlungsprovinzen in Frage kommen, bildet [illegible] doch die Voraussetzung für eine erfolgreiche Tätigkeit auf [illegible] Gebiet, eine Gewähr für die Volkstümlichkeit der Siedlungs[illegible]

Allerdings muß zugegeben werden, daß in den wirtschaftlichen [illegible] der Ansiedlungsprovinzen sich ein Umschwung vollzogen [illegible] der noch jungen Datums ist. Jenseits ihrer Grenzen, je weiter, [illegible] mehr ist dies der Fall, gelten Posen Westpreußen noch immer [illegible] ein rückständiges Gebiet, in welches der aus dem Westen herbei[illegible] Ansiedler Kultur und moderne Wirtschaftsbegriffe bringe. [illegible] hat schwer, hervorgebrachte, festgewurzelte Vorurteile zu be[illegible]

Ueberdies ist es in weiten Kreisen fast zum Dogma geworden, [illegible] die Ansiedlungspolitik eine große Kulturarbeit leiste. An diesem [illegible] zu rütteln, ist ein undankbares Geschäft. So kommt es, [illegible] trotz der sehr zahlreichen publizistischen Aeußerungen über die [illegible] Frage diese so oft von einem einseitigen Gesichtspunkte [illegible] behandelt wird.

Daß die Bodenpreise um das Doppelte gestiegen sind, wird [illegible] und weit in die Welt hinaus verkündet und ein Jammergeschrei [illegible] haben, daß nunmehr die Ansiedlungskommission mit demselben [illegible] nur ½ so viel kaufen kann. Daß aber der Ertragswert des [illegible] und Bodens um ein Vielfaches sich vermehrt, davon erfährt [illegible] breite Oeffentlichkeit nichts.

Die Tatsache, daß vor Jahrzehnten Sumpf- und Oedländereien [illegible] Subhastationen zu Spottpreisen angekauft, von der aus dem [illegible] wirtschaftenden Ansiedlungskommission kultiviert und an An[illegible] vergeben wurden, die bei einer minimalen Rente, bei steigen[illegible] Konjunktur zu Wohlstand gelangt sind, wird als kolossaler [illegible] gepriesen. Die stille, zähe Arbeit der einheimischen, boden[illegible] Grundbesitzer, die zumeist unter großen Schwierigkeiten [illegible] Entsagungen ihren Grundbesitz auf eine höhere Kulturstufe [illegible] haben, findet keine Anerkennung.

Digitized by Google

	Großbetrieb	Mittelbetrieb	Kleinbetrieb
Gruppe II sehr guter Boden, sehr intensiver Betrieb, starker Rübenbau	29,60	24,83	33,89
„ III guter Boden, weniger intensiv	19,01	21,23	22,43

Sehr bedeutend sind die Unterschiede in den einzelnen Gruppen nicht. Obige Ergebnisse beziehen sich übrigens auf das Wirtschaftsjahr 1892/93, das der Verfasser mit Bezug auf Witterungsverhältnisse usw. als normal bezeichnet, jenes Jahr fällt aber in die Periode der niedrigsten Getreidepreise. Nun ist der Großgrundbesitzer auf die Einnahme aus dem Getreidebau mehr angewiesen, als der hauptsächlich von der Viehzucht lebende Kleinbesitzer. Mithin wird er von niedrigen Getreidepreisen schwerer betroffen.

Größer sind die Unterschiede zuungunsten der Großbetriebe in den Untersuchungen Klawkis. Auffallend sind aber in seinen Zusammenstellungen die unglaublich niedrigen Bruttoerträge aus dem Verkauf landwirtschaftlicher Erzeugnisse. So beträgt z. B. bei Großbetrieb I. bei 1417 Morgen Acker die Einnahme aus Ackerbau und Viehzucht 37 719,45 Mark, d. h. 26,62 Mark pro Morgen. Bei Großbetrieb II. beträgt diese Zahl 28,42 Mark, bei Großbetrieb III. 33,66 Mark.

Sollten im allgemeinen diese Zahlen für den Großbetrieb maßgebend sein, so wäre allerdings eine Aufteilung des Großgrundbesitzes eine dankbare Aufgabe. Nun ist es aber nichts Außergewöhnliches, daß die Einnahme aus dem Verkauf der Vieh- und Feldprodukte nach Abzug der üblichen Ausgaben für Saatgetreide, Futtermittel und Zukauf von Nutzvieh obige Sätze um das 2½ bis 3-fache und noch mehr übersteigt.

Kein Wunder übrigens, daß Klawki solche Zahlen ermittelt hat, denn der Betrieb auf jenen Gütern, wie ihn der Verfasser schildert, darf getrost als vorsintflutlich bezeichnet werden.*)

*) Um dem Fachmann Gelegenheit zu geben, sich davon zu überzeugen, seien folgende Fruchtfolgen, wie sie Klawki angibt, mitgeteilt:

Großbetrieb I 1. Hülsenfrüchte, 2 Roggen, 3. Hackfrucht, 4. Hafer und Gerste, 5. Klee, 6. Klee, 7. Klee, 8. Roggen, 9. Hafer, 10. Klee, 11. Klee. 12. Roggen.

Großbetrieb II 1. Schwarzbrache, 2. Roggen, 3. Hafer (gedüngt), 4. Klee, 5. Klee, 6. Klee, 7. Weizen und Roggen, 8 Kartoffeln und Hülsenfrucht. 9. Hafer.

Es entbehrt nicht einer gewissen Humoristik, wenn Klawki — seines Zeichens nach Dr. juris — den ersten Betrieb als sehr intensiv bezeichnet.

Digitized by Google

Und doch werden, wie ich gefunden habe, die Untersuchungen Klawkis oller Ernstes als Beweis für die Ueberlegenheit bäuerlichen Betriebes angeführt.

So sehen die Grundlagen aus, auf denen jene These von den wirtschaftlichen Vorteilen der Parzellierung aufgebaut wird, die in weiten Kreisen als unumstößlich gilt. Sie ist zwar nicht die einzige treibende Kraft für die Kolonisationsbestrebungen im Osten, insbesondere, soweit die Ansiedlungsprovinzen in Frage kommen, bildet aber doch die Voraussetzung für eine erfolgreiche Tätigkeit auf diesem Gebiete, eine Gewähr für die Volkstümlichkeit der Siedlungspolitik.

Allerdings muß zugegeben werden, daß in den wirtschaftlichen Zuständen der Ansiedlungsprovinzen sich ein Umschwung vollzogen hat, der noch jungen Datums ist. Jenseits ihrer Grenzen, je weiter, desto mehr ist dies der Fall, gelten Posen-Westpreußen noch immer als ein rückständiges Gebiet, in welches der aus dem Westen herbeiziehende Ansiedler Kultur und moderne Wirtschaftsbegriffe bringe. Es hält schwer, hervorgebrachte, festgewurzelte Vorurteile zu beseitigen.

Ueberdies ist es in weiten Kreisen fast zum Dogma geworden, daß die Ansiedlungspolitik eine große Kulturarbeit leiste. An diesem Dogma zu rütteln, ist ein undankbares Geschäft. So kommt es, daß trotz der sehr zahlreichen publizistischen Aeußerungen über die Ansiedlungsfrage diese so oft von einem einseitigen Gesichtspunkte aus behandelt wird.

Daß die Bodenpreise um das Doppelte gestiegen sind, wird breit und weit in die Welt hinaus verkündet und ein Jammergeschrei erhoben, daß nunmehr die Ansiedlungskommission mit demselben Gelde nur ½ so viel kaufen kann. Daß aber der Ertragswert des Grund und Bodens um ein Vielfaches sich vermehrt, davon erfährt die breite Oeffentlichkeit nichts.

Die Tatsache, daß vor Jahrzehnten Sumpf- und Oedländereien in Subhastationen zu Spottpreisen angekauft, von der aus dem Vollen wirtschaftenden Ansiedlungskommission kultiviert und an Ansiedler vergeben wurden, die bei einer minimalen Rente, bei steigender Konjunktur zu Wohlstand gelangt sind, wird als kolossaler Erfolg gepriesen. Die stille, zähe Arbeit der einheimischen, bodenständigen Grundbesitzer, die zumeist unter großen Schwierigkeiten und Entsagungen ihren Grundbesitz auf eine höhere Kulturstufe emporgearbeitet haben, findet keine Anerkennung.

Digitized by Google

Sind nun gewisse Vorgänge, die sich auf wirtschaftlichem Gebiete abspielen, wenig bekannt und erörtert worden, so kommt noch hinzu, daß der Schwerpunkt der Frage, ob die Dismembration des Großgrundbesitzes wirtschaftlich gerechtfertigt ist, auf agrikulturtechnischem Gebiete liegt, mithin also besser von einem landwirtschaftlichen Sachverständigen, als von Nationalökonomen und Politikern beurteilt werden kann. Mit dem Problem der inneren Kolonisation aber beschäftigen sich am eifrigsten Leute, die der Landwirtschaft fremd gegenüberstehen. Ihre Kompetenz betrifft die sozialpolitische Seite der Frage, deren Wichtigkeit ich übrigens keineswegs unterschätze.

Die Notwendigkeit, die landwirtschaftlich-technische Seite zu betonen, ergibt sich aus folgenden Erwägungen: Die Produktionsbedingungen der Landwirtschaft sind durchaus nicht gleichförmig — sie unterliegen dem Einfluß geologischer, klimatischer, wirtschaftlicher Verhältnisse, deren territoriale Verschiedenheiten in der Regel sich auf größere zusammenhängende Gebiete erstrecken, aber recht beträchtlich zu sein pflegen. Je nachdem nun der Einfluß einzelner bezw. das Zusammenwirken verschiedener Faktoren sich geltend macht, ist bald diese, bald jene Produktionsrichtung bevorzugt. Nicht alle Produktionszweige eignen sich gleichmäßig für den Groß- und Kleinbetrieb, es gibt solche, die im Großen, und wieder andere, die im Kleinen besser gedeihen. Auch äußere wirtschaftliche Kräfte, die für den landwirtschaftlichen Betrieb in Betracht kommen, so z. B. Verkehrserleichterungen, haben für die großen und kleinen Besitze keineswegs dieselbe Bedeutung.

All die erwähnten Umstände ergeben die Notwendigkeit, die Produktions-, Anbau- und Absatzverhältnisse des für die Kolonisation in Frage kommenden Gebietes zu studieren und in unmittelbare Berührung mit der praktischen Landwirtschaft zu treten. Dieser Gesichtspunkt kommt aber meines Wissens in der sonst so reichen Literatur über das Parzellierungsproblem so gut wie gar nicht zur Geltung. Man begnügt sich damit, irgendwo gemachte Erfahrungen ohne weiteres auf andere Gebiete und Verhältnisse zu übertragen.

Hier sei betont, daß selbst in den Kreisen praktischer Landwirte über den ökonomischen Wert von Parzellierungen nur allzuhäufig eine falsche Vorstellung besteht. Der Grund ist darin zu suchen, daß man sich daran gewöhnt hat, als Maßstab für den Reinertrag vom Grund und Boden den privatwirtschaftlichen Standpunkt

Digitized by Google

anzulegen. Dieser ist aber mit dem volkswirtschaftlichen durchaus nicht identisch.

Rechnet also der Landwirt die Löhne, die er seinen Arbeitern zahlt, die Gehälter seiner Beamten mit Recht zu seinen Produktionskosten, so bilden sie doch, vom Standpunkte der ganzen Volkswirtschaft aus betrachtet, ebensogut einen Teil des Reinertrages vom Grund und Boden, wie das Einkommen des Besitzers selbst.

Bei kleinen Besitzern fallen bekanntlich die Ausgaben für Löhne usw. mehr oder weniger fort. Nichtsdestoweniger ist die eigene Arbeitsleistung des Besitzers, wenn man die Rentabilität großer und kleiner Betriebe mit einander vergleicht, besonders einzuschätzen und zu behandeln und mit dem Einkommen aus dem landwirtschaftlichen Betrieb als solchem, nicht zu vermengen. Freilich pflegen kleine Grundbesitzer ihre eigene Arbeitsleistung, ja selbst die ihrer Familienangehörigen nicht in Anrechnung zu bringen, ein Umstand, der recht häufig in den für den Grund und Boden gezahlten Preisen zum Ausdruck kommt. In der Regel kann man beobachten, daß in derselben Gegend für kleine Grundstücke höhere Preise angelegt werden, als für große, wobei natürlich auch die meist größere Nachfrage nach kleinen Parzellen eine Rolle spielt. Man soll sich aber hüten, aus dieser Preisdifferenz ohne weiteres die größere Rentabilität kleiner Betriebe herzuleiten.

Im übrigen kommt es, sobald man den Großbetrieb dem Kleinbetriebe gegenüberstellt, auf zwei Punkte an, — auf die Höhe der Produktionskosten und die Höhe des Rohertrages. Dies zu untersuchen wird die Aufgabe der nächsten Zeilen sein.

Es sind vornehmlich zwei Momente, welche zugunsten des kleinen Betriebes, wenn von seinen Vorzügen die Rede ist, geltend gemacht werden, nämlich:

1. die bessere Arbeitsleistung, d. h. daß bei sonst gleichen Verhältnissen und gleicher Intensität des Betriebes der Bedarf an menschlicher Arbeit ein geringerer ist und daß die Arbeit sorgfältiger ausgeführt wird,
2. die bessere Pflege und die sich daraus ergebende geringere Abnutzung des lebenden und toten Inventars.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so beruht derselbe auf der Voraussetzung, daß derjenige der für eigene Rechnung tätig ist, bessere Arbeit leistet, als ein Lohnarbeiter.

Digitized by Google

Die Gesamtkosten der menschlichen Arbeit sind, wie bereits oben S. 285 besprochen worden ist, auf ca. 20 Mark pro Morgen für einen intensiven Betrieb anzunehmen und bilden ungefähr 1/3 sämtlicher Produktionskosten, die wir auf ca. 60 Mark pro Morgen berechnet haben. Ist nun die Arbeitsleistung in bäuerlichen Betrieben eine ungleich bessere, so daß dieselben Mengen mit geringeren Aufwendungen für menschliche Arbeit produziert werden? Wir wollen zunächst fremde Urteile darüber hören. So schreibt z. B. Prof. Sering: „Mit dem immensen Kapital, das jene Leute" (gemeint sind die Ansiedler im Osten) „in ihren Armen und Beinen haben, kann der Großgrundbesitzer nicht konkurrieren". Diese Aeußerung enthält viel Wahres, kann aber dennoch zu Mißverständnissen führen. Man darf nämlich nicht übersehen, daß der Arbeitsbedarf in der Landwirtschaft kein gleichmäßiger, sondern je nach der Jahreszeit recht schwankend ist.

Es mag nun richtig sein, daß in bäuerlichen Wirtschaften zeitweise bei allen dringenden Arbeiten mit größerer Intensität gearbeitet wird, aber ebenso sicher steht fest, daß die Arbeitskraft des Besitzers den größeren Teil des Jahres nicht voll absorbiert wird, und es ist ganz selbstverständlich, daß Arbeits-Leistung und -Intensität dann entsprechend geringer sind. So ist, abgesehen von jenen Ausnahmefällen, wo eine lohnende Nebenbeschäftigung, z. B. durch Lohnfuhren, sich bietet, während der Wintermonate das tägliche Arbeitspensum eines klein- und mittelbäuerlichen Besitzers im großen und ganzen gering. Trotzdem findet in der Wirtschaft eine volle Arbeitskraft Verwendung. Dagegen werden auf den Gütern nur soviel ständige Arbeiter gehalten, als dem Minimum an Arbeitsbedarf entspricht, im übrigen Wanderarbeiter und freie Tagelöhner herangezogen. Darum ist im allgemeinen die Arbeitsleistung im Großbetriebe gleichmäßiger. In der großen Gutswirtschaft werden viele Arbeiten bekanntlich regelmäßig im Akkord verrichtet. Es gilt dies namentlich von allen Erntearbeiten. Hierbei spielt der Einwand, daß die Arbeiter, weil für fremde Rechnung tätig, weniger leisten, keine Rolle.

Ein bewährtes Mittel, die Arbeiter zu größeren Leistungen anzuspornen, besteht übrigens in dem sog. Prämiensystem, bei dem für eine über ein bestimmtes, normales Maß hinausgehende Leistung eine Extravergütung gewährt wird. Da dieses System im Osten nur wenig in der Praxis angewandt wird, so darf man wohl daraus schließen, daß die Leistung der Arbeiter im allgemeinen zufriedenstellend ist.

Digitized by Google

Der Großbetrieb hat ferner den Vorteil der besseren Arbeitsteilung und Vereinigung. Freilich spielt dieser Umstand in der Landwirtschaft bei weitem nicht dieselbe wichtige Rolle wie in der Industrie. Auch die immer mehr um sich greifende Maschinenarbeit muß erwähnt werden. Das überaus wichtige Maschinenproblem beansprucht, noch besonders und eingehend erörtert zu werden. Wir wollen vorläufig nur feststellen, daß landwirtschaftliche Maschinen menschliche Arbeit zu ersetzen, folglich auch den wegen schlechterer Arbeitsleistung gemieteter Arbeiter sich ergebender Nachteil auszuschalten in der Lage sind.

Noch einige Worte über die Wichtigkeit der bei landwirtschaftlichen Arbeiten zu verwendenden Sorgfalt, die ja natürlich auch eine Rolle spielt. Es gibt Arbeiten in der Landwirtschaft, bei denen es fast ausschließlich auf die Anstrengung der physischen Kraft ankommt. Dahin gehören die Ernte- und Dreschарbeiten, Düngeraufladen und -ausbreiten. Auf sie entfällt das bei weitem größte Arbeitspensum. Andere Arbeiten erfordern bei ihrer Ausführung eine gewisse Portion Sorgfalt und Genauigkeit, z. B. Säen. Bei letzterem aber werden heute mehr oder weniger moderne Geräte und Maschinen zu Hilfe genommen, die einen Ersatz für die den ländlichen Arbeitern zumeist mangelnde Sorgfalt bieten.*) Allerdings gibt es Produktionszweige, deren Gedeihen hauptsächlich von der Menge sorgfältig geleisteter, aber gemeiner Arbeit abhängig ist, so z. B. Wein-, Tabak-, Gemüsebau in der Nähe großer Städte. Diese Produktionszweige sind geradezu ein Monopol des Kleinbetriebes. Ihr Anbau ist aber an bestimmte Verhältnisse gebunden. Für den Osten kommen sie so gut wie gar nicht in Betracht.

Es ist nicht gerade leicht, auf Grund des Gesagten zu einem abschließenden Urteil zu kommen. Es kommt noch hinzu, daß in der Gutswirtschaft die persönlichen Fähigkeiten des Wirtschaftsleiters eine große Rolle spielen. Die Arbeitsdisposition und Aufsicht haben auf die Arbeitsleistung einen hervorragenden Einfluß. Auch die Eigenschaften der Arbeiter fallen in die Wagschale. Jeder Landwirt weiß die Bedeutung zu schätzen, die ein Stamm fleißiger, zuverlässiger, folgsamer Arbeiter für ein Gut hat.

Andererseits sind unter der bäuerlichen Bevölkerung nachlässige, arbeitsscheue Individuen ebenfalls vertreten. Darum können Be-

* So war also, als noch die altposener ruchadlos (Schwingpflüge) in Gebrauch waren, eine gute Pflugarbeit von der Geschicklichkeit und dem guten Willen des Knechtes abhängig. Bei Karrenpflügen spielt dieser Umstand keine Rolle.

Digitized by Google

obachtungen, die dem praktischen Leben entnommen werden, noch nicht immer auf allgemeine Gültigkeit Anspruch erheben und sind geeignet, irre zu führen. Hingegen bildet das persönliche Interesse an der Arbeit ein Moment, das wohl stets mehr oder weniger zur Geltung kommt. Es ist daher gerechtfertigt, bei einem Vergleich zwischen den Wirtschaftsunkosten im Groß- und Kleinbetriebe anzunehmen, daß ersterer für dieselbe Menge geleisteter Arbeit im allgemeinen mehr Arbeitskräfte braucht. Dieser Unterschied darf dem Gesagten entsprechend nicht etwa übertrieben werden; über eine Differenz von 25 % hinauszugehen, wäre jedenfalls ungerechtfertigt.

Was nun den vorhin erwähnten ferneren Punkt anbetrifft — die bessere Pflege des lebenden und toten Inventars und dessen geringere Abnutzung —, so sei ohne weiteres zugegeben, daß der Kleinbesitzer in dieser Hinsicht im Vorteil ist.

Der Wert (Neuwert) des toten Inventars ist mit etwa 100 Mark pro ha anzunehmen. Es ist dies eine Zahl, die sowohl großwirtschaftlichen wie mittel- und großbäuerlichen Verhältnissen entspricht, insofern letztere im Besitze der üblichsten landwirtschaftlichen Maschinen sind. In intensiven Großbetrieben, z. B. solchen, die einen eigenen Dampfpflug besitzen, ist das Maschinenkapital größer, doch kommt das hier nicht in Betracht, weil jene Maschinen einen Teil der Kosten für die Hand- und Spannarbeit ersetzen.

Die Abnutzung und Reparaturkosten wollen wir im Einklang mit Goltz (landwirtschaftl. Taxationslehre), Pabst und anderen Theoretikern auf 18 % annehmen. Dies macht 18 Mark pro ha = 4,50 Mark pro Morgen. Angenommen, die Abnutzung wäre in kleinen Wirtschaften um die Hälfte geringer, so ergibt sich für den Großbetrieb eine Mehrbelastung von 2,25 Mark pro Morgen.

Bei dem lebenden Inventar kommen zunächst die Zugtiere, insbesondere Pferde in Betracht. Im Großbetriebe ist ein Pferd auf 35—40 Morgen zu rechnen, vorausgesetzt, daß die mechanische Bearbeitung des Bodens, wenigstens in der Hauptsache, mit Zugtieren bewältigt wird. Wenn wir die erste Zahl unserer Berechnung zugrunde legen und den Wert eines Pferdes auf 500 Mark, sowie die jährliche Abnutzung mit 15 %, d. i. 75 Mark annehmen, so ergibt dies pro Morgen ca. 2 Mark. In demselben Verhältnis, wie bei dem toten Inventar, wäre die Abnutzung in einer bäuerlichen Wirtschaft nur mit 5 % anzusetzen. Dies ist aber auch bei sorgfältigster Behandlung der Arbeitspferde undenkbar. Ferner kommt noch hinzu, daß die Gespannhaltung in bäuerlichen Wirtschaften

Digitized by Google

relativ viel stärker zu sein pflegt, indem ein Pferd schon auf 20 Morgen meist entfällt. Im großen und ganzen genommen, dürften sich geringere Abnutzung und stärkere Gespannhaltung ungefähr ausgleichen.

Bei der Nutzviehhaltung werden Abnutzungsprozente nicht berechnet. Die Wertverminderung kommt in der Ertragsberechnung zum Ausdruck. Selbstredend ist bei der Nutzviehhaltung die individuelle Pflege der Tiere im bäuerlichen Haushalte nicht zu unterschätzen, sie bildet aber nicht, wie beim toten Inventar, die Hauptsache, sondern tritt anderen Momenten gegenüber zurück, so namentlich sachkundiger Behandlung und rationeller Fütterung. Diese sind in der großen Gutswirtschaft im allgemeinen vollkommener.

Bezüglich der Nutzviehhaltung ist noch hervorzuheben, daß einzelne Richtungen sich mehr für den Groß- andere für den Kleinbetrieb eignen. Die Aufzucht gedeiht zweifellos besser im kleinen, Mast im großen. Diese Teilung kommt wohl immer mehr zur Geltung, indem die großen Güter von eigener Aufzucht immer mehr abkommen und durch Zukauf von Jungvieh ihren Viehbestand ergänzen.

Eine erhebliche Ausgabe im Budget der Gutswirtschaft bilden die allgemeinen Verwaltungskosten, die in der auf S. 285 gemachten Zusammenstellung auf 5 Mark pro Morgen angenommen worden sind. In der Hauptsache entfallen sie auf die Gehälter und Naturalbezüge der Wirtschaftsbeamten und des Aufsichtspersonals überhaupt. Die Löhne bilden, wie schon oben erwähnt, einen Teil des Volkseinkommens. Da wir feststellen wollen, welche Betriebsform vom volkswirtschaftlichen — nicht etwa privatwirtschaftlichen — Standpunkt vorteilhafter ist, so kommt dieser Posten für einen Rentabilitätsvergleich außer Betracht.

Zu den allgemeinen Verwaltungskosten gehören ferner Reisespesen, Portos, Telephongebühren und dergl. mehr, Dinge, ohne welche im Großbetriebe nun einmal nicht auszukommen ist. Auch die Unterhaltung der Dienstpferde des Wirtschaftsleiters bezw. seines Stellvertreters gehört hierher. Alle diese Ausgaben belasten den Großbetrieb, hoch gerechnet, mit ca. 1 Mark pro Morgen. Für den Kleinbetrieb fallen sie ganz fort oder spielen nur eine unwesentliche Rolle.

In bezug auf die übrigen Produktionskosten, also Gespannarbeit, Unkosten der Ansaat und Düngung, Versicherungsgelder und Abgaben, ergeben sich zwischen Groß- und Kleinbetrieb keine nennens-

Digitized by Google

werten Unterschiede. Selbstredend ist gleiche Betriebsintensität und dasselbe Quantum geleisteter Arbeit vorauszusetzen. Wenn also z. B. im Posenschen in bäuerlichen Wirtschaften der Anbau der Hackfrüchte im allgemeinen eine untergeordnete Rolle spielt, eine flache Bodenbearbeitung daher die Regel bildet, oder wenn die Versicherung gegen Feuer- und Hagelschäden sich noch nicht recht eingebürgert hat, so kommt diese Ersparnis an Produktionskosten weiter nicht in Betracht.

Aus dem bisher Gesagten können wir somit folgendes feststellen:

Der Kleinbetrieb spart bei gleicher Intensität des Betriebes
an Arbeitskosten schätzungsweise ¼ von 20 M. = 5,— M. pro Morgen,
durch geringere Abnutzung des toten Inventars 2,25 „ „ „
an allgemeinen Verwaltungskosten 1,— „ „ „
8,25 M. pro Morgen.

Den besprochenen Vorteilen stehen aber auch Nachteile gegenüber. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt (S. 271) festzustellen, daß das Gebäudekapital die bäuerliche Wirtschaft erheblich höher belastet. Diese Mehrbelastung ist auf ca. 100 Mark pro Morgen anzunehmen. Die Verzinsung, Amortisation, die größeren Reparaturkosten und Versicherungsgelder sind auf 5—6 Mark pro Morgen zu veranschlagen, die also eine Mehrbelastung des Kleinbetriebes darstellen.

Diese 5 Mark von den vorhin berechneten 8,25 Mark abgezogen, verbleiben 3,25 Mark zugunsten des Kleinbetriebes. Ein nennenswerter Vorsprung ist dies an und für sich nicht und hat überdies zur Voraussetzung, daß im Kleinbetriebe an Handarbeitskosten durch intensivere Arbeit mindestens ¼ gespart wird, eine Annahme, die als hoch zu bezeichnen ist.

Die Bedeutung dieses Vorteils wird aber noch durch andere Momente modifiziert, die insbesondere auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Maschinenwesens liegen, dessen Vorzüge, wie wir im folgenden sehen werden, dem Großbetriebe im höheren Maße zu statten kommen und zum großen Teil als Imponderabilien bezeichnet werden müssen.

Sobald von der Maschinenarbeit in der Landwirtschaft die Rede ist, sei vorausgeschickt, daß der landwirtschaftliche Betrieb nicht etwa mit einem gewerblichen zu vergleichen ist, in welchem die Maschine der Hauptproduktionsfaktor ist. In der Landwirtschaft bilden der Grund und Boden, die Witterungsverhältnisse und bis

Digitized by Google

auf weiteres wenigstens, die menschliche Arbeit die Hauptfaktoren. Nichtsdestoweniger ist die Maschine heute zu einer unentbehrlichen Hilfskraft des Landwirts geworden. Von der modernen Landwirtschaft kann man behaupten, daß sie im Zeichen des Maschinenwesens steht, dessen Vervollkommnung mit jedem Jahre riesige Fortschritte macht.

Der Vorteil landwirtschaftlicher Maschinen besteht einmal darin, daß sie die der Landwirtschaft oft mangelnden menschlichen Arbeitskräfte ersetzt. Dies ist auch für kleinere Landwirte von Bedeutung, da großbäuerliche Betriebe stets, klein- und mittelbäuerliche zeitweise auf fremde Hilfskräfte angewiesen sind.

Ein fernerer Vorteil besteht in der schnelleren und besseren Arbeit — in der Garantie, rechtzeitig fertig zu werden — in der Möglichkeit, mehrere Arbeiten zu gleicher Zeit in Angriff zu nehmen.

Bei der Dampfdreschmaschine, d. i. derjenigen Maschine, welche in der Landwirtschaft die größte Verbreitung gefunden, ist die erheblich billigere Arbeit dem Flegel bezw. dem Göpeldrusch gegenüber ein Hauptvorteil. Will ein Laie von der Bedeutung der Maschine für den modernen landwirtschaftlichen Betrieb sich überzeugen, so sei ihm empfohlen, eine große landwirtschaftliche Ausstellung zu besuchen. Selbstverständlich ist die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen nicht etwa Monopol des Großbetriebes. Ihre Vorteile kommen aber ihm in höherem Maße zustatten, denn

1. Große Maschinen sind verhältnismäßig billiger und ihre Leistung stellt sich ebenfalls billiger. Landwirtschaftliche Maschinen können außerdem bekanntlich nicht in beliebigen Dimensionen hergestellt werden. Es gibt für sie sowohl eine Grenze nach oben, wie nach unten.
2. Die Mannigfaltigkeit landwirtschaftlicher Maschinen bringt es mit sich, daß, je kleiner die Wirtschaft, desto mehr sie in der Anschaffung und der Verwendung von Maschinen sich eine Beschränkung auferlegen muß. Denn je geringer die Möglichkeit ihrer Ausnutzung, desto größer das Mißverhältnis zwischen dem in Maschinen festgelegten Kapital und den aus ihrer Anwendung sich ergebenden Vorteilen.
3. Kraftpflüge (Dampf- und Motorpflüge) können nur auf großen zusammenhängenden Ackerstücken mit Vorteil Verwendung finden.

Was das unter 1. und 2. Gesagte anbetrifft, so ist es freilich richtig, daß die Vorteile des Maschinenwesens dem Kleinbetrieb auch auf genossenschaftlichem Wege zugänglich gemacht werden können.

Digitized by Google

Diese Art der Benutzung findet tatsächlich in vielen Gegenden statt. Es sind dies z. T. gerichtlich eingetragene Vereinigungen oder es sind solche, die auf einem mehr oder weniger festen Abkommen weniger Nachbarn beruhen.*)

Im Osten kann man häufig beobachten, daß Maschinen mietweise in bäuerlichen Wirtschaften Verwendung finden, wobei aber natürlich der Besitzer der Maschine — in der Regel ein Unternehmer — auf seinen Vorteil bedacht ist.

Die genossenschaftliche Benutzung setzt zunächst die größte, darum nicht immer vorhandene, Eintracht aller Beteiligten voraus. Sie wird auch noch durch folgenden Umstand erschwert: die allermeisten landwirtschaftlichen Arbeiten können nicht zu beliebiger, sondern müssen zu einer bestimmten, häufig sehr beschränkten Zeit ausgeführt werden. Bestellung, Saat, Ernte werden in ein und derselben Gegend zu gleicher Zeit ungefähr vorgenommen. Darum kann man sich kaum vorstellen, daß z. B. eine Mähmaschine mehrere Landwirte zu bedienen bestimmt wäre, denn mit dem Mähen kann eben, wenn das Getreide schnittreif ist, nicht gewartet werden. Aehnliches gilt auch für die Drillmaschine.

Bei den am meisten verbreiteten Dampfdreschgenossenschaften muß aus analogen Gründen der Kreis der Mitglieder ein beschränkter und die Ausnützung der Maschine eine unvollkommene sein. In der Theorie kann zwar gut eingeheimstes Getreide lange lagern, in der Praxis aber spielen andere Rücksichten eine Rolle — Geldbedarf des Besitzers — gute Preiskonjunktur — geeignete, von anderen Arbeiten freie Zeit —, denen eine große Genossenschaft kaum gerecht werden kann. So ist also auf dem Wege der Assoziation, die ja sonst kleineren Besitzern große Vorteile bringen und für sie sehr zu empfehlen ist, eine vollkommene und mit dem Großbetriebe auf gleicher Stufe stehende Ausnützung landwirtschaftlicher Maschinen nicht zu erreichen.

Die Ausbildung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens — diese Tatsache läßt sich nicht hinwegleugnen — hat für die Frage der Konkurrenzfähigkeit der großen mit den kleinen Betrieben zwar keine ausschlaggebende, aber doch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

---

*) Vergl. darüber in den Jahrbüchern der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Band 23, den Vortrag Dr. Giersbergs über den genossenschaftl. Gebrauch landwirtschaftlicher Maschinen.

Digitized by Google

Der Maschinenindustrie analog verhält sich die Entwickelung des Verkehrswesens in ihrer Wirkung auf die landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse. Diese Entwickelung hat allen Landwirten, auch den kleinen, unleugbare Vorteile gebracht, und doch haben die großen Güter davon größeren Nutzen. Wahr bleibt, was Roscher gesagt hat: „Die Frachtkosten nehmen nicht in demselben Maße zu, wie die Menge der zu verfrachtenden Gegenstände." Der bäuerliche Besitzer kommt selten dazu, größere Posten seiner Produkte auf einmal zu verkaufen und umgekehrt, seine Wirtschaftsbedürfnisse in großen Posten einzukaufen. Darum kann man beobachten, daß Sekundär- und Kleinbahnen, die landwirtschaftliche Gebiete durchschneiden, von der bäuerlichen Bevölkerung verhältnismäßig wenig in Anspruch genommen werden. Bei der geringen Menge des Produktes sind die Fuhrkosten bis zur nächsten Marktstelle geringer, als die Eisenbahnfracht. Der Umstand aber, daß die Handelsgeschäfte des Bauern zumeist kleine Posten betreffen, hat für ihn den Nachteil, daß er billiger verkauft und teurer kauft. Diese Differenz beträgt im allgemeinen bei Getreide und Futtermitteln 10—15 Pf. pro Zentner. Bei einem jährlichen Umsatz von 4—5 Zentnern pro Morgen ergibt dies 40—75 Pf.

Die Möglichkeit, die Eisenbahnverbindungen besser ausnützen zu können, bringt es mit sich, daß der Großbetrieb mit einer geringeren Spannkraft auskommen kann. Auf diesen Unterschied haben wir bereits oben aufmerksam gemacht.

Am eklatantesten kommt der Vorteil günstiger, durch ein dichtes Eisenbahnnetz geschaffener, Absatzverhältnisse dadurch zur Geltung, daß sie einen intensiven Hackfruchtbau ermöglichen. Bei diesem ist bekanntlich das Volumen des Produktes im Verhältnis zur Flächeneinheit bei weitem größer als bei Getreide. Erntet also der Landwirt 10 Zentner Getreide pro Morgen, wovon etwa 4 Zentner in der eigenen Wirtschaft verbraucht werden, so sind noch 6 Zentner nach der nächsten Bahnstation bezw. Markthalle zu liefern —*), bei einer Kartoffelernte von 90 Zentnern und einem Wirtschaftsverbrauch von 25 Zentnern sind 65 Zentner pro Morgen, also das 10½fache zu liefern. Bei Rüben, die Ernte auf 160 Zentner angenommen, betragen die Fuhrkosten, auf 1 Morgen reduziert, das 27fache.

*) Bei einer Ernte von 10 Ztr. pr. Morgen bleiben natürlich keine 6 Ztr. netto zum Verkauf übrig. In der Regel findet aber ein Umtausch von Getreide gegen Kleie und andere käufliche Futtermittel statt.

Digitized by Google

Aus diesen Vergleichszahlen geht deutlich hervor, daß der Transport von Kartoffeln und Rüben auf weite Entfernungen den Landmann unverhältnismäßig belastet und daß die Rentabilität ihres Anbaus mit günstigen Lieferungsverhältnissen steht und fällt.

Der Hackfruchtbau ist aber derjenige Produktionszweig, bei welchem ohne Zweifel die höchste Rente zu erzielen ist. Er übertrifft sowohl den Getreide- wie den Futterbau. Ein Nebenvorteil besteht noch darin, daß er die Rohprodukte für die landwirtschaftlichen Nebengewerbe abgibt, deren Abfälle (Schlempe, Schnitzel) als vorzügliches Viehfutter in der Landwirtschaft Verwendung finden.

Im großen und ganzen ist der intensive Hackfruchtbau ein Vorrecht des Großbetriebes — aus zweifachen Gründen. Einmal erfordert der Hackfruchtbau im allgemeinen eine tiefere Bestellung, die namentlich bei Rüben eine unerläßliche Vorbedingung ist. Es ist üblich, sie mit Kraftpflügen auszuführen. Wird tierische Kraft verwendet, so gehören 4 starke Pferde bezw. Ochsen dazu, um den Boden 12—14 Zoll tief aufzureißen, mithin eine Spannkraft, über welche bäuerliche Besitzer meist nicht verfügen.

Sodann drängt sich, sobald der Hackfruchtbau intensiv betrieben wird, im Herbst ein gewaltiges Arbeitspensum zusammen. Die Abfuhr der Rüben, die vor dem Winter zu bewältigende Pflugarbeit, erfordern eine Spannkraft, die das normale Maß bei weitem übersteigt. Es wäre unwirtschaftlich, ja häufig kaum möglich, sie für einen kurzen Zeitraum um die Hälfte oder noch mehr zu verstärken. Fraglich ist überdies, ob sich die hierzu erforderlichen Arbeitskräfte finden würden, die zu gleicher Zeit durch die Hackfruchternte absorbiert werden.

Ueber diese Schwierigkeiten helfen uns die Errungenschaften der modernen landwirtschaftlichen Technik hinweg. Die mechanische Bearbeitung des Bodens wird mit Hilfe von Kraftpflügen, die Abfuhr der Rüben und Kartoffeln mittelst Feldbahnen, die zum eisernen Bestande der meisten Güter gehören, bewerkstelligt. Hierbei kommt aber die Ueberlegenheit großer Güter zur Geltung, denn die Dampf- und Motorpflugarbeit ist, wie bereits oben erwähnt, nur auf großen zusammenhängenden Ackerstücken angebracht. Desgleichen ist es wohl klar, daß Feldbahnen im allgemeinen nur im Großbetriebe Anwendung finden können.

In der Landwirtschaft Posens und Westpreußens spielt der Hackfruchtbau eine große Rolle. Er ist durch den Ausbau der

Digitized by Google

Verkehrsmittel und den Bau zahlreicher großer Zuckerfabriken ermöglicht und gefördert worden. Der Hackfruchtbau ist mehr oder weniger auf Kosten des Kleebaus ausgedehnt worden, der früher, als noch die Schafzucht blühte, (als Kleeweide) unerläßlich war. Der Kleebau gibt unsichere, von den Witterungsverhältnissen ungemein abhängige und mittelmäßige Erträge, eine Frage, die noch im Folgenden erörtert werden soll.

Um die Vorteile des Hackfruchtbaues noch deutlicher zu charakterisieren, sei folgende Berechnung gegenübergestellt. Man kann wohl kaum annehmen, daß im allgemeinen auch unter günstigen Bodenverhältnissen mehr als 25 Zentner Kleeheu pro Morgen im Durchschnitt geerntet werden. Dies ergibt in Geldwert umgerechnet ca. 75 Mark pro Morgen. Bei Rüben, die Durchschnittsernte zu 160 Zentner angenommen und bei einem Preise von 1,10 Mark erhalten wir 176 Mark. Den Wert der Gratisschnitzel und Rübenblätter zugerechnet, 192 Mark pro Morgen. Freilich sind bei Rüben die Saat-, Bestellungs-, Pflege- und Erntekosten mit ca. 50 Mark, die Auslage für künstliche Düngemittel mit ca. 20 Mark pro Morgen in Ansatz zu bringen, während bei Klee die Ausgaben nur etwa 12 Mark betragen. Immerhin verbleiben nach Abzug obiger Kosten bei Rüben ca. 120 Mark, bei Klee nur 63 Mark pro Morgen.

Auf leichterem Boden, der für den Kartoffelbau in Frage kommt, wird an Klee quantitativ und qualitativ*) noch erheblich weniger geerntet. Eine durchschnittliche Kartoffelernte von 90 Zentnern bringt aber brutto ca. 115 Mark, nach Abzug der Kosten für Saat, Bestellung usw. 80 Mark pro Morgen.

Kein Wunder also, daß die Tendenz besteht, den Kleebau einzuschränken. Dies wäre in noch größerem Maßstabe erfolgt, wenn der Kleebau nicht den Vorteil mit sich brächte, die Feldarbeiten auf das ganze Jahr hindurch gleichmäßig zu verteilen und der Uebergang zu einem intensiven Hackfruchtbau doch mehr oder weniger große Kapitalzuwendungen erforderlich macht.

Dem Hackfruchtbau wird im Großbetriebe in Posen—Westpreußen selten weniger als ¼, unter günstigen Verhältnissen sogar ⅓ des Ackerareals eingeräumt. Der Kleebau hingegen ist auf vielen Gütern, selbst auf gutem Boden, ganz aufgegeben worden. Die Nutzviehhaltung beruht in der Hauptsache auf Zukauf von Magervieh, und

*) Für leichteren Boden kommt nicht mehr Rotklee in Betracht. An seine Stelle tritt der Wundklee, dessen Nährwert viel geringer ist.

Digitized by Google

intensiver Mast, die bekanntlich von den Futterernten weniger abhängig ist, weil sie auf käuflichen Futtermitteln, Getreide, Kartoffeln, Schnitzeln im wesentlichen beruht.

Dieser Entwickelung, die der Großbetrieb zum großen Teil schon durchgemacht hat, zu folgen, ist für den Kleinbetrieb nicht möglich. Er kann auf den Kleebau nicht verzichten, weil für ihn die Aufzucht hauptsächlich in Frage kommt. Den Hackfruchtbau aber, dessen direkte Vorteile wir besprochen haben, vermag der Kleinwirt aus den oben dargelegten Gründen nicht ebenso auszudehnen, wie dies im Großbetriebe der Fall ist. Aus obigen Erörterungen folgt: daß der Großbetrieb in der Lage ist, den Anbau der weniger ertragreichen Erzeugnisse einzuschränken bezw. auszuschalten und den Anbau derjenigen zu forcieren, die mehr bringen, während dies im Kleinbetriebe in demselben Maße nicht durchführbar ist. Daraus ergibt sich die Schlußfolgerung, daß es für den Großbetrieb möglich ist, mit Hilfe des Hackfruchtbaues einen höheren Reinertrag vom Grund und Boden zu erzielen.

Auch die Frage, ob im Groß- oder Kleinbetriebe höhere Roherträge erzielt werden, hängt mit dem Hackfruchtbau zusammen. Es ist eine bekannte Nebenwirkung des letzteren, daß er den Kulturzustand des Bodens günstig beeinflußt, daß er den Acker frei von Unkräutern hält und das Gedeihen anderer Kulturpflanzen fördert.*) Dieser Einfluß läßt sich nicht in Zahlen ausdrücken, man kann aber bestimmt annehmen, daß er die etwas geringeren Produktionskosten im Kleinbetriebe reichlich aufwiegt.

Was nun das oben erwähnte schlechte Gedeihen des Klees anbetrifft, so hängt dieses mit den klimatischen Verhältnissen zusammen. Der Klee gehört nämlich zu denjenigen Kulturpflanzen, die, ebenso wie die Wiesengräser, bei ihrem Wachstum wesentlich mehr Feuchtigkeit brauchen, als Getreide- und Hackfrüchte. Jene sind gegen Dürre ungemein empfindlich, während diesen ein Uebermaß von Feuchtigkeit ebenso leicht zum Nachteil gereicht.**)

---

*) So leidet z. B. Sommerung, wenn zu der vorangehenden Hackfrucht tief gepflügt wurde, weniger von der Dürre.

**) Drainagen sind des Getreides und der Hackfrüchte wegen auf undurchlässigem Boden notwendig. Die Kleeerträge gehen nach erfolgter Drainage sehr häufig zurück. Getreide gibt in trockenen Jahren in der Regel die besten Erträge. Nasse Witterung im Mai—Juni hat häufig Lagern des Getreides zur Folge, wodurch die Körnerernte deprimiert wird. Zuckerrüben brauchen allerdings verhältnismäßig viel Feuchtigkeit. Sie sind aber imstande, auch längere

Digitized by Google

Nun bildet der größte Teil von Posen, sowie der südöstliche Teil von Westpreußen, das an Niederschlägen ärmste Gebiet von ganz Deutschland. Von der Südspitze der Provinz Posen und den westlichen Kreisen abgesehen, sinkt die durchschnittliche jährliche Niederschlagsmenge bis auf 450—500 mm herab. Dieses Trockengebiet erstreckt sich bis tief nach Westpreußen hinein.*)

Niederschlagsreiche Gegenden sind, wie gesagt, für die Produktion von Futterpflanzen günstig, mithin für Viehzucht besser geeignet, und umgekehrt ist in Landstrichen mit verhältnismäßig trockenem Klima der Getreide- und Hackfruchtbau im Vorzug.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß der Schwerpunkt der landwirtschaftlichen Produktion im Großbetriebe neben dem Hackfruchtbau in dem Getreidebau, im Kleinbetriebe dagegen in der Viehzucht liegt. Statistischen Erhebungen zufolge entfällt in kleinen Wirtschaften mehr Nutzvieh auf 1 ha landwirtschaftlicher Fläche, als in großen. Auch alle vergleichenden Untersuchungen, die sich auf die Betriebsverhältnisse in verschiedenen Grundbesitzkategorien beziehen, haben stets ergeben, daß für den kleinen Mann die Viehzucht die Hauptsache bleibt.

Gegenden mit günstigen Voraussetzungen für die Viehzucht, wozu insbesondere reiche Niederschläge gehören, sind mithin auch für den Kleinbetrieb vorteilhafter. Hingegen begünstigt ein relativ trockenes Klima diejenigen Produktionszweige, welche für den Großbetrieb hauptsächlich in Frage kommen.

Für Posen—Westpreußen ergibt sich also, daß die klimatischen Verhältnisse die relative Vorteilhaftigkeit der großen Güter steigern.

Hiermit hätten wir alle diejenigen Punkte, welche für einen Rentabilitätsvergleich zwischen Groß- und Kleinbetrieb in Frage kommen, besprochen. Wir wollen noch die wichtigsten aus dem Gesagten sich ergebenden Tatsachen hervorheben.

1. In bezug auf die laufenden Produktionskosten ergibt sich möglicherweise ein kleiner Vorteil zugunsten des Kleinbetriebes.
2. Die Vervollkommnung des Maschinenwesens ist den großen Gütern verhältnismäßig mehr zustatten gekommen.

Trockenperioden gut zu überstehen. Ihre Vegetationszeit erstreckt sich auf etwa 6 Monate. Trockenperioden von 6 Monaten gehören glücklicherweise zur Seltenheit.

*) Vergl. Hellmanns Regenkarten von Posen und Westpreußen von 1912.

Digitized by Google

3. Von der Ausbildung des Verkehrswesens haben die großen Güter weit mehr Vorteil.

4. Der Großbetrieb ist in der Lage, den Anbau derjenigen Erzeugnisse zu forcieren, die eine höhere Rente vom Grund und Boden bringen — der Kleinbetrieb nicht.

5. Für den Großbetrieb ist im allgemeinen ein höherer Rohertrag anzunehmen.

6. Die klimatischen Verhältnisse von Posen—Westpreußen bevorzugen den Anbau derjenigen Erzeugnisse, welche für den Großbetrieb hauptsächlich in Frage kommen und sind für Viehzucht, die den wichtigsten Erwerbszweig kleiner Wirtschaften bildet, weniger günstig.

In diesen Tatsachen liegt die wirtschaftliche Ueberlegenheit der großen Güter begründet. Diese These findet ihre Bestätigung in Folgendem:

Die von der Ansiedlungskommission aufgeteilten, bis zum Jahre 1910 abgerechneten Güter umfassen ein Gesamtareal von 122 650 ha. Von dieser Fläche sind 4385 ha an den Forstfiskus und sonst abgetreten worden,*) so daß 118 265 ha verbleiben. Ferner sind abzuziehen die zu Gemeinde-, Schul- und Kirchendotationen verwendeten Flächen, die nach der Regierungsdenkschrift „20 Jahre d. K. (S. 58)" etwa 10 % der aufgeteilten Gutsflächen betragen.

Nach Abzug von 10 % bleiben 106 439 ha, die (vergl. oben S. 268) eine Einnahme an Renten und Pachten von 2 703 527 Mark bringen. Dies ergibt pro ha 25,45 oder pro Morgen 6,36 Mark.

Da die landwirtschaftliche Konjunktur eine günstige Wendung genommen und die allgemeine Landeskultur sich sehr gehoben hat, so darf man voraussetzen, daß dies in der Höhe der Renten zum Ausdruck gekommen ist. Wenn wir also die vor 1900 und die in den unmittelbar darauffolgenden Jahren besiedelten Güter ausschalten und nur die nach 1904 aufgeteilten berücksichtigen, diejenigen inbegriffen, deren Besiedelung 1904 ihren Abschluß fand, so erhalten wir folgendes Bild**):

---

*) Vergl. Denkschrift von 1910, Anlage XIII.

**) Ein Verzeichnis jener Güter findet sich in der Anlage V. Berücksichtigt sind nur solche Güter, die bereits abgerechnet sind. Für die Größe der Güter sind die in den „finanziellen Ergebnissen der Besiedlung" angegebenen Zahlen zugrunde gelegt worden.

Digitized by Google

Gesamtareal der Güter	36 645 ha,
hiervon an den Forstfiskus verkauft	1 040 „
	35 605 ha.
Nach Abzug von 10 % der Gutsflächen (35 606 ha) für Landdotationen	3 560 „
	32 045 ha.

Diese Fläche bringt eine Einnahme von 1,022,753 Mark an Renten und Pachten, d. h. nur 31,90 Mark pro ha oder 7,97 Mark pro Morgen, eine Zahl, die einen Posener Landwirt mit Recht stutzig machen kann.

Ueber die Bodenbeschaffenheit fehlen leider nähere Angaben in den Denkschriften. Man kann aber, wenn man in der Denkschrift für 1910 die Spalte 6 (Ankaufspreis für das ganze Gut) mit Spalte 8 (Ankaufspreis für 1 Mark Grundsteuerreinertrag) dividiert, den Grundsteuerreinertrag ermitteln. Dieser mit der Größe des Gutes verglichen, gibt bekanntlich einen Maßstab für die Beurteilung der Bodenbeschaffenheit im allgemeinen. Beiläufig sei bemerkt, daß für Posen—Westpreußen ein Grundsteuerreinertrag von 10 Mark als hoch gilt. Höhere Zahlen betreffen Böden von sehr guter Qualität.

Der Grundsteuerreinertrag der in der Tabelle V aufgeführten 87 Güter beträgt im Durchschnitt 10,13 Mark pro ha. Nicht weniger als 45 haben einen Grundsteuerreinertrag von über 10 Mark, bei 18 schwankt er zwischen 8—10 Mark. Einen sehr niedrigen Grundsteuerreinertrag haben nur wenige Güter.

Hieraus ist zu schließen, daß die meisten jener 87 Güter von guter, z. T. von sehr guter Bodenbeschaffenheit sind. Und doch beträgt die Rente nicht ganz 32 Mark pro ha.

Ueberdies werden, wie wir aus der Regierungsdenkschrift „20 J. d. K." (S. 58) erfahren, die Ansiedlungen mit Gemeindeland reichlich ausgestattet, das durch Verpachtung innerhalb der Gemeinde genutzt wird. Weiter heißt es in jener Quelle: „Es sind Fälle bekannt, wo die Gemeinde aus den Erträgen außer den Ausgaben ihres eigenen Haushalts die gesamten Kreis- und Provinzialabgaben und den größten Teil der Schullasten bestreitet".

Wie nimmt sich der oben berechnete Rentenfuß den Zahlen gegenüber aus, die wir im II. Abschnitt dieser Arbeit (die Boden-

Digitized by Google

preisfrage) kennen gelernt haben. Im Großbetriebe werden, sobald die Vorbedingungen für einen intensiven Betrieb gegeben sind und bei befriedigendem Kulturzustande Reinerträge erzielt, die die üblichen Ansiedlerrenten um das Vierfache, ja noch mehr übertreffen.

Ist es unter solchen Umständen nicht gerechtfertigt, die Ansiedler als Staatspensionäre auf Kosten der Allgemeinheit zu bezeichnen?

Obiger Vergleich zwischen den Ansiedlerrenten und der eigentlichen Rentabilität des Grund und Bodens gibt zu folgenden Erwägungen Anlaß: Es ist für den, der die interna der Ansiedlungskommission nicht kennt, schwer zu entscheiden, ob die Renten und Pachten einer erheblichen Steigerung fähig sind, ohne die Besiedelung ins Stocken geraten zu lassen. Wenn aber die so oft wiederholte Behauptung, daß der Kleinbesitzer eine höhere Rente vom Grund und Boden zu gewinnen imstande ist, der Wirklichkeit entspricht, so müßte es unschwer sein, das Doppelte bis Dreifache des bisherigen an Rente bezw. Pacht zu erzielen, ohne für das wirtschaftliche Fortkommen der Ansiedler Besorgnisse zu hegen.

Da dies nicht geschieht, vielmehr immer wieder betont wird, daß das Ansiedlungsproblem durch die hohen Bodenpreise gehemmt, und noch unrentabler wird, so ist dies ein weiterer Beweis dafür, daß der Kleinbetrieb nicht auf der gleichen Stufe wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit mit dem Großbetriebe steht.

An dieser Stelle sei noch einmal daran erinnert, daß die Ansetzung einer einzigen Ansiedlerfamilie einen Zuschuß seitens des Staates von ca. 8700 Mark gebraucht hat, daß die Baukosten eine Kapitalzuwendung von ca. 600 Mark pro ha erfordern.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kommt die Aufteilung des Großgrundbesitzes und die Fortsetzung der Ansiedlungspolitik einer kostspieligen Entwertung des Grund und Bodens gleich.

Digitized by Google

Anlage I.

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
1906	Alswede	42	626 646,27	570 719,88	17 023,26
	Biechowo, Ossowo, Scherze	70	1 484 847,44	1 295 131,60	32 824,29
	Brückenau	39	553 163,12	494 812,16	13 974,59
	Deutschrode	35	677 400,58	629 433,80	17 618,64
	Gramtschen	28	739 770,48	577 488,06	17 406,15
	Grischlin	40	631 806,79	606 330,60	9 183,97
	Gulbien	44	514 929,89	429 307,12	12 630,54
	Kathrindorf	22	317 186,06	298 281,56	6 674,50
	Körberhof	20	264 378,37	229 685,42	7 359,08
	Lulkau	38	556 877,64	513 089,42	17 602,94
	Mohnsdorf	11	283 747,53	263 482,38	6 128,68
	Gr. Rybno	51	881 572,57	786 799,91	19 480,71
	Schondorf	22	480 633,28	461 892,78	9 612,02
	Segenshof	28	446 473,48	411 274,48	10 021,13
	Sockelstein	36	638 408,59	586 753,96	10 246,20
	Walsee	17	317 530,14	275 118,66	7 078,30
1907	Ulenhof	27	651 974,54	629 025,50	12 268,84
	Wettin	29	615 835,04	511 067,45	14 523,94
	Buschkau	40	627 479,65	535 986,93	9 682,34
	Gostgau	44	928 914,18	867 528,79	18 904,78
	Hallkirsch	36	576 778,—	532 766,95	16 762,19
	Krzyszkowo	5	142 091,15	124 792,35	2 986,39
	Lawau	33	953 847,21	838 274,12	17 857,90
	Sinnig	22	328 707,19	274 836,27	9 116,94
	Neu-Striesen	25	440 251,64	417 499,66	7 865,07
	Talsee	34	761 177,24	692 934,40	14 963,39
	Raschleben	42	1 331 373,11	1 211 623,94	32 256,80
	Neuendorf	34	689 544,08	631 233,94	16 655,56
	zu übertragen:	914	17 463 345,26	15 697 172,09	388 709,20

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
	Uebertrag:	914	17 463 345,26	15 697 172,09	388 709,20
1907	Laßkirsch, Gontsch, Hohenau, Oschnau	134	2 318 645,—	1 969 362,79	46 161,30
	Lindenbrück	71	1 480 388,98	1 117 551,29	29 512,23
	Gr. Loßburg	63	883 152,97	680 791,79	16 604,34
	Neuwaldau	65	996 489,82	714 622,65	22 198,64
	Retsch	27	534 584,03	472 752,23	11 236,70
	Buschdorf	50	998 386,76	866 487,16	23 401,14
	Lindenberg 21	3	39 952,33	36 352,33	954,99
	Drückenhof	24	487 021,58	460 628,75	11 422,83
	Owieschön	35	481 397,22	429 595,62	12 724,05
	Woznik	20	302 189,58	270 276,44	8 040,10
	Rabowice 4	3	157 571,90	103 700,—	3 111,00
	Trzemzal	32	422 641,43	454 369,67	13 359,40
	Misselwitz	28	540 888,29	347 129,24	9 219,18
1908	Falkenstein	30	615 663,69	583 252,83	14 836,80
	Kielp	23	679 691,43	635 689,01	16 461,71
	Kattenau	10	245 040,74	236 108,74	4 611,24
	Strutsfon	7	142 123,74	131 463,74	3 798,00
	Florentinowo	8	109 167,29	102 817,29	4 047,48
	Deutschwalde	36	935 640,86	453 964,88	14 855,78
	Kleinwiese	22	419 112,15	362 066,66	8 497,12
	Radewitz	41	537 075,24	475 058,44	10 544,64
	Standau	28	709 379,65	675 186,09	13 863,81
	Amalienhof	21	360 761,83	306 175,51	9 825,02
	Habsberg	30	582 708,79	531 937,99	12 498,80
	Rosenau	4	91 469,69	84 128,69	1 726,00
	Blumendorf	1	72 603,94	58 552,—	1 640,00
	Wola sforzewska	1	21 130,—	15 845,—	475,35
	zu übertragen:	1751	32 628 224,19	28 273 038,92	714 336,85

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
	Uebertrag:	1751	32 628 224,19	28 273 038,92	714 336,85
1908	Zolcz	1	6 750,—	6 450,—	193,50
	Dornbrunn	44	925 483,77	785 516,56	23 759,64
	Bilau	19	361 796,43	316 683,34	6 181,70
	Roggenau	42	651 218,90	531 000,90	15 741,96
	Paulsdorf	7	257 803,32	239 002,83	5 921,09
	Wilscha	40	854 456,92	767 931,83	16 746,77
	Thomashof	14	240 764,58	228 697,58	6 550,34
	Duschnik	12	225 899,62	200 616,39	5 450,59
	Radlau	22	486 987,64	440 932,76	8 567,26
	Ebenhausen	46	904 153,84	790 442,20	21 661,73
	Jagenau	23	322 876,89	305 894,14	8 706,80
1909	Lobedau	6	120 161,36	106 111,36	2 752,80
	Summe	32	661 009,45	613 737,90	15 727,82
	Hohenhausen	45	847 724,26	775 951,13	18 548,36
	Mönchsee	27	471 709,55	439 562,91	8 354,32
	Montschnik	3	84 208,23	67 428,23	2 047,60
	Morgenau	2	76 182,56	72 782,56	1 950,81
	Widau	14	285 624,16	255 058,56	6 035,54
	Gurkingen	41	1 006 196,82	976 044,39	21 696,48
	Gr. Slawsk	2	86 175,—	71 005,38	2 228,40
	Gr. Tonin	6	94 153,13	84 373,13	2 194,28
	Görshof	30	646 198,18	564 520,73	15 390,30
	Kaisertreu	3	66 188,88	56 713,88	1 452,60
	Ilgen	1	44 055,04	30 947,04	967,38
	Kolatta	2	50 351,14	40 732,46	941,55
	Kreising	22	780 226,42	754 998,18	15 582,68
	Wenglewo	3	70 345,45	69 145,45	2 040,20
	Gurten (Kochfeld)	35	947 119,06	886 410,13	20 558,84
	Ketsch	42	1 011 367,73	916 294,22	19 238,10
	Lawica	1	213 234,33	153 234,33	5 365,50
	zu übertragen:	2318	45 428 646,85	39 821 259,42	996 891,79

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
	Uebertrag:	2318	45 428 646,85	39 821 259,42	996 891,79
1909	Neugut	15	350 830,50	323 368,92	7 257,60
	Hirschdorf	28	527 100,23	326 665,89	8 213,28
1910	Bachwitz	46	701 943,71	638 043,47	15 236,24
	Birkenfelde	53	1 077 729,47	837 822,41	27 027,24
	Bogenau	37	917 154,93	845 490,43	20 227,84
	Buchenhagen	36	767 870,87	607 788,70	13 572,94
	Bukowitz	6	90 077,51	76 585,51	2 364,64
	Curtshöhe	9	174 932,92	153 279,80	3 291,40
	Drachowo	9	243 750,61	234 538,61	5 090,48
	Eichenhagen	36	707 952,04	648 356,89	20 925,62
	Eitelfelde	30	551 375,04	519 854,17	14 137,68
	Fichtenwalde	28	589 362,17	549 438,55	12 399,32
	Frohenau	33	584 776,43	514 413,90	11 195,33
	Gastfelde u. Ebenfelde	44	806 377,06	631 055,93	17 232,59
	Golenhofen	48	1 229 076,15	1 019 463,36	19 776,68
	Gora 5	8	152 724,57	139 299,57	3 736,94
	Gr. Golmkau	69	1 159 461,49	1 054 545,43	27 833,14
	Gruntowitz	4	149 769,54	146 169,54	3 914,88
	Hasenau	42	663 747,06	622 777,46	16 392,00
	Heinrichswerder	36	828 166,82	772 256,39	14 336,58
	Herrenhofen	59	1 024 810,36	893 639,78	21 702,13
	Hoheneiche	20	209 476,89	167 558,41	4 891,30
	Hundsfeld	2	672 221,53	601 621,53	21 609,70
	Jeseritz	35	484 805,05	445 519,25	12 783,34
	Johannesruh	39	639 149,49	589 877,69	15 144,00
	Karnrode	34	1 052 580,14	1 029 274,89	20 243,02
	Kirschdorf	18	492 442,55	461 724,95	10 077,46
	Klafke	9	208 426,73	195 653,98	4 921,22
	Kleedorf	30	824 493,94	788 830,24	17 730,19
	zu übertragen:	3181	63 311 232,65	55 656 175,07	1390156,57

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
	Uebertrag:	3181	63 311 232,65	55 656 175,07	1390156,57
1910	Konojad	83	1 904 419,23	1 713 819,23	37 403,10
	Kriewen 485 u. 508	3	69 700,—	55 050,99	1 428,10
	Alt Kröben	15	311 002,13	276 847,72	7 064,20
	Langenolingen	39	878 213,95	827 939,95	19 652,70
	Lindensee	19	555 792,88	505 254,88	10 289,90
	Ludwigshorst	7	216 059,55	201 965,55	5 174,60
	Margonin 186	6	90 225,04	67 315,04	1 966,58
	Marienfeld	18	432 299,68	402 377,40	8 712,50
	Marthashausen	21	411 268,50	384 127,32	8 449,20
	Massel	14	242 783,67	224 899,67	5 452,61
	Miritz	29	648 178,76	616 233,84	14 638,14
	Mockrau	28	375 246,12	231 319,60	8 104,33
	Kl. Morin	7	217 973,22	190 579,52	3 710,70
	Neugrund u. Seeweiler	61	1 063 606,95	886 482,40	20 484,34
	Neuhöfel	20	359 054,70	324 773,35	7 066,30
	Neuwieck	43	618 027,56	556 580,19	13 500,75
	Nimtsch	5	103 861,98	91 861,98	1 833,00
	Groß-Nogath	40	961 303,15	891 711,56	22 088,76
	Obora 9	2	141 052,24	135 820,44	3 358,40
	Alt Paleschken	32	403 166,50	342 618,13	9 810,53
	Neu-Paulsdorf	45	884 339,55	821 070,52	19 493,13
	Penchowo	3	86 677,48	79 020,73	1 956,60
	Polkau	49	1 047 158,70	795 651,62	18 673,08
	Ratenau	40	724 076,52	475 654,14	18 138,22
	Rittershausen (Neubrück)	69	1 363 387,95	1 256 338,16	35 501,98
	zu übertragen:	3879	77 420 108,66	68 011 489,—	1691108,32

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Abgerechnet im Jahre	Namen des Ansiedlungsgutes	Zahl der Ansiedler	Gesamtausgabe	Aufwendungen nach Abzug der Bareinnahmen	Jährliche Einnahmen aus Renten, Pachten usw.
	Uebertrag:	3879	77 420 108,66	68 011 489,—	1694108,32
1910	Sartschin	45	954 197,02	768 856,33	22 935,46
	Gr. Schönbrück	35	822 594,29	707 499,40	18 238,96
	Schondorf (Glinke)	17	223 738,48	200 069,74	6 105,60
	Schreibersdorf	33	588 351,32	556 474,21	12 801,43
	Seehofen	28	539 215,88	481 985,47	12 809,18
	Sikorzyn	9	239 302,53	204 463,76	5 226,60
	Stenicksheim	50	869,570,65	804 537,71	21 056,81
	Klein-Summe	61	993 313,72	858 182,59	23 237,26
	Tannhofen	33	516 706,62	446 014,01	12 822,66
	Thorsfelde	29	702 232,87	671 298,87	15 655,96
	Gr. Tillitz	37	585 416,84	523 360,01	8 374,62
	Ulmenhof	24	497 875,56	470 938,01	10 226,28
	Wirsitz 209	19	286 228,44	240 836,39	5 453,60
	Wittelsdorf Gogolin	74	1 268 885,57	1 197 276,82	31 256,24
	Wluki	31	719 027,05	692 576,05	14 847,86
	Zalasewo Garby	21	439 314,15	379 574,—	9 388,88
	Zdziechowo	2	80 841,21	70 161,21	2 106,00
		4427	87 746 920,86	77 284 593,58	1926691.72

Digitized by Google

Anlage II.

Zusammenstellung der von der Ansiedlungskommission angelegten Preise für Grund und Boden.

	pro ha	pro 1 Mark Grundsteuer-reinertrag
1886	568	69,7
1887	588	75,7
1888	590	74,7
1889	681	73,9
1890	656	71,5
1891	679	73,3
1892	549	75,4
1893	626	66,7
1894	573	59,0
1895	571	64,0
1896	648	70,5
1897	769	72,6
1898	760	76,1
1899	818	78,4
1900	809	80,0
1901	801	77,9
1902	842	99,7
1903	996	99,0
1904	1010	112,0
1905	1149	125,0
1906	1383	138,0

Anlage III.

1. Posener Durchschnittserträge der Hauptkulturpflanzen pro Hektar 1888—1905 nach Krische.

	Roggen dz	Weizen dz	Gerste dz	Kartoffeln dz	Hafer dz
1888	8,5	10,4	8,8	72,8	8,6
1889	7,2	9,0	6,7	84,4	6,9
1890	7,0	9,7	8,1	68,3	7,7
1891	7,1	9,9	8,0	50,1	7,1
1892	9,6	12,2	7,1	68,1	7,0
1893	10,5	12,2	9,0	92,3	6,1
1894	11,0	12,4	10,3	99,4	9,3

Digitized by Google

	Hafer dz	Kartoffeln dz	Gerste dz	Weizen dz	Roggen dz.
1897	10,4	12,9	10,6	99,4	9,1
1898	14,4	17,9	16,3	132,2	15,1
1899	14,7	18,3	17,9	125,3	16,6
1900	11,8	16,8	15,1	100,7	12,7
1901	8,4	7,2	15,3	146,1	13,4
1902	15,2	18,6	16,2	144,8	14,2
1903	16,2	18,7	18,0	126,7	17,3
1904	16,5	20,9	16,7	89,3	12,9
1905	14,6	18,8	18,4	167,4	16,8

2. Vergleich von Durchschnittserträgen westelbischer Provinzen in den Jahren 1888, 1897 und 1905 mit den Posener Ernten.

	Roggen dz pro ha	Weizen dz pro ha	Gerste dz pro ha	Hafer dz pro ha	Kartoffeln dz pro ha
1885					
Westliche Provinzen	9,2 – 10,7	11,4—16,7	9,2—16,8	11,3—13,6	44,6—85,9
Posen	8,5	10,4	8,8	8,6	72,8
1897					
Westliche Provinzen	12,5—14,3	14,8 - 23,4	11,6 – 19,0	12,6—15,7	84,7—111,3
Posen	10,4	12,9	10,6	9,1	99,4
1905					
Westliche Provinzen	16,3—18,4	19,2—28,8	15,5 – 22,1	15,2—18,7	121,9—165,9
Posen	14,6	18,8	18,4	16,8	167,4

Anlage IV

betreffend das Steigen der Bestellungskosten bei Getreide.

Der Arbeitsverdienst eines verheirateten Knechtes betrug früher (vor 15—20 Jahren) in der Provinz Posen einschließlich sämtlicher Naturalien und freier Wohnung ungefähr 510 Mk. jährlich, wozu noch ca. 110 Mk. Scharwerkerlohn hinzukamen. Für die jetzigen Verhältnisse betragen diese Zahlen ca. 700 Mk. bezw. 165 Mk.

Die Zahl der Arbeitstage betrug in der Provinz Posen früher ca. 300 Tage, jetzt, nachdem die Zahl der katholischen Feiertage reduziert worden, ca. 305 Tage im Jahre.

Digitized by Google

Wir kommen somit zu folgendem Ergebnis:

früher kostete ein Knecht 510 : 300 = 1,70 Mk. pr. Arbeitstag
„ „ „ Scharwerker 110 : 300 = 0,37 „ „ „
jetzt kostet ein Knecht 700 : 305 = 2,30 „ „ „
„ „ „ Scharwerker 165 : 305 = 0,55 „ „ „

Die Unterhaltungskosten eines Arbeitspferdes einschließlich Amortisation, Stallmiete, Abnutzung der Geschirre und Stallutensilien usw. waren früher auf ca. 390 Mk., jetzt sind sie auf ca. 500 Mk. anzunehmen.

Dies ergibt pro Tag 390 : 365 = 1,07 Mk.
bezw. 500 : 365 = 1,37 „

Mithin kostete der Arbeitstag eines Gespannes nebst einem Knecht

früher 2 × 1,07 = 2,14 + 1,70 = 3,84 Mk.
kostet jetzt 2 × 1,37 = 2,74 + 2,30 = 5,04 „

Unter Zugrundelegung obiger Zahlen erhalten wir folgenden Vergleich zwischen den Produktionskosten bei Getreide pro Morgen (1/4 ha) berechnet:

	a) Früher Mark	b) Jetzt Mark
1. Saat a) 0,85 Zentner à 6 Mk.	5,10	
b) 0,85 Zentner à 8 Mk		6,80
2. Zufuhr des Stalldüngers. Alle 4 Jahre 8 Fuhren pro Morgen. Anfuhr und Ausbreiten täglich 40 Fuhren, 5 Gespanne, 8 Arbeiter, 7 Scharwerker, bei a) 35,39 Mk., hiervon 1/4 = 8,85 Mk. bei 40 Fuhren oder 5 Morgen. Bei 1 Morgen = ...	1,77	
bei b) 47,45, hiervon 1/4 = 11,89 Mk. bei 5 Morgen, bei 1 Morgen = ...		2,38
3. Schälen 1 Gespann 6 Morgen täglich bei a) 3,84 : 6 = ...	0,64	
bei b) 5,04 : 8 = ...		0,84
4. Zweimaliges Eggen 1 Gespann 10 Morgen täglich bei a) 3,84 : 10 = ...	0,38	
bei b) 5,04 : 10 = ...		0,50
zu übertragen:	7,89	10,52

Digitized by Google

	a) Früher Mark	b) Jetzt Mark
Uebertrag:	7,89	10,25
5. Die Saatfurche mit zweischaarigem Pfluge täglich 1 Paar Pferde 2,25 Morgen bei a) 3,84 : 2,25 = ...	1,70	
b) 5,04 : 2,25 = ...		2,24
6. Fünfmaliges Eggen zur Saat 2 Pferde 4 Morgen täglich bei a) 3,84 : 4 = . . .	0,96	
bei b) 5,04 : 4 = . . .		1,26
7. Drillsaat: 4 Pferde 1 Knecht 30 Morgen pro Tag mit Hilfe eines Arbeiters und zweier Scharwerker		
bei a) 4 × 1,07 = 4,28 M. 2 × 1,70 = 3,40 „ 2 × 0,37 = 0,74 „ 8,42:30		
bei b) 4 × 1,37 = 5,48 M. 2 × 2,30 = 4,60 „ 2 × 0,55 = 1,10 „ 11,18:30	0,28	0,37
8. Eggen nach der Saat 2 Pferde, 3 Knaben, 36 Morgen täglich		
bei a) 2 × 1,07 = 2,14 M. 3 × 0,37 = 1,11 „ 3,29:36		
bei b) 2 × 1,37 = 2,74 M. 3 × 0,55 = 1,65 „ 4,39:36	0,09	0,12
9. Aufleſen der Steine	0,25	0,30
10. Ernte a) Mähen, Binden und Aufſtellen .	2,00	3,00
b) Einfahren des Getreides in Scheunen und Mieten, Hand- und Spannarbeit . .	1,85	2,40
11. Dreſcharbeit	3,00	3,80
12. Beförderung des Strohs und Erdruſches vom Felde in den Hof und insgemein . .	0,35	0,50
Summa:	18,37	24,50

Digitized by Google

Anlage V.

1	2	3	4	5	6
Name des Ansiedlungsgutes	Größe ha	An den Forstfiskus abgetr.	Jährliche Einnahme aus Renten, Pachten usw.	Grundsteuerreinertrag im ganzen	Grundsteuerreinertrag pro ha
Lindenberg	42		954,99	293	7,00
Neuhöfel	341	58	7 066,30	2 631	7,71
Groß-Golmkau	865		27 833,14	9 456	10,93
Miritz	420	13	14 638,14	5 141	12,25
Lobedau	91		2 752,80	1 062	11,67
Polkau	855		18 673,08	6 062	7,09
Groß-Nogath	784		22 088,76	9 958	12,70
Groß-Schönbrück	533		18 238,96	7 540	14,14
Rittershausen und Lipowitz	1 071		35 501,98	12 306	11,49
Mockrau	433		8 104,34	1 816	4,19
Curtshöhe	82		3 291,40	1 802	21,97
Falkenstein	369		14 836,80	6 325	17,14
Kottenau	122		4 611,24	1 747	14,32
Strutzfon	87		3 798,00	1 772	20,36
Hasenau	498		16 392,00	5 033	10,10
Buchenhagen	581		13 572,94	5 676	9,77
Fichtenwalde	579		12 399,32	4 354	7,52
Klein-Summe	1 046	140	23 237,26	4 765	4,55
Konojad	1 523		37 403,10	20 598	13,52
Summe	606		15 727,82	8 092	13,35
Hohenhausen	629		18 548,36	9 827	15,62
Bachwitz	760		15 236,24	6 531	8,59
Hoheneiche	387	117	4 891,30	2 562	6,62
Marthashausen	235		8 449,20	3 611	15,36
Nimtsch	82		1 833,00	487	5,94
Neu-Beelitz	—		—	—	—
Wittelsdorf	849		31 256,24	14 042	16,54
Wluki	421		14 847,86	6 298	14,96
Florentinowo	59		4 047,48	739	12,53
Johannesruh	578		15 144,00	2 500	4,32
zu übertragen:	14 928	328	415 376,05	163 026	

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Name des Ansiedlungsgutes	Größe ha	An den Forstfiskus abgetr.	Jährliche Einnahme aus Renten, Pachten usw.	Grundsteuerreinertrag im ganzen	Grundsteuerreinertrag pro ha
Uebertrag:	14 928	328	415 376,05	163 026	
Karnrode	635		20 243,02	4 647	7,32
Kirschdorf	220		10 077,46	2 569	11,68
Kleedorf	487		17 730,19	3 684	7,56
Langenolingen	660		19 652,70	5 651	8,56
Montschnik	44		2 047,60	665	15,11
Mönchsee	424		8 354,32	2 758	6,50
Morgenau	54		1 950,81	1 120	20,74
Obora	74		3 358,40	1 036	14,00
Neu-Paulsdorf	793		19 493,13	4 409	5,56
Thorsfelde	578		15 655,96	3 916	6,77
Widau	178		6 035,54	1 547	8,69
Zdziechowo	44		2 106,00	1 505	34,20
Klein-Morin	114		3 710,70	1 409	12,36
Penchowo	41		1 956,60	945	23,05
Standau	537		13 863,81	7 203	13,41
Margonin	123		1 966,58	638	5,18
Habsberg	433		12 498,80	5 420	12,51
Rosenau	106		1 726,00	628	5,45
Gurkingen	623		21 696,48	10 424	16,73
Hallkirch	659		16 762,19	6 190	9,39
Blumendorf	32		1 640,00	529	16,53
Frohenau	408		11 195,33	4 532	11,11
Groß-Slawsk	34		2 228,40	716	22,23
Eichenhagen	614		20 925,62	5 063	8,34
Groß-Tonin	124		2 194,28	1 454	11,72
Klafke	142		4 921,22	1 422	10,01
Wirsitz	166		5 453,60	1 869	11,26
Drachowo	124		5 090,48	734	5,92
Ludwigshorst	122		5 174,60	579	4,74
Bukowitz	102		2 364,64	788	7,72
Gruntowitz	84		3 914,88	761	9,06
Schreibersdorf	645	42	12 801,43	5 242	8,12
zu übertragen:	24 352	370	694 166,82	253 079	

Digitized by Google

1	2	3	4	5	6
Name des Ansiedlungsgutes	Größe ha	An den Forstfiskus abgetr.	Jährliche Einnahme aus Renten, Pachten usw.	Grundsteuerreinertrag im ganzen	Grundsteuerreintrag pro ha
Uebertrag:	24 352	370	694 166,82	253 079	
Birkenfelde	974		27 027,24	13 077	13,42
Marienfeld	289		8 712,50	3 466	11,99
Sartschin	809	150	22 935,46	9 673	11,95
Kaisertreu	39		1 452,60	377	9,66
Ilgen	52		967,38	353	6,79
Alt-Kröben	183		7 064,20	2 907	15,88
Hundsfeld	514		21 609,70	4 518	8,79
Kriewen	38		1 428,10	672	17,68
Steinicksheim	841		21 056,81	7 200	8,56
Eitelfelde	475		14 137,68	7 341	15,45
Thomashof	125		6 550,34	1 476	11,81
Wettin	698		14 523,94	4 874	6,98
Heinrichswerder und Talfeld	572		14 336,58	4 872	8,52
Kreising	363		15 582,68	4 255	11,72
Ulmenhof	425		10 266,28	2 739	6,44
Wenglewo	39		2 040,20	451	11,56
Zalasewo	341	57	9 388,88	2 606	7,64
Golenhofen	633		19 776,68	5 399	8,53
Ketsch	677		19 238,10	7 247	10,70
Lawica	224		5 365,50	1 050	4,68
Massel	129		5 452,61	1 286	9,97
Radlau	403		8 567,26	2 155	5,34
Neugut	214		7 257,60	1 704	7,96
Neugrund und Seeweiler	1 325	379	20 484,34	8 009	6,04
Ebenhausen	811		21 661,73	10 807	13,32
Herrenhofen	1 102	84	21 702,13	9 619	8,72
Summa:	36 645	1040	1022753,44	371 212	

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Hermann Ebbinghaus, Grundzüge der Psychologie. Erster Band. Dritte Auflage, bearbeitet von Ernst Dürr. Verlag von Veit u. Comp., Leipzig, 1911. XX und 811 Seiten.

Die Nachfrage nach Ebbinghaus' „Grundzüge der Psychologie" hatte bereits zu Lebzeiten des Verfassers eine zweite Auflage derselben erforderlich gemacht, obschon nur ihr erster Band vorlag. Die Verbesserung und Vermehrung des Inhalts dieses ersten Bandes konnte somit Ebbinghaus noch selber besorgen; hingegen war es ihm nicht vergönnt, mit dessen Neuauflage zugleich auch den beabsichtigten zweiten Band seines Werkes erscheinen zu lassen. Er starb und so unterblieb — abgesehen von einer 1908 erfolgten fragmentarischen ersten Lieferung — dessen Erscheinen überhaupt. Nunmehr aber soll auch ein das Werk vervollständigender zweiter Band folgen, und zwar aus der Feder Prof. Ernst Dürrs, dessen „philosophische Grundüberzeugungen", wenn auch „nicht durchweg", so doch „vielfach" mit denjenigen Ebbinghaus' übereinstimmen und der diesen als „einen der Besten unter den Begründern einer auch den höheren Regionen des Geisteslebens ihr Interesse zuwendenden wissenschaftlichen Psychologie" schätzt. Zuvor aber hat Dürr bereits den ersten Band für eine dritte Auflage den seit 1905 erfolgten weiteren Fortschritten der Psychologie entsprechend bearbeitet, wobei er auch hier schon Gelegenheit fand, eigene Anschauungen, auf die er im Vorwort besonders hinweist, zur Darstellung zu bringen, durch die er den Wert des Werks nur zu erhöhen hoffte.

Uebersichtlich betrachtet erörtert dieser zunächst noch allein komplett vorliegende erste Band — der zweite erscheint zurzeit in Lieferungen — im ersten seiner vier Bücher „allgemeine Fragen", wie den „Gegenstand der Psychologie", den Seelenbegriff, das Verhältnis von Seele und Leib, das unbewußte Seelenleben und die Allbeseelung, die Methode der Psychologie, während das zweite Buch vom Bau und den Funktionen des Nervensystems handelt, das dritte die „einfachsten seelischen Gebilde", d. h. die Empfindungen, Objektivitätsfunktionen, Gefühle und verschiedene „umstrittene psychische Elemente" darlegt und das vierte schließlich die „allgemeinsten Gesetze des

Digitized by Google

Seelenlebens festzustellen sucht, soweit sie die allgemeinen Abhängigkeitsbeziehungen psychischer Vorgänge zu äußeren Bedingungen, das Gedächtnis und die Reproduktion, Uebung und Ermüdung, die Enge des Bewußtseins und die Aufmerksamkeit sowie den willkürlichen und unwillkürlichen Verlauf oder die Aktivität und Passivität der Seele betreffen. All diese Darlegungen geschehen von transzendental-realistischem Gesichtspunkt aus und zwar in interessanter, nicht zu weitschweifiger und auch nicht in zu knapper, sondern in gerade hinlänglicher Weise, so daß auch der Laie das Buch meistens mit Verständnis zu lesen vermag. Leider nur „meistens", nicht „immer", denn trotz überwiegender Klarheit, finden sich doch auch darin Stellen bezw. Seiten, wo dieselbe getrübt erscheint. Es handelt sich dann um Probleme, bei denen der oder die Verfasser — ich werde hier künftig die beiden Verfasser zusammen nennen — selbst nicht ganz zur Lösung durchgedrungen sind, und zwar finden sich diese Stellen naturgemäß dort, wo das Beschriebene eine restlose Erklärung fordert, also da, wo es nicht umgangen werden kann, das Wesen der Seele begrifflich zu fassen und zur Erklärung heranzuziehen.

Ueber diese bei konsequenter Anwendung der induktiven Methode also eigentlich letzte Frage der Psychologie, die ins Metaphysische übergreift, verbreitet sich vorliegendes Werk schon gleich im ersten Buch (s. oben), was den Anschein erwecken könnte, als ob es auf Vorurteilen über das Wesen der Seele aufgebaut sei. So wird die Psychologie gleich eingangs als „Wissenschaft von den Inhalten und Vorgängen des geistigen Lebens" definiert „oder" als „Wissenschaft von den Bewußtseinszuständen und Bewußtseinsvorgängen" und somit im vorhinein das geistige Leben als Forschungsgebiet der Psychologie aufs Bewußtsein beschränkt. Diese Begrenzung ist jedoch entschieden zu eng, wenn es, wie die Verfasser ganz richtig angeben, auch noch zum Gegenstand der Psychologie gehört, u. a. zu ermitteln, wie die zuständlichen Erlebnisse einander hervorrufen oder sich ihr Dasein streitig machen, wie es zu verstehen ist, wenn sie anscheinend ursachlos aus dem sog. Unbewußten (!) auftreten oder in dieses zurückkehren, wie sie sich allmählich aus einfacheren Bildungen zu reicheren entwickeln oder aus verwickelten Gestalten unter Umständen in einfachere zurückgebildet werden. Diese Ermittelungen müßten doch nach jener Definition der Psychologie vielmehr unterbleiben, da sie, genau besehen, sich über das Bewußtsein hypothetisch-induktiv hinaus ins Gebiet des Vor- und Nachbewußten, kurz des Unbewußten erstrecken. Ebbinghaus-Dürr können jedoch unter dem „Unbewußten" nichts „Psychisches" verstehen; für sie „ist der Gedanke an unbewußtes Psychisches ein ganz unvollziehbarer", weil sie eben „außer dem Bewußtsein überhaupt kein Merkmal des Psychischen kennen". Da es nun aber nicht zu verkennen ist, daß die unbewußt werdenden psychophysischen Prozesse für das Bewußtsein „vollständig verschwinden und die Psychologie sich doch auf Schritt und Tritt genötigt sieht, Nachwirkungen dieser verschwundenen Prozesse anzunehmen, von Nachwirkungen

Digitized by Google

über ein Nichts hinweg aber nicht gut die Rede sein kann", so behelfen sie sich mit „einer Mehrheit unabhängig voneinander (wenn auch nicht ohne gegenseitige Wechselwirkung) bestehender und unter Umständen isoliert verloren gehender Dispositionen", d. h. sie nehmen außer dem für sie stets nur bewußten psychophysischen „Geschehen" ein „Sein" an, das nach dem Ablauf eines psychophysischen Prozesses eine etwas andere Beschaffenheit besitzt, insbesondere leichter zur Wiederholung des betreffenden Prozesses veranlaßt werden kann als vorher. Dieses Sein ist dann für sie das Unbewußte, das die Bewußtseinsvorgänge überdauert, die beharrende Teilbedingung für das Auftreten der psychischen Vorgänge. „Psychische Dispositionen" benannt, habe die fortschreitende Forschung zu zeigen, wie dieselbe im Sein als bestimmte Zustände und bestimmte Verbindungen bestimmter Teile des Gehirns dem Auge des Naturforschers sich darstellen. Was ist dies nun anders als ein Sprung aus der Bewußtseinssphäre zum Sein der bewußtlosen Materie, die uns „psychische" Dispositionen repräsentieren soll, aus denen das Bewußtsein aufleuchten bezw. in die es verlöschen kann, d. h. die etwas vertreten soll, das es nach Ebbinghaus-Dürrs obiger Erklärung, wonach sie „außer dem Bewußtsein überhaupt kein Merkmal des Psychischen kennen", eigentlich gar nicht gibt. Der Leser steht somit hier vor dem Rätsel, wie es denkbar ist, daß aus nichtpsychischen, materiellen Dispositionen Bewußtsein entsteht. Die Verfasser glauben diese Denkbarkeit durch folgende Ueberlegung zu ermöglichen: Sie konstatieren, daß zur Herbeiführung eines Naturvorganges eine Mehrzahl von Bedingungen gehört. „Sind alle Teilbedingungen zusammen, so verwirklicht sich der Vorgang. Aber mit dem Auftreten der einen oder der anderen Partialursache geschieht nichts dergleichen." Dann fragen sie: „Warum sollte Entsprechendes nicht auch für das Seelenleben gelten?" indem sie darauf hinweisen, daß alle Substanzen, die dem Naturforscher als die chemischen Konstituenten des Nervensystems erscheinen, Partialbedingungen für das Auftreten des Seelenlebens sind, und daß erst durch das Zusammentreffen aller Teilursachen die seelischen Vorgänge wirklich herbeigeführt werden. Sie bemerken: „Wenn die dem Naturforscher als Materie erscheinende Substanz nicht Bedingung für das Auftreten von Bewußtseinsprozessen wäre, dann wäre in der Tat nicht einzusehen, wie an gewisse Bildungen dieser Materie seelisches Leben gebunden sein sollte", legen aber zugleich Verwahrung dagegen ein, „jedes Seinselement, das Teilbedingung für psychisches Geschehen ist, beseelt zu nennen", denn dieses sei „ungefähr ebenso berechtigt, als wenn man jeden von zwei chemischen Stoffen, die sich bei ihrer Verbindung stark erhitzen, als heiß bezeichnen wollte." Man wird mir beistimmen, wenn ich diesen Ableitungsversuch des Seelischen aus dem Materiellen als verunglückt bezeichne und demgegenüber beharrlich die Ansicht vertrete, daß bewußt Psychisches, wenn überhaupt, dann nur aus unbewußt Psychischem entspringen kann.

Die Verfasser können denn auch selber mit ihrer Ableitung nichts

Digitized by Google

weiter anfangen und wenden sich somit dem „psychophysischen Parallelismus“ zu, der solche Ableitung überflüssig erscheinen läßt, insofern nach dieser Lehre der seelische und der materielle Prozeß sich nur als die zwei verschiedenen Erscheinungsweisen eines ihnen zugrunde liegenden, mit ihnen identischen unbekannten Dritten darstellen, um den sich, als der metaphysischen Sphäre angehörig, eine wissenschaftliche Psychologie nicht zu bekümmern braucht. Es genügt ihr, den seelischen, d. h. den Bewußtseinsvorgang, als Begleiterscheinung des materiellen Vorganges zu betrachten. Um dies zu können, muß sie freilich vor einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten die Augen verschließen, von welchen ich hier beispielsweise nur die erwähnen will, vor denen Ebbinghaus-Dürr anerkennenswerterweise ihre Augen nicht verschließen, indem sie glauben, sie, wenn auch nicht beseitigen, so doch vermindern zu können.

Es sind die Schwierigkeiten, die in den förmlich berühmt gewordenen „Austerlitz-“ und „Telegramm-Argumenten“ dem psychophysischen Parallelismus entgegengestellt wurden, und die eben dadurch entstehen, daß nach dieser Theorie jede Wechselwirkung zwischen Seele und Leib oder zwischen geistigen und körperlichen Vorgängen ausgeschlossen sein soll. Bezüglich des Austerlitz-Arguments wenden die Verfasser ein: wenn auch die geistigen Vorgänge nach parallelistischer Ansicht nicht in den psychischen Verlauf der Gehirnvorgänge eingreifend gedacht werden dürften, infolgedessen letztere, von außen gesehen, ein rein mechanisches, automatenhaftes Getriebe darstellten, so dürften erstere doch nicht, wie die Gegner annehmen, anders oder hinweggedacht werden, ohne dabei zugleich auch den physischen Prozeß anders zu denken. Vermöchten wir etwa a priori zu dekretieren, die und die sinnvollen Ergebnisse des Weltgetriebes, wie die Bildung von Planetensystemen, das Leben der Pflanzen, der Stoffwechsel in den tierischen Organismen, ihre Fortpflanzung, Reaktion gegen Krankheiten u. a. können freilich als durch physische Verursachung zustandekommend gedacht werden, die und die anderen Ergebnisse aber, wie die Hervorbringung zweckmäßiger Bewegungen und Handlungen oder das Aussprechen sinnvoller Worte nicht mehr? In unseren derzeitigen Kenntnissen sei keine Berechtigung oder auch nur eine Möglichkeit zu finden, hier irgendwo eine Scheidung vorzunehmen und die mechanische Leistungsfähigkeit der Organismen auf irgendwelche der an ihnen hervortretenden Leistungen einzuschränken. Freilich müsse man, um die Sache, in der Idee wenigstens, begreiflich zu finden, nicht an ein paar Molekülumlagerungen in den Gehirnzellen denken, sondern an erstaunliche Verwicklungen des Geschehens in einem über alles Vorstellen hinaus reichhaltig und verwickelt gebauten Organ.

Von diesen Einwendungen ist nur der erste gegen die Durchschneidung der Zugehörigkeit gewisser psychischer Vorgänge zu gewissen physischen, d. h. zu Gehirnvorgängen haltbar, die übrigen aber entsprechen „unseren derzeitigen Kenntnissen“ nicht mehr. So sieht sich die Biologie sehr wohl berechtigt, ja gezwungen, die „mechanische Leistungsfähigkeit der Organismen“

Digitized by Google

einzuschränken, und zwar u. a. gerade da, wo Ebbinghaus-Dürr sie noch „a priori dekretieren", bei dem Stoffwechsel, der Fortpflanzung, der Reaktion gegen Krankheiten, die ebensowenig durch „rein physische Verursachung" erstmalig zustande kommend gedacht werden können, wie das „Leben der Pflanzen und der tierischen Organismen" überhaupt, eben weil hier „zweckmäßige Bewegungen und Handlungen" erfolgen, worauf denn auch die Entstehung des „über alles Vorstellen hinaus reichhaltig und verwickelt gebauten" Gehirns zurückzuführen ist, denn zweckmäßige Funktionen sind das Prius der Gehirnorganisation, mittels derer sie sich dann z. T. mechanisch wiederholen lassen. Aber deshalb lassen sich aus dem solcherweise organisierten Gehirn noch lange nicht auch so „erstaunliche Verwicklungen des Geschehens" rein mechanisch erklären, wie sie während der Schlacht von Austerlitz im Gehirn Napoleons stattgefunden haben müssen, um in seinem Munde zweckmäßig auf den Sieg abzielende Kommandoworte entstehen zu lassen.

Wie „grotesk und paradox" eine solche Subordination psychischer Vorgänge unter materielle Prozesse und dementsprechend deren Erklärung nach mechanischen Gesetzen ist, zeigt deutlich auch das einfachere Telegramm-Argument. Die kolossal verschiedene, beinahe entgegengesetzte Wirkung der Vorsilben „an" und „um" in den nacheinander eintreffenden Telegrammen: „Fritz angekommen" und „Fritz umgekommen" auf Seele und Leib ihres Empfängers kann doch wahrlich nicht deren mechanisch verschiedenem Reiz und dessen mechanischer Fortpflanzung durch den Körper ohne aktive Beteiligung der Seele zugeschrieben werden, jedoch nicht etwa bloß wegen der „Geringfügigkeit des Unterschieds beider Reize", sondern weil auch der „eigentlich entscheidende Gegengrund", den die Verfasser hiergegen zur Aufrechterhaltung einer rein mechanischen Erklärung jener verschiedenen Wirkungen anführen, unhaltbar ist. Sie weisen nämlich darauf hin, für jeden entwickelten Menschen sei das Wort „ankommen" in seinem vieltausendfachen Vorkommen fast immer begleitet von solchen Worten (!) wie Erfolg, Befriedigung, Glück, Freude, das Wort „umkommen" dagegen von solchen Worten (!) wie Leiden, Tod, Trauer und vielen ähnlichen, denen beiderseits — ganz entsprechend den geistigen Verschiedenheiten ihres Sinnes — zweifellos auch sehr verschiedene nervöse Erregungen zugehörten. Nun kämen alle diese Worte freilich auf der Depesche nicht vor, aber sie seien deshalb für ihren Leser doch nicht einfach nicht vorhanden. Nach einer bekannten physiologischen Gesetzmäßigkeit würden irgendwelche Nachwirkungen von ihnen, d. h. von den ihnen entsprechenden Nervenprozessen, durch die gegebenen Worte assoziativ gewirkt. Diese selbst spielten nur die Rolle von untergeordneten Stichworten, auf deren Aehnlichkeit oder Verschiedenheit es kaum ankomme; das eigentlich Wirkende in dem Gehirn des Lesers sei jedesmal eine kleine Welt ganz verschiedener nervöser Erregungen auf Grund tausendfältiger früherer Erfahrungen. Und daß diese sich nun auch in höchst verschiedenen Bewegungen nach außen entladen, habe durchaus nichts

Digitized by Google

Wunderbares. Es dürfte wohl wenig Leser geben, die diesen Gegengrund zugunsten einer mechanischen Auffassung des gegensätzlichen Effektes jener Silben für „entscheidend" ansehen, wird er doch ohne weiteres ganz und gar hinfällig durch die Berücksichtigung des Umstandes, daß, auch ohne in Silbenstecherei zu verfallen, jene zwei „Worte" die ungefähr umgekehrte Wirkung hervorrufen, wenn sie sich nicht auf ein geliebtes, sondern auf ein gehaßtes Objekt beziehen, was dem Satz, „daß gleiche Ursachen unter gleichen Umständen stets gleiche Wirkungen haben", den auch Ebbinghaus-Dürr bei anderer Gelegenheit als „obersten Grundsatz aller Wissenschaft" anerkennen, widerstreitet, denn „rein mechanisch" betrachtet, bleiben sich nicht bloß die Reize, sondern auch die Umstände der Telegrammlektüre gleich, da von der logischen Funktion der „Beziehung" sowie von Liebe und Haß mechanisch überhaupt keine Rede sein kann. Der von den Verfassern vertretene psychophysische Parallelismus erweist sich somit bei ihnen ebenfalls als unzureichend, um den Zusammenhang von Leib und Seele verständlich zu machen; auch sie lassen die Grundfrage ungeklärt, „wie man es sich eigentlich denken soll, daß so disparate Arten des Geschehens wie geistige und nervöse Prozesse zusammengehörige Fragmente eines Gesamtvorganges bilden".

Die Schwierigkeit dieser Erklärung für sie, die von ihnen „keinen Augenblick geleugnet werden soll", entsteht eben dadurch, daß sie sich von vornherein nur auf Bewußtseinspsychologie festgelegt haben und das unbewußt Psychische, wie gesagt, als unvollziehbaren Gedanken durch materielle Dispositionen ersetzen zu können glauben. Was von ihrer Polemik gegen die Wechselwirkungstheorie zutreffend erscheint, ist dies daher auch nur insofern, als es auf den direkten Eingriff des bei ihnen allein in Betracht kommenden Bewußtseins in den Verlauf des physischen Prozesses bezogen wird, erscheint aber als unzutreffend, wenn man den psychophysischen Vorgängen ein unbewußt psychisches Geschehen zugrunde legt, wie dies von E. v. Hartmann vollzogen worden ist. Dann schwinden sowohl die von den Verfassern auseinandergesetzten Schwierigkeiten der Wechselwirkungstheorie, denen gegenüber sie an dem Parallelismus festhalten, als auch diejenigen des letzteren, von denen ich vorstehend dem Leser ein Pröbchen zu kosten gegeben. Leider kann ich Hartmanns vermittelnde Ansichten hier nicht auch noch darlegen, sondern muß mich begnügen, auf dessen Schriften „Die moderne Psychologie" und „Grundriß der Psychologie" zu verweisen, wie ich es denn überhaupt bei dieser kurzen Erörterung der wichtigsten aller psychologischen Streitfragen bewenden lassen muß, ohne auf die hiervon abhängigen Probleme, die schon allein in dem ersten Band des Ebbinghaus-Dürrschen Werkes zur Sprache gebracht werden, auch nur noch mit wenigen Worten einzugehen, geschweige denn auf all die überaus zahlreichen Beobachtungen, die darin, wie bemerkt, in vorzüglicher Weise klipp und klar beschrieben sind und dem Werk einen dauernden Wert sichern.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Digitized by Google

Dr. Karl Aner, Der Aufklärer Friedrich Nicolai. 6. Heft der Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. Gießen 1912. 196 S. Preis 6 Mk.

Es ist keine Frage, daß wir Heutigen im allgemeinen den Aufklärer Friedrich Nicolai in dem ungünstigen Lichte sehen, in das ihn die Xenien Schillers und Goethes und das vernichtende Urteil Fichtes gesetzt haben: als den ewig nörgelnden Besserwisser, den alles verstehen wollenden Urreaktionär, dem seine Kämpfe gegen die großen Dichter der Klassik und Romantik und gegen Kant und Fichte den Fluch der Lächerlichkeit gebracht haben. Das Buch des Charlottenburger Pfarrers Aner tritt mit dem Anspruch auf, hierin Wandel zu schaffen; es ist eine „Rettung". Ich bezweifle, daß sie völlig gelungen ist. Aner schrieb einen Beitrag zur Geschichte des neueren Protestantismus, mußte also wesentlich die kirchengeschichtliche und religiöse Seite der Sache betrachten. Kein Wunder, daß Nicolais literargeschichtliche Bedeutung und sein Verhältnis zur Kritik zurücktreten. Gerade auf ihnen aber beruht die ungünstige Meinung über ihn, die übrigens nur den alternden Nicolai verurteilt. Denn den jungen Nicolai, den Freund Lessings und Mendelssohns, den Verfasser des „Briefes über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften" und der „Abhandlung über das Trauerspiel", den Herausgeber der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", endlich den Redakteur der „Literaturbriefe" und der — wenigstens in den Anfängen geschmackvollen „Allgemeinen deutschen Bibliothek" hat die Literaturgeschichte als Kritiker durchaus gewürdigt und nach Verdienst geschätzt. Erst den Nicolai lehnt sie ab, der sich darin gefiel, als vermeintlicher Erbe Lessings den Literaturpapst zu spielen, dessen Anmaßung sich in so unglaublich platten Machwerken breitmachte, wie den „Freuden des jungen Werthers" und der „Geschichte eines dicken Mannes".

Was den Dichter Nicolai betrifft, so ist auch hier das Welturteil längst gesprochen. Die Literaturgeschichte läßt sich durch den großen Bucherfolg des „Sebaldus Nothanker" nicht täuschen. Er ist, wie die anderen Werke des Aufklärers Nicolai, heut mausetot, und kein Mensch fragt mehr danach. Und das ist das Entscheidende. Ich glaube nicht, daß wir auf literarhistorischem Gebiete Veranlassung haben, über Nicolai umzulernen. Dazu gräbt Aner eben nicht tief genug. Viel zu wenig eingehend ist z. B. die Geschichte der einzelnen literarischen Fehden behandelt. Nicolai war doch in den allermeisten Fällen der Angreifer, nicht der Angegriffene. Es genügt durchaus nicht, das Unrecht der Gegner dadurch zu erweisen, daß die sympathischen Einzelzüge des Mannes hervorgehoben werden, genügt auch nicht, den groben Hieb der Xenien mit der Bemerkung abzuschütteln, daß Goethe und Schiller gewissermaßen als Nichtstuer „von der Huld eines hochherzigen Fürsten" gelebt hätten. Es scheint, daß es Aner gegangen ist, wie so manchem Biographen: während der langen, eingehenden Beschäftigung hat er sich in seinen Helden verliebt und das Maß für ihn

Digitized by Google

verloren. Dafür ist neben der stellenweise außerordentlich scharfen Sprache, die sich u. a. gegen einen so hervorragenden und objektiven Literarhistoriker wie Jakob Minor richtet, nichts bezeichnender als folgender Satz Aners: „Freilich mit demselben Rechte, wie man vor kurzem den fünfzigjährigen Todestag von Ernst Moritz Arndt beging, hätte man auch eine Erinnerungsfeier an Friedrich Nicolai veranstalten können."

Dies vorausgenommen, soll das Verdienst des besonders in seinen theologischen Partien mit größtem Fleiß und mit philologischer Gründlichkeit geschriebenen Werkes nicht geschmälert werden. Es beruht vor allem darin, daß es nicht nur den Aufklärer Nicolai, sondern auch die ganze Aufklärungszeit mit anderen Augen sehen lehrt, als man bisher gewöhnt war. Gerade wie Nicolai selbst erscheint, nicht mehr als ein oberflächlicher, nüchterner Geselle und bloßer Verstandesmensch, so charakterisiert sich auch die ganze Aufklärung als eine Epoche, der hohe Ideale und inniges Gemütsleben durchaus nicht fremd waren. In gewissen theologischen Kreisen konnte man das in den letzten Jahren oft behaupten hören. Aners Werk erweist es quellenmäßig und deshalb steht zu hoffen, daß es die verdiente Aufnahme finden wird. Auf Darstellung von Einzelheiten muß hier verzichtet werden; aber im Interesse desjenigen, der das Spezialwerk nicht in die Hand nehmen kann, soll wenigstens das Bild Nicolais selbst, wie es in Aners Buch erscheint, in großen Zügen herausgestellt werden.

Um mit seinem Verhältnis zur Religion zu beginnen, so wird erwiesen, daß Nicolai keineswegs bloß negative Tendenzen verfocht. Er fühlte sich als Protestant, war ein Preiser der Reformation, warnte vor der Hierarchie der katholischen Kirche und besonders eindringlich vor den Jesuiten, besuchte den Gottesdienst und nahm es ernst mit der Kommunion. Als Basedow in Berlin einen öffentlichen Gottesdienst der natürlichen Religion einrichten wollte, eilte Nicolai nach Dessau, und es gelang ihm, die Ausführung des Planes zu verhindern.

Auf ethischem Gebiet kann die schlichte Natürlichkeit und die soziale Veranlagung Nicolais hervorgehoben werden. Er liebte noch die altväterliche Einfachheit des deutschen Hauses und verschmähte den Luxus. Seine soziale Gesinnung offenbart sich in einem lebhaften Interesse für das Volksschulwesen, das ihn zum wärmsten Fürsprecher der Reformen Rochows und Campes machte, und in den Zügen einer regen Gemeinmeinnützigkeit. Bekannt ist sein streng nationaler Standpunkt. Er war ein ehrlicher Bewunderer Friedrichs des Großen, und in der Franzosenzeit brachte er, bei der Einziehung der Kontribution übersehen, seine letzten 20 000 Taler freiwillig aufs Rathaus.

Dabei führte er ein außerordentlich reges Geistesleben. Den Großbuchhändler brachte sein Beruf mit allen literarischen Richtungen in Berührung, und überall faßte er auch selbst mit zu. Aber die Vielseitigkeit

Digitized by Google

und Vielgeschäftigkeit hinderte ihn nicht, auf diesem oder jenem Felde wirklich Vorbildliches zu leisten. So kann Aner z. B. gelegentlich der Besprechung des „Templerbuches“ nachweisen, wie Nicolai ein ausgezeichneter Historiker war: durch seinen rein wissenschaftlichen Zweck, die strenge Methode mit der gewissenhaften Quellenforschung und Quellenkritik und durch seine Objektivität. Dr. Knippel.

Theologie.

Ein Konversionsschriftchen.

Das Schriftchen „Warum ich evangelisch wurde“ (Berlin, Edwin Runge, 93 S., 8°, Preis 1 Mk.), von einem ungenannten österreichischen „hohen Staatsbeamten“, wie es auf der Umschlagsbinde heißt, hat unter den vielen religiösen Schriften der Gegenwart das Besondere an sich, daß es der Gruppe gläubiger evangelischer Christen hohe Freude bereiten muß. Der Besitz eines festen Glaubens ist ohne Zweifel ein sehr hohes Lebensglück, und die religiöse Krise besteht ja eben darin, daß sich — nicht sowohl gegen die Güte als gegen die Wahrheit dieses Glaubens so sehr gewichtige Instanzen geltend machen, daß nun ein Widerstreit eintritt zwischen dem, was erfahrungsgemäß sowohl beglückt wie auch sittlich zu halten und zu führen die Kraft hat, und dem, wodurch die Richtigkeit des Vorstellungsinhalts des Glaubens in hohem Grade gefährdet wird. Der Verfasser der obigen Schrift hat sich zum alten vollen Glauben der evangelischen Form des Christentums aus dessen katholischer Form durch den von ihm ergreifend geschilderten Weg des inneren Lebens hindurchgerungen und ist darüber in „unaussprechlicher innerer Freude“ (S. 63). Seltsam: Es kann auch umgekehrt geradeso gehen.

Auch wer für sich die Unmöglichkeit, zu einem gleichen Ergebnisse zu gelangen, wegen des Gewichtes der für ihn bestehenden Gegengründe der modernen Erkenntnis gegen die alte Rechtgläubigkeit in jeder Form empfindet, kann sich doch in der Seele derer, in denen eine angeborene oder durch Erziehung festgewurzelte Prädisposition des Geistes und Gemütes die Macht der reinen Erkenntnisgründe niederhält, herzlich miterfreuen an der tiefen Befriedigung, die ihnen aus einer solchen Schrift, wie der obigen, zuteil werden muß. Der Verfasser ist bis in das innerste Feuer der religiösen Krise, in dem es sich um Sein oder Nichtsein des Christentums gegen eine auf modernen Erkenntnissen fundamentierte ganz neue Weltanschauung handelt, nie vorgedrungen, wenn er den Glauben an einen liebenden himmlischen Vater und die Gebetsübung keinen Tag seines Lebens aufgegeben hat (S. 38), sondern nur bis zum „Rationalismus“ und zum protestantischen Liberalismus. Er beweist dabei nicht einmal eine richtige Kenntnis des Begriffs des Rationalismus. Als kirchliche Richtung ist dieser seit spätestens der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach seiner Blütezeit im achtzehnten

Digitized by Google

Jahrhundert völlig überwunden, im höheren, umfassenderen Sinne fußt auch der deutsche Idealismus der Nachfolger Kants, die in den Gedankenkreis dieses Schriftchens gar nicht hineinragen, auf dem Prinzip der Vernunft, als der unabweisbar tiefsten Erkenntnis- und Seinsbestimmungsquelle. Aber innerhalb seiner Grenzen fügt unser evangelischer Konvertit auf einer allgemeinen biblischen Grundlage, welche die peinlich scharfen Differenzierungen der liberalen Bibelkritik abschüttelt, in offenbar lauterem und inbrünstigem Bemühen ein Christentum zusammen, wie es vor fünfzig Jahren in viel weiterem Umfange als heute noch Gemeinbesitz vieler Besten auf allen Lebensgebieten war, z. B. sehr vieler Professoren unserer Universitäten, auch Bismarcks und Roon's; und die Freiheit ihrer Ueberzeugungen darf selbstverständlich jede religiöse oder kritisch selbständige Gruppe solange hegen, bis sie selbst durch sachliche Gründe anderen Sinnes wird. Zur Zeit meiner Konfirmation, vor 55 Jahren, hatte ich das ganz sichere Gefühl, daß das ganz gewiß reines und echtes Christentum war, in dem ich von einem herrlichen Geistlichen von lauterster und lebenswahrster Frömmigkeit unterrichtet wurde. Jetzt setzt sich das Christentum in allen möglichen neuen Positionen fest, die sämtlich die beste neue Fassung der alten Religion sein wollen. In dieser Konversionsschrift hat es mich einmal wie ein Gruß aus alten lieben Zeiten wehmütig und sympathisch zugleich berührt. Hinüberziehen wird sie mich nicht zu sich, aber ich weiß nicht, weshalb nicht auch die ganz Freien mit ehrfurchtsvoller Toleranz der hier ohne jedes eitle Motiv männlich dargelegten Gesinnung gegenüberstehen sollen.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Paul Sabatier, L'orientation religieuse de la France actuelle (Le mouvement social contemporain, vol. III). Paris, 1911. Verlag: Armand Colin. Preis: br. 3 fr. 50. 320 S.

Verfasser dieses geistvollen Buches, dessen schwer übersetzbarer Titel wohl am ehesten mit „Religiöse Richtung des gegenwärtigen Frankreichs" wiedergegeben werden kann, ist der französische protestantische Theologe P. Sabatier (nicht zu verwechseln mit seinem 1901 verstorbenen Bruder Auguste Sabatier), dessen Werk über das „Leben des heiligen Franz v. Assisi" weit über Frankreichs Grenzen hinaus bekannt und geschätzt ist. Er selbst gesteht von seinen Landsleuten, daß sie sich wegen der seit 1870 bestehenden Spannung um deutsches Geistesleben und deutsche Religionsanschauungen wenig kümmern und sogar für einen Mann wie Ad. Harnack kein Verständnis haben. Wenn auch gerade dies Buch die meisten zu dem Geständnis nötigen wird, daß sie bisher von dem religiösen Leben des französischen Volkes herzlich wenig gewußt haben, so wissen wir Deutsche uns gewiß frei von einer solchen grundsätzlichen Ablehnung französischen Denkens und Glaubens und versprechen gern unsere Willigkeit,

Digitized by Google

Aufgabe, Methode und Ergebnisse des Buches, selbst wenn es nicht einen so berühmten Namen trüge, aufmerksam zu beachten und vielleicht uns mit den notwendigen Einschränkungen zu eigen zu machen.

Es entspricht der überaus weitherzigen und feinfühligen Eigenart des Verfassers, der in dem Buche nirgends seinen eigenen konfessionellen Standpunkt hervortreten läßt, daß er, an seine Aufgabe herantretend, das Wort Religion im allerallgemeinsten Sinne faßt. „Könnte man nicht sagen", heißt es p. 20, „daß für unsere Zeitgenossen die Religion das instinktive Bedürfnis ist, durch welches der Mensch dazu geführt wird, sich seines besseren Selbst bewußt zu werden . . . . Sofern der Mensch beobachtet, nachdenkt und entwickelt, hat er Philosophie. Religion ist da vorhanden, wo er, aufhörend ein bloßer Zeuge seines eigenen Lebens und des Lebens der Gesellschaft zu sein, seinen Willen in die Wagschale wirft, sich als Mitarbeiter des ewigen Willens bejaht, welchen er bemerkt und dem er sich weiht."

Ohne an dieser Definition der Religion, welche Sabatier, obwohl nach seiner Ueberzeugung die lebendige Religion Frankreichs sich mit spezifisch katholischen Grundanschauungen berührt, scharf von Dogmatismus und Kirchenglauben unterscheidet, Kritik üben zu wollen, muß es in Deutschland doch auffallen, daß die Aufgabe darauf beschränkt wird, zu untersuchen, was das französische Volk der Jetztzeit von dieser im weitesten Sinne verstandenen Religion, welche nichts weiter ist als eine ideale Sinnesart, noch besitzt, und nicht daneben die Unterfrage stellt, wie viel Christliches (im interkonfessionellen Sinne des Wortes) dem Volke erhalten geblieben ist. Man muß darnach annehmen, daß wohl Sabatier, aber nicht mehr die Leser, an welche er sich richtet, den erschütternden Ernst der in Skandinavien und Deutschland so oft erhobenen Frage verstehen: Sind wir noch Christen?

Nach dieser Bemerkung über die Aufgabe mag ein kurzer Blick auf die Methode folgen, die manchen zur Nachahmung verlocken, dann aber auch zu dem Geständnis zwingen könnte, daß sie über seine Kräfte geht Dem Geschichtsschreiber des gegenwärtigen Geisteslebens fehlen ja die greifbaren Dokumente, wie Sabatier sehr wohl weiß; er sieht eine Strömung und weiß nicht, wohin sie treibt; er ist in Gefahr, indem er seine Zeit zu schildern unternimmt, sich selbst zu schildern. Von welchen Ausgangspunkten läßt sich da zu einem mehr als subjektiv gültigen Ergebnis gelangen? Sabatier beobachtet die unwillkürlichen, scheinbar aus dem religiösen Gebiet ganz herausfallenden Aeußerungen des Volkswillens, z. B. bei Gelegenheit der Dreyfusaffäre, z. B. in dem Verhältnis zu Deutschland, und forscht nach den doch etwa zugrunde liegenden religiösen Motiven; er prüft die Erfolge der antireligiösen Richtung, untersucht, welche zeitgenössischen Philosophen Beifall finden und warum, durchmustert die moderne Kunst und Literatur, das Ringen um die Gestaltung eines wirksamen Moralunterrichtes an den Staatsschulen, er fragt, wie sich der Katholizis-

Digitized by Google

mus mit Einschluß des Modernismus zur unkirchlichen Religiosität stellt. Kurz alle Gebiete des Geisteslebens werden herangezogen, um den Spuren religiösen Lebens nachzugehen. Einem so umfassenden Geiste und gleich scharfen wie vorurteilslosen Beobachter, wie Sabatier es ist, darf man es zutrauen, daß er im allgemeinen das Richtige getroffen hat, obwohl auch bei ihm natürlich die Subjektivität des Urteils nicht gänzlich ausscheiden kann, wie denn z. B. die sichere Behauptung, daß das laute Schreien nach Revision im Dreyfusprozeß lediglich einem idealen Beweggrund, nämlich dem sich über alle Bedenklichkeiten hinwegsetzenden Drange nach Wahrheit und Gerechtigkeit entstammt sei, im Ausland auf starke Zweifel stoßen wird.

Und zu welchem Ergebnis gelangt Sabatier, der das Gerede von der Leichtfertigkeit des französischen Nationalcharakters in das Gebiet der Fabel verweist, durch seine Untersuchung? Sicherlich zu einem für das Ausland überraschenden Ergebnis, wo die Gleichgültigkeit, mit welcher die Masse des französischen Volkes die Entrechtung der katholischen Kirche aufgenommen hat, auf ein entschiedenes Vorwiegen der antireligiösen Strömung hat schließen lassen. Für Frankreich ist, meint Sabatier, die Zeit der Gleichgültigkeit vorbei; eine religiöse Bewegung hat eingesetzt; die vermeintliche Irreligiosität erweist sich als eine höhere Stufe der Religion; die jüngere Generation der führenden Klassen ebensowohl wie der Arbeiterschaft stellt die religiöse Tatsache als die wichtigste und realste fest, von der alles ausgeht und auf die alles mündet (p. 44). Diese Religion besteht in der Gewißheit, daß es für den Menschen eine Pflicht gibt und daß diese Pflicht ist, „seinen harmonischen Ton mit abzugeben in dem ewigen Konzert, an welchem er nur einen Augenblick teilnimmt, aber dessen Sinn und dessen Endzweck, wie die Philosophen sagen, er ahnt; die Ueberzeugung, daß jedes Streben nur in dem Maße Wert hat, als es uneigennützig ist, und daß der Mensch das vollste Leben hat, der sich hingibt, sich vergißt, sich opfert; die Empfindung, daß er, ein scheinbar vergängliches Wesen, eine unauslöschbare Spur seines Ganges hinterlassen wird und sich einreihen kann in die Arbeit des ewigen Lebens, welche er beherrscht und bis zu gewissem Maße lenken kann" (p. 312).

Das sind herrliche Worte, denen gewiß, wir wollen es glauben, ebenso herrliche Empfindungen in der Seele des französischen Volkes entsprechen. Aber lebendige Religion drängt dahin, zur beherrschenden Macht des Lebens zu werden, der sich Triebleben und Eigensucht nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch unterordnen. Wenn Sabatier so nicht nur nach dem Inhalt, sondern auch nach der Intensität religiösen Lebens gefragt hätte, so würde seine Antwort vielleicht nicht ganz so schmeichelhaft für die unkirchliche Religiosität und weniger beschämend für die bestehenden Kirchengemeinschaften ausgefallen sein.

Trotz solcher Bedenken, welche nicht verhehlt werden können, zwingt das Buch doch immer wieder zur Bewunderung vor der Großartigkeit seiner Anlage, dem weiten Blick des Verfassers und der Universalität seines

Digitized by Google

Wissens. Neben diesem Hauptertrage des Buches geben ihm für uns Deutsche mehr nebensächliche Bemerkungen, die gelegentlich eingestreut werden, besonderen Wert, z. B. daß die öffentliche Meinung Frankreichs gar nicht mehr auf der Rückeroberung des Elsaß besteht, sondern seiner Bevölkerung nur um ihres in 40 Jahren bewiesenen Idealismus willen das Recht zugesprochen wissen möchte, „über seine eigenen Geschicke zu entscheiden"; daß die Lage des Protestantismus sich in Frankreich seit 1870 und besonders seit der erfolgten Trennung zwischen Kirche und Staat fortschreitend hoffnungsloser gestaltet hat (was übrigens von anderer Seite bestritten wird); daß Nietzsche nach anfangs berauschender Wirkung in Frankreich jetzt vollkommen abgewirtschaftet hat. Um auch nach dieser Seite hin den Inhalt des Buches voll auszuschöpfen, muß es selbst gelesen werden. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Kriegsgeschichte.

General von Schlichting und sein Lebenswerk von E. Freiherr von Gayl, General der Infanterie z. D. Mit Schlichtings Bildnis und vier Uebersichtskarten. Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7. 1913. Preis 7 Mk., gebd. 9 Mk.

Dies Buch ist wohl ausschließlich für Offiziere gedacht; einen großen Teil nehmen Betrachtungen ein über militärische Uebungen, Manöver, Uebungsritte von Generalstabsoffizieren und dergl. Aber andere Partieen, und namentlich auch die Person des Generals von Schlichting sind von so großem allgemeinen Interesse, daß ich nicht umhin kann, auch in dieser Zeitschrift einige Worte darüber zu sagen.

Der kriegerische Ruhm fällt in der Weltgeschichte immer nur den Generalen zu, denen es das Glück vergönnt hat, die kriegerische Tat selbst zu vollbringen, den blutigen Sieg zu erfechten. Aber wenn auch weniger groß und glänzend, so doch unentbehrlich und der höchsten Anerkennung wert ist auch die Arbeit derjenigen Kriegsmänner, die in langen Friedensperioden den Geist in der Armee lebendig erhalten. Eine große Ueberlieferung sollen sie nicht verdorren und absterben lassen, sollen sie nicht bloß erhalten, sondern unausgesetzt verjüngen und den wechselnden Zeitbedingungen immer wieder anpassen. An den Niederlagen von 1806 waren ganz gewiß nicht bloß die Generale schuld, die bei Jena und Auerstädt kommandierten und nachher die Festungen übergaben, sondern nicht weniger die Heeresverwaltung und die Heeresleitung, die auf den Lorbeeren Friedrich des Großen eingeschlafen waren. Den Sieg von Königgrätz aber haben auch diejenigen preußischen Soldaten miterfochten, die nach 1815 eingetreten, vor 1866 ausgeschieden, nie einen Feind gesehen hatten.

Unter den hervorragenden Männern, die in diesem Sinne den Geist unserer Armee nach 1871 mit dem eigenen Geiste lebendig erhalten haben,

Digitized by Google

nimmt General v. Schlichting eine besondere Stellung ein. Er war 1866 Hauptmann und Kompagniechef, 1870 Major und Bataillonskommandeur, hat aber in beiden Kriegen das merkwürdige Schicksal gehabt, daß sein Truppenteil nur sehr wenig ins Gefecht gekommen ist. Aber wie Moltke ein großer Feldherr geworden ist, ohne jemals irgendeinen Truppenteil kommandiert zu haben, so ist Schlichting ein Reformator des strategischen Denkens geworden, ohne daß seine eigenen Kriegserfahrungen dabei eine wesentliche Rolle gespielt hätten. Es ist eben nicht wahr, wie es moderne Biographen so gern erscheinen lassen, daß das Milieu den Menschen mache. Wie bei Moltke, so ist auch bei Schlichting das Entscheidende die angeborene Geisteskraft, die fähig war, auf dem Wege des theoretischen Denkens, mit unablässigem Fleiß geprüft an dem Material der Erfahrung, die neue Wahrheit zu finden.

Diese neue Wahrheit lag für Schlichting darin, daß zwischen der Strategie Napoleons und Moltkes ein wesentlicher und durchgreifender Unterschied bestehe und daß dieser Unterschied durch die seitherige Entwicklung, die zunehmende Größe der Heere und die neuen gesteigerten Mittel der Technik, an Bedeutung noch fortwährend wachse; Napoleons Grundsatz sei gewesen: seine Truppen möglichst vor der Schlacht zu vereinigen und dann, je nach Umständen, entweder die feindliche Front zu durchstoßen oder einen der feindlichen Flügel zu umfassen; Moltkes Grundsatz aber sei gewesen: nicht einen der feindlichen Flügel aus der Front heraus, also nur mit kurzer Wendung zu umfassen, sondern von weit her, aus zwei verschiedenen Fronten gegen den Feind anzurücken und ihn zu umgehen, die verschiedenen Heeresteile also erst im letzten Augenblick zur gemeinsamen Aktion auf dem Schlachtfeld zu vereinigen.

Der Grund für diese Abwandlung liegt natürlich nicht in einer subjektiv verschiedenen Auffassung der beiden großen Strategen, sondern in den Verhältnissen, eben den gesteigerten Massen und der gesteigerten Technik, besonders der ungeheuren Wirksamkeit der modernen Waffen. Diese gesteigerte Waffenwirkung scheint zunächst der Defensive zugute zu kommen: wie ist gegen die Feuerwirkung moderner Granaten, Maschinengewehre und kleinkalibriger Mehrlader überhaupt vorwärts zu kommen? Schlichting aber lehrte, daß dieser Vorteil der Defensive in einen Vorteil der Offensive umschlage, sobald man sich des strategischen Mittels eines Anmarsches auf zwei Fronten bediene; Napoleon habe dies noch nicht gekonnt, weil die weite Trennung der aus zwei Fronten anmarschierenden Heerteile die Gefahr mit sich bringe, daß der eine Teil geschlagen werde, ehe der andere heran sei; diese Gefahr aber sei heute geschwunden, weil der etwa angegriffene isolierte Teil sich trotz numerischer Schwäche vermöge der starken Defensivmittel voraussichtlich immer bis zum Eingreifen des anderen Teiles halten könne und der Feldherr vermöge des Telegraphen auch mit entfernteren Heeresteilen in Verbindung bleibe.

Ich habe diesen Gedanken, daß der Vorteil der Defensive in einen Vorteil der Offensive umschlagen kann, seinerzeit von Schlichting übernommen und in eine sehr entfernte Epoche in der Geschichte der Kriegs-

Digitized by Google

kunst übertragen. Die Kraft der Römer lag einst neben den wohl gegliederten Legionen in der unüberwindlichen Defensive, die ihnen ihr stets befestigtes Lager gewährte. Schon Camillus wird von Livius das Wort in den Mund gelegt, daß virtus, arma und opus die Stärke der Römer seien. Mit der Defensive des opus haben die Römer den Hannibal ausgedauert. Cäsar aber verwandte die Feldbefestigung offensiv und sperrte den Feind, den er im freien Felde nicht fassen oder schlagen konnte oder wollte, damit ein. Der Zustand, vor dem Hannibal ohnmächtig blieb, daß er das feindliche Heer jahrelang nicht zur Schlacht zu bringen vermochte, existierte für Cäsar nicht. Das ursprüngliche Mittel der Defensive ist zu einem Mittel geworden, die positive Entscheidung herbeizuführen.

Die Schlichtingschen Ideen sind sowohl vom praktischen wie vom historischen Gesichtspunkt aus bekämpft worden. Ueber das Praktische, die Kriegführung der Zukunft, habe ich kein Urteil; bezüglich des Historischen dürfte festzustellen sein, daß die Ansichten sich allmählich genähert haben. Schlichting war darin zu weit gegangen, daß er zwischen Napoleon und Moltke einen unbedingten Gegensatz annahm; es ist vielmehr nur ein gradueller: Napoleon hat im allgemeinen das eine Prinzip bevorzugt, Moltke das andere, aber bei keinem herrscht das eine ausschließlich. Napoleon hat meistens seine Truppen versammelt und aneinandergeschlossen, ehe er zur Schlacht schritt, Moltke hat sie gern erst in der Schlacht und auf dem Schlachtfeld selbst vereinigt. Aber es kommen doch auch bei beiden entgegengesetzte Beispiele vor. Man könnte sogar soweit gehen, schon bei Friedrich den getrennten Anmarsch zur Schlacht bei Torgau als einen Vorläufer des Anmarsches aus verschiedenen Fronten anzusehen; die verschiedenen Epochen der Geschichte stehen sich nicht so schroff gegenüber, daß man sie räumlich voneinander absondern könnte, allenthalben gibt es Uebergänge und Vorläufer. Aber das schließt die prinzipiellen Gegensätze nicht aus und das große Verdienst Schlichtings wird daher immer bleiben, daß er, während man früher Moltke als den einfachen Fortsetzer der napoleonischen Strategie ansah, den prinzipiellen Gegensatz, der in dieser Fortsetzung lag, aufgedeckt hat. Man sieht, es handelt sich um eine Tat und um ein Lebenswerk, das keineswegs bloß den Militär interessiert. Der eben verstorbene Feldmarschall Graf Schlieffen hat in einer Reihe von Studien, denen er den Sammelnamen „Cannä" gegeben hat, den Wert des Schlichtingschen Gedankens sozusagen historisch ausgebreitet und ist zu dem Ergebnis gelangt, daß selbst die doppelte Umfassung der Oesterreicher durch die Preußen bei Königgrätz noch nicht genüge, sondern diese auf beiden Flügeln noch viel weiter hätten ausholen sollen. Wie stolz aber war schon Blumenthal darauf — er hat es mir einmal selber dargelegt —, daß er an jenem Tage nicht erst den Anschluß an die I. Armee gesucht habe, sondern dem Feinde direkt in die Flanke gegangen sei!*)

*) Vgl. meinen Aufsatz über Moltke. Erinnerungen, Aufsätze und Reden. S. 568.

Digitized by Google

Schlichting hat seine Lehren zunächst dienstlich im Generalstabe, bei Abfassung des neuen Exerzier-Reglements 1888 und als kommandierender General des XIV. Armeekorps in Karlsruhe (1888—1896), darauf in einigen Schriften, namentlich seinem Hauptwerk „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart" (1897) vertreten. Das vorliegende Buch gibt nun Ergänzungen dazu, die, soweit sie das rein Technische der Ausbildung und Heerführung betreffen, hier auf sich beruhen mögen, aber darüber hinaus sehr Schönes bieten: prächtige Feldzugsbriefe, Betrachtungen über den Buren- und Mandschurei-Krieg — von denen ich mit Vergnügen wahrnehme, wie sehr sie damit übereinstimmen, wie in diesen „Jahrbüchern" über diese Kriege geurteilt worden ist*) — und Auseinandersetzungen mit literarischen Gegnern, wie auch mit Gesinnungsgenossen, wie z. B. dem Feldmarschall Grafen Schlieffen, die in der scharfen Logik ihrer Argumentation höchst reizvoll sind. Der Herausgeber hat mit großem Geschick aus gedrucktem und ungedrucktem Material das Wesentliche ausgesucht, nach Bedarf verkürzt und mit verbindendem Text versehen. Wer nur die Dinge in ihrem großen Ganzen kennen lernen will, muß das ausgezeichnete kleine Buch des Generals v. Caemmerer „Die Entwickelung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert" zur Hand nehmen, dem ich in diesen „Jahrbüchern" (Bd. 115, S. 347) eine eingehende Besprechung gewidmet habe. Wer nun aber wünscht, sich eingehender zu vertiefen, dem bietet das Buch des Generals v. Gayl eine reiche Fundgrube.

Aus allem hebe ich einen Gedanken hervor, der mich selbst besonders nahe angeht: Schlichting verwirft die Vorstellung, daß das Studium der Kriegsgeschichte für die Bildung des Offiziers einen praktischen Wert habe; nur die nahe Vergangenheit, die schon ähnliche Verhältnisse hatte wie die Gegenwart, gebe dem lernbegierigen Offizier praktisch Brauchbares; für den heutigen liege sogar die Napoleonische Epoche schon zu weit zurück, von König Friedrich zu schweigen; General v. Stiehle, der Generalstabschef Friedrich Karls im Jahre 1870, habe sich durch sein eingehendes Studium des Siebenjährigen Krieges geradezu für die richtige Beurteilung der Verhältnisse, wo er selber führen helfen sollte, verdorben.

Man meint vielleicht, ich würde als spezieller Kriegshistoriker widersprechen: im Gegenteil, das ist genau dasselbe, was auch ich an der Universität immer lehre. Die Kriegsgeschichte hat für den Offizier keinen größeren Wert als die Kunstgeschichte für den Maler: so wenig ihn diese malen lehren kann, so wenig kann die Kriegsgeschichte einen Feldherrn

*) Im besonderen kommt in Betracht, daß auch nach Schlichtings Auffassung die Russen keineswegs definitiv besiegt waren (zu Lande), sondern noch sehr gute Aussichten auf Erfolg hatten, als sie sich zum Frieden entschlossen. So habe ich es bereits 1904 dargestellt und ist es jüngst hier von Daniels in seinem Aufsatz über Kuropatkin (Septemberheft 1912) aus den seitdem bekannt gewordenen Berichten und Aktenstücken von neuem belegt worden. Ich hebe das hervor, weil in der Historischen Zeitschrift (Bd. 110, S. 221) gerade hiergegen Widerspruch erhoben worden ist.

Digitized by Google

machen. Praktisch belehren tut die Gegenwart und was ihr zunächst voraufgeht; weiter zurück sinkt der Lehrwert mehr und mehr.

Vor einer Reihe von Jahren hatte ich einmal mit einem Generalstabsoffizier ein Gespräch, in dem dieser den Wert der Kriegsgeschichte für den Truppenführer verteidigte und sich auf Aussprüche Napoleons und Friedrichs berief, und ich mußte ihm auch zugeben, daß mir der Feldmarschall Blumenthal einmal erzählt habe, daß, als er darüber nachdachte, wie nach Alsen hinüberzukommen sei, ein Manöver Wellingtons in Spanien ihm eingefallen sei und ihn auf den richtigen Weg gebracht habe. Damit schien ich mich selbst widerlegt zu haben. Aber ich denke, es ist nicht so. Das Beispiel besagt nichts anderes, als wenn, um jenen Vergleich noch einmal heranzuziehen, ein moderner Maler einem alten ein Motiv oder eine Anregung entnimmt. Das eigentliche Lernen, die systematische Ausbildung für die Praxis ist etwas davon Verschiedenes und ist namentlich von dem rein auf die Erkenntnis selbst gerichteten historischen Studium von Grund aus verschieden. Wenn ich im akademischen Unterricht auf die friedericianische Strategie komme und die merkwürdige Tatsache erwähne, daß schon 100 Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege der preußische Generalstab grundfalsche Vorstellungen von der Strategie des großen Königs hatte, so füge ich auch hinzu, daß das wahrscheinlich ein Glück war: hätte Moltke gewußt, wie sehr verschieden die strategischen Grundsätze Friedrichs und Napoleons waren, so hätte ihn das vielleicht in der Festigkeit und Sicherheit seiner Anschauungen etwas beirrt. Auch seiner eigenen Abweichung von Napoleon ist sich Moltke wohl nicht in dem Grade bewußt gewesen, wie es erst die scharfe logische Analyse Schlichtings aufgedeckt hat. Im Tun jedes Menschen und im Besonderen des genialen Menschen ist stets ein sehr starkes Unbewußtes.

Ich glaube, man kann das Verhältnis des Künstlers zur Geschichte seiner Kunst sogar auch umgekehrt charakterisieren: es ist möglich, daß eine historisch ganz falsche Auffassung doch praktischen Nutzen bringt. Ich denke dabei z. B. an das Buch des Feldmarschalls v. d. Goltz: „Roßbach und Jena", das historisch überaus anfechtbar ist.*) Ich benutze es manchmal in meinem historischen Seminar als Beispiel, um daran durch eingehende Analyse zu zeigen, was unhistorische Auffassung ist. Trotzdem mag das Buch, gut geschrieben, wie es ist, durch die Thesen, die es verficht und mit Verve durchführt, praktisch belebend und kräftigend wirken.

Die Gefahr der Selbstbelehrung des Praktikers durch das historische Studium beruht darauf, daß alle Arten der Kriegshandlung immer in hohem Maße von den Zeitbedingungen abhängig sind und der Handelnde auf einen falschen Weg gelockt wird, wenn er nicht diese Zeitbedingungen genau kennt, sie auszuscheiden und zu modifizieren weiß. Wenn der Maler in die Museen geht und alte Meister kopiert, so kommt die Gefahr, daß er sich dabei Handgriffe angewöhne und eine Methode annehme, die mit

*) Vgl. die Besprechung in meinen „historischen und politischen Aufsätzen": „Der preußische Offizierstand".

Digitized by Google

seiner Kunstübung im ganzen nicht in Einklang steht, wohl kaum in Betracht gegen den Gewinn, den dies Studium ihm bringt. Beim Kriegsmann aber ist diese Gefahr um so größer, als er in viel höherem Maße Praktiker ist als der Maler. Ein mißglücktes Bild ist weiter nichts als ein mißglücktes Bild, kann vernichtet und neu gemalt werden. Eine verlorene Schlacht aber ist etwas Unwiderrufliches. Der Kriegsmann also muß noch viel vorsichtiger sein, sich durch ein unpassendes Vorbild auf einen falschen Weg locken zu lassen. Das große Werk über die Kriege Friedrich des Großen, das die historische Abteilung des großen Generalstabes jetzt herausgibt, hat an dieser Stelle ein ganz bedenkliches Manko, indem es die Verschiedenheiten der Epochen nicht nur nicht genügend betont, sondern sogar verwischt. Nur vor dieser Gefahr will natürlich Schlichting warnen, vor der Gefahr, um noch einmal dasselbe mit anderen Worten auszudrücken, daß man glaubt, auch aus weit zurückliegenden Epochen für die Gegenwart eine unmittelbare Belehrung schöpfen zu können, keineswegs aber will er deshalb dem Offizier das Studium der älteren Kriegsgeschichte überhaupt widerraten. Was daraus zu gewinnen ist, ist aber nicht das unmittelbar Praktische, sondern die allgemeine Bildung des Geistes, das vertiefte Verständnis, der weite Horizont, ohne welche Eigenschaften in unserer Zeit kein hervorragender Soldat mehr zu denken ist. Schlichting bezeugt es von sich selber, wie gerne er sich dem Studium der Kriegsgeschichte hingegeben habe, und ich wiederum kann von ihm bezeugen, daß er der erste gewesen ist, der meinem ersten Bande der „Geschichte der Kriegskunst" eine eindringende, verständnisvolle Besprechung gewidmet hat.

Wie man nun auch über das Verhältnis der praktischen Strategie zur Geschichte der Kriegskunst denke, auf jeden Fall gehört das Buch des Generals von Gayl über Schlichting und sein Lebenswerk zu denjenigen kriegsgeschichtlichen Werken, die den Offizier zu fördern und anzuleiten geeignet sind, sich auf den höchsten Stufen des militärischen Denkens zu bewegen. Aber nicht bloß der Offizier, sondern jeder Geschichtsfreund, jeder Freund unserer Armee, jeder, den das große Schauspiel der Wandlung der Strategie vor unseren Augen tiefer interessiert, wird dem Buche mit Dank Anregung und Belehrung entnehmen. Delbrück.

Martin Hobohm: Machiavellis Renaissance der Kriegskunst. I. Band: Machiavellis florentinisches Staatsheer. 16 Mk. II. Band: Machiavellis Kriegskunst. 16 Mk. Beide Bände zusammen 30 Mk. Verlag Carl Curtius, Berlin, 1913.

Neben dem Werk des General von Gayl habe ich noch ein anderes, nicht minder gewichtiges Werk aus dem Gebiete der Kriegswissenschaften zu besprechen. Im Jahre 1907 habe ich den dritten Band meiner Geschichte der Kriegskunst erscheinen lassen, und noch immer ist der vierte, zwar stets

Digitized by Google

in Arbeit, doch von der Vollendung recht weit entfernt. Wer den dritten Band kennt, weiß, auf wie unendlich viel Spezialuntersuchungen er beruht, Untersuchungen, die nur zum Teil von mir selber haben ausgeführt werden können, zum nicht geringen Teil aber von meinen Schülern in kleinen Monographien, meist Dissertationen, erledigt worden sind. Noch viel mehr solche Spezialforschungen haben sich für die Fortsetzung des Werkes als unerläßlich herausgestellt. Die meisten Schlachten der Renaissancezeit sind auf diese Weise jetzt bearbeitet*); eine Dissertation, die endlich die Aufklärung über den Ursprung der Landsknechte bringen wird, steht in Aussicht; fundamental aber ist das vorliegende Werk mit dem Titel „Machiavellis Renaissance der Kriegskunst". Seinem Ursprung nach ein Schößling an dem weitverzweigten Baum meiner „Geschichte der Kriegskunst", ist es zu einem großen selbständigen Werke geworden und der vorläufige Ersatz für meinen noch fehlenden vierten Band.

Eine überaus weitschichtige Aufgabe lag hier vor: Machiavelli in seiner Bedeutung als militärischer Theoretiker, Machiavelli als praktischer Heeresorganisator; Machiavelli als Kriegshistoriker; Machiavelli als Zeuge und Quelle für das Kriegswesen seiner Zeit; Machiavelli als Interpret der Ueberlieferung über das antike Kriegswesen; Machavellis Ideen unter dem Einfluß der klassischen Ueberlieferung. Nach allen diesen Richtungen hat der Verfasser seine Aufgabe in wahrhaft glänzender Weise gelöst. Wir haben nicht nur ein überaus wichtiges Kapitel aus der Geschichte des Kriegswesens vor uns, sondern ein großartiges, farbenprächtiges Renaissance-Kulturbild. Ich habe die beiden ziemlich starken Bände durchgelesen, nicht nur ohne jede Ermüdung, sondern ohne daß die Spannung auch nur einen Augenblick nachgelassen hätte. Der erste Band ist dem Thema nach der weniger interessante (die beiden Bände sind so eingerichtet, daß auch jeder für sich bestehen kann); er ist eine Monographie über den Versuch Machiavellis, ein florentinisches Bürgerheer zu organisieren; eine Landwehr, wie Machiavelli es sich vorstellte, nach Art der alten römischen Bürgerlegionen, die die florentinische Republik von den fürchterlichen Söldnertruppen emanzipieren sollte. Selbst diese sehr ins Einzelne der Organisation gehende Untersuchung ist es Hobohm gelungen, geradezu dramatisch aufzubauen: man lebt mit in dem Eifer des genialen Theoretikers, der von einer nachgeordneten Stellung in der Republik aus die ganze Kraft seiner Persönlichkeit für seine Idee einsetzt, freut sich mit an dem

*) Arbedo (1422) von Friedrich Knorreck. 1910. (Georg Nauck). Guinegate (1479) von Ernst Richert. 1907. (Georg Nauck). Ravenna (1512) von Erich Siedersleben. 1907. (Georg Nauck). Novara (1513) von Georg Fischer. 1908. (Georg Nauck). Von Novara bis La Motta (1513) von Otto Haintz. 1912. (Max Schmerlow, Kirchhain N.-L.). Pavia (1525) von Reinhard Thom. 1907. (Georg Nauck). Ceresole (1544) von Karl Stallwitz. 1911. (Emil Ebering). Im Druck sind eine Dissertation über die Condottieri von Willibald Block und über den Grafen Johann von Nassau von Ludwig Platzner.

Digitized by Google

von Jahr zu Jahr wachsenden Erfolg und wird von Schauder ergriffen bei dem furchtbaren Schiffbruch, in welchem sein Werk endlich zugrunde geht, nicht gegen äußere Uebermacht, sondern an seinen eigenen inneren Fehlern. Es gelingt dem Verfasser, uns gleichzeitig davon zu überzeugen, daß Machiavellis Organisation von vornherein hoffnungslos war, und doch den Eindruck zu erzeugen, daß wir es mit einem nicht nur großen Denker, sondern auch bedeutenden praktischen Staatsmann zu tun haben. Sein Fehler war, kurz gesagt, daß die Zeit und er mit ihr vom Wesen der Disziplin und ihrem militärischen Wert noch keine Vorstellung hatte; er hatte, wie der Verfasser es ausdrückt, trotz seines Studiums der römischen Kriegskunst die brutale Bedeutung jenes Wortes noch nicht erfaßt und wußte deshalb nicht, daß aufgebotene und auch einigermaßen eingeübte Bürger deshalb noch lange keine Soldaten sind, die es mit raufluſtigen, beutegierigen, martialischen Berufskriegern aufzunehmen vermögen.

Von noch größerem allgemeinen Interesse ist der zweite Band des Werkes, der dem Theoretiker und Historiker Machiavelli gewidmet ist. Das wirkliche Kriegswesen der Epoche zieht in seiner bunten Mannigfaltigkeit vor unseren Augeu vorüber und wird mit den Machiavellischen Doktrinen verglichen. Die Fülle der Gelehrsamkeit hindert den Verfasser nicht, sie in künstlerisch schöner Form vor uns auszubreiten. Eine seiner Beobachtungen möchte ich hier hervorheben.

Die Signatur der Renaissance-Kriege ist die Verwendung der großen Infanterie-Haufen: während im Mittelalter der Fußgänger nur Hilfswaffe des Ritters ist, ist jetzt die Infanterie die Hauptwaffe geworden. Eben darum glaubte Machiavelli an die Wiederkehr der Kriegskunst der Römer und ihrer Legionen. Die Neubildung des Fußvolks aber war verbunden mit einer ungeheuren Vermehrung. Die Heere des Mittelalters waren immer nur sehr klein gewesen; jetzt setzte die Vergrößerung ein, die bis auf den heutigen Tag und noch immer im Steigen begriffen ist. Das Gewicht, das die Masse jetzt hatte, trieb die Militär-Mächte stets bis zur äußersten Anspannung ihrer finanziellen Kräfte, ja noch darüber hinaus. Wir sind in der Zeit, wo die modernen Großstaaten sich bilden; Frankreich hat sich seit der Vertreibung der Engländer durch die Jungfrau von Orleans als einheitliches, fruchtbares Gebiet unter der Krone zusammengeschlossen. Kastilien und Aragon haben sich als das Königreich Spanien vereinigt und ihnen fließt das Edelmetall der neuen Welt zu. Die habsburgischen und burgundischen Besitzungen sind mit dem deutschen Kaisertum in einer Hand. England kann gegen diese Kolosse nicht mit und tritt aus dem Vordergrund der Politik zurück. Aber der Papst, der die Welt vermöge des Ablasses besteuert, Venedig, der Großtürke, der Konstantinopel gewonnen hat, sind mit Geld und Massenheeren auf dem Plan. Aber so kolossal die neu aufgekommenen Mächte sind, sie treiben sich gegenseitig immer noch über ihre Kräfte hinaus. Man wirbt Heere, von denen man schon im

Digitized by Google

voraus weiß, daß man sie nicht wird bezahlen können, und diese Ueberanspannung der Kräfte ist es, die den Krieg, die Strategie und schließlich auch wieder den Charakter der Heere bestimmt. Die welterschütternde Schlacht von Pavia ist zustande gekommen, weil die kaiserliche Armee sich wegen Soldmangels aufzulösen begann und deshalb den Kampf unter höchst gefährlichen Verhältnissen aufzunehmen gezwungen war; andernfalls wäre sie kampflos in Nichts zerflossen. Vorher hatte man seit vielen Wochen die unbezahlte Soldateska von Termin zu Termin vertröstet und mit ihr hin und her beratschlagt, daß man doch noch zusammenbleiben wolle, weil sich bald eine Gelegenheit zur Schlacht bieten und der Sieg dann reiches Gut bringen müsse. Oft spekulierten beide Parteien auf die Not der anderen: man hielt sich in festen Stellungen und wartete ab, ob der Geldmangel nicht die andere Armee zur Auflösung bringen oder sie zu einem Kampf unter ungünstigen Bedingungen verlocken werde. Manchmal verweigerten auch umgekehrt die Truppen den Kampf, ehe sie nicht bezahlt seien. Immer wieder wurde wegen rückständigen Soldes gemeutert und wurden die Feldherren selber mit dem Tode bedroht. Das entsetzliche Auskunftsmittel, zu dem diese endlich griffen, war, den Soldaten eine Stadt zur Plünderung zu überlassen. Ausraubung eroberter Städte sahen sie ohnehin als die legitime Ergänzung ihres Soldes an, und sie begnügten sich nicht mit der Plünderung und der Gewalttat an den Frauen. Als die Spanier das Städtchen Prato erstürmt hatten, weil die Miliz Machiavellis ihrem wilden Anlauf nicht standzuhalten wagte, marterten sie die gefangenen Bürger drei Wochen lang unaufhörlich, um von ihren Verwandten und Freunden Lösegelder zu erpressen. Ihr Feldherr, der Vizekönig Cardona, fand selber ihre Forderungen zu hoch, aber er wagte nicht, sie auch nur herabzusetzen, weil dann die Soldaten aufsässig werden würden. Der Mangel der pünktlichen Besoldung verhinderte die Ausbildung einer Disziplin, die die entfesselten bestialischen Triebe hätte in Schranken halten können. Was sich die Soldaten dieser Zeit als Sieger haben zu schulden kommen lassen, fügt Hobohm hinzu, ist so furchtbar, daß es der literarischen Gestaltung widerstrebt; wer will, möge es in den Quellen selber nachlesen. 1521 wurde in derselben Weise wie Prato Como mißhandelt, obgleich der Feldherr, Pescara, einen Kapitulationsvertrag mit ihr abgeschlossen hatte, der der Bürgerschaft völlige Sicherheit verhieß. Er erklärte denen, die ihm Vorstellungen machten, er könne gegen die entfesselte Soldateska nichts tun. Als Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Kriege gemeldet wurde, wie die Leiden des Landvolkes zum Himmel schrieen, erzählt uns sein Arzt, habe er mehrfach ganz erschüttert ausgerufen, er wolle nie einen Krieg mehr führen, und sollte er Spanien darüber verloren gehen sehen. Aber immer wieder trieb der eiserne politische Wille zur Anwendung der entsetzlichen Kräfte, vermöge deren das Zeitalter seine Machtkämpfe ausfocht. Aus den Landsknechts-Heeren sind endlich die scharf disziplinierten, aus Steuern erhaltenen Truppen des 18. Jahrhunderts und

Digitized by Google

zuletzt die modernen disziplinierten Volksheere geworden, und das moderne Europa ist durch und in jenen Kämpfen gestaltet worden.

Wie ein Prophet hat Machiavelli das zukünftige nationale Bürgerheer geschaut und ersehnt, aber die Mittel zu finden, um ein solches Heer zu schaffen und zu gestalten, darüber läßt Hobohms Werk keinen Zweifel, war auch seinem konstruktiven Geist, mit all' seinem Scharfsinn und all' seinem Studium früherer Kriegsepochen, nicht gegeben; ein solches Werk ging über die Erfindungsgabe auch des größten theoretischen Denkers hinaus; nur die Geschichte selber konnte es vollbringen. Delbrück.

Kunst.

Valentin Scherer: Deutsche Museen. Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Eugen Diederichs, Jena 1912.

Eine vollständige und zusammenfassende Geschichte des Sammelwesens fehlt uns leider noch immer, sie könnte ein kulturhistorisch überaus bedeutsames Werk werden. Aber, in Deutschland wenigstens, scheint für eine derartige, ausgebreitete Kenntnisse, langjährige frische Arbeit und souveräne Beherrschung des Materials erfordernde Darstellung die Zeit noch nicht wieder gekommen, und so müssen wir uns einstweilen mit diesem Teilwerk über die deutschen Kunstsammlungen begnügen. Die wissenschaftliche Aufgabe war nicht eben schwer, das Vorbild lieferte das freilich veraltete, doch interessante Werk von Klemm; die Richtlinien waren, wenn auch nur in knappen Andeutungen, in J. von Schlossers Buch über die Kunst- und Wunderkammern der Spätrenaissance gegeben, das Material war, wenn auch verstreut, doch publiziert. Neues wird nicht hinzugebracht, und so hätten wir wohl eine schriftstellerisch elegantere und bedeutendere Leistung erwarten können. Freilich ist zuzugestehen, daß der Stoff an sich nicht leicht zu behandeln ist. Die Beschränkung auf Deutschland, dem ja von jeher ein starkes, alles beherrschendes Kulturzentrum gefehlt hat, nötigt den Darsteller wegen der bald sich kreuzenden, bald parallel, bald gleichzeitig nebeneinander verlaufenden Einzelentwicklungen einerseits zu Sprüngen, andererseits zu Wiederholungen, die die Lektüre nicht immer erfreulich machen, aber vielleicht nicht ganz zu vermeiden sind. Die Tatsache ferner, daß in Deutschland künstlerische Interessen selten so reinlich von anderen, z. B. gegenständlichen oder archäologischen, geschieden waren, wie häufig in romanischen Ländern, verlockt leicht zu einer breiteren Schilderung der Kunst- und Wunderkammern, wie ihrer Bedeutung als Anfänge unserer Kunstsammlungen entspricht. Tatsächlich ist auch der Verfasser dieser Verlockung gefolgt, obgleich er hier kulturhistorisch über seine Vorgänger hinaus eben nicht viel Neues gebracht hat. Die Beschränkung auf die öffentlichen Kunstsammlungen läßt sodann den Verfasser die doch kulturell außerordent-

Digitized by Google

lich bedeutsame Tätigkeit der Privatsammler in der jüngsten Zeit und der Gegenwart vernachlässigen. Der Hauptfehler des Buches aber scheint mir in der ungeschickten Stellung des Themas zu liegen. Schon der Untertitel läßt Bedenken aufkommen. Wenn ich von der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Kunstsammlungen rede, so kann ich einerseits ihre symptomatische Bedeutung für den Stand der Kultur, andererseits aber die Einflüsse, die von den Sammlungen wieder auf die Kultur zurückwirken (z. B. Dresden und die Romantiker), behandeln, doch wird beides möglichst zu unterscheiden sein, was der Verfasser nicht immer tut. Entstehung und Ausbau einer Kunstsammlung aber sind von Aeußerlichkeiten, wie politischen und Finanzverhältnissen, Händlerglück, Fürstenlaune und anderen äußeren Umständen, so mannigfach abhängig, daß eine detaillierte Entstehungsgeschichte einzelner Sammlungen, wie der Verfasser sie gibt, notwendigerweise auf vieles eingehen muß, was für die kulturhistorische Geschichtsentwicklung nur äußerst wenig ergibt. Die kulturgeschichtliche Entwicklung muß also mit einer Menge heterogener Details durchsetzt werden, was nicht nur die Uebersichtlichkeit der kulturhistorischen Schilderung beeinträchtigt, sondern andererseits auch die Lesbarkeit der Einzelentwicklungen; da eine intime und wirklich lehrreiche Darstellung sich nur auf Grund eingehender Studien über die Kultur der einzelnen Höfe und Städte erreichen ließ, wodurch allerdings das Buch in lauter einzelne Stücke zerrissen worden wäre. Beide Einzelthemen ließen sich eben nicht vereinigen, ein Fehler, der das Interesse des Lesers bald erlahmen läßt. Die Darstellung leidet nicht selten durch Häufung allzuvieler und für den Zusammenhang gleichgültiger Daten und Details, während an anderen Stellen eine reichere und tiefergehende Behandlung erwünscht gewesen wäre. Statt mancher überflüssiger oder ungenügender Abbildungen wären Pläne, die über Anlage und Disponierung eines Museum schneller und besser Auskunft geben, als es Worte vermögen, vorteilhafter gewesen. Im ganzen ein Werk, das viel stofflich Interessantes und Anregendes, manche fleißige und nützliche Zusammenstellung bringt, ohne doch schriftstellerisch höheren Ansprüchen genügen zu können. R. Schacht.

Staatswissenschaft.

Meltzing, Dr. Otto. Staatspapierkurs und Versicherungsgesellschaften. Berlin (E. S. Mittler & Sohn) 1913. 114 S.

Das Buch trägt unter ausgiebiger Literaturbenutzung all das zusammen, was die öffentliche Diskussion über das Staatsschuldenproblem zutage gefördert hat. Insoweit kommt es dem stark vorhandenen Bedürfnis, sich über Staatsrentenkurs und Anlagezwang kurz und ausreichend zu unterrichten, in geeigneter Weise entgegen. Der erste Teil (Kapitel I—IV) bringt eine Uebersicht über die auf Besserung der Staatspapierkurse gerichteten Bestrebungen, einen internationalen Vergleich des Kursstandes

Digitized by Google

der Staatsobligationen und erörtert dann die Gründe für den Rückgang der Kurse (Fehler der Emissionstechnik, Mängel beim Besitzwechsel der Titres, Konvertierungen, Wettbewerb der deutschen Staatspapiere untereinander und mit anderen mündelsicheren Werten, die rasche wirtschaftliche Entwicklung). Hieran schließt sich eine Untersuchung der staatlichen Maßnahmen zur Hebung der Rentenkurse, die namentlich einen interessanten Vergleich zwischen der Höhe der bereits vorliegenden und geplanten festen Rentenkäufe und derjenigen der Neuemissionen an Staatspapieren bringt. Der Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß trotz aller Zwangsmaßnahmen immer erst für etwa $^1/_3$ der staatlichen Anleiheproduktion ein Abnehmerkreis gewonnen werde und daß unter diesen Umständen nicht davon die Rede sein könne, den Kurs zu halten oder gar zu bessern. Der Verfasser hätte, wenn er schärfer zwischen Kurshalten nnd Kursbessern geschieden hätte, ruhig noch weiter gehen können. Wenn $^1/_3$ der Anleiheproduktion von vornherein durch Anlagezwangsmaßregeln aus dem Markt genommen wird, also Angebot und Nachfrage um $^1/_3$ gekürzt ist, so besagt das für die übrigbleibenden $^2/_3$ bezw. für deren Kursgestaltung, also Verhältnis von Angebot und Nachfrage, noch nichts, vielmehr bleiben hierauf die auch sonst bestehenden günstigen und ungünstigen Faktoren in gleicher Weise wirksam. Diese $^2/_3$ der jährlichen Anleiheproduktion bleiben eben im Markt und damit dessen Schwankungen unterworfen, und daß hier die Macht des Staates aufhört, bezweifelt heute niemand mehr. Eine andere Sache ist es, wenn der Kurs gebessert werden soll; das läßt sich bekanntlich sehr einfach durch eine Zinserhöhung erreichen. Im zweiten Teil des Buches (Kapitel V und VI) erörtert der Verfasser den Kapitalanlagezwang für die privaten Versicherungsgesellschaften und die daraus entstehenden schädlichen Folgen. Auch diese Ausführungen sind sachlich und übersichtlich; daß der Verfasser in dieser Frage Partei ist, zeigt sich nur in der schlechten Behandlung, die die Banken bei ihm erfahren. Von dem dritten Teil des Buches (Kapitel VII—IX) ist besonders wichtig eine Umgrenzung des Bereichs der staatlichen Maßnahmen zur Besserung der Rentenkurse. Daneben bietet der Verfasser einen Ueberblick über die Förderung der staatlichen Finanzpolitik durch die privaten Versicherungsgesellschaften. Im ganzen ist das Buch als gute, zusammenfassende Arbeit zu begrüßen. Mahlberg.

Kolonien.

Georg Escherich „Im Lande des Negus", Berlin 1912, Verlag von G. Stilke.

Jesko von Puttkamer „Gouverneursjahre in Kamerun", Berlin 1912, Verlag von G. Stilke.

Escherich ist ein bayrischer Forstmann, der zweimal in Abessinien geweilt hat; das zweitemal auf die Aufforderung des Negus Menelik hin,

Digitized by Google

die holzarme Umgegend der Hauptstadt Addis Abbeba aufzuforsten. Bei dieser Gelegenheit machte Escherich eine Reise nach dem Rudolfsee, der tief im Süden des äthiopischen Reichs gelegen ist, umwohnt von Negerstämmen, den Untertanen der Abessinier. Der Autor ist ein leidenschaftlicher Jäger; sein Hauptzweck bei der Expedition nach dem Rudolfsee war, Elefanten, Löwen und anderes exotisches Edelwild zu erlegen. Aber auch Aufgaben aus dem Gebiet der zoologischen Wissenschaft zu lösen gehörte zu seinem Reiseprogramm. Ist der Rudolfsee doch erst vor 25 Jahren entdeckt und sehr wenig von Europäern besucht worden!

Das Escherichsche Buch ist sehr spannend zu lesen. Obwohl der Autor keineswegs darauf ausgeht, dem Leser mit seiner Energie zu imponieren, empfängt man bei der Lektüre doch einen sehr lebhaften Eindruck von den moralischen Hilfsquellen des bayrischen Forschungsreisenden. Wenige Länder sind dermaßen von Malaria verseucht, wie die Uferbezirke des Rudolfsees; die Neger, welche dort hausen, sind der schlimmen Krankheit wehrlos ausgesetzt; nur einzelnen gewandten Jünglingen hilft es, daß sie nachts vogelgleich in hohen Bäumen nisten, um dem Stich der Moskitos zu entgehen. Unter den Kindern grassiert das Fieber dermaßen, daß die schwarzen Nomaden mit dem Aussterben bedroht sind und diesem Schicksal nur entrinnen werden, wenn sie gesundere Weideplätze zu erobern vermögen.

Mit immer steigender Anteilnahme folgt der Leser der Erzählung Escherichs, wie der kühne Erforscher der Wildnis sich unter den stärksten Strapazen an das fieberschwangere Gewässer heranarbeitet, bergauf, bergab, geleitet von einem eisernen Willen, und wenn dieser zu ermatten drohte, stets wieder erfrischt durch die dem leidenschaftlichen Nimrod in himmlischen Farben vorschwebende Fata Morgana, an dem geheimnisvollen See sich den selten gewordenen Freuden einer echt afrikanischen Jagd hingeben zu können. An der Niederung des Rudolfsees angekommen, findet Escherich zu seiner grenzenlosen Enttäuschung, daß die Abessinier ihm dort Jagdgelegenheiten vorgefabelt haben, welche nicht mehr existieren, denn die Löwen und Elefanten sind vor den Abessiniern mit ihren modernen Feuergewehren längst aus dem Tiefland in die minder zugänglichen Berge zurückgewichen. Bevor Escherich die Rückkehr anzutreten vermag, zerreist sein Moskitonetz, ohne gleich geflickt werden zu können; er verirrt sich in der Wildnis und läuft noch andere Gefahren, so daß die Spannung des Lesers niemals abreißt.

Politisch beachtenswert ist die aus dem Escherichschen Buch hervorgehende Tatsache der vorzüglichen und zeitgemäßen Bewaffnung der Abessinier, dieser kriegerischen Nation, welche zu Crispis Zeiten eine italienische Armee von 30 000 Mann besiegt und zum Lande herausgetrieben hat. Die Abessinier sind keine Neger, sondern eine höherstehende Rasse und bekennen sich zur christlichen Religion; jedoch wie in der ganzen Literatur, so erscheinen sie auch bei unserem Autor als fast ohne jede Beziehung zur Kultur. Ob sie nicht aber vielleicht doch bildsam sind, im Gegensatz zu den Negern, und einer unabhängigen Entwickelung entgegengehen, wer will es entscheiden?

Digitized by Google

Jedenfalls behandelt das ganze Volk mit peinlicher Sorgfalt die modernen Gewehre, zum großen Teil Mehrlader, welche unser Autor in den Händen fast aller Abessinier vorgefunden hat. Die Waffen werden geputzt und geölt, wie es nötig ist, kunstgerecht auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. Chinesen ist die dazu erforderliche Sauberkeit und Liebe zur Waffe bisher nicht einzuimpfen gewesen. Auch die von den Abessiniern unterworfenen Negerstämme hat Escherich wohlbewaffnet gefunden.

Das Puttkamersche Buch steht hinter dem oben besprochenen bedeutend an Wert zurück, aber bei der hohen Stellung, welche der Verfasser im Kolonialdienst eingenommen hat, werden doch alle an Kamerun intensiv interessierten Personen von der Publikation Kenntnis nehmen und sich mit dem Inhalt so oder so auseinandersetzen müssen. Daniels.

Pädagogik.

Die Leistungen der höheren Schulen in Preußen im Lichte der Statistik.

Unter diesem Titel hat Herr Gymnasialdirektor Dr. Huckert in Posen unlängst ein Buch erscheinen lassen, dessen Inhalt der in der Tagespresse wie in Fachzeitschriften dauernd erörterten Frage eine ganz neue Richtung gibt. Berufene und Unberufene haben sich in den letzten Jahren über den angeblichen Rückgang in den Leistungen unserer höheren Schulen beklagt. Ihre Klagen richten sich in erster Linie gegen das humanistische Gymnasium. Die Ankläger behaupten, die höheren Schulen lieferten eine große Zahl minderwertiger Studenten auf die Universitäten und anderen Hochschulen.

Bis vor 30 Jahren erklärte man sich das Steigen und Fallen der Abiturientenzahlen und damit die Zu- und Abnahme der Universitätsfrequenz durch wirtschaftliche Ursachen. Der Universitätsstatistiker Professor Conrad schrieb der wirtschaftlichen Depression eine große Rolle dabei zu, während Direktor Huckert den wirtschaftlichen Fortschritt für die Hauptursache der Zunahme der Zahl der Abiturienten wie der Studenten ansah. In jüngster Zeit hat man diese Ursachen in den angeblich erleichterten Vorbedingungen zum Universitätsstudium erkennen wollen. Es sind insbesondere die Universitätsprofessoren Dr. v. Below in Freiburg und Dr. Hillebrandt in Breslau gewesen, die behaupteten, die neuen preußischen Lehrpläne von 1892 und 1901 stellten an die Gymnasiasten so geringe Anforderungen, daß viele unbrauchbare Schüler in diesen Anstalten zurückgehalten würden, die früher schon in den Unter- oder Mittelklassen abgegangen wären. Es sei dann weiter die Reifeprüfungsordnung von 1901/03 hinzugekommen, welche es auch gänzlich ungeeigneten Jünglingen ermöglichte, diese wichtige Prüfung zu bestehen und die Universität zu beziehen. Professor Hillebrandt hielt am 12. Mai 1912 eine Rede im Herrenhause, in der er diese Ansichten im einzelnen darlegte und sogar mit statistischen

Digitized by Google

Zahlen zu begründen versuchte. Nachdem schon 1902 der Gymnasialdirektor Mülder in Emden daran erinnert hatte, daß im Anfang der 90er Jahre viel weniger Gymnasiasten aus den Mittelklassen abgegangen wären als früher und diese Erscheinung als Wirkung der erwähnten Lehrpläne dargestellt hatte, stützte sich Professor Hillebrandt in seiner Herrenhausrede noch mehr auf die Statistik und erinnerte an den Rückgang, den die akademischen Fachprüfungen gegen früher genommen haben. Vor allem sollte der immer ungünstiger werdende Ausfall der Prüfungen für das höhere Lehramt den Beweis für seine Behauptung vom Rückgang der Leistungen unserer höheren Schulen liefern.

Diesen und ähnlichen Behauptungen war nun Gymnasialdirektor Dr. Huckert schon seit Jahren durch seine statistischen Arbeiten entgegengetreten. Auch andere hatten wertvolles Material für die Beurteilung dieser hochwichtigen Frage beigebracht. Das vorhandene Material war bislang zerstreut in Fachblättern. Nun hat Direktor Huckert sein eigenes umfangreiches Zahlenmaterial unter Berücksichtigung des geeigneten anderen gesammelt, wesentlich bereichert und das Ganze im Zusammenhange in dem genannten Buche verarbeitet. Er kommt dabei in allen Einzelheiten zu wesentlich anderem Ergebnisse, als Professor Hillebrandt.

Was zunächst den Rückgang beim Schülerabgange vom Gymnasium im Beginne der 90er Jahre angeht, so beweist Direktor Huckert, daß er nur die Folge der geringen Schüleraufnahme seit 1886/87 ist. Dafür aber lag die Hauptursache in folgendem: In früheren Jahren besuchten auch solche Schüler, die niemals die Absicht hatten, zu studieren, das Gymnasium eine Zeitlang. Sie gingen aus den unteren oder mittleren Klassen wieder ab, um einen praktischen Beruf zu ergreifen. Um jene Zeit wurden aber sehr viele Realschulen entweder neu gegründet oder andere bereits bestehende wurden weiter ausgebaut. Die meisten dieser Schüler gingen von nun an auf die für sie geeigneteren Realanstalten. Hier mußte man also auch die Zahlen der aus den Unter- und Mittelklassen abgehenden Schüler suchen, die man früher bei den Gymnasien fand. Es verbreitete sich außerdem gerade in jener Zeit die Kenntnis von der Ueberfüllung aller Berufe, die akademische Studien voraussetzen. Deshalb brachten die Eltern nur solche Knaben zum Gymnasium, die trotzdem aus ganz besonderen Gründen studieren sollten. Alles das zusammengenommen veranlaßte eine geringere Aufnahme auf das Gymnasium und infolge dessen auch einen geringeren Abgang aus den Mittelklassen des Gymnasiums; denn, die nun einmal kamen, blieben auch bis zur Reifeprüfung. Ein damals einsetzender stärkerer Zugang von katholischen Schülern verstärkte diese Erscheinungen noch. Es läßt sich statistisch beweisen, daß die katholischen Schüler in der Mehrzahl nicht Großstadtkinder sind. Sie besuchen in den Unterklassen meist die ländlichen Rektoratsschulen, kommen in den Mittelklassen zum Gymnasium und bleiben hier bis zur Reifeprüfung; denn die meisten wollen sich das Studium der Theologie offen halten.

Digitized by Google

Waren das die natürlichen Ursachen für den verminderten Abgang von Schülern aus den Mittelklassen und gleichzeitig für die Erhöhung der Abiturientenzahl und damit den erhöhten Zugang zur Universität in jener Zeit, so ist es Direktor Huckert besonders glänzend gelungen, den statistischen Nachweis dafür zu liefern, daß der Besuch der Universitäten bedingt ist durch die wirtschaftliche Entwicklung, durch die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und durch die wachsende Zahl derjenigen Berufe, aus denen in der Hauptsache die Studierenden immer hervorgegangen sind. Der Besuch der Universitäten hat gar nichts zu tun mit den von Hillebrandt und v. Below angegebenen Gründen. Weder die Lehrpläne unserer höheren Schulen, noch die Reifeprüfungsordnung beeinflussen ihn. Nach dieser glänzenden Beweisführung Huckerts kann nur noch bewußte Voreingenommenheit auf diese Dinge als Ursachen zurückgreifen.

Eine weitere Begründung der Behauptung vom Rückgange der Leistungen der preußischen höheren Schulen seit 1892 bezw. 1901/03 glaubt man in dem ungünstigeren Ausfall der Prüfungen pro facultate docendi in jüngster Zeit erblicken zu dürfen. Huckert untersucht deshalb die Frage, wovon denn der Ausfall solcher Prüfungen abhängt, und findet, daß der „Prozentsatz der durchgefallenen Kandidaten durchschnittlich um so größer ist, je größer bei einer Prüfungskommission die Zahl der Prüflinge ist", und daß „der Prozentsatz der durchgefallenen Kandidaten größer wird, je mehr die Zahl der Prüflinge bei den einzelnen Kommissionen im Laufe der Jahre relativ anschwillt". Dieses eigentlich ganz selbstverständliche Ergebnis findet seine volle Bestätigung in einem erdrückenden statistischen Zahlenmaterial, das bis zum Jahre 1870 hinaufreicht. Es ist in der Hauptsache gleichlautend mit dem Satze von Conrad: „Je mehr das Angebot die Nachfrage übersteigt, um so mehr werden die Anforderungen gesteigert. Je weniger Ueberschuß vorhanden ist, um so nachsichtiger sind die Examinatoren."

Mit dem Steigen der Kandidatenzahl steigt aber auch die Zahl der prüfenden Professoren. Und darin liegt ein weiterer Grund für das Steigen der Prozentsätze der durchfallenden Kandidaten. Es kommt sehr viel darauf an, ob der Kandidat seinen Examinator und dessen Lieblingsgegenstände kennt. „Wie würde es sich sonst erklären, daß die Professoren gewöhnlich die Zahl ihrer Zuhörer sehr merklich steigen sehen, wenn sie in die Prüfungskommissin hineinkommen? Bekannt ist es ja doch, daß für viele Prüfungskommissionen in der Jurisprudenz, dem Baufach usw. gedruckte Zusammenstellungen von Fragen bestehen, die immer wieder durch neu gestellte Fragen ergänzt werden. Das Unwesen der Repetitoren bei den Juristen beruht ja zum guten Teil auf der Vorbereitung der Kandidaten für den Inhalt und die Form der Fragen eines bestimmten Examinators. Bei den großen Prüfungskommissionen für die Oberlehrerprüfung aber, auf die sich Professor Hillebrandt gerade beruft, wird dasselbe Prüfungsfach von mehreren Examinatoren geprüft, und Huckert beweist durch seine Zahlen,

Digitized by Google

daß diese Kommissionen auch die höchsten Prozentzahlen von durchgefallenen Kandidaten liefern.

Endlich hängt der Prozentsatz der durchgefallenen Kandidaten auch von dem Studienalter ab, in dem sich diese zur Prüfung melden. Bei sonst gleichen Verhältnissen müssen natürlich um so mehr durchfallen, je früher sie in die Prüfung eintreten. Nun ließ sich seit 1905 schon voraussehen, daß sehr bald eine große Ueberfüllung im Oberlehrerstande eintreten müßte, und es kam darauf an, daß die jungen Philologen möglichst bald ihre Prüfungen vollendeten, um noch von dem Mangel an Kandidaten Vorteil zu haben. Viele versuchten daher die Prüfung früher zu machen, als zu einem guten Bestehen zweckmäßig war, gestützt auf die praktisch undurchführbare Bestimmung, daß sich der preußische Philologe schon nach sechs Studiensemestern zur Prüfung melden darf. Der ungünstige Prozentsatz der bestandenen Prüfungen bis zum Jahre 1908/09 hat darin einen wesentlichen Grund.

Die Huckertsche Statistik deckt aber auch direkte Uebelstände der Prüfungsordnung für das höhere Lehramt auf. Solche liegen einmal in der vielfach unsachlichen Verbindung der verschiedenen Prüfungsgegenstände, und andererseits in der ganz ungehörigen Bewertung der sogenannten Allgemeinen Prüfung. Die letztere hat mit der Fachwissenschaft des Kandidaten nichts zu tun, und dennoch ist nach der Prüfungsordnnng ihr Bestehen die Bedingung für das Bestehen der ganzen Prüfung pro facultate docendi. Das hat die ungerechtesten Folgen, die man sich denken kann, abschon das Nichtbestehen dieser Allgemeinen Vorprüfung durchaus kein Beweis für geringe Leistungen und erst recht kein Maßstab für die Kenntnisse eines Kandidaten in seinem Fache ist. Trotz guter Leistungen in der eigentlichen Prüfung erhöhen die Kandidaten, welche die Allgemeine Prüfung nicht in allen Gegenständen bestehen, den Prozentsatz der Durchgefallenen.

Die nach den heute gültigen Grundsätzen geordneten Ergebnisse der Oberlehrerprüfungen können aus allen diesen Gründen keinen Prüfstein für die Beurteilung der Frage bilden, ob die Leistungen unserer Gymnasien geringer geworden sind, als sie 1892 waren. Wohl aber sollten sie der Anlaß werden, daß die Prüfungsordnung für diese Kandidaten wesentlich geändert wird. Der Gerechtigkeit würde am besten genügt, wenn für die Oberlehrer die entscheidende Hauptprüfung an das Ende der Vorbereitungsdienstzeit gelegt und einer Prüfungskommission für ganz Preußen übertragen würde. Wissenschaftliche Fachprüfungen bei den Provinzial-Kommissionen mögen, wie bei den Juristen, dem Eintritte in den Vorbereitungsdienst vorausgehen.

Weil Professor Hillebrandt auch den Ausfall der Prüfung bei Medizinern, Apothekern und Zahnärzten als Nachweis für den von ihm vermuteten Rückgang der Schulleistungen herangezogen hatte, so untersucht Huckert auch diesen und kommt zu dem Ergebnis, daß er eher das Gegenteil beweist, als daß er eine Stütze für Hillebrandts Behauptung ist.

Digitized by Google

Nun ist von anderer Seite der alte Streit wieder aufgenommen worden, bei dem es sich um die angeblich besseren Leistungen der Realanstalten gegenüber den humanistischen Gymnasien handelt. Infolge der Hillebrandtschen Herrenhausrede ist in Fachzeitschriften, wie auch in Tagesblättern behauptet worden, die Realanstalten seien die geeigneteren Vorbereitungsschulen für künftige Neuphilologen, Mathematiker und Naturwissenschaftler. Ihr Lehrplan habe gerade für diese Studien größere Bedeutung, als der des humanistischen Gymnasiums. Die ausgedehnten statistischen Arbeiten, die zur Klärung dieser Frage in der Fachliteratur veröffentlicht sind, haben eine solche Annahme keineswegs stützen können. Huckert hat die Frage auch sehr gründlich untersucht. Er kommt zu dem Ergebnis, daß auch hier wieder die verwickeltsten Ursachen zusammenwirken. So sind heute noch die Realanstalten in der Hauptsache auf die größeren Städte beschränkt, während die meisten Gymnasien in kleinen Landstädtchen liegen. Die Schüler der Realanstalten sind also in der Mehrzahl Stadtkinder, während die Gymnasiasten sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzen. Auch die Konfession der Schüler hat ihren Anteil an der Lösung dieser Frage, wie auch die Zugehörigkeit der Schüler zu begüterten oder weniger begüterten Volksklassen nicht unwichtig bei ihrer Beurteilung ist. Die Abiturienten der Realanstalten sind durch alle die genannten Ursachen den Abiturienten der humanistischen Gymnasien gegenüber im Vorteil. Die Abiturienten der Realanstalten haben in Wahrheit zahlenmäßig große Erfolge bei den akademischen Prüfungen aufzuweisen. Aus den genannten Gründen sind diese aber noch kein Nachweis für besonders bessere Leistungen der Realanstalten als solche. Huckert kommt zu dem Schlusse, daß auch „die guten Erfolge der Realanstalten bei den philologischen Prüfungen nach alledem nichts gegen das Gymnasium beweisen, sie beweisen auch nicht einmal, daß die Realanstalten den Gymnasien in der allgemeinen geistigen Ausbildung ihrer Schüler ebenbürtig sind. Am wenigsten beweisen sie das inbetreff des Realgymnasiums, solange nicht die nach dem vorliegenden Material begründete Annahme als unrichtig erwiesen ist, daß an den guten Erfolgen der Realanstalten die Oberrealschulen wenigstens den Hauptanteil haben."

Hier darf vor allem ein wichtiger Umstand nicht vergessen werden, nämlich der, daß in den Oberklassen der Realanstalten im ganzen begabtere Schüler sind, als in den Oberklassen der Gymnasien, und daß das ganz besonders für die Oberrealschule zutrifft. Die Gründe dafür sind einleuchtend. Noch bis in die jüngste Zeit waren die „Berechtigungen" der Realanstaltsabiturienten sehr beschränkte. Die jungen Leute waren von den meisten Fakultätsstudien ausgeschlossen, insbesondere von denen, die den Weg zur Staatskrippe öffnen. Es verlohnte sich deshalb für viele nicht, hier weiter noch Zeit und Geld zu opfern, und wer seinem Sohne von vornherein die Möglichkeit geben wollte, daß er einmal Beamter werden konnte, der schickte ihn nicht zu einer Realanstalt, sondern aufs Gymnasium.

Digitized by Google

Dieses Monopol sicherte dem Gymnasium seinen sicheren Schülerbestand, brachte aber auch viele Schüler in die Oberklassen, die nicht auf eine höhere Schule gehören, weil sie nicht imstande sind, ihre Aufgabe zu lösen. Selbstverständlich ist das nicht anders auch in den Unter- und Mittelklassen der Realanstalten; anders in deren Oberklassen. Weil die Realanstalten keine „Berechtigungen" als Aequivalent für Zeit- und Geldaufwand bieten konnten, so blieben in ihren Oberklassen nur diejenigen Schüler, welche Freude und Begabung genug hatten, die Aufgaben dieser Oberklassen zu lösen. Zudem waren es in der Mehrzahl Söhne wohlhabender Eltern. Wenn solche Abiturienten zur Hochschule gingen, waren sie in ihrer Gesamtheit gegen die Gymnasialabiturienten im Vorteil. Bei der Oberrealschule, die unter den Realanstalten die wenigsten Berechtigungen hatte, wirkten diese Ursachen am stärksten. Aus diesen Gründen hat Huckert recht, wenn er den Oberrealschulabiturienten den größten Anteil an den günstigen Erfolgen zumißt, welche die Abiturienten der Realanstalten bis in die jüngsten Jahre hinein zu verzeichnen hatten. Die amtliche Statistik unterscheidet leider nicht zwischen den beiden Kategorien der Abiturienten von Oberrealschulen und Realgymnasien. Geschähe das, so würde sich der Beweis dieser Behauptung aus den statistischen Zahlen ablesen lassen.

Die Gleichberechtigung der drei neunklassigen höheren Schulen ist noch zu jungen Datums, als daß sich jetzt schon wirkliche Verschiedenheiten gegen früher zeigen könnten. Sie werden sich aber zeigen in dem Maße, in dem in Zukunft auch in die Oberklassen der Realanstalten ungeeignetere Schüler aufrücken werden, die später die Hochschulen besuchen und akademische Prüfungen machen. Mit Recht macht auch Huckert auf diesen Umstand aufmerksam. „Erst wenn die Realanstalten ebenso verstreut liegen, wie die Gymnasien, wenn die kleinen Städte ebenso Anteil haben an den Realanstalten, wie die großen Städte und die weniger gut gestellten Volksklassen ihre Söhne ebenso den oberen Klassen der Realanstalten wie der Gymnasien zuführen, erst dann wird man mit genügender Sicherheit in den Leistungen der verschieden vorbereiteten Abiturienten im Staatsexamen einen sicheren Prüfstein sehen können für die Leistungen der verschiedenen höheren Lehranstalten inbetreff der Vorbereitung für die einzelnen Berufe bzw. inbetreff der Prüfungen, welche zu diesem Berufe hinführen."

Es waren Universitätsprofessoren, von denen die Klagen über die Leistungen der höheren Schulen ausgingen, Männer, die es begreiflicherweise bedauern, daß das alte humanistische Gymnasium immer mehr von seiner Eigenart hat aufgeben müssen. Sie suchten den Fehler nur an falscher Stelle, bei den neuen Lehrplänen und der neuen Reifeprüfungsordnung, während sie ihn hätten finden können in der falschen Methode der alten Verteidiger des humanistischen Gymnasiums, die sein Monopol nicht rechtzeitig aufgeben wollten. Die Entwicklung wäre anders geworden, wenn diese Männer im richtigen Augenblick eingelenkt hätten. Wir würden dann heute wahrscheinlich nur das humanistische Gymnasium und die Ober-

Digitized by Google

realschule haben, die sich, jede in seiner Eigenart, glücklich ergänzten. Wie die Dinge zurzeit liegen, kann es sich nur um die richtige Verteilung der vorhandenen Anstalten auf die bestehenden Arten handeln. Preisgeben können wir keine Art, und der alte Streit muß, wie es Huckert wünscht, ein Wettkampf bleiben, in dem sich in den Leistungen aller Anstalten ein gesunder Fortschritt in der Ausbildung der Schüler bemerkbar macht ohne übermäßige Erschwerung und Belastung durch bloßes Wissen. Die „richtige Auswahl der begabteren Schüler ist nur möglich, wenn nicht die Masse des Wissens, sondern des Könnens bei Versetzungen wie bei Reifeprüfungen den Ausschlag gibt. Solange das aber das eigentliche Ziel aller Reformen im höheren Schulwesen auch in Zukunft bleibt, sollten vor allem unbegründete Vorwürfe gegen die preußischen höheren Schulen nicht weiter erhoben werden.

Saarbrücken. Otto Hesse.

Literatur.

Frieda Port: Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte. Mit vier Bildnissen. — C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, München 1912.

Zu dieser Lebensbeschreibung ist die Verfasserin von keinem Geringeren angeregt und autorisiert worden, als von Hermann Lingg selbst. Im Jahre 1876 hatte sie, in der Stille nach Gottes- und Selbstgewißheit ringend, dem bewunderten Dichter ein paar Hefte voll eigener dichterischen Versuche zugesandt, mit denen sie seine Teilnahme gewann. Er lud sie zu sich, und aus dieser ersten Begegnung erwuchs im Laufe der Zeit ein lebhafter geistiger Verkehr und eine Freundschaft, die alle Gefahren überstand, mit denen sie Linggs Reizbarkeit bedrohte. Frieda Port wurde eine Art weiblicher Eckermann des Dichters, und so hat er lange vor seinem Tode ihr gegenüber den Wunsch geäußert, daß sie dereinst seine Biographin werden möge, und sie durch Erzählungen aus seiner Jugend und durch Vorlesungen aus seinen Tagebüchern zu dieser Arbeit selbst noch ausgerüstet.

Es ist ein echtes Dichterleben, was Frieda Port uns schildert. Auf eine glückliche Jugend im Elternhause zu Lindau, wo Lingg 1820 geboren wurde, folgte ein langes Ringen um den Kranz, mit viel Not und Entbehrung — vor allem nach dem Tode des Vaters —, Enttäuschung und Kummer, Unrast und Zerspaltenheit. Der Mediziner und der Dichter lagen in Lingg im Streite, seitdem er die Universität in München bezogen hatte, und wenn zunächst in einem summa cum laude bestandenen Doktorexamen und in der Anstellung als Militär-Unterarzt der Mediziner äußerlich den Sieg gewann, so rächte sich der Dichter für die Unterdrückung innerlich sehr fühlbar. Dazu kam der langwierige Kampf mit den Seinen um die geliebte Seraphine, ein einfaches Mädchen aus Füssen, mit dem er sich als Student versprochen hatte, sowie die tiefe Erschütterung, die ihm 1848 die Vorgänge in Süddeutschland brachten, ihm, der innerlich auf

Digitized by Google

Seiten der Revolutionäre stand und als Militärarzt doch beim Heere ihr Unterdrücker sein mußte. Diesen Angriffen hielten die Nerven des seelisch zarten Lyrikers nicht stand. Er verfiel in Verfolgungswahn, floh aus seinem Regiment und wurde von den Seinen als Geisteskranker in das Militärhospital eingeliefert, das ihn nach einiger Zeit einer Privatirrenanstalt überließ, und zwar derselben, in der früher Lenau seine umnachteten Tage verbracht hatte. Hier konnte er bald entlassen werden, zog sich aber dann, um die quälenden Bilder ganz zu bannen, zunächst nach Heyensweiler und darauf nach Füssen zurück, wo er in dem kleinen Häuschen, das Seraphine inzwischen geerbt hatte, mit der Geliebten in ländlicher Stille ein paar glückliche, arbeitsame und dichterisch fruchtbare Monate verlebte, ohne indessen von den Seinigen die eifrig erbetene Einwilligung in seine Heirat erlangen zu können. Das Füssener Idyll fand ein peinliches Ende. Das seltsame Zusammenleben Linggs mit seiner Verlobten erregte in dem kleinen Städtchen begreiflicherweise großen Anstoß, man wandte sich an die „Kommandantschaft" in München, und diese befahl ihm eines Tages, Füssen binnen 48 Stunden zu verlassen. Tief verbittert kehrte der so Gedemütigte nach München zu seinen Verwandten zurück. Hier aber kam die Wende seines Schicksals — im Jahre 1853 —, der heiß ersehnte, bisher immer vergeblich erhoffte dichterische Erfolg. Und zwar war es Geibel, der anerkannte Führer der damaligen deutschen Lyrik, der ihm, wie so manchem anderen, zur öffentlichen Anerkennung verhalf. Er erkannte Linggs großes Talent, machte für ihn seinen Einfluß bei Cotta geltend, und, mit einer wirkungsvollen Vorrede Geibels, erschienen H. Linggs „Gedichte" noch im selben Jahre. Die wertvollste Folge war seine Audienz bei König Max und die Gewährung eines Jahrgehaltes von 500 Gulden. Damit war die erwünschte Unabhängigkeit von Beruf und Familie erreicht. Der Dichter siegte schließtich doch über den Mediziner, und zugleich siegte die Liebe. Lingg heiratete seine Seraphine und hat mit ihr fast ein halbes Jahrhundert lang eine Ehe geführt, deren Glück nur einmal vorübergehend durch eine Leidenschaft Linggs getrübt wurde. Ganz der Poesie hingegeben, wozu ihn später die lebenslängliche Zusicherung der Schillerstiftung instand setzte, schuf er fortan unermüdlich neue Gedichte, viele Dramen, Novellen und vor allem sein Epos „Die Völkerwanderung". Wenn auch der Erfolg seiner Dichtungen längst nicht die gewünschte Breite hatte, so zeigte sich doch an seinem siebzigsten Geburtstage, wie hoch man ihn in Süddeutschland, zumal in München, schätzte. Als er achtzig Jahre alt wurde, nannten ihn die Lindauer in einer Adresse gar „den größten der lebenden deutschen Dichter" und tauften ihm zu Ehren die Kirchgasse in Linggstraße um. Danach hat Lingg noch fünf Jahre gelebt und alle seine Söhne wie auch seine Gattin überlebt. Seraphine starb 1903, zwei Jahre vor dem Dichter, und wie hingehend sie ihn liebte, das hat sie aufs bewunderungswürdigste dadurch gezeigt, daß sie ihrer Tochter Maly, die sie pflegte, sterbend das Versprechen abnahm, ihrem Manne ihren Tod zu verheimlichen. „Sie

Digitized by Google

wußte, daß er diese Trennung nicht würde ertragen können. So wollte sie sich ihm ganz leise von der Seite stehlen in höchster Selbstverleugnung, eine letzte Lebenstat" — wir stimmen der Biographin bei — „so unsterblich wie ihres Mannes großes Dichterwerk." Und, so unglaublich es klingt, es gelang, den Dichter zwei Jahre lang über den Tod Seraphinens zu täuschen. Es konnte gelingen, weil das Leben des Greises traumartig verdämmerte und liebevolle Frauenpflege ihn unermüdlich hütete und umsorgte.

Das sind die Umrisse dieser Lebensgeschichte, in der sicherlich eine tüchtige, gewissenhafte Arbeit steckt und die daher allen Freunden der Linggschen Poesie willkommen sein wird, zumal sie überall die Wärme des Empfindens verrät, die eine Hauptvoraussetzung für das Verständnis einer fremden Persönlichkeit ist. Daß das Werk in jeder Hinsicht zu rühmen wäre, kann ich freilich nicht sagen. Mir will scheinen, als ob Lingg, vielleicht unter dem Eindruck der Liebenswürdigkeit und Anhänglichkeit der Freundin, ihre schriftstellerischen Fähigkeiten überschätzt habe. Um eine gute Biographie zu schreiben, zumal die eines Dichters, muß man selbst ein wenig Dichter sein. Frieda Port fehlt es meines Erachtens an der rechten Gestaltungskraft. Sie stand übrigens Lingg zu nah; wie gegen ihn selbst, so zeigt sie sich auch gegen seine Dichtungen zu wenig kritisch. Linggs historische Poesie ist gewiß vielfach bewunderungswürdig, aber doch nicht „unvergleichlich", „eine ganz einzig dastehende Erscheinung". Vielmehr ist ihm in der anschaulichen Vergegenwärtigung geschichtlicher Persönlichkeiten C. F. Meyer, der ihm geistig verwandt ist und mit ihm befreundet war, im ganzen doch entschieden überlegen. Es ist auch nicht grundlos, daß Linggs Dramen und selbst seinem großen Epos, trotz Hermerlings Bewunderung, eine breitere und tiefere Wirkung nicht beschieden war. Frieda Port geht auf diese Frage nicht ein, wie sie überhaupt die Dichtungen ihres Helden kaum beurteilt, ja, vielfach nicht einmal charakterisiert. Abgesehen von den zitierten Gedichten erfahren wir von seinen Werken nirgends viel mehr als den Titel, und in einer Fülle allgemeiner Lobeserhebungen, mit denen sie seiner Dichtungen gedenkt, ertrinkt eine wirklich faßbare, unterscheidende Charakteristik seiner Poesie. Das Leben eines Dichters aber, das doch wesentlich in seinem Dichten besteht, sollte man nicht beschreiben, ohne dem Leser von seinen Werken einen einigermaßen deutlichen Begriff zu geben.

Auch sprachlich steht das Buch nicht auf der Höhe, auf der man ein Werk über den größten Lyriker des Münchener Dichterkreises zu sehen wünschte. Es fehlt an Schwung und an Farbe, und es finden sich stilistische Verstöße, über die man sich billigerweise wundert.

Wilhelm Münch: Der Schneider von Breslau und andere Geschichten. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. München 1913.

Zur Einleitung ist dem Büchlein ein ausführlicher Nachruf auf den hingeschiedenen Verfasser von Adolf Matthias beigegeben. Es wird darin

Digitized by Google

in gehaltvoller Kürze Münchs Leben erzählt, seine Persönlichkeit gewürdigt und eine Uebersicht über seine schriftstellerischen Arbeiten gegeben. Diese beziehen sich natürlich ganz überwiegend auf Schule und Erziehung, das Arbeitsgebiet des Verfassers. Aber wie seine pädagogische Schriftstellerei von Anfang an die Tendenz zeigte, aus der fachwissenschaftlichen Enge und Gebundenheit in die Freiheit und Weite allgemeinerer, philosophisch gearteter Betrachtungen vorzuschreiten, so mündet sie schließlich in Darstellungen von rein menschlichem Gehalt und dichterischem Charakter. Münch selbst hat drei novellistische Bücher veröffentlicht, die „Gestalten am Wege", die „Leute von ehedem und was ihnen passiert ist" und „Seltsame Alltagsmenschen". In seinem Nachlaß fanden sich aber noch sieben weitere Erzählungen, die nun eben in diesem Bändchen enthalten sind.

Münchs Erzählungen haben zwar alle etwas mehr oder weniger Bruchstückartiges und sind insofern dilettantisch. Auch wiegen sie im Gehalte zum Teil etwas leicht, wie z. B. „Die Hyazinthen". Sie verraten aber durch ihre Form, daß der Verfasser wirklich dichterisches Talent besaß. Ich stimme Matthias bei, wenn er meint, man könne beim Lesen von Münchs novellistischen Versuchen auf den Gedanken kommen, daß er vielleicht einen ebenso guten Novellisten wie Pädagogen abgegeben hätte. Ein großes Talent tyrannisiert den Menschen, ein kleines aber kann sehr wohl von ihm tyrannisiert und unterdrückt werden. Es gibt sicherlich manch einen, der ein trefflicher Künstler werden könnte und doch nicht wird, weil seine Geisteskraft nun einmal in andere Bahnen gelenkt und darin festgehalten wird. Was den Durchschnittskünstler von dem Dilettanten unterscheidet, ist meist viel weniger die größere Begabung als der stärkere Trieb zur Produktion und die dauernde Richtung oder Einstellung des Geistes auf die Bewältigung künstlerischer Probleme. Man lese nur die erste Geschichte von Matthias Grünberger, dem „Schneider von Breslau", der sich beim Ausbruch des Befreiungskrieges von 1813 in aller Stille selbst eine Lützower Uniform zimmert und sich mit ihr aus der verachteten Niedrigkeit seines Schneidertums zur stolzen Höhe eines Freiheitskämpfers erhebt. Wer so reizend zu plaudern versteht, mit soviel Leichtigkeit und Anmut, soviel Witz und Geist, wie Münch hier über die Eigenart des Schneiderdaseins plaudert, wer mit so liebenswürdigem Humor den Durchschnittsmenschen zu sehen und zu schildern weiß, der hatte das Zeug zum Novellisten, auch wenn er eine richtige Novelle nicht geschrieben hat.

Daß Münch auch nette Verse machen konnte, beweist uns Matthias durch mehrere Proben. Das hübscheste Gedicht, dessen graziöser Spott jedermann belustigen muß, sei hier mitgeteilt.

Zeitgemäße Variation.

Und drinnen waltet —
Nein, das ist veraltet —
Drin repräsentiert
Die Dame des Hauses,

Digitized by Google

Zwar Mutter der Kinder,
Doch hält sie sich weise,
Meist fern ihrem Kreise;
Sie lehrt nicht die Mädchen
Und wehrt nicht den Knaben
(Sie wird doch wohl Bonne
Und Hauslehrer haben!),
Beansprucht ohn' Ende
Der Dienerschaft Hände,
Für Verlust und Gewinn
Hat sie gar keinen Sinn,
Kauft zierliche Sachen im prunkenden Laden,
Hantiert nur höchst selten mit Nadel und Faden
Und beziehet en gros für den stilvollen Schrein
Von Rudolf Hertzog den schneeigen Lein,
Sie kultiviert nur den Glanz und den Schimmer
Und ruht sonst immer.

Martin Havenstein.

Rudolf Alexander Schröder: Elysium. Gesammelte Gedichte. 1912. — Homers Odyssee. Neu übertragen. 1911. — Popes Lockenraub. Uebertragen mit Zeichnungen von Beardsley. 1908. — Alles im Insel-Verlage.

Wir haben keine Dichter heute? Wenige, aber einige doch. — Ist das folgende kein Gedicht?

Da Sturm des Walds verworrene Wipfel beugt
Und stäten Berges steinerne Wucht im Prall
Der Brandung stöhnt, die an der Flanke
Wütend mit geiferndem Sturz ihm rüttelt,

Zog über See der kundige Schiffer längst
Die Segel ein und harret am Ruder bang,
Ob er, von Wog zu Woge schwimmend
Gegen den helleren Tag entkomme.

Dir dräut zu Häupten Wettergewalt; und rings
Bezog den Kreis des offenen Himmels dir
Ein widerlich Gewölk. Die Hasser
Stehn an den Grenzen, die Nachbar-Feinde,

Gerüstet auf. Es wagen die Dürftigsten
Ein höhnisch Wort; viel schnödes Gesindel speit
Vor deinem Namen aus und rissen
Gerne vom leuchtenden Haupt den Kranz dir,

Digitized by Google

Ohn Scheu und Dank genossenen Guts, da du
Mit eignem Blut die Bettler genährt. Doch lacht
Die Königin der schlechten Rotte,
Weil ihr ein Winken die Diebe fortschreckt.

Solang du stark bist, fürchte die Bösen nicht.
Bald schweigt der Sturm: da sinken die zornigen
Gewässer ab, und neu verdoppelt
Grüßet das holde Gesicht des Festlands.

Von dem ehernen Wortgefüge, von der männlich feurigen Empfindung, wie diese, sind sämtliche 26 an Deutschland gerichteten Oden des „Elysiums", ob der Dichter die Fülle der Gaben preist, mit denen unsere gütige Mutter uns überschüttet, und die sie aus ihrer Ueberfülle an fremde Bettler austeilt, oder ihren sangesreichen Mund, ihre in allen Künsten geübte Hand, ihr ruhevoll gelassenes und selbst im Unglück großes Herz, das Herz der Welt, an dem das Leben unseres Erdballs hängt; oder ob er die Geißel schwingt über dem gewinnsüchtigen Neid unserer Insel-Schwester oder den Fehlern der eigenen entarteten Kinder, der treulosen Verehrung des minderwertigen Fremden, dem blödsichtigen Materialismus, der, ein Vogel Strauß, den Kopf in den Sand seiner Schätze und seiner Sinnenfreuden steckt, den Weibern, die sich „des Gebärens einziger Würde feig entäußern", oder mit dröhnenden Schlägen uns auf die Verantwortung festhämmert, die wir einer solchen Mutter gegenüber haben. Jungdeutschland, das vor dem suchenden Blick dieses jungen Deutschen nicht besteht, sollte in einer billigen Separatausgabe diese Oden zu lesen bekommen und das Eisen des Bluts und der Seele, das in ihnen steckt, in sich aufnehmen: die Kraft des Idealismus und der Leidenschaft, die allein in dem kommenden Existenzkampf aushelfen kann. Die Stellung des Mannes seinem Vaterland gegenüber ist von so absoluter Einfachheit, daß nie eine Nation darüber in Zweifel gewesen ist, — die sich ihrer Würde bewußt war! So dürfen wir denn auch in diesen Oden nichts sachlich oder ideell Neues erwarten. Das tiefglühende Feuer der Empfindung in ihnen ist eben auch nur selten, nicht so leicht in anderen wiederzufinden, am wenigsten in den Oden des gefühligen Klopstock, der nach Lessing so vielerlei gewollte Empfindungen auskramt, daß der Leser schließlich gar nichts mehr empfindet; auch nicht in Körners „Leier und Schwert" und den z. T. schönen „Geharnischten Sonetten" Rückerts, die Schröders Poesie gegenüber wohlgezogen und zahm anmuten. Durchaus neu dagegen sind die Flammenstrahlen der Worte, die aus der inneren Lohe herausschlagen und die Seele des Lesers durchglühen. In ihnen sind keine dichterischen Redensarten, die wir schon irgendwo einmal so oder ähnlich gelesen haben. Das Ganze tritt uns entgegen als ein bisher Unbekanntes in der Fülle der Neuprägungen und der neuartigen Verwendung der Worte. Und dennoch ist nichts Gesuchtes darin, dessen Unnatur die Wärme des Eindrucks hindern müßte, wie so oft

Digitized by Google

in der allerjüngsten Lyrik, in der eben alles, Empfindung wie Ausdruck, als neu beabsichtigt ist. An Bierbaums wortungeheuerliche Lyrik hier auch nur zu erinnern, wäre ungebührlich. Aber man stelle Stefan George daneben, den verstandeskühlen Wortkünstler, der von seiner Koterie in den Himmel erhoben wird: in seiner vor ein paar Jahren veröffentlichten Uebersetzung der Shakspereschen Sonette sind nur ein paar Gedichte als erträglich zu bezeichnen, die anderen enthalten eine so gequälte Wort- und Reimkünstelei, daß sie auch nicht einen blassen Schatten von der Schönheit der Shakspereschen Poesie zu geben vermögen. Bei Schröder strömt alles, Empfindung zugleich mit ihrer Gestaltung, mühelos aus der Tiefe einer reichen Dichterseele und erfrischt und belebt uns wie ein Trunk köstlichen Quellwassers: in der Schlagkraft des ewig originalen und zugleich dichterisch schönen Ausdrucks erinnert er an Heinrich von Kleist und — speziell wenn wir von dem Unterschiede gehaltener Leidenschaft und wilder Kampfesluft absehen — an die gewaltige Ode „Germania an ihre Kinder".

Auch die anderen Gedichte des Bandes enthalten viel Schönes; bei ihnen tritt aber doch die Gefahr eines unaufhaltsam fließenden dichterischen Stromes ins Bewußtsein: wir hätten ihm ein engeres Bett gewünscht, sowohl in dem Gedicht „In memoriam", dessen zweiter kürzerer Teil sehr vorteilhaft gegen den ersten absticht, als auch in dem eigenartigen Zyklus, welcher die unbewußte Seligkeit der Schatten in Elysium schildert, der gegenüber das traurigste Erdenleben ein Glück ist.

Nun ein anderes Bild:

Herrin, ich rufe dich an — du magst nun ein Gott oder Mensch sein.
Wärest du aber ein Gott und wohnst in der Breite des Himmels,
Möcht' ich der Tochter des waltenden Zeus, der Artemis selber,
Dich an Gesicht und Wuchs und herrlicher Schöne vergleichen.
Wärest du aber ein Mensch und wohnst hier unten auf Erden,
Dreimal selig der Vater und selig die Frau, deine Mutter,
Dreimal selig die Brüder: es müßte ja immer das Herze (?)
Ihnen in Wonne frohlocken um deinetwillen, du Schöne,
Wenn du dich weisest im Reihen, du blühender Sproß ihres Hauses!
Aber das seligste Glück hält der vor andern im Herzen,
Der dich mit reichen Geschenken erwirbt und führt dich nach Hause.
Denn noch hab ich bisher kein solches Bildnis gesehen,
Nirgend, nicht Mann noch Weib. Ich schaue dich an und staune.

Ob das Entzücken an der Schönheit des jungfräulichen Weibes aus den Worten Homers noch strahlender leuchtet als aus diesen, kann ich als Nichtfachmann nicht entscheiden; ich glaube es kaum. Um aber zu erkennen, was Schröders Verse dichterisch wert sind, schlage man den 6. Gesang der Odyssee in der Uebersetzung von Voß auf; hier würde ein genauer Vergleich zu weit führen. Aber Voß läßt „ein solches Gewächs zum Reih'ntanz hinschweben" und schließt mit der schrecklichen Phrase: „mit Staunen erfüllt mich der (!) Anblick". Wenn hier überhaupt ein Abglanz des Originals

Digitized by Google

ist, dann ist es einer, dessen sämtliche Strahlen philologisch gebrochen sind.*) Und noch eine Probe: man lese abends den sechsten und die folgenden Gesänge von Nausikaa und der Aufnahme des Odysseus bei ihren Eltern laut, lege sich dann zu Bett, und man wird einen langen, gesunden Schlaf tun; denn es gibt kein besseres Schlafmittel als innere Beglücktheit. Die köstliche Ruhe der Betrachtung, die sinnige Einfalt, die natürliche Eleganz der Form Homers schmeichelt sich aus den Versen Schröders als Balsam in die unruhige Seele — obgleich diese Verse deutsche Hexameter sind und also der Pulsschlag des antiken Rhythmus oft genug aussetzen muß.

Ein dritter Ton: Popes Lockenraub — ein Nichts von Inhalt, schwer belastet mit einer ganzen Mythologie von überirdischen Agenten, aber doch mit schelmischer Rokoko-Grazie ausgeführt, und darum sicher eine schwierige Uebersetzungsaufgabe für einen heutigen Deutschen; denn von Grazie haben wir alle weiß Gott wenig an uns. Aber darum gerade reizte Schröder das kleine Epos zur Uebertragung; und er hat bewiesen, daß sein Anempfindungs- und Sprachtalent sich an so gegensätzlich verschiedene Aufgaben, wie das antike Epos und eine moderne poetische Spielerei wagen darf. Ist die Uebersetzung des Lockenraubes überhaupt ein Verdienst, dann ist es eins von feinem poetischem Takt und meisterhafter Sprachbeherrschung.

Schröder ist, was man nach den vorliegenden Leistungen, besonders den klassischen Vaterlandsoden, nicht glauben sollte, erst 34 Jahre alt: er hat also eine hoffentlich reiche Zukunft vor sich.

Hermann Conrad.

Der Weg durch die Nacht. Erzählung von Aage von Kohl. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Literarische Anstalt, Rütlen und Loening, Frankfurt a. M., 1912.

Wer starke Nerven hat und das Gruseln lernen will, wie der Mann im Märchen das Fürchten, der lese diese Erzählung, die dem unheimlichen Gebiet angehört, dem Edgar Poe und A. Hofmann so manche ihrer Stoffe entnommen haben, und in dem die Grenze zwischen Illusion und Wirklichkeit, Wahnsinn und normalem Geisteszustand schwer zu erkennen ist. Sie beginnt mit Spukgeschichten, die der Aufseher eines Friedhofs dem Dichter Glaß Morten erzählt, als dieser von einem abendlichen Besuch des Grabes seiner Frau heimkehrt und sich in ein Gespräch mit ihm einläßt. Er hat sie mit einer fast über menschliches Maß hinausgehenden Leidenschaft geliebt, und sie ist vor zwei Jahren fast in Rufweite ihres Hauses das Opfer eines schauderhaften Verbrechens geworden, dessen Urheber noch immer unentdeckt ist. Als er nach angstvollem Suchen ihre Leiche ge-

*) Vgl Band 147 Seite 297 dieser Zeitschrift. Von Scheffer: „Prinzipien einer neuen deutschen Homer-Uebersetzung".

Digitized by Google

funden und mit übernatürlicher Kraft allein nach Hause getragen hat, ist er wahnsinnig geworden, hat aber, als der erste Paroxismus des Schmerzes vorüber war, die Kraft gehabt, seine Wahnvorstellungen in die Tiefe seiner Seele hinabzubannen und in der Zeit, die seitdem verflossen ist, mehrere herrliche Werke geschaffen, als hätte die Glut und Gewalt des vulkanischen Bodens, auf dem sein Geist wandelte, seine schöpferische Kraft nicht zerstört, sondern vielmehr erhöht. Nach Lombroso und dessen Jüngern sind ja Genie und Wahnsinn überhaupt eng verschwistert. Als er von seinem abendlichen Friedhofsbesuch nach Hause kommt, wird ihm mitgeteilt, daß der Mörder entdeckt ist, und er am nächsten Tage mit ihm konfrontiert werden soll, und nun erlebt er im Geist erst noch einmal, wie er schon öfter getan hat, alle Seligkeiten seiner Ehe, dann aber alle Schrecken der Nacht, in der er seine ermordete Frau gefunden und heimgetragen hat, und der Wahnsinn der Rache überkommt ihn. Er stürzt sich auf den Mörder, er tötet ihn mit grausamer Wollust und weidet sich an seinen Qualen, bis er ohnmächtig zusammenbricht. Beim Tagesgrauen erwacht er, zum Tode erschöpft, aber äußerlich ruhig, bis er dem Mörder leibhaftig gegenübersteht. Da fühlt er sich von einem eiskalten Wirbelwinde umweht, obgleich ihm der Schweiß von der Stirn perlt, wirre Vorstellungen von Schuld und Verhängnis durchkreisen sein Gehirn, er sieht goldene Sternenscharen im Himmelsraum umherstieben und mit dem Ruf: „Annie, mein Lieb!“ stürzt er umsonst nach einem Halt tastend, tot zu Boden. Diese unheimlichen Dinge, besonders das Wachsen des Wahnsinns bis zum völligen Zusammenbruch der Vernunft, werden mit so meisterhafter Sicherheit und Illusionskraft erzählt, daß wir sie mit atemraubendem Grauen miterleben und dieses Grauen noch lange, nachdem wir das Buch geschlossen haben, nicht abschütteln können.

Hermann Kurz. Die Guten von Gutenburg. München. Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H., 1911.

Seit die Dorfgeschichte, die sich überlebt zu haben schien, als Heimatskunst wieder zu Ehren gekommen ist, schießen Romane und Novellen, deren Hauptreiz in der realistischen Schilderung des Zuständlichen mit einer bestimmten lokalen und provinziellen Färbung besteht, aus dem Boden der Literatur empor wie Pilze aus dem Erdreich. Wenn manche auch das Verdienst haben, das Interesse für vaterländische Sitten und Gewohnheiten, Trachten und Ueberlieferungen zu wecken und besser sind als die Proletarierromane, deren Schauplatz großstädtische Kellerwohnungen und Spelunken sind, so werden sie doch außerhalb der Kreise salonmüder, von des Gedankens Bläße angekränkelter Kulturmenschen wenig gelesen. Wie diese zur Abwechselung gern einmal in einem Worpsweder Bauernhause übernachten und einen Blick in deren enge Welt tun, so lesen sie auch gern Bücher mit Typen aus dem Volksleben, deren Eigenart noch nicht abgeblaßt ist durch die Sonne der Kultur; die große Menge, das Volk selbst,

Digitized by Google

will wenig von ihnen wissen. Es kennt ja seine eigenen Lebensgewohnheiten und weiß, wie es sich räuspert, wie es spuckt; es zieht Geschichten vor, die von den Erlebnissen und Abenteuern aus anderen Kreisen erzählen und seiner Phantasie lockendere Bilder vorführen. Auch „Die Guten von Gutenburg" von Hermann Kurz werden nicht allzuviele Leser finden, obgleich der Name ihres Verfassers einen guten Klang hat. Die Anschauungs- und Ausdrucksweise der halb bäuerischen, halb städtischen Bevölkerung Gutenburgs und seiner Umgegend ist vielleicht der Wirklichkeit vollkommen richtig abgelauscht, aber die Schattenseiten des dörflichen Lebens überwiegen die Lichtseiten so sehr, und dem Schlüsselwirt und seinem Kumpanen, welche die Hauptpersonen sind, fehlt es so sehr an jeder anziehenden Eigenschaft, daß man sich widerwillig von ihnen abwendet; selbst für die wenigen Guten, den alten Simon, seine Tochter und seine Enkelin und den Findling, der in den ersten Kapiteln an den Meistbietenden versteigert und trotz seiner harten Jugend ein braver Mensch wird, vermögen wir uns nicht zu erwärmen. Besäße H. Kurz die Kunst, das Kleine und Kleinliche, ja selbst das Häßliche, humoristisch zu erklären, und die dichterische Kraft, die den Leser unwiderstehlich in ihren Bann zieht, würden wir die Rohheiten, die er schildert, gern mit in den Kauf nehmen, so aber ist uns das kaum möglich. Sein Roman ist augenscheinlich das Produkt einer Vernunftehe, die er mit der Reflexion eingegangen ist und bei dem keine der Musen Pate gestanden hat. M. Fuhrmann.

Deutsche Märchen seit Grimm, herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. Jena, E. Diederichs, 1912. 8°. XVI und 416 S. geb. 3 Mk.

Hundert Jahre sind verflossen seit dem Erscheinen des ersten Bändchens der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Im Dezember des Jahres 1812 trat es, anspruchslos und bescheiden, zum erstenmale in die Oeffentlichkeit. Freudig begrüßt von dem damals noch engen Kreise derjenigen, die gleich Jakob und Wilhelm Grimm ihre ganze Schaffenskraft in den Dienst der Erforschung deutschen Wesens stellten, hat es alsbald den Weg in die deutschen Lande angetreten. Den 86 Stücken des ersten Teils, denen ihre Herausgeber wohl eine Fortsetzung in einem zweiten Bande wünschten, wie die bescheiden ausgesprochene Aufforderung zur Sammlung weiterer Volkslieder, Sagen und Märchen erkennen läßt, folgte 1814 ein zweiter Band, fünf Jahre später, 1819, ein dritter. Seither sind die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen in einer schier endlosen Reihe rechtmäßiger und unberechtigter Nachdrucke und Neuauflagen veröffentlicht worden, zählte doch das Buch schon zu Lebzeiten seiner Herausgeber 7 große und 10 kleine Ausgaben; die beiden gegenwärtig erscheinenden „Säumsausgaben" bilden die 33. Auflage der großen, die 50. der kleinen Ausgabe.

Digitized by Google

Im Sturme hatte sich das Buch aller Herzen, nicht nur derjenigen, für die es zunächst bestimmt war, der Kinderwelt, erobert. Goethe zollte ihm warme Worte der Anerkennung, Görres aber schrieb an die beiden Herausgeber: „Sie haben in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird."

Die Anregung zum Sammeln, welche die vom 18. Oktober 1812 gezeichnete Vorrede aussprach, war nicht nutzlos verhallt. In allen deutschen Gauen fanden sich solche, die Verständnis hatten für die im Volke umgehenden Schätze an altem Märchen- und Sagenstoff, und je größer die Menge des aus allen Landschaften gesammelten Stoffes wurde, je mächtiger der nicht versiegen wollende Born volkstümlicher Anschauungsweise und dichterischer, künstlerischer Anregung floß, desto deutlicher ergab sich, daß die in verschiedenem Gewande auftretenden volksmäßigen Ueberlieferungen letzten Endes nur die Variationen fester Grundanschauungen waren, die im Volke wurzelten und hier ihren Ausdruck fanden, daß eine Reihe von Motiven in ihnen allen wiederkehrten. Aus der Vergleichung der einzelnen Märchen und Märchenstoffe erwuchs die Märchenforschung, zu der schon der dritte Band der Märchen der Brüder Grimm wertvolle Beiträge geliefert hatte. Wenn sie in übertriebener Finderfreude gelegentlich den Blick des Forschers in allzuweite Fernen gelenkt hat und für viele sicher der deutschen Volksseele entstammenden Märchenstoffe den Ursprung in weiter Ferne suchte, so sind ihre Forschungsergebnisse nicht immer widerspruchslos geblieben. Aber andererseits hat sie gezeigt, daß gewisse Motive bei sehr vielen Völkern wiederkehren, nur ist die Form, in der sie ihren Ausdruck gefunden haben, ein verschiedener.

Aus dieser Erkenntnis hat der Gedanke einer Sammlung der schönsten und wichtigsten Märchen der Weltliteratur, dem auch der vorliegende Band als Einzelteil seine Entstehung verdankt, Berechtigung. Aus der Fülle der deutschen Märchenliteratur, die sich an die vorbildliche Herausgabe der Grimmschen Märchen anschloß, wird darin eine Menge des Schönen und Wertvollen zusammengestellt, Bekanntes, das uns allen zum Teil schon aus dem Lesebuch geläufig ist, und anderes, das erst neuere Forschung einer unverdienten Vergessenheit entrissen hat. Bei der Feststellung des Textes der einzelnen Märchen kam es dem Herausgeber nicht so sehr auf eine dem streng wissenschaftlichen Interesse genügende Form der Wiedergabe mit allem nebensächlichen und unbedeutenden Beiwerk an, sondern vor allem auf die künstlerische Darstellung, die jedes einzelne Stück zu einem in sich geschlossenen Ganzen abzurunden sucht. Bekanntlich ist diese Auffassung schon dem zweiten, von Wilhelm Grimm bearbeiteten Bande der Kinder- und Hausmärchen zugute gekommen und hat ihm einen Teil seines großen Leserkreises verschafft. Da diese Märchensammlung in gewissem Sinne eine Fortsetzung des Grimmschen Werkes sein möchte, so war in dem Gedanken schon die Forderung eines strengen Anschlusses an das Vorbild ausgesprochen; sie möchte es „nicht nur dem Forscher ermöglichen, das

Digitized by Google

deutsche Märchengut bequemer zu überblicken", sondern sie sieht ihre vornehmste Aufgabe darin, die „in der Fachliteratur verstreuten Schätze wieder ihrer eigentlichen Bestimmung zuzuführen, alle, große wie kleine Leute zu erfreuen und sie aus dem Alltag in eine Welt der Sonntagskinder . . . zu versetzen."

Ueberblickt man den Inhalt dieses neuen Märchenbuches, so kann man zugeben, daß die getroffene Auswahl aus der Ueberfülle des zu Gebote stehenden Stoffes geglückt ist. So ziemlich alle deutschen Landschaften kommen darin zu Wort, und glücklicherweise ist das landschaftliche Kolorit in der Darstellung so gut wie möglich gewahrt geblieben. Allerdings, und hierin unterscheidet sich sein Inhalt ebenfalls von dem Grimmschen Märchenbuche, das hauptsächlich Märchenstoffe aus den hessisch-fränkischen Landschaften geboten hatte, die aufgenommenen Stücke sind ihrem Inhalt nach nicht alle Kindermärchen im hervorragenden Sinne des Wortes, wie bei den Brüdern Grimm. Seine Märchen sind wohl alle Kindermärchen, aber nicht unmittelbar wie dort, sie liegen der kindlichen Auffassungsgabe nicht so nahe, wie die Grimmschen.

Weil das Buch also zum Vorlesen, nicht unmittelbar für die Hand des Kindes bestimmt ist, hat der Verlag von der Beigabe erklärender Bilder abgesehen, die uns die Grimmschen Ausgaben so anziehend erscheinen lassen. Die sonstige Buchausstattung ist gelungen. Im Sinne einer Jubiläumsgabe ist das Erscheinen dieser „deutschen Märchen seit Grimm" zu begrüßen.

Siuts, Dr. Hans. Jenseitsmotive im deutschen Volksmärchen. Teutonia, Arbeiten zur germanischen Philologie, hrsg. v. Dr. W. Uhl. Heft 19. XIV und 313 S. 8°. Leipzig, E. Avenarius, 1911. 8 Mk.

Es ist eine dankenswerte Aufgabe, an deren Bearbeitung der Verfasser dieser brauchbaren Arbeit herangetreten ist; wenn man das Urteil über seine Ausführungen gleich vorwegnehmen will, wird man es dahin zusammenfassen dürfen, daß seine methodischen Studien unsere Kenntnis vom Wesen des Märchens wesentlich gefördert haben. Wie das Vorwort angibt, ist das Buch im wesentlichen die erweiterte Umarbeitung einer Kieler Preisschrift, deren Aufgabe lautete: „In der Märchenforschung ist eine Gruppe deutscher Volksmärchen unter dem Namen „Hadesfahrten" bekannt. Die in diesen Märchen fortlebenden Unterweltsvorstellungen sind nachzuweisen, sowie auf ihre Bedeutung für die Technik der volkstümlichen Märchendichtung zu untersuchen." Ein Ueberblick über die beigegebene Materialsammlung zeigt, daß die vornehmlich mit den sogen. „Hadesfahrten" verquickten Motive am ausgiebigsten zur Darstellung gekommen sind, während bei anderen, ebenfalls mit Jenseitsvorstellungen durchsetzten Märchenzügen, deren Bedeutung allerdings vor den erstgenannten zurücktritt, eine gleich ausführliche Behandlung offenbar nicht in gleichem Maße angestrebt wurde.

Digitized by Google

Trotzdem geben auch diese Teile der Zusammenstellungen durch die übersichtliche Gliederung und Anordnung des Stoffes wertvolle Beiträge.

Was zunächst den Begriff „Jenseits" betrifft, wie ihn Siuts faßt, so ist dazu zu bemerken, daß er hier im weitesten Sinne des Wortes gebraucht erscheint, indem unter ihm alle jene verschiedenen Formen der Aufenthaltsorte Abgeschiedener verstanden werden, wie sie im Volksmärchen erscheinen, also auf, über und unter der Erde, im Wasser oder wo immer der Verstorbene seinen Wohnsitz nimmt oder nehmen muß. Zwar ist der Begriff, wie er hier als einheitlicher Kunstausdruck geprägt erscheint, etwas zu allgemein gehalten, der Verfasser hat dies auch selbst gefühlt, wenn er ihn in der kurzen Einleitung als „farblos" bezeichnet, immerhin aber jenem wesentlich enger gefaßten der „Hadesfahrten", der nicht immer in unmißverständlicher Weise angewandt ist, selbst da, wo eigentlich vom „Hades" gar nicht die Rede sein kann, vorzuziehen. Der letztere paßt eigentlich, streng genommen, nur auf einen verschwindend geringen Bruchteil sämtlicher in Betracht kommender Vorstellungsgruppen. Vielleicht ist auch nur die Erinnerung an den Ausgangspunkt und den Grundstock der gesamten Untersuchung schuld an seiner ungenauen Verwendung.

Eine genaue Untersuchung aller jener Jenseitsvorstellungen, wie sie sich im volkstümlichen Märchen in den verschiedensten Formen widerspiegeln, ist zugleich ein Beitrag zur germanischen Religionsgeschichte, wenigstens ist die Bedeutung der Märchenforschung für sie in immer steigendem Maße anerkannt worden. Wenn diese vergleichende Betrachtungsweise bisher noch nicht zu den gewünschten Ergebnissen geführt hat, so trägt die Schuld daran jedenfalls weniger die Methode dieser Forschung als vielmehr der Umstand, daß wir in der wissenschaftlichen Erforschung des Märchens noch immer in den Anfängen stehen. Ein neuer Schritt zu seiner Kenntnis ist diese Untersuchung der chthonischen Elemente des deutschen Volksmärchens und der Motive über Seelenwanderungen.

Ihrer Betrachtung ist der größte Teil des Buches gewidmet, namentlich das ausführliche Kapitel, das über die Bewohner des Jenseits handelt (§§ 273—510). Die einzelnen Arten der hierher lokalisierten Lebewesen sind zu bekannt, als daß sie hier in ihrer Mannigfaltigkeit aufgeführt zu werden brauchten. Vom Theriomorphismus zum Anthropomorphismus und von da zur Spiritualisierung sind so ziemlich alle Arten möglicher und unmöglicher Erscheinungsformen vertreten und uns allen aus dem Märchen bekannt. Von den chthonischen Motiven, die hier hereinspielen, sind vor allem die Hadesarbeiten erwähnenswert, die ihre genaue Entsprechung in antiken Märchenstoffen finden. Nennenswerter ist hier vielleicht die Tatsache, daß sich aus der Vergleichung der vielen Märchenvariationen eine immerhin wenigstens annähernd sichere Kenntnis über Lage und Aussehen der im Volksmärchen vorkommenden Aufenthaltsorte der Verstorbenen gewinnen läßt. Daß das Jenseits in weiter Ferne liegen muß, entspricht eigentlich nur der bei Betrachtung aller möglicher volkskundlicher Stoffe

Digitized by Google

zutage tretenden Vorliebe der naiven Anschauungsweise für große, runde Zahlenwerte, hinter denen sich nur die Unfähigkeit einer genaueren Vorstellungsmöglichkeit versteckt. Der Weg zum Aufenthaltsorte der Toten ist weit, meist führt er durch weite Ebenen, Wald, Wasser und Gebirge. Inwiefern hierin mythologische Anschauungen ihren Niederschlag gefunden haben, entzieht sich unserer Kenntnis noch immer. Ist der nicht immer gefahrlose Weg glücklich zurückgelegt, so harren des Helden neue Aufgaben, um ins Innere der Totenwohnung zu gelangen. Teils ist diese ein glanzvolles Schloß, teils eine einfache Wohnstätte, gelegentlich eine Kirche, öfter eine Höhle, sehr oft erhalten wir von ihrem genauen Aussehen überhaupt keine nähere Kunde. Ebenso unterschiedlich ist auch ihre innere Ausstattung. Ob menschenleer oder bewohnt, fast immer ist der Ort glanzvoll ausgestattet mit all dem, was begehrenswert erscheint; das Inventar des Jenseits, wie Siuts diesen Abschnitt seiner Untersuchungen überschreibt, ist sehr reichhaltig.

Das Material der Untersuchungen des Verfassers ist in den beigefügten Texten, die auch den größten Teil des Buches ausmachen, übersichtlich zusammengestellt. Sie begnügen sich oft nur mit Inhaltsangaben, geben aber stets in knapper Form den Hauptinhalt wieder. Dankenswert ist der Verweis auf Parallelen und Varianten. Das zur Untersuchung herangezogene Märchengut der einzelnen Landschaften ist ausgiebig verwertet, fast möchte es an einigen Stellen scheinen, als hätte Siuts mehr aus dem einzelnen Märchen herauszuinterpretieren gesucht, als der kurze mitgeteilte Auszug auf den ersten Blick erkennen läßt. Da der Beowulf durch Panzers „Studien zur germanischen Sagengeschichte" schon vorweggenommen worden ist, konnte hier nur eine Nachlese geboten werden; immerhin fehlt diese wichtige Quelle nicht ganz.

In dieser Textsammlung haben wir die hauptsächlichste Bedeutung des Buches zu erblicken, denn die sich daran anschließenden „Untersuchungen" (S. 235—301) sind eigentlich nur eine zusammenfassende Wiedergabe der Ergebnisse aus den Texten. Wenn sie diese durch Aufdeckung wichtiger Parallelen auch zu erklären suchen, so können sie jene doch nicht ersetzen.

Dr. H. Gürtler.

Faksimile-Ausgaben mittelalterlicher Handschriften und Inkunabeln.

Im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher" 1912, S. 525—27, eröffnete mein gedrängtes Referat „Erneuerung alter deutscher Meister der Heil- und Naturkunde" einen Einblick in die ungemein rühmliche Tätigkeit der Münchener Kunstdruck- und Verlagsanstalt Karl Kuhn, im Bunde mit dem dortigen berufenen Kenner der geschichtlichen und literarischen Vergangenheit seiner Wissenschaft, dem Universitätsprofessor der Medizin, Dr. Gustav Klein, eine geschickte Auswahl lehrreicher und selt-

Digitized by Google

samer älterer Werke aus den bezeichneten Fachgebieten, in äußerlich wie innerlich wahrhaft musterhafter Druckgestalt, heutiger Forschung, kurioser Teilnahme und Bücherliebhaberei darzubieten. Welche empfehlenden Eigenschaften dort an den drei ersten Bänden jener prächtigen Sammlung „Alter Meister der Medizin und Naturkunde" dem ganzen Unternehmen einen gedeihlichen Fortgang prophezeien, sei hier nicht wiederholt, vielmehr nur die Aufrechterhaltung der dort bewährten Gesichtspunkte für medizin- und kulturhistorisch ansprechende Wahl und eine, auch verwöhnten Bibliophilen-Geschmack befriedigende Wiedergabe in der Nummer 4 der Reihe betont, die sich betitelt: „Graphische und typographische Erstlinge der Syphilisliteratur aus den Jahren 1495 und 1496. Zusammengetragen und ins Licht gestellt von Karl Sudhoff", dem bedeutendsten deutschen Medikohistoriker der Gegenwart, der übrigens hier beim Uebergange vom Mittelalter zur Renaissance ein rechtes Feld für seine Ausgrabe- und Studienarbeit fand. Die Frühliteratur über die Lustseuche wiederholt durchmusternd, beobachtet dieser sorgsame Nachspürer, wie viel da, trotz der scheinbar erschöpfenden Tätigkeit fähiger und eifriger Forscher, noch der Aufklärung bedürfe, vor allem auch in kultur- und allgemeingeschichtlicher Hinsicht. „In den letzten Darstellungen ist das Ganze zu ausschließlich unter den Gesichtspunkt des geschlechtlichen Lebens gerückt, trotz seiner unleugbaren Wichtigkeit doch nicht der einzige in Betracht zu ziehende." Daher legt Sudhoff Wert darauf, an seine rein literarische und bibliographische Besprechung dieser graphischen Frühdokumente der furchtbaren lues-Krankheit knappe, übersichtliche Auslassungen anzuknüpfen, die die historischen und engen literarischen Zusammenhänge anbahnen und festlegen. Insbesondere erweisen (S. 24) sie unzweifelhaft, wie die Nachdrücklich- und Vielseitigkeit der Hingabe an die auch schriftstellerische Beschäftigung mit der eben zum erstenmale beobachteten Syphilis in deutschen Landen im letzten Jahrzehnt des 15. sowie den ersten des 16. Jahrhunderts diejenige anderwärts völlig in Schatten stellt. „Ein Nachwort" (S. 25—28) beantwortet dann noch klar die vollberechtigte Neugier nach der einschlägigen Ausbeute für die Herkunft der Syphilis aus diesen graphischen und typographischen Erstlingen auf Grund italienischer Originalmaterialien. Dabei leitet von den vorerwähnten allgemeinen Erläuterungen zur Erledigung dieser besonderen Frage der für unsere Anschauung wichtige Eingangssatz über: „Der allgemein kulturgeschichtliche Wert der vorliegenden Sammlung ist zweifellos größer als der medizinisch-historische."

Aus der hier vereinigten Reihe von 24 charakteristischen und, jede in ihrer Art, einfach lehrreichen Tafeln, welche den von K. Sudhoff augenscheinlich gemachten engen Zusammenhang unter den Erzeugnissen der ersten 2—3 Jahre literarischer Syphilidologie im Bilde vergegenwärtigen, heben wir hier hervor, was als gänzlich unbekannt in die Hände der medizinischen und der Kulturhistoriker kommt: den Kölner Originaldruck des Gotteslästereredikts Kaiser Maximilians I. vom 7. August 1495; die poetisch-astro-

Digitized by Google

logische Vision des Dichterarztes Ulsenius mit den hierfür gedichteten neuen Schlußversen vom Hochsommer 1496; der Erstdruck des Eulogium des klassischen Satirikers Sebastian Brant vom September 1496; Titel, Kolophon und Illustrationen sämtlicher 6 Ausgaben der Traktate Jakob Grünspecks von Ende 1496 und Anfang 1497; der Erstdruck der „Enarratio satyrica' Giorgio Sommarivas aus dem Dezember 1496 nebst dem des Briefes Nicolo Scilaccios (Juni 1495). Ganz neu sind auch die farbigen Nachbildungen des ersten Ulsenius-Druckes, sowie des Syphilis-Gebets zum St. Dionysius und einiger Handschriftminiaturen. Zu diesen treten noch Nachbildungen ähnlicher religiöser Syphilisblätter (Gebet zu St. Minus*) usw.), außerdem von Konrad Schelligs Syphilis-Regimen und dem Geleitsbrief Konrad Wimphelings, des genialen Humanisten. Wenn ich hier den Ausdruck Nachbildungen anwende, so füge ich hinzu, daß der fachmäßige Ausdruck Faksimile-Reproduktion der wahrhaft glänzend gelösten Aufgabe des Karl Kuhnschen Hauses nach üblicher Bezeichnung im Munde der Sachkundigen wohl eher gerecht wird. Es wirkt ebenso erstaunlich wie aufklärend, was diese 24, teilweise farbigen Lichtdrucktafeln (ein sorgfältiges Verzeichnis mit Quellenangaben steht voraus) darbieten: allesamt in Großfolioformat wie der sachlich scharfe und deutliche Sudhoffsche Begleittext als Einleitung, in Wirklichkeit gleich einem Geschichtsabriß der Syphilidologie in ihren wesentlich deutschen Uranfängen. Das Werk kostet in Pergamentumschlag 24 Mk.; sicher kein hoher Preis in Anbetracht des reichen und anziehenden Stoffes für Auge und Studium.

Unter den Vorlagen für die so musterhaft in Originalgröße reproduzierten Tafeln des hochstattlichen Werkes stehen die (3, 4, 20, 21) aus der Münchener Staatsbibliothek stammenden nicht im Hintergrunde; wenig wundersam für den in der Verteilung solcher Rara et Curiosa Bewanderten. Spielte sie doch für die bisherige Durchführung der Klein-Kuhnschen Serie eine wichtige Rolle. Unter der Stichmarke „Die bedeutendste deutsche Bibliothek" hatte ich 1911 dreimal in einem großen Tageblatte**) aus bestimmten Anlässen Gelegenheit genommen, die Kgl. Bayerische Hof- und Staatsbibliothek zu München als die inhaltlich erste Büchersammlung des Deutschen Reiches hinzustellen. Und sie bleibt das mit der hier gemachten Einschränkung auch trotz der nunmehrigen, vorläufig verhältnismäßig geringen numerischen Ueberflügelung durch die Berliner Königliche Bibliothek mit deren ungleich stärkeren Mitteln, und so hat sie ja auch jüngst beim deutschen Bibliothekartag der Generaldirektor des Berliner Instituts, Adolf Harnack, an Ort und Stelle gefeiert. Unübertroffen, man darf

*) Ich verweise für die seltsamen Heiligen im deutschen und lateinischen, namentlich satirischen Schrifttum jener Zeit auf die nun 21 Jahre alten Nachweise in meinen „Bemerkungen zur Entwickelung des Grobianismus" in der „Germania. Vierteljahrsschrift f. dtsch. Altertumskunde", 36 Bd., S. 181 ff.

**) „Frankfurter Zeitung", 1. März 1. Morgenbl., 7. April Abendbl., 19. August 2. Morgenbl.

Digitized by Google

wohl sagen: im wörtlichsten Sinne unübertrefflich, steht die gewaltige Münchener Bücherſammlung durch die Anzahl, Fülle und Schönheit ihrer alten merkwürdigen oder bedeutungsvollen Schrift- und Druckwerke da, wie ſie viele (aber doch verhältnismäßig wenig deutſche) Beſucher Iſarathens in den ſogenannten „Cimelien" (d. i. Kleinodien) des Fürſtenſaals im erſten Stock des rieſigen Längsbaues in der Ludwigsſtraße bewundern durften. Einen Einblick in die Art dieſer Schätze eröffnet nun der ſtattliche Folioband, den die berufene Firma Karl Kuhn, Kunſtanſtalten in München, auf Veranlaſſung jener führenden Münchener ſtaatlichen Bücherſammlung der pfingſtlichen Tagung reichsdeutſcher, öſterreichiſcher, ſchweizeriſcher Bibliothekare von 1912 gewidmet hat: „Aus berühmten Handſchriften und ſeltenen Drucken in bayeriſchen Bibliotheken." Unter dieſen letzteren trägt eben die Staatsbibliothek mit zwei Dritteln der 12 herrlichen Reproduktionen den Löwenanteil davon (2 ſtammen aus der Augsburger Stadtbibliothek, je 1 aus der Kgl. Graphiſchen Sammlung zu München und dem Nördlinger Stadtarchiv). Es ſind 12 muſterhaft ausgeführte Lichtdrucktafeln berühmter Manuſkripte oder Druckwerke, welche teils wegen ihres Alters — die älteſte Nummer, die Ebersberger Handſchrift der Paraphraſe des Hohen Liedes vom Abt Williram von Ebersberg, entſtand im 11. Jahrhundert — teils wegen der Zeit ihres Urſprungs oder ihres literariſch geradezu unmeßbar bedeutſamen Inhalts (voran die ſog. Handſchrift A oder die Hohenemſer des Nibelungenliedes und der Münchener Triſtan: beide aus dem 13. Jahrhundert), auch ganz ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit würdig ſind. Der Probe einer ſehr wichtigen bevorſtehenden Veröffentlichung begegnen wir in dem Blatt der unvergleichlichen lateiniſchen weltlichen und geiſtlichen Lieder von c. 1230, der „Carmina Burana", die Otto Glauning auf 240 Lichtdrucktafeln mit Einleitung zum erſten Male vollſtändig herausgeben wird; ferner einem Muſterblatt aus der fakſimilierten Wiedergabe, die Karl Heiland von der durch ihn in München entdeckten Straßburger Inkunabel der köſtlichen mittelhochdeutſchen Schwankſammlung des „Pfaffen Amis" vorbereitet. Die Nummern 8 und 9 der Kuhnſchen nobeln Dedikation ſpiegeln mit den Blättern aus Ortloffs „Frauenbüchlein", Rößlins „Roſengarten" und Hieronymus Brunſchwigs „Cirurgia" Art und Zweck der — ja auch von uns in den „Preuß. Jahrbüchern" 1912, Seite 526 — beifälligſt begrüßten Guſtav Kleinſchen Neudrucke alter Meiſter der ärztlichen und verwandten Naturwiſſenſchaft, mit deren wundervoller Weiterführung ſich Karl Kuhn in München um die Zugänglichkeit der wertvollen Beſitztümer der Münchener Staatsbibliothek nicht das letzte Verdienſt erwirbt.

Ludwigshafen a. Rh. Prof. Dr. Ludwig Fränkel.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Steuern in Preußen und im Reich.

Das Schiff unserer inneren Politik sitzt mal wieder auf der Finanzklippe fest, vielmehr beide Schiffe, sowohl das preußische wie das deutsche. In Preußen ist eine Reform der Einkommensteuer in Arbeit — besonders in bezug auf das Veranlagungsverfahren, mit sehr verschärften Strafbestimmungen —, die ganz gut gelungen zu sein scheint; auch die Kommission des Abgeordnetenhauses hat im ganzen verständig und mit Erfolg daran gearbeitet. Aber es ist die höchste Gefahr, daß die Vorlage schließlich doch nicht Gesetz wird. Da das Wirtschaftsleben blüht und besonders die Eisenbahnen sehr große Ueberschüsse abwerfen, so ist zurzeit viel Geld in den Kassen. Vor drei Jahren mußten, weil wenig Geld vorhanden war, die Zuschläge zur Einkommensteuer eingeführt werden, um die wegen der Teuerung unumgänglich gewordenen Gehaltserhöhungen bewilligen zu können. In der Hoffnung, daß die jetzigen günstigen Verhältnisse bleiben, will das Abgeordnetenhaus die Zuschläge wieder abschaffen. Der Finanzminister aber, in der Besorgnis, daß die Erträgnisse der Eisenbahn doch einmal wieder auf den absteigenden Ast kommen könnten, und in der Voraussicht, daß immer neue Forderungen an den Staatssäckel heranbrängen werden, will auf die Zuschläge nicht verzichten. Sollte darüber wirklich das ganze Gesetz nicht zustande kommen? Ein Gesetz, das unzweifelhaft große Verbesserungen bringt, Ungerechtigkeiten aus der Welt schafft und eben damit dem Staate erhöhte Einnahmen? Es wäre kläglich. Ist das konstitutionelle System daran schuld, mit der zwischen dem Landtag und der Regierung geteilten Verantwortung, oder müssen wir die Ungeschicklichkeit der führenden Männer anklagen? Formell ist unzweifelhaft der Finanzminister im Recht; die strittigen Zuschläge sind ihm ihrerzeit ohne Fristsetzung bewilligt worden und niemand kann wissen, was die kommende Periode an Einnahmen und Ausgaben bringen wird. Auf der anderen Seite aber kann man dem Abgeordnetenhause nicht verdenken, daß es Zuschläge, die doch eben als Zuschläge und nicht als Dauer-Einrichtung gedacht waren, auf die bloße Möglichkeit hin, daß sie weiter notwendig sein werden, nicht aufrecht erhalten will.

Digitized by Google

Mir scheint, der Ausweg aus dieser Schwierigkeit ist gar nicht so schwer zu finden. Als einst das Volk mit Leidenschaft die parlamentarischen Institutionen verlangte, geschah es auch in der Hoffnung, daß man damit größere Sparsamkeit in den Staatsausgaben erreichen werde. Was ist daraus geworden? Ein Historiker sollte mal eine systematische Zusammenstellung machen, wie häufig politische Unternehmungen, indem sie gelangen, doch schließlich das Gegenteil von dem bewirkten, was man bezweckt hatte. Dem heutigen Preußen fällt wohl zuerst die Ostmarken-Politik ein, die bei einem Aufwande von vielen hundert Millionen das Deutschtum stärken wollte und tatsächlich das Polentum gestärkt und das Deutschtum geschwächt hat. Ganz ebenso steht es mit dem Verhältnis von Konstitutionalismus und Finanzwirtschaft. Man wollte dadurch Steuern sparen, und allenthalben in der Welt haben die Volksvertretungen dazu beigetragen, die Staatsausgaben nicht zu vermindern, sondern zu vermehren. Diese Tatsache hat auch verfassungsrechtliche Folgen. Der Satz der preußischen Verfassung (Artikel 109), daß die bestehenden Steuern forterhoben werden und nicht von der jährlichen Bewilligung des Landtages abhängig sind, hat einst in der Konfliktzeit noch große Bedeutung gehabt, nunmehr aber einen großen Teil dieser Bedeutung eingebüßt. Denn es ist nicht mehr das Abgeordnetenhaus, das der Regierung die Ausgaben bewilligt, sondern fast immer umgekehrt, daß das Haus auf neue Ausgaben drängt und die Regierung sie bewilligt. Aus diesem allmählich praktisch herausgebildeten Verhältnis ist jetzt die verfassungsmäßige Konsequenz zu ziehen. Wer Ausgaben verlangt, möge auch für die Deckung sorgen. Zwar die gesamten Steuern einer jährlichen Bewilligung durch den Landtag zu unterstellen, geht nicht an. Das würde dem Grundsatz des Konstitutionalismus von der selbständigen Regierung widersprechen. Es hat auch praktisch keine Bedeutung, da ja die ungeheure Masse der Ausgaben rechtlich feststeht und von keiner Seite angezweifelt wird. Der Zweck einer Verwerfung aber der gesamten Einkommensteuer durch das Abgeordnetenhaus würde nicht besagen, daß die Steuer wirklich nicht mehr bezahlt werden, sondern daß das Ministerium abgehen und einem anderen Platz machen solle. Ganz etwas anderes aber wäre es, wenn ein gewisser Teil, das letzte Stück, sagen wir 10 Prozent des Gesamtertrages, wie es vorgeschlagen ist, von der jährlichen Bewilligung abhängig gemacht würde. Die Erweiterung seiner Rechte, die das Abgeordnetenhaus damit erhielte, wäre politisch ganz ungefährlich. Durch eine Nichtbewilligung in diesem Umfang kann eine Regierung nicht lahm gelegt, ein Ministerium nicht gestürzt werden. Umgekehrt aber kann dann der Finanzminister aus jenem Schwall neuer Forderungen, die jährlich von allen Bänken des Hauses auf ihn einstürmen, sich diejenigen aussuchen, denen er zustimmt unter der Bedingung, daß sie auf jene 10 Prozent genommen werden.

Auf dieser oder einer ähnlichen Basis kann heute der Kompromiß geschlossen werden, der in dem vorliegenden Konflikt die Gesichtspunkte, die auf beiden Seiten eine gewisse Berechtigung haben, mit einander vereinigt.

Digitized by Google

Am konstitutionellen System liegt es also nicht, wenn die Steuervorlage in Preußen wirklich scheitern sollte. Vertrauen wir noch der Weisheit und dem guten Willen der leitenden Männer, sowohl in der Regierung wie im Landtag, daß sie die rettende, einigende Formel schließlich finden.

Im Reiche drückt ebenfalls das Finanzproblem, aber an einer anderen Stelle. Die neuen Forderungen der Armee und Marine machen neue Steuern notwendig. Der Bundesrat (obgleich zurzeit in sich selbst uneinig) würde schließlich wohl jede Steuer nehmen, die ihm geboten wird, aber die Parteien vermögen sich nicht zu einigen. Die Linke möchte die alte, 1909 abgelehnte Erbanfallsteuer, aber sie bietet bei der Unzuverlässigkeit der Sozialdemokraten keine sichere Majorität. Man arbeitet nun an einer Vermögenszuwachssteuer — einem in jeder Beziehung unrealisierbaren Gedanken. Die richtige Lösung ist, wie in diesen Blättern (Septemberheft 1912) eingehend dargelegt ist, die Erbzuwachssteuer, d. h. eine Vermögens-Zuwachs-Steuer, die nicht jährlich erhoben wird, sondern in längeren Fristen, beim Erbgang, wo ohnehin der Vermögensstand festgestellt, Gewinn und Verlust realisiert und abgerechnet wird.

Aber die Konservativen und das Zentrum haben sich gegen die Idee der Erbschaftsbesteuerung derartig festgelegt, daß sie selbst auf diese verbesserte und gemilderte Form noch nicht eingehen wollen. Sollten wir nun darüber wieder in den Zustand verfallen, daß Ausgaben bewilligt werden ohne Deckung? Abermals müßten wir sagen: kläglich. Wir schwimmen in Reichtum und die Welt höhnt über das Deutsche Reich, das seine Ausgaben nicht zu bezahlen vermag und von Schulden lebt. Man schließt, ein Staat, der auf Schulden seine Kriegsrüstung verstärkt, muß beabsichtigen, schließlich durch einen Raubzug bei einem Nachbarvolk sich den Ausgleich zu holen. Wo ist die Kraft des nationalen Gedankens, wenn sie nicht einmal ausreicht, dem Reiche die Mittel für die Wirtschaft eines vernünftigen Hausvaters zu gewähren, und uns dadurch dem schimpflichsten Argwohn bei den Nebenvölkern aussetzt? Delbrück.

Der Vorstoß der Jungtürken. — Der neue Präsident der französischen Republik. — Die Wahlen in Rußland.

Die Aktion der türkischen Revolutionäre, welche sich nach ihrem Siege anschicken, das Protokoll der Londoner Friedenskonferenz mit roten Strichen zu durchkreuzen, muß auf dem Hintergrunde der internationalen Lage betrachtet werden. Rußland hat seit der Zusammenkunft von Racconigi (Ende 1909) daran gearbeitet, der konstitutionellen Türkei Feind über Feind zu erwecken, und es ist dem Kabinett von St. Petersburg in der Tat gelungen, das osmanische Reich aus dem

Digitized by Google

einen schweren Krieg in den anderen zu stürzen. Unter offener Mißachtung der Neutralitätsgesetze verschiffen die Häfen Südrußlands nach Varna das Kriegsmaterial, welches das industrielose Bulgarien im eigenen Lande nicht herzustellen vermag. Russische und französische Anleihen, den Balkanstaaten bewilligt, wirken wie direkte Subsidien. Und nachdem unter der Mitwirkung Rußlands und Frankreichs die Türken geschlagen worden waren, wollte die Tripelentente durch eine Flottendemonstration die Pforte zwingen, Adrianopel und die Inseln abzutreten.

Es scheint, als ob man an der Newa das Programm hat, jetzt alle christlichen Untertanen des Halbmonds zu befreien, nicht nur die europäischen, sondern auch in Asien die Armenier. Die vom Türkenjoch erlösten Söhne Haiks würden dann in der einen oder anderen Form unter russische Botmäßigkeit zu treten haben. Der Kaiser von Rußland scheint sich für diesen Plan der Zustimmung Englands sicher zu fühlen, nachdem er, wie verlautet, Arabien, vielleicht auch Mesopotamien, als britische Interessensphäre anerkannt hat; die Franzosen sollen durch Verbriefung ihrer Ansprüche auf Syrien abgefunden worden sein.

Eine derartige Modifikation der Landkarte würde, wenn sie in der Tat jemals zur Wirklichkeit werden sollte, eine ganz kolossale Schädigung des universalen Gleichgewichts zu ungunsten des Dreibundes und im besonderen Deutschlands mit sich bringen. Das große westafrikanische Kolonialreich zu errichten, auf welches Deutschland rechtmäßigen moralischen Anspruch hat, und welches die politische Machtverteilung, wie sie heute zwischen den Nationen existiert, im Wesentlichen unverändert lassen würde, wird uns von den Westmächten unmöglich gemacht. Rußland bekämpft unsere Kolonialpolitik nicht direkt, aber lähmt sie indirekt, indem es unsere Diplomatie zwingt, wie schon zu Bismarcks Zeiten, vor allem gegen eine russisch-französische Offensivallianz auf der Hut zu bleiben. Daß die deutsche Regierung die Flottendemonstration gegen den Khalifen, an der sich Rußland zu Gefallen nicht nur Frankreich, sondern auch Großbritannien trotz seiner indischen Untertanen mohammedanischen Glaubens beteiligen wollte, verhindert hat, war also das Minimum der von unseren Staatsmännern zu erwartenden turkophilen Schritte.

Mit Recht wird die orientalische Frage von der öffentlichen Meinung unseres Vaterlandes auch sehr häufig unter dem Gesichtswinkel betrachtet, daß wir uns durch Freundschaft mit den Osmanen den Beistand des türkischen Heeres für den Fall eines Krieges mit Rußland und England sichern müssen. Die „Preußischen Jahrbücher", welche auf der Basis der historischen Schule und Bildung fußen, wissen sehr wohl, daß die auswärtige Staatskunst noch immer, wie im 18. Jahrhundert, nicht umhin kann, ihre Wege zu verschleiern, Kabinettspolitik zu sein. Sie schenken der Reichsregierung Vertrauen und tadeln sie nicht, weil sie die von der Tripelentente entworfene Kollektivnote durch ihre Urheber nur in der Form hat mildern lassen, sich

Digitized by Google

dann aber der internationalen Aufforderung an die Pforte, Adrianopel abzutreten, angeschlossen hat. Im übrigen ist ja die Note höchst erfreulicherweise durch den „Zwischenfall" der jungtürkischen Revolution energisch durchkreuzt worden. Vom Standpunkt des deutschen Interesses aus begrüßen wir das Wiederaufkommen der Jungtürken mit herzlicher Sympathie und wünschen, daß es ihnen gelingen möge, Adrianopel für ihr Vaterland zu retten. Die Schwierigkeiten, welche dabei der kleinen Schar osmanischer Patrioten in den Weg treten werden, sind ungeheuer, militärisch wie diplomatisch. Die Russen drohen ihnen, zur Entlastung der Balkanchristen nicht allein in Armenien zu intervenieren, sondern auch vermittelst der Schwarzmeerflotte Konstantinopel selber anzugreifen. Angesichts dieses dem Herzen der Türkei drohenden Stoßes mögen die Jungtürken sich sagen, daß Großbritannien ihnen den Schild vorhalten werde. In der Tat zeigen die großen englischen Monatsrevuen Mißtrauen gegen das Zarenreich. Gerade die Zeitschriften der erstarkenden unionistischen Partei, welche früher der Tripelentente besonders geneigt waren, äußern sich gegenwärtig mehr im Sinne der alten splendid isolation. Sie meinen, in Anbetracht, daß die Wiederherstellung der russischen Armee von den Schlägen, welche sie im Krieg gegen die Japaner erlitten habe, heute vollzogen sei, könne man englischerseits dem russisch-französischen Zweibunde überlassen, dem Dreibund die Wage zu halten und die Tripelentente ein wenig lockern.

Viel Gutes haben die Jungtürken von den Arabien und Mesapotanien begehrenden Briten wahrscheinlich doch nicht zu erwarten und von den Franzosen erst recht nicht. Schon 1853, vor der Schlacht bei Sinope, waren die englischen Minister geneigt, mit Kaiser Nikolaus die Türkei zu teilen, und Napoleon III. wollte gern in Syrien mit von der Partie sein. Noch lieber als große Erwerbungen im Orient hätte Napoleon allerdings eine Kompensation am Rhein genommen. Denn zu allen Zeiten haben die Franzosen ihre exotischen Interessen gegenüber den europäischen zurückgestellt. Auch die dritte Republik würde den Moskowitern bereitwillig die Herrschaft über das Morgenland überlassen, wenn Rußland dafür den Franzosen Elsaß-Lothringen zurückverschaffte. Schon dieser internationalen Zusammenhänge wegen darf eine Rundschau über den Gang der großen Weltbegebenheiten im letzten Monat nicht achtlos an dem Wechsel vorbeigleiten, der sich in Frankreich bezüglich des Inhabers der Präsidentschaft der Republik vollzogen hat. Der abtretende Herr Fallières hat sich während seiner siebenjährigen Amtsdauer vollkommen effaziert. Er machte durchaus Ernst mit der Theorie des reinen Parlamentarismus und betrachtete sich lediglich als das schmückende, sonst nebensächliche Kapitäl an der Säule der Republik. Seine Vorgänger waren durchweg tatkräftigere Charaktere und gaben ihrem Amt einen viel bedeutungsvolleren Inhalt. Thiers und Mac Mahon haben als Präsidenten der Republik ihre Namen so tief in die Tafeln der französischen Geschichte eingegraben, daß niemand diese Schriftzüge zu übersehen vermag, obwohl beide Männer durch die brandende See der Partei-

Digitized by Google

kämpfe von dem Präsidenten-Sessel weggespült wurden. Dasselbe Schicksal erreichte Mac Mahons Nachfolger Grévy, weil er wagte, als Moderator des Parteitreibens aufzutreten und den friedensgefährlichen Boulangismus niederzuhalten. Dann kam Carnot, tödlich gehaßt durch die immer mächtiger werdenden Radikalen, denen er mit seiner Autorität entgegentrat. In diesem Kampfe endete er durch den Dolchstich eines Anarchisten, „mort en soldat". Nach Carnot wurde Kasimir Périer gewählt, der ebensowenig wie seine Vorgänger gewillt war, eine bloße Puppe darzustellen. Aber sein Bestreben, die präsidentschaftliche Gewalt nach selbständigen Gesichtspunkten zu handhaben, verwickelte ihn als den fünften Präsidenten in Streitigkeiten, welche seinen Fall herbeiführten.

So waren denn sämtliche fünf Präsidenten, welche die Republik gehabt hatte, gestürzt worden; Grévy allerdings erst während seiner zweiten Amtsperiode. Nun kam Faure an die Reihe. Er führte, wie alle seine Vorgänger, ein persönliches Regiment, wenn auch hinter den Kulissen. Während der Dreyfuß-Affäre arbeitete er für die Gemäßigten, gegen die Radikalen. Nachdem die Letzteren gesiegt hatten, würden sie Faure, wie einst Grévy, durch Intrigen zu beseitigen verstanden haben, wenn jener nicht durch rechtzeitiges Versterben sie der Mühe enthoben hätte. Die radikale Partei war nunmehr stark genug geworden, um hintereinander zwei der ihrigen, Loubet und Fallières, zu Präsidenten der Republik zu machen. Von Mac Mahon bis Loubet war die Stellung sämtlicher Staatsoberhäupter Frankreichs nach und nach unhaltbar geworden, weil die Präsidenten ausnahmslos eine konservativere Gesinnung hegten als die Kammer der Deputierten. Loubet und Fallières dagegen gehörten zur radikalen Richtung, welche sich jetzt erst zur absoluten Herrschaft über beide Kammern aufschwang. So sind in den letzten 14 Jahren Konflikte zwischen der Präsidentschaft und der Volksvertretung vermieden worden. Zu der Harmonie der Tendenzen kam, daß Loubet und besonders Fallières der hervorragenden persönlichen Bedeutung entbehrten, wie es wenigstens scheint; jedenfalls schickten sie sich gelassen in die Rolle von Figuranten.

Einen solchen aber wollten die Franzosen dieses Mal nicht zum höchsten Vertreter der Nation erwählt wissen. Das französische Volk hat gefordert, daß sich an der ersten Stelle im Staat nicht ein Symbol befinden solle, sondern ein Mann. Der öffentlichen Meinung willfahrend, hat die Nationalversammlung in Versailles Herrn Poincaré zum Präsidenten der Republik ernannt, den bisherigen Ministerpräsidenten und Minister des Auswärtigen, der während seiner einjährigen Verwaltung als Träger beider Portefeuilles, besonders aber des letzteren, sich das Vertrauen seiner Landsleute in hohem Maße zu erringen gewußt hat. Die auswärtige Staatskunst des Herrn Poincaré hat schon durch ihr Debut zu Anfang des vorigen Jahres einen starken und günstigen Eindruck auf das Gemüt aller Chauvins gemacht. Damals wurde während des italienisch-türkischen Krieges mit stillschweigender Duldung Frankreichs in zahllosen Schiffsladungen Kriegskonter-

Digitized by Google

bande aus Tunesien dem türkischen Heere zugeführt. Die Italiener wußten sich gegenüber den völkerrechtswidrigen Machenschaften des Kabinetts von Paris nicht anders zu helfen, als daß sie einige zwischen Marseille und Tunis verkehrende französische Handelsschiffe, welche sich verdächtig gemacht hatten, unter Embargo legten. Diesen Akt der Notwehr benutzte Ministerpräsident Poincaré, um das verhaßte Italien die Sporen des gallischen Hohnes fühlen zu lassen. Das loyale Anerbieten Italiens, die infolge der Beschlagnahme der „Carthage" und „Manouba" entstandenen seerechtlichen Differenzen dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung zu unterbreiten, wurde französischerseits in einem ziemlich brüsken Tone abgelehnt. Ueberhaupt führte Herr Poincaré die Unterhandlungen mit der lateinischen Schwesternation in kurz angebundener Weise. Die von ihm abhängigen Zeitungen äußerten sogar schwere Drohungen gegen Italien. Das Kabinett von Monte Citorio befand sich vor Jahresfrist in einer sehr üblen Lage. Die heute perfekt gewordene Erneuerung des Dreibundes lag damals infolge der irredentistischen Agitationen noch in so weitem Felde, daß die österreichische Militärpartei, mit dem k. u. k. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf an der Spitze, einen Präventivkrieg gegen Italien, während es mit den Türken rang, das Wort reden konnte. Die Schärfe der Spannung zwischen dem apenninischen Königreich und der habsburgischen Monarchie bewirkte, daß die römische Regierung in ihrem diplomatischen Konflikt mit der französischen Republik eine sehr schwache Positiom einnahm. Sie mußte Selbstbeherrschung üben, der italienischen Publizistik gedämpfte Erwiderungen auf den gallischen Zeitungslärm ans Herz legen, in der Schleichhandelsfrage den ungerechten, übermütigen Nachbarn durch Unterwürfigkeit begütigen und die Sühne für die Italien widerfahrenen Brutalitäten von der Zukunft erwarten.

Daß Herr Poincaré die Einklemmung der Italiener zwischen der friedlichen Türkei und dem unzuverlässig erscheinenden Oesterreich dazu benutzte, um jenem undankbaren Volk eine empfindliche Demütigung zu bereiten, wurde ihm von der französischen Nation umso höher angerechnet, als seit Agadir und dem Eintreten Englands für Frankreich das Selbstgefühl der Franzosen gegenüber dem Ausland mächtig im Steigen war. Diese hochpatriotische Strömung zur Befestigung der republikanischen Staatsform sowie im Interesse der nationalen Wehrmacht auszubeuten hat das Ministerium Poincaré während seiner zwölfmonatlichen Administration sich mit Eintracht und Erfolg beflissen gezeigt. Sehr bedeutende Summen sind für den Ausbau der Flotte bewilligt worden, die von ihrem Rang als zweite Marine der Erde zur fünften herabgesunken war. Die Franzosen wollen, trotzdem ihre unproduktiven Staatsausgaben längst eine gewaltige Höhe erreicht haben, jene außerordentliche finanzielle Anstrengung unentwegt fortsetzen und hoffen zur Belohnung ihres Opfermutes nach Ablauf einer Anzahl von Jahren ihre alte Stellung unter den Seemächten zurückgewonnen zu haben.

Vorläufig hat das Ministerium Poincaré durch die Konzentration sämtlicher

Digitized by Google

französischer Schlachtschiffe im mittelländischen Meer die Republik wenigstens in diesen Gewässern zur stärkstgerüsteten maritimen Macht erhoben. Die Basierung der ganzen französischen Schlachtflotte auf den Hafen von Toulon, eine im vorigen Sommer getroffene sehr bedeutungsvolle Maßregel, war das erste Sturmzeichen, welches dem in der Levante ausgebrochenen Ungewitter voraufging. Allerdings wußte es von den Uneingeweihten niemand zu deuten, wie übrigens auch den Urhebern der großen französischen Schiffsbewegung von den bevorstehenden orientalischen Ereignissen kaum vielmehr bekannt gewesen sein dürfte, als der vorher im Frühjahr erfolgte Abschluß der Offensivallianz zwischen den christlichen Balkanstaaten. Man wußte in Paris nur ganz im allgemeinen, daß man sich auf sehr ernste Komplikationen im südöstlichen Europa vorzubereiten hatte. Zur Zeit der Präsidentenwahl aber hat es die Nationalversammlung in Versailles dem Ministerpräsidenten Poincaré sehr hoch angerechnet, daß von langer Hand her für alle unberechenbaren Eventualitäten hin die französische Armada in den mediterraneischen Gewässern zusammengezogen war.

Das Ressort der Marine lag in den Händen von Delcassé, eines besonders leidenschaftlichen Patrioten, der 1905, im Zeitalter von Tanger und Algesiras, einen französisch-russisch-englischen Angriff auf das Deutsche Reich vorbereitete. Auch sonst befanden sich im Kabinett Poincaré Männer, welche durch scharfes Anschlagen der patriotischen Saite Sympathien bis tief in die Reihen der parlamentarischen Rechten hinein errangen. Die Kolonien verwaltete Lebrun, der als tüchtiger administrativer Fachmann geschätzt wurde, aber vielleicht noch mehr Ansehen im Lande dadurch erworben hatte, daß es ihm nach dem jüngsten Marokko-Abkommen zwischen der Republik und Deutschland als Kolonialminister des Kabinetts Caillaux gelungen war, bei der parlamentarischen Diskussion über die Abtretung am Kongo Tränen, für die umstehenden Deputierten deutlich sichtbare echte Tränen seine Wangen herabfließen zu lassen.

Die Vaterlandsliebe ist eine der edelsten Empfindungen, deren der Mensch fähig ist, aber die sich patriotisch nennenden Parteien stehen sittlich kaum höher als die international gesinnten politischen Gruppen. Das gilt auch vom französischen Nationalismus, der sogar an ochlokratischen Charakterzügen ganz besonders reich ist, wie sich sowohl in der Epoche Boulangers als auch während der Dreyfus-Aera offenbart hat. Es ist dem Ministerium Poincaré von einem Teil seiner Anhänger ein bitterer Vorwurf daraus gemacht worden, daß der Kriegsminister Millerand die Sympathien der nationalistischen Richtung für ihn durch das symbolisch sehr bedeutsame Zugeständnis erwidert hat, den Oberstleutnant Du Paty de Clam in die Armee wiederaufzunehmen. Millerand mochte sich sagen, daß manch einer der wegen der Dreyfussache verurteilten Offiziere immer noch besser wäre, als die vielen Antimilitaristen, welche tagaus tagein zu milden Strafen verurteilt und dann obendrein noch begnadigt werden. Der Oberstleutnant

Digitized by Google

Du Paty de Clam war vor vielen Jahren aus der Armee entfernt worden, weil er als Mitglied des Kriegsgerichts gegen Hauptmann Dreyfus schwere Gesetzwidrigkeiten begangen hatte, um eine Verurteilung des unschuldig Angeklagten herbeizuführen. Es scheint jedoch, als ob Du Paty de Clam damals nicht aus unehrenhaften Beweggründen sondern um der Staatsraison willen, seine an sich sehr verwerflichen Ränke gesponnen hat. Indem Millerand jenen Mann in das Heer wieder aufnahm, ist er offenbar nicht unreinen Parteileidenschaften dienstbar geworden, sondern hat als objektiven Urteilens fähiger Politiker und echter Patriot das Seinige tun wollen, um die zwischen dem Offizierkorps und der parlamentarischen Republik noch immer bestehende Kluft allmählich auszufüllen.

Im übrigen hat Kriegsminister Millerand, indem er die vermehrte Reizbarkeit des Nationalgefühls geschickt benutzte, sich um sein Vaterland das Verdienst erworben, neue Cadregesetze für Infanterie, Kavallerie und reitende Artillerie durch die Kammer zu bringen. Die Entwürfe, die Cadres betreffend, haben sich ihrer Kostspieligkeit halber volle sieben Jahre in den vorbereitenden Stadien aufgehalten; jetzt erst sind sie durch den sozialistischen Kriegsminister der Volksvertretung vorgelegt und bei den Deputierten durchgesetzt worden. Die Cadregesetze sind dazu bestimmt, dem französischen stehenden Heer mehr engagés und rengagés — Kapitulanten — zu geben, sowie eine größere Zahl von Unteroffizieren. Heute machen die Unteroffiziere und Kapitulanten $12^1/_2$ % der französischen präsenten Armee aus; die deutsche Armee dagegen besteht zu 14 % aus Unteroffizieren (Kapitulanten haben wir nicht, aber unsere Unteroffiziere sind zum Teil so jung wie die französischen Kapitulanten). Man zählt in Deutschland 100 000 Unteroffiziere des Friedensstandes gegen nur 65 000 Unteroffiziere und Kapitulanten jenseits der Vogesen. Besonders unangenehm empfinden die Franzosen den Mangel an Unteroffizieren und Kapitulanten bei der Reiterei und reitenden Artillerie, Waffengattungen, bei denen die Republik im Gegensatz zum Deutschen Reich gleichfalls die Dienstzeit auf zwei Jahre verkürzt hat. Die Millerandschen lois de cadre versprechen in dem zuletzt genannten Punkte, wie das französische Offizierkorps urteilt, eine egalitäre Uebereilung, welche die Offiziere kaum länger mitansehen konnten, wenigstens halbwegs wieder gut zu machen.

Da die Unteroffiziere respektive Kapitulanten neben den Offizieren das Rückgrat jeder modernen Armee bilden, so hat sich durch die Cadregesetze das Ministerium Poincaré ganz ohne Zweifel um Frankreich sehr verdient gemacht. Es fragt sich nur, wie die immer kolossaleren Ausgaben für Heer und Flotte vom Lande aufgebracht werden sollen. Zwar liefern die bestehenden Abgaben glänzende Ueberschüsse; die hochschutzzöllnerische Handelspolitik in Verbindung mit dem Zweikindersystem bewähren sich volkswirtschaftlich noch immer, so daß die Franzosen materiell mit ihrer Lage zu[illegible]n sind und ihre hohen Steuern willig tragen, aber die beinahe skandalös[illegible]nde Zurückgebliebenheit, welche darin liegt, daß die Einkommen-

Digitized by Google

steuer nicht zustande kommen will, dürfte doch von den französischen Staatsfinanzen nicht mehr lange ertragen werden können. Als vorläufige Auskunftsmittel hat man in der Deputiertenkammer eine abermalige Erhöhung der von der französischen Demokratie arg mißbrauchten Erbschaftssteuer ins Auge gefaßt, sowie ein paar wenig einträgliche Stempelabgaben auf die Kapitalsbewegung. Lange jedoch ist die Einkommensteuer nicht mehr zu entbehren, zumal die Republik, obwohl sie bereits bis an die Zähne gewappnet dasteht, auf immer neue Rüstungen sinnt. Millerand hat sich als Kriegsminister mit großer Entschiedenheit für die Erstreckung der allgemeinen Wehrpflicht auf die farbigen Untertanen Frankreichs ausgesprochen und an der Realisation dieses schon seit Jahren beschlossenen Projekts nach Kräften gearbeitet. Allerdings haben ihm die exotischen Verhältnisse große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und er ist nur ganz langsam vorwärts gekommen. Als Millerand sein Amt antrat, sprach man von 70000 schwarzen Tirailleurs, es ist dem rührigen Kriegsminister nur möglich gewesen, 5000 aufzubringen, und stärkerer Zuwachs an Negertruppen ist für die nächste Zeit nicht zu erwarten. Auch die Konskription der Braunen in Algerien läßt sich nur schrittweise verwirklichen. Im vergangenen Herbst hat Millerand zum erstenmal eine Zwangsaushebung in Algerien veranstalten lassen. Die prinzipiell sehr wichtige Maßregel konnte nach unbedeutenden Unruhen, welche an verschiedenen Punkten der Kolonie, mit etwas größerer Heftigkeit zu Tlemcen, nahe der marokkanischen Grenze, ausbrachen durchgeführt werden. Jedoch muß man in Betracht ziehen, daß einstweilen der mohammedanischen Bevölkerung nur 2000 Konskribierte entnommen worden sind, während ein Jahrgang 25 000 Rekruten würde liefern können. Im Laufe eines Dezenniums will man allmählich sämtliche Wehrpflichtigen Algeriens wirklich einstellen. Es ist möglich, daß der unstillbare Hunger der Republik nach Soldaten sich über die Hindernisse hinwegzusetzen wissen wird, welche der Militarisierung der mohammedanischen Volksmassen Nordafrikas, sowohl von seiten der Moslems selber als auch der französischen Ansiedler in Aussicht stehen.

Daß in Frankreich der letzte Mann, und wenn die Paradoxie erlaubt ist, noch darüber, für den Zweck des Krieges ausgebildet wird, würde das französische Budget, welches von Alters her mit sehr hohen Steuer-Einnahmen ausgestattet ist, vielleicht auch ohne Einkommensteuer ertragen können, aber die immer von neuem siegreich durchgesetzten und darum nicht enden wollenden Ansprüche der Volksschullehrer und Unterbeamten auf Gehaltserhöhung zünden die Kerze an beiden Enden an. Soeben haben die um ihr Mandat besorgten Abgeordneten beschlossen, daß wieder einmal 40 Millionen Franken ausgeworfen werden sollen, damit die Gehälter der Postboten, die vor einigen Jahren das Land durch einen Streik in Verwirrung brachten, der Zollwächter und der Beamten bei der Verwaltung der direkten Steuern erhöht werden können. Die Kammer beabsichtigt durch ihre Freigiebigkeit das Beamtentum damit zu versöhnen, daß in der gesetzgeberisch so unfrucht-

Digitized by Google

baren dritten Republik ebensowenig wie die Einkommensteuer das sogenannte Beamtenstatut zustande kommen will. Es handelt sich um eine gesetzliche Festlegung der Rechte und Pflichten des Beamten im parlamentarischen Staat. Die Politiker, so klagen die Beamten, schöben immer wieder ihre Günstlinge in die administrative Laufbahn ein, auch in die unteren Regionen derselben. Die ganze Karriere der Beamten werde durch jenen Mißbrauch zerrüttet. Tüchtigkeit gelte nichts, Konnexion alles. Die Unterbeamten, so beschweren sich andererseits die Politiker, fraternisierten mit den anarchistisch gesinnten und Sabotage treibenden Arbeitern; sie beanspruchten das Streikrecht und brächten ihren Vorgesetzten Mißtrauen, Trotz und passiven Ungehorsam entgegen. In fast allen Dienstzweigen sei infolgedessen die Disziplin zerrüttet.

Das Problem des Beamtenstatuts ist schon der Lösung dringend bedürftig seit dem Sommer 1909, wo das damals regierende Ministerium Clémenceau einen Gesetzentwurf über die Dienstverhältnisse der Beamten bei der Deputiertenkammer einbrachte. Aber freilich, es ist in diesem Gemeinwesen unlösbar. Innerhalb eines vernünftig organisierten Beamtenstandes lassen sich Autorität und Freiheit nur so mit einander vereinigen, daß jene Idee diese mächtig überschattet. Die französischen Beamten jedoch fordern immer lauter ein Statut, das die Bande der Subordination weiter lockert und vor allen Dingen ihnen das Recht der Arbeitseinstellung zuspricht. Obwohl sonst durchaus keine Schwärmer für eine starke Regierung, verlangen die Unterbeamten und Volksschullehrer von dem neuen Präsidenten der Republik, er solle aus der Reserve, welche im Elysée üblich geworden ist, heraustreten und seine Autorität in die Wagschale werfen, damit endlich ein ihnen genehmes Beamtenstatut zustande komme. Die Staatsmänner der dritten Republik werden glauben, wohlfeil davongekommen zu sein, wenn die 40 Millionen, welche den gefährlichen Postiers und den übrigen genannten Beamtenkategorien als vorläufige Beute hingeworfen worden sind, jene Staatsdiener für absehbare Zeit von dem Verlangen nach organischen Reformen ablenken. Die Volksschullehrer haben sogar 46 Millionen erpreßt. Ein Teil ihrer Berufsvereine schloß sich vor kurzem der C. G. T. (Confédération générale du travail) an, einer über das ganze Gebiet der Republik verbreiteten sozialrevolutionären Assoziation. Der Unterrichtsminister erklärte jenen Schritt der Lehrervereine für ungesetzlich und ließ den Staatsanwalt einschreiten. Darauf unterwarfen sich die pädagogischen Agitatoren und ihre Gefolgschaften insofern, als sie auf den föderativen Zusammenschluß mit den proletarischen Gewerkvereinen verzichteten, aber die Schulmänner übten diese Entsagung erst, nachdem ihnen vom Parlament 46 Millionen Franken Gehaltserhöhung versprochen worden waren. Da ist es kein Wunder, daß republikanische Finanzminister neben der Einkommensteuer das Alkoholmonopol und das Versicherungsmonopol, wie in Italien, haben ins Auge fassen müssen.

Indem er kostspieliger und kostspieleger wird, lockert sich an allen

Digitized by Google

Ecken und Enden der französische Staat immer intensiver. Der Tag kann kommen, wo zusammen mit gefährlichen Bewegungen des sozialdemokratischen und anarchistischen Arbeiterstandes, auch der Bauern, man gedenke der Winzer-Unruhen, ein Beamtenaufruhr sich ereignet von so unberechenbarer Tragweite wie der Streik der Eisenbahner im Herbst 1910. Der breite ständische Spalt, der in Deutschland Staatsdiener, Arbeiter und Bauern von einander absondert, existiert in Frankreich nicht. Herr Briand, der soeben an Stelle des Staatsoberhaupt gewordenen Herrn Poincaré Ministerpräsident geworden ist, und der im Jahre 1910 die gleiche Würde bekleidete, gab damals zu, von der Arbeitseinstellung der Eisenbahn-Beamten und dem drohenden Zusammenbruch des Staates vollkommen überrascht worden zu sein. Im Januarheft der „Revue des deux mondes" sagt Francis Charmes von den parlamentarischen Beherrschern der dritten Republik: „Die radikale Partei ist angefüllt mit alten Bonapartisten, die es ohne Zweifel wieder werden würden, wenn das Kaiserreich wiederhergestellt werden sollte." Alte Bonapartisten sind an Strammheit des Regiments gewöhnt und haben, wenn sie auch dem zersetzenden Zuge der Zeit folgen, sicher im Herzen eine stille Vorliebe für ein Oberhaupt des Staates bewahrt, das, um einen etwas ordinären Ausdruck des Generals Bonaparte zu gebrauchen, mehr ist, als ein Mastschwein mit soundsoviel Millionen Rente. Trotzdem wird Präsident Poincaré, wenn er versucht, auf der politischen Bühne seines Vaterlandes mehr zu sein als ein pomphaft gekleideter Statist, niedergeschrien und niedergetrampelt werden, wie alle Präsidenten der Republik vor ihm, welche wirklich etwas bedeuten wollten. Sollte Poincaré von seiner neuen, scheinbar überragenden Stellung aus unternehmen, durch ernsthafte Intervention die Kämpfe der Parteien zu mäßigen, so würde, nach den Präzedenzfällen zu urteilen, der Wirrwarr innerhalb der Republik nicht gehoben, sondern im Gegenteil durch eine Präsidentschaftskrise verschlimmert werden. Eine derartige Erschütterung kann sehr bald über Frankreich kommen, wenn Poincaré in der Tat aktiv zugunsten des Wahlreform-Gesetzes eintreten sollte, welches, im Senate stecken geblieben, das parlamentarische Personal der Republik durchgreifend zu ändern bestimmt ist.

Jedoch werden sich die inneren Verhältnisse Frankreichs nicht ausschließlich ihren eigenen Trieben folgend weiterentwickeln können, sondern ganz ohne Zweifel wird der zukünftige Charakter der inneren französischen Politik großenteils von den Einflüssen der äußeren Lage des Landes her seine Bestimmung erhalten. Zwischen auswärtiger und innerer Politik pflegt in der Geschichte unausgesetzte Wechselwirkung stattzufinden. Deshalb kann auch der, wie die Republikaner jenseits der Vogesen selber zugeben, fäulnisreiche Zustand des gegenwärtigen französischen Regimes nicht umhin, die ohnehin verminderte diplomatische Elastizität der Tripelentente einigermaßen zu lähmen. Vor einigen Wochen reiste der russische Kriegsminister Suchomlinow in Familienangelegenheiten nach der Riviera, und

Digitized by Google

als er dann auf der Rückfahrt über Paris kam, wollte er mit dem Kriegsminister Millerand konferieren. Genau in dem bezeichneten Augenblick wurde Millerand von den Kammern gestürzt, weil die Beschränktheit der Radikalen nicht den hohen Gesichtspunkten zu folgen vermochte, welche für Millerand bezüglich der inneren und der äußeren Staatskunst bei der Wiedereinstellung des Oberstleutnants Du Paty de Clam maßgebend waren. Auch an den höchsten Stellen der österreichischen Armee hat jüngst ein jäher, überraschender Personenwechsel stattgefunden, aber kein Einsichtiger zweifelt daran, daß in der stabilen Habsburgischen Monarchie die Kontinuität der Heeresverwaltung solchen vereinzelten Zwischenfällen gewachsen ist, in der labilen französischen Republik aber — nichts ist in dieser Demokratie beständiger als der Wechsel — wirkt die Zahllosigkeit der Köpfe, welche einander in der Verwaltung des Heerwesens ablösen, ganz gewiß sehr destruktiv. Wie zerrüttet die Disziplin der im übrigen noch immer an Vorzügen reichen französischen Administration ist, beweist am deutlichsten die Geißel der Pulver-Explosionen und sonstigen Unfälle auf der Kriegsflotte. Man kann unmöglich annehmen, daß die in den exakten Wissenschaften und der Technik so tüchtigen Franzosen unfähig seien, ein ebenso haltbares Pulver herzustellen wie die anderen Nationen. Der Verdacht plusmacherischer Schliche bei der Fabrikation und Abnahme des Pulvers ist ebenso ungerecht wie jene andere Annahme absurd. Nicht die Qualität des Pulvers ist die Ursache der vielen entmutigenden Katastrophen, sondern seine leichtsinnige Behandlung. Es ist eben unmöglich, die Marinesoldaten zu peinlicher Pflichterfüllung anzuhalten, solange die mit ihnen fraternisierenden eingeschriebenen Seeleute der Handelsmarine und die Arsenalarbeiter der Kriegshäfen straflos in dem fast chronisch gewordenen Zustand der Auflehnung wider ihre Vorgesetzten verharren dürfen.

Bezeichnend für die Strömung der Geister in Frankreich, wo die öffentliche Meinung die mit der demokratischen Staatsform verknüpften Schäden immer strenger beurteilt und den politisch autoritär Denkenden sowie den Chauvins ein stärkeres Hervortreten gestattet als vielleicht je seit 1870, sind folgende Auslassungen der „Revue des deux mondes“: „Auch wenn man gerade kein krasser Pessimist ist, kann man doch schwerlich gewisse Geräusche überhören, eine Art von dumpfem Krachen, das zu denken gibt .... Es ist schon früher gesagt worden, daß Verfassungen keine Zelte seien, die zum Schlafen aufgespannt werden. Das Wort ist heute auch noch wahr. Die öffentliche Meinung, die lange ohne Bewußtsein war, wacht auf; sie hat das Gefühl und gewissermaßen den Instinkt, daß ernste Gefahren eintreten können, und sie beschäftigt sich mit den Mitteln, ihnen die Stirn zu bieten. Die Energie ist Mode ..... Das Wort Vaterland erweckt stärkeren Widerhall, die Armee, die uns immer teuer war, scheint es noch mehr geworden zu sein. Sollen allein die öffentlichen Gewalten außerhalb jener allgemeinen Bewegung der Geister und der Herzen bleiben? Der Moment wird kommen, das steht fest, wo man,

Digitized by Google

wollend oder nicht, alle in der Verfassung enthaltenen Hilfsquellen wird springen lassen müssen, und dann wird die Wichtigkeit der präsidentschaftlichen Funktion wieder allerseits zur Geltung gelangen. . . . ."

Beklemmende Eindrücke genug mag also der russische Kriegsminister General Suchomlinow empfunden haben, während er auf dem Gebiet der verbündeten Nation weilte, und besonders verstimmend wird es für den Chef der russischen Militärverwaltung gewesen sein, daß der Kollege an der Spitze des französischen Kriegsministeriums, gerade als er ihm die Bruderhand zur Begrüßung entgegenstrecken wollte, spurlos in der Versenkung des parlamentarischen Theaters verschwand. Schon Ende 1910 war das Mißtrauen der Russen gegen die Roten an der Seine lebhaft genug, um wenigstens in zweiter Reihe dazu mitzuwirken, daß zwischen dem Zarenreich und Deutschland das Abkommen von Potsdam perfekt wurde. Die innere Stabilität des Deutschen Reichs achtet — beziehungsweise auch fürchtet — man in Petersburg um so mehr, als die eigenen inneren Zustände den Gewalthabern keine absolute Sicherheit versprechen, wenigstens nicht, wenn die russische Volksseele durch politische Brände in den südslavischen Gebieten und im Orient Feuer fängt. Vor einer Anzahl von Wochen haben Neuwahlen zur Reichsduma stattgefunden. Das russische Wahlgesetz ist so verwickelt, daß es außer seinen Urhebern kaum jemand in dem weiten Reiche vollkommen versteht. Es ermöglicht mitsamt den administrativen Verfügungen, welche seiner Auslegung gewidmet sind, der Exekutive eine ungemein kräftige Wahlbeherrschung. Der russische Minister des Innern besitzt die Möglichkeit, neben der Wahlkreisgeometrie auch noch Wahlkreisarithmetik zu treiben. Kann er doch innerhalb desselben Wahlkreises die Kurien der Großgrundbesitzer, Bauern und Popen, der Russen und fremdbürtigen Nationalitäten usw. für die Ernennung der Wahlmänner und Elektoren zusammenlegen oder trennen, wie es ihm gerade im Interesse desjenigen Kandidaten wünschenswert erscheint, welchen die Regierung begünstigt. Hierzu kommt, daß das Recht der Beschwerde gegen Fälschung der Wählerlisten, sowie die Wahlprüfungen in der Reichsduma in einer Weise geregelt sind, welche die Remedur bureaukratischer Betrügereien vielfach praktisch unmöglich macht. Im übrigen gestattet der Charakter der russischen Verwaltung den Behörden noch immer, falls alle Kniffe des Wahlgesetzes und seiner Ausführungsbestimmungen versagen, gegen die oppositionellen Wähler offene Gewalt anzuwenden. So sind in Odessa die den Wahlkreis beherrschenden jüdischen Wähler durch die obrigkeitliche Vorbereitung eines Pogroms von der Ausübung des Wahlrechts abgeschreckt worden.

Trotzdem ist der junge russische Verfassungsstaat — das kann kein unbefangen Urteilender verkennen, und für die richtige Erkenntnis der internationalen Konstellation ist es von Wichtigkeit, das nicht zu verkennen — mehr als bloßer Scheinkonstitutionalismus. Napoleon III. von Frankreich verschaffte sich mit Hilfe der offiziellen Kandidaturen viele Jahre lang einen corps législatif, in welchem die Opposition nur durch wenige Stimmen

Digitized by Google

vertreten war. Dagegen will es dem Zaren Nikolaus II. auf keine Weise gelingen, sich eine gefügige Volksvertretung zu verschaffen. In den beiden ersten Reichsdumen, für welche die Regierung, um den Bauernstand zu begünstigen, ein anderes als das gegenwärtig geltende Wahlrecht oktroyiert hatte, wimmelte es von Muschiks mit Kaftan und Wasserstiefeln. Aber diese Herde von Analphabeten erwies sich mitnichten lenksam, sondern entwickelte einen wüsten Radikalismus. Entsetzt schaffte sich die Regierung die Bauern-Parlamente vom Halse und oktroyierte ein neues Wahlgesetz, das zurzeit bestehende. Nun überwogen in der russischen zweiten Kammer die parfümierten, in weißer Wäsche glänzenden Großgrundbesitzer. Aber auch diese aristokratisch gefärbte Versammlung zeigte manchmal soviel Selbständigkeit des Willens, daß gegen den Schluß ihrer Legislaturperiode hin am Hofe des seine überlieferte Macht zäh festhaltenden Autokraten sich eine recht schwüle Stimmung bemerkbar machte. Nikolaus empfing vor ihrer Auflösung die Reichsduma in Zarskoje-Selo, wo die Mitglieder gleich einem zu inspizierenden Bataillon die Mauer des Saales entlang nach Provinzen aufgestellt wurden. Der Kaiser trat herein in kleiner Uniform, schritt die Front der Volksvertretung ab, zog sich dann halb zurück und sagte im Weggehen: „Meine Herren! Fünf Jahre lang habe ich aufmerksam Ihre Arbeiten verfolgt, und ich muß Ihnen mit Bitterkeit bemerken, daß gewisse Fragen nicht gemäß meinen Wünschen entschieden worden sind. Außerdem haben Sie während der Diskussion und Beschlußfassung über die Geschäfte zuviel Leidenschaft gezeigt, Skandal gemacht und der Ruhe ermangelt; wenn man aber ein beschließendes Votum in Staatsangelegenheiten haben will, braucht man vor allen Dingen Ruhe.“ *)

Nachdem sich der Despotismus mit den intelligenten Edelleuten auf die Dauer so wenig hatte vertragen können, wie vorher mit den starrköpfigen Landleuten, mußten sich die Minister des Zaren die Frage vorlegen, mit der Unterstützung durch welchen Stand die Wahlen für die neue Reichsduma gemacht werden sollten. Das russische Kabinett beschloß, dieses Mal seine Sache vorwiegend dem Stand der Popen anzuvertrauen, der auf Grund des unbeweglichen Kirchenvermögens Wahlrecht besitzt. Das russische Wahlgesetz gestattet dem Minister des Innern, je nach seinem Gutdünken die Popen eines Wahlkreises gemeinsam mit den Bauern Wahlmänner wählen zu lassen oder die betreffende Geistlichkeit als eine besondere Körperschaft von Urwählern zu konstituieren. Ja der Minister kann den Popen eines Wahlkreises sogar das Recht der Großgrundbesitzer beilegen, die Elektoren direkt zu nominieren.

Der Prokureur des H. Synods Sabler unterstützte mit der größten Energie das Bestreben des Ministers des Innern, die Wahlen durch den Klerus zu machen. Zu diesem Zweck mußten diejenigen Bestandteile der

*) Le Correspondant 25. Dezember 1912 „Les récentes elections à la quotrième douma“. Seite 1050.

Digitized by Google

niederen Geistlichkeit, welche sich bisher zugunsten der Linken hatten betätigen dürfen, dieser Freiheit beraubt werden. Die Zügel der kirchlichen Disziplin wurden aufs Schärfste angezogen. Nicht einmal politische Neutralität, Passivität, Indolenz sollten den Mitgliedern der Hierarchie fürderhin verstattet sein; gemäß den Dekreten des H. Synods hatte der gesamte rechtgläubige Priesterstand zu agitieren und zu stimmen wie Ein Mann.

Wladimir Karlowitsch Sabler ist der Mann, welcher immer mehr in den Vordergrund der inneren russischen Politik tritt. Er ist ein zweiter Pobjedonoszeff, aber ihm fehlen der Geist und die Bildung jenes orthodoxen Torquemada. Seinem Einfluß auf den Zaren Nikolaus II. ist zu verdanken, daß die Regierung Rußlands mit stets größerer Entschiedenheit in die Bahnen eines altgläubigen Nationalismus einlenkt. Die fremden Nationalitäten werden in vielleicht noch schwerere Fesseln gelegt, als sie vor der Revolution von 1905 getragen haben. Unklar ist, was die Krone mit ihrem Vorhaben beabsichtigt, ein Konzil einzuberufen und das Patriarchat wiederherzustellen. Man kann in der Aera Sablers unmöglich glauben, daß der Kaiser plant, den Cäsaropapismus abzuschaffen und die vor Jahrhunderten unterdrückte Freiheit der Kirche neu zu begründen. Nikolaus II. würde mit einer solchen Staatskunst die schwierigste Aufgabe angreifen, welche ein Herrscher wie er sich stellen kann.

Schon einmal hat der regierende Zar ein Problem zu lösen versucht, das halbwegs so schwer ist wie jenes kirchliche, nämlich die Agrarfrage. Die Ansiedlung von Landleuten in Sibirien einzuleiten ist in großem Stile gelungen, dagegen hat es sich, wie die letzten statistischen Untersuchungen zu beweisen scheinen, als eine Illusion gezeigt, wenn man in ein paar Jahrzehnten den Mir auflösen zu können geglaubt hatte. Die Verwandlung des bäuerlichen Gemeindeeigentums in Privatbesitz schreitet, soviel man sieht, nur in den kleinrussischen Landschaften vorwärts, aber in dem großrussischen Kern des Reichs, wo das Bauernelend seinen eigentlichen Sitz hat, erhält sich die überlebte, das Volk niederziehende Agrarverfassung aufrecht.

Um auf die Wahlen zurückzukommen, so erregte die Einmischung der Theokratie den Unwillen aller Laien, bis tief in die Reihen der konservativen Partei hinein. Die Bauern, welche mit den Popen gemeinsam wählen sollten, verließen mancherorts die von Klerikern überschwemmten Urwählerversammlungen. Sie verminderten dadurch wenigstens, da sie mit ihren Stimmen nicht durchzudringen vermochten, die Menge des vertretenen Grundeigentums und demgemäß die Zahl der Wahlmänner, welche es der Versammlung zu wählen zustand. Aber niemand glaubte, daß das Löken wider den Stachel des allmächtigen Oberprokureurs irgendwelchen Erfolg haben könnte. Trotzdem ist die reaktionäre Richtung in der Wahlschlacht nicht zur Mehrheit geworden. Denn weder war das Beamtentum einig in skrupelloser Terrorisierung der Wähler und Fälschung der Listen, noch ließen sich die zahlreichen demokratischen Elemente der niederen Geistlichkeit durch den H. Synod vollkommen bändigen. Zwar sind die Rechte und die

Digitized by Google

Nationalisten zusammen von 146 Abgeordneten auf 190 angewachsen, aber 222 Sitze würden erforderlich gewesen sein, um den Reaktionärs auch nur die einfache Majorität zu geben. Die entschieden oppositionell gesinnten Gruppen der Fortschrittler und konstitutionellen Demokraten (Kadetten) sind sogar von 90 auf 106 Deputierte angewachsen. Die äußerste Linke, Arbeiterparteiler und Sozialdemokraten — letztere alle im Kaukasus, zum Teil von Beamten, gewählt —, ziehen mit 24 Mandaten, an Kopfzahl unvermindert, in die Reichsduma ein.

Die Repräsentanten der Fremdvölker, welche sich in der letzten Session der aufgelösten Volksvertretung auf 27 Polen, Littauer, Juden und Mohammedaner beliefen, haben ihre Stärke ungefähr behauptet. Von den 24 Gesetzgebern, die wild oder von unbekannter Parteistellung waren, sind nur 6 in das Parlament zurückgekehrt, so daß sich Wladimir Karlowitsch Sabler aus der Schar jener unsicheren Kantonisten keinen nennenswerten Zuzug verschaffen kann.

Alles in allem genommen, die, wie man sagt, vom Hofe gehegte Erwartung, man werde, gestützt auf den geistlichen Stand und sein stimmfähiges Kirchengut, Reichsstände erhalten, welche ihre beschließende Befugnis und Periodizität selber hinwegdekretierten, hat sich als ein Irrtum herausgestellt. Zwar ist es den Machthabern gelungen, die Fraktion der Oktobristen (Freikonservativen), welche mit ihren 132 Sitzen in der aufgelösten, von dem Zaren schließlich so ungnädig angesehenen Reichsduma den Ausschlag gab, in der neuen Nationalversammlung auf 95 Mandate herabzudrücken. Aber ohne diese Adelspartei gibt es nach wie vor in der Volksvertretung keine Majorität. Den Adel, der, zum fundamentalen Unterschied von preußischen Verhältnissen, der monarchischen Gewalt gegenüber nur stark bedingtermaßen loyale Empfindungen hegt, mit Hilfe der Geistlichkeit parlamentarisch zu depossedieren, ist mißlungen, zum Teil aus dem Grunde, weil der niedere Klerus so wenig zuverlässig ist wie 1789 in Frankreich. Ueberhaupt wird man bei der Betrachtung russischer Zustände manchmal von der Stimmung angewandelt, als ob die Türken vom Schlage des alten Kiamil gar nicht so unrecht hätten, wenn sie auf den Ausbruch einer großen Revolution in Rußland rechneten. Für die internationale Konstellation bedeutet die revolutionäre Gärung in Rußland insofern ein günstiges Moment, als der Zar, welcher sich auf die Kaisertreue der Nation keineswegs verlassen darf, davor zurückschrecken muß, ungeheure Leidenschaften zu entzünden. Andererseits ist dieser nur scheinbar allmächtige Fürst der Gefangene der alle russischen Parteien, auch die roten, beseelenden allslavischen Idee, welche jederzeit gegen den türkischen Bussurman und den österreichischen sowie deutschen Njemetz in einer die Kultur des Kontinents verzehrenden Feuersbrunst aufflammen kann. Daniels.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Apelt, Dr. O. — Platons Dialog Philebos. Brosch. M. 2.80, gebd. M. 3.40. Leipzig, Felix Meiner.

Apologetische Vorträge III — herausgegeben vom Volksverein für das katholische Deutschland mit einem Vorwort von Dr. F. Meffet. III. Band, M. 2.—. M.-Gladbach, Volksverein-Verlag.

Billroth, Theodor. — Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift, herausgegeben von Eduard Hanslick. Vierte Auflage. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel, 1912.

Braun, Heinrich. — Annalen für Sozial-Politik und Gesetzgebung. II. Band, drittes und viertes Heft. Berlin 1912. Verlag von Julius Springer.

Brentano, Clemens. — Aloys und Imelde, herausgegeben von Agnes Harnack. Der Gesamtausgabe 9. Band II. München und Leipzig bei Georg Müller, 1912.

Curtius, E. — Lebensbild I/II, br. M. 8.—, gebd. M. 10.—. Berlin, Carl Curtius.

Demuth, Jean. — Der Diamantenmarkt. M. 3.20. Karlsruhe, B. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Droste-Hülshoff, A. v. — Westfälische Skizzen und Landschichten. M. 2.—, gebd. M. 2.80. Münster, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Farinelli, A. — Paul Heyse. M. 1.50. München, Süddeutsche Monatshefte.

Fittbogen, Gottfried. — Neuprotestantischer Glaube, zur Ueberwindung der religiösen Krisis. Preis M. 1.80. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, 1912.

Friedemann, W. — Pendelschlag, brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Friederich, R. — Die Befreiungskriege 1813—15. Band III. Der Feldzug 1814. Erste bis fünfte Auflage. Mit 17 Bildnissen und 15 Karten im Steindruck. Berlin 1913, E. S. Mittler und Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Fries, Friedrich. — Die Lehre vom Staate bei den protestantischen Gottesgelehrten Deutschlands und der Niederlande in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dissertation, Berlin 1912. E. Eberling, Verlagsbuchhandlung, Berlin NW.

Gessler, Albert. — Gertrud Pfander, Eine Schweizer Dichterin. Basel 1912, Benno Schwabe & Co., Verlagsbuchhandlung.

Goldstein, Jul. — Die Technik (die Gesellschaft Band XL). M. 1.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Golthei, W. — Die deutsche Dichtung. Brosch. M. 6.75. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Graedener, Herm. — Uta Urbach. Geh. M. 5.—, gebd. M. 6.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.

Grazia Deledda. — Heimweh. Brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50. München, Süddeutsche Monatshefte.

Hegauer, Engelbert. — Schellmuffskys kuriöse Reisebeschreibung. Auf's neu herfürgebracht. Geh. M. 2.50, in imit. Pergament gebd. M. 4.—, in Halbfr. M. 6.—. München 1912, Albert Lange.

Hegel-Archiv. — Band I, Heft 2. Neue Briefe Hegels und Verwandtes. M. 3.40. Leipzig, Felix Meiner.

Hemmerle, E. — Die Rheinländer und die Preussische Verfassungsfrage auf dem ersten vereinigten Landtag (1847). Brosch. M. 6.—. Bonn 1912, A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. Albert Ahn.)

Herbarts, J. Fr. — Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Neu herausgegeben von K. Häntsch. Brosch. M. 5.—, gebd. M. 5.60. Leipzig, Felix Meiner

Hewlett M. — Die Chronik der Königin Maria Stuart. Roman. Geh. M. 6.—, gebd. M. 7.50. Frankfurt a M., Rütten & Loening.

Hildebrandt, Kurt. — Platons Gastmahl. Brosch. M. 2.—, gebd. M. 2.50. Leigzig, Felix Meiner.

Hirschfeld, Theodor. — Ueber das Gerichtswesen der Stadt Rom vom 8. bis 12. Jahrhundert (Teil I, Kapitel 1—5). Dissertation Berlin 1912. Leipzig, Veit & Co.

Jobst, Julie. — Nimm das Leben, wie den Tag. Roman. Brosch. M. 3.—, gebd. M. 4.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt

Joos, J. — Die sozialdemokratische Frauenbewegung. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Jwaszkiewicza Janusza. — Litwa W Roku 1812. (Monografie W. Zakresie Dziejow Nowozytnych. Wydawca Szymon Askenazy) Tom IX. Kraków i Warszawa. Druk W. L. Anczyca i Spólki 1912.

Karlweis, M. — Der Zauberlehrling. Brosch. M. 1.80, gebd. M. 2.40. München, Süddeutsche Monatshefte.

Kettner, Gustav. — Goethes Nausikaa. M. 1.60. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Kirstein, P. A. — Sein Junge. Roman. Brosch. M. 3.—, gebd. M. 4.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Koepp, Wilhelm Lic. theol. — Johann Arndt. Brosch. M. 1.50, gebd. M. 2.—. Berlin-Schöneberg 1912, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.

Kohl, Horst. — Deutschland's Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. I. Teil der deutsch-dänische Krieg. 70 Pf. II. Teil der deutsche Krieg. M. 1.—. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag.

Koser, Reinhold. — Geschichte Friedrichs des Grossen. M. 10.—, gebd. M. 12.50. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchandlung, Nachfl.

Krause, H. v. — Unter der wendischen Krone. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.—. „Deutsche Erde", Bücher der Heimat, Band II. Berlin, F. Fontane & Co.

Krupp. — 1812—1912. M. 5.—, gebd. M. 6.50. Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

Kühner, Dr. med. — Ratschläge eines Arztes über Kräuterkuren in Verbindung mit den natürlichen Heilfaktoren Licht, Luft und Wasser. Leipzig, Alfred Michaelis, Verlagsbuchhandlung.
Leimbach, G. — Das Licht im Dienste der Menschheit. Verlag von Quelle & Meyer.
Leskien, J. — Der Semmelmilchtanz und andere Geschichten. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50. Heidelberg, Carl Winter.
Leuchtenberger, Gottlieb. — Altklassisches Viaticum aus Homer, Sophokles und Horaz gesammelt. M. 2.50. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.
Lufft, Dr. H. — Geschichte Südamerikas. 80 Pf. Sammlung Göschen, Band 632. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
Luserke, M. — Ueber die Tanzkunst. M. 1.—. Berlin, Hesperus-Verlag.
Mehring, Franz. — 1807—1812. Von Tilsit nach Tauroggen. Preis 75 Pf. Stuttgart 1912. Verlag J. H. V. Dietz Nachfl., G. m. b. H.
Meyerinck H. v. — Die Straßenkämpfe in Berlin am 18. und 19. März 1848. Voigtländers Quellenbuch. Band 7. Preis 70 Pf. Leipzig, Voigtländer's Verlag.
Moeller, D. — D. Harnack und der Fall Traub. M. 1.—. Berlin, Martin Warneck.
Mosum, H. O. — Der Mann von fünfundviersig, Bekenntnisse an einen Jugendfreund, 1.—6. Tausend. Preis M. 2.—. Leipzig, Georg Wigand.
Nathan, Dr. phil. Helene. — Preussens Verfassung und Verwaltung im Urteile rheinischer Achtundvierziger. M. 3.60. Bonn 1912, A. Marcus und E. Weber's Verlag (Dr. Albert Ahn).
Neurath, Karl. — Das Domgut, Geschichte einer Familie. Geh. M. 4.—, gebd. M. 5.— Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Die Parteien. — Urkunden und Bibliographie der Parteienkunde, Beihefte zur Zeitschrift für Politik. Herausgegeben von Dr. A. Grabowsky, Berlin und Dr. R. Schmidt, Freiburg i. Br, Band I. Jeder Band umfasst 6 Hefte zum Preise von M. 10.—. Berlin W. 8. Carl Heimanns Verlag.
Prévost, Marcell. — Französinnen. Novellen. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen.
Raff, Helene. — Der Findling vom Arlberg. Brosch M. 3.50, gebd. M. 4.50. München, Süddeutsche Monatshefte.
Rassow, Fr. — Stella. Brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.50. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
Rheinbaben, M. E. v. — Du meine Heimat. Roman. Brosch. M. 2.—, gebd. M. 3.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.
Röckl. — Ludwig II. und Richard Wagner, Band I. Gebd. M. 4.—. München, C. H. Beck.
Rung, O. — Die Geheimkammer. Roman. Geh. M. 3.50, gebd. M. 4.50. Frankfurt a. M. Rütten & Loening.
Schirren, C. — Zur Geschichte des Nordischen Krieges. M. 6.—. Kiel, Walter G. Mühlen.
Schreiber, Adele. — Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter, herausgegeben in Verbindung mit 52 Mitarbeitern. Mit 371 Abbildungen. München, Albert Langen.
Schubart, W. — Ein Jahrtausend am Nil. M. 4.50. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.
Sieveking, H. — Lebensbild eines Hamburgischen Kaufmanns aus dem Zeitalter der französischen Revolution. Brosch M. 8.—, gebd. M. 10.—. Berlin, Carl Curtius.
Simmel, G. — Goethe. Brosch. M. 4.—, gebd. M. 4.80. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.
Sombart, W. — Krieg und Kapitalismus. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50. München—Leipzig, Duncker & Humblot.
Sombart, W. — Luxus und Kapitalismus. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.50. München—Leipzig, Duncker & Humblot.
Spies, G. — Zwei Denkschriften zum Petroleum-Monopol. M. 2.50. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.
Strecker, Karl. — Lebensstudenten. Brosch. M. 3.50, gebd. M. 4.50. Wismar, Historische Verlagsbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Die Erhebung von 1813.

Festrede,
im Auftrage der Georg-August-Universität am 3. Februar 1913
in der St. Johannis-Kirche zu Göttingen
gehalten von

Max Lehmann.

Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du auf stehest, ist heiliges Land — dies Wort des Alten Bundes bewegt unsre Seele, so oft wir der Taten gedenken, die unsre Väter vor hundert Jahren vollbrachten. Denn so sicher es ist, daß in jedem Zeitalter der Weltengeschichte der göttliche Funke glüht, so schlägt er doch nicht je und je zur lodernden Flamme empor, in der Selbstsucht und Hochmut zerschmelzen, als wären sie Wachs.

Was ist es, das uns unwiderstehlich hinzieht zu jener Zeit? Wir sind uns dessen alle bewußt: es ist die Rettung unsres Selbst, der Sturz der Fremdherrschaft.

Im Jahre 1812 waren das gesamte linke Rheinufer und ansehnliche Stücke des nordwestlichen Deutschlands dem von Napoleon aufgerichteten Kaiserreich einverleibt. Das einzige Gemeinwesen, das deutsche Staaten miteinander vereinigte, der nach unsrem schönsten Strome genannte Bund, war nichts als eine Napoleonische Groß-Präfektur. Der Wille französischer Festungs-Kommandanten entschied in Stralsund und Stettin, Küstrin und Glogau, Danzig und Thorn. Dergestalt Herr von Germanien, Herr auch über den größten Teil von Italien und Spanien, Kriegsherr der Schweiz, Gebieter über die Streitkräfte Dänemarks und des nach Warschau genannten polnischen Reiches, unternahm es Napoleon, seinen Willen auch dem großen Slawenreiche im Osten unsres Erdteils aufzuerlegen. Es glückte ihm, auch diejenigen beiden deutschen Staaten, die nicht im Rheinbunde waren, Oesterreich und Preußen, zur Heeresfolge zu zwingen: Preußen gegen den leidenschaftlichen Widerspruch der Patrioten; ein Teil des Offizierkorps quittierte den Dienst, des Glaubens lebend, daß das Vaterland dort sei, wo für seine Freiheit gefochten wurde.

Digitized by Google

Napoleons Unternehmung schien gelingen zu müssen; denn er führte das größte Heer, das die Welt bis dahin gesehen hatte. Aber es ging zugrunde: an den Dimensionen des russischen Reichs, der Tapferkeit und Zähigkeit des russischen Volks, der Standhaftigkeit des russischen Herrschers, denen dann die Furchtbarkeit des nordischen Winters zu Hilfe kam: die Armee, die nach Moskau gezogen war, verwandelte sich in einen wüsten Haufen elender, Hilfe suchender Bettler.

Ein großer Moment für Preußen und für Deutschland. Der gefürchtete Schlachtengewinner nicht zur Stelle: er war, den Trümmern seines Heeres voraus, nach Frankreich geeilt. Die Verstärkungen, die er herbeigerufen, teils durch Krankheiten aufgerieben, teils durch die Katastrophe entmutigt: Soldaten Napoleons haben sich vor den Kosaken verkrochen oder die Waffen weggeworfen oder die Waffen nicht gebraucht. Dazu die leidenschaftliche Erregung der Nation, die das mit ansah. Was alles hatten die preußischen Landschaften in den letzten sieben Jahren über sich müssen ergehen lassen. Eine Mobilmachung ohne Krieg, eine Mobilmachung mit Krieg, dem furchtbaren von 1806, der nicht nur die alte preußische Armee zertrümmerte, sondern auch das Land den Erpressungen und Grausamkeiten eines Feindes preisgab, der gewohnt war, zu siegen und seinen Sieg zu gebrauchen. Schon im Jahre 1808 ging in Schlesien von Ort zu Ort ein von den Behörden aufgestelltes Verzeichnis derjenigen wild wachsenden Pflanzen, die im Notfalle dem Menschen zur Nahrung dienen könnten, und aus Dichtermund tönte die Klage: „Dahin ist es gekommen, daß man beim Klang der Sterbeglocke nicht mehr fragt, wem es gilt: das Unglück der vergangenen Stunde ist was Altes.“ Noch standen in frischer Erinnerung die Bluturteile, die die Kriegsgerichte des Siegers über die heißblütigsten der Patrioten verhängt hatten; noch starrten hier und da in Dorf und Stadt die Trümmer der Häuser, in denen die von dem Urteil Ereilten gewohnt hatten, niedergebrannt auf Grund eines barbarischen Gesetzes, „um dadurch ein auffallendes Beispiel zu geben“. Aber die Wirkung war nicht Einschüchterung, sondern Erbitterung gewesen. Was für ein Auftritt, der sich am Neujahrstage 1813 im Königsberger Schloßhofe, vor den Augen des am Fenster stehenden Königs von Neapel, abspielte! Die aufmarschierten preußischen Rekruten und Krümper erschlugen den französischen Gendarmen, der einen ihrer Kameraden gemißhandelt hatte; als zwei französische Offiziere zur Beschwichtigung herbeieilten, wurden ihnen die Degen zerbrochen, die Hüte und Epauletten heruntergerissen; die Schloßwache trat ins

Digitized by Google

Gewehr: lauter Bewaffnete gegen lauter Unbewaffnete, aber der König verbot ihr, Feuer zu geben. Wie anders am Dos de Majo von 1808. Damals hatte Murat, auch Oberbefehlshaber der französischen Armee, die Bewohner von Madrid, die sich für ihren rechtmäßigen König, gegen den ausländischen Peiniger erhoben, niedermetzeln lassen, daß das Blut die Steine überströmte; heute hatte er die Empfindung, daß der Erdboden unter seinen Füßen erdröhne.

Kein Zweifel: hätte Preußen Mitte Dezember 1812 Napoleon den Krieg erklärt, von der Armee, die im Sommer den Niemen überschritten, hätte kein Mann den Rhein erreicht. Aber die Regierung, die Preußen besaß, fand nicht die Kraft zu solchem Entschluß, und mit einigem Schein konnte sie sich darauf berufen, daß noch gar nicht feststehe, ob der russische Sieger, dessen Beistand doch für die Bezwingung Napoleons unentbehrlich war, überhaupt geneigt sei, den Krieg über die Grenze seines Reiches hinaus fortzusetzen. Da griff derjenige in die Geschicke Deutschlands und des gesamten Abendlandes ein, dem heute der erste Zoll unsres Dankes gebührt: der Freiherr vom Stein. Wir kennen ihn alle, ihn, den größten Ethiker sicher unter den deutschen, vielleicht unter allen Staatsmännern, ihn, in dessen Nähe Frivolität, Kleinmut und Sorge verstummten; wir kennen ihn, den Reichsfreiherrn, der in den Kronenträgern Standesgenossen erblickte, ihnen mit unbändigem Freimut gegenüber trat und seinen Willen aufzwang — ihn, den Schöpfer des neuen Preußens, der durch seine weise Gesetzgebung Bürger und Bauern frei machte und so die Kräfte des Gemeinwesens vervielfachte. Unter Mitwirkung von Landsleuten gestürzt, von Napoleon geächtet, hatte er fliehen müssen; als die Stunde der Abrechnung schlug, rief ihn der russische Kaiser zu sich. Jetzt war er es, der Alexander über die Grenze seines Reiches hinfortriß: die zweite unsterbliche Tat dieses großen Lebens. Doch konnte sie, wenn allein bleibend, ihre Wirkung nur allmählich entfalten; damit sie die Bedeutung einer sofortigen Katastrophe erhielt, mußte etwas Anderes hinzukommen. Durch eine denkwürdige Fügung war das preußische Hilfskorps nicht mit in den Ruin der französischen Hauptarmee verstrickt worden und hatte dadurch eine Bedeutung gewonnen, die weit über seinen ziffermäßigen Umfang hinausging. Hielt sein Befehlshaber, General Yorck, bei den französischen Adlern aus, so war dem Vordringen der Russen Halt geboten und Napoleon konnte mit seinem wieder hergestellten Heere den Krieg an der Weichsel fortsetzen. Aber seit dem Beginn des Kampfes hatten sowohl die in Rußland

Digitized by Google

weilenden deutschen Emigranten wie die russischen Autoritäten es als eine Sünde wider die Natur empfunden, daß Deutsche im Heere ihres ärgsten Feindes stritten, und hatten süße Schmeichel- wie wilde Drohworte aufgewandt, um sie zum Abfall zu bewegen, sonderlich die Preußen und deren General. Yorck gehörte zu der Partei, die Stein bekämpft hatte: er lebte und webte in der Ideenwelt der fridericianischen Monarchie, aber eben deshalb empfand er die Zuchtrute, die die Fremden über sein geliebtes Preußen schwangen, mit demselben grimmigen Schmerze wie der alte Widersacher, dem Deutschland über Preußen ging. So faßte er denn den ungeheuren Entschluß, dem französischen Imperator aufzusagen und auf die Seite der Russen zu treten. An ihn ergeht heute unser zweiter Dank: ohne die Konvention von Tauroggen kein deutscher Freiheitskrieg. Dem General aber folgten seine Bataillone und Schwadronen wie Ein Mann, und so konnte er alsbald das begonnene Werk fortsetzen, dessen Programm er in das flammende Manifest faßte: „Erkämpfen wollen wir unsre nationale Freiheit und Selbständigkeit; sie als ein Geschenk erhalten heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen.“ Sollte nun aber die Nation, zunächst in der von den Franzosen bereits geräumten Provinz Ostpreußen, Hand anlegen, so war ein Organisator der populären Kräfte vonnöten, und wer hätte das anders sein können als Stein? Er erschien in Königsberg: er erschien als ein neuer Volkstribun, als Vollstrecker des Willens der Nation. Und wie auch er, von jeher, früher als Yorck, darauf gedrungen hatte, daß die Nation die Güter der Kultur sich nicht solle stumm schenken lassen, so ließ er in dem Territorium bis zur Weichsel einen Landtag wählen: Adlige, Bürger und Bauern, die dann die letzten Kräfte des armen, erschöpften und ausgeraubten Landes in den Dienst des Freiheitskampfes stellten. Durch diese Opferwilligkeit neu ausgerüstet, brach das Yorcksche Korps, zusammen mit den Russen, westwärts auf: an die Weichsel, über die Weichsel, und hier schlossen sich ihm die Truppen des General Bülow an, der ebenso dachte und handelte wie der Urheber der Konvention von Tauroggen.

Das alles war geschehen ohne den Willen des preußischen Königs. Noch an dem Tage, da der Königsberger Landtag zusammentrat, stellte er sich vorbehaltlos auf die Seite derer, die überhaupt keinen Krieg mit Napoleon führen, vielmehr dessen Macht im wesentlichen fortbestehen und das nichtpreußische Deutschland in Fesseln lassen wollten. Nun erst erkennen wir ganz das Verdienst des Dritten und Vierten, vor denen wir uns heute in Ehrerbietung

Digitized by Google

neigen: des Freundespaares Scharnhorst und Gneisenau. Scharnhorst, ein Bauernsohn, der Bauernsohn, der nächst Martin Luther am tiefsten in die Geschicke unsres Volkes eingegriffen hat; Gneisenau, adliger Abstammung, aber es war ein Adel, der jeder Beziehung auf eine reiche und mächtige Vetterschaft entbehrte. Dem Temperament nach sehr verschieden, trugen sie dieselben Ideale im Herzen, dieselben wie Stein: sie wollten die Nation zu politischem Leben erwecken, „sie mit sich selbst bekannt machen, damit sie sich selbst achte und von Anderen Achtung erzwinge“: sie wollten die allgemeine Wehrpflicht mit ihren Vorbedingungen und Nachwirkungen. Hierfür haben die beiden, bald nebeneinander, bald nacheinander, auf den König gewirkt; Gneisenau mehr durch leidenschaftliches, bis zu Tränen gesteigertes Ungestüm, Scharnhorst mehr mit der Geduld und Zähigkeit eines Mannes, dessen Vorfahren Jahrhunderte hindurch einem kargen Boden, entgegen von Wind und Wetter, von Sonne und Frost, das nährende Korn abgerungen hatten. Jetzt glückte es Scharnhorst, durch kluge Benutzung der Situation, zunächst die Zustimmung des Königs zu einer beständig gesteigerten Rüstung zu gewinnen. Der König wollte sie als Demonstration im Zusammenhange seiner Friedenspolitik; Scharnhorst als Hebel für die Befreiung Deutschlands und der Welt: er wußte, daß, wie die Stimmung der Nation war, durch die Rüstung Kräfte entfesselt wurden, die seiner Sache zum Siege verhelfen mußten. Also ist es wirklich geschehen. „Ich sehe“, berichtete einer der Minister an den Monarchen, „kein Mittel, das Ungestüm dieser Menge zu bändigen, die zu den Waffen nur greift, um die Franzosen zu bekämpfen, die erklärt, daß sie sich zu keinem anderen Zweck gebrauchen lassen wird.“ Grollend erhob die Nation ihr Haupt: im Lager der Kriegs- wie der Friedenspartei glaubte man sich am Vorabend einer Umwälzung. Da gab dann endlich, es war am 23. Februar, Friedrich Wilhelm nach und entschloß sich zum russischen Bündnis, zur Schilderhebung wider Napoleon.

Die Patrioten hatten gesiegt, ihre Mittel und ihre Zwecke.

Es siegte die allgemeine Wehrpflicht. Von der Bedeutung dieses Ereignisses macht man sich nur schwer eine ausreichende Vorstellung. Alle Heere des 18. Jahrhunderts waren auf die Idee der Werbung gegründet: Soldatsein war nicht, wie heute, ein Amt, sondern ein Stand, und da, wo einzelne Teile der Bevölkerung dem Heere pflichtig gemacht waren, wie z. B. in Preußen, drang noch der Gegensatz der Geburtsstände in das Heer ein: das Offizierkorps war adlig, der Bürger war vom Kriegsdienste befreit, die

Digitized by Google

Bauern füllten die Kadres, zusammen mit den Geworbenen. Diese aber, der Abschaum der Gesellschaft, auf den Straßen und vor den Gefängnissen aufgelesen, gaben Maß und Ziel für die Behandlung der Mannschaften überhaupt: die grausamsten Mittel schienen gut genug, um sie zusammenzuhalten. Auf einen Staat mit solcher Wehrverfassung den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht anwenden, das hieß wirklich das Unterste zu oberst kehren. Schien es nicht heller Wahnsinn und offenbare Freude an Zerstörung jeglicher sozialen Ordnung und jeglicher Kultur, den Besitzer eines Ackerguts, den Leiter einer Fabrik, den Lehrer der Jugend, den Künstler, den Gelehrten, den Richter, den Verwaltungsbeamten in Reih und Glied zu stellen, wie beliebige hergelaufene, beschäftigungslose Vagabunden? Wie nahe lag der Einwand, daß es nur den Körper, nicht den Geist zählen heiße, wenn man den Gebildetsten wie den Rohesten dem Tode zur Beute anbiete? Und die Notwendigkeit der Reform zugegeben, ließ sich erwarten, daß die bisher eximierten Stände mit besonderem Eifer dienen würden, wenn man sie ohne weiteres in das stehende Heer einreihte? Es war bei ihnen verrufen als eine unerträgliche Zwangsanstalt; kein Bürger hätte es über sich vermocht, an demselben Wirtshaustische mit einem Soldaten zusammenzusitzen; hat doch selbst ein Kant sich geweigert, jemanden zur Beförderung zu empfehlen, der die Niederträchtigkeit besessen, seinen Soldatenstand so ruhig zu ertragen.

So sind Scharnhorst und Gneisenau auf den heilvollen Gedanken gekommen, die Idee der allgemeinen Wehrpflicht durch zwei außerhalb der Kadres des stehenden Heeres geschaffene Institutionen zu realisieren und dergestalt der Nation annehmbar zu machen: die freiwilligen Jäger und die Landwehr.

Es war heute vor 100 Jahren, als die „Bekanntmachung“ erging „in Betreff der zu errichtenden Jäger-Detachements“: ein Aufruf an die Gebildeten und Wohlhabenden, freiwillig unter die Waffen zu treten und die Kosten ihrer Ausrüstung zu tragen. Sie sollten in besonderen Abteilungen vereinigt bleiben und besonders ausgebildet werden. An die instruierenden Offiziere erging die gemessene Weisung, den Freiwilligen zwar den jedem Heere unentbehrlichen Geist der Kriegszucht tief und unauslöschlich einzuprägen, ihnen aber den Dienst in keiner Weise zu verleiden, vielmehr Unkenntnis und Unbeholfenheit auf liebreiche und väterliche Art zurechtzuweisen. Die Offiziere von altem Schrot und Korn [illegible] den Kopf, und gar mancher Hochgebildete mag zweifelnd [illegible]n, wie wohl Trommeln und Flügelhörner auf diejenigen

Digitized by Google

wirken würden, die sich an den Liebesliedern von Goethe und den Tragödien von Schiller berauscht hatten. Aber selten hat sich eine Gemeinschaft rascher mit einer Neuerung befreundet als das preußische Heer mit den freiwilligen Jägern. Noch größer war die Wirkung nach der Seite der Nation: „Söhne von Fürsten", jubelte Gneisenau, „Kinder der reichsten Familien strömen herbei und nehmen als Gemeine Dienste". Jedesmal, wenn dem Helden von Kolberg das Schauspiel zuteil wurde, wie die Jugend der höheren Stände, ihre früheren Verhältnisse vergessend, den Worten der Offiziere lauschte, wurde es ihm schwer, sich der Tränen zu erwehren. „Welches Glück", rief er einem Freunde zu, „solange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat: nun mag man gern sterben." Er sollte noch Größeres schauen. Welch ein Anblick, als es zur ersten Schlacht kam, diese Jäger-Detachements auf dem rechten Flügel jedes Bataillons: Gymnasiasten und Studenten, denen kaum der erste Flaum auf Kinn und Lippe sproßte, neben Graubärten, die von der Last der Jahre gedrückt wurden: als der König gestattete, daß die aktiven Beamten mit ins Feld zogen, stellte sich ihm das gesamte Kollegium der Breslauer Regierung zur Verfügung.

Zu den Freiwilligen gesellte Scharnhorst die Landwehr. Sie glich ihnen insofern, als auch ihre Kosten größtenteils vom Staate abgewälzt wurden, nur nicht auf die Individuen, sondern auf die Kreise. Eine schwere Last an sich, doppelt schwer nach all den Leistungen der letzten Jahre; Billigkeit und Klugheit forderten, daß den Belasteten ein hervorragender Anteil an der Errichtung und Leitung der neuen Truppe gewährt wurde. So machte denn die Regierung den Ständen das schwerwiegende Zugeständnis, daß sie eigentlich hätten gefragt werden müssen. Haben die Stände nicht mitraten können, so sollen sie nun mittaten. Durchaus ihr Werk soll die Errichtung der Landwehr sein: das gemeinsame Werk soll den Standeshaß vergangener Tage beilegen.

Die Wohlhabenden und die Gebildeten durften freiwillig eintreten und dafür ansehnliche Vorzüge genießen, aber fiel denn Bildung und Besitz immer zusammen? Die Kreise sollten die Landwehr aufstellen, aber wie hoch werden sich die Steuern noch treiben lassen? Da wurde — nunmehr zunächst aus der Mitte der Nation — noch einmal an den freien Willen appelliert: jeder möge spenden, was er noch entbehren könne, sei es Geld, sei es Naturalien. Nicht ohne die tiefste Bewegung kann man die Listen lesen, welche die Gaben verzeichnen. Allbekannt ist, wie oft die goldenen Trauringe gegen

Digitized by Google

eiserne umgetauscht wurden. Innungen gaben ihre stolzen alten Abzeichen und Schaustücke, Familien ihr Silbergerät, Verlobte ihren Brautschmuck und ihre Brautgeschenke, Ueberlebende die Andenken an Verstorbene, Kinder ihre Sparbüchsen, Gesellen, Fabrikarbeiter, Dienstmädchen einen Teil ihres Lohnes, Bettler ihre Groschen und Pfennige. In einer oberschlesischen Gemeinde brachte der älteste und zugleich ärmste Mann sein Sterbehemde, eine Bettlerin zunächst zwei Bund Heu, und als sie sah, daß ihr Scherflein nicht verschmäht wurde, kehrte sie um, schnitt ihr Betttuch entzwei und gab die eine Hälfte zum Verbinden der Verwundeten.

Also glückte es, Freiwillige und Landwehr auszurüsten. Aber auch damit waren die Ansprüche, die Scharnhorst an die Leistungskraft der Nation stellte, noch nicht befriedigt. Er und seine Freunde richteten eine Bewaffnung ein, der durchaus jeder Mann verpflichtet sein, von der nur Gebrechlichkeit, Kindesalter, Greisenalter befreien sollte. Das ist der Landsturm.

Man versteht die Landsturm-Ordnung nicht, wenn man sich nicht gegenwärtig hält, daß in den Herzen derer, die sie ersannen, die Schande von 1806 fortbrannte. War damals der Krieg nur Sache des Heeres gewesen, obenein eines Heeres, das nur lose mit der Gesamtnation zusammenhing, so sollte er nunmehr geführt werden von der ganzen Nation. Hatte damals der Feind oft Beistand gefunden bei der Nation selber, so sollte sie ihm nunmehr gegenüberstehen einheitlich, fest geschlossen, beseelt von dem einen Gefühle der Feindschaft. Hatte damals der Gegner, wohin er kam, bürgerliche und soziale Ordnung aufrecht zu halten gesucht, so sollte nunmehr Mißerfolg und Rückzug des vaterländischen Heeres gleichbedeutend sein mit der Vernichtung des Wohlstandes von jedermann. Der Fall wird gesetzt, daß dem Feinde der Aufenthalt in einem Bezirke des platten Landes unmöglich zu machen ist; dann soll alles und jedes unbrauchbar gemacht werden, und die Bewohner sollen fortziehen. Die Städte, soweit sie sich verteidigen lassen, mögen bei der Verteidigung untergehen. In einer Eingabe an den Monarchen setzten Scharnhorst und Gneisenau auseinander, daß mehrere der großen Gebäude in Berlin — sie dachten wohl vornehmlich an das Schloß der Hohenzollern — sich füglich in Zitadellen umwandeln ließen; es sei verständig, sie ebensowohl zur Verteidigung als zur Zierde des Thrones dienen zu lassen. „Demjenigen, der einen großen Sinn hat für das, was allein den Gütern des Lebens Wert geben kann, für Unabhängigkeit von einem fremden Joch, wird es

Digitized by Google

besser dünken, daß diese Prachtgebäude in Trümmer fallen, als daß sie fremden Tyrannen dienen." Geht aber, unglücklicherweise, eine Stadt an den Feind verloren, so wird sie mit einer Art Interdikt belegt: wie bei tiefster Trauer wird verboten, irgendein Schauspiel oder eine öffentliche Lustbarkeit zu besuchen, und kein Geistlicher darf ohne Erlaubnis einer dem Feinde nicht unterworfenen höheren Behörde ein Paar ehelich einsegnen. Wahrlich, das Gewaltigste und Ungeheuerste auf deutscher Erde seit den Tagen der Reformation.

Das waren die Gesetze, die die Patrioten halb erflehten, halb ertrotzten. Wir ahnen, in welchem Lichte ihnen der bevorstehende Kampf erschien: nicht anders als das Ringen des Guten mit dem Bösen, und in der Tat, wenn man absieht von der Technik des Krieges: größere Gegensätze hat es selten gegeben.

Napoleon wollte ein an seine Person und seine Familie geknüpftes Universalreich, dessen Haupt er, der Emporkömmling, durch einen Staatsstreich geworden war; er blieb sich bewußt, daß das Fundament seiner Herrschaft unsicher war und er weder auf die ethischen Mächte der Liebe und Treue zählen dürfe noch auf den Beistand der Gewohnheit, die schließlich auch den Frevel entsühnt. Darum lehnte er die allgemeine Wehrpflicht ab: teils traute er dem Bürger nicht, teils wollte er ihn bei guter Laune erhalten. In der Landwehr sah er eine mehr lächerliche als gefährliche Ansammlung von Spießbürgern, und mit der korsischen Wildheit seines Naturells verfolgte er den Landsturm, der ihm nichts war als staatlich konzessionierte Revolution.

Kern seines Weltreiches war ein längst fertiger und auf das stärkste zentralisierter Staat. Dagegen begann die Bewegung von 1813 in einem Gemeinwesen, das noch vor wenigen Jahren durch ständische und provinziale Gegensätze gespalten war. Aber sie wirkte hier staatsbildend in einem doppelten Sinne. Die Feindschaft der Stände, die Absonderung der Provinzen machte Platz dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem und demselben Staate. Und indem dergestalt die unter dem Szepter der Hohenzollern vereinigten Provinzen und Provinzsplitter sich als Einheit zu erfassen suchten, wurden sie inne, daß die Wurzeln der neu erstrebten Kraft sich weit verzweigten über die Grenzen nicht nur des gegenwärtigen, sondern auch des ehemaligen Preußens. Sie gewahrten, daß sie nur der Bruchteil einer Nation seien: mit innerer Notwendigkeit trat hier Deutschland an die Stelle von Preußen. Es ist der weltgeschichtliche Moment, da preußisches Staats- und deutsches Nationalgefühl ineinander flossen. Alle die Fürsten und Staatsmänner, die auf

Digitized by Google

der Grundlage, die Kurfürst Friedrich Wilhelm gelegt, weiter bauten, hatten nur die Größe Preußens im Auge gehabt und oft, bewußt oder unbewußt, an der Zerstörung des Deutschen Reiches gearbeitet; das Preußen der Stein, Scharnhorst und Gneisenau suchte sein Daseinsrecht in der Errettung und Beschirmung des deutschen Volkstums. Und gerade wie einst Martin Luther nur die Reinheit der altchristlichen Zustände zu erneuern meinte, so lebten auch die Dichter und Denker von 1813 des Glaubens, daß sie die Herrlichkeit der alten deutschen Freiheit wieder herstellten: Landwehr und Landsturm begrüßte man als Sinnbild der Wiedereinkehr des deutschen Geistes. Deutsch sich wissend im Wesen und in der Sache, verbannte man auch die fremden Namen: das Volk, dies dunkle, rätselhafte, unergründliche Ding, in den Augen Napoleons nichts, war unsren Altvordern alles.

Die Religion war für Napoleon stets nur ein Mittel, um die Massen zu gewinnen und in Ordnung zu halten; persönlich hatte er zu ihr gar kein Verhältnis. Im Orient redete er wie ein Anhänger des Propheten; als Imperator machte er die Messe mit; in St. Helena, als nichts mehr verfangen wollte, legte er das Bekenntnis eines Mithras-Jüngers ab. Was konnte er von seinen Soldaten fordern? Den Gehorsam gegen sich selbst. Was ihnen bieten? Kriegsruhm, Geld und Sinnengenuß: er hat kein Args gefunden, eroberte Städte plündern zu lassen. Wie anders die Deutschen. Alles, was Großes und Gutes seit dem Ende des Krieges von 1806 ersonnen und geschaffen war, hatte sich seinen Urhebern im Lichte des Ewigen dargestellt; unermeßlich verstärkt wurde die religiöse Stimmung durch die Geschehnisse des Jahres 1812.

Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen:

jubelte der eine;

Hie Schwert des Herrn und Gideon:

jauchzte der andere;

Sie schlug nicht unser Arm und Stahl:

bekannte der dritte. Vollends die Lieder, die jetzt aus dem Munde der Freiheitssänger strömten: die elegisch weichen von Schenkendorf, die schlichten von Arndt, die pathetischen von Körner, die kunstvoll geschmiedeten von Rückert: sie künden alle das in unsres Busens Reine wogende Streben

Sich einem Höhern, Reinern, Ungenannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Unbekannten.

Digitized by Google

Und wie die Lieder, so die Gesetze. „Wenn alles beendet ist", bestimmt die Anweisung zur Bildung der Landwehr, „so führt der Commissarius die Landwehrmänner in die nächste Kirche. Der Prediger hält eine kurze, herzliche Anrede an die neuen Vertheidiger des Vaterlandes und legt ihnen das Ehrenvolle ihres Berufes ans Herz." „Ich hege", heißt es in der Landsturm-Ordnung, „zu der Geistlichkeit das noch nie getäuschte Vertrauen, daß sie dem Volke Geist und Zweck aller dieser Vorschriften einprägen und daß sie die ihrer Seelsorge anvertrauten Gemeinden in keiner Drangsal und Gefahr aus den Augen verlieren oder von ihnen weichen wird." Indem der „Kriegs-Katechismus für die Landwehr", auf Scharnhorsts Geheiß verfaßt, die Tugenden des Soldaten aufzählt, unterläßt er nicht, christliche Zucht und Sitte zu erwähnen. In der Kirche sollten die Namen derer, die den Tod fürs Vaterland gestorben waren, der Nachwelt überliefert werden; das Kreuz sollte einziger Ehrenschmuck in dem nun beginnenden heiligen Kriege sein; jeder Landwehrmann trug es an seiner Mütze, jeder, der sich ausgezeichnet — gleichviel ob Offizier oder Gemeiner — trug es auf der Brust. In diesem Zeichen sollten sie alle siegen.

Auch die Spanier und die Tiroler, die vor den Preußen die Waffen gegen den Tyrannen erhoben, hatten Freiheit und Ehre des Vaterlandes auf die Gottheit bezogen: sie taten es im Geiste ihrer, der römischen Kirche, deren Satzungen für sie nationale Sitte geworden waren. In den Landschaften, die die Heimstätte der Bewegung von 1813 wurden, war eine konfessionelle Gebundenheit schon deshalb unmöglich, weil es hier neben der protestantischen Mehrzahl eine nicht unansehnliche katholische Minderzahl gab. So ließ denn Arndt in seinem Soldaten-Katechismus den Herrn Zebaoth diejenigen abweisen, die die alten Streite über die Religion erneuern wollten: „Ihr sollt nicht hören auf diese, sondern bedenken, daß ich der ewige Gott bin und daß mir alle gefallen, die reines Herzens sind und mit einfältigen Sinnen sich zu mir wenden." Nicht anders der erste Theologe der evangelischen Welt, als er die Freiwilligen einsegnete, die aus der preußischen Hauptstadt ins Feldlager zogen. Schleiermacher wählte das Evangelium, das die Johannes-Frage enthält: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?" Wieder, wie zur Zeit Christi, scheidet sich Altes und Neues: woran erkennen wir die herannahende bessere Zeit? Immer noch an den Merkmalen, die der Erlöser gegeben hat. Die Blinden sehen — lang genährte Vorurteile schwinden; die Aussätzigen werden rein — das sittliche Ver-

Digitized by Google

derben wird erkannt; die Tauben hören — tausendmal verkündigte Wahrheiten finden endlich Eingang; die Toten stehen auf — das veraltete und abgestorbene Leben macht einem neuen und frischen Platz; den Armen wird das Evangelium gepredigt — die ewigen Rechte des Menschen werden in jedem Menschen, auch in dem Aermsten, erkannt und geehrt.

So zogen sie hinaus, die Truppen des preußischen Heeres, die preußischen Freiwilligen, die preußischen Landwehren: hinaus in den Freiheitskampf. Welchen Anteil an ihm hatte das nicht preußische Deutschland?

Zunächst: die Schöpfer des Heeres, wie des neuen Preußens überhaupt, waren keine geborenen Preußen: Stein ein Rheinfranke, Scharnhorst ein Hannoveraner, Gneisenau halb Franke halb Schwabe; ebenso die beiden, die den drei Heroen am nächsten stehen: General Blücher ein Mecklenburger, Staatskanzler Hardenberg auch ein Hannoveraner. Ferner hatte Scharnhorst von vornherein dafür gesorgt, daß die zahlreichen zum Kampfe für die nationale Freiheit entschlossenen Deutschen, die es außerhalb Preußens gab, dem Freiheitsheere nicht verloren gingen; aus ihnen wurden die Freikorps gebildet, denen sich alsbald die reich gemessene Neigung der Nation zuwandte: voran die „wilde verwegene Jagd der Lützower". Gar bald aber kamen hinzu geschlossene Kontingente deutscher Fürsten und Städte: Mecklenburger Hanseaten, Thüringer, Anhalter; Hannoveraner, deren Brüder längst, als Deutsche Legion, jenseits der Pyrenäen ruhmvollen Anteil an dem Freiheitskampfe hatten; sodann die Deutsch-Oesterreicher. Leider fochten die übrigen Deutschen bis in den Herbst unter Napoleons Fahnen, aber je länger je mehr machte sich der Widersinn dieses Verhältnisses geltend. In den Rheinbundtruppen nahm die Empfindung überhand, daß es Verpflichtungen gibt, die jedem Zwange vorgehen, Verpflichtungen gegen Gott und Vaterland, Weib und Kind: die deutschen Kontingente bröckelten von der französischen Armee ab. Die Landesherren folgten dem Beispiel ihrer Untertanen, so daß schon 1814, und erst recht 1815, Vertreter aller deutschen Stämme, auch Balten und Holländer, wider Napoleon unter den Waffen standen: ausgenommen nur die schweizer und die elsässischen Allemanen, sowie die Schleswig-Holsteiner. Vergessen wir aber nicht, daß Schweizer es waren, die in der Schlacht von Baylen zu den Spaniern übergingen und dadurch den ersten Schlag vorbereiten halfen, der den stolzen Bau des Imperators traf. Und der größte aller Holsten, Barthold Georg Niebuhr, stand im Lager der Freiheit: mit rührendem Eifer hatte er sich im Gebrauche

Digitized by Google

der Waffen geübt, jetzt leitete er die erste echte Zeitung, die Deutschland sah. Darum, wo immer heute in der weiten Welt Deutsche zusammenkommen, um das Werk der Vorfahren zu feiern, dürfen sie, stolz und demütig zugleich, bekennen: Wir sind ihres Geschlechts.

Indessen die Hauptlast fiel auf Preußen. Seine fünf Provinzen: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Brandenburg und Schlesien brachten ein Heer auf, das die höchste bisher erreichte militärische Leistung eines Gemeinwesens darstellte: von 100 männlich Geborenen trugen regelmäßig 11 die Waffen. Und dies Heer tat, auch des dürfen wir uns ohne Ueberhebung rühmen, in dem Freiheitskampfe selbst das Beste: Dank zunächst der trefflichen Organisation, die ihm die beiden Großen gegeben hatten. Freilich mußten sie den Landsturm einheimischen Gegnern größtenteils opfern, aber darauf kam, da die Franzosen bald aus den preußischen Provinzen verdrängt wurden, nicht so sehr viel an. Bestehen blieb die Institution der freiwilligen Jäger: schon nach der ersten Schlacht sind Hunderte von ihnen zu Offizieren befördert worden. Bestehen blieb die Landwehr, und auch sie hielt, was ihre Schöpfer sich von ihr versprochen hatten. Sie hat nicht nur die Korps gebildet, welche die von den Franzosen besetzten Festungen einschlossen, sondern auch von Groß-Beeren bis Belle-Alliance alle großen Schlachten mitgeschlagen und mehr als einmal die Entscheidung herbeiführen halfen. Bei Hagelberg war das siegreiche preußische Korps fast nur aus Landwehren der Kurmark zusammengesetzt. Bei Wartenburg erstürmte das Hirschberger Landwehrbataillon, meist arme Weber, zusammen mit dem Leib-Infanterie-Regiment, den Elbdamm. Ein dritter Tag brachte der Landwehr vor Leipzig doppelten Ruhm: im Norden half sie Möckern erobern und in furchtbarem Ringen behaupten; im Süden, bei Wachau, leistete sie den Angriffen des Feindes so heroischen Widerstand, daß eines ihrer Regimenter drei Viertel seines Bestandes auf der Wahlstatt ließ. Im französischen Feldzug von 1814 entriß die schlesische Landwehr-Kavallerie der besten Reiterei, die Napoleon damals hatte, den polnischen Lanciers, ihre Standarte. Endlich die Brigade, die in der fünften Nachmittagsstunde des 18. Juni 1815 Bresche legte in das von der Garde des Imperators verteidigte Plancenois, sie bestand aus drei Krümper- und sechs Landwehr-Bataillonen. Taten, die um so mehr Anerkennung, ja Bewunderung verdienen, da die, welche sie vollbrachten, vor dem Beginn des Kampfes wenig geübt waren und in den Kampf mit mangelhafter Ausrüstung und Bekleidung gingen: als der Herbst

Digitized by Google

kam, gab es Landwehr-Bataillone ohne Mäntel, die Litewken in Fetzen, zwei Drittel der Mannschaften barfuß. Wir ermessen die Kraft des Geistes, der das alles überwand, wenn wir hören, daß am 13. Oktober 1813 die Mannschaften des 3. Kurmärkischen Landwehr-Kavallerie-Regiments eine Deputation an ihren Kommandeur schickten mit der Bitte, sie morgen gegen den Feind zu führen, damit sie die Schmach von Jena tilgten. Es ist ebenso begreiflich wie verzeihlich, daß sich nach der Einkehr des Friedens die Legende regte, um das geschehene Große noch zu vergrößern.

Was beide, die Truppen des Heeres und die der Landwehr, gleichmäßig beseelte, war der Geist zweier Epochen unsrer Geschichte: der fridericianisch-preußischen und der national-deutschen: eine Vereinigung von Manneszucht und Freiheitsdrang, von Soldatensinn und Vaterlandsliebe, wie sie nie zuvor geschaut war und ihresgleichen schwerlich jemals wieder haben wird.

Ebenso heilvoll war, daß die Kreatur in der Hand ihrer Schöpfer blieb. General Blücher wurde beraten und geleitet ursprünglich von Scharnhorst und Gneisenau; aber Scharnhorst fand den Tod, den Tod, den jeder Soldat sich wünscht, und das entsagungsreiche Amt, dem erst durch den Griffel der Historie sein Recht geworden ist, fiel Gneisenau allein zu. Der von ihm tatsächlich geführten Armee, der nach Schlesien genannten, hatte der Kriegsplan der verbündeten Mächte eine bescheidene Rolle zugedacht: Gneisenau verwandelt sie in die des Protagonisten. Er vertrieb die Franzosen aus Schlesien; er erzwang den Uebergang über die Elbe und führte dadurch die Wendung im ersten Feldzug herbei; sein Heer errang vor Leipzig den ersten großen Sieg; er nötigte, in Frankreich eingedrungen, die Zauderer im eigenen Lager, zu schlagen; durch das Genie Napoleons bezwungen, führte er das besiegte Heer nach kurzer Frist den Brüdern wieder zu; er brach den letzten Widerstand der französischen Marschälle am Montmartre. Dann, nachdem der gestürzte Imperator von neuem Krone und Szepter an sich gerissen, drängte sich in die Spanne von wenigen Tagen noch einmal zusammen, was die Welt an Furcht und Hoffnung, an Harren und Krieg, an Sturz und Sieg die Jahre daher erlebt hatte. Das preußische Heer, vom Bundesgenossen im Stich gelassen und von Napoleon besiegt; Gneisenau durch eine heiß ersehnte Fügung für wenige Stunden aus dem Generalstabs-Chef der Heerführer geworden; durch ihn, durch ihn allein das geschlagene Heer nicht in die Heimat zurück, sondern dem Bundesgenossen zu

Digitized by Google

glorreichem Siege zugeführt; eine Verfolgung, die — wieder Gneisenaus Werk — den letzten Mann daran setzte, um die Niederlage in Flucht zu verwandeln. Napoleon dankte ab, diesmal für immer. Vergebens versuchte der französische Marschall, der das Kommando übernahm, die Mitschuld Frankreichs an dem Gebaren des Imperators zu leugnen und das preußische Hauptquartier zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen; es antwortete ihm: „Wir verfolgen unsren Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen." Und um sich auch nicht mit dem leisesten Hauche von Unwahrhaftigkeit zu beflecken, schloß der Oberbefehlshaber mit den Worten: „In den gewöhnlichen Formen konventioneller Höflichkeit habe ich die Ehre" — war es nicht, als wenn der Genius von Immanuel Kant die Feder geführt habe, die dieses Dokument auf die Nachwelt brachte? Darauf erfolgte die Unterwerfung. Im Garten des Tuilerien-Schlosses und auf den Plätzen der französischen Kapitale schlugen die Sieger ihr Biwak auf und hörten den von Gneisenau aufgesetzten Tagesbefehl, dessen letzte Worte also lauteten: „Ich erwarte, daß sich die Armee nicht durch Uebermut entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen werde."

* * *

So war es denn vollbracht. Vollbracht, wozu Fichte die deutsche Nation ermahnt hatte: „Denket, daß in meine Stimme sich mischen die Stimmen Eurer Ahnen aus der grauen Vorwelt, die mit ihren Leibern sich entgegengestemmt haben der heranströmenden römischen Weltherrschaft, die mit ihrem Blute erkämpft haben die Unabhängigkeit der Berge, Ebenen und Ströme, die unter Euch den Fremden zur Beute geworden sind." Vollbracht, was Heinrich v. Kleist seine Germania hatte fordern lassen für den Kampf wider die Freiheitsräuber:

Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Laßt gestäuft von ihrem Bein
Schäumend um die Pfalz ihn weichen
Und ihn dann die Grenze sein.

Deutschland gehörte wieder den Deutschen.

Und wer hatte das große Werk ausgerichtet? Die Nation, vereint mit den Dynastien: so jedoch, daß die Nation voranging. Unter Napoleon waren die Dynastien zur Bedeutungslosigkeit von Satrapen herabgedrückt gewesen, die Nation erhob sie wieder zu fürstlichem Ansehen.

Was wurde ihr dafür?

Digitized by Google

Jede gute Tat trägt ihren Lohn in sich. Alle Kämpfer von 1813 brachten heim eine neue Wertschätzung des Staates. Wer konnte den Staat des 18. Jahrhunderts lieben, diesen heischenden, bevormundenden, quälenden Tyrannen? Man ging ihm, soweit das möglich war, aus dem Wege. Jetzt aber hatten die von den Großen der Nation teils modifizierten, teils neugeschaffenen politischen Formen das Höchste geleistet, was man von ihnen erwarten darf, und der Staat war der Nation geworden die Scheide, die das Schwert, der Becher, der den Trank, der Schrein, der das Heiligtum einschließt. Begreiflich, daß die Heißblütigen unter den Kämpfern meinten, die Zeit sei gekommen, die Segnungen eines solchen Staates allen deutschen Stämmen gleichermaßen zuzuwenden. Sie irrten und büßten ihren Irrtum mit ungerechter Verfolgung und ungerechtem Gefängnis. Ihrer ist der Lohn, der den Märtyrern zuteil wird: wir preisen sie nächst denen, die auf dem Blachfeld bluteten.

Die Ruhigen aber, die Friedfertigen und die Beschaulichen ließen sich an dem genügen, was erreicht wurde, und das war doch nicht gering.

So wenig die Verfassung, die Deutschland als Gesamtheit erhielt, die Wünsche der Patrioten erfüllte: sie war vorzuziehen denjenigen der rheinbündischen Zeit und des alten Reiches. Man durfte hoffen, daß sie verbesserungsfähig sei; es ließ sich voraussehen, daß Preußen, der Vorkämpfer im Freiheitskriege, die Vormacht auch in Friedenszeiten werden würde.

In den deutschen Einzelstaaten, die neben dem Bunde bestehen blieben, erhielt die Nation, wenn auch nicht sofort und auf einmal, ausgedehnte Rechte; sie wären unter dem Napoleonischen Regimente, das der politischen Freiheit so feindselig war, unmöglich gewesen. Besonders sichtbar ist der Zusammenhang zwischen unsrer Epoche und der politischen Emanzipation in Preußen. Wenn der König, in dem Aufruf an sein Volk, ihm Rechenschaft ablegte über sein Tun und Lassen, so war das gleichbedeutend mit der Absage an den Absolutismus; indem er die Bildung der Landwehr feierlich der Nation überließ, gestand er zu, daß die Rettung des Gemeinwesens mit den Mitteln der alten Monarchie nicht möglich sei. Den letzten Schritt auf dieser Bahn tat er, als die Rückkehr Napoleons von Elba ihn nötigte, seinem Volke die Lasten eines dritten Feldzuges aufzulegen; damals versprach er ihm Konstitution und Parlament. Und als sein Sohn dies Versprechen einzulösen begann, da wählte er für die Verkündigung der neuen Verfassung denselben

Digitized by Google

3. Februar, an dem die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in die Erscheinung trat.

Die Dichter des 18. Jahrhunderts hatten den Deutschen geraten, sie sollten nur darauf verzichten, sich zur Nation zu bilden; dafür möchten sie desto freier zu Menschen sich ausbilden. Jetzt bewiesen die Deutschen, daß das Eine das Andere nicht ausschließt. In ihrer großen Mehrzahl blieben sie, der eigenen Freiheit froh, doch entfernt von der Ueberspannung des Nationalitätsbegriffs, in die spätere Geschlechter verfielen. Sie waren, die Einen mehr, die Anderen weniger, dessen eingedenk, was sie anderen Nationen verdankten: der Sieg über Napoleon wäre, ganz abgesehen von den Russen, niemals errungen ohne die unerschütterliche Festigkeit und die finanzielle Beihilfe der Engländer, die wilde Energie der Spanier, und wie manche andere Nation außerdem hat in dem österreichischen Heere der gemeinsamen guten Sache gedient. Ja, was schuldete man, gewissenhaft erwogen, sogar den Franzosen: sie waren es doch, die in der vornapoleonischen Periode allgemeine Wehrpflicht, Freiwillige und Landsturm vorgebildet hatten. Nein, hier war für Ueberhebung kein Raum, nur für empfängliches und williges Mitgefühl an dem Leiden und Streben anderer Nationen. Als der große Brite sein herrliches Lied dichtete: „Die Berge sehn auf Marathon, und Marathon sieht auf die See", da stimmte der Sänger der deutschen Griechenlieder mit ein, er, der als freiwilliger Jäger im Kanonendonner von Lützen und Nollendorf zum Mann herangereift war, und der Freiherr vom Stein wünschte sich seine Jugend zurück, um mit nach Hellas zu ziehen. Es schien, als ob Wirklichkeit werden sollte das Wort, das — halb Poesie halb Prosa, halb Zukunft halb Gegenwart, halb Traum halb Leben, halb Gleichnis halb Ereignis — einstmals Heinrich v. Kleist hinausgerufen hatte wider den Imperator: „Eine Gemeinschaft gilt es, deren Wurzeln tausendästig, einer Eiche gleich, in den Boden der Zeit eingreifen; deren Wipfel, Tugend und Sittlichkeit überschattend, an den silbernen Saum der Wolken rührt; deren Dasein durch das Dritteil eines Erdalters geheiligt worden ist; eine Gemeinschaft, die — unbekannt mit dem Geist der Eroberung — des Daseins und der Duldung so würdig ist wie irgendeine; die ihren Ruhm nicht einmal denken kann, sie müßte denn den Ruhm zugleich und das Heil aller übrigen denken, die den Erdkreis bewohnen."

Ein gerechter Krieg war es gewesen, und geführt recht eigentlich um des Friedens willen. Halkyonische Tage brachen an, es

Digitized by Google

konnte nicht anders sein, als daß die Wissenschaften und die Künste sich zu neuer Blüte entfalteten. Keiner Institution ist damals mehr Heil widerfahren als den Universitäten, den Lehrenden sowohl wie den Lernenden. Von dem größten aller Historiker, den jenes Zeitalter so glücklich war den seinigen zu nennen, haben wir das Zeugnis, daß erst der Sturz Napoleons, dieses geschworenen Widersachers der Wahrheit, ihm Mut gemacht habe, sich der Historie zuzuwenden, und wenn bei denjenigen Wissenschaften, die der Erforschung der Natur zugewandt sind, der Zusammenhang mit der erstarkenden Idee der Nationalität minder eng war, so leuchtet doch ein, welche Förderung allen der endlich wieder in die Welt eingekehrte Friede brachte: kaum jemals haben sie größere Zeiten erlebt. Die anderen Wahrheitssager aber, die redenden und die bildenden Künste, fanden ihrerseits Wege, die sie, ohne den Zusammenhang mit dem Jahrhundert der Humanität preiszugeben, doch den Nationen näher führten.

Noch größer war die Rückwirkung auf die Lernenden. Was für Untugenden hatten das Studentenleben der früheren Jahrhunderte verunziert. Das neue Geschlecht, das dem Vaterlande die Freiheit erstritt, dem Tode ins Antlitz schaute, dem gefallenen Kameraden das Auge zudrückte, selber ehrenvolle Wunden heimbrachte, es trug in sich einen freien, ernsten, männlichen, dem Hohen und Höchsten zustrebenden Geist, hinter dem das Nichtige und Kleine, das Brutale und Feige, das Rohe und Gemeine in wesenlosem Scheine versank.

Liebe Kommilitonen! Wir wissen, daß dieser neue Geist unter Euch nicht ausgestorben ist. Möge er — das wünschen wir Alten heute wie immerdar — Euch erhalten bleiben, Leben um Leben, Kraft um Kraft wecken. Eifert denen nach, die wir heute priesen. Dienet dem Nächsten im Frieden und, wenn es sein muß, im Kriege. Seid bereit, Euer Leben dahinzugeben: sei es auf einmal im Kugelregen der Schlacht, sei es in steter aufreibender Friedensarbeit; im Heiligtum der Wissenschaft, in der Stille des Hauses, auf dem Markte des Lebens: in der feierlich übernommenen Pflicht des Berufes oder in frei gewählter Liebestätigkeit: in der Fürsorge für die Aermsten der Armen, die Verworfensten der Verworfenen: da, wo kein Lorbeer, kaum ein Dankeswort winkt —

Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Digitized by Google

Hegel und Marx.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Seit einigen Jahren ist das Studium der Hegelschen Philosophie wieder in Fluß gekommen, nachdem sie lange Zeit hindurch wie ein Sündenbock behandelt worden war, auf den man mit rohen Späßen die eigenen Sünden sträflicher Unkenntnis nur allzu bequem abwälzte. Daß dieser Wandel endlich eingetreten ist, dazu haben auch die „Preußischen Jahrbücher" ihr gut Teil beigetragen, da hier immer, so von Constantin Rößler, Adolf Lasson und einigen Anderen, der Standpunkt vertreten worden ist, daß ohne die gründlichste Verarbeitung dieses weltumspannenden Idealismus alles weitere Philosophieren zuletzt doch haltlos sei. Die Entwicklung unserer klassischen Philosophie von Kant bis zu Hegel ist ein in sich zusammenhängendes Ganzes; in ihm ist sich der Geist der gegenwärtigen Menschheit seiner eigenen Grundlagen bewußt geworden, und wer daher seinen Gedankenbau nicht auf diesen Felsen gründet, der hat ihn auf den Sand gebaut.

Gewarnt aber muß nun andererseits davor werden, daß die Wiederaufnahme jener Studien nicht etwa einen dem Neukantianismus entsprechenden Neuhegelianismus zeitige. Wir können es heut getrost aussprechen, daß der Neukantianismus das Verständnis Kants nicht vertieft, sondern vereinseitigt habe. Ich will nicht davon reden, daß man anfangs die Forderung aufstellte, Kant müsse physiologisch interpretiert werden. Das war denn doch zu plump. Bald aber fiel das zuerst auf Plato angewandte Wort, man müsse Kant besser verstehen, als er sich selber verstanden habe. Eine neue erkenntnistheoretische Scholastik zeigte alsdann, wie das gemeint sei, und hierbei trat zutage, daß der nur vorläufig an den Problemen der mathematischen Naturwissenschaft orientierte Kritizis-

Digitized by Google

mus ganz einseitig zum Fundament der Kantischen Philosophie überhaupt gemacht wurde. Was Kant ausdrücklich nur als Vorbereitung, als Propädeutik hingestellt hatte, das wurde zur Hauptsache gemacht und damit wurde der wahre Charakter dieser Philosophie fast bis zur Verkümmerung verdunkelt.

Zeigte sich dies vornehmlich darin, daß von jener erkenntniskritischen Scholastik aus ein wahres Verständnis der geschichtlichen Welt und ihres Ethos fast unmöglich wird, so äußerte sich die entsprechende Gegenwirkung darin, daß alsbald eine historiologische Scholastik von nicht geringerer Einseitigkeit auftauchte und den verschwommenen Charakter moderniſtischer Kulturphilosophie annahm. Diese ist es, die schamhaft wieder an Hegel anzuknüpfen sucht und an hervorragender Stelle die Erklärung abgegeben hat: „Die Philosophie von heute ist wieder im Begriff, zu der Hegelschen Methode zurückzukehren: aus dem historischen Kosmos, wie ihn die Erfahrung der Kulturwissenschaften darbietet, die Prinzipien der Vernunft herauszuarbeiten.“ Das aber ist nicht Hegel, sondern die Verballhornisierung Hegels. Dieser Denker würde es wie eine Verspottung empfunden haben, sich auf ihn zu berufen, wenn man die Prinzipien der Vernunft aus der Erfahrung der Kulturwissenschaften ableiten will. Das muß einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, damit sich nicht jetzt auch noch ein dementsprechender Neuhegelianismus auszubreiten anfängt.

Was vielmehr not tut, bitter not tut, ist ganz etwas Anderes; nämlich an Stelle des oberflächlichen Darüberhinredens die gründliche Kenntnis der Hegelschen Philosophie selbst als desjenigen Systems, in dem sich der von Kant ausgehende spekulative Idealismus abschließend zusammenfaßt. Je eindringlicher aber dieses Verständnis ist, desto weniger werden wir in die Gefahr geraten, blinder Nachahmung oder einseitiger Wiedererneuerung zum Opfer zu fallen. Vielmehr wird uns dann erst mit voller Klarheit zum Bewußtsein kommen, was das im tiefsten Grunde ist, das uns zu einer neuen Gestaltung des Lebens- und Weltgedankens drängt. Wie aber wollen wir dieses Neue begreifen, wenn wir zuvor nicht das begriffen haben, woraus es lebendig hervorgewachsen ist! Ohne das Erfassen dieses inneren Zusammenhanges ist alles Philosophieren doch nur mehr oder minder geistreicher Dilettantismus.

Auf Grund dieser Erwägung muß hier auf ein Buch von hervorragender Bedeutung aufmerksam gemacht werden. Es ist die Schrift „Marx und Hegel“ von Dr. Johann Plenge (Tübingen.

Digitized by Google

H. Laupp 1911). Wer diese Arbeit unvoreingenommen auf sich wirken läßt, dem wird zumute sein, als ob die philosophische Betrachtung der Dinge auch auf ökonomischem Gebiet hier wieder aus dem Reich der Schatten in das Reich des Lebens emporgeführt würde. All den Halb- und Dreiviertelsdenkern aber wird auch einmal von dieser Seite aus nachdrücklich vorgehalten, wo diejenige Philosophie zu suchen ist, die es in der Gegenwart allein zu einer durchgreifenden Wirkung gebracht hat.

Man kann hinblicken, wohin man will, so wird man doch zuletzt sagen müssen, daß der universelle Umschwung der Menschheitsentwicklung, der sich im 19. Jahrhundert zu vollziehen begonnen hat, nirgends so eindrucksvoll zutage tritt, wie in der Gegenüberstellung von Hegel und Marx. Ueber die Beziehung dieses revolutionären Denkers zur Hegelschen Philosophie ist viel geschrieben worden, aber leider wenig Befriedigendes. Das Wichtigste war immerhin noch das, was Max Adler in seiner Schrift über Marx als Denker zu berichten hatte; sodann dasjenige, was Franz Mehring aus dem Nachlaß von Marx und Engels veröffentlicht hat. Aber erst Plenge hat doch in dem genannten Buch den tiefgehenden Einfluß zu voller Klarheit gebracht, den Marx von Hegel empfangen hat, und dem er sich selbst dann nicht zu entziehen vermochte, als er äußerlich den scheinbar radikalen Bruch mit der sogenannten „Ideologie" jenes Denkers vollzogen hatte. Auch Marx, der Materialist, ist doch trotz aller Gegensätze nie völlig von Hegel losgekommen, und zwar ist es nicht bloß die dialektische Methode, die ihn festhielt, sondern nicht minder auch der positive Grundgedanke der ganzen Hegelschen Philosophie, d. h. die Verwirklichung der Freiheit. „Von Hegel aus gesehen", sagt Plenge, „ist Marx bei aller Einseitigkeit der bedeutendste Fortsetzer in der Richtung jener großen Grundaufgabe, das Vernünftige zu verwirklichen und das Wirkliche als vernünftig zu erkennen. Von Marx aus gesehen ist Hegel die geheime Grundvoraussetzung, ohne die keine seiner geistigen Stellungen verstanden werden kann, sei es, daß sie wesentlich negativ durch die abrupte Abwendung von Hegel bestimmt ist, sei es, daß sie positiv im innersten Kern den Hegelschen Gedanken enthält."

Marx war kein schulmäßiger Philosoph; dazu war er viel zu sehr Agitator, Revolutionär, Fanatiker, und doch ist er der Einzige nach Hegel, der, sei es zum Frommen oder Schaden, Philosophie im großen Stile getrieben hat, d. h. weltbewegende Philosophie. Während er sich an dem großen Problem des 19. Jahrhunderts,

Digitized by Google

an dem sozialen Menschheitsproblem, abarbeitete, wie mußte er da mitleidig auf die Fachphilosophie herablächeln, deren ganze Weisheit sich damals in den Ruf zusammenfaßte: Zurück zu Kant! Wie man darüber in seinem Kreise dachte, hat uns Friedrich Engels mitgeteilt, der jener Richtung zurief: „Wenn die Neubelebung der Kantschen Auffassung in Deutschland durch die Neukantianer und der Humeschen in England durch die Agnostiker versucht wird, so ist das, der längst erfolgten theoretischen und praktischen Widerlegung gegenüber, wissenschaftlich ein Rückschritt und praktisch nur eine verschämte Weise, den Materialismus hinterrücks zu akzeptieren und vor der Welt zu verleugnen." Es waren diese revolutionären Köpfe, die jenen Vertretern der Philosophie entgegenhielten: ihr habt den Geist der großen Denker eures Volkes verkümmern lassen! Und mit überlegenem Selbstbewußtsein erklärten sie nun: „Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen klassischen Philosophie."

Das war eine jener berühmten Paradoxien, die gerade von den davon Betroffenen gern als barer Unsinn abgetan werden. Daß aber jene Behauptung trotz ihrer Uebertreibung dennoch mehr Wahrheit enthielt, als man zugestehen wollte, das hat jetzt Plenge kritisch dargelegt. Worauf es dabei ankam, geht deutlich aus seiner Erklärung hervor: „Es gäbe kein Problem „Marx und Hegel", wenn die Hegelei sozusagen eine Jugendsünde von Marx wäre. Die Bedeutung dieses Problems liegt darin, daß Marx und Hegel, wie etwa in entgegengesetzter Stellung Leibniz und Spinoza, einen der großen Kontraste der Geistesgeschichte bedeuten, der gleichzeitig innigster Zusammenhang ist." Es muß sich jeder selbst überzeugen, wie dieser Nachweis mit sicherer Hand geführt wird. Dagegen soll hier die Frage aufgeworfen werden, ob wir es hierbei, vom Standpunkt der Philosophie aus angesehen, nur mit einer Episode zu tun haben, oder ob sich hierin das innere Walten des Weltgeistes zu erkennen gegeben hat.

Es verrät einen nicht geringen Scharfsinn, daß Plenge im Gegensatz zu den üblichen Geschichtsdarstellungen der Philosophie sofort den entscheidenden Punkt herausgehoben hat, um den es sich in der epochemachenden Bewegung unseres klassischen Idealismus handelt. Während nämlich die Methode der vorkantischen Philosophie teils durch diejenige der Mathematik, teils durch diejenige der Naturwissenschaft beeinflußt war, ist gerade das der geniale Fortschritt, den das philosophische Bewußtsein in der Denkarbeit Kants vollzog,

Digitized by Google

daß sich hier die Menschheit endlich auf sich selbst besann und das eigene Ethos zu dem alles bestimmenden Gegenstand der methodischen Untersuchung machte. Dieses Ethos umfaßt auch die Beziehungen des Menschen zur Natur und zur Geschichte; nicht aber ist es umgekehrt, daß das menschliche Ethos, sei es von der Natur, sei es von der Geschichte aus, zureichend bestimmt werden könnte. Die Philosophie, die ehedem von der Theologie, dann in der neueren Zeit von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnis in ihrem Verfahren bestimmt worden war, ergriff damit erst methodisch ihre eigentümliche Aufgabe und emanzipierte sich so endlich von allen anderen Erkenntnisarten. Das charakteristische Dokument dieses Ueberganges von der anderweitigen Gebundenheit zur Selbständigkeit der Philosophie ist Kants Kritik der reinen Vernunft, in der sich die prinzipielle Auseinandersetzung mit der mathematischen Naturwissenschaft vollzog und die Einsicht vorbereitete, daß die Freiheit der Vernunft nur in dem Ethos des Menschenwesens zum Bewußtsein ihrer selbst komme. Damit war dann grundsätzlich festgestellt, daß es das Grundproblem aller Philosophie sei, zu ermitteln, welches denn dieses Ethos sei, das den Menschen zum wahren Menschen macht. Die Antwort, die darauf gegeben worden ist, macht den wesentlichen Inhalt der klassischen Philosophie aus, und die rein logischen Spekulationen sind schlechterdings nichts anderes als die Begründung der Methode, nach der jener Inhalt zu bestimmen ist. Philosophie — das war hier endlich ans Licht gebracht — ist die begriffliche Entwicklung des menschlichen Ethos in dem ganzen Umfange seiner universellen Bedeutung.

Ich unterlasse es hier, zu zeigen, wie sich bei Kant auch bereits die Fäden angesponnen haben, zu dem Inhalt dieses Ethos zu gelangen; die feste Grundlage dazu haben aber erst seine Nachfolger gelegt. Nimmt man ihre ganze Philosophie zusammen und fragt, was denn das letzten Endes sei, was die Menschheit durch sie gewonnen habe, so ist es die Bewußtmachung der Tatsache: der Mensch ist wahrer Mensch nur dadurch, daß er sich an das, was seine Gattungsbestimmtheit darstellt, lebendig hingibt; nur als Gattungswesen streift er seine selbstische, animalische Individualität ab und erhebt sich so aus den Niederungen der bloß natürlichen in den Aether der vernünftigen Wirklichkeit. Das Gattungsmäßige aber sind die Ideen, und demgemäß erhält es einen greifbaren Sinn, wenn gesagt wird, daß nur die Ideen das wahrhaft Wirkliche sind. Auch dies hat Plenge klar durchschaut und mit voller Treffsicherheit

Digitized by Google

herausgehoben. Nur ist dies nicht erst von Hegel geltend gemacht worden, sondern bereits von Fichte. Denn dieser Denker ist es doch, der zuerst mit seinem stürmischen Pathos verkündet hat: „Die Vernunft geht auf das Eine Leben, das als Leben der Gattung erscheint. — Wer auch nur überhaupt an sich als Person denkt, und irgend ein Leben und Sein und irgend einen Selbstgenuß begehrt, außer in der Gattung und für die Gattung, der ist im Grunde und Boden, mit welchen anderweitigen guten Werken er auch seine Mißgestalt zu verhüllen suche, dennoch nur ein gemeiner, kleiner, schlechter und dabei unseliger Mensch. — Das Leben der Gattung aber ist ausgedrückt in den Ideen. — Sein Leben an die Gattung setzen, läßt daher sich auch so ausdrücken: sein Leben an die Ideen setzen; denn die Ideen gehen eben auf die Gattung als solche und auf ihr Leben; und sonach besteht das vernunftmäßige und darum rechte, gute und wahrhaftige Leben darin, daß man sich selbst in den Ideen vergesse, keinen Genuß suche noch kenne, als den in ihnen und in der Aufopferung alles anderen Lebensgenusses für sie.“ Aber wenn dieser Grundgedanke auch zuerst von Fichte ausgesprochen worden ist, so verdanken wir doch dessen methodische Begründung und systematische Durchführung erst Hegel. Lediglich durch die Fassung, die dieser Denker dem Ethos des Gattungsbewußtseins gegeben hat, ist unser klassischer Idealismus zu einer lebendig wirkenden Geistesmacht geworden.

Das Gattungsmäßige, die Ideen, — was ist das? — Noch immer brüsten sich unsere Halbdenker, wie ehemals die mittelalterlichen Nominalisten, mit der faden Behauptung, daß alles das lediglich abstrakte Vorstellungsgebilde seien. Sie beweisen damit nur, daß ihnen das tiefere Verständnis des Lebens und der Geschichte abgeht. Kein Wunder darum auch, wenn sie trotz aller noch so lauten Berufung auf Kant keinen Hauch von dem Geiste des spekulativen Idealismus verspürt haben. Denn die große, schöpferische Leistung dieser Philosophie bestand ja gerade in der Aufdeckung des Tatbestandes, daß das, was das gattungsmäßige Wesen, das substanzielle Ethos unserer Menschheit ausmacht, eben nicht bloß ein subjektives Verstandesprodukt ist, sondern, daß es sich vielmehr in selbständiger, allgemeingültiger Form objektiv verwirklicht und aller natürlichen Individualgestaltung als die höhere, wesentliche Wirklichkeit gegenübertritt. Man muß nur nicht so kurzsichtig sein und bleiben, daß man lediglich die physischen Gegenstände für das objektiv Wirkliche hält; man muß unter der Leitung jener großen Denker nachgerade

Digitized by Google

sehen gelernt haben, daß Sitte, gesellschaftliche Klassenbildung, Recht, Staat, ferner die Abwandlung der Staaten in der Weltgeschichte ebenfalls ein selbständiger Inbegriff von objektiver Wirklichkeit sind, und daß es eben dieser Zusammenhang ist, in dem sich das, was den Inhalt unserer Gattungsbestimmtheit ausmacht, lebendig objektiviert. Mit nichten also sind die Ideen, das Gattungsmäßige, lediglich etwas Abstraktes und Subjektives, sondern gerade sie sind das Konkreteste und Objektivste unseres ganzen menschlichen Daseins. Aber nun sehe man unsere psychologischen und positivistischen Lehrbücher der Logik daraufhin durch, ob da, wo von der begrifflichen Formulierung des Gattungsmäßigen die Rede ist, auch nur mit einem Wort auf jenen konkreten Objektivierungsprozeß eingegangen wird. Man wird vergeblich suchen! — Es war keine Uebertreibung, — man hat den Geist unserer klassischen Philosophie verkümmern lassen. Der große Gedanke, daß das menschliche Ethos der eigentümliche und selbständige Gegenstand der Philosophie ist, wo ist er geblieben? — Er muß erst wieder erobert werden.

Es ist schon gesagt worden, daß die Logik gar nichts Anderes ist, als die Feststellung der Methode, vermöge deren die Wahrheit der Wirklichkeit allein zureichend begriffen werden kann. Sind nun die Ideen oder das, was sich als die Gattungsbestimmtheit des Menschen objektiv vergegenwärtigt, als die substanzielle Wirklichkeit in Anspruch zu nehmen, so ist demgemäß von der Logik die Aufgabe zu lösen, wie das reine, allgemeine Sein dieser Gattungswirklichkeit seine allgemeingültigen Begriffsbestimmungen von sich selbst aus systematisch entwickelt. Das wirkliche Bewußtsein dieses reinen Seins aber, — wo haben wir es? Im Denken! und zwar in dem tätigen Denken, das sich selbst als das Allgemeine denkt und in dieser Tätigkeit seine allgemeingültigen Bestimmungen oder Kategorien entwickelt. Wahr und vollendet kann demnach die empirische Gattungswirklichkeit nur soweit sein, wie sie gemäß jenen aus ihrem reinen Sein entspringenden Gedankenbestimmungen begriffen wird. So genommen, ist der Begriff die Wahrheit der Wirklichkeit. Dazu aber müssen wir wissen, welches die allgemeinen Begriffsformen des reinen Seins unseres Gattungsbewußtseins oder des Denkens sind, und diese methodische Darlegung ist das Amt der spekulativen Logik.

Aufgestellt hat schon Kant dieses Grundproblem der Logik. Gelöst hat er es nicht. Er hat es aufgestellt, als er die Frage aufwarf: „wie sind synthetische Urteile a priori möglich?“ Denn

Digitized by Google

hier kündigte sich bereits die Forderung an, diejenige Methode zu finden, vermöge deren das rein bestimmungslose Denken von sich selbst aus zur Entwicklung des Systems seiner bestimmten Denktätigkeiten zu gelangen vermag. Es ist Fichtes Verdienst, jener Hauptfrage Kants diese strenge Fassung gegeben zu haben, und ebenso war es auch Fichte, der das methodische Prinzip zur Erledigung dieser fundamentalen Angelegenheit aufgestellt hat. Es ist das jenes trinitarische Prinzip, wonach das reine Wirken des gattungsmäßigen Ich mit sich selbst zugleich sein Nicht-Ich setzt und durch die Aufhebung dieses Gegensatzes die Denkbestimmungen des allgemeingültigen Seins erzeugt. Damit war also gesagt: das synthetische Denken a priori vollzieht sich nach der Methode seiner Selbstsetzung, der Setzung seines Gegenteils und der Ineinssetzung beider. Wenn jedoch Fichte trotzdem zu keiner befriedigenden Systembildung gelangte, so lag das daran, daß der Gegensatz nur als Grenzbestimmung, nicht aber zugleich nach seinem inneren Zusammenhang mit dem Setzenden entwickelt war. Dies gelang erst der Dialektik Hegels. Sein Hauptnachweis bestand darin, daß Satz und Gegensatz in der Sphäre des lebendigen Seins keineswegs zwei selbständige, sich einander vollkommen ausschließende und nur äußerlich begrenzende Mächte sind, sondern daß das im gattungsmäßigen Denken seiner selbst bewußt werdende Sein vielmehr seinen Gegensatz aus sich selbst hervorbringt und so auch in diesem bei sich selber ist. Damit war endlich erst an Stelle der toten, abstrakten die lebendige, konkrete Allgemeinheit des Seienden philosophisch ermittelt, und so wurde denn hierdurch erst alles, was von Hegels unmittelbaren Vorgängern herausgearbeitet war, systematisch zusammengefaßt und zum Abschluß gebracht.

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob dieses methodische Prinzip nun schon so vollendet ausgebildet war, daß auch der physische Zusammenhang der äußeren Welt in seinem Entwicklungsprozeß auf diese Weise einheitlich begreifbar wird. Das aber kann keinem Zweifel unterliegen, daß das substanzielle Wesen der geschichtlichen Welt zu allererst vermittelst jenes logischen Prinzips durchsichtig gemacht worden ist. Die Geschichte ist das Reich des objektiven Geistes, d. h. dasjenige Reich, in welchem sich der vernünftige Wille als die Gattungsbestimmtheit der menschlichen Subjekte lebendig produziert. In seiner Verwirklichung ist dieser Wille die Freiheit; sie macht die innere Bestimmung und den Zweck des Willens aus.

Digitized by Google

Wie dieser sich zunächst in den einzelnen Subjekten geltend macht, hat er aber eine doppelte Beziehung: einerseits auf die vorgefundene Objektivität der äußeren Naturdinge, andererseits auf die Mannigfaltigkeit der übrigen Einzelwillen. Jene dient der Befriedigung der individuellen Bedürfnisse und erzeugt die wirtschaftliche Produktion vermittelst sozialer Klassenbildung; diese ruft dagegen den Trieb hervor, die Beschränkung der Freiheit durch ihre Spaltung in die vielen Einzelwillen aufzuheben und ihre gattungsmäßige Einheit objektiv zu vergegenwärtigen, wie das in der Bildung des Staates tatsächlich geschieht. Der Staat ist die objektive Verwirklichung der in der gesellschaftlichen Gemeinschaft eines Volkes wirksamen Einheit des Freiheitsbewußtseins und ihrer selbständigen Behauptung nach außen hin. Im Staat kommt erst der Gattungswille, d. h. der vernünftige, allgemeine Wille und damit die Freiheit des Menschengeschlechtes zur konkreten Vergegenständlichung; das Individuum und ebenso die soziale Klasse von Individuen findet in dem einheitlichen Willen des Staates die eigene Gattungsbestimmtheit oder m. a. W. die vernünftige Freiheit vergegenwärtigt.

Jeder Staat verwirklicht aber die Freiheit des Gattungswillens zunächst auf eine ihm eigentümliche Weise, und erst dadurch, daß er diese seine Selbständigkeit auch nach außen hin behaupten muß, wird diese leidenschaftliche Spannung das groteske Mittel, die Hervorbringung der Freiheit seitens der verschiedenen Staaten untereinander in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Vermag ein Staat diese seine Selbständigkeit dem Gegendruck der übrigen Staaten gegenüber nicht mehr aufrecht zu erhalten, so ist dies das untrügliche Zeichen dafür, daß er unfähig geworden ist, fernerhin an der weiteren Ausgestaltung der menschlichen Freiheit schöpferisch mitzuarbeiten; sein Dasein bildet dann fortab nur noch ein Kulturhindernis, und seine Vernichtung ist eine sittliche Notwendigkeit. Durch diesen Zusammenhang der aufeinander folgenden und nebeneinander bestehenden Staaten tritt erst der ganze Reichtum des Ethos der Freiheit tatkräftig hervor, und die fortschreitende Vollendung dieses Ethos vermittelst des Staatswesens ist nun das, was den Charakter und den Gegenstand der Weltgeschichte bestimmt. „Die Prinzipien der Volksgeister", so heißt es bei Hegel, „sind um ihrer Besonderheit willen, in der sie als existierende Individuen ihre objektive Wirklichkeit und ihr Selbstbewußtsein haben, überhaupt beschränkte, und ihre Schicksale und Taten in ihrem Verhältnis

Digitized by Google

zueinander sind die erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geister, aus welcher der allgemeine Geist, der Geist der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, als er es ist, der sein Recht — und sein Recht ist das allerhöchste — an ihnen in der Weltgeschichte als dem Weltgerichte ausübt."

Auf Grund der von der französischen Revolution entfachten Freiheitsbewegung war Hegel zu dem Ergebnis gekommen, daß nunmehr die Gegenwart ihre Barbarei und unrechtliche Willkür und ebenso die Wahrheit ihr Jenseits und ihre zufällige Gewalt abgestreift habe, so daß die wahrhafte Versöhnung objektiv geworden, welche den Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet. Nach der Auffassung dieses Denkers war die Höhe der staatlichen Freiheit bereits erreicht, worin das Selbstbewußtsein die Wirklichkeit seines substanziellen (gattungsmäßigen) Wissens und Wollens in organischer Entwicklung gewährleistet findet. Das stand für Hegel ebenso fest wie das Andere, daß das menschliche Selbstbewußtsein jetzt endlich in der Religion das Gefühl und die Vorstellung der Wahrheit seines Ethos als idealer Wesenheit vergegenwärtigt sehe, und ebenso in der Wissenschaft die freie begriffene Erkenntnis dieser Wahrheit als Einer und derselben in ihren sich ergänzenden Daseinsformen: dem Staate, der Natur und der ideellen Welt.

Man würde aber Hegel doch mißverstehen, wenn man bei seinen Ausführungen vergäße, daß er als Philosoph lediglich vom Wesen des Staates, der Religion und der Wissenschaft spricht und von seinem Eintritt in die äußere, geschichtliche Erscheinungswelt, nicht aber von dem empirischen Zustande dieser Erscheinungswelt als solcher. Was er meint, ist dies, daß die Vernunft oder das substanzielle Gattungsbewußtsein, das bisher nur instinktiv auf die Bildung jener Lebensmächte gewirkt habe, jetzt angefangen hätte, sich bewußt in ihnen zu verwirklichen. Die Vernunft ist bewußtermaßen zum herrschenden Prinzip der politischen, sozialen und religiösen Lebensgestaltung erhoben worden, — das ist es, was Hegel zum Ausdruck bringen und nachweisen wollte. Nicht aber wollte er damit sagen, daß diese Vernunftbewegung auch schon in der äußeren Ordnung der menschlichen Verhältnisse zur Vollendung und zum Abschluß gekommen sei. Mit dieser empirischen Aufgabe hat er sich als spekulativer Philosoph nicht befaßt. Ja, er hat nicht einmal diejenigen philosophischen Folgerungen aus seinen Darlegungen gezogen, die sich daraus notwendig ergaben. In bezug auf

Digitized by Google

die wichtigste Angelegenheit hat das erst Karl Marx getan, und zwar mit der rücksichtslosen Energie brutalster Einseitigkeit.

In der vortrefflichen Klarstellung dieses Zusammenhanges hat nun Plenge, ähnlich wie Friedrich Engels, die Sache auf Grund des Hegelschen Bewegungsprinzips doch zuletzt so gefaßt, als ob der Geist des klassischen Idealismus in dem durchgreifenden Wirken von Karl Marx sozusagen in sein eigenes Gegenteil umgeschlagen sei und unter diesem Gesichtspunkt begriffen werden müsse. Hierzu möchte ich einige rein philosophische Ergänzungen machen, zu denen mir Plenge die Anregung gegeben hat.

Marx gilt in erster Linie als Urheber der materialistischen Geschichtstheorie, d. h. jenes Dogmas, wonach die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt. Hält man daran äußerlich fest, so steht allerdings Marx, der Materialist, dem Idealisten Hegel schroff gegenüber. Demgegenüber hat aber Plenge sehr eindrucksvoll gezeigt, daß das, was Marx um der agitatorischen Wirkung willen und mit Berufung auf die naturwissenschaftliche Entwicklungstheorie als „Materialismus" bezeichnet, nur eine irreführende Verwendung dieses Ausdrucks ist. Dazu kommt, daß durch diesen ökonomischen Materialismus die Hegelsche Geschichtsidee von dem „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit" beständig hindurchwirkt und somit der Gesamtentwicklung kein materialistisches, sondern ein idealistisches Leitmotiv zuweist. Aber das alles ist doch noch nicht durchschlagend, weil der auf agitatorische Wirkung berechnete Ansturm der Marxisten gegen die vielgeschmähte „Ideologie" der deutschen Philosophie den prinzipiellen Gegensatz mit aller Eigensinnigkeit aufrecht erhält. In einem solchen Falle kann nicht mehr nach den Worten, sondern nur noch nach dem Wesen der Sache selbst entschieden werden. Wie aber steht es damit?

Jene „Ideologie", wonach sich das Ethos des menschlichen Gattungs- oder Vernunftwesens selbständig und alles vereinigend im Staat objektiviert, enthält nun eine praktische Triebkraft von so umfassender Bedeutung, daß auch das Hauptwerk von Marx, die Organisation des Proletariates, nur eine, und noch dazu eine beklagenswert einseitige Erscheinungswirkung davon ist. Damit diese Leistung gezeitigt wurde, dazu brauchte die deutsche „Ideologie" noch nicht einmal in ihr Gegenteil umzuschlagen, sondern sie hat sich darin ganz direkt, wenn auch vorerst nur sehr roh und unzulänglich, verwirklicht. Die Vergesellschaftung der noch unver-

Digitized by Google

gesellschafteten Volksmasse ist die nächste große weltgeschichtliche Hervorbringung des zum Vernunftstaat ausreifenden Gewaltstaates.

Das eben ist es, was Hegel noch nicht erkannt hätte, nämlich daß mit der Verwirklichung des Vernunftstaates notwendig die Sozialisierung oder Vergesellschaftung aller Angehörigen eines Volkstums gesetzt ist. Denn in dem noch nicht durchgereiften Staatswesen sind immer nur einzelne Teile des Volkes ständisch vergesellschaftet, und alles Andere ist nur unselbständige, unorganisierte Masse. Selbst in der französischen Revolution kämpfte nur erst der dritte Stand um seine Anerkennung als staatsbürgerlicher Gesellschaftsklasse und obwohl ihm das Proletariat darin half, blieb dieses selbst doch noch immer von der eigenen und damit auch von der staatsbürgerlichen Organisation ausgeschlossen. Wenn man aber zur Einsicht gekommen ist, daß der Staat seinem Vernunftprinzip nach die organische Objektivierung des Gattungswillens überhaupt ist, so kann sich die staatsbürgerliche Vergesellschaftung auch nicht mehr bloß auf einige privilegierte Klassen erstrecken, sondern sie muß das ganze Volk umfassen. Auf diesem Standpunkt ist die soziale Gliederung des gesamten Volkes das notwendigste Komplement zur Durchführung der politischen Freiheit der nationalen Gemeinschaft. Denn zum Wesen des Vernunftstaates gehört unerläßlich eine solche Organisation des ihn bildenden Volkstums, daß jeder Einzelne sein besonderes Gattungsinteresse in dem Staatswillen zur Geltung gebracht sieht. Praktisch zustande kommt das aber nur so, daß die Einzelnen zunächst mit allen denjenigen, welche die gleiche Interessengemeinschaft haben, eine gesellschaftliche Klasse bilden und im Staate diesen Klassenwillen mit dem seinem Werte zukommenden Einfluß anerkannt wissen. Erst diese vollständige Vergesellschaftung Aller in einem Staatswesen macht den Begriff des „Sozialismus" aus, und als solcher ist der Sozialismus ein mit der Verwirklichung des Vernunftstaates notwendig gesetzter Faktor.

Nachdem also der Uebergang vom Gewalt- oder Notstaat zum Vernunftstaat, in welchem der Gattungswille des gesamten Volkes seine konstituierende Einheit lebendig objektiviert, von der deutschen „Ideologie" zum Bewußtsein gebracht war, mußte die seinem Wesen entsprechende soziale Organisation folgerecht als die unmittelbar daraus entspringende Aufgabe begriffen werden. Näher betrachtet, ist diese Aufgabe aber doppelter Natur: sie erfordert einerseits die

Digitized by Google

Organisation der bis dahin noch unorganisierten Volksmasse in einer eigenen Gesellschaftsklasse, andererseits aber die organische Inbeziehungsetzung des Willens dieser besonderen Klasse mit dem Vernunft- oder Gattungswillen des ganzen Volkes. Solange jenes nicht erreicht ist, entbehrt der Staatswille noch die volle Verwirklichung seines Vernunftprinzips; ist dieses nicht durchgesetzt, so ist die Betätigung jenes Klassenwillens noch rein selbstsüchtig und vernunftwidrig. Erst wenn beides organisch zusammenwirkt, kann der gattungsmäßige Vernunftwille im sozial gegliederten Staat zu seiner vollen Verwirklichung kommen.

Den einen Teil dieser Aufgabe, die Organisation der noch unorganisierten Volksmasse, hat Marx gelöst; aber auch nur diesen einen Teil, und das ist eine schöpferische Leistung von universeller Bedeutung. Selbstverständlich ist dies nur so zu verstehen, daß sich die bereits auf jenes Ziel gerichteten Bestrebungen in seinem Kopf zu einer wirkungsvollen Einheit zusammenfaßten und aus dieser seiner Begriffsbestimmung die Hauptdirektive empfingen. Den zweiten Teil jener Aufgabe hat er dagegen nicht nur nicht bewältigt, sondern er hat dessen Durchführung durch die Art, wie er die Organisation des Proletariates ins Werk setzte, vielmehr grundsätzlich verbaut und deswegen zunächst verhindert. Dadurch, daß er das Gesamtinteresse der einzelnen Völker, ja der ganzen Menschheit, dem einseitigen Klasseninteresse der mechanischen Arbeiterschaft zu unterwerfen sucht, zeigt er sich nach dieser Seite hin nicht mehr als Vollbringer, sondern als Widersacher der Weltvernunft. Ebenso zerstört er aber auch das eigene Ethos dieser Klasse, da er sie durch den Terrorismus ihrer staatsfeindlichen Organisation dazu zwingt, sich feindlich aufzulehnen gegen die ihr selbst innewohnende sittliche Gattungsbestimmtheit, wie sie als solche eben im Staatswillen objektiviert. Und er zerstört endlich auch den Lebensgedanken des wahren Sozialismus, der wohl die Vergesellschaftung Aller in klassenmäßiger Organisation verlangt, der aber in sein gerades Gegenteil verkehrt wird, wenn die ganze Klassenbildung überhaupt lediglich nach der Maßbestimmung einer besonderen Klasse, nämlich der ungeistigsten,, erfolgen soll.

Daraus ergibt sich aber das sachliche Verhältnis von Marx zu Hegel mit voller Klarheit. Alles, was Marx in theoretischer und praktischer Hinsicht vollbracht hat, steht doch, wenn der Zusammenhang auch zuweilen bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, wesentlich und direkt unter dem Einfluß des allbeherrschenden Grundgedankens

Digitized by Google

jener „Ideologie", daß sich alle menschlichen Verhältnisse nach der konkreten Vernunftbestimmtheit unseres Geschlechtes mit Freiheit zu organisieren streben. Seine kommunistische Propaganda, seine Charakteristik der kapitalistischen Produktionsweise, seine materialistische Geschichtstheorie, — alles das ist, wie andersartig es auch erscheinen mag, im letzten Grunde dennoch ohne die lebendige und fortdauernde Wirkung jener „Idee" weder tatsächlich zustande gekommen, noch kann es ohne sie gedacht werden. Faßt man daher nur diese ideelle Wesenheit ins Auge, so muß man sagen: Marx ist, wie leidenschaftlich er auch die „Ideologie" Hegels später bekämpft, trotzdem gezwungen gewesen, der Verwirklichung des noch unvollständig entwickelten Faktors dieses Idealismus, nämlich der Gesellschaftsbildung, auf einseitige Weise zum Werkzeug zu dienen. Vereinseitigt, gerät aber der seinem Wesen nach universelle Idealismus mit sich selbst in Widerspruch, und in diesen verstrickte sich nun auch Marx dadurch, daß er das Interesse der Arbeiterklasse zum Wertmesser der Interessen der ganzen menschlichen Gesellschaft machte. So betrachtet, ist die marxistische Geschichtstheorie eine Verkümmerung der Hegelschen Freiheitsidee, kein Umschlagen in ihr Gegenteil.

Will man diese Verkümmerung verstehen, so muß man sich klar machen, daß die Fortbildung der Menschheitsidee des klassischen Idealismus in erster Linie weder die Moral-, noch die Rechts-, noch die Staatslehre als solche betraf, sondern die jetzt erst in den Vordergrund tretende Gesellschaftslehre. Im Hinblick auf die kommunistische Bewegung Frankreichs hatte so schon Lorenz Stein vor Marx die Frage aufgeworfen: „Was ist denn jene soziale Bewegung, deren Dasein uns das sozialistische und kommunistische Treiben und Drängen andeutet? Was ist die soziale Revolution? Was will sie und wohin wird sie führen? Wie unterscheidet sie sich von der proletarischen? Kurz, was ist die Gesellschaft und wie verhält sie sich zum Staate?" — Dem Begriff der Gesellschaft hatte auch schon Hegel in seiner Rechtsphilosophie einen umfangreichen und tief eindringenden Abschnitt gewidmet. Aber, charakteristisch genug, führt dieser Teil jenes Buches noch die Ueberschrift: Die „bürgerliche" Gesellschaft. Dagegen wäre auch gar nichts zu sagen, wenn damit gemeint gewesen wäre, daß sich im entwickelten Staat die staatsbürgerliche Vergesellschaftung auf das ganze Volk erstrecke. Davon ist aber bei Hegel noch keineswegs die Rede; sondern er spricht nur von dem tatsächlich vergesellschafteten Teil des Volkes, und dazu gehörte die bei weitem größte Masse, die

Digitized by Google

proletarische Arbeiterschaft, noch nicht. Ferner hob er nicht einmal heraus, daß der Vernunftstaat die Vergesellschaftung Aller als notwendigen Entwicklungsfaktor in sich schließt. So war denn dies der Kernpunkt, auf dessen konkrete Entwicklung sowohl die wirklichen Lebensverhältnisse, wie ihr wissenschaftlicher, philosophischer Begriff hindrängen mußte. Nach allem, was vorangegangen war, mußte aber die darauf gerichtete Frage philosophisch so gestellt werden: welches ist die gesellschaftliche Bestimmtheit unseres Gattungsbewußtseins und wie objektiviert sie sich?

Daß Marx in der Tat von dieser Fragestellung ausging, tritt deutlich in seinen gegen Feuerbach gerichteten Thesen hervor. Nachdrücklich hält er diesem Denker und damit Hegel selbst entgegen, daß es sich jetzt nicht mehr um die „bürgerliche", sondern um die „menschliche" Gesellschaft oder die vergesellschaftete Menschheit handele. Das heißt also, daß es auch bei der Feststellung dieser Angelegenheit auf die menschliche Gattung überhaupt und nicht bloß auf ihre speziell bürgerlichen Bestandteile ankomme. In dieser Ausdehnung des Gattungsethos auf das Gesellschaftsproblem lag die wesentliche und folgenreiche Fortbildung der klassischen Philosophie. Und wenn man nur dies ins Auge faßt, so hatte Friedrich Engels keineswegs völlig unrecht, wenn er den damaligen Fachphilosophen jenes selbstbewußte Wort zurief: „Die deutsche Arbeiterbewegung ist die Erbin der deutschen klassischen Philosophie."

In der Ausführung jedoch ist die proletarische Bewegung samt ihrer marxistischen Theorie nicht die geistgetreue Fortsetzung, sondern die Verwahrlosung jenes klassischen Erbes. Hing doch alles nunmehr davon ab, wie der Begriff des menschlichen Wesens, d. h. der Gattungsbestimmtheit des Einzelnen in bezug auf das gesellschaftliche Problem entwickelt wurde. Das ist der Kardinalpunkt der ganzen Gesellschaftstheorie, und hier zeigte es sich, daß Marx den Fichte-Hegelschen Gattungsbegriff in einer Weise vereinseitigte, die fast seiner Auflösung gleichkam. Denn während jene klassischen Denker in der Gattungsbestimmtheit gerade die Wirklichkeit erkannt hatten, die den Menschen zum wahren Menschen macht, stellte Marx in den genannten Thesen die irreführende und wahrheitswidrige Behauptung auf: „Das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum; in seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der menschlichen Verhältnisse." Daß also das Gattungsmäßige nicht eine Wesensbestimmtheit, sondern lediglich der Niederschlag der Verhältnisbestimmungen der sich praktisch

Digitized by Google

betätigenden Individuen ist, dieses Grundprinzip der materialistischen Geschichtstheorie würde geradezu den Rückfall in den kahlsten und geistlosesten Nominalismus des Mittelalters bedeuten, wenn nicht damit doch eine Seite unserer Menschheit in den Vordergrund gerückt worden wäre, die bis dahin ihre gebührende Beachtung nicht gefunden hatte. Aber auf das Ganze hin angesehen, ist der Begriff des menschlichen Wesens dadurch gegen alle tiefere Einsicht auf das brutalste verunstaltet worden, weil der Mensch hier ohne seine lebendige, innere Geistes- oder Gattungsbestimmtheit ausschließlich nur als praktisch tätiges Sinnenwesen erfaßt wird. Daraus entsteht dann der Widersinn, daß die Menschheit nur dadurch eine geistige Gattung ist, daß aus der praktischen Vergesellschaftung der an und für sich sinnlichen, also geistlosen Einzelwesen geistige Verhältnisse entstehen. Wollte man diese grobe Verflachung des klassischen Humanitätsgedankens, die Marx in jener These zu Werke gebracht hat, deutlich erkennbar machen, so müßte man demgegenüber die Grundauffassung unserer idealistischen Philosophie in der Gegenthese aussprechen: die geistige Gattungsbestimmtheit ist das dem Menschen innewohnende, ihn wahrhaft zum Menschen machende Konkretum; in seiner Wirklichkeit ist es die im Staat objektiv gewordene Vernunft und die von ihm ausgehende Vernünftigung aller menschlichen Verhältnisse.

In Wahrheit ist daher der Menschheitsgedanke, von dem aus Marx seine materialistische Geschichtstheorie entworfen hat, eine schwere Versündigung gegen die sittlich geistige Wesenheit unseres Geschlechtes. Aber Eins ist doch mit dieser fragwürdigen Theorie erreicht worden, nämlich die Organisation des Proletariats als einer neuen Gesellschaftsklasse; und damit ist endgültig erst die Klassenbildung in ihrem ganzen Umfange verwirklicht worden. Lassen wir diese geschichtliche Tatsache lebendig zu uns sprechen, so wird uns damit bedeutet, daß es allerdings einer so plumpen, materialistischen Doktrin bedurfte, um der losen Masse der mechanischen Arbeiter ihr gemeinsames Klasseninteresse zum Bewußtsein zu bringen und ihm daraufhin eine einheitliche, geschlossene Form zu geben. Anders war diesem Proletariat zunächst die Notwendigkeit ihrer klassenmäßigen Verbindung nicht faßbar zu machen als bloß vom Boden ihrer materiellen Bedürfnisse aus. Das hatte Marx klar erkannt, und darum hat er das Problem der allgemeinmenschlichen Vergesellschaftung so einseitig zugespitzt, daß er die besonderen Zwecke einer einzelnen Klasse, nämlich der Arbeiterklasse, als den wirklichen

Digitized by Google

Lebenszweck der gesamten Menschheit hinzustellen unternahm. Er, der gegen Hegel und Feuerbach mit vollem Recht dem Begriff der „bürgerlichen" Gesellschaft den höheren der „menschlichen" Gesellschaft entgegengesetzt hatte, verfiel dem Geschick, daß er der Verfechter des einseitigsten Klasseninteresses wurde und das soziale Menschheitsproblem allein von diesem Standpunkt aus beurteilte. So genommen, hat es keinen eigensinnigeren Gegner des wahren, die ganze Menschheit umfassenden Sozialismus gegeben als Karl Marx.

Die materialistische Geschichtstheorie hatte die Kraft, in dem unvergesellschafteten Proletariat das Gefühl des Gegensatzes zu dem vergesellschafteten Teil der Menschheit zu entfachen und so in ihm den Trieb zur eigenen Organisation lebendig zu machen. Darin lag ihre Bedeutung, darin aber auch ihr objektiver Wahrheitsmangel. Denn alles, was den Einzelmenschen mit seiner Gattung, eine Klasse mit der menschlichen Gesellschaft überhaupt einseitig im Bewußtsein des Gegensatzes festhält, entbehrt der Vollkraft der Wahrheit. Infolgedessen kann der von Marx ausgehenden Organisationsform des Proletariats auch nur ein temporärer Wert zukommen. Sie muß zu einer grundsätzlichen Umwälzung innerhalb dieser Klasse selbst führen, sobald sich deren Angehörige klar darüber werden, daß ihr persönlicher Menschenwert dabei zu kurz kommt, und daß sie deshalb schließlich doch nur gegen den unvergesellschafteten Abhängigkeitszustand der früheren Zeit einen organisierten Terrorismus eingetauscht haben. Die unwahre Annahme, daß der Mensch seinem wirklichen Wesen nach nichts mehr als nur ein materiell-praktisches Individuum sei, muß sich notwendig rächen, sobald auch in dieser Klasse die Gewißheit von der geistigen Grundbestimmtheit des Menschen und seiner darauf beruhenden persönlichen Freiheit zum Durchbruch gelangt. Die dauernde Wirkung der Leistung, die in Marx ihren geistigen Mittelpunkt hat, liegt daher allein in der endgültig vollzogenen Organisation der Arbeiterklasse überhaupt, nicht jedoch in der bestimmten Organisationsform. Diese mit ihrer materialistischen Gesellschaftsdoktrin ist schon jetzt in der Zersetzung begriffen.

Ueberblickt man diese sich vor unseren Augen abspielende Entwicklung, so drängt sich doch je länger, je mehr die Frage auf: ist denn nun die Organisation der Massen, so überaus bedeutsam sie ist, die einzige Neubildung, in welcher der Geist unseres klassischen Idealismus trotz aller Vereinseitigung noch lebendig nachwirkt? Hat denn in Wahrheit das Ethos der Vernünftigung aller

Digitized by Google

menschlichen Hervorbringungen keine andere Frucht getragen, als nur die, den Geist der Massen aktionsfähig zu machen? Erst wenn man sich darauf die Antwort zu geben sucht, tritt das Verhältnis von Marx zu Hegel in die hellste Beleuchtung.

Man übersehe nur nicht, daß neben der sozialen Klassenorganisation gleichzeitig noch eine andere soziale Bewegung machtvoll in das Leben einzugreifen begonnen hat, die, unabhängig von allen Klassengegensätzen, vielmehr deren konkrete Aufhebung ist. Das ist jene Bewegung, die vornehmlich in den Tagen starker, äußerer Spannung ihre überlegene Kraft entfaltet und dann alle Klassenkämpfe zum Schweigen bringt, die aber doch auch nach Innen hin der einseitigen Verfolgung der Klasseninteressen von ihrem höheren Standpunkt aus Maß und Ziel setzt. Diese alles überragende Macht ist das Ethos der nationalen Lebensgemeinschaft.

Blickt man auf die weltgeschichtliche Gestaltung des Völkerlebens, so übt diese nationale Triebkraft letzthin eine bei weitem durchgreifendere Wirkung aus als die Klassenkämpfe. Genauer betrachtet, gehören aber diese beiden Hauptbestrebungen der Gegenwart eng zusammen und bedingen sich wechselseitig. Es ist daher ein Quell nicht geringer Irrtümer, daß die Theorie des ökonomischen Materialismus den gewaltigen Faktor des nationalen Geistes so gut wie ganz außer Acht gelassen hat, und daß umgekehrt die politischen Historiker auch fast immer nur die politische Seite dieses modernen Nationalismus gewürdigt haben. Demgegenüber muß aber mit allem Nachdruck betont werden, daß die nationale Idee politisch und sozial zugleich ist. In ihr stellt sich die Wirkung dar, vermöge deren der moderne Gedanke des Vernunft- oder Volksstaates zu einer dementsprechenden Organisation der gesellschaftlichen Verhältnisse treibt. Der Nationalstaat ist ohne die nationale Vergesellschaftung des ganzen Volkstums ein Unding.

Es ist doch so, daß der Nationalstaat eine geschichtlich gewordene Volksgemeinschaft nicht bloß nach außen hin einheitlich zusammenfaßt, sondern daß er auch nach Innen hin aufhört, nur der Repräsentant des Herrschaftswillens der dominierenden Stände zu sein und vielmehr zum Vertreter des Gattungswillens aller Volksangehörigen wird. Er ist erst Nationalstaat, wenn in ihm weder bloß der Freiheitsbegriff der oberen Klassen, noch ausschließlich derjenige der Arbeiterklasse seine objektive Einheit hat, sondern wenn er die gemeinsame Freiheit der ganzen Volksgattung konkret vergegenwärtigt. Wenn darin aber die Vernünftigung des Staatswillens

Digitized by Google

besteht, so muß dieser Wille notwendig auch zu einer organischen Vergesellschaftung des ganzen Volkes führen; er muß zur Folge haben, daß der solange noch unvergesellschaftete Teil eines Volkes ebenfalls vergesellschaftet wird. Das ist der innere, ideelle Grund, der unerläßlich zur Organisation der Arbeiterklasse geführt hat; ohne die nationale Triebkraft wäre die Masse trotz aller ökonomischen Umwälzungen doch immer noch zusammenhangslose Masse geblieben. Eben deswegen ist es eine unwahre oder mindestens eine halbwahre Doktrin, wenn agitatorisch fort und fort in die Welt hinausposaunt wird, daß einzig und allein die Veränderung der Produktionsweise den Sozialismus, d. h. die vollendete Durchführung der Vergesellschaftung zu Tage gefördert habe. Der Sozialismus ist seinem tiefsten, schöpferischen Motive nach ein Produkt der nationalen Vernunftidee.

Das ist das fundamentale Moment, dessen wesentliche Bedeutung Marx nicht zu würdigen vermocht hat und das doch von Hegel schon genugsam angedeutet war. Es ist der Staatswille, der doch zuletzt die gesellschaftliche Ordnung entscheidend bestimmt. Denn der Staatswille und der Gesellschaftswille ist ja doch nicht getrennt voneinander da, sondern sie bilden eine lebendige Einheit: der Gesellschaftswille ist nur der klassenmäßig differenzierte Staatswille. Und so heißt es bei Hegel: „Die bürgerliche Gesellschaft ist die Differenz, welche zwischen die Familie und den Staat tritt, wenn auch die Ausbildung derselben später als die des Staates erfolgt; denn als die Differenz setzt sie den Staat voraus, den sie als Selbständiges vor sich haben muß, um zu bestehen. Die Schöpfung der bürgerlichen Gesellschaft gehört übrigens der modernen Welt an, welche allen Bestimmungen der Idee (d. h. des Gattungswillens) erst ihr Recht widerfahren läßt." Was hierin noch nicht zur klaren Verständigung kommt, ist der Umstand, daß mit dem Uebergang vom Notstaat zum Vernunftstaat auch der Fortschritt von der partikularen zur nationalen Vergesellschaftung gemacht werden muß. Aber auch der Sozialismus als die Form der nationalen Gesellschaft empfängt das Prinzip seiner Gestaltungsweise von dem im nationalen Staat erst vollkommen objektivierten Gattungswillen.

Erwägt man dies, so empfängt denn doch die kecke Behauptung von der Arbeiterbewegung als der Erbin der deutschen klassischen Philosophie eine sehr beträchtliche Einschränkung. Denn wenn die Organisation der Arbeiterklasse auch immerhin eine der Wirkungen ist, die nicht ohne den Geist unseres klassischen Idealismus zu

Digitized by Google

denken sind, so ist doch gerade das Wesentliche jenes Gedankenerbes darin nicht zum Ausdruck gekommen. Dieses Wesentliche hat sich nicht in der marxistischen Arbeiterbewegung als solcher vergegenwärtigt, sondern in der Verlebendigung des nationalen Ethos, wie es sich fortschreitend objektiviert in der Hervorbringung des nationalen Staates und der nationalen Vergesellschaftung mit ihrer durchgeführten Klassenbildung. Ist doch das nationale Ethos im letzten Grunde nichts anderes als die allseitige praktische Entfaltung der von unserer klassischen Philosophie spekulativ erfaßten Gattungs- oder Vernunftbestimmtheit unseres Geschlechtes. Und dieses Ethos ist die bestimmende Lebensmacht, die heut im Mittelpunkt aller geschichtlichen Vorgänge steht. Mögen darum die Materialisten und Naturalisten, die Psychologisten und Positivisten mit noch so pygmäenhafter Selbstüberhebung auf die „Ideologie" Kants und Fichtes, Schellings und Hegels herabblicken, — sie lebt dennoch. Sie lebt fort in dem nationalen Ethos als der geschichtlichen Form der sich darin darstellenden Weltvernunft. Anders wie Friedrich Engels müssen wir daher sagen: nicht die Arbeiterbewegung, sondern die nationale Bewegung ist die Erbin der klassischen deutschen Philosophie!

Von diesem Gesichtspunkt aus wird auch die Beziehung von Marx zu Hegel erst völlig durchsichtig. So stark ausgeprägt das agitatorische Genie von Marx war, so blieb es ihm doch versagt, die ganze Fülle der Menschheitsbestrebungen in ihrer lebendigen Einheit zu erfassen. Ihm war der Blick nicht dafür geöffnet, daß sich das Walten des Weltgeistes, wie es sich im deutschen Idealismus zunächst begriffen hatte, praktisch in dem nationalen Ethos zusammenfaßt. Er fühlte sich selbst nationalitätslos oder, was dasselbe sagen will, er fühlte sich als internationale Persönlichkeit, und darum ging ihm auch das Verständnis für den überragenden Geist der nationalen Bewegung ab. Nicht ihn begriff er, sondern nur die besondere, notwendig daraus hervorgehende Forderung der Massenorganisation. Soweit er sich dieser geschichtlichen Notwendigkeit bewußt wurde, finden wir ihn daher auch unter dem Einfluß der Hegelschen Gedankenwelt stehen. Dadurch aber, daß er das, was die Masse als bloße Masse organisiert, zur Grundlage der Menschheitsorganisation überhaupt machte, mußte er mit diesem Teil seiner scheinbar exakten, in Wahrheit aber utopischen Wissenschaftstheorie sowohl zu dem spekulativen Idealismus, wie der Praxis des nationalen Ethos in vollendeten Widerspruch geraten. Was

Digitized by Google

ihn also andererseits trotz des allgemeinen Einflusses der Gedankenwelt Hegels im besonderen zum Gegner dieses Denkers stempelt, ist die von ihm nicht begriffene und daher ausgeschaltete Lebensmacht der nationalen Idee. Seine materialistische Geschichtstheorie wird in ihren tiefsten Wurzeln erst verständlich, wenn man sie als die Methode der instinktiven Negierung des nationalen Ethos erfaßt.

Mit dieser Einschränkung wird man es nun verstehen müssen, wenn Plenge überaus treffend von Marx sagt: „Er hat den großen Gedanken an die Möglichkeit hoher gesellschaftlicher Organisationsformen in die Massen gebracht, auf deren tragfestem Glauben solche Formen allein und lebenskräftig bestehen können. Karl Marx und seine Jünger haben das meiste getan, die amorphe, soziale Masse zu organisieren. Sie haben diesen gegen den alten Staat teilnahmlosen Scharen, wenn auch nur als antagonistisches Klassenbewußtsein, das neue Bewußtsein geschaffen, daß alle als Glieder im gesellschaftlichen Ganzen stehen und stehen müssen. Karl Marx und seine Jünger haben das bewußte gesellschaftliche Denken in Kreise getragen, die vorher keinen Anteil an unserem höheren Geistesleben hatten, sie haben in zahllosen Seelen den Respekt für den Geist, das Streben nach Wissenschaft, die Sehnsucht nach Kultur geweckt, und man darf hoffen, daß diese Wirkung stärker war, als alle materialistische Verrohung der agitatorischen Sprache. Die Zeit wird es lehren. Wenn aber je die Tage einer organischen Sozialisierung kommen, so war Karl Marx mit allen seinen Fehlern und mit allen seinen Irrtümern derjenige, der durch die grundlegende Sozialisierung des Proletariats ein Fundament da gelegt hat, wo es am schwersten zu legen war." War das die eine und wahrlich nicht geringe Aufgabe, den unvergesellschafteten Teil des Volkes zu vergesellschaften, so ist nun das andere, höhere Ziel dies, diese Arbeiterklasse wie alle anderen Gesellschaftsklassen mit dem gemeinsamen nationalen Ethos zu erfüllen. Denn ohne diese zentrale Gesellschaftsfunktion bleibt alle soziale Kultur doch nur unvollkommenes und unbefriedigendes Stückwerk für die Klasse der Handarbeiter, ebensowohl wie für diejenigen der Kopfarbeiter.

Das ist nun der Grund, weshalb wir das Gedankenerbe unseres klassischen Idealismus wieder intensiver aufnehmen müssen, intensiver als es ehedem Marx vermocht hat; und zwar nicht, um zu epigonenhaften Nachtretern herabzusinken, sondern um die weltgeschichtliche Kulturmission der germanischen Menschheitsidee zu ihrer

Digitized by Google

vollen Verwirklichung zu bringen. Vor allem wird dann auch der verwirrende Aberglaube und der scheinwissenschaftliche Dogmatismus fallen, mit dem Marx sein großes Werk vielfach umsponnen hat. Und welches dieser unheilvollen Dogmen hätte den Geist der Zwietracht mehr genährt als die völlig mißratene Mehrwerttheorie! Man muß die kurze, aber tief eindrucksvolle Widerlegung dieser marxistischen Kardinallehre bei Plenge lesen, um die hier zutage tretende Sophistik zu durchschauen. Trotzdem hat der Begriff des Mehrwertes gerade vom Standpunkt des Idealismus aus eine fundamentale Bedeutung. Denn er besagt, daß keine Kultur, insbesondere keine nationale Kultur zu ihrer vollen Entfaltung kommt, wenn nicht von allen Gesellschaftsgliedern im Dienste der Gattungsgemeinschaft Mehrwerte erzeugt werden. Der wahre Sinn des Mehrwertes ist der des Gattungswertes, und ohne dessen Hervorbringung ist der Mensch überhaupt noch kein wahrer Mensch. Mehrwert ist Kulturwert.

Es sind nach langer, düsterer Winterzeit wieder die Tage heraufgekommen, wo der lebenskräftige Baum des deutschen Idealismus neue Blüten zu treiben beginnt. Dafür ist uns nun auch das Plengesche Buch ein lichtvolles, viel verheißendes Zeichen. Alles drängt nach philosophischer Vertiefung, nach einer Vertiefung in dem reinen Elemente göttlicher Wahrheit, und diese politische und soziale, künstlerische und religiöse Geistesbewegung hat ihren Kristallisationspunkt in der schöpferischen Idee des nationalen Ethos.

Digitized by Google

Goethes Sprachkritik.

Von

Prof. Dr. Martin Jöris,
Oberlehrer in Limburg a. d. Lahn.

---

1. Goethes Grundanschauung von der Sprache als einem Organ der Mitteilung.

Was ich im folgenden biete, ist ein abgekürzter Abschnitt aus einer größeren ungedruckten Arbeit, die den Titel führen würde „Goethes Sprachanschauung". Aber es ist das grundlegende Kapitel, ohne welches eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes nicht möglich ist, aus dem aber andererseits Goethes zahlreiche, vielverstreute und oft heiß umstrittene Einzeläußerungen über die Sprache sich ungezwungen erklären lassen. Denn auch auf diesem Gebiete ist Goethes Denken im ganzen einheitlich, daß es organisch sich einfügt als ein Mikrokosmos in den Makrokosmos Goethe.

Denn nur so darf meiner Ansicht nach eine derartige Arbeit angefaßt werden, als ein, wenn auch bescheidner Beitrag zur Goetheforschung, weil nur so die Gewähr der nötigen Objektivität gegeben ist. Der Kreis, an den sie sich wendet, geht natürlich, wie die Ueberschrift besagt, weit über die Goethegemeinde hinaus. Denn über die Sprache wird ja in unserer Zeit viel geschrieben, weil man immer auf interessierte Leser rechnen kann. Daß man sich dabei gerade viel mit Sprachkritik beschäftigt, möchte ich nicht behaupten, und ebenso möchte ich es dahingestellt sein lassen, ob die Sprachkritik dort, wo sie hervortritt, immer auf dem richtigen Wege ist. Fritz Mauthner, der in seinem großen Werke „Beiträge zur Kritik der Sprache" nicht ansteht, die Sprachkritik für „das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit" unserer Tage zu erklären, ruft zwar auch Goethe als Zeugen für seine Sprachkritik an: „Alles Wertvolle findet sich schon bei ihm, wenn ihn auch seine glückliche

Digitized by Google

Natur daran verhinderte, das Unsagbare sagen zu wollen" (I, 129). Allein die „zu wenigen" Stellen, die Mauthner von Goethe anführt, sind nicht geeignet, uns eine richtige Anschauung von des Dichters Sprachkritik zu geben. Er hat das Buch über Goethes Sprachkritik ungeschrieben gelassen und dafür vier Bände eigener Sprachkritik geschrieben, die, so sehr er in Einzelheiten in Goethes Spuren wandelt, doch in anderen Wesentlichkeiten so weit von ihm abweichen, daß es schon um dessentwillen erwünscht sein muß, neben den Ansichten dieses neuesten verdienstvollen und nicht unbedeutenden Sprachkritikers, dem auch ich viel verdanke, die Anschauungen Goethes zu erfahren. Der größte Unterschied wird wohl der sein, daß Mauthner Sprechen gleich Denken und Denken gleich Sprechen setzt. So möchte er durch Verbesserung der menschlichen Sprache das Denken der Menschen verbessern, erst gewissermaßen die Uebersprache und so den Uebermenschen schaffen. Weil er aber dazu immer wieder die überlieferte Sprache nötig hat, so will er den Teufel durch Beelzebub austreiben und kann, was er auch selbst fühlt, dem mehr tragischen als komischen Eindruck sich nicht entziehen, den das Gebaren eines Menschen macht, der um jeden Preis mit seinen eigenen Füßen auf seinem eigenen Kopfe stehen möchte. Dergleichen werden wir bei Goethe nicht suchen und nicht finden. Wohl aber werden wir vielleicht finden, daß Goethes maßvolle und fördernde Sprachkritik auch heute noch die größte Beachtung verdient von allen, denen es um eigene und anderer Spracherziehung zu tun ist.

Daß Goethe sich nie im Zusammenhang, sondern immer nur aphoristisch über die Sprache äußert, erklärt sich aus seiner Grundanschauung von der Sprache. Denn zu zusammenhängenden Aeußerungen wird im allgemeinen nur derjenige gelangen, der die Sprache als solche, um ihrer selbst willen, nach der einen oder anderen Seite zum Gegenstande eingehender Betrachtung macht, sei es, indem er philosophisch dem Ursprung oder Wesen der Sprache nachgrübelt, sei es, indem er wissenschaftlich ihre Erscheinungen oder ihre Entwickelung zu erforschen sucht, sei es endlich, indem er als „Sprachpatriot" der Volkssprache seine besondere Aufmerksamkeit schenkt, woraus nicht nur heute, sondern auch zu Goethes Zeit Berufene und Unberufene sich eine viel und gern geübte Beschäftigung machten. Keines von all diesem war bei Goethe der Fall. Dieses im einzelnen nachzuweisen, wäre zwar nicht uninteressant, auch nicht überflüssig, würde aber hier doch zu weit führen; das Gegenteil wird man auch

Digitized by Google

so nicht zu behaupten wagen. Sondern Goethes Grundanschauung von der Sprache ist die des naiven Denkens, das in der Sprache in erster Linie das Mittel erblickt, sich anderen mitzuteilen. So sagt er es in einem noch mehrfach zu erwähnenden Briefe an C. L. F. Schultz (11. März 1816): „Da die Sprache das Organ gewesen, wodurch ich mich während meines Lebens am meisten und liebsten den Mitlebenden mitteilte, so mußte ich darüber, besonders in späteren Zeiten, reflektieren".

Diese Auffassung der Sprache als eines Vermittlungsorgans deckt sich keineswegs mit dem, was die Bedeutenderen unter Goethes Zeitgenossen über diesen Gegenstand dachten, wie sie denn auch heute manchem Sprachliebhaber als enttäuschend nüchtern vorkommen dürfte. Denn die Frage nach dem Wesen der Sprache ist ja seit den Tagen des Altertums bis auf unsere Zeit ein viel erörtertes, ungelöstes Problem, „eine delikate Materie der philosophischen Sprachkunst", wie Herder sagt. Auch zu Goethes Zeit setzte diese Frage die Geister in Bewegung. Schon in den Literaturbriefen (T. 9. S. 49) war die Frage erörtert worden, „ob wir ohne Worte denken können?" Dann hatte Herder in den auch von Goethe gelesenen „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (Dritte Sammlung I, 361 ff.) das Verhältnis von Gedanke und Ausdruck behandelt. Später war es Goethes Freund Wilhelm von Humboldt, der auf Grund seiner sprachwissenschaftlichen Studien zu dem Satz kam: „Die Sprache ist das bildende Organ der Gedanken", d. h. es gibt keinen Gedanken ohne Sprache, und das menschliche Denken wird erst durch die Sprache. Ich will nicht entscheiden, was daran unfruchtbarer Wortstreit ist, Goethe jedenfalls ließ sich auf diese philosophischen Grübeleien nicht ein, sondern er sah in der Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Werkzeug der Mitteilung.

Es ist klar, daß diese Auffassung der Sprache als eines Vermittlungswerkzeuges schon eine Kritik enthält. Denn ein Werkzeug ist immer etwas Untergeordnetes, und demgemäß weist Goethe auch der Sprache ihren untergeordneten Platz unter den übrigen menschlichen Lebenswerten zu: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben... Die zweite Gunst ist das Erlebte. Als drittes entwickelt sich nun dasjenige, was wir als Handlung und Tat, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieses gehört derselben mehr an als uns selbst" (Aphorismen zur Morphologie II, 6, 216).

Die Sprache ist also nur ein Werkzeug zur Mitteilung des

Digitized by Google

wirklich Erlebten. Aber wir haben ihre Stellung unter den menschlichen Werten noch nicht ganz erkannt, bevor wir sehen, welcher Platz der Mitteilung gebührt. Das erste ist das Leben, das zweite das Erlebte, das dritte Tat und Mitteilung. Nun war allerdings Goethe, der von Schiller „der kommunikabelste aller Menschen" genannt und von Riemer mit der Frau im Evangelium verglichen wird, die den Groschen gefunden hat (Biedermann 8, 170), in der Tat eine mitteilsame Natur. Weit davon entfernt, ein Schwätzer zu sein, war er auch kein Schweiger. Von seinem Vater hatte er „eine gewisse lehrhafte Redseligkeit" geerbt, und es gab Zeiten, wo er „täglich und stündlich irgend einer Art von Mitteilung bedurfte", sei es, und das war seine beste Zeit, in „lebender Gegenwart" oder durch „Wirkung in die Ferne". Aber mehr als dieses alles gilt ihm doch das Erleben selbst, das Fühlen und Empfinden, das Sinnen und Dichten, das Denken, Schauen und Forschen, um in das Wesen der Dinge einzudringen. „Reim auf Reim will was bedeuten, besser ist es, viel zu denken." Immer neue Begriffe sucht er in sich aufzunehmen, „soviel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen", unbekümmert, recht wie die Natur selbst, was von dem Reichtum schließlich zugute kommen würde. „Laß uns auf unsere Weise beharren! fühlen und gewahr werden, denken und tun, alles Uebrige ist vom Uebel. Die neuere Welt ist den Worten hingegeben, das mag sie denn so weiter treiben und haben". (An Zelter, 26. Nov. 1825.)

Ja, in dieser Stellung zur Sprache erblickt Goethe selbst den Schlüssel zu manchem, was sonst an ihm problematisch sein würde. „Wozu ich gern geständig bin, ist die Stelle des Kommentars: ‚Zeigt nicht jedes Blatt, daß er ein weit höheres Bedürfnis fühlt, in das innerste Wesen des Menschen und der Dinge einzudringen, als seine Gedanken poetisch auszusprechen.' Mögen Ew. Hoheit noch hinzusetzen: ‚als sprechend, überliefernd, lehrend oder handelnd sich zu äußern', so haben Sie den Schlüssel zu vielem, was an mir und meinem Leben problematisch erscheinen muß." (An die Prinzessin von Solms-Braunfels 3. Jan. 1812.) In dem Sinne war ihm auch der „schmeichelnde Vorwurf" seines Jugendfreundes Merck so denkwürdig, welcher sagte: „Das was du lebst, ist besser, als was du schreibst". — „Es sollte mir lieb sein, wenn es noch so wäre", schreibt er später an den Grafen Reinhard.

Mit Hilfe dieses Schlüssels verstehen wir es z. B., daß Goethe oft zögerte, den freundlichen Gestalten seiner Phantasie „durch

Digitized by Google

das ungenügende Wort Gestalt zu geben und der Außenwelt zu überlassen". „Ich hatte sie (die Balladen) alle schon seit vielen Jahren im Kopf, sie beschäftigten meinen Geist als anmutige Bilder, als schöne Träume, die kamen und gingen und womit die Phantasie mich spielend beglückte. Ich entschloß mich ungern dazu, diesen, mir seit so lange befreundeten glänzenden Erscheinungen ein Lebewohl zu sagen, indem ich ihnen durch das ungenügende Wort einen Körper verlieh. Als sie auf dem Papiere standen, betrachtete ich sie mit einem Gemisch von Wehmut; es war mir, als sollte ich mich auf immer von einem geliebten Freunde trennen" (Biederman 7, 244, 1830. Mit Soret.) Am längsten bewahrte Goethe, wie es scheint, die Parialegende in diesem still keimenden Zustande einer geheimnisvollen Metamorphose; er schreibt darüber, nachdem er das Gedicht der Oeffentlichkeit übergeben hatte, an Reinhard (5. Juli 1824): „Ich bewahre diese höchst bedeutende Fabel als einen stillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich erst jetzt entschließen, ihn von meinem Innern durch Worte loszulösen, wo er mir die eigentliche reine Gestaltung zu verlieren scheint."

Schiller „schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Silbenmaß". Erst auf die Mahnung des Freundes ging er daran, die zwei ersten Gesänge und den Plan der Achilleis zu schreiben (I, 35, 78). Wenn er sich innerlich lange genug mit einem Stoff beschäftigt hatte, verzichtete er gern auf die sprachliche Verkörperung und überließ ihn vielfach zur Ausarbeitung an andere, so z. B. den Tell und anderes an Schiller. „Und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den Kranichen des Ibykus und manchem andern Thema getan hatte" (Tag- u. Jahreshefte I; I, 35, 185). Durch die sprachliche Verkörperung löst sich, was ihn innerlich beschäftigte, von ihm los, es gehört der Außenwelt mehr an als ihm selbst; darum zögert er, die freundlichen Gestalten seiner Phantasie zu entlassen, dagegen von dem, was ihn innerlich drückte, von den Qualen der Leidenschaft, mag er sich gern durch Abwälzung auf die Außenwelt befreien:

„Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide."

Digitized by Google

2. Sprache und bildende Kunst.

Die angeführten Worte aus dem Briefe an Schultz enthalten aber auch noch eine Kritik der Sprache nach einer anderen Seite. Denn Goethe bezeichnet daselbst die Sprache zwar als dasjenige Organ, durch welches er sich „am meisten und liebsten" mitteilte. Allein das einzige Werkzeug der Mitteilung war die Sprache für Goethe lange und oft nicht, und auch nicht immer war sie ihm das liebste. Sondern es hat Zeiten und Stimmungen gegeben, wo er der bildenden vor der sprachlichen Kunst den Vorzug gab. Wenn er sich auch nur dilettantisch in der Bildkunst versucht hat, so hat es doch lange Zeit gedauert, bis er sich endgültig klar darüber war, ob er für die eine oder für die andere berufen sei, und alle Zeit hat er der bildenden Kunst eine fast schwärmerische Neigung und Verehrung bewahrt, zuweilen auf Kosten der Wortkunst.

Um dieses Verhältnis Goethes zur bildenden Kunst und zur Sprache, und um überhaupt seine Sprachanschauung besser zu verstehen, müssen wir auf eine Eigentümlichkeit im Wesen Goethes näher eingehen, nämlich auf diejenige Richtung seines Geistes, die von den beiden Hauptsinnen, mit denen wir die Welt erfassen, dem Auge vor dem Ohre den Vorzug gibt (Aug' um Ohr. I, 3, 52. 1817):

„Was dem Auge dar sich stellet,
Sicher glauben wir's zu schauen.
Was dem Ohr sich zugesellet
Gibt uns nicht ein gleich Vertrauen;"

ich meine damit, kurz gesagt, sein Anschauungsbedürfnis.*) Dieses Bedürfnis nach Anschauung ist eine der hervorragendsten Eigentümlichkeiten im Wesen Goethes, ein Grundzug seiner Naturanlage. Sein ganzes Verhältnis zu Natur und Kunst, sein in die Formel „Anschauung und Idee" gekleideter Gegensatz zu Schiller, seine Abneigung gegen die Philosophie, seine eigenen oft gebrauchten Termini „Gegenwart und Ferne", sowie manche Einzelzüge, z. B. sein Sammelinteresse auf den verschiedensten Gebieten, dies alles, und nicht zuletzt auch ein Stück seiner Auffassung von der Sprache, wurzelt in dem tief gegründeten Bedürfnis nach Anschauung. So groß war dieses Bedürfnis in Goethe, daß er vor der italienischen Reise vor Sehnsucht nach Italien die „entsetzlichsten Schmerzen"

*) Vgl. R. M. Meyer, Ueber Goethes Art zu arbeiten, im 15. Bd. des Goethe-Jahrbuches.

Digitized by Google

erduldete, wenn er nur einen lateinischen Schriftsteller las. „Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zugrunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüte gestiegen" (It. R. I. I, 30, 151). Wie glücklich ist er dann, und wie wird er nicht müde, es zu sagen, daß es ihm endlich vergönnt ist, all die Gegenstände seiner Sehnsucht mit großen Augen zu sehen! Und auch später noch fordert ihn die Beschreibung Meyers zum Schauen auf: „Indem ich diese Tage den Aufsatz über die Familie der Niobe durchging, hätte ich mögen anspannen lassen, um nach Florenz zu fahren" (An Schiller 11. Juni 1798). So sucht Goethe nicht bloß die Welt der Kunst, sondern die ganze sichtbare Welt vor allem mit dem Auge zu erfassen, so daß ihm, wie es der Anthropologe Heinroth zu des Dichters Freude und bedeutender Förderung ausgesprochen hatte, sein Anschauen zum Denken, sein Denken zum Anschauen wird. Die Worte Lynkeus' des Türmers kann der Dichter auch von sich sagen:

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt."

Nun ist aber, wie wir noch sehen werden, die Sprache wenig geeignet, dieses Anschauungsbedürfnis zu befriedigen. Denn die sprachliche Kunst muß sich mit oft blassen und verschwommenen Wortbildern begnügen, und nur der bildende Künstler setzt für die Wirklichkeit oder das Bild seiner Phantasie ein wirkliches Bild. Das hat Goethe deutlich empfunden und ausgesprochen. „Das armselige bischen Zeichnen" erleichtert ihm nicht nur jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, sondern es soll ihm auch ein Medium der Vermittlung sein da, wo die Sprache nicht ausreicht oder weniger geeignet ist. „Denn was man einem vor die Augen bringen kann, gibt man ihm am sichersten". (I, 32, 297.) Das gilt zunächst für Dinge, die bloß dem leiblichen Auge vermittelt werden sollen: „Es fängt mir an leid zu tun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen, es ist immer besser, als alle Beschreibungen für einen Abwesenden". (Br. aus der Schweiz I, 19, 265.) „Gesegnet sei der gute Trieb, der mir eingab statt allen weiteren Schreibens, Ihnen meine Stube, wie sie da vor mir steht, zu zeichnen" schreibt er im März 1775 an Auguste Stolberg, und in dem Nachlaß zu „Dichtung und

Digitized by Google

Wahrheit" I, 27, 384 heißt es: „Und im Gefühl, daß sich gewisse Dinge mit Worten nicht nachbilden lassen, fing ich an zu zeichnen, und besonders waren verfallene Schlösser, die ich ziemlich genau, obgleich schwach genug, zu Papier brachte." In der „Belagerung von Mainz" schildert er die nächtliche Beschießung der Stadt durch die Franzosen. Da heißt es I, 33, 290: „Herr Gore und Rat Krause behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohlerleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern imstande sein möchte."

Noch weniger aber als die Natur kann die Kunst selbst durch Worte vermittelt werden, und hierher gehört eine lange Reihe von Aeußerungen, die ein absprechendes Urteil über die Sprache enthalten. Ich führe davon nur die wichtigsten an. „Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen, darum scheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen" (M. u. R. 49, 209). „Die Kunst ist deshalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart" (H. 24, 370, 1. A.) (Vgl. v. L. 2, 504). „Das Verdienst der dritten (Kopie) ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen". Abendmahl I, 49 I, 237. „Der Kopf hat in der Kopie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes". (Ebenda 239). Er beschreibt eine weitere Idylle Tischbeins: „eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung; schwer, unmöglich zu beschreiben"; doch wagt er den Versuch. Eb. 313. „Ob wir uns nun gleich hier, wie billig, alles Katalogierens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff gibt, so unterlassen wir doch nicht, von den vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben." „Nehmen Sie, was in den Propyläen über Ihre Arbeiten gesagt werden konnte, günstig auf, besonders müssen wir Sie ersuchen, es gegen das zu halten, was von den übrigen Stücken gesagt worden ist, und dabei mehr auf den Geist als auf die Worte zu sehen, denen man, bei Kunsturteilen, mit aller Sorgfalt nicht immer die völlige Bestimmtheit geben kann." An F. Hartmann. 27. Okt. 1800. Vgl. H. IV. 121. 9. „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst

Digitized by Google

mit Worten ausgesprochen werden." Ueber Laokoon I, 47, 101. 1798. „Da jedoch weder die wohldurchdachte Komposition, noch die Anmut der Einzelheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir ein gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzuteilen." Philostrats Gemälde I, 49 I, 134. „Es möchte schwer sein, die guten Eigenschaften dieser Arbeiten in wenig Worte zu fassen". Ebenda 355. Vgl. I, 47, 172. 221; 48, 65. „Es geht über alle Beschreibung, und niemand kann sich ohne Anschauung einen Begriff von dieser Vollkommenheit der Arbeit machen." An Schiller, 30. Aug. 1797.

Bei seinem ernsten und unausgesetzten Streben nach Erkenntnis der Dinge außer sich und nach Selbsterkenntnis, um so zu einer möglichst zweckmäßigen und vollkommenen Entfaltung und Anwendung seiner Fähigkeiten zu gelangen, muß es Goethe ernstlich darum zu tun sein, sich klar zu werden über das Verhältnis der beiden Künste. Zwar hatte nun schon auf ihn und die Genossen seiner Jugend Lessings Schrift „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie" wie eine Erleuchtung gewirkt. Er macht sich die Ergebnisse des scharfsinnigen Kunstkritikers zu Nutzen, denkt aber auch selbständig weiter nach über diesen für ihn so wichtigen Gegenstand, und es fehlt nicht in seinen Werken an schätzenswerten Bemerkungen über das Verhältnis der beiden Künste zu einander. Einer der Hauptunterschiede zwischen beiden, und zwar, wie es scheint, zugunsten der bildenden Kunst, ist das zeitliche Nacheinander, an welches die redende Kunst gebunden ist und wodurch sie zu einer gewissen eilenden Unruhe getrieben wird, während der bildende Künstler auf dem Gegenstande ruht; „er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er teilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher echte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das, was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da, wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen". (Diderots Versuch über die Malerei I, 45, 321.) „Da die Schönheit unteilbar ist, und uns den Eindruck einer vollkommenen Harmonie verleiht, so läßt sie sich durch eine Folge von Worten nicht darstellen." Neuere Malerei I, 49 I, 404.

Digitized by Google

Damit hängt zusammen, was er am 8. Juli 1817 an C. G. v. Vogt schreibt: „Diesen großen Vorteil hat der bildende Künstler, daß er so viel auf einmal zur Anschauung bringen kann; geistreich sein kann durch Zeichen und Symbole, wie es mit Worten nicht möglich wäre." Mündlich äußerte Goethe einmal zu Stieler in Weimar: „Die Maler sind die Götter der Erde, nichts ist der Dichter; ein Buch muß er schreiben, um vor das Publikum treten zu können; auf einer Tafel, mit einem Blick vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen." „Sie sehen, ich trete geschwind auf alle Seiten, um mit toten Worten, mit einer Folge von Ausdrücken ein einziges lebendiges Bild zu beschreiben." (An Ch. v. Stein 11. März 1781.) Und so ist höchstens der Künstler allenfalls in der Lage, Hamanns Grundsatz zu verwirklichen: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich."

Aber die Kunst dient nicht bloß dazu, durch das Organ des Auges sinnliche Eindrücke zu vermitteln, sondern Goethe sieht in ihr etwas viel Höheres. Hauptsächlich schätzt er sie als ein Mittel, solche Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck zu bringen, für die die Wortsprache unzulänglich ist. „Die wahre Vermittlerin ist die Kunst" (I, 48, 200), sie „ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen" (179), deren eigentliche Bestimmung es ist, das, was mit Worten nicht auszusprechen, mit Begriffen nicht zu fassen, mit Ideen nicht zu erreichen ist", zum Anschauen zu bringen, um uns dadurch den höchsten Genuß zu gewähren (I, 47, 396). Es ist ihm eine Wonne, „in Zügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten". (I, 24, 371), und deshalb kehrt er auch immer wieder, trotz des peinigenden Gefühls eigener Unzulänglichkeit, zu seinen zeichnerischen Uebungen zurück. Besonders im Sturm und Drang der Wertherzeit findet er oft in Worten nicht den Ausdruck für das, was ihm die Seele bewegt. „Aber ich bilde mir ein, wenn ich Ton hätte oder Wachs, so wollte ich's wohl herausbilden. Ich werde auch Ton nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden!" Werther 1. B. I, 19, 57. — „Ich habe heute eine Szene gehabt, die, rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Szene und Idylle? Muß es denn immer gebosselt sein, wenn wir Teil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?" (Werther, I, 19, 21.)

Nicht bloß eine Verbeugung vor Oeser, sondern auch ein hohes

Digitized by Google

Lob der bildenden Kunst ist das Gedicht aus dem Jahre 1771 (I, 2, 148). („Gellerts Monument von Oeser"):

„Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten,
Auf den verschwundnen werthen Mann;
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln."

Und wie in der Jugend so steht er auch im Alter gelegentlich nicht an, der bildenden gegenüber der sprachlichen Kunst Ueberlegenheit einzuräumen. Indem er mit Eckermann die Illustrationen zu Faust von Delacroix betrachtet, und zwar die Szene, wo Faust mit Mephistopheles am Hochgericht vorbeireitet, bricht er bewundernd in die Worte aus: „Da muß man doch gestehen, daß man es sich selbst nicht so vollkommen gedacht hat." (Gespr. mit Eckermann I, 186.) (Vgl. auch 187.) Außerdem liegt noch eine Reihe von einigermaßen auffallenden mündlichen Aeußerungen Goethes über diesen Gegenstand vor. So erzählt aus dem Jahre 1814 Wilh. Grimm über ein Zusammensein mit Goethe (Biedermann 10, 72): „Einst saß er lange Zeit schweigend vor dem großen Bilde Johanns v. Eyck, das in fortschreitender Folge Christi Verkündigung, Geburt und Darstellung im Tempel schildert, und redete auch nachher kein Wort darüber, aber nachmittags beim Spaziergange sagte er mit einem Male: „Da habe ich nun in meinem Leben Verse gemacht, darunter sind ein paar gute und viele mittelmäßige; da malt der Eyck ein solches Bild, das mehr wert ist, als alles, was ich gemacht habe!" Auch in einer Unterhaltung mit Voß erkannte er halb im Scherz, halb im Ernst der bildenden Kunst den Vorzug zu: „Ich bin ein großer Freund von Homer, das wissen Sie, und von Ihnen kann ich ein Gleiches sagen. Wenn Sie nun heute damit zu mir kommen, so sage ich: Laufen Sie zum Teufel! Schenkt man Ihnen aber einen echten Raphael oder auch nur eine gute

Digitized by Google

Kopie eines solchen, so hängen Sie das Bild gewiß dahin, wo Sie es alle Tage sehen können, und Sie werden es, so oft Sie davortreten, mit immer neuem Vergnügen betrachten. Das ist der Unterschied der Poesie und der bildenden Kunst, daß diese auf solche Weise immer neu, frisch und lebendig vor unsere Sinne tritt." (Biedermann 3, 151.)*)

Das Auffallendste jedoch, was Goethe zuungunsten der Sprache und, wie es scheint, zugunsten der bildenden Kunst gesagt hat, berichtet Johann Daniel Falk aus dem Jahre 1809. Nach einer angeregten Unterhaltung über die Natur und den Maler Kaaz habe Goethe geäußert: „Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen. Ich meinerseits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortsprechen. Jener Feigenbaum, diese kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenster liegt und seine Zukunft ruhig erwartet, alles das sind inhaltsschwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern vermöchte, der würde alles Geschriebene und alles Gesprochene bald zu entbehren imstande sein! Je mehr ich darüber nachdenke, es ist etwas so Unnützes, so Müßiges, ich möchte fast sagen so Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem stillen Ernste der Natur und ihrem Schweigen erschrickt, sobald man sich ihr vor einer einsamen Felsenwand oder in der Einöde eines alten Berges gesammelt entgegenstellt." Biedermann II, 261.

Nun ist aber hier zu bemerken, daß Goethe, obwohl im Anfang vom Zeichnen im Gegensatz zum Sprechen die Rede ist, doch beim weiteren Ausspinnen des Gedankens nicht so sehr an die bildende Kunst denkt, als vielmehr an das große Buch der Natur, neben dessen gewaltiger Sprache allerdings die menschliche verstummen muß. Indes die mehrfach gefundene Höherstellung der bildenden Kunst bleibt doch bemerkenswert genug, und es ließe sich dazu noch eine Reihe von Stellen fügen, wo er, von beiden Künsten handelnd, der sprachlichen mehr die dienende Rolle zuweist, während übrigens auch das Umgekehrte vorkommt. Ich verzichte auf beides, obwohl mir die Stellen vorliegen, um noch das bekannte 29. Venetianische

*) Wertvoll für die richtige Würdigung solcher mündlichen Aeußerungen sind die Worte, die Goethe, als er den Vorfall erzählte, hinzufügte, da Voß nichts zu erwidern wußte: „Wäre ich an seiner Stelle gewesen, ich würde schon gewußt haben, was ich antworten soll" (Biedermann 3, 151.) Hier bestätigt sich so recht das Wort Goethes: „Der Mensch, indem er spricht, muß notwendig einseitig werden."

Digitized by Google

Epigramm (I, 1, 314) zu besprechen, in dem er die Sprache „den schlechtesten Stoff" nennt, und das bis auf den heutigen Tag den „Sprachfreunden" soviel Kummer gemacht hat:

„Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Ton hab' ich auch manches gedrückt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst."

Schon Klopstock sprach Goethe sein Bedauern darüber aus in den Versen („Die deutsche Sprache"):

„Goethe du dauerst dich, daß du mich schreibest?
Wenn du mich kännteſt,
Wäre dir dies nicht Gram.
Goethe du dauerst mich auch."

Und noch übler, Schillers und Goethes Namen verdrehend:

„Afterahmer und Original sind sonst sich was ungleich,
Dennoch gleichen sie sich, Schüler und Gothe, die Herrn!"

Vgl. Hehn I, 64 ff. (Gedanken über Goethe).

Eckermann wollte die Sprache vor diesem harten Urteil retten und verfiel auf die Deutung, unter dem „schlechtesten Stoff" sei nicht die Sprache, sondern die behandelten Gegenstände seien gemeint (Gespr. I. 156). Dieselbe Auffassung verfocht in den sechziger Jahren H. J. Heller in einer Fehde gegen Düntzer, von Loeper u. a. Heute kann der Streit als entschieden gelten, und zwar zuungunsten der Sprache. Ueber die Gegenstände, die ihm den Stoff lieferten, dachte Goethe ganz anders; in ihnen durfte sich ein Dichter nicht vergreifen. Wie hätte Goethe auch den „Götz", den „Werther", die „Iphigenie", den „Faust" einen schlechten Stoff nennen können? An guten Stoffen hat es ihm nicht gefehlt, wie er Soret gegenüber bezeugt: „Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu

Digitized by Google

Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun, als zuzugreifen und dies zu ernten, was andere für mich gesät hatten." „Ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brot machen kann." (An Ch v. Stein, 11. März 1771.)

Also die behandelten Gegenstände versteht Goethe nicht unter dem „schlechtesten Stoff"; andererseits aber bezeichnet er in der Beilage eines Briefes an Zelter (1. Sept. 1805) in der bildenden Kunst den Stein als den Stoff, der dem Künstler mehr oder minder willig gehorcht. Wie nun in der Kunst der zu bewältigende Stoff der Stein ist, so ist es in der Poesie die Sprache, und daß er diese den Stoffen der bildenden Kunst gegenüber den schlechtesten Stoff nennt, hat in dem hier erörterten Zusammenhang, der übrigens auch der Zusammenhang des Epigramms ist, gar nichts Auffälliges mehr, sondern stimmt ganz zu so vielen anderen Gegenüberstellungen, in denen die Sprache hinter der bildenden Kunst zurückstehen muß, und zwar die deutsche nicht mehr und nicht minder als jede andere Sprache. Wenn er sie ausdrücklich nennt, so hat das darin seinen Grund, daß er, wie er einmal sagt (IV, 18, 73) „nichts anders als deutsch sein kann". Von einer Vergleichung mit anderen Sprachen steht in dem Epigramm kein Wort; ich möchte glauben, daß dieser Gedanke erst von übergroßer sprachpatriotischer Empfindlichkeit hineingelegt worden ist.

Ich meine, im Zusammenhang mit den bisher angeführten Aeußerungen Goethes über das Verhältnis von Sprache und bildender Kunst finde das viel umstrittene 29. Venetianische Epigramm seine natürliche und ungezwungene Erklärung. Aber trotzdem wäre es irrig, nun zu glauben, Goethe wolle durchaus und in jeder Beziehung der bildenden Kunst vor der Sprache als Vermittlungsorgan den Vorzug geben. Was zunächst seine eigenen dilettantischen Bemühungen angeht, so fehlt es nicht an schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen. Er merkt, daß ihm die anhaltende mechanische Uebung fehlt, ohne die einer zu befriedigenden Leistungen nicht gelangen kann. Er wird gewahr, daß er leider niemals gezeichnet, sondern nur „nach der Natur und der Idee gepfuscht" hat. In dem bedrückenden Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Bestrebungen sucht er sich damit zu trösten, er habe das Zeichnen nicht viel ernsthafter als „andere das Tabakrauchen" betrieben und greift wieder zu Sprache und Rhythmus, die ihm besser zu Gebote standen.

Digitized by Google

Auch versieht er die eigenen unvollkommenen Skizzen, wie auch die Tischbeins mit kleinen Gedichten,

„Farbe her, dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht,"

„damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde". Ja, schon im Jahre 1777 hat er den Einfall: „Mir ist's, als wenn das Zeichnen mir ein Saugläppchen wäre, dem Kind in Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." Wenn er trotz alledem immer wieder zu seinen zeichnerischen Uebungen zurückkehrt, so spannt er eben alle Segel seines Geistes auf, um durch Schreiben und Bilden große und herrliche Schätze zu sammeln. I, 30, 270. IV, 11, 200.

Aber nicht nur für Goethe selbst ist das eigentliche Element die Sprache, sondern diese hat auch im allgemeinen der bildenden Kunst gegenüber ihre Berechtigung und ihre Vorzüge. In dem Aufsatz „Neuere Malerei" I, 49 I, 404, heißt es: „Steht es nun freilich nicht in unserem Vermögen, die äußeren Vorzüge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtnis sittlicher und geselliger Bezüge zu erhalten." Ist hier schon die eigentliche Aufgabe der Sprache gegenüber der bildenden Kunst angedeutet, so führen uns noch weiter die Worte: „Man mag zugunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mitteilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick getan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an den lebendigen Eindruck, nun kann man denken und beurteilen" (I, 30, 243).

Hier ist es schon ausgesprochen, daß mit all den angeführten Stellen die Sprache nicht herabgesetzt werden soll. Man darf von ihr nur das nicht verlangen, was die Funktion eines anderen Organs, des Auges, ist. Hat dieses seine Schuldigkeit getan, dann tritt die Sprache ihren viel höheren Dienst an: „Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durch das Wort: denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs

Digitized by Google

Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht." I, 41 I, 53.

Das Positivste aber, was Goethe über das Verhältnis der Sprache zur Kunst gesagt hat, ist Folgendes: „Sprache ist ja auch eine Kunst, eine Poesie, d. h. eine Darstellung, und umfassender als alle übrigen Künste. Sie involviert das Ideelle, Abstrakte der Plastik, das Mannigfaltige, Sinnliche der Malerei, das Anregende, Andeutende der Musik.... Sie erhebt sich aber über alle diese Künste, ob sie ihnen gleich im einzelnen nachstehen muß, dadurch, daß sie diese Künste selbst zu etwas macht und sie durch Ideen, deren sie allein fähig ist, zu etwas erhebt, d. h. zu Stil, Geschmack usw., denn sonst würden alle diese Künste nur rohe Nachahmung der Natur bleiben." Vgl. Boucke 273 f. Ich meine, diese Worte vertrügen sich sehr wohl mit den zahlreichen oben angeführten Stellen, die doch alle nur den Zweck haben, die Sprache der Kunst unterzuordnen, wo es sich um Anschauungsvermittlung handelt, die nicht Aufgabe der Sprache ist und sein kann. Ist die Anschauung vermittelt, dann tritt die Sprache in ihre Rechte, sie erhebt uns „aus den Regionen eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens".

So läßt also Goethe auch der Sprache Gerechtigkeit widerfahren. Immerhin, wollte jemand seine Aeußerungen über und für die bildende Kunst vollständig sammeln, worauf ich keinen Anspruch erheben will, so würde sich herausstellen, daß sie viel zahlreicher sind als die über und für die Sprache, und zwar in noch höherem Grade, als es nach dem Vorhergehenden scheinen möchte. Wie kommt das? Nicht braucht man meiner Ansicht nach Goethes Doppelnatur, Faust-Mephisto, zur Erklärung heranzuziehen, wie das Boucke tut; es ist ja auch noch nicht viel damit erklärt. Man könnte sich auf eine allgemein menschliche Erscheinung berufen, nämlich auf die alte Wahrheit: Vom Selbstverständlichen, von dem, was einer die Fülle hat, redet er nicht, desto mehr aber von dem, was er gern haben möchte: „Ich war in einsamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerksam geworden, wie sie sich als Landschaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkstätten der Maler aus- und einging, Versuche gemacht, das, was mir in Wirklichkeit erschien, so gut es sich schicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja, ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größeren Trieb als zu demjenigen, was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß ist es, daß die falschen Tendenzen den

Digitized by Google

Menschen oft mit größerer Leidenschaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachstrebt, was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte."

Stephan Schütze drückt sich hierüber so aus: „Ueber Werke der bildenden Kunst äußerte er sich indes viel häufiger als über Werke der Poesie: mit dieser war er vermählt, jene blieb immerfort seine Geliebte." (Biedermann, 2, 139.) Der Vergleich ist zutreffend. Auf dem Wege von Wetzlar an den Rhein, bei Limburg, befragt er das Lahn-Orakel, recht wie ein Verliebter, ob die bildende oder die Dichtkunst ihm beschieden sei. Das Orakel entscheidet gegen die bildende Kunst. Aber erst später schreibt er an Ch. v. Stein, daß er „eigentlich zum Schriftsteller geboren sei". So können wir auch, wenn wir wollen, die erwähnten Aeußerungen als zärtliche Blicke betrachten, die er seiner Geliebten zuwirft. Darum kann er doch sagen, daß er seiner Vermählten die Treue bewahrt hat, wie er im Jahre 1810 mit Bezug auf die Dichtkunst an den Fürsten Karl von Ligne dichtet (I, 4, 240):

„Gern hör ich Gutes von der Kunst,
Der ich mein Leben treu geblieben."

Indes das ist nur ein Vergleich, zu unserem Trost und zum Trost der „Sprachfreunde". Dabei muß bestehen bleiben, daß Goethe in seinem Bedürfnis nach Anschauung denn doch häufig das Unzulängliche der Sprache schmerzlich empfunden hat.

„Immer hab ich nur geschrieben,
Wie ich's fühle, wie ich's meine;
Und so spalt ich mich, ihr Lieben,
Und bin immer doch der Eine."

3. Sprache und Musik.

Ganz anders als zur Bildkunst verhält sich die Wortkunst zur Musik. Auch die Musik will, wie die Poesie, Stimmung erregen, und zwar bloß durch Töne, während an den Lauten der Wortsprache der Begriff klebt. Und so hat die Musik nach dieser Richtung hin einen Vorzug vor der Sprachkunst und gewinnt damit eine selbständige, gleichberechtigte Stellung neben den beiden anderen Künsten: „Und so verwandle ich, Ton- und Gehörloser, obgleich Guthörender, jenen großen Genuß in Begriff und Wort. Ich weiß recht gut, daß mir deshalb ein Drittel des Lebens fehlt; aber man muß sich einzurichten wissen" (An Zelter 2. Mai 1820).

Digitized by Google

Auch hinsichtlich der Mittel ist sie im Vorteil. Goethe schreibt einmal an Zelter (29. März 1818): „Von den hundert Hexametern mag ich ebenso wenig wissen, als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel. Dein mitternächtiger Sechsachtel Takt erschöpft alles. Solche Quantitäten und Qualitäten der Töne, solche Mannigfaltigkeit der Bewegung, der Pausen und Atemzüge! Dieses immer Gleiche, immer Wechselnde! Da sollen die Herren lange mit Balken und Hütchen — ∪ ∪ — sich unter einander verständigen, dergleichen bringen sie doch nicht heraus." Wie humoristisch diese Worte auch klingen mögen, so besagen sie doch nichts anderes, als folgende Stelle aus dem zweiten Buch der „Wanderjahre" (8. Kap. I, 25 I, 7): „Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Takteinteilung und Taktbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn, wenn diese, wie billig und notwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Silben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht, von seiner Seite, durch lyrische Zartheit und Kühnheit, dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen."

Jede der beiden Künste hat ihr Reich für sich, ihre „Bedingtheit". In das eigentliche Reich der Musik dringt Goethe nicht ein. Er „schnobert" nur an seinen Grenzen herum und vermißt an sich Zelters leichtes Talent, bei dem er „den Staub und die Asche des Jahrhunderts vom Haupte" hätte schütteln können (IV, 20, 9). Aber beide Künste wirken auch wechselweise (IV, 14, 166. 214), und in der pädagogischen Provinz werden die Schüler belehrt, wie beide „sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien" (I, 25 I, 7). Diese Wechselwirkung ist es, der Goethe seine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Er ist der Ansicht, „das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möch[illegible] da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel [illegible]ssere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt" (I, 21, 203).

Digitized by Google

Musik und Gesang fügen aber dem „nackten Liederwesen" etwas hinzu, was es sich aus sich selbst zu geben nicht imstande ist: „das Gedicht auf der Höhe immer zu fixieren, wo es der Enthusiasmus, und selbst der gefühlteste, nur auf Augenblicke hinzutragen vermag" (I, 35, 305). Goethe ist sich bewußt, daß Vielerlei zusammenwirken muß, um die Arbeit des Dichters zu der von ihm gewollten Wirkung und gar darüber hinaus zu erheben: der Komponist, das Orchester, Schauspieler, Sänger, Tänzer, Dekoration, Kostümierung und so manche kleine Requisiten (IV, 25, 266). Das Wichtigste aber ist die Musik. „Der Operntext ist das Skelett eines sehr schönen Körpers". Goethe ist „überzeugt, daß wohl nur der Tondichter selbst und allenfalls einige von seinem Sinne völlig durchdrungene Schüler uns wahrhaft und eindringlich mitteilen, was er in einem Gedicht gefunden, wie er es aufgenommen und was er hineingelegt", die Komposition sei geradezu Prüfstein für die „innere Uebereinstimmung und ideelle Ganzheit eines Gedichts" (An W. J. Tomaschek 18. Juli 1820). Der Komponist, indem er sich in das Gedicht versenkt, haucht ihm erst das eigentliche Leben ein und individualisiert es eigentlich durch seine Persönlichkeit. „Es entsteht dadurch ein neues Poem, welches den Dichter selbst überraschen muß." Vgl. auch an Zelter. 17. April 1815.) Darum mag er gern seine Gedichte durch Zelters und anderer Komponisten „köstliches Organ" tragen, heben und fördern lassen: „ich mag gar zu gern meine Produktionen auf Ihrem Elemente schwimmen sehen", schreibt er am 16. Dezember 1807 an „seine liebe Sonne" Zelter. Und am 24. August 1824: „Auch von meiner Seite sei der schönste Dank erwidert, daß Du meine Iphigenie aus Wort und Buchstaben wieder ins Leben des Geistes und Herzens hervorgerufen hast."

Wo aber Musik und Poesie zusammenwirken, da ist immer zu bemerken, daß Goethe der Musik die dienende Rolle zuweist. An Zelter schätzt er es besonders, daß er so getreu, auf seine poetischen Absichten einzugehen weiß: „Das Originelle seiner (Zelters) Kompositionen ist, soviel ich beurteilen kann, niemals ein Einfall, sondern es ist eine radikale Reproduktion der poetischen Intentionen" (An A. W. Schlegel, 18. Juni 1798).

Darum hält er nichts von schlechten Musiktexten. Zwar ist er überzeugt, „daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt". (An Zelter, 15. Januar 1813.) Aber Musiker, die sich offerieren, den Tor- oder Komödienzettel

Digitized by Google

zu komponieren, sind nicht nach seinem Geschmack. „Dein Graun, der nur Worte haben will um zu musizieren, kommt mir vor wie jener, mit seinem Torzettel. Die guten Menschen ehren weder den Wert des Wortes noch die grundkräftige Mannigfaltigkeit ihrer Kunst. Schlechte Gedanken, schlechte Verse, können sie brauchen und vielleicht am liebsten, weil sie alsdann nach völliger Freiheit handeln können. Die Veranlassungen, welche dem Musiker bedeutende Worte, selbst im absurden Zusammenhang, verleihen, hast du trefflich ausgesprochen." (An Zelter, 24. April 1831.)

Einen großen Vorzug der Musik (ohne Worte) vor der Sprache ist ihre allgemeine internationale Verständlichkeit (Mit Riemer, Biedermann 2, 251), aber einen noch viel größeren Vorzug hat die Sprache durch „Abwechslung und Mannigfaltigkeit". Knebel erzählt (Biedermann 2, 315): „Das Verdienst der schönen menschlichen Rede, wie mir Goethe jüngst sehr schön dartat, übertrifft weit das des Gesangs. Es ist ihm nicht zu vergleichen; seine (soll heißen ihre) Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüt unzählbar. Ja, der Gesang selbst muß auf die simple Sprache zurückkehren, wenn er höchst bedeutungsvoll und rührend werden soll; dies haben auch schon alle großen Komponisten bemerkt."

Der Hauptgrund aber, weswegen die Sprache sich auch über die Musik erhebt, ist der schon angegebene, daß sie gegenüber der nur anregenden und andeutenden Musik zum Gedankenausdruck befähigt ist. Darum sagt Goethe in dem Artikel „Die Sprache als physikalische Wirkung" (II, 11, 173): „Wäre die Sprache nicht unstreitig das Höchste was wir haben, so würde ich Musik noch höher als Sprache und als ganz zu oberst setzen."*)

4. Die gesellige Aufgabe der Sprache.

Goethes Auffassung von der Sprache als einem Werkzeug der Mitteilung enthält aber nicht nur eine Kritik, sondern sie führt auch zur Kritik, indem sich Goethe immer wieder die Frage vorlegt, ob und inwiefern dieses Mittel geeignet sei, den Zweck der Mitteilung zu erreichen. Das zeigt deutlich die Fortsetzung jenes Briefes an Schultz: „Wenn ich nun gleich nach meiner eingeborenen Art und Unart auf Korrektheit und Reinlichkeit niemals genugsamen Fleiß zu wenden imstande war, so habe ich doch aufs

*) Vgl. zu diesem Abschnitt wie zu den vorhergehenden: Oskar Walzel, Leben, Erleben und Dichten. Internationale Monatsschrift 1912, Heft 11.

Digitized by Google

deutlichste begreifen lernen, daß die Sprache nur ein Surrogat ist, wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt, oder das, was uns von außen anregt, ausdrücken wollen."

Hier gilt es nun zu unterscheiden. Ich habe versucht, dem von Goethe selbst angedeuteten Wege „was uns innerlich beschäftigt, oder das was uns von außen anregt", zu folgen. Aber fördernder erwies sich ein anderer. Wenn man nämlich die Sprache als das Werkzeug der Mitteilung betrachtet, so kann man eine dreifache Aufgabe der Sprache unterscheiden, erstens die Vermittlung des alltäglichen geselligen Verkehrs zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse ohne höhere Absichten; zweitens die Vermittlung des höhern geistigen Handels und Wandels unter den Menschen, oder, wie Mauthner sagt, die Vermittlung von Erkenntnis; eine dritte Aufgabe der Sprache ist es, als Poesie oder Wortkunst, Vermittlerin von Stimmungen zu sein. Betrachten wir zunächst die erste Aufgabe.

Der Mensch als geselliges Wesen hat sich zweifellos die Sprache ursprünglich geschaffen zur Befriedigung seiner zahlreichen kleinen und großen geselligen Bedürfnisse, und je höher im einzelnen Menschen das Mitteilungsbedürfnis entwickelt ist, desto höher wird er auch die Sprache schätzen. Selbst Mauthner, der die Sprache als Erkenntnisvermittlerin so sehr verachtet, läßt in dieser Beziehung die Sprache gelten, sie sei „immer nur bereit, das Wirkliche gesellig zu beschwatzen". Aber höher stellt Goethe diese Aufgabe der Sprache. Er war ja, wie wir sahen, eine mitteilsame Natur, und darum schätzt er denn auch die Sprache hauptsächlich in ihrer rein sozialen Funktion. Ein vertraulich ausgesprochenes Wort befreit und erleichtert das volle, gedrückte Herz (I, 25 I, 47); 49, 244; IV, 16, 386), und „die Worte sind dem Menschen gegeben, daß er, wenn er vertraut, zu seiner eigenen Zufriedenheit und mit Genuß sich offenbaren kann". An Barbara Schultheß, 27. September 1797. Am 10. November 1788 schreibt er an Merck auf dessen erschütternden Brief: „Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist." Ein Mißbrauch der Sprache aber ist die Lüge (Iphig. I, 39, 374):

> O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
> Wie jedes andere wahrgesprochene Wort die Brust."

Und wie ein vertraulich ausgesprochenes Wort die eigene Brust befreit, so wirkt es auch wohltätig auf den, an den es gerichtet ist. Denn „der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen"

Digitized by Google

(I, 24, 113), und „ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann", ist mehr wert als alle Geschenke, die er ihm aus der Ferne schicken könnte (I, 24, 108; IV, 6, 188; 21, 122). So heißt es auch in der Iphigenie (I, 10, 70):

„Wie köstlich ist des gegenwärtigen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt,"

und im Divan (I, 6, 120):

„Wenn der schwer Gedrückte klagt:
Hilfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort."

1775 schreibt er (I, 37, 323): „Ich will schreiben, denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ist's auch anderen wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren." „Sage mir ein Wort", ist fast stehende Redensart in den Briefen an Charlotte v. Stein und andere, und in einem Faustparalipomenon heißt es (I, 14, 292):

Was uns zerspaltet ist die Wirklichkeit,
Doch was uns einigt das sind Worte."

Die Sprache ist die Waffe der Schwachen und der Frauen: „Sie wissen nicht, die Großen, wen sie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben", sagt der gekränkte Magister in den „Aufgeregten" (I, 18, 55), und Iphigenie spricht (I, 10, 81):

„Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten,"

und I, 10, 12:

„Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
der Frauen weit geführt."

Zwar mißbrauchen sie auch wohl diese Waffe (Divan, Nachlaß, I, 6, 285):

„So traurig, daß in Kriegestagen
Zu Tode sich die Männer schlagen,
Im Frieden ist's dieselbe Not;
Die Weiber schlagen mit Zungen tot."

Allein die Wunden, die die Zunge schlägt, vermag sie auch zu heilen (Tasso, 4, 4; — I, 10, 209):

Digitized by Google

„Die Dichter sagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft."

So gehört die Sprache mit zu dem „Göttlichen" im Menschen, was den Menschen erst zum Menschen macht (I, 2, 84):

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen."

Ich zweifle nicht, daß diese bisher wohl nicht so verstandenen Worte auf die Sprache zu beziehen sind, wie ja auch Sophokles (Antigone, V. 353) in dem unserm Gedicht so verwandten Chorgesang die Erwähnung der Sprache nicht vermissen läßt. Und Goethe schreibt an Zelter (28. September 1821): ... „so wünscht ich doch, daß Du manchmal, was Dir so wohl gelingt, mit einigen Federstrichen den Augenblick festhieltest und ihn einige dreißig Meilen weiterschicktest." Das ist „der Worte, flüchtiger, wie bleibender Wert und Wirkung", daß durch sie erst des Lebens Güter und Gaben, besonders die geistigen, zu unserm eigentlichen Besitz werden, die uns unter den Händen zerrinnen würden, wenn es nicht gelänge, sie durch Wort und Sprache zu unserm eigentlichen und dauernden Eigentum zu machen. Das ist es, was die von Goethe selbst mehrfach zitierten Verse besagen (I, 4, 71):

„Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben?
Nun, wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben."

Und wie das Wort die Vergangenheit zur Gegenwart macht und der Gegenwart Dauer verleiht, wegräumend die Schranken der Zeit und, in die Ferne wirkend, des Raumes, so wirkt es auch in die Zukunft (Tasso, I, 10, 290):

„So hast du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemess'nen Worten ausgesprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unsrer Brust
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken."

Digitized by Google

Ferner I, 4, 71:

„Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen."

„Wie schätzenswert ist es nicht, zu erfahren, daß die wenigen Resultate unseres Lebens, die auf dem Papier mit gedruckten Lettern stehen bleiben, unseren Freunden wirklich etwas sind, unser Andenken erneuern und an die Stelle der Gegenwart treten." (An Charlotte v. Schiller, 16. August 1808.) Ja darin besteht des Dichters ganzer Lebensgenuß, der Gewinn arbeitreicher Tage und saurer Wochen, daß er in Kunst und Wissenschaft einen Gewinn für die Zukunft niederlege, denn, ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen notwendig wirkenden Naturkräfte mit ein", und, wie es in dem Gedicht „Lebensgenuß" heißt (I, 3, 62):

„Ein geistreich aufgeschloss'nes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit."

„Gott segne Kupfer, Druck und jedes andere vervielfältigende Mittel, so daß das Gute, was einmal da war, nicht wieder zugrunde gehen kann." (An Zelter, 3. Mai 1816.)

Das ist es etwa, was Goethe zum Lobe der menschlichen Sprache zu sagen hat, denn von der Sprache des Dichters werden wir noch an anderer Stelle zu sprechen haben. Allzuviel ist es nicht, und doch enthält es das Höchste, was gesagt werden kann. Die Sprache ist es nicht nur, die den Menschen zum Menschen macht, sondern sie räumt auch die Schranken fort, die ihm als solchem gesetzt sind, und erhebt ihn zur Gottheit, wie sie ja auch selber eine Gottheit ist:

„Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe E. M. Arndts.[1])

Mitgeteilt und erläutert von **Wilhelm Hanow** †,
Gymnasialprofessor a. D., Stettin.

Erster Brief.

Sonntag Abend, den 22. Januar 09.

Eben erhalte ich Deinen Brief von Nernst[1a]) und danke Dir herzlich dafür; ich war fast böse, daß Du durch Hoyer[2]), der heute früh bei mir war, mich mit bloßen Worten abfertigen wolltest. Nun erkenne ich in Deinem Briefe beides, den Freund und den Menschen, und will Dir als solcher antworten. Ich will Dir weder von mir noch Dir etwas sagen, denn das dient zu nichts; es steht und geht wol ein stilles Verständniß zwischen den Menschen, wodurch sie einander ziehen und stoßen; und nur ein Narr oder ein Eitler — sub rosa der größte Narr — meint, daß seine Freunde sein Gutes und Schlechtes nicht kennen sollen. — Du wirst also arbeiten, weil Du mußt; ich thäte auch nicht, noch hätte ich gethan, was seit

[1]) Die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe Arndts sind gerichtet an Karl Schildener, einen der intimsten Freunde E. M. Arndts, Professor der Jurisprudenz an der Universität Greifswald, war ebendort am 26. August 1777 als Sohn des Ratsapothekers geboren Arndt in stärkender Land- und Seeluft aufgewachsen, Schildener ein Stadtkind, weichen Gemüts, doch auch, wo es not tat, herzhaften Mut zeigend. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ihm sein Lebensziel gesteckt. Da er sein Recht zu wahren wußte, müßte er Jurist werden Auf den Universitäten Greifswald, Jena, Göttingen vorgebildet erwarb er sich besonders auf der letztgenannten Hochschule eine universelle Durchbildung Die Befreiung vom französischen Joch bewog ihn, sich ausschließlich dem germanischen Recht zuzuwenden. Landsberg Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft III, 2, 312f. weist ihn der Frühblüte der historischen Schule zu. Seine Reise und längerer Aufenthalt in Schweden führten ihn zu Quellenstudien über die nordischen Rechte, die er in „Guta Lagh" zusammenfaßte Anm. 63). Das transzendent-idealistische Element in dem System Savignys baute Schildener so aus, daß er mit aller Entschiedenheit die deutschen Rechtsverhältnisse religiös auffaßte.

Von den gesellschaftlichen Ständen lagen ihm, wie auch A., die Bauern am Herzen. Auch auf dem Gebiet der Kunst erfrischte er sich durch die Bekanntschaft mit dem schwedischen Bauernmaler Pehr Hörberg (Anm. 56). Die Schätze der Dresdener Kunstsammlungen ließ er auf sich wirken: „Das

Digitized by Google

10 Monaten meine beſten Kräfte wegnimmt[3]), wenn ich nicht müßte; denn ich fühle, ich könnte etwas viel Beſſeres thun. Meine politiſchen Sorgen ſind keine Aengſten, aber auch keine Grillen. Uebrigens möchte ich wohl unter teutſchen Menſchen leben und ſterben; wo, das iſt gleich: nur ſey es nicht unter fremder Fuchtel. Mir war eine hohe Tugend und Freude vorgeſtellt, zugleich als Bürger und Menſch zu leben, mich meiner Freunde zu freuen und Luſt um mich zu verbreiten. Auf das Alles habe ich nun Verzicht gethan; denn wozu vergebliche Wünſche? Der ich Vagabund geworden bin nicht durch mich, ſondern durch das Zeitalter, ſo kann ich wohl noch einen Verſuch von ein paar Jahren machen, all mein Leben zuſammenraffen und ſehen, ob ich als Schriftſteller ein Mann des Volkes werden kann. Und dann nicht weiter, als ins Grab; dann will ich ſtehen als ein Soldat auf ſeinem Poſten.

Gott gebe Dir Muth und Geſundheit. Das Geld kannſt Du behalten bis zum 20. Febr., dann aber muß ich es nothwendig haben, weil mein Buchdrucker mir dann 200 Rthl. abzufordern

---

waren mir ſelige Tage," rief er nach Jahren aus. Er ſtarb in der Weihnachtswoche 1843.

Bei dem erſten Briefe fehlt Ort und Adreſſe. Daß er in Schweden geſchrieben ſein muß, ergibt Datum und Inhalt; daß Schildener der Empfänger geweſen iſt, folgt neben anderem daraus, daß der Aufbewahrer der Briefe Hermann Schildener, der ſie an Dr. med. Hermann Finetius überwieſen hat, ihn offenbar als an Karl Schildener gerichtet angeſehen hat.

Arndt hatte ſich Ende 1806 ſeinen Feinden durch die Reiſe nach Schweden entzogen; was er ſelbſt für notwendig hielt, hatten gute Freunde geraten. So ſchreibt ſein Bruder Friedrich im November 1806: „Du gehſt alſo nach Stockholm? Da die Stralſunder jetzt ſchon ſchreien, daß ein ſolcher politiſcher Teufelsbraten, welchen der Bonaparte ihnen einmal anrechnen könnte, in ihren Mauern hauſt . . . . und Schleiermacher an Charlotte von Kathen 1. 12 06: „Was macht Ihr braver Freund Moriz? Hat man ihm nicht etwa geraten über die See zu reiſen? Denn unter die Schriftſteller, die in Gnaden ſtehen bei den Mächtigen, gehört er wol nicht"

1a) Karl Nernſt, geb. in Anklam, ging als Erzieher nach Stockholm, bekleidete hier das Amt anfangs eines Konrektors, dann eines Rektors am deutſchen Lyzeum A. ſtand mit ihm in engem freundſchaftlichen Verhältnis. Als A. 1803 u. 4 Gaſt im N.ſchen Hauſe war, gab N. eine Zeitſchrift unter dem Titel „Schwediſches Muſeum" heraus, zu dem A. einige (2) Beiträge lieferte.

Nernſt (Wanderungen durch Rügen. Vorbericht. — Pommerſche Jahrbücher VI. 91.)

2) Benjamin Karl Henrik Höijer, einer der größten Philoſophen und ſcharfſinnigſten Denker Schwedens, machte 1800 eine Reiſe ins Ausland, auf der er auch Profeſſoren in Greifswald beſuchte. Er war ein Schüler Kants und Fichtes und gab den Anſtoß zum Aufkommen einer ſchwediſch-nationalen Philoſophie.

(Schweizer. Geſchichte der ſchwediſchen Literatur. — Mayer. Svenſk Literatur-Lexikon.)

3) Die Uebertragung ſchwediſcher Geſetze ins Deutſche gemeinſam mit K. Schildener.

Digitized by Google

kömmt. An Lindh[4]) will ich Deine Aufträge bestellen. Gegen den Frühling hole ich meinen Sohn[5]); denn er muß künftig mein Schicksal theilen. Ich habe diesen Winter alle meine rohen Sachen und Gedanken etwas aus dem Groben gearbeitet. Grüße unsern Holmbergson[6]). Dein E. M. A.

Im Herbst 1809 kehrte A. nach Pommern zurück, aber erst nach dem schwedisch-französischen Friedensschluß konnte er seine Stelle an der Greifswalder Universität wieder einnehmen, die er bereits im Oktober 1811 aufgab.

Zweiter Brief.

Lieber Bruder.

Ich sage Dir hiermit Lebewohl. Ich ziehe heute aus dem alten Leben in ein anderes, ich wage nicht zu sagen, in ein neues. Von dem Warum brauche ich Dir wenig zu sagen, das ich allenfalls auch Warums[7]) nennen könnte: das haben wir oft besprochen. Man muß mal eine Probe mit dem bischen Leben machen; glückt sie nicht, so war es vorher auch nichts werth. Eines will ich Dich bitten, mir gut zu bleiben und mich diesen Winter in meiner Trantower Einsiedelei zuweilen mit Deinem alten Büchern zu füttern. Lebewohl und grüße Weib und Kindlein. Dein E. M. Arndt.

Gr.(eifswald) 19 n Okt. 1811.

---

[4]) Johann Peter Lindh, Buchdrucker und Verleger in Stockholm.

[5]) Karl Moritz, vom Vater gewöhnlich Karl Treu genannt.

[6]) Johann Holmbergson, geb. 1764, Professor in Lund, gest. 1849 Da Schildeners Rückkehr nach Schwedisch-Pommern wegen der französischen Okkupation dieses Landes gefährlich war, mußte er noch mehrere Monate (bis Herbst 1809) in Schweden bleiben. Er benutzte diese Zeit der Muße, um in die älteren Quellen des schwedischen Rechts einen tieferen Blick zu tun. H gab ihm eine Anleitung zum Verständnis westgotischer Gesetzbücher.
(Vorrede zu Guta Lagh, herausgegeben von K. Schildener.)

[7]) Männer, mit denen A früher in freundschaftlichen, ja verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden, gehörten nun zu der französischen Partei, so Kosegarten, A.s Schwiegervater Quistorp, dessen Bruder, der Maler. Wegen einer patriotischen Aeußerung wurde Karl Treu vom eigenen Großvater gezüchtigt.
Am Geburtstage des neuen Königs wollte A. die Festrede halten, mußte aber, von Feinden und Freunden gewarnt, seine Absicht aufgeben.
Einige Thesen, die A. für eine öffentliche Disputation aufgestellt hatte, wurden von der Fakultät zurückgewiesen, weil sie politisch anstößig schienen.
Als nun auch sein Plan, eine Erziehungsanstalt zu gründen, wegen der Ungunst der Zeiten nicht zur Ausführung kam, hielt ihn nichts mehr in Greifswald.
(Erinnerungen [zitiert nach der Reclamschen Ausgabe von Geerds] S. 102, 103. — An Charlotte von Kathen, 15. 9. 11.)

Digitized by Google

Infolge der Besetzung Neuvorpommerns durch die Franzosen im Januar 1812 mußte A. flüchten und zwar zunächst nach Berlin.

Dritter Brief.

Theurer Freund und Bruder.

Ich bin noch hier, muß aber dringender Geschäfte[8]) wegen bald weiter nach Südosten reisen nach Schlesien und Böhmen, um dort Handelsgeschäfte abzumachen, die nachher, falls der Krieg ausbrechen sollte, wie man es glaubt, schwerer zu machen wären. Es finden sich manche gute Gelegenheiten, wodurch ich diese Reise in Gesellschaft wackerer Freunde[9]) machen kann. Ob aus meinem Plan, im Sommer nach Wien oder gar nach Petersburg zu gehen, etwas wird, das hängt von äußeren Dingen ab, und die sind, wie Du weißt, durchaus nicht in unserer Gewalt. Ich habe hier mehre recht interessante Wochen[10]) verlebt und manche Bemerkungen über unsern Nationalkarakter oder vielmehr Nichtkarakter machen können, die nicht erfreulich sind. Nun, mein theurer Freund, will ich Dich, Deine liebe Frau, Fritz Muhrbeck[11]) und die Kinder noch grüßen für alle die Güte und Liebe, die Ihr mir erzeigt während meines Aufenthalts bei Euch. Grüße auch alle lieben Freunde. Die Einlage an meinen Vetter Arndt besorge gütigst, sogleich durch einen Boten, falls die Posten nicht gehen. Lebe wohl, lieber Freund, und schreibe mir bald recht viel unter Reimers[12]) Kouvert, wenn Du eine gute Gelegenheit findest.

Berlin, 9. März 1812. Dein E. Amsberg.

---

[8]) „Solche allgemeinen Ausdrücke gebraucht man, wenn man in gräulicher Zeit allgemeinen Briefbrechens und Auflauerns den Freunden von seinen Aussichten, Hoffnungen, Entwürfen nicht Einzelnes und Bestimmtes schreiben darf. (Notgedrungener Bericht II. 68.)

[9]) Desselben Ausdrucks bedient sich auch Chazot, in dessen Begleitung A. nach Breslau fuhr. Deutsche Rundschau 53, 241.

[10]) Hier in Breslau traf A. Gruner, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst, dessen Tochter Gräfin Julie Dohna und deren Gemahl, von denen A. später in seinen Erinnerungen treffliche Charakterschilderungen gegeben hat. (Erinnerungen S. 107 ff.)

[11]) An Fritz Muhrbeck, geb. 1775, gest. 1827, Sohn des Professors der Philosophie Johann Christoph M. (1733–1805), ist der erste Teil von A.s Briefen an Freunde gerichtet.

[12]) Georg Andreas Reimer, geb. 27. 8. 1776 zu Greifswald. Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts begann R. als Buchhändler in Berlin sein bürgerliches Geschäft „mit geringen Mitteln, aber mit voller Zuversicht auf Gott und auf Redlichkeit und Arbeitsseligkeit. Dem Auftrag des Königs folgend, ließ er ein verwickeltes Geschäft, ein geliebtes Weib und ein halbes Dutzend zarter Kinder zurück".

Digitized by Google

Von Berlin reiste A. über Breslau nach Prag, dann von Stein gerufen, nach Petersburg, mit Stein zurück nach Preußen. Den vorrückenden Truppen der Verbündeten folgte er nach Dresden.

Vierter Brief.

Dresden den 13. April 1813.

Hier bin ich jetzt seit einigen Jahren[13]) und gedenke Dein und alter Liebe und Treue. Habe Dank dafür und erinnere Weib[14]) und Kindlein und Fritz bestens meiner. Ich habe ein schönes Jahr verlebt und weiß was zu erzählen. Mein alter Herr von Stein kam gestern auch an, ein heißer, lieber, sprudelnder und wahrer Mensch, der den russ. Kaiser Gottlob ziemlich unter den Achseln hält. Gottlob der teutsche Geist erwacht, aus dem Volk und aus der Jugend muß es hervorgehen, wenn etwas werden soll, aus den elenden Regierungen kann es nicht kommen. Ich hoffe viel, obgleich nicht so leichte Arbeit, als viele; ich wünsche sie auch nicht: denn dann kommen wir nur wieder auf den alten Mist. Gott behüte Dich und die Deinen! Friedrich[15]) ist wohl.

Dein EM. Arndt.

Während die Verbündeten nach Schlesien zurückwichen, eilte A. mit Aufträgen Steins nach Pommern und kehrte dann nach Berlin zurück.

Fünfter Brief.

Berlin 5. Juli 13.

Ich stehe auf dem Sprunge, in 2 Tagen von hier ins Hauptquartier zu reisen, und sage Dir aus der Ferne Lebewohl. Gottlob es wird wohl Krieg bleiben; obgleich Gott uns doch aus dem Chaos helfen muß. Hierbei einige Nänien[16]) ein paar Ex. gieb an

[13]) Jahren — verschrieben für „Tagen", seit 9. 4.

[14]) Schildener war mit einer Tochter des Professor Johann Christoph Muhrbeck verheiratet. Fritz ist Fritz Muhrbeck.

[15]) Caspar David Friedrich, geb. 5. 9. 1774 zu Greifswald. In Kopenhagen vorgebildet, kam er 1795 nach Dresden, das auch für andere Pommern damals die hohe Schule der Kunst war, wurde Professor an der Akademie und starb 7. 5. 1840. Mit A. war er schon von Greifswald her befreundet. Die Naturvorgänge ziehen ihn vor anderen an, die in eine träumerische Stimmung versetzen. „Die Felsenkoppe, die aus Nebeln nach der Sonne schaut, das war sein Bild."
(Kügelgen, Jugenderinnerungen. Berlin 1870. S. 114ff. Auch C. Gurlitt. Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, S. 141 f.)

[16]) Zwei Trauergesänge auf Scharnhorsts Tod: Der Waffenschmied der deutschen Freiheit und Scharnhorst der Ehrenbote.

Digitized by Google

Billroth[17]) mit der Einlage. Das war ein herber Verluſt: der beſte teutſche Mann, den ich von Soldaten gekannt habe, und als verbindende und vermittelnde Seele des wenig zuſammenhängenden Ganzen jetzt ſo nothwendig. Er hatte eine leichte Wunde in der Wade, ſollte nach Wien gehen, die Wunde ward unterwegs ſchlimmer, er mußte in Prag bleiben und iſt dort geſtorben. Solche Tode könnten einem für den Ausgang bange machen, wenn die große Sache die Beſten nicht als Opfer wollte. Lebe wohl, redlicher Freund, und grüße alle lieben Freunde und Weib und Kinder.

Dein EM. Arndt.

Von Berlin ging A. ins große Hauptquartier nach Reichenbach in Schleſien.

Sechſter Brief.

Reichenbach[18]) in Schleſien 5. Aug. 13.

Hier ſitz ich an der Mauer im engen Stübchen voll Fliegen und grüße Dich aus der Ferne, lieber Freund. Mir geht es wohl, weil es täglich wahrſcheinlicher wird, daß die Kriegstrompeten wieder blaſen werden. Man ſieht freilich nicht, was aus dem Chaos werden ſoll; aber es wird und muß beſſer werden, ſo iſt der geheim wirkende und webende Geiſt des Zeitalters. Krieg allein aber kann uns helfen, Haß gegen die ſchändlichen Franzoſen und die ſchändlichern Franzoſenfreunde im Vaterlande allgemein machen, und die letzten an den Galgen oder über den Rhein bringen, dann werden wir gleich ein anderes Volk ſeyn. Denn durch Waffen haben ſie uns nicht beſiegt, ſondern durch unſere Verräther und Weichlinge. Auf jeden Fall, Krieg oder Frieden, wird der Vir vix Jove minor es nicht lange machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, grüße die Deinen,

Dein EMA.

---

[17]) Johann Chriſtian Billroth (1769—1846), ſeit der Studentenzeit mit A. befreundet, ſpäter Bürgermeiſter in Greifswald. Er benachrichtigte A. von dem Einrücken der Franzoſen (29. 1. 12), ſo daß A. allerdings mit knapper Not über die gefrorene Peene entfliehen konnte.

[18]) Um von dem Ergebnis ſeiner Reiſe Bericht zu erſtatten, ging A. gegen den 9. Juli nach Reichenbach. Aus ſeinem elenden Quartier erlöſte ihn der Graf Geßler, mit dem A. mehrere fröhliche Wochen verlebte, auch im edelſten Weine die Jubelfeier der Leipziger Schlacht begehen durfte.

Digitized by Google

Siebenter Brief.

Reichenbach in Schlesien 10. August 13.

Noch bin ich hier und bleibe noch wohl acht Tage hier, weil ich etwas zu thun habe.[19]) Gottlob jetzt geht alles in dicken Haufen zum Kriege vor, und auch Austria mit. Ich habe große Hoffnungen, nicht auf ihren Verstand, sondern auf Gott und auf das Volk und auf die Zeit. Wir werden durch viele Dummheiten, Rückschritte, und Wechsel gehen müssen und es wird wohl noch Jahre eben nicht lustig zu leben seyn. Sonst bin ich gesund und suche Rattenpulver in die Welt hineinzuschwärzen. Das geht, so lange es gehen kann;[20]) man macht sich Feinde genug, und wunderlich wäre es garnicht, und Ihr müsset Euch garnicht wundern, meine lieben Freunde, wenn man mich mal als einen maleficus auf eine Festung setzt. Wir haben jetzt eine ungeheure Macht, gehen so ohne Kopf hinein, und keiner weiß, was da wird künftig seyn: Gott muß die Zukunft machen, es ist ein lichtloser und chaotischer Sumpf, worin die Schlange wühlt; er wird es auch seyn, wenn man sie todt geschlagen hat. Wer soll dann die Welt bauen, wenn nicht der allmächtige uralte Herrgott? Lebe wohl, grüße alles tausendmal.

Dein E. Amthor.

Erst nach der Leipziger Schlacht durfte er Stein folgen.

Achter Brief.

Lpzg. 9. Nov. 13.

Hier, mein lieber Bruder, bin ich seit einiger Zeit. Morgen reist mein alter Herr nach Frkfurt. Ich habe hier noch allerlei auszuhecken, und ziehe ihm hoffentlich gegen Ende Decembers nach.

---

[19]) „Ich lebte, sagt A., ein unruhiges, kämpfevolles und arbeitsreiches Leben."

[20]) „Ich kleiner Mensch ging durch diese oft recht verletzenden Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch."
(Meine Wanderungen, S. 134.)
„Da A. in einem Zeitalter anonymer Publizität den Mut hatte, mit offenem Visir seine politische Meinung zu verteidigen, so konnte er auf die Dauer einem ungeheuren Hasse nicht entgehen."
Treitschke II 514.)
„Ich besorgte hier Kleinigkeiten und ließ kleine Flugschriften ausfliegen. An einer derselben erlebte ich Freude, an dem Schriftchen: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Diese trug mir offenes Lob von dem preußischen Staatskanzler ein und ein Versprechen für den preußischen Staatsdienst."
(Erinnerungen S. 206.)

Digitized by Google

Es ist gräßlich, wie es herum noch aussieht, obgleich länger als 3 Wochen nach der Weltschlacht. Man kann mit Virgil sagen: **est plurima mortis imago.** Doch was bedeutet das gegen den großen Zweck? Der Teufel wird untergehen, das ist meine Ueberzeugung, weil Gott der Bundesgenosse der Redlichen geworden ist. Was nachher wird, wer weiß es; aber das größte Gut wird schon gewonnen, wenn die schändliche Knechtschaft vernichtet ist. Man hätte den Nap. auf seiner Flucht mit seinen 60000 M.[21]) noch ganz anders zerschnäbeln können; doch hat er Haar lassen müssen. Hier und in der Gegend hat er in den Schlachten vom 15—19 Okt. an Todten, Verwundeten, Gefangenen, und Ueberläufern 80000 M. verloren. Dresden ist jetzt über; 16000 Mann haben kptuliert; von den Einwohnern sind an 6000 Menschen durch Hunger und Krankheiten aufgerieben — Hier wird das Sächs. Heer ergänzt, und eine Landwehr errichtet, die fürs erste 20000, endlich 40000 M. stark seyn soll. — Bei den Preußen bleibt der Preis des Feldzuges; über Oestreichs enge und erbärmliche Politik und klägliche Lichtscheue wären viele Klaglieder Jeremiä zu singen. Ich befinde mich frisch und muthig, und habe so viel zu thun, daß ich an die ungeheure Zeit nicht viel denken kann; was recht gut ist, denn es könnte einem den Kopf schwindlich machen. Ich denke, man wird künftig etwas anders leben können, wenn der Schmutz abgeflossen ist — Heute hatte ich eine Freude, unvermuthet kam mein Freund, der vormal. Plizeipräs. in Berlin Stsrath Gruner[22]) hier an: er geht zum

---

[21]) Hinter die Saale brachte Napoleon in Wahrheit noch 150000 Mann. (Vgl. Delbrück, Gneisenau, 3. Aufl., I. 405.

[22]) Carl Justus Gruner, geb. den 28. 2. 1777 zu Osnabrück, 1809 Polizeipräsident in Berlin, seit 1811 verwaltete er als Geheimer Staatsrat die hohe Polizei, entfaltete dabei eine umfassende und erfolgreiche Tätigkeit gegen die französischen Späher und wußte zu gleicher Zeit patriotischen Sinn der Deutschen zu schützen und zu nähren.

(Janke, zur Geschichte der Verhaftung Gruners, S. 5, nach Fournier Deutsche Rundschau 1887.)

Nach dem Abschluß der französisch-preußischen Allianz legte er sein Amt nieder und begab sich nach Prag, um von hier aus eine sich über Nord- und Mitteldeutschland erstreckende Agitation zu beginnen mit dem Endziel: Aufstand im Rücken des französischen Heeres.

Als auch Oesterreich seinen Bund mit Napoleon schloß, verfügte Metternich Gruners Ausweisung; aber ehe dieser Befehl vollzogen werden konnte, forderte ein Schreiben der preußischen Verwaltung Gruners Verhaftung und Auslieferung. Die Verhaftung fand statt in der Nacht vom 21. zum 22. August 1812, und Gruner wurde nach Peterwardein gebracht, wo er bis Oktober 1813 blieb. Seine Entlassung erfolgte auf Verwendung Steins. Gruner wurde darauf General-Gouverneur von Berg, dann vom Mittelrhein und im Sommer 1815 Generaldirektor der Kriegspolizei.

(Tagesblatt der Geschichte Nr. 128.)

Digitized by Google

Rhein. 13 Monate hat der wackere M. in Peterwardein auf der Festung gesessen auf französ. Forderung; er ward im Sommer 1812 bald nach meiner Abreise nach Rußland in Prag verhaftet.

Hier hast Du einen Spaß:

N.	V.	N.	C.	G.	A.	L.	L.	J.	C.	J.	D.	J.	V.	M.
5		100			50	50	1	100	1	500	1	5	1000	

Nunc Gallicidium ist = 1813,

wenn man von den Buchstaben die **valeurs** rechnet und die **non-valeurs** liegen läßt. Es ist eine Schnurrigkeit.

Schließlich bitt ich Dich, mich lieb zu behalten, gesund zu seyn, und auch zufrieden, wenn auch die Leute nicht immer das Gehörige thun.

Grüße Dein ganzes liebes Haus, und alle Freunde, schreibe mir bald, was Ihr machet.

Dein E. M. A.

Einlagen laßt mit der Post laufen.

M. Addr.: Hl. E. Amthor,[23]) Lpzig.

Addr.: H. E. W. Reins Buchhandlung.

Neunter Brief.

Leipzig 4. Jan. 14.

Frohes Leben und frohes Neujahr Dir und den Deinigen und uns allen! Lange hat mir nichts so viele Freude gemacht, als Dein lieber Brief, auch deswegen, weil er die Sehnsucht eines stillen und gehaltenen Lebens erregt. Bei mir heißt es seit zwei Jahren nicht bloß **traditur dies die**, sondern auch **res re**. Die meisten Sachen, auch das, was mir auf dem Herzen liegt, muß ich freilich der fortrollenden Zeit geben, daß sie sie forttrage, aber oft rollt sie mit der ganzen Ladung in mich zurück zu ihren Quellen und zerpreßt mich fast. Es ist wohl ein Trost, wenn man das Gute nach Möglichkeit zu thun sucht und auf dem Wege der Wahrheit wandelt, aber viel Anderes bleibt unabgemacht und unaufgeschoben, was auch klarirt werden sollte.

Dein Lob soll mir Ermunterung seyn. Ich lebe in einer Welt, wo man oft irre werden könnte, obgleich ich arbeite mich vom Tand vergeblicher Worte, woran wir Teutsche leider so reich sind, mög-

[23]) Amthor, Amtsberg, Allmann, Altherr, Holmquist.
(Ueber die Decknamen in Gruners Korrespondenz Fournier a. a. O. III. 236.)

Digitized by Google

lichst rein zu halten. Ungefährlich[24]) ist meine Lage auch nicht; doch das bedenke ich selten: wer andere zum Tode ermuntert, der ist nicht zu gut, Aerger und Verdruß zu ertragen und Misdeutungen von Neidern und Dummköpfen. Doch ist es in den meisten Fällen leichter, einem tüchtigen Tode entgegen zu gehen, als sich mit den kleinlichen Leidenschaften zerarbeiten. Gunst der Großen kann ich am wenigsten erwerben, weil in den Klassen das meiste Faule und Schlechte ist; und wie man es auch anfange, einige sind immer, die merken, welchen Sperlingen die Steine der aufgehobenen Hand gelten. Mein alter St. ist mir immer noch sehr grün, aber dieser Feuerkopf ist von Millionen Wassertropfen umfloßen, die ihn gern löschen möchten. Ich gehe morgen von hier nach Frankfurt, und bleibe entweder da, oder gehe auch nach Schwaben oder Westfalen, am liebsten nach dem letzteren, z. B. nach Düsseldorf, weil man freiere Flügel schwingen kann, als in der Nähe der großen Hansen.

Was Du wegen des künftigen Teutschlands mahnst — o Bruder! auch das wegen unsers kleinen Vaterlandes — da muß man sich mehr auf Gott verlaßen, als auf die Menschen. Wir sind tief gesunken und können nicht auf einmal emporsteigen. Die Meisten mögten ihren alten Mist wieder aufwärmen. Ich werde, bis man mir das Handwerk legt, mich über Manches auslaßen, besonders im 3. Theil meines Geistes, den ich vorigen Ostern schon drucken laßen wollte, der aber hoffentlich nun um 5—6 Wochen fertig seyn wird. Ich habe die Idee eines Ordens fürs Vaterland gefaßt, eines Ordens ohne Weihen, den die Bessren stiften müßten. Den Freimaurerorden,[25]) wollte ich, holte der Teufel! er ist bei den Meisten leere Spielerei geworden und an manchen Stellen hat er den Franzosen die sichersten Freunde und Spione geliefert.

Mein kleiner Treu bleibt noch bei meinem Bruder.[26]) Er hat da sein Schicksal fest, das ich nicht rücken darf, ehe ich ihn bei mir

[24]) S. Thiele. E. M. Arndt, S. 215.

[25]) Nicht so schroff, aber immer noch schroff genug, spricht A. gegen die Loge: Erinnerungen 320f. Hier aber hat er einmal wieder, was nicht selten, sein starkes, heißes, ungeduldiges Arndtblut aufsieden gefühlt und eine Einzelerfahrung im Umsehen verallgemeinert. Und zu derselben Zeit nahm einer seiner besten Freunde, der Appellationsrat Körner, die Wahl zum Meister vom Stuhl an (Notgedr. Bericht II, 176. — Meinecke, Die Deutschen Gesellschaften, S. 8, 9) und nun gar im Tagesblatt der Geschichte Nr. 187 heißt es: „Zu den trefflichen Vereinen, welche die Vorsorge für die leidenden Volksverteidiger in den Heilanstalten übernommen haben, gehört auch die hochachtbare Freimaurerloge zu Düsseldorf. Solche Handlungen der echten Menschenliebe ziemen dem Maurer."

[26]) Friedrich Arndt, Advokat und Bürgermeister in Bergen (Rügen). Ihm hatte E. M. A. seinen Sohn Karl zur Erziehung anvertraut.

Digitized by Google

haben kann. Gott gebe Dir Freude an Deinen Kindern! Grüße lieb Weib und Kinder und alle Freunde

Dein EMA.

Anfang Januar 1814 brach er nach Frankfurt a. M. auf und blieb hier bei der Zentralverwaltung beschäftigt bis zu deren Auflösung im Herbst 1814.

Zehnter Brief.

Frkfurt a. M. 13. Jan. 14.

Hier bin ich in der alten Kaiserstadt seit 5 Tagen und fühle mich ganz gut so nahe dem Rhein und großen Hoffnungen. Hieher gereist bin ich über Weimar, Meinungen, Schmalkalden, Würzburg und Aschaffenburg und habe mich des Thüringer Waldes und Spessarts und des trefflichen und tüchtigen Menschengeschlechts noch einmal wieder gefreut.

Nun ergeht eine Bitte an Dich. Schaffe mir von Schwed. Pommern von den Jahren 1805 und 1806 den Belauf der Einkünfte der Domänenpachten und die Summe der Getraideausfuhr, (Du kannst es wohl durch Pommeresche,[27]) Pachelbe[28]) ꝛc. erhalten) und sende es unter der Addr.: der Reinschen Buchhandlung in Leipzig an mich. Du thust mir einen großen Gefallen.

Unsere Sachen gehen gut. Wenn sie nur nicht zu gut gehen. Es ist durchaus nothwendig, daß die Sachen sich noch etwas schleppen, damit mehr Geist unter das Volk losgelaßen werden und der Tand

---

In seinem letzten Brief: Bergen 30. 5. 15 bemerkt Friedrich A.: „Ich war für mein Handwerk ein zu ehrlicher Kerl — deswegen bin ich eben arm geblieben —, ein zu muthiger — deswegen habe ich hier die meisten Junker zu Feinden —, ein zu gutmüthiger — deswegen habe ich Leuten, die nicht wieder bezahlen wollen, auf meinen Namen Geld verschafft."

Einen Nachruf widmete ihm Ernst Moritz an Charl. v K.: Köln, 28. 7. 15: „Das war ein Mensch, der sich nie kannte und den die Welt nicht kannte, von großem Geist und Herzen, ein Diamant, der in einer anderen Welt weiter wird ausgeschliffen werden; mir ist er seit zwanzig Jahren eine Tragödie gewesen, tragischer, wenn er am fröhlichsten schien."

27) Johann Arnold Joachim P, geb. 1774, gest. 1815 als Regierungsrat in Stralsund. Friedrich A. nennt ihn eine gute Pommersche Esche, wenn sie nur die gehörige Dauerhaftigkeit hätte.

(Erinnerungen S. 67. — Zoellner, Reise durch Pommern usw. im Jahre 1795, S. 175. — W. v. Humboldt, Tagebuch seiner Reise usw. 1796, S. 19, 132. — Briefe Friedrich Arndts. Bergen 1804, S. 105 und Greifswald 10 8. 1806.)

28) Von Pachelbl-Gehag, geb. 1763, gest. im Ruhestande zu Berlin 1838, schwedischer Regierungsrat in Stralsund, dann Kanzler, seit 1817 Chefpräsident der preußischen Regierung. S. auch unter Thun. (A. D. B. 25, 43f.)

Digitized by Google

und die Faulheit mehr gerüttelt werden kann. Vor allen Dingen sollte man gegen die vielen Schurken und Schelme strenger seyn, als man ist. So herrlich das Volk im Ganzen ist, so schlecht ist es oben bestellt. Ueberhaupt muß, wann Friede wird, von allen Biederleuten rastlos gedacht und gearbeitet werden, sie müßen sich zu einem Teutschen Bunde[29]) die Hände reichen, damit wir menschliche Verfaßungen erhalten. Ich habe bei mir allerlei entworfen darüber. Lebe wohl, Du lieber, und grüße Weib, Kindlein, und alle Freunde. Die Einlage an meinen Treu laß mit der Post laufen.

Dein alter EMA.

Elfter Brief.

Frkfurt a. M. 26. Jan. 1814.

Ich höre von meinen Freunden und lese in den Zeitungen, daß S.(chwedisch) Pommern vom Pr. royal[30]) den Dänen hingeworfen ist: was für die Einzelnen betrübend, für das Ganze wohltätig seyn kann, denn ein fremdes Volk mehr wird aus Teutschland abgefunden + (am Rande: hoffentlich wird es mit den Franzosen auch geschehen). Doch ist der modus procedendi immer schändlich, Menschen wie anderes Vieh wegzutauschen und wegzukaufen, und in so großer und freier Zeit, als die ist, worin wir leben, sollten wir Teutsche gegen solche Art einmal uns laut erheben. Wäre es nicht möglich, daß die Angesehensten und Besten des Landes eine Föderation bildeten, sich gradezu beschwerend an Oestreich und Preußen, auch an Rußland wendeten, darauf, daß sie ein Theil Teutschland und Reichsstand sind, Gewicht legend und anhielten, da Schweden aus Teutschland abgefunden werden soll, wieder mit ihren Stammbrüdern, den andern Pommern, verbunden, d. h. preußisch zu werden. Dies wäre unter den jetzigen Verhältnißen wahres Glück, da Preußen wieder Ehre gewonnen hat; denn ein Anhängsel eines fremden Staates seyn, noch dazu eines ehrlosen, ist ein unseliges Ding.

Fehlt euch der Muth, solche Föderation zu machen, so schreibe Du oder ein anderer Ehrenmann doch etwas Tüchtiges und Vater-

---

[29]) In den beiden Schriften: „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns (1814)" und in dem „Entwurf einer deutschen Gesellschaft (1814)" spricht A., von dem älteren Körner angeregt, über die Gründung einer deutschen Gesellschaft zur Pflege deutscher Nationaltugenden und eines von jeder Engherzigkeit freien Patriotismus. Die Gesellschaften gingen infolge der demagogischen Untersuchungen bald wieder ein.
(A. Kleine Schriften, S. 250 ff. Meinecke a. a. O.)

[30]) Johann Baptist Julius Bernadotte, Fürst von Pontecorvo.

Digitized by Google

ländisches über dieses Verfahren und laß es in Berlin drucken. Wir Teutsche verdienen Verachtung, wenn wir uns von den Fremden alles gefallen lassen. Rede wegen jener Föderation mit Hgemeister,[31]) Sonnenschmidt,[32]) Thun,[33]) Pommeresche und andern, ob die Leute nichts thun wollen und können.

Ich habe, eine ähnliche Entwickelung vorhersehend schon vor 14 Tagen Stein und Hdenberg auf die Wichtigkeit Pommerns für Preußen aufmerksam gemacht (die Dänen lassen sich allenfalls mit Geld abfinden oder mit einem Stück Land an der Weser oder Nordsee) in einem breiten Aufsatze; deswegen habe ich Dir auch geschrieben mir die data wegen der Domänenpächte und Exporten zu schicken. Thu das ja bald; ich will hier schreiben und schreien was ich kann —

---

[31]) Emanuel Friedrich Hagemeister, geb. 12. 2. 1764 in Greifswald, wurde 1797 ordentlicher Professor in der juristischen Fakultät daselbst, genoß die Verehrung, ja herzliche Zuneigung seiner Schüler. (A. D. B. 10). K. Schildener suchte auf anderen berühmten Universitäten vergeblich jemand, der mit diesem trefflichen Manne hätte verglichen werden können. „Als Präsident der Landesexekutionskommission, die das Land zum Nutzen der Franzosen ausbeuten sollte, hat der kleine, knochenschellige, höfliche, verlegene, aller Welt freundliche und blöde Oberappellationsrath Muth und Tapferkeit bewiesen, so daß das Land ihm viel verdankt."

(Akademische Zeitschrift. Vorrede S. 7. — Aus Friedrich Arndts Papieren 1808. S. 138. — Stralsunder Zeitung 1810. Nr. 78, 133, 151).

[32]) Gönner E. M. A's., Oberappellationsrat und Oberlandesfiskal zur Bewachung der vielen Mißbräuchen und Willküren ausgesetzten Untergerichte (Erinnerungen S. 85. 98), Verfasser der wertvollen Sammlung der für Neu Vorpommern und Rügen ergangenen Gesetze u. s. w. Stralsund I 1844, II 1847.

[33]) Nicolas Philipp von Thun geb. 1746, Kammerherr, Johanniter-Ritter, Oberst und Präsident der Regierung zu Stralsund, Herr zu Volksdorf, Pantlitz u. a. m Sein Vater Nicolas Philipp war vermählt mit einer Dame aus dem Hause von Simmern, des Ministers Freiherr vom Stein Mutter war eine Langwerth von Simmern, daher nennt A. den Präsidenten Steins Vetter.

Als die Franzosen im Juli 1807 Neu Vorpommern besetzten, richteten sie eine provisorische Regierung ein (später Gouvernementskommission genannt), an deren Spitze Thun gestellt wurde. Aber kurz vor Weihnachten wurde Thun, die Regierungsräte von Tetzloff, von Pachelbl-Gehag und andere höhere Beamte auf Befehl des französischen Befehlshabers verhaftet, über Mainz nach Fort Joux (zwischen Genf und Lyon) transportiert und dort gefangen gehalten. Der wahre Grund zu dieser Gewalttat ist nie bekannt geworden, der geringste Verdacht genügte ja schon für das Einschreiten der französischen Polizei. Die Gefangenschaft kann nicht sehr hart gewesen sein, da Thun während derselben eine Reihe wertvoller Gemälde für seine Sammlung zu erwerben in der Lage war. Die Befreiung der Gefangenen fand wohl schon vor dem Friedensschluß statt (Klempin und Kratz. Matrikeln Pommerscher Ritterschaft S. 139 — 141. — Gesterding — Pyl. Generalogien I. 72. W. v. Humboldt a. a. O. S. 52. — Pyl. Pommersche Geschichtsdenkmäler VI. 72. — Francke. Aus Stralsunds Franzosenzeit S. 37. — Baltische Studien 39 S. 59. — Friedrich Arndt 1808. S. 139. — Akad. Z. II. 2.)

Digitized by Google

Sonst gehts mir wohl, und ich lebe ziemlich angesehen, auch nicht ganz unwirksam. Mein Rheinstrombüchlein[34]) gefällt allen und wirkt auch; was das Beste ist.

Gott sei mit Dir. Arbeitet daß ihr preußisch werdet! Ich will das Meine thun. Dein alter EMA.

Zwölfter Brief.

Frankfurt a/M. 5 März 14.

Juchhei Gott führt unsere Sache! Wären wir vor 14 Tagen schon nach Paris gekommen, wäre gar ein vortheilhafter Friede geschlossen, es wäre doch ein Unglück gewesen. Ich kann Dir nichts Näheres melden, aber wenn man die Verkettung sieht und gesehen hat, so erstaunt man ob dem Zwischentritt des Gewaltigen. Fallen wird das Ungeheuer, aber so, daß die bübischen und schändlichen Franzosen seinen Fall fühlen und der Bedeutung ihres Uebermuths inne werden.

Gut ist es für das Ganze, wenn der Krieg sich schleppt: die Geister sind noch unbeschreiblich faul und tief hat uns als Volk das Verderben angefressen; wir müßen noch viel geschüttelt werden, und werden geschüttelt werden.

Keinen Begriff hast Du von der Schande des Rheinbundes und von der halbfranzösischen halbteutschen Pest, die er ausgebrütet hat; man muß das in der Nähe sehen und hören, damit man es glaube. Die sogenannten suveränen Fürsten sind alle reif für die Hölle.[35]) Wenn auch nur Einer sein Volk oder Gott fühlte — nur Einer — ich wollte den Übrigen vergeben.

Hierbei schicke ich Dir ein bischen leichtes Papier, bloß durch den Tag gebohren und wie er verfliegend.

---

[34]) S. Nr. 20 . . . . . .

[35]) A. meint die Rheinbundfürsten.

So schroff nicht grade, aber doch ähnlich dachte und sprach man in den Kreisen der Patrioten. Stein gegenüber der Kaiserin in Petersburg (Meine Wanderungen S. 68) und dem Großherzog von Baden (M Lehmann. Stein III. 409.), York an den nassauischen Hofmann, Bülows Drohung (Treitschke I². 515), namentlich Gneisenau (an Graf Münster. Pertz—Delbrück. Gneisenau III. 409. M. Lehmann III. 179). Auch Blücher hielt sich gelegentlich nicht zurück (Unger. Blücher II. 4. 5. 53. 261. 62.)

Wer diesen Männern wegen ihrer freimütigen Aeußerungen republikanische Tendenzen zuschreiben wollte (Ulmann. Die Anklage des Jakobinismus in Preußen. Hist. Z. 95, 435 ff.), dem möchten wir entgegenhalten Worte Blüchers (Pertz—Delbrück. Gneisenau I. 518.), Gneisenaus an Dörnberg (ebenda II. 510.). Und A.s selbst in seinen Erinnerungen S 87, wo er sich einen übertrieben Königischen nennt (Notgedr. Ber. II. 38. Meine Wanderungen 170 ff)

Digitized by Google

Ad patriam. Ihr müßet euch erheben gegen die ungerechte und napoleonisch tyrannische Plünderung der Domänen.[36]) Der König von Schweden hat kein Recht diese zu verschenken: sie gehörten und gehören dem Lande. Da das Napoleonische Recht aufgehört hat, so treten natürlich die alten Rechte einstweilen wieder ein, bis auf nähere Bestimmung der künftigen Verhältnisse des teutschen Vaterlandes. Vertreter des Vaterlandes sind jetzt die 3 großen Monarchen; dahin kann und muß rechtlich geklagt werden. Es wäre eine Schande, wenn in dieser großen Zeit nicht jeder Verletzte für das einzelne Recht spräche, damit ein allgemeines teutsches Recht werde! Die Pomm. Stände müßten feierlich gegen diesen Raub teutschen Eigenthums protestiren und Klage anbringen; wird dadurch auch für das Einzelne nichts gewonnen, so wirkt es desto mehr für das Ganze. Also frisch, und wirke, daß man sich rühre, und daß man sich auch durch **gravamina** und **monita** gegen die Willkühr der künftigen Besitzer sichere. Sprich doch mit dem Präsidenten Thun, daß jemand mit tüchtiger Art ins Hauptquartier geschickt werde und für die Gerechtigkeit Lärm schläge. Stein wird es fördern (ich habe ihm schon viele beherzigende Punkte geschickt in Hinsicht von fremden Ländern regierter t (teutschen) Ldschaften z. B. von England, Daenemark ꝛc.) wegen der Sache: er ist auch Thuns Vetter. Bellet doch, denn nur lauter **bellum omnium contra Ayramos** kann uns helfen; ich habe hier schon mehrere bellen gemacht.

Persönlich habe ich auch meine Hetze mit manchen Dummköpfen und Schelmen, und weiß noch nicht, wie ich durchkomme. Ist es

---

[36]) Die Pommern haben sich in dieser wichtigen Angelegenheit gerührt. Zwar der alte Präsident von Thun hat entweder wegen Krankheit nichts tun können, oder die Absendung des Baron von Schoultz—Ascheraden ins Hauptquartier der Verbündeten machte sein persönliches Eingreifen unnötig. Der Abgesandte sollte gegen die Verschenkung der Domänen protestieren und A. den Minister von Stein auf diese Sendung aufmerksam machen (Schildener an A. 15. 4. 14. Notgedr. Ber. 2 86.).

Eine große Anzahl von Domänen und Domänenanteilen hatte Napoleon i. J. 1809 an 46 Offiziere und Beamte verschenkt. Unter dem 29. 3. 1813. wurde diese Schenkung von der schwedischen Regierung für ungültig erklärt (Sonnenschmidt a. a. O. II. 265).

Um sein Heer zu belohnen, überwies Bernadotte den Offizieren bis zu den Soldaten herab allen, welche die Tapferkeitsmedaille erhalten hatten, 132 Domänen und Domänenanteile, so daß sie aus diesen eine jährliche Revenue von 43000 Riksdalern erhielten. In dem Vertrage zwischen Preußen und Schweden vom 7. 6. 1815 bestimmte Artikel IV die Rückgabe der letztgenannten Donation an Preußen.

(Berghaus. Landbuch von Pommern II. 9 ff. — Sonnenschmidt a. a. O. II. 341 ff.)

Digitized by Google

möglich und schickt sich die Lage der polit. Verhältnisse künftig so, so wünschte ich einmal hier im Rheinischen Lande zu leben. Hättest Du nicht auch solche Lüste? Schreib mir das doch. Zuweilen findet sich Gelegenheit, daß auch ein Kleiner etwas thun kann. Sehr erfreulich wäre es, meinem lieben Freunde so nahe zu wohnen, daß man ihn oft abreichen könnte. Lächle Du nicht, daß ich Dich so frage, ich der vielleicht auf einem sehr zerbrechlichen Ast sitzt.

Grüße die Deinen und die Freunde und vergiß nicht den Auftrag wegen der Lärmtrommel.† (am Rande: Ich binde es Dir auf die Seele, wenn Du mich lieb hast). Wir bleiben Sklaven, wenn wir uns nun nicht gegen alle Hudeleien, wo sie auch sind, kühnlich erheben. Charles Jean ist auch nur ein Sohn der Revolution ohne Gefühl für Recht und Werth: so ist der ganze Hühnerstall Gallorum.

Einlagen besorge. Dein E Amsberg.

Schreib mir recht bald unter der Leipzg. Aufschrift W. Rein et Komp. Buchhandlung.

Nella furia degli affari.

Dreizehnter Brief.

Frkfurt. a/M. 8 Mz. 14

S. T.

Dank, mein theurer Bruder, für Deinen lieben Brief vom 20 Febr., der mir viele Freude gemacht hat. Ich habe Dir in einem späteren Briefe über Manches, besonders über die Schändlichkeit, die mit einem neuen Namen Dotation genannt wird, geschrieben. Also kein Muth zu klagen? Das muß man immer, auch wenn die hörende Welt nur Richter ist; Du aber sollst dreimal und dreißigmal von mir gelobt werden, wenn Du ein öffentliches Wort sprichst. Ich freue mich übrigens auf jeden Fall über die Veränderung, weil Ein Fremder weniger in teutschen Landen gebietet. Ständigkeit traue ich keinen Verhältnissen zu, die jetzt gemacht werden; daher wünschte ich, daß mein kleines Vaterland einem Staate angehörte, der sich einigermaßen der Haut wehren kann. Daß die Leute Preußen, wie es war und ist, nicht mögen, verdenke ich niemand; aber es wird bestimmt ein anderes, oder wir stürzen alle wieder in Dreck zusammen. Hier ist doch das einzige bischen Geist, das Teutschland hält; und daß dieser Geist im Volke und nicht in der Regierung ist, das giebt mir Hoffnung, daß alles besser werden kann. Der Katholicismus zieht nicht mehr, man mag

Digitized by Google

Schlegelsche oder Wernersche Pferde[37]) davor spannen, und das leider zu kleinliche und obskurantische Östreich scheint aus der Herrschaft Teutschlands ausscheiden zu wollen. Mir wird oft trüb vor dem Sinn, wenn ich an die nächste Zukunft denke, wie gar keine herrschende und waltende Kraft da steht, und wie alles, was gethan werden könnte, nur halb gethan wird. Nur an das Nächste zu denken, so hätte der kleine korsische Teufel lange zerschmettert seyn können, wenn man irgend gewaltig auf ihn eindrückte. Doch viele Verhältnisse lassen sich dem Papiere nicht anvertrauen. Man erkennt, wie die Geräthe und Organe der Zeit gestellt sind, daß man allein auf Gott trauen muß; dieser beste Gott hat bisher selbst durch die Dummheiten sein Werk gefördert. Große Gerichte wird er verhängen und muß er noch verhängen, denn der Tyrannei und Schande bei Großen und der Faulheit und Sorglosigkeit bei Kleinen ist allenthalben zu viel. Wenn ich dies sehe und höre, so wird mir es zuweilen so ingrimmig, daß ich mein Vaterland auf immer verlaßen und zu den Schweden oder Engländern übers Meer gehen mögte.

Lebe wohl, Du lieber Freund, und grüße alle unsere Freunde und vor allen Dein liebes freundliches Weib, und die Kindlein, und unter ihnen best meinen Landsmann den Rugier Taaze.[38])

Dein EMA.

Addr: W. Reins Buchhandlung in Lpzig.

Arndts Aufenthalt in Frankfurt wurde unterbrochen durch eine Reise nach Coblenz.

Vierzehnter Brief.

Coblentz den 8 Mai 1814.

Heut ist es grade ein Jahr, daß wir aus Dresden abzogen, und 8 Tage später sah ich Dich, lieber Freund auf einige flüchtige Augenblicke wieder. Gott hat seitdem vieles geändert und gebessert, und wir wollen hoffen, daß viel Anderes sich in den nächsten Jahr-

[37]) Friedrich von Schlegel und Zacharias Werner, beide waren, der erste 1808, der andere 1811 zum Katholizismus übergetreten. Dieser Schritt öffnete eine unüberbrückbare Kluft zwischen A. und den beiden Konvertiten, die noch erweitert wurde durch Werners Bekehrungseifer. (A. D. B. 33. 42.)

[38]) A. nennt neben Schildeners Kindern den weiblichen Tazze, seinen Landsmann, und erinnert dabei an ihre Züge zum Galgenberge und den Taubenböden. (Notgedr. Ber. II. 69. 80.) Weiteres war nicht zu ermitteln. Tazze jedenfalls ein Kosename.

Digitized by Google

zehenden bessern wird. Manches steht bevor, ehe wir wirklich einschlafen; doch dürfen wir auch mit sehenden Augen nicht schlafen und träumen, sondern müssen jeder an seinem Ort und auf seine Art wieder ein teutsches Volk zu machen streben. Denn wie herrlich es unten im Grunde des t. (teutschen) Volkes ist, so elendig ist es oben da, wo sie das Wort Höhe nennen, und bleibt so bis auf diesen Tag: die Possen und Äffereien in Paris sind recht ein würdiger Kontrast gegen die große Gesinnung und die großen Thaten der Völker.

Dein letzter lieber Brief und was Du von Dir und dem Vaterlande schreibst hat mich fast mit Wehmuth erfüllt und auch an mein Ohr schlagen oft die sehnsüchtigen Schwanengesänge des Meeres. Wo ich selbst bleibe, ob ich hier oder in diesen Gegenden künftig wohne — das alles weiß ich noch nicht; gern wünschte ich mir eine ruhige Stätte und so viel Brodsicherheit, daß ich für die vaterländ. Gesch. und Sprache und für die Belebung des Volkes ruhig arbeiten könnte. Bis jetzt ist es mein Schicksal gewesen, daß ich alles mehr habe an mich reißen müßen, als daß es mir gekommen wäre: auch gut, wie Gott es führt; aber der Reißende wird leicht reißig.

Über Deines Bübleins Ankunft auf die Welt freue ich mich. Gott gebe ihm ein sicheres und tapferes Herz! Grüße und küße lieb Weib und alle Deine Kindlein tausendmal von mir.

Hier ist eine himmlische Natur und ein frisches Menschengeschlecht; doch die obere und mittlere Klasse sehr verdorben und vergiftet in den größeren Städten: da thut frisches Leben und kühner Haß noth. Man behandelt aber die große Zeit so, als wenn arme Sünder begnadigt werden, oder als wenn man denen, die von Natur arme Sünder sind, zum Brode helfen müßte. Es beweist indeßen unendlich viel für die Göttlichkeit der Weltregierung und des Menschengeschlechts, daß sie so viele Armsünderei ertragen. Indeßen mitten in der Erbärmlichkeit des einen Theils erscheint die Glorie des andern Theils desto glänzender, und hie und da trifft man auch noch einen rechten Edelstein, den man in Gold faßen sollte. Die Welt ist überhaupt immer erhalten und regiert worden durch die Tugend der Einzelnen und durch die Sitte der Häuser; und wir wißen demnach welche Pflichten wir auf uns haben.

Wegen unsers kleinen Vaterlandes kann ich Dir nichts melden: in dem Wirrwarr des Großen wird so vieles als klein übersehen, das [illegible] klein ist: die teutsche Jugend ist im Allgemeinen matt [illegible] die teutsche Spitzbüberei ist gottlob so spitz noch

Digitized by Google

nicht, daß sie gleich der französischen viel ausrichten könnte; und möge sie das auch nimmer werden! Mögen wir nie klug und listig werden gleich Franzosen! Das sei teutsches Morgen- und Abendgebet.

Gott mit Dir! Grüße die Freunde. Dein EMA.

Einlage gieb auf die Post. Meine Aufschrift immer wie vorher auf Leipzig.

Nach Schluß der Tätigkeit der Centralverwaltung wanderte Arndt nach Berlin, wo er im November ankam.

Fünfzehnter Brief.

Berlin 23 Nov. 14.

Lieber Bruder. Ich bin hier, und erwarte einige Ankünften, ehe ich B. verlassen und Euch einmal wiedersehen kann, was ich so sehr wünschte. R. (Reimer) hat mir gesagt, Du habest Deinen alten Freund durch eine kleine Schrift vertheidigen wollen; das thut nicht noth, doch danke ich Dir herzlich dafür. Vor dem Volke vertheidigt sich meine Feder von selbst wohl, einige Pinselseelen und philistrige Strohköpfe abgerechnet, vor den Fürsten, wie sie sind, will und kann sie keine Gnade finden. Ich werde jetzt, wo die revolution. polit. Büchlein natürlich von selbst zu Ende gehen, gelegentlich mal selbst ein Wort über meine Schriftstellerei sagen,[39]) zumal da Viele glauben, man sei auch da durch Wahn oder in Flammen fortgetrieben, wo man recht absichtlich handelt und mit Bewußtseyn.

Wo ich bleibe, weiß ich noch nicht, weil ich mich nicht zufällig habe befestigen oder einen Herrn annehmen wollen. Es wird wohl irgendwo auch für mich Raum seyn, obgleich ich vielleicht Unrecht habe, daß ich, wo Andere sich Stellen, Titel und Orden zu verschaffen wissen, zu wenig an meine äußere Lage gedacht habe.

Ich reiche Dir herzlich die Hand. Grüße unsern Muhrbeck und die liebe Frau und die Kindlein, vor allen meinen Landsmann Karl.[40]) Dein EMA.

Weil mein armer unschuldiger Name auf den Posten oft erbrochen wird, so schreibe an mich: E. Allmann in Berlin. Realschulbuchhandlung.

---

[39]) „Ich habe, gesteht A., Erinnerungen S. 322, in ungestümer wilder Zeit, wo alles aus seinen gewohnten Ufern trat und daraus treten mußte, auch mitunter ungestüme und wild hinfliegende Worte gebraucht, wie sie der ordentliche und matte Friedenszustand nicht hören mag."

[40]) Der älteste Sohn der Charl. v. K. hieß Karl. Ob der hier gemeint ist?

Digitized by Google

Sechszehnter Brief.

Berlin Christfest 14.

Dank, lieber Freund, für Deinen lieben Brief, und herzlich ein fröhliches Fest (und ein) fröhliches Jahr gewünscht.

Du hast (recht) teutschen Schriftnern begegnet es sehr, daß sie viel ins weite Blau schießen müßen, da nirgends ein festes Ziel steht. Unser Leben wird hingehen im Sturm, das haben wir uns oft gesagt und können wir uns sagen, doch ist dies besser, als die Faulheit, die 1790 und 1800 regierte, wo die Leute kein besseres Wort hatten, als: laßet uns eßen und trinken und wohl seyn, denn dies Leben fähret geschwinde dahin.

Du wirst sehr lieb seyn, wenn Du etwas schicken willst für das Tagesblatt.[41]) Man muß den Staatskanzler erwarten und sehen, ob nicht mehr Censurfreiheit zu haben ist; sonst kann aus dem Dinge nichts werden. Ich werde überhaupt wohl nicht lange mit darin seyn, weil ich in diesen Gegenden nicht zu bleiben denke.

Grüße lieb Weib und die Kindlein und Mbeck herzlich von Deinem alten EMA.

Ende des Winters 1814—15 ging A. nach Pommern. Auf die Kunde von der Rückkehr Napoleons aus Elba begab er sich mit seinem Sohne Karl nach dem Rhein, verweilte in Aachen und darauf längere Zeit in Cöln.

Siebzehnter Brief.

Cöln den 17. Mai 15 .

Eben heute komme ich hier an mit meinem Treu von Aachen, wo und im Hauptquartier zu Lüttich wir beinahe 14 Tage zugebracht und die große Huldigung den zweiten Pfingstfeiertag[42]) mitgemacht haben. Wir bleiben nun fürs Erste hier, und ich will sehen, ob ich Einiges arbeiten und unter das Volk bringen kann; denn die Dummheit und Schlechtigkeit ist so groß, daß sie das Volk

[41]) A. lebte damals in Köln. Er gab im Verein mit Fr. Lange das „Tagesblatt der Geschichte" heraus, das Reimer verlegte. Es erschien nur ein Jahr (1815). (Meisner und Geerds S 119. 136).

[42]) Die Huldigung fand am 15. Mai 1815 statt. A begrüßte in einem Artikel seiner Zeitschrift dies hervorragende Ereignis, in dem er den tief religiösen Sinn der Erhebung betonte. (Notgedr. Ber. II. 109. — Tagesblatt S. 108.)

Digitized by Google

und uns gern unterbringen mögten: aber die öffentliche Stimme wird so mächtig werden, daß sie endlich Manches werden thun müssen, was sie nicht wollen.

Der Krieg wird wohl thätlich bald seinen Anfang nehmen. Gott gebe uns dann so viel Verstand, daß wir das Elsaß und Lothringen mit Metz festhalten; denn ehe die alten Gränzen erfochten sind, haben wir vor den wälschen Gaunern keine Ruhe.

Mein Treu gebehrdet sich gut; er ist hell und fromm und fröhlich, und erkennt die Nothwendigkeit jedes Guten ohne Umstände als angebohrene Pflicht: so daß ich an dem Gesellen meine Freude habe und einen Warner und Weiser dabei.

Lieb Weib und Kindlein und die Freunde werden fehrest von mir gegrüßt.

Dein EMA.

Achtzehnter Brief.

Lieber Freund.

Ich habe Dir vor sechs Wochen geschrieben; aber ich zweifle fast, ob Du den Brief erhalten hast.

Ich habe Dich gefragt: Ob Du wohl auf irgend eine Weise hier am Rhein einmal Professor des Teutschen Rechts werden mögtest. Laß Dich doch darüber einmal bei mir vernehmen.

Mir sitzt allerlei Gesindel im Nacken, die mich gern in Ketten und Banden hätten. Ich denke, ich werde es wohl durchholen. Der Berliner Minister- und Beamtenpöbel und eine gewisse Klasse Junker mögten mich gern als einen blutlechzenden Jakobiner verschrieen machen.

Es hat im Tagesblatte der Gesch. etwas über Kosegarten[48]) gestanden. Man schreibt mir, er habe gesagt, es sey durch meine Bosheit eingerückt. Ist das wahr? Melde mir das. Ich habe

[43]) Montag d. 29. Mai 1815 Nr. 106:

„Soult ist eitel, ein Schoßkind, gierig auf Schmeichelei wie eine ausgediente Buhlerin. Der bekannte Ludwig Theobul Kosegarten redete ihn einst an: „Ich sehe einen Helden, würdig die größeste Krone zu tragen, ich sehe die Augen des Cäsar und höre die Stimme Alexanders des Großen." Dafür ward Kosegarten Professor in Greifswald, mit Beibehaltung seiner reichen Pfründe, durfte auch noch einen anderen Professor aus seinem Amtshause jagen u. s. w."

Karl Schildener versicherte A. in seinem Brief vom 16 Nov. 1815, daß seines Wissens Kosegarten ihn nicht beschuldigt habe, Verfasser dieses

Digitized by Google

keinen Teil daran, weil der ganze Kerl keinen Lärm wert ist. Wenn er aber so etwas kakelt, so könnte ich ihm wohl sagen, wer er ist.

Unsere Sachen treiben sich mit den Franzosen bis jetzt verworren genug. Wir werden sehen, was wir erlangen. Die Oesterreicher sind nur gar zu matte Teufel und haben keinen hohen Mut. Wenn sie wollten wie Preußen, so wäre gegen Rußland und England wohl alles durchzusetzen. Ich verlasse mich in letzter Ordnung am meisten auf Gott und auf die Franzosen, deren eigene schlechte Unruhe, die Ruthe die sie geißeln muß, fester zusammenziehen muß.

Ich lebe sonst gesund und habe genug zu thun, da ich meinen Buben obenein viel unterrichte. Wäre der nicht bei mir, so hätte ich mich lange nach Paris aufgemacht.

Gott erhalte Dich und die Deinigen! Grüße lieb Weib und Kinder und Fritz M. und alle Freunde.

Köln, den 9. Okt. 15. Dein EMA.

Von beiliegenden Versen gieb ein Stück an Billroth.

Neunzehnter Brief.

Köln 10. Febr. 16.

Dir und Weib und Kindern einen freundlichen Gruß zuvor und allen Freunden!

Mir und dem Treu geht es gut und wir arbeiten uns ziemlich aufs Land mit den Vorderfüßen im Griechischen und Lateinschen.

Es ist viel Lärm um nichts entstanden, seit ich Dir nicht geschrieben. Die Junker klopfen auf den Busch; aber das Wildpret wird nicht leicht mehr zu fällen seyn. **Hinc illae lacrymae**; ihren Tand von Verfassung, ihr altes Kantonwesen und anderes verdammliche Wesen und Unwesen mögten sie wieder haben und diesem halten Sie die Sorge um Thron und König vor und mögten Leute, welche wohl zuweilen zu frisch die Wahrheit sagen, als Gaukler

Schmähartikels zu sein. Andere rieten auf Professor Ahlwardt in Greifswald, aber der Herausgeber des Tagesblatts erklärte in Nr 214: weder Ahlwardt sei der Verfasser noch ein in Pommern gebürtiger oder wohnhafter.

(Höfer. E. M. Arndt und die Universität Greifswald S. 61. 137. — Kosegarten an seinen Sohn d. 30. 1. 1813. Ende März 1813. d. 12. 7. 1813. — Franck. Kosegarten S. 325. 326. 306 — **Indigena.** Streifzug durch Rügen S. 97. — W. v. Humboldt a. a. O. S. 80 ff. —

Einen tief eingehenden Vergleich zwischen A. und Kosegarten giebt H. Ulmann. Pommersche Jahrbücher. X.

Digitized by Google

und Narren, ja wohl als Verschwörer darstellen. Du sollst wißen, daß ich wegen meiner unbekümmert bin; **res pro me militat**. Sollte die Sache zur Schweinerei ausgehen wollen, so werde ich mein Maul recht weit aufthun, der Folgen unbekümmert; denn ich kenne sie, und dann nenne ich sie; bis dahin schweige ich, lauschend, wohin es will. Durch die Krippe können solche mich nicht binden.

Den Sommer hoffe ich noch immer euch wiederzusehen[44]) und mich dann einmal ein paar ruhige Momente mit euch zu erfreuen. Lebe wohl. Dein EMArndt.

1816 im Hungerjahre begab sich A. wieder auf die Wanderung, zunächst nach Berlin, wo er im Juni eintraf, darauf weiter nach Rostock, Kiel, Kopenhagen, Möen; den Herbst und einen Teil des Winters verlebte er in Putbus, im Januar 1817 reiste er über Greifswald, Stettin nach Berlin zurück, wo er Verlobung und Hochzeit feierte.

Zwanzigster Brief.

Lieber Bruder!

Dir und Deiner lieben Frau und den Kindern und unserm Fritz Muhrbeck thu' ich hiermit zu wissen, daß ich mir heute meine Frau antrauen laße[45]) und morgen nach Frankfurt a./M. abreise. Im Anfange Oktobers werden wir hoffentlich in Bonn seyn, wo wir wohnen werden und wo eure Briefe mich treffen werden. Sehr wird es mich freuen, wenn ich dort recht bald durch Deine Handschrift vernehme, daß es Dir wohl geht und allem, was Dir lieb und werth ist. Mir geht es recht wohl, außer daß ich in meinen Büchern auf der See einen empfindlichen Verlust erlitten habe[46]),

---

[44]) Das geschah auf seinen Reisen in den Jahren 1816 — 17.

[45]) Nanny Maria Schleiermacher aus Oberschlesien Halb-Schwester des Professors Friedrich Schleiermacher. Die Verlobung fand bereits im April 1817 statt.

Ueber diese Verbindung schreibt Steffens an Schleiermacher. Breslau 18. 5 17: „Wie hast Du mich überrascht mit der Nachricht von Nannys Verlobung mit dem trefflichen Arndt, eine Verbindung die in jeder Hinsicht die vortrefflichste und glücklichste genannt werden muß. Es ist schwer zu sagen, wem man am meisten Glück wünschen soll . . . . auf der Reise schwebte mir die Neuigkeit beständig vor, es war, als wäre mir selbst ein großes unerwartetes Glück begegnet.

[46]) Erinnerungen S. 313 . . . . . „Doch war ein Glück bei diesem Unglück, nemlich daß mit manchen werthvollen Papieren auch dicke Stöße von abenteuerlichen Schnurrigkeiten verloren gingen . . . . sie hätten bei den später erfolgenden Untersuchungen mich in manche schwere Noth stellen können." (Meine Wanderungen S. 125. 126.)

Digitized by Google

von dem ich nicht weiß, wie ich mich in Hinsicht des inneren Werthes für mich sobald erholen soll, zu geschweigen, daß ich für den äußern Werth vielleicht kaum Entschädigung erhalten kann. Mit der Rheinuniversität ist es bisher noch unentschieden, ob sie in Bonn oder Köln seyn soll; das aber mag wohl jetzt ziemlich sicher seyn, daß ich dabei mit angestellt werde.

Sey so gütig, Deinem G. Muhrbeck in Demmin[47]) bald zu melden, daß er wegen seines Sohnes und der Schulpfortiana sich gradezu an Professor Buttmann hieselbst wenden solle.

Grüße alle Freunde herzlichst, küsse und herze meinen kleinen Paten in meinem Namen und lebe froh und gesund. Meine Baldwirkliche grüßt sehr. Dein EMArndt.

Berlin den 18n Sept. 17 .

Anfang Oktober traf er in Bonn ein. Ein Jahr darauf konnte er seine Vorlesungen beginnen. Der 11. Febr. 19 erhielt er eine warnende Kabinettsordre als Antwort auf den 4. Teil seines Geistes.

Einundzwanzigster Brief.

Lieber Bruder.

Ich bin fast flat[48]), um mit Lilla Silfverstolpe[49]) zu reden, wenn ich bedenke, mit welcher liebreichen Freundlichkeit Du Deinem alten Kumpan auch in der fernen Weite entgegenkommst. Deinen treuen Hörberg[50]) hab' ich recht mit Andacht gelesen: es ist etwas

[47]) Julius Gustav Lorenz Muhrbeck geb. d. 5. 3. 1770 in Greifswald als Sohn des Professors der Philosophie Johann Christoph M., gest 89 Jahre alt am 5. 7. 1859 in Demmin als Geh Sanitätsrat, Kreisphysikus und Dr. med. M. war ein sehr tüchtiger Arzt und ein hervorragendes Original. Seine erste Frau, Christine Marie Schildener, gest. d 30. 6 1818., war eine Schwester Karl Schildeners, der eine Schwester G. Muhrbecks geheiratet hatte.

[48]) Flat: flach, glatt, beschämt.

[49]) Wol Tochter Axel Gabriel Silfverstolps, der 1798 Mitglied und Sekretär der Akademie der Wissenschaften wurde, als Politiker und Dichter, besonders durch seine Trinklieder bekannt. A. stand mit ihm in Briefwechsel. (Stralf. Ztg. 1810 Nr. 60. — Notgedr. Ber. II 356 und 72.)

[50]) Des Schwedischen Bauern und Malers Pehr Hörbergs Lebensbeschreibung, von ihm selbst verfaßt, übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Professor Schildener zu Greifswald 1819.

Dem Ehrenwerthen Bauernstande von Neu-Vorpommern und Rügen gewidmet.

„Um das Leben des mir fremden (schwedischen) Volks kennen zu lernen, wandte ich mich zur Kunst, sah einige Bilde Hörbergs. Dieser hatte erst mit seinem 40. Lebensjahre Gelegenheit bekommen gute Meister zu sehen und doch bedeutende Altarbilder gemalt. Diese Bilder zeigen Rohheit besonders in den Farben, aber Sicherheit und Kraft in der Zeichnung, Wahr-

Digitized by Google

Mildes ja fast etwas Gottseliges um so ein Leben, das sich von dem zarten und unbezwinglichen Naturtriebe und von dem Vertrauen auf Gott so hintragen läßt und die Stürme und Wetter, welche andere machen oder welche auf deren Kosten gemacht werden, kaum aus der Ferne sausen und prasseln hört. — Nun aber faße ich diese Deine Freundlichkeit auf die alte Weise wieder an. Wäre es nicht möglich, daß Du mir den von Gadebusch herausgegebenen Rügenschen Landbrauch von dem alten Landvogt Normann[51]) auftreiben und durch Mauritius[52]) zukommen lassen könntest? Dieses Buch, ein Beweis, daß es mit unserer Bauerschaft vor dem dreißigjährigen Kriege doch so gar schlimm nicht stand, ist mir leider auch vergangen.

Was ich treibe? Diesen Sommer und Frühling nicht eben gar viel Gescheidtes, sondern Verworrenes und Verwirrendes. Ich baue mir ein Häuschen in einem Garten vor dem Thore am Rhein, und das ist ein zerzerrendes und zerreißendes Ding mehr, als man sich anfangs vorstellt, und ich werde eine saure Zeit haben und genug kämpfen müssen, daß ich mit meinen Vorlesungen noch so halblich durchkomme.

Wie wirs treiben? Nun es beginnt etwas lebendiger zu werden. Wie man es mit uns treibt oder treiben wird? Weiß es Gott. Wenn man nur nicht immer das Einzelne faßte und sich davon faßen ließe und den Geistern endlich gar ihre Bannmühlen vorschreibt. So kann endlich das Schlegelsche: Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben[53]) traurig wahr werden. Das sind

heit und Mannigfaltigkeit der Charaktere, Klarheit und Natürlichkeit der Anordnung u. s. w.

(A.s Reisen durch Schweden IV. 122 f.)

Hörberg ist geb. 1746. gest. in seinem 71. Lebensjahr, er hat verfertigt 87 Altar- und 520 kleinere Gemälde.

[51]) Des Matthias v. Normann Wendisch Rugianischer Landgebrauch herausgegeben von Gadebusch. (Pommersche Jahrbücher VII S. 119.) Vom Inhalt des Landgebrauchs spricht A. in Erinnerungen S. 94, stellt besonders die gute Lage der Bauern im 16 Jahrhundert im Gegensatz zu der erbärmlichen im Anfang des 19. Jahrhunderts dar.

(S. auch Gaede. Die gutsherrlich-bäuerlichen Besitzverhältnisse S. 34. ff.)

Grundzüge einer lex agraria entwickelt A. an F. H. Hegewisch 1. 5. 1817. (Prß Jahrbücher Bd. 56.)

[52]) Ernst Mauritius, Buchhändler in Greifswald 1810—36.

[53]) Diesen Ausspruch zitiert A an mehreren Stellen. Er ist entnommen aus Friedrich Schlegels Trauerspiel „Alarcos", Akt II gegen das Ende. Alarios hat seine Gemahlin getötet, die Infantin Solisa ist plötzlich gestorben, Alarcos in Verzweiflung, der König sieht ringsumher Tod und Vernichtung. Da ruft Ricardo aus: Er (der König)

Entsetzt zu sterben,
Ist er so gestorben,
Hat wüthend sich in Angst den Tod erworben.

Digitized by Google

die feigen und listigen Rücktreibungen des Einzelnen und um das Einzelne, wodurch alles vergehen muß. Ja wenn man das Ganze zurücktreiben könnte!

Ad vocem fällt mir der Bruder A. W.[54]) ein, den Du kennst: mein Nachbar nebenan. Der ist ganz ein wälsches diminutivulum geworden, das eitelste Männlein unter der Sonne . . . . . Mit seiner Frau, der schönen Tochter des alten Paulus in Heidelberg, wird es wohl zur Scheidung kommen. Das jammert mich doch; denn gutmütig ist er wirklich.

Immer noch kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, Dich einmal hier am Rhein zu sehen. Das Land und besonders die Alterthümer und Kunstwerke wären doch einer Reise werth, wie viel Gutes und Liebes die trauliche Heimath auch in ihrem Schoßberge, was man mit Recht festhalten darf. — Denke Dir, es ist schon ein schwed. Student hier, ein junger Baron Wrede und sein Führer Herr Magister und Docens etc. Theologien Herr Kinander. Auch einige Engländer, wornach man eben nicht lüstern seyn darf, haben sich anmelden laßen.

Und nun Gott mit Dir und den Deinigen! Grüße die lieb Frau und die Kindlein und die Freunde auf das allerherzlichste.

Bonn den 22. April 19. Dein EMArndt.

Am 14. Juli 19 fand bei Arndt Haussuchung statt, seine Papiere wurden beschlagnahmt, er selbst auf einen halben Tag verhaftet.

Zweiundzwanzigster Brief.

Lieber Bruder!

Eine Parthei, welche gern alles Gute zurücktreiben und der ganzen Welt einbilden mögte, daß unser einer ein Verschwörer Mordbrenner Bündler etc. sey, macht sich im Vaterlande sehr laut.

So in Fr. Schlegel, Sämmtliche Werke, Wien. 1823. VIII. 278. In der älteren Ausgabe des Alarcos Berlin 1802. S. 60. und in den Gedichten 1819, S. 155 heißt es wie A. die Stelle anführt:

„Aus Furcht zu sterben
Ist er gar gestorben."

(Nach Mitteilungen der Herren Professor Munck-München und Oberbibliothekar Meisner-Berlin).

[54]) „Er trat vor den Russen und vor uns Deutschen eben nicht deutsch auf, sondern erschien, wo wir andern nach Zeitart und Kriegsart meist gestiefelt und gespornt einhertraten, wie ein blank geschniegelter französischer Abbé. . ."

„Wer A. W. Schlegel und mich gekannt hat, sagt A, begreift leicht, daß wir beide miteinander nimmer zu einem freundlichen Verhältniß haben kommen können."

(Meine Wanderungen S. 45. — Notgedr. Ber. II. 57.)

Digitized by Google

Du weißt nun und Du sollst hierdurch wißen und auch meinen Freunden sagen, daß ich nie mit etwas Geheimem verkehrt habe, sondern daß meine Schriften es sind, welche den Zorn reitzen; die will ich aber wohl vertheidigen, wenn sie mich fragen. Hier sind meine Papiere und zweier andern Professoren[55]) Papiere beschlagen und werden untersucht. Sie werden bei mir nichts Bündlerisches finden, wohl aber, daß ich der Freundschaft und des Lobes der Besten genieße; wollen Sie wortklauben, so will ichs ihnen auslegen. Sie werden sich wohl besinnen. **Hoc igitur credito, me inconcusso et tantum non imperturbato animo esse, utpote nullius secreti facinoris concius.** Und den Glauben hab' ich fest, daß Gott den nicht verläßt, der auf dem Rechte steht.

Meine Frau hat mir einen tüchtigen Buben geboren vor fünf Wochen,[56]) und beide gedeihen wohl. Karl Treu gedeiht auch, ist ein schöner starker Mensch, und wird den Herbst wohl Student. Grüße lieb Weib Kinder Muhrbecks etc. sehr.

Gute Laghen[57]) hab' ich mit Freuden gelesen und danke Dir; wann ich einmal wieder mehr Zeit habe, will ich Dir einige **notulas** schicken, die ich mir angemerkt habe. Dein EMArndt.

Bonn den 30n Juli 19.

Den 10. 11. 20 wurde Arndt suspendiert, die Untersuchung im Jahre 22 (Sommer) eingestellt, ein Spruch folgte nicht, A. blieb bescholten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV.

Dreiundzwanzigster Brief.

Bonn den 2. Pfingsttag 23.
(19n Mai)

Mein theurer Freund. Wie es einem in dieser Welt geht, daß man von außen erinnert und angestoßen werden muß, wenn auch

[55]) Friedrich Gottlieb Welcker, Professor der Archäologie, und Karl Theodor Welcker, Jurist.

„Schon seit dem Herbst 1815 ward ein merkwürdiger Wechsel von Licht und Wind bemerklich, Gunst und Glück säuselten nicht mehr Zephyrgeflüster um mein Haupt, ein hohles Sausen und Brummen ging durch die Luft der folgenden Jahre so hin, bis es zuletzt als Blitz und Donner über mich hinleuchten und auf mich hineinkrachen sollte."

(Notgedr. Ber. I, XIV. — Erinnerungen S. 311.)

[56]) Den 18. Juni 1819, von diesem Siegestage Karl Siegerich genannt, seine Paten waren Schleiermacher. Graf Geßler und der Freiherr vom Stein.

[57]) **Guta Lagh** das ist der Insel Gothland altes Rechtsbuch. In der Ursprache und einer wieder aufgefundenen altdeutschen Uebersetzung herausgegeben mit einer neudeutschen Uebersetzung nebst Anmerkungen versehen von Dr. Karl Schildener. Greifswald 1818.

Digitized by Google

die innere rechte Erinnerung lieber Menschen nie verstummt, so ist es mir vor einigen Wochen mit Dir gegangen, mein Geliebter. Ich war etwa 8 Tage in Düsseldorf und verlebte davon einen guten Theil mit dem trefflichen Maler Cornelius,[58]) der eben vor ein paar Tagen hier durchgerutscht ist nach München, wo er noch mehrere Jahre in der sogen. Glyptothek des Krprzen zu malen haben wird. In jenen 8 Tagen lernte ich den Menschen Cornelius, welchen ich hier nur ein paar Male leicht bestreift hatte, recht kennen, und ich ward in mancher Beziehung durch ihn an Dich erinnert, selbst hinsichtlich des Gesichts; nur daß bei ihm alles mehr gedrängt und verkürzt ist. Dieser treffliche Mensch hat mirs nun angethan, daß ich mal wieder an Dich schreiben muß, und Dich erinnern, daß Du ja mal eine südteutsche Reise hast machen wollen. Könntest Du mit dem alten Quistorp[59]) nicht zusammenspannen und Dresden München Studtgd Strsburg Frkfurt durchnehmen, und so gegen die Zeit der Weinlese zu uns und nach Köln und von da über Kaßel und Hannover oder über Bremen und Hamburg zurück. Wenn auch Manches sich ändern kann, diesen Sommer werdet ihr mich hoffentlich hier noch finden. Die Zeit sollte euch auch hier nicht lang werden.

Besuchen magst Du mich immer, da Du doch schon Herbes und Widerliches genug durch mich, doch ohne meine Schuld, gekostet hast.[60]) Meine Sache liegt; was kann man bei gebundener Justiz

---

[58]) Cornelius war im April 1823 in Düsseldorf, dann im Winter 23 auf 24. (Notgedr. Ber. II. 357. 331.)

C. beschreibt selbst in dem Aufsatz „Die deutschen Maler in Rom" (Tagesblatt Nr. 22) die Bestrebungen der Vereinigung von San Isidore. Zeitgenössisches Urteil über C. im 3. Brief des Pastor Schwarz an Schildener, auch A. an denselben, Bonn 18. 8. 23. — Höfer a. a. O. Nr. 18.

[59]) Begründer einer neuen Kunstrichtung in Greifswald, der intimste Freund Kosegartens: Johann Gottfried Quistorp, geb. d. 16. 4. 1755 in Rostock, studierte Mathematik und deren Anwendung in der Baukunst, dann ging er nach Dresden, zeichnete hier unter Leitung des Malers Graff. Nach seiner Rückkehr nach Greifswald wurde er akademischer Zeichenlehrer, Adjunkt in der philosophischen Fakultät für Bau- und Feldmeßkunst. Bedeutenden Einfluß übte er durch seine Sammlung von Gemälden, Handzeichnungen, benutzte sie als Vorlagen für seinen Unterricht und bildete eine Reihe hervorragender Schüler, so den Maler Friedrich und die Professoren Schildener und Finelius.

(Franck. Kosegarten S. 52. — Festschrift für Direktor Lemcke S. 194 — Akad. Ztschrft. II. 2.)

[60]) Besonders schmerzlich mußte es A. berühren, daß auch Schildener in seine Untersuchung verwickelt wurde. „der besonnenste, redlichste, offenste Mann, der treuste und wärmste Freund des Vaterlandes und weil er das ist, gewiß der wärmste und treuste Unterthan seines Königs".

(Notgedr. Ber. II. 141.)

Schildener schreibt hierüber an Pastor Schwarz 4. Brief: „Inmitten meiner ersprießlichen Thätigkeit begannen die Untersuchungen über die so-

Digitized by Google

machen? Ja wird es in Teutschland möglich seyn die lächerlichsten aller Aktenstücke, wenn das als einzige Vertheidigung übrig bleibt, drucken zu laßen? werden sie auch das nicht endlich verbieten?

Mein Volk ist wohl; wirklich eine kleine Schaar staatlicher Bübchen. Doch, wie gesagt, komm und sieh! Aber zuvor erzähle mir lang und ausführlich von lieber Frau und Kindern, von Fritz Muhrbeck und von allem, was uns gemeinsam ist, auch vor allen Dingen von Dir selbst und Deinem Leben und Treiben. Du hast da so viel Bekanntes anzurühren, ich dagegen fast nichts, da ich auf Dir unbekannter Stätte sitze; von politischen und allgemein menschlichen Dingen z. B. von Rußen Türken und Spaniern will ich diesmal nichts weiter sagen, um Dich Unschuldigen in meine unschuldigen und, wie ich hoffe, recht christlichen Gedanken nicht zu verwickeln.

Gott mit Dir! Thu bald, worum ich gebeten und behalte lieb

Deinen EMArndt.

Vierundzwanzigster Brief.

Bonn den 6n des Lenzmonds 36.

Ich sehe eben, geliebter alter Freund, daß ich den mit unleidlichen Stürmen und Regen uns plagenden April mit einem falschen Namen genannt habe; mit einem ähnlichen Irrthum oder vielmehr einem ähnlichen Fehlschluß schrieb ich zuletzt an Dich — es werden wohl bald zwei Jahre voll seyn[61]) — ich wüßte nicht, was mich den durch mancherlei Püffe Gestälten noch besonders aus der Faßung bringen könne. „Ich Thor! ich hatte nämlich nur meine politischen oder vielmehr meine demagogischen Leidsale im Sinne, und bedachte weder nach heidnischer noch nach menschlicher Lehre, wie viele Pfeile der allmächtige Himmel in seinem Köcher hat, womit er die sterbliche Brust durchboren und zermartern kann, bis das wunde oder müde Herz sich verblutet oder bricht und das Grab das irdische

genannten demagogischen Umtriebe. Man hatte sich der Papiere A's bemächtigt und darunter einige Briefe von mir an ihn gefunden, deren ich mich wahrlich! nicht zu schämen habe. In Folge davon wurden auch mir unvorbereitet A's Briefe an mich durch den Rektor der hiesigen Universität abgefordert und ich unter Verhör gestellt. Als nach diesen Untersuchungen ich keines Unrechts beschuldigt werden konnte, empfingen Rektor und Senat ein Schreiben der vorgesetzten hohen Behörde, worin mir .... der Vorwurf gemacht ward, daß ich im Lektions-Verzeichnisse nicht genug Collegia angezeigt habe und mir mit Entlassung gedroht. Dieses so verbreitete Reskript ward mir dann erst durch den Decan der juristischen Fakultät zugestellt."

[61]) Der letzte Brief A's an Schildener ist vom 16. 6. 1834.

Digitized by Google

Leid und meistens auch die irdische Erinnerung bedeckt. Es war zwar freilich kein Frevel sondern nur ein Vergessen, wie es die meiste irdische Thorheit und Verblendung ist; aber bald traf mich ein Pfeil des tiefsten Wehs, von welchem meine Brust nicht mehr heilen kann. Meinen Knaben,[32]) den ich so viele Jahre immer selbst zum Rheinbade geleitet, der den Vormittag des Wehes noch neben mir gebadet und geplätschert hatte, ließ ich mir von seinem Bruder Hartmuth und einem Knaben der Nachbarschaft abbetteln den Nachmittag; sie gingen von dem Bedienten des Nachbars begleitet. Der Mensch achtete nicht auf die Kinder, und der Rhein entführte meinen Wilibald. Dieser bald 9jährig war durch Muth, Feuer, Schönheit und Geist der Glanz unseres Hauses. Ich mußte ihn unter grausen Umständen wiederfinden oder vielmehr wiedersuchen und der mütterlichen Erde seinen irdischen Theil zurückgeben. Die Erscheinung dieses holden Knaben, sein Kommen, Leben und Scheiden — kurz alles war so wunderbar verflochten mit meinem bischen Daseyn und hatte so eigenste Verhältnisse, daß, wie die einen bestimmt schienen, mich sehrest zu beglücken, so die andern mich zu zerschmettern. Ich rief freilich, und gottlob ich kann noch rufen: Gott ist weise und gerecht, aber der Schmerz ist da und wird wohl bleiben: einer der großen tragischen, wie alles, was uns armen Sterblichen ungeheuer kommt. Er muß mir gut seyn, weil er da ist und nicht weichen will, obgleich ich noch nicht rühmen kann, daß er auf meinen alten Adam besonders gewirkt habe: es sey denn, daß ich fast zu sehr gelernt habe über diesen kleinen Planeten ganz wegzublicken und mich wegzuwünschen; indeßen das war wohl nie mein besonderer Fehler, daß ich an seinen Gütern auch nur in Täuschung zuweilen

---

[32]) „Das Kind war ein Geist höherer Art, ein Kind des Wunsches, der alles, was seine Brüder einzeln haben, in dem seltensten Ebenmaß vereinte — ein reineres freieres und lichteres Wesen habe ich in keines irdischen Treiben geschaut."

(An Ehrenfried von Willich. Bonn d. 9. 9. 34. Prß. Jahrb. 34. Nr. 40.)

An Charl. v. K. Bonn d. 14. 9. 34:

„Es ist ein gewaltiges in diesem Schmerz in meiner Brust; es war gewiß ein Mensch höherer Ordnung, den ich verloren habe, nicht ohne mancherlei Vorzeichen, daß ich ihn verlieren sollte und immer noch muß ich glauben, daß Gott ihn anderswohin versetzt hat, weil ich nicht werth war, solchen Schatz zu besitzen oder nicht fähig, solches Kind würdig zu erziehen. . . . . Wir sind von dem plötzlichen grauenvollen Schlage noch sehr zusammengesunken, aber durch Gottes und des Heilands Gnade nicht gar versunken."

Immer und immer wieder kommt er auf den furchtbaren Schlag zurück. In einem Briefe an Hegewisch entlädt er seinen Schmerz mit den schönen Versen: Prß. Jahrb. 34. S. 400.

Digitized by Google

als an unvergänglichen gehangen hätte. Kurz Gott allein weiß das Warum und Wohin, und in seine Freundlichkeit und Barmherzigkeit, wovon ich auch in diesem Jammer gnädige Zeichen empfangen, werfe ich mich, und kann noch immer zuversichtlich den Spruch des Heilands mir vorbeten: Gott ist die Liebe. Du fühlst dieß alles wohl mit mir und hast es wohl gefühlt, geliebter Freund. Auch Du bist mit großem Seelenleid vertraut, durch das, was Dir Gott in Deinem Ältesten zugeschickt hat.[63]) Ich aber war in den letzten Wochen gedrungen, mal an die Pforte Deines Herzens zu klopfen und thue es hiemit. Wir werden alt und wissen nicht, ob wir uns in diesem irdischen Nebellande wiedersehen, wir wollen uns also noch einmal aus der Ferne die Hand reichen und schütteln. Ich war bis auf jenen Tag des Schmerzes sehr jung, meinte es noch länger zu bleiben; Gott hat es anders gemeint, und ich muß nun aus den innersten Falten meines Herzens viel ernstere Stralen der Betrachtung aussenden.

Dieß von meinem engeren Selbst, nun von meinem weiteren ein paar Worte.

Meine gute Hausfrau, bald 50 Jahr, ist leidlich rüstig, leidet auch innerlich nicht so viel: die die Kinder mit Schmerzen gebären verlieren sie leichter als die Männer.

Meine Kinder? Mein Ältester, wie Du wohl gehört, lebt als Oberförster jetzt in Preußen, hat Weib und Kinder und lebt wie andere Sterbliche, im Ganzen ein rüstiger und zuverläßiger Mann. Freilich gehört nicht zu meinem Glücke, daß er so weit weg fast in **partibus Infidelium** wohnt, fast so fern von mir, als in deutschen Gränzen möglich ist.

Von den andern sind Sigerich (16 J.) Roderich (15 J.) und Leubold (13 J.) die ersten beiden Schüler der hiesigen Obersecunda, der dritte der Untersecunda, drei sehr verschiedene Käuze. Siegerich nach außen gewendet und praktisch gewandt will Arzt werden; Roderich weiß noch nicht was, ist aber ein Junge stillen, leichten und sicheren Fortschritts in Allem, scheint viele innere wissenschaftliche Anlage zu haben, mild und freundlich, auch sehr musikalisch; Leubold voll Talent, oft widerhaarig, immer für sich, aber treu und gehorsam, keinem den Weg vertretend, der ihn gewähren läßt.

---

[63]) Der älteste Sohn Schildeners, Karl, verfiel als Student der Medizin in Melancholie, wurde in eine Anstalt nach Rostock gebracht und ist dort hochbetagt gestorben.
(Mitteilung einer Enkelin Karl Schildeners)

Digitized by Google

Hartmuth Dein Pathe, bald 12 Jahr, ist Quintaner und erklärt unverholen bis jetzt seinen Abscheu gegen alles Lernen, heftig leicht und hübsch — Das kleine Mädchen 9 J. alt, ist leiblich und geistig wohl ausgestattet.

Nun bitte ich Dich, mein geliebter Alter, daß Du mir von Dir und Deinen Geliebten und von andern Dich berührenden Zuständen recht bald ein paar freundliche und — woll' es Gott! — fröhliche Worte zu kommen laßest. Bedenke hübsch meine Mahnung an unser Alter und an die Vergänglichkeit der Dinge. Wir gehen freilich immer auf Gräbern, und man kann gewiß mit Bellmann[64]) immer sagen **Minsta blad — eller stalle — dolger in sin skygd en hvilostad,** aber ich bin nun besonders durch meine Stimmung darauf hingewiesen und in der Grabeswanderung werde ich im eigentlichen Sinn wohl was mir vom Leben noch übrig am meisten hinbringen müßen.

Lebe wohl. Treuste Grüße von meiner Frau.

Dein EMArndt.

---

64) Die hier von A. angeführte Stelle ist nach dem Gedächtnis zitiert, sie heißt deutsch: „Das kleinste Blatt, die kleinste Stelle verbirgt in seinem Schuß eine Ruhestelle."

Dies Wort ist entnommen aus Fredmans Episteln Nr. 54, an Korporal Bomans Grab auf dem Katharinenkirchhof und lautet im Original „**Minsta blad :||: Löljer i sitt skyd en hvilostad**": das kleinste Blatt, nämlich der Bäume, die gelbes Laub um sich sträuen, birgt in seinem Schuß eine Ruhestelle." Nach Mitteilung des Herrn Professor F. Niedner. In seiner Uebersetzung von Fredmans Episteln giebt er die Stelle so:

„Hier und da ein düstren Baum dann wieder!
Gelbes Herbstlaub rieselt dran hernieder!
Jedes Blatt deckt im Falle ein' Todesstatt."

A. führt diese Epistel noch einmal an in Wanderungen S. 199.

Karl Michael Bellman, der schwedische Anakreon, geb. d. 4. 2. 1740, gest. d. 12. 2. 1795.

Eingehende Charakteristiken geben A. Reise durch Schweden 1804. IV. 99. ff. — Das Hauptwerk ist F. Niedner. Karl Michael Bellman. Berlin 1905. — Derselbe Fredmans Episteln übertragen. Vorwort.

Digitized by Google

Obligatorische Arbeitsschiedsgerichte in Australien.

Nach Studien an Ort und Stelle.

Von

Friedrich Schöne.

Vorbemerkung.

Im Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte" bekennt sich Professor Lujo Brentano in einem „Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum" betitelten Aufsatz zu einer außerordentlich optimistischen Beurteilung der gesetzlichen Maßnahmen, die im besonderen in Australasien mit dem Ziele einer Festlegung von Mindestlöhnen getroffen worden sind. Wer die Verhältnisse aus eigener Anschauung an Ort und Stelle kennt, wird sich diesem Urteil nicht anschließen können, es sei denn, daß er, wie der verstorbene Professor Schachner in Jena, an der unbefangenen Betrachtung durch eine mit seinem Lieblingsgedanken gefärbte Brille gehindert wird. Zu meinem Bedauern ist es mir zurzeit durch Mangel an Zeit und Muße versagt, der an mich gerichteten Bitte um eine ausführliche Erwiderung auf die Brentanoschen Ausführungen nachzukommen, ich stelle aber der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" gern die vorliegende im vorigen März in Sydney entstandene Betrachtung über den Streik in Brisbane zur Verfügung, die immerhin eine Illustration dafür abgeben dürfte, wie es mit der Praxis in dem „Arbeiterdorado" Australien bestellt ist.

Der in der Brentanoschen Abhandlung bekundete Optimismus scheint mir deshalb nicht gerechtfertigt, weil es mit der Schaffung von Institutionen nicht getan ist, solange die Zwecke, denen sie dienen sollen, nicht wirklich erreicht werden; und das ist nicht der Fall, ja von Jahr zu Jahr muß m. E. die Hoffnung, daß sie sich auf dem eingeschlagenen Wege erreichen lassen, infolge der tatsächlichen Ereignisse an Zuversichtlichkeit verlieren. Das gilt vor allem von

Digitized by Google

einem der beiden Hauptzwecke, die unterschieden werden müssen: auf der einen Seite die Beseitigung unerträglicher Mißstände auf dem Gebiete der Arbeitsbedingungen (Hungerlöhne, Vorwiegen der Frauen- und Kinderarbeit, überlange Arbeitszeit und gesundheitliche Gefahren — nicht nur hinsichtlich der Heimarbeiter — usw., kurz, was man in England mit dem Wort „sweating" zu bezeichnen sich gewöhnt hat), auf der anderen Seite die Herstellung vertrauensvoller Beziehungen zwischen Arbeitgeber und -nehmer (Ausschaltung von Streiks und Aussperrungen).

Sowohl die Lohnausschußgesetzgebung (Hauptvertreter der Staat Victoria) als die Schiedsgerichtsgesetzgebung nach dem Vorgang und Vorbild Neu-Seelands haben für den ersten Punkt zweifellos wertvolle Erfolge aufzuweisen: Das noch anfangs der neunziger Jahre in bedenklichem Umfang festgestellte „sweating" darf heute für Australien und Neu-Seeland als beseitigt gelten. Mit Recht ist aber die Ansicht weit verbreitet, daß diese Verbesserungen auch ohne jene Gesetze mit der allgemeinen Hebung der in den achtziger Jahren schwer erschütterten wirtschaftlichen Lage und der aufsteigenden Konjunktur eingetreten sein dürften, während sie in schlechten Zeiten auch trotz der in Rede stehenden Gesetzgebung nicht durchzusetzen gewesen sein würden. Einer Außerachtlassung oder Verwirrung von Ursache und Wirkung macht sich diese skeptische Vermutung nicht etwa schuldig, da selbst die überzeugtesten Anhänger der Lohnausschußgesetzgebung den außerordentlichen wirtschaftlichen Aufschwung mit dieser nicht in direkten Kausalzusammenhang bringen wollen.

Die Beseitigung der Streiks ist aber jedenfalls keinem der beiden Systeme gelungen. Neu-Seeland, dessen **Industrial Conciliation and Arbitration Act 1904** (jetzt 1908) sich ausgesprochenermaßen die Streikverhütung zum Hauptziele setzt, hat allerdings zwölf Jahre lang (1894—1906) keinen Streik gehabt; einmal waren dort aber auch vor Erlaß jenes Gesetzes nennenswerte Arbeiterausstände äußerst selten — das einzig erhebliche Ereignis dieser Art war das Hinübergreifen des großen (erfolglosen) Streiks der Seeleute — **maritime strike** — von Australien nach Neu-Seeland im Jahre 1890 —, auf der anderen Seite reiht sich seit 1906 fast ununterbrochen ein Streik an den andern, oder es besteht doch dauernde Unruhe, fortwährendes Gären; die erstrebte Beseitigung der „**unrest of labour**" ist nicht erreicht. Die Brücke, die man mit Einigungsämtern und Schiedsgericht über die Arbeitgeber und -nehmer trennende Kluft schlagen wollte, scheint das Vorhandensein dieser Kluft erst

Digitized by Google

recht betont und den Parteien zum Bewußtsein gebracht zu haben: allzu deutlich spricht sich in den offiziellen Kundgebungen der Arbeiterorganisationen die Ueberzeugung aus, daß sich hier gleichsam zwei heterogene feindliche Mächte in unversöhnlichem Gegensatz gegenüberstehen, deren Beziehungen im besten Falle „korrekte", nie herzliche, freundschaftliche werden könnten.

Der tatsächliche Zustand ist der, daß die Arbeiter unbedenklich wieder auf das Mittel des Streiks zurückgreifen (auch wenn sie sich dadurch strafbar machen), sobald sie sich davon einen sichereren oder schnelleren Erfolg versprechen. Bis 1906 hatte das Schiedsgericht in Neu-Seeland (soviel ich weiß mit nur einer Ausnahme) in jedem anhängig gemachten Fall ganz oder doch teilweise zugunsten der Arbeiter entschieden, die sich dadurch an den Gedanken gewöhnten, daß sie, was immer sie auch verlangen mochten, mit ganz leeren Händen nie ausgehen würden. Sobald das Gericht sich aber außerstande sah, den immer weitergehenden Forderungen der Arbeiter Folge zu geben, und darauf hinwies, daß es ebensowohl zur pflichtmäßigen Wahrnehmung der berechtigten Interessen des Unternehmertums berufen sei, wurde es von der Arbeiterseite abgelehnt, und es fehlte nicht an den bösartigsten Verunglimpfungen der Person des Richters, unverblümten Vorwürfen der Parteilichkeit 2c.

Auch die „**Compulsory Arbitration**" ist in Wirklichkeit doch nur nach einer Seite obligatorisch („**compulsory**"), nämlich für die Arbeitgeber. Die Straffälligkeit der Arbeitnehmer für den Fall der Zuwiderhandlung oder der Umgehung des Gesetzes bleibt regelmäßig auf dem Papier. Die Substitution von Gefängnis für nicht beitreibbare Geldstrafen ist meist (so in Neu-Seeland und im Commonwealth) ausdrücklich gesetzlich ausgeschlossen, würde auch praktisch nicht durchführbar sein, da es schlechterdings unmöglich ist, streikende Arbeitermassen von mehreren Tausenden zu internieren. Gegen die Arbeitgeber lassen sich die Strafbestimmungen aber unschwer durchführen. Trotzdem lassen auch sie, die sich im allgemeinen heute mit besonderem Nachdruck auf den Boden des Schiedsgerichtsgesetzes stellen, sich hie und da unter dem Drucke der Verhältnisse bereit finden, aus dem Rahmen des Gesetzes herauszutreten und unter „Schneidung" des Schiedsgerichts die gesetzlich diesen vorbehaltenen Regelungen im Wege privater Vereinbarung zu treffen. So sahen sich vor Jahresfrist die vereinigten Schiffahrtsgesellschaften von Neu-Seeland (**Union Steamship Company** und **Huddart, Parker Line**) vor der Alternative, entweder der Forderung der Arbeiter auf außer-

Digitized by Google

gerichtliche Neuregelung der Arbeitsbedingungen nachzugeben oder auf der Erledigung der Differenzpunkte durch die Autorität des Schiedsgerichts zu bestehen und damit das Risiko eines für diesen Fall von den Arbeitern bestimmt in Aussicht gestellten Riesenstreiks auf sich zu nehmen. Auf Anweisung der Zentralverwaltung in London, die mit Rücksicht auf die Geschäftslage einen Streik um jeden Preis vermieden wissen wollte, haben sie den ersten Weg gewählt und haben damit allerdings ihrerseits dazu beigetragen, den Kredit des Schiedsprechungsprinzips weiter zu erschüttern.

* * *

Während die in den Parlamenten vertretene australische Arbeiterpartei auf gesetzgeberischem Gebiete in weitgehendem Maße eine Tätigkeit entfaltet, die zugestandenermaßen ein Experimentieren darstellt, hat sie kürzlich auf gewerbewirtschaftlichem Gebiete, durch die Gewerkschaften handelnd, in Queensland das Experiment eines Generalstreiks gemacht, das unter verschiedenen Gesichtspunkten ein über das rein Lokale hinausgehendes Interesse bietet.

Zum Verständnis der Entstehung und des Verlaufs des Streiks ist von Bedeutung die Institution des Bundesgewerbeschiedsgerichtshofes (**Federal Arbitration Court**) und seine Wertschätzung in Arbeiterkreisen auf der einen und die Handhabung des Schiedsgerichtsgesetzes (**Commonwealth Conciliation and Arbitration Act**) durch die Bundesorgane auf der anderen Seite.

Die Beliebtheit, deren sich der Bundesschiedsgerichtshof bei den Gewerkschaften erfreut, erklärt sich daraus, daß der als Einzelrichter fungierende Präsident desselben, Judge Higgins, ein ausgesprochener Anhänger der Arbeiterpartei ist und durch seine überwiegend zugunsten der Arbeiter ausfallenden Entscheidungen sich oft dem Vorwurf einer bewußten oder unbewußten Parteilichkeit ausgesetzt hat. Da nun aber der Bundesschiedsgerichtshof nur zur Entscheidung von solchen gewerblichen Streitigkeiten zuständig ist, die sich über mehr als einen Einzelstaat erstrecken („**industrial disputes extending beyond the limits of anyone State**"), so ist es das deutlich erkennbare Bestreben der Gewerkschaften, im Falle des Hervortretens von Beschwerden in einem Gewerbezweige eines Einzelstaats künstlich in einem oder mehreren anderen Staaten einen Parallelstreitfall zu schaffen oder festzustellen, um so des Vorteils der Bundesschiedssprechung teilhaftig zu werden. Begünstigt wird dies durch den Umstand, daß sich die Gewerkschaften der einzelnen Gewerbezweige

Digitized by Google

vielfach zu Verbänden zusammengeschlossen haben, die mehrere Staaten, mitunter auch den ganzen **Commonwealth**, umfassen.

So sind die Straßenbahnergewerkschaften der Staaten Queensland, Viktoria und Süd-Australien zu der „**Australian Tramway Employees Federation**“ vereinigt. Diese legte in der ersten Hälfte des vorigen Jahres (1911) dem Bundesschiedsgerichtshof eine Klageschrift gegen die Straßenbahngesellschaften von Hobart, Adelaide, Brisbane, Perth, Fremantle u. a. vor. Die Hauptbeschwerdepunkte waren:

1. die unzureichende Höhe der Löhne,
2. die Zahl der Arbeitsstunden,
3. das an die Angestellten erlassene Verbot der Gesellschaften, im Dienste das Gewerkschaftsabzeichen („**badge**“) zu tragen, eine Medaille, die die Zugehörigkeit zum **Australian Tramway Employees Federation** ausweist und an der Uhrkette zu tragen ist. Die beim Bundesschiedsgerichte vorgebrachte Streitsache blieb monatelang unerledigt anhängig und noch im Januar 1912 war nicht abzusehen, wann sie zum Austrag gebracht werden würde. Die Gründe hierfür waren die Geschäftsüberhäufung des Gerichts und möglicherweise auch eine absichtliche erfolgreiche Verschleppung durch die beklagten Gesellschaften.

Gegen diese Verzögerung der Erledigung protestierte nun Mitte Januar 1912 die **Austalian Tramway Employees Federation** dadurch, daß sie den Queensländer Zweig des Verbandes veranlaßte, in Brisbane einen Streik der Straßenbahnangestellten herbeizuführen. Auf Gewerkschaftsbeschluß haben dann an einem bestimmten Tage alle inkorporierten Straßenbahnangestellten in Brisbane das Verbandsabzeichen angelegt. Da dies in direktem Gegensatz zu der im Mai 1912 erlassenen ausdrücklichen Verfügung der Direktion geschah, wurde den Leuten eröffnet, daß sie nur unter der Bedingung des Ablegens des Abzeichens zur weiteren Ausübung des Dienstes zugelassen werden würden. Diese Bedingung wurde nur von verschwindend wenigen erfüllt, die Mehrzahl blieb dem Dienste fern. Damit war der Zustand geschaffen, dessen rechtliche Natur — ob Streik oder Aussperrung — an dieser Stelle zunächst dahingestellt bleiben mag.

Es erwies sich bald, daß die Brisbaner Straßenbahngesellschaft und vor allem ihr energischer und im Brennpunkt des Interesses stehender Direktor Badger dieser Wendung nicht unvorbereitet gegenüberstanden. Es gelang vielmehr auffallend schnell durch Ein-

Digitized by Google

stellung einer sich von Tag zu Tag vergrößernden Zahl nicht inkorporierter Arbeiter den Straßenbahnbetrieb notdürftig aufrecht zu erhalten. Im übrigen erklärte Badger auf das energischste, daß er, zumal die Sache beim Schiedsgericht anhängig sei, von seinem Standpunkt nur auf Grund einer Entscheidung des Gerichtshofs abgehen werde. Da unter diesen Umständen der Kampf für die Angestellten ungünstig zu verlaufen drohte, entschloß sich die **Australian Labour Federation** zu einem Gewaltstreich und erließ an die sämtlichen Brisbaner Gewerkschaften den Ruf zum Generalstreik. Sämtliche (43) leisteten Folge und am 1. Februar 1912 wurde in Sympathie mit den Straßenbahnangestellten auf schlechterdings sämtlichen Gebieten in Brisbane die Arbeit ganz oder teilweise niedergelegt. Die Leitung des Streiks lag in den Händen eines besonderen Streikkomitees, an dessen Spitze ein gewisser H. Coyne stand. Die Zahl der Ausständischen betrug zwischen 10—14000. Ein gleich am ersten Tage veranstalteter Umzug fand etwa 10000 Teilnehmer.

Für die ersten 24 bis 48 Stunden regierte das Streikkomitee unbeschränkt, maßte sich nach Gutdünken Verbots- und Erlaubnisbefugnisse an, „gestattete" die regelmäßige Versorgung der Hospitäler mit Lebensmitteln und stellte zu diesem Behufe Permesse aus, die die Lieferung an die Permeßempfänger sanktionierten und andererseits die betreffenden Lebensmitteltransporte vor der ausständischen Menge schützten.

Schon am zweiten Tage schlug die ruhige und friedliche Haltung der Streikenden in eine drohende um, und es zeigte sich, daß das nirgends fehlende Kontingent derjenigen, die jede Gelegenheit zu Ausschreitungen und Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit begrüßen, auch hier den Weisungen des Streikausschusses Folge zu leisten nicht gewillt war.

Bei den Zusammenstößen mit der Polizei, die nicht ausblieben, kam es zu sehr heftigen Szenen, auch passierte es, daß mehrere Male Revolverschüsse auf die Polizisten abgegeben wurden, Fenster durch Steinwürfe zertrümmert und auch die Eisenbahnzüge durch Steinwürfe beschädigt wurden. Die ganze Bewegung nahm einen so gefährlichen Charakter an, daß der queensländische Premierminister Denham durch den Gouverneur bei der Bundesregierung (Generalgouverneur in Melbourne) telegraphisch um militärische Hilfe nachsuchte, und zwar auf Grund des Artikels 119 der Bundesverfassung, welcher lautet:

Digitized by Google

„The Commonwealth shall protect every State against invasion and, on the application of the Executive Government of the State, against domestic violence."

Dieses Gesuch wurde am folgenden Tage auf Beschluß des Bundesministeriums telegraphisch abgelehnt, indem dem Staate (Queensland) das Recht abgesprochen wurde, „die militärische Hilfe in einer Lage in Anspruch zu nehmen, deren Herr zu werden Sache der Polizei sei."

Die Queensländer Regierung zeigte sich jedoch den Schwierigkeiten gewachsen. Da sie nach Queensländer Gesetz in Notfällen jeden Bürger als Polizisten verpflichten kann, wurde (hauptsächlich aus freiwillig herbeigeeilten Farmersöhnen) ein berittenes Polizeikorps von ca. 2000 Mann organisiert. Der Polizeipräsident, Major Cahill, wurde seiner Aufgabe in einer Weise gerecht, die ihm allseitige Anerkennung eingetragen hat. Ein nochmaliger, ohne Einholung polizeilicher Genehmigung geplanter Umzug wurde verhindert; im besonderen wurde rücksichtslos gegen die von der Streikleitung angeblich im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung abgeordneten 500 „Streikpolizisten" vorgegangen, die tatsächlich ein organisiertes Streikpostenkorps darstellten.

Ihre Aufstellung als sogenannte „Vigilance officers" verbat sich der Polizeipräsident als eine anmaßende Einmischung in seine Funktionen.

Um die starken Polizeikräfte von Brisbane abzuziehen, wurde versucht, den Generalstreik auf die nördlichen Häfen Rockhampton, Townsville und Cairns auszudehnen. Vorübergehend hatte dies auch den Erfolg, daß 14 Gewerkschaften in Rockhampton und Townsville den Sympathiestreik erklärten.

Im übrigen begann bald ganz allmählich der ganze Generalstreik im Sande zu verlaufen. In immer weitergehendem Maße sah sich der Streikausschuß genötigt, einzelnen Gewerkschaften die Wiederaufnahme der Arbeit zu gestatten, da sonst zu befürchten stand, daß es zu Konflikten im eigenen Lager käme. Der Streik war von Anfang an beim Publikum und auch bei vielen der Ausständischen nicht populär; nach den ersten 2—3 Tagen war die Polizei vollkommen Herr der Situation, und unter ihrem Schutze konnten Handel, Wandel und Verkehr wieder einen Fortgang nehmen, der die geplante vollkommene Paralysierung des öffentlichen Lebens illusorisch machte.

Digitized by Google

Inzwischen hatte auf Drängen der **Australian Tramway Employees' Federation** der Bundesschiedsgerichtshof die Sache in die Hand genommen.

Nach einer Novelle zum Bundesschiedsgerichtsgesetz von 1910 ist der Richter befugt, auch außerhalb eines anhängigen Verfahrens zwangsweise ohne Antrag zur Schlichtung oder Verhinderung gewerblicher Streitigkeiten Verhandlungen („**compulsory conference**") mit den streikenden Parteien einzuleiten. Eine weitere Novelle von 1911 ermächtigt ihn ferner, für den Fall, daß diese Verhandlungen ergebnislos verlaufen, die Sache als eine gerichtsanhängige zu behandeln und so von Amts wegen seiner schiedsrichterlichen Entscheidung zu unterwerfen.

Von diesen Befugnissen Gebrauch zu machen, mochte sich der Richter Higgins zunächst nicht entschließen, weil, obschon, wie erwähnt, die aus mehreren Staaten stammende Straßenbahnerstreitsache dem Gericht vorläge, doch der zurzeit akute Streitfall nicht über die Grenzen eines Staates, nämlich Queenslands, hinausreichte. Er ließ sich jedoch allmählich durch die Rechtsbeistände der **Australian Tramway Employees' Federation** überzeugen, daß seine Zuständigkeit insofern begründet sei, als nachgewiesenermaßen auch in Adelaide die Straßenbahnangestellten teilweise am Tragen des Abzeichens verhindert worden seien. (NB. Die Straßenbahnangestellten in Adelaide hatten sich geweigert, wegen der Badgefrage zu streiken, da sie zurzeit **sub judice** sei.) Higgins berief darauf die Zwangskonferenz auf den 13. Februar 1912 nach Melbourne und lud dazu die Direktoren der Straßenbahngesellschaften in Brisbane und Adelaide sowie je zwei Angestelltenvertreter ebendaher ein. Wie vorauszusehen, kam es zu keiner Einigung. Higgins machte nunmehr von der zweiten ihm neu gewordenen Befugnis Gebrauch und erklärte die Sache für gerichtsanhängig, Am 27. Februar entschied er zugunsten der Angestellten, denen der „Anzug" nicht vorgeschrieben werden könne, eine Entscheidung, die gerechtfertigt sein mag in seinen Gründen, aber um den Kernpunkt der Sache, die Herrschaft der Gewerkschaften, herumgeht. Gegen diese Entscheidung ist seitens der Arbeitgeber die Revision beim höchsten Gerichtshof eingelegt worden.

Der **High Court** hat daraufhin die Vollstreckbarkeit der Entscheidung des Schiedsgerichts durch Beschluß sistiert und wird in seiner nächsten Session über die Sache selbst befinden.

Digitized by Google

Der Streik ging zunächst offiziell weiter, und zwar um die Arbeitgeber zu zwingen, die inzwischen eingestellten Arbeiter zu entlassen, die Ausständischen wieder anzustellen und die Unterlassung jeglicher Vergeltung („victimisation") zuzusichern. Schon auf der Konferenz in Melbourne hatte Badger angegeben, daß 300 Outsider im Dienste tätig seien und weitere 70 angelernt würden. (Diese sind zum größten Teile dauernd eingestellt und ihre von dem Streikkomitee geforderte Entlassung ist abgelehnt worden.) Aus dem Straßenbahnbetriebe in Brisbane sind die Gewerkschaftler mithin so gut wie ausgeschaltet und die ihnen günstige Entscheidung des Schiedsgerichts hilft ihnen daher nichts. Auch in allen anderen Gewerbezweigen haben sich die Unternehmer geweigert, während des Streiks abgeschlossene Kontrakte zu kündigen und eingestellte Ersatzarbeiter zu entlassen. Sie haben lediglich erklärt, daß ihnen der Gedanke an eine sonstige „Vergeltung" (victimisation) fernliege (daß viele der Ausständischen nur geringer besoldete Stellen als vor dem Streik finden werden, ist sicher); diese Erklärung hat das Streikkomitee als ein Nachgeben interpretiert und die Gelegenheit benutzt, den Streik als endgültig beendet zu erklären (7. März 1912).*)

---

*) Bezüglich des äußeren Verlaufs des Streiks bleibt noch zu erwähnen, daß er eine Zeitlang nach Sydney übergriff, und zwar in der Form eines Hafenarbeiterstreiks, unter dem vor allem der Norddeutsche Lloyd empfindlich zu leiden hatte. Der Frachtdampfer „Schlesien", von Deutschland über Sydney kommend, und der Postdampfer „Prinz Waldemar", von Ostasien über Neu-Guinea kommend, trafen zu einer Zeit in Brisbane ein, wo der Generalstreik, der auch die Hafenarbeiter einschloß, in vollem Gange war. Die „Schlesien" hatte eine umfangreiche Ladung für Brisbane an Bord, für den „Prinz Waldemar" handelte es sich außerdem darum, neue Ladung zu nehmen. Die Ladung der „Schlesien" wurde teilweise durch die Mannschaft und arbeitswillige Nicht-Gewerkschaftler gelöscht; ihre Hauptladung, 750 Tonnen Eisenbahnschienen aus Deutschland für die Queensländer Eisenbahnverwaltung, sah sie sich jedoch genötigt, an Bord zu behalten und so nach Sydney zurückzukehren. Der „Prinz Waldemar" hatte die erforderlichen Lösch- und Ladearbeiten ausschließlich mit seiner Mannschaft bewältigt. Beide Schiffe wurden vom Streikausschuß auf die „schwarze Liste" gesetzt („als schwarz erklärt" [„to declare black"], wie der Engländer sich ausdrückt. Ein Freund der Streikenden wies auf die in der Sonne glänzende weißgestrichene „Schlesien" im Sydneyhafen hin und sagte: „Sehen Sie das deutsche Schiff dort, es ist nicht weiß, sondern schwarz.") und bei ihrer Ankunft in Sydney verweigerten die Hafenarbeiter jegliche Lösch- und Ladearbeit. Die „Schlesien", die eine erhebliche Weizenladung einzunehmen hatte, stellte sofort ihre eigene Mannschaft an, die die ungewohnte Arbeit — wenn auch langsam — verrichtete. Dies erbitterte die Hafenarbeiter in Darling Island, dem Ankerplatz der beiden Schiffe, derartig, daß eine allgemeine Arbeitsniederlegung für einen Tag die Folge war, unter der sämtliche im Sydneyhafen ankernden Schiffe zu leiden hatten. Der Streik wurde am nächsten Mittage aufgegeben, nur die Boykottierung der „Schlesien" dauerte noch an. Es scheint und entspricht auch der Auf-

Digitized by Google

Der einzige und zwar auch nur indirekte Erfolg des Streiks ist die den Straßenbahnangestellten günstige Entscheidung des Schiedsgerichts in der Badge-Frage, immerhin bleibt auch hier noch abzuwarten, ob der **High Court** das Urteil bestätigt. Im übrigen ist der Streik, wie auch von nicht direkt beteiligten Arbeiterkreisen zugegeben wird, ein großer Mißerfolg gewesen.

Lehrreich ist der Streik vor allem für die Würdigung der Haltung und Grundsätze der in den Gewerkschaften vertretenen und der politischen Arbeiterpartei auf der einen und die Beurteilung des Schiedsgerichtssystems auf der anderen Seite.

Daß und warum das Bundesschiedsgericht bei den Arbeitern im allgemeinen so beliebt ist, ist oben angedeutet. Es ist menschlich und verständlich, daß sie mit allen Mitteln versuchen, ihre Angelegenheiten vor dieses Forum zu bringen. Daß sie aber, sobald der Gerichtshof ihnen nicht schnell genug arbeitet, ihn durch Entfachung eines Streiks zur vorzüglichen Erledigung ihrer Sachen zwingen wollen, ist zum mindesten ein Mangel an Loyalität; dem Gedanken des Gesetzes, auf welchem die Institution des Schiedsgerichts beruht, wird damit direkt ins Gesicht geschlagen. Das erste Ziel jenes Gesetzes („**The Commonwealth Conciliation and Arbitration Act**") ist die Verhinderung von Aussperrnngen und Streiks (Art. 2 Ziffer 1 des Gesetzes), und der Artikel 6 des Gesetzes bedroht demgemäß jeden Streik und jede Aussperrung mit einer absoluten Strafe von £ 1000. Nach dem Wortlaut des Artikels erscheint es auch kaum zweifelhaft, daß sowohl der ursprüngliche Straßenbahnerstreik als der folgende Generalausstand nicht nur dem Geiste des Gesetzes widersprechen, sondern auch, obwohl sie auf Queensland beschränkt waren, unter die erwähnte Strafbestimmung fallen. Der Artikel 6 lautet: „**No person or organisation shall on account of any industrial dispute, do anything in the nature of a lock-out or strike, or continue any lock-out or strike. Penalty: £ 1000**" und „**Industrial dispute**" wird in Artikel 4 definiert als „**industrial dispute . . . extending beyond the limits of any-one State**".

---

fassung des hiesigen Vertreters des Lloyd, daß antideutsche Stimmung bei diesem Zwischenfall — ausnahmsweise — nicht mitgesprochen hat, die beiden deutschen Schiffe waren vielmehr zufällig die einzigen, die in der kritischen Zeit gezwungen waren, sich im Wege der Selbsthilfe, so gut es ging, gegen allzu große Verluste zu schützen, und die auf diese Weise den Generalstreik einigermaßen erschütterten. Für den Lloyd bedeutete die Lahmlegung in Brisbane und hier eine empfindliche pekuniäre Einbuße. Die 750 Tonnenladung Eisenbahnschienen der „Schlesien" ist schließlich hier gelöscht und per Achse nach Queensland befördert worden.

Digitized by Google

Falls also die Badge-Frage als „**industrial dispute**“ angesehen werden darf und die Tatsache, daß auch in Adelaide das Tragen des Abzeichens stellenweise verboten war, sie zu einem „**inter state**“ **dispute** macht — was beides, wie erwähnt, gerade von den Gewerkschaften behauptet wird —, dann scheint der damit in Zusammenhang stehende Streik und Generalstreik trotz seiner räumlichen Beschränkung auf Queensland unter den Artikel 6 des Gesetzes zu fallen. Beiläufig sei erwähnt, daß der Richter Higgins es „lächerlich“ fand, den Straßenbahnerausstand als „Streik“ zu bezeichnen, da er ganz offenbar tatsächlich die „Entlassung“ der die „**badge**“ tragenden Leute durch die Straßenbahngesellschaft bedeute. Der oben geschilderte Hergang des Kampfausbruchs, das provozierende Anlegen des Abzeichens seitens sämtlicher Gewerkschaftler an einem Tage entgegen der früheren Verfügung der Gesellschaft und die Tatsache, daß keine **unbedingte** Aussperrung, die Schuldige und Unschuldige traf, stattfand, sondern nur die Ausschließung derjenigen, die den Anstellungsbedingungen sich widersetzten, kennzeichnet m. E. den Vorgang doch materiell als einen Streik.

Obwohl also das Vomzaunebrechen des Streiks und Generalstreiks normalem Empfinden nach einen Affront gegenüber dem das Prinzip der Schiedssprechung vertretenden Präsidenten des Schiedsgerichts bedeutet, hielt es dieser doch nicht für unter seiner Würde, sich weiter nach Melbourne drängen zu lassen, eine Maßnahme, die gesetzlich lediglich in seinem Belieben lag; es scheint zweifellos, daß bei der Veranlassung des Streiks der leitende Gedanke von vornherein war, für den Fall, daß der Streik keinen unmittelbaren Erfolg haben würde, einen Versuch mit den neu in das Schiedsgerichtsgesetz eingefügten Bestimmungen („**compulsory conference**“ und demnächstige Anhängigmachung der Streitsache von Amts wegen) zu erzwingen. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Richter Higgins in seinem unleugbaren Bestreben, bei den Arbeitern populär zu bleiben, sich im vorliegenden Falle in einer Weise von ihnen hat ins Schlepptau nehmen lassen, die der Würde seiner Stellung Eintrag tut.

Aber auch die Bundesregierung hat während des ganzen Streiks eine Haltung eingenommen, die mit dem Begriff einer unparteiischen, die Person nicht ansehenden, Recht und Gesetz wahrenden Exekutive nicht vereinbar ist.

Eine strafgerichtliche Verfolgung der Ausständischen, die sich nach dem Schiedsgerichtsgesetz offenbar strafbar gemacht haben, hat

Digitized by Google

bisher nicht stattgefunden und wird wohl zweifellos auch nicht eingeleitet werden. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Durchführung der Bestrafung in Praxis kaum möglich sein würde, so hat der blanke Verzicht des **Attorney General**, die gesetzlichen Bestimmungen zur Anwendung zu bringen, wie es nicht nur sein verfassungsmäßiges Recht, sondern ebenso seine Beamtenpflicht wäre, doch seinen Grund lediglich in den Sympathien mit der Arbeiterpartei, aus deren Reihen die Regierung hervorgegangen ist, und in dem Buhlen um die Gunst der Arbeiterwähler mit Rücksicht auf die keineswegs sicheren Aussichten bei den nächstjährigen Wahlen. Dies geht sogar so weit, daß der Bundes-Premierminister Fischer persönlich Beiträge in die Streikkasse zur Unterstützung der Ausständischen geleistet und öffentlich ausgesprochen hat, daß er aufrichtig erfreut sei über die gute Haltung der Streikenden in ihrer schwierigen Lage („**delighted with the way in which the men are behaving under very trying circumstances**"). Nach den ersten stürmischen Tagen ist es in Brisbane zu ernsteren Unruhen nicht mehr gekommen. Von der Arbeiterpresse wurde dies in überschwänglicher Weise als Beweis für die Tüchtigkeit der Streikleitung und die vorzügliche Haltung der Ausständischen gerühmt, während das Hauptverdienst zweifellos der Energie der Brisbaner Polizei gebührt.

Die Erwägung, daß die Polizei — allerdings wirksam verstärkt durch die freiwillige Polizeiwehr — sich ihrer nicht leichten Aufgabe als durchaus gewachsen erwies, bestärkt hinterher die Annahme, daß der Premierminister Denham doch wohl etwas übereilig die militärische Unterstützung bei der Bundesregierung requirierte. Trotzdem geht man nicht fehl, die Verweigerung der erbetenen militärischen Hilfe auf jene Haltung zurückzuführen, die die Commonwealthregierung, wie gezeigt, zu dem Streik überhaupt einnahm. Im übrigen ist es eine offene Rechtsfrage, ob die Verweigerung verfassungsrechtlich zulässig war. Nach dem oben zitierten Artikel 119 der Bundesverfassung soll oder muß („**shall**") der Bund die Einzelstaaten gegen innere Unruhen schützen, ohne daß gesagt ist, wer zu entscheiden hat, ob der Fall „innere Unruhen" („**domestic violence**") vorliegt oder nicht. Nach unbefangener Auffassung muß zur Beurteilung dieser Frage im Brisbaner Fall die Queensländer Regierung unbedingt als besser imstande erscheinen, als die drei Tagereisen vom Schauplatz entfernte Bundesregierung in Melbourne. Durch den zur Ausführung des Artikels 119 der Verfassung ergangenen Artikel 51 des Landesverteidigungsgesetzes **Commonwealth Defence**

Digitized by Google

Act 1904) ist die Entscheidung allerdings in die Hände des General-Gouverneurs gelegt und außerdem die entschiedene Wendung „**shall protect**" im Artikel 119 der Verfassung abgeschwächt in die Bestimmung, daß der General-Gouverneur gegebenenfalls „**may call out the permanent forces . . . etc.**". Es ist immerhin zweifelhaft, ob diese Bestimmungen der **Defence Act**, die nicht als verfassungsänderndes Gesetz ergangen ist, sich mit dem Wortlaut und der **ratio** des Bundesverfassungsartikels in Einklang bringen lassen.

Die Bundesregierung hat also das Unternehmen des Streiks und Generalstreiks **quasi** sanktioniert, obgleich es gegen Sinn und Geist derjenigen Normen verstößt, zu deren Hütung sie berufen ist. Daß sie sich damit letzten Endes doch ins eigene Fleisch schneiden muß, macht sie sich nicht klar. Hätte sie sich ernsthaft unparteiisch verhalten, so würde sie nicht nur die Achtung der Gegner erworben, sondern auch Beifall im eigenen Lager gefunden haben. Denn es darf nicht übersehen werden, daß der Brisbaner Streik nicht nur beim großen Publikum, d. h. auch dem der Arbeiterpartei angehörigen, unpopulär war, sondern auch von der gemäßigteren Richtung der Gewerkschaften gemißbilligt wurde.

Wie oben ausgeführt, ging die Aufforderung zum Generalstreik von der „**Australian Labour Federation**" aus. Diese (der Name „**Australian**" ist irreführend) ist die Zusammenfassung der extremen Gewerkschaften in Queensland, welchen eine gemäßigtere Minorität, vereinigt im „**Queensland Labour Council**", gegenüber steht. Der Queensländer Zweig der „**Australian Tramway Employees' Federation**", welche den ursprünglichen Streik verursachte, gehört zur **Australian Labour Federation**. Schon während des Streiks mußte diese über einzelne scharfe und unverblümte Verurteilungen ihres Vorgehens aus den Kreisen der eigenen Partei quittieren. Sie hatte versucht, den Generalstreik über Queensland hinaus nach Neu-Südwales zu tragen. Die Vertretung der Gewerkschaften in Newcastle (Neu-Südwales) ließ ihr darauf eine unzweideutige Absage zugehen, indem sie es glattweg (**point blank**) ablehnte, den Forderungen des Brisbaner Streikführers (Coyne) nachzukommen. Ebenso ablehnend verhielt sich die Vereinigung der Sydneyer Transportarbeiter; sie erklärte, „der Generalstreik sei unlogisch, da er unterschiedlich Wunden schlage und leichtfertig freundschaftliche Beziehungen zerstöre", ja sie faßte am 13. Februar eine ausdrückliche Resolution dahin, daß es „einen Verstoß gegen die Regeln der vereinigten Gewerkschaften bedeuten solle, wenn ein Mitglied auf die

Digitized by Google

Aufforderung eines Generalstreikausschusses hin sich an einem unprovozierten Angriff gegen den Geschäftsbetrieb seines Arbeitgebers beteiligen sollte". Und als der Streik allmählich im Sande verlief, ließen sich auch angesehene Arbeiterparteiführer und -mitglieder vernehmen, so Herr Griffith, der den Streik bezw. Generalstreik „**a barbarous and obsolete weapon**" und „**a nice blend of imbecility and barbarism**" nannte. Ja, nachdem der Streik endlich offiziell für beendet erklärt war, gab auch das hiesige Organ der Arbeiterpartei, „**The Worker**", zu, daß der Streik hätte unterbleiben sollen. „**Now that the trouble is officially over, the truth may be told**" beginnt ein offenbar aus der Feder des Sekretärs des hiesigen **Labour Councils** stammender Artikel, in dem von dem leichtsinnigen Vomzaunebrechen unbegründeter oder aussichtsloser Streiks gewarnt und der verständige Vorschlag gemacht wird, daß die Entscheidung darüber, ob zum Streik geschritten werden soll oder nicht, einem Ausschuß, in dem sämtliche australische Gewerkschaften vertreten zu sein hätten, anvertraut werden solle. Der Artikel endet: „Das Recht, zu streiken, kann als letztes Hilfsmittel nicht aufgegeben werden, aber auch im besten Falle ist es ein zweischneidiges Schwert, von dem nur auf schwere Herausforderung hin und wenn alle anderen Mittel fehlgeschlagen sind, Gebrauch gemacht werden sollte. Es leichtfertig zu gebrauchen, bedeutet einen direkten Schlag gegen das Gewerkschaftsprinzip selbst."

In diesen Worten ist eine deutliche Kritik des Vorgehens der Brisbaner Gewerkschaften enthalten. Nicht nur nämlich, daß seinerzeit der Straßenbahnerstreik erklärt wurde **quasi** über den Kopf der Mitglieder hinweg, ohne daß vorher, wie in den Gewerkschaftsstatuten vorgeschrieben, eine geheime Abstimmung sämtlicher Mitglieder stattgefunden hatte, es hat sich auch herausgestellt, daß jedenfalls die Mitglieder, vielleicht auch der Vorstand des Brisbaner Zweiges (veranlaßt wurde der Streik durch die in Melbourne sitzende Zentrale), der **Australian Tramway Employees' Federation**, über die Anhängigkeit der **badge**-Frage beim Bundesschiedsgericht im Dunkeln gelassen worden sind, ebensowenig waren hierüber die 43 Gewerkschaften unterrichtet, die der Aufforderung der **Australian Labour Federation** zum Generalstreik Folge leisteten; die Annahme ist gerechtfertigt, daß sich andernfalls die Brisbaner Gewerkschaften jedenfalls teilweise ebenso verhalten haben würden wie die Straßenbahnangestellten von Adelaide, die sich, wie erwähnt, weigerten, wegen der badge-Frage in Ausstand zu treten, weil sie „**sub judice**"

Digitized by Google

sei. Hinterher ist es für die Brisbaner Gewerkschaften noch besonders deprimierend, zu sehen, daß die Leute in Adelaide ohne alle Verluste den allerdings noch nicht rechtskräftigen Vorteil der Schiedsgerichtsentscheidung genießen, während in Brisbane die Straßenbahnangestellten zu allen Entbehrungen, die der Streik mit sich brachte, noch großenteils definitiv ihre Stellungen eingebüßt haben, so daß ihnen die Entscheidung des Gerichts überhaupt nicht zugute kommt.

All dies hat der Sache der Arbeiterpartei durch ganz Australien unbedingt nicht unerheblich geschadet. Die Anzeichen mehren sich, daß der Höhepunkt ihrer Herrschaft in Australien überschritten ist. Sehr verbreitet und wohl nicht unberechtigt ist die Auffassung, daß der gerade in die Zeit des Brisbaner Streiks fallende Sturz des Arbeiterministeriums in Südaustralien jedenfalls in seiner Vollständigkeit (die Majorität von zwei Parlamentsmitgliedern wurde zu einer Minorität von zehn) mit dem auf dem Brisbaner Streik verursachten Verlust an Prestige der Arbeiterpartei zusammenhängt. — Auf das Schicksal der Commonwealthregierung wird der Streik wohl keinen unmittelbaren Einfluß mehr ausüben, da die Neuwahlen erst im Jahre 1913 stattfinden. Unbedingt kann aber die Queensländer Regierung den im nächsten Monat fälligen Wahlen mit größerer Zuversicht entgegen gehen, als es ohne das Dazwischenkommen des Streiks möglich gewesen wäre.*) Die Stellung der Regierung und der liberalen Partei überhaupt war in Queensland erschüttert dadurch, daß sich der Premierminister Denham bei einem Teile der eigenen Partei mißliebig gemacht hatte. Durch seine energische Haltung während des Streiks hat er seine Position wieder bedeutend gefestigt, er fand damit nicht nur die uneingeschränkte Billigung der eigenen politischen Partei, sondern auch die an jedem Streik als dritter Faktor wesentlich interessierte dritte Partei, das Publikum, ohne Rücksicht auf die politische Richtung, hat den starken Arm der gegenwärtigen Regierung als Schutz gegen die Vergewaltigung durch den unpopulären Generalstreik schätzen gelernt.

Alles dies rechtfertigt, daß man den Brisbaner Generalstreik vom Standpunkt derjenigen aus, die ihn unternahmen, als Mißerfolg bezeichnet. Daran ändert auch die den Straßenbahnern günstige Entscheidung des Schiedsgerichts nichts. Im Gegenteil, die Ueberlegung, daß auf gesetzlichem Wege erlangt werden konnte

*) Die Vermutung hat sich bestätigt: die liberale Partei ist in ungeschwächter Mehrheit ins neue Parlament eingezogen.

Digitized by Google

und — allerdings mit Hilfe des Streiks schneller — erlangt wurde, was der Streik direkt zu verschaffen nicht imstande war, läßt den Streik auch in den Augen der Arbeiter als Fiasko erscheinen.

Auf der anderen Seite ist das ganze Schiedsgerichtsprinzip durch die geschilderte Handhabung bezw. Nichthandhabung des Gesetzes seitens des Richters und der Bundesgewalt jedenfalls bei seinen Gegnern in noch ärgeren Mißkredit geraten als bisher.

Die Brisbaner Ereignisse bieten einen neuen Beweis dafür, daß die Hauptaufgabe des Schiedsspruchsystems, die Verhinderung von Streiks, nicht gelöst ist, ja daß ihre Lösung nicht irgendwie ernsthaft versucht wird.

Die hiesigen Zeitungen bringen die Nachricht, daß die **Pall mall Gazette** empfohlen habe, für Beilegung des gegenwärtigen englischen Kohlenarbeiterstreiks „die australischen Methoden obligatorischer Schiedssprechung" in Anwendung zu bringen. Nach den neuesten Erfahrungen erscheint es mehr als zweifelhaft, ob eine Maßregel, deren Durchführbarkeit schon unter den kleinen Verhältnissen hier versagt, den Wünschen und Bedürfnissen der in England beteiligten Millionen in irgendeiner Weise gerecht werden könnte. Das Prinzip der obligatorischen gewerblichen Schiedssprechung wird wohl immer daran kranken, daß die Erzwingbarkeit der Entscheidungen jedenfalls gegenüber der Masse der Arbeitnehmer schlechterdings sich nicht garantieren läßt, so daß es im besten Falle Sicherheit nur nach einer Seite gewähren kann. Das gegenwärtig in England schwebende Problem muß daher auf anderem Wege nach einer Lösung suchen, und die in den Zeitungen auftretende Meldung, daß der englische Arbeiterführer Ramsay Macdonald die Versuche, die in Australien mit „**compulsory arbitration**" gemacht worden sind, als mißglückt bezeichnet hat, beweist, daß ähnliche Unternehmungen in England auf Erfolg schon deshalb nicht rechnen können, weil ihnen das Vertrauen der Arbeiterpartei fehlen würde.

Digitized by Google

Persönlichkeit, Familie, Gesellschaft in der Frauenfrage.

Eine Auseinandersetzung mit Frau Anna Schellenberg.

Von

Gertrud Bäumer.

Wenn ich versuche, zu dem Aufsatz „Die wirtschaftlichen Tatsachen und die Ziele der Frauenbewegung" von Frau Anna Schellenberg (Dezemberheft 1912) zu sprechen, so weiß ich, daß ich ihr gegenüber im Nachteil bin.

Frau Schellenberg nämlich hat einen Kollektivgegner, den sie summarisch „die Rechtlerinnen" nennt. In diesen Begriff faßt sie die Frauenbewegung aller Generationen und aller Richtungen zusammen. Dadurch gewinnt sie die Möglichkeit, sich die Meinungen dieses vielköpfigen Gegners nach Bedarf zu schematisieren und sich dabei an den Kopf zu halten, mit dem am leichtesten fertig zu werden ist. Ich habe aber nicht den allgemeinen „Rechtlerinnen" ebenso allgemeine „Antirechtler" gegenüber zu stellen (wo ich mir dann bequem aus dem Bunde zur Bekämpfung der Frauenemanzipation den für meine Zwecke handlichsten heraussuchen und ihn als dankbare Schablone benutzen könnte), sondern die bestimmten Meinungen von Frau Schellenberg. Ich darf mir also die Sache nicht leichter machen als sie ist.

* * *

Die grundsätzliche Bewertung der Frauenbewegung hat sich in drei konzentrischen Kreisen zu orientieren: Persönlichkeit, Familie, Gesellschaft. Frau Schellenberg stellt zwei Skalen auf. Die erste der organischen Bindungen: Persönlichkeit, Familie, Nation — die andere der mechanischen, rationalen: Individuum, Organisation, Gesellschaft. Sie meint, daß die ganze Betrachtungsweise der Frauenbewegung nur auf der zweiten Reihe entlang führe, während alle

Digitized by Google

wirklichen leibhaften Lebenswerte auf der ersten Linie zu suchen seien. Diese scharfe Trennung der „organischen" und der „rationalen" Bindungen mag für bestimmte soziologische Aufgaben einen methodischen Zweck haben: für das Verständnis einer lebendigen geschichtlichen Bewegung ist sie durchaus irreführend. Frau Schellenberg entzieht auf diese Weise der Frauenbewegung künstlich und willkürlich einen Teil ihrer wesentlichen Elemente; sie zapft ihr das Blut ab — um dann konstatieren zu können, daß sie blutlos und rein „zerebral" sei. Die Frauenbewegung ist nicht eine bloße Argumentation hin und her auf drei Begriffen. Sie ist ein in Tausenden und aber Tausenden pulsierendes *Leben*, mit Antrieben, Leiden, Hoffnungen, Wünschen, die sich einen theoretischen Ausdruck gesucht haben. Der mag (denn es handelt sich um eine neue und komplizierte Situation) unvollkommen sein, vielleicht noch unvollkommener, als es jeder Versuch, die „Existenz durch die Vernunft zu dividieren", schon an sich sein muß; die große Welle aber, die über alle Kulturvölker hinweg in den Frauen aufsteigt, ist *mehr* als ihr theoretischer Ausdruck: hinter den bewiesenen Notwendigkeiten der Programme stehen tausend und tausend *erlebte* Notwendigkeiten in den lebendigen Menschen, die den wachsenden Leib der Bewegung ausmachen.

Das Mißliche der zunächst so blendenden und klaren Reihen: Persönlichkeit — Familie — Staat, Individuum — Organisation — Gesellschaft zeigt sich gleich in der ersten Station: Persönlichkeit.

Frau Schellenberg stellt das, was sie unter „Persönlichkeit" versteht, dem gegenüber, was die Frauenbewegung (nicht in der Tat, sondern als Objekt von Frau Schellenbergs Kritik!) darunter zu verstehen hat. Nämlich für die Frauenbewegung sei „Freiheit" nicht ethische Freiheit, sondern Verpflichtungsfreiheit, Persönlichkeit ein ökonomischer Begriff, „ein Wesen, das Rechte verlangt und Pflichten verweigert" oder „höchstens die Pflichten erfüllt, *die es aus eigener Vernunft sich selbst auferlegt*" — — Halt! bitte. Denn auch nach Frau Schellenbergs Definition ist Persönlichkeit oder persönliche Kultur, „die bewußte, *selbstgewählte* Herausarbeitung der gegebenen natürlichen und sittlichen Bestimmung". Sie kann auch für *ihre* Persönlichkeitsidee nicht auskommen ohne eine Anleihe bei dem, was sie im Anfang als „rationalistische" Lebensauffassung brandmarkt. Also besteht der Gegensatz ihrer Persönlichkeitsidee zu der angefochtenen der Frauenbewegung nicht in dem Anteil der wählenden Vernunft an der Lebensgestaltung. Denn auch Frau Schellenberg verlangt von der Frau, daß sie sich die Pflichten, die

Digitized by Google

ihr gegeben sind, durch bewußte Wahl nochmals auferlegt — erst dann, erst in dem Maße, als sie das tut, besitzt sie Kultur.

Da sind wir also aus der „organischen" Reihe bedenklich in die „rationale" und in die Nähe der Frauenbewegung geraten — und um nun die Distanz trotzdem wieder herzustellen, bleibt nichts anderes übrig als die Frauenbewegung zu — sagen wir „stilisieren". Denn mit welchem Recht behauptet Frau Schellenberg, die Frauenbewegung meine mit der Freiheit nicht die ethische, mit der Selbständigkeit nicht die des Denkens? mit der Kultur nicht die persönliche?

Sie sagt: das kann die Frau alles haben ohne „Forderung", das bestreitet ihr niemand. Wenn sie also trotzdem „fordert", muß sie etwas anderes meinen.

Aber in der Frauenbewegung ist eben doch das Wort „Forderungen" nicht nur nach außen gewendet, sondern auch nach innen. Es bedeutet die Aufstellung eines neuen Lebensideals, so gut wie das Verlangen nach gewissen äußeren Bedingungen, es zu verwirklichen.

Ich bestreite, daß das Persönlichkeitsideal, das auch Frau Schellenberg für die Frau aufstellt: „die selbstgewählte Herausarbeitung der gegebenen natürlichen und sittlichen Bestimmung" für die Frau stets und widerspruchslos gegolten hat.

Die Geschichte zeigt uns ein ganz anderes Bild.

Sie zeigt uns das Problem der weiblichen Persönlichkeit in einer eigentümlichen Konstellation zwischen zwei ineinander spielenden Kulturstimmungen: Der Fortschritt der Zivilisation ist zu allen Zeiten begleitet gewesen von einem leiseren oder lauteren, stürmischeren oder überlegteren „Zurück zur Natur". Philosophen und Dichter haben in der komplizierter und künstlicher werdenden Ordnung des Lebens die Entgötterung gesehen und der Seele weise oder leidenschaftliche Warnungen zugerufen, sich nicht zu verlieren und zu verkleinern in diesem Wirrsal der „rapports artificiels". In dieser Stimmung wurzelt der Wunsch, die Frau den Gefahren dieser Entfremdung des Lebens von seinen fruchtbaren Urgründen zu entziehen, und die Abwehr, die sich immer wieder erhob, wenn die Frauen Miene machten, sich dem Gang der Kultur anzuschließen. Es ist kein Zufall, daß der ältere Pietismus (außer A. H. Francke) so entschieden gegen jegliche Frauenbildung war, die seiner Meinung nach nur zu „Fürwitz und Löffelei" führen könne, und daß er lieber schon den Frauen das Lesen und Schreiben vorenthalten wolle, das den virginibus nur als ein vehiculum der Liederlichkeit diene. Als die steigende gesellschaftliche Kultur des 18. Jahrhunderts die

Digitized by Google

geistigen Interessen der Frauen mit in die Höhe trug, traf sie der Protest Rousseaus mit besonderer Schärfe, und in Deutschland stellte Justus Möser in den „Patriotischen Phantasieen" das Bild der „guten seligen Frau" und der „allerliebsten Braut" in der vorbildlichen vegetativen Einfalt ihres Gemüts der werdenden Kulturfrau gegenüber.

Diese Situation — daß die Frauen leiser oder lauter, mutiger oder zaghafter nach den Früchten vom Baum der Erkenntnis verlangten und eine immer lebendigere Sehnsucht ins Primitive (die bei jedem Schritt weiter fort von der Wiege des Unbewußtseins und der naiven Einheit stürmischer zurückverlangt) gegen die Kultivierung der Frau protestiert, ist kein besonderes Kennzeichen der modernen Zeit. Sie ist — dafür gibt auch der Aufsatz von Frau von Hartmann im letzten Heft einen lebhaften Eindruck — so alt wie die Spannung zwischen dem prometheischen Drang, der den Menschen vorwärts in die Bahnen der Kultur getrieben hat, und der tiefwurzelnden Vorstellung von dem Glück eines Daseins ohne Zwiespalt und Streben, die immer an gewissen Höhepunkten rein geistiger Entwicklung auftritt. Wenn die Kulturmenschheit erschrocken oder skeptisch und müde den zweifelhaften Gewinn ihres langen Weges überrechnete, blickte sie um so beruhigter auf die Frauen als auf das Stück Natur, das sie sich zu erhalten gewußt hatte. Die Frauen aber — oder einige von ihnen — empfanden an denselben Höhepunkten die Halbheit ihrer Lage als geistige Wesen. Von ihnen wurde verlangt, Natur zu bleiben, aber sie erlebten doch nun einmal die Kultur mit, unvermeidlich und unabänderlich — nicht nur als passive unerschütterte Zeugen, sondern eben doch auch mit einem Stück ihres Wesens, das der Strom des geistigen Lebens auch heiß und mächtig durchstürmte. Und so befanden auch sie sich durchaus nicht, wie diese theoretische Konstruktion immer abrundend und stilisierend annahm, ein für allemal und unverdrängbar an dem Pole „Natur", sondern auch sie waren auf der Bahn zwischen den beiden Polen. Auch für sie gab es kein „Entweder — oder", sondern sie mußten ihr „Sowohl — als auch" suchen wie der Mann und standen mit ihm vor der weiteren, theoretisch vollkommen unlösbaren Frage: Wieviel Kultur? Wieviel Natur? Denn das ist die Klarheit, die bei der Behandlung der heiklen Frage nach Kultur und Natur in der Persönlichkeit vor allem da sein muß: daß man weiß, nicht in der Vergeistigung an sich liegt die Untreue gegenüber der „Natur". Auch nicht bei der Frau.

Digitized by Google

Das Problem der Zwitterstellung der Frau zwischen Natur und Kultur spitzte sich gegen das 19. Jahrhundert hin immer mehr zu — sowohl durch die Vermehrung der Kultur als solcher, wie durch Weltanschauungen, die immer bestimmter den Wert des Lebens und die Würde des Menschen darin suchten, daß er nicht naturhaft im Gegebenen geborgen sei, sondern sich der Kultur wählend, meisternd, herrschend gegenüberstelle. Die Linie, die vom Protestantismus, der die Selbständigkeit des Gewissens, die Verantwortlichkeit jeder lebendigen Seele für ihr eigenes Heil verlangte, hin zu Kants Freiheitsidee führt, bezeichnet zugleich für das im Unbewußten unkritisch verlaufende innere Leben ein Sinken seines moralischen Kurswertes. Wenn Schiller sich müht, dem impulsiven Handeln „aus Neigung" ein Stück von dem Adel zurückzugewinnen, den Kant ihm abgesprochen hatte, so mußten doch alle, die etwas von dem Weg der Zeit in sich mit durchgemacht hatten, diesen Versuchen mit einem gewissen skeptischen Unbehagen zusehen. Frau von Stein spricht diese Skepsis aus, wenn sie von dem Gedicht „Würde der Frauen" sagt: „Heimlich hat er doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht." Darin liegt ein feiner Neid auf den Adel, den das Gedicht trotz allem dem Mann um die Stirn flicht, und ein leiser Protest gegen die Sorglosigkeit, ja Willkür, mit der hier die Frau aus einem idealistischen Bedürfnis wieder ganz an den Pol „Natur" geschoben wird. Und zugleich das Gefühl, daß Schillers Versuch, in dieser kampflosen Treue gegen die reine Natur eine Ueberlegenheit oder mindestens Ebenbürtigkeit gegenüber dem prometheischen Ringen um die Pflicht zu finden, etwas Kompromißliches und Prekäres anhafte, so lange die Sonne der Kantischen Philosophie doch nun einmal Licht und Schatten anders verteilte.

Denn das mußte eben doch schließlich zu einer Krisis führen: sobald die „Persönlichkeit" als ein unverrückbarer, moralischer Wert hingestellt und alle geistige Ehre an ihn geknüpft war, hatten ja die Frauen nur die Wahl, wie Frau von Stein deutlich empfand, Menschen zweiter Klasse zu sein, oder die Kantische „Freiheit" auch über ihr Leben zu stellen.

In diesem inneren Sinne aber gilt die Freiheit zuerst als Forderung der Frauenbewegung. Selbst in den Programmen der Organisationen, die ja der Natur der Sache nach mit den äußeren Zielen mehr zu tun haben als mit den inneren, ist dieser Sinn erkennbar, und es heißt den Hauptteil der ganzen Literatur der

Digitized by Google

Frauenbewegung totschweigen, wenn man dieses Element in der Frauenbewegung leugnet. Es ist also falsch, wenn Frau Schellenberg sagt, „Freiheit und Selbständigkeit sind stets in dem Sinne von Unabhängigkeit vom Gattungs- wie vom Familienverhältnisse zu verstehen". Die Führerin der schwedischen Frauenbewegung, Friedrika Bremer, hat einmal den Sinn dieser „Unabhängigkeit vom Gattungsverhältnisse", wie sie die Frauenbewegung vertritt, in ein charakteristisches Wort gefaßt: „Wenn die Männer mir gestatten, Mensch zu sein, so bekomme ich eine herzliche Lust, Weib zu sein. Aber wenn sie den Frauen nur einen streng begrenzten Teil vom Leben gewähren wollen, so erhebt sich mein ganzer Stolz in mir, und ich rufe nach Gerechtigkeit." Das bringt zum Ausdruck, daß die Frau eben nicht Freiheit von der Gattungsbestimmung, sondern Freiheit in der, Freiheit zur Gattungsbestimmung will, d. h. die Anerkennung der Aufgabe auch für die Frau, das Naturgegebene in der Sphäre der Freiheit nachzubilden.

Aber es ist selbstverständlich, daß diese neue Kulturidee zugleich bestimmte, nach außen gewandte Forderungen in sich schließt. In erster Linie hinsichtlich der Frauenbildung. Frau Schellenberg meint, daß die geistige Durchbildung der einzelnen auch ohne die Grundlagen einer so oder so gearteten Schulbildung möglich sei. Das ist doch nur eine Halbwahrheit oder Viertelswahrheit. Sie wird nicht richtiger, wenn Frau Schellenberg es eine „äußerst naive Anschauung nennt, daß wissenschaftliche Bildung alles dem Unterricht verdankt". Frau Schellenberg muß hier ja schon, die Meinung der Frauenbewegung verfälschend, behaupten, daß wir „alles" vom Unterricht erwarteten, was natürlich niemals und nirgends irgend jemand von uns gesagt hat. Aber es hieße andererseits den ganzen Wert der Schule und Hochschule als Grundlage für die individuelle Durchbildung verneinen, es hieße den höheren Knabenschulen und den Universitäten als Lehranstalten ihren Sinn bestreiten, wenn man behaupten wollte, es sei für die individuelle Durchbildung gleichgültig, ob man diese Bildungsgelegenheiten habe oder nicht habe. Auch Gymnasien und Universitäten sind niemals nur als Vermittlungsstellen für sachliche Kulturgüter betrachtet, sondern zugleich als Pflegestätten persönlicher Bildung. Und wenn auch — selbstverständlich und eigentlich der Notwendigkeit irgend einer Erörterung enthoben — persönliche Durchbildung eine Aufgabe ist über Schule und Universität hinaus, so folgt daraus doch nicht, daß Unterricht entbehrlich ist. Die Mädchen waren aber nicht nur durch

Digitized by Google

den Ausschluß von wichtigen Bildungsmitteln benachteiligt, sie waren auch durch die besondere Form ihrer eigenen Bildung direkt gehemmt. Sie wurden durch falsch orientierte Ziele und Prinzipien verbildet. Die Mädchenbildung hat vollkommen bewußt und ausdrücklich ein anderes Ideal, als das heute von Frau Schellenberg anerkannte, aufgestellt. Von Rousseaus „Sophie" an (La femme est faite spécialement pour plaire à l'homme!) ist in der deutschen Mädchenbildung des 19. Jahrhunderts bis in die allerjüngste Zeit hinein eine geistige Nahrungsmittelfälschung an der Tagesordnung gewesen, nach dem Rezept, daß die Frau nur zur rezeptiven Teilnahme am geistigen Leben anderer bestimmt sei. Frau Schellenberg richtet ja selbst am Schlusse ihres Aufsatzes einen Appell an die Frauen: „Formt euer eigenes Selbst, veredelt eure Seele, schafft euch alle Möglichkeit des Wissens und des Schauens. Sorgt, daß ihr eure Kinder selbst heranbilden könnt zu Wesen mit sicherem Willen, mit Kraft zur Verantwortung." Nun wohl, dieser selbe Satz findet sich in unzähligen Variationen in der ganzen Literatur der Frauenbewegung selbst, als Protest gegen die Schein- und Fassadenbildung, und wenn Frau Schellenberg meint, er sei dort anders gemeint, so heißt das die Redlichkeit der Menschen, die sich seit Jahrzehnten diesem Gedanken geopfert haben, auf eine Weise in Frage stellen, für die jegliche Grundlagen fehlen.

Nun die zweite Station: Familie. Es ist falsch, daß die Frauenbewegung die Mutterschaft in die zweite Linie schiebt. Und wiederum weiß ich nicht, womit Frau Schellenberg ihr Recht begründen will, zu sagen, daß alle die Sätze (auch in den Programmen), in denen die Erfüllung der Gattungsbestimmung der Frau mit Nachdruck an die erste Stelle gerückt wird, nur Vorwand, nur bestenfalls Selbsttäuschung wären. Allerdings: der Satz, den Frau Schellenberg gesperrt in den ersten Teil ihres Aufsatzes setzt, „Die Frau ist nicht Sinn des Lebens, sondern Träger des Lebens", wird von uns nicht ohne weiteres anerkannt werden. Aber ich möchte behaupten, daß auch Frau Schellenberg ihn nicht anerkennen kann auf Grund der Idee persönlicher Kultur, die sie an anderer Stelle vertritt. Was bedeutet der Satz: Die Frau ist nicht Sinn des Lebens, sondern Träger des Lebens? Bedeutet dieser Satz das, was einmal Charlotte von Kalb so schneidend durch die Seele ging, als ihr gesagt wurde, eine Frau sei nur da, damit wiederum ein Mann lebe? Wie kann man überhaupt irgend einen notwendigen Teil des Lebens herauslösen und sagen: In ihm ist nicht

Digitized by Google

mehr der Sinn des Lebens beschlossen, er ist nur Mittel? Und ferner: Ist nicht dann auch die Funktion des Mannes innerhalb der Kultur, die Frau Schellenberg in den Begriff der Lebenssicherung faßt, nur Mittel? Wenn aber weder in der Bestimmung der Frau, noch in der des Mannes dieser sogenannte „Sinn" des Lebens liegt, wo ist er dann? Wer erfüllt diesen Sinn des Lebens? Und in welchen Momenten? Ich meine, er sollte immer, in allem Tun und Sein des Menschen gegenwärtig sein, sollte die Mutterschaft der Frau so gut zeichnen wie die Berufsarbeit des Mannes. Niemals sollte ein Mensch nur Träger, nur Instrument und Mittel sein. Seine Kultur beruht darauf, daß er in all diesem den „Sinn" des Lebens fühlt und darstellt. Eine Tätigkeit, und sei es die segensreichste, die nur in ihren Objekten (also etwa die Mutter in ihren Kindern) an den Sinn des Lebens reicht, nicht aber auch im Subjekt ihn ausdrückt und verkörpert, ist, so opfervoll sie sein mag, kulturlos, leer und dumpf. Die Leistung der Mutter ist um so vollkommener, nicht je mehr aprioristische Ergebung in die Gattungsbestimmung, je mehr persönlicher Verzicht darin steckt, sondern je mehr diese Leistung durchtränkt ist von persönlich geartetem Willen, je tiefer die Mutter „im tiefsten Herzen spüret, was sie erschafft mit ihrer Hand". Gewiß, die Familie ist nicht „vernunftgemäß aus einander gleichberechtigten Individuen zusammengefügt", aber als ein bloß „organisches Gebilde" ist sie noch nichts geistig Lebendiges. Das Organische muß eben doch von jedem Familienliede auf der gleichen Grundlage vergeistigt, seine Bestimmung muß von jedem nochmals in der höheren Sphäre der Freiheit bejaht, erwählt und verwirklicht werden. Das ist der Sinn der „Gleichberechtigung" in der Familie, die von der Frauenbewegung für die Frau verlangt wird. Es ist damit nicht gemeint, daß die Frau eigene Interessen über die aus der Natur der Familie hervorgehenden Pflichten zu stellen lernen soll, sondern daß sie diese Pflichten aus der Tiefe ihres persönlichen Willens heraus immer wieder neu erschafft, daß diese Pflichten ihr selbst im eigentlichsten Sinne des Wortes anvertraut werden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht schon die Frauen früherer Generationen Mütter in diesem Sinne des Wortes waren — selbstverständlich waren sie das. Wenn daraus heute eine „Forderung" formuliert wird, so ist es nur in dem Sinne der ausdrücklichen Aufstellung einer Idee, die uns als Prinzip des Besten und Höchsten, was geschieht, deutlich geworden ist. Allerdings hat auch diese Forderung der Gleichberechtigung

Digitized by Google

eine nach außen gewandte Seite: nämlich als Protest gegen das große Mißtrauensvotum, das der Frau durch eine Rechtsstellung ausgesprochen wird, die ihrer Einsicht und ihrem freien Willen weniger anvertraut als dem Manne anvertraut wird.

Noch einmal also sei es gesagt: es widerspricht dem Sinn der Frauenbewegung durchaus, die Mutterschaft zu unterschätzen. Wer hat jemals innerhalb der Frauenbewegung Frauen, die diese ihre Bestimmung in dem geistigsten Sinn, der ihnen durch persönliche Veranlagung möglich ist, erfüllen, „die Dumpfen" genannt?

Nun wird Frau Schellenberg antworten: das alles sind die Schaustücke des Wortes. Hinter dem Ladentisch werden andere Dinge verhandelt, ihre Taten zeugen gegen die Frauenbewegung. Wenn sie die Gattungsbestimmung der Frau so verstünde, so könnte sie nicht in der Art, wie sie es tut, für die berufstätige Frau eintreten. Damit kommen wir zur dritten Station: Gesellschaft.

Frau Schellenberg schildert die deutsche Frauenbewegung als ein Stück Manchestertum. Es gilt besonders von diesen Teilen ihrer Darstellung, daß sie die verschiedenen Richtungen und Entwicklungsphasen einfach übersieht und etwas als den heute noch bestehenden Kern der Bewegung bezeichnet, was einerseits ein längst überwundenes Durchgangsstadium ist, andererseits nur den Ueberzeugungen eines kleinen Teils der Frauenbewegung entspricht. Und auch eingeschränkt auf diese Entwicklungsphase und auf diese Richtung ist die Darstellung von Frau Schellenberg eine verschobene Schematisierung.

Frau Schellenberg stellt es so hin, als ob die weibliche Erwerbstätigkeit in ihrer heutigen Form und Ausdehnung ein gewolltes Ergebnis eines Individualismus sei, der die wirtschaftliche Freiheit des Individuums über alle anderen Güter und Werte gestellt habe. „Die Frauenbewegung beruft sich stolz auf die große Anzahl der Erwerbsfrauen," gewissermaßen als auf eine von ihr erkämpfte wertvolle Errungenschaft — behauptet Frau Schellenberg. Tatsächlich ist aber doch die Forderung der Berufsfreiheit von der Frauenbewegung niemals und zu keiner Zeit gestellt, um die Frauen ihrer Gattungsbestimmung zu entheben und zu Individuen liberaler Observanz zu machen. Vielmehr bedeutet die Forderung der Berufsfreiheit historisch nicht die der Erschließung der Erwerbstätigkeit überhaupt, sondern der Regulierung einer schon vorhandenen, durch äußere mechanische Schiebungen entstandenen weiblichen Erwerbstätigkeit. Diese moderne

Digitized by Google

weibliche Erwerbstätigkeit fand die Frauenbewegung vor in zwei Formen: in der industriellen Frauenarbeit in den unteren Schichten und der kümmerlichen, gedrückten und darum wertlosen, erzwungenen Erwerbsarbeit höherer Töchter, die wider Erwarten nicht Hausfrauen werden konnten. Dieser rein durch Not geschaffene, von keiner planmäßigen Ueberlegung gestaltete, von keinem Geist befruchtete Zustand ist das Arbeitsgebiet der Frauenbewegung gewesen. Sie hat die Doppelbelastung der verheirateten Fabrikarbeiterin wahrlich ebensosehr als eine Barbarei empfunden wie die öde Notstandsarbeit, zu der Tausende von regsamen und befähigten Mädchen aus Mangel an menschenwürdigen Berufsmöglichkeiten verurteilt waren. Die Frauenbewegung hat dabei genau das versucht, was Frau Schellenberg als das allein richtige Prinzip dem verderblichen der „Rechtlerinnen" entgegenstellt: sie hat *auch* die wirtschaftlichen Tatsachen nicht umändern wollen, um dem Wert und der kulturellen Bestimmung der Frau Raum zu schaffen. Nur allerdings, sie hat im praktischen Kampf mit diesen Tatsachen die „absolute Forderung" in ihrer Ohnmacht zu genau erkannt, um so mutig wie Frau Schellenberg von dem Umsturz des Wirtschaftslebens reden zu können. Es ist leicht und relativ dankbar, in starken und radikalen Sätzen ex cathedra der Kultur grundstürzende Forderungen zu stellen, wenn man damit nicht zugleich die Verpflichtung übernimmt, von Fall zu Fall im ordinären Alltag praktische Wege zu suchen. Wessen Beteiligung an der Frage in philosophischen Aufsätzen besteht, der hat gut reden. Der andere *kann* nun einmal nicht übersehen, wie „hart im Raume stoßen sich die Sachen" — der *kann* nicht vorbei an der aktuellen Not der arbeitenden Ehefrauen, deren technische Grundlagen eben doch mit schönen Sätzen von der „natürlichen Bestimmung der Frau" nicht erschüttert werden. Wer von Mutterschaftsversicherung, Arbeiterinnenschutz und Erleichterung der äußeren Haushaltsführung für die arbeitenden Frauen der unteren Schichten so geringschätzig wie Frau Schellenberg als von „Heftpflastern" und Palliativmitteln spricht, der hat die moralische und intellektuelle Verpflichtung, uns Wege zu zeigen, wie die Ehefrau von erzwungener und überlastender Berufsarbeit befreit werden kann. Frau Schellenberg schüttelt zwei Vorschläge aus dem Aermel, von denen der eine ungeheuer kühn, der andere auch bedenklich heftpflasterähnlich aussieht, von denen der eine sozialistischer ist als die ganze Frauenbewegung zusammengenommen, und der andere um so bürgerlicher. Sie sagt: gesetzlicher Mindestlohn für alle Arbeiter, der die

Digitized by Google

Erhaltung der Familie ermöglicht! Und sie schlägt vor, die für Wohltätigkeitsanstalten verwerteten Gelder zu höherer Lohnzahlung für die Arbeiter zu verwenden!!

Solange die Erwerbsarbeit der Ehefrauen also nicht zu beseitigen ist, wird man sich beschränken müssen, sie zu erleichtern. Mit ihr als mit einer Tatsache rechnen, bedeutet selbstverständlich nicht sie billigen in der Form, in der sie sich heute vollzieht: als ein bloßes Notprodukt der am stärksten belasteten Volksschichten. Gerade die deutsche Frauenbewegung — von der Frau Schellenberg meint, sie trage so wenig nationales Gepräge, daß sie gerade so gut irgendwo anders hin versetzt werden könnte — ist im Gegensatz zur bürgerlichen Frauenbewegung des Auslandes seit Jahrzehnten für einen möglichst ausgedehnten Arbeiterinnenschutz eingetreten, eben weil sie in der Frau die Mutter und nicht das geschlechtslose, ökonomische Individuum sah.

Einer anderen Erwägung aber wird niemand ihre Berechtigung und ihr Gewicht bestreiten könne. Frau Schellenberg erwähnt selbst die Volksschichten, in denen die Frauen im Beruf des Mannes mithelfen: die Landwirtschaft, die kleinen Gewerbetreibenden. Man kann sagen, daß früher fast jede Hausfrau in gewissem Umfang an der Erwerbsarbeit des Mannes mitbeteiligt war. Ich glaube, auch Frau Schellenberg wird darin etwas Gesundes und Förderliches sehen: eine Stärkung der Familienzusammengehörigkeit durch gemeinsame Leistungen und Interessen und zugleich eine Bereicherung des Lebenskreises der Frau. Für einen immer größer werdenden Teil unseres Volkes hat das aufgehört. Haus und Beruf ist vollkommen auseinandergerissen, und in dem Riß ist ein Stück von dem ehemaligen Wirkungskreis der Frau unwiederbringlich versunken. Sie bewältigte ehemals dieses Stück außer ihren mütterlichen Aufgaben und trotz der technisch so viel schwierigeren, mit so viel mehr materieller Arbeitsleistung belasteten Haushaltsführung. Imponierend war das Tagewerk dieser Frauen, und der kräftige, arbeitsame Typus der deutschen Hausfrau, an den wir immer noch denken, ruht auf der Grundlage dieses voll ausgefüllten Tagewerkes, dieser tüchtigen sachlichen Leistung. Es wird doch niemand bestreiten können, daß die Anforderungen an die Frauen des Mittelstandes, besonders in den Großstädten mit ihrer kleinen Etagenwohnung und allem „Komfort", sich mit dieser alten Hausfrauenleistung überhaupt nicht vergleichen lassen. Man kann nun aus dieser Tatsache die Konsequenz ziehen: schön, diese Frauen werden für eine Vergeistigung ihrer

Digitized by Google

häuslichen und mütterlichen Aufgaben, für die „Kultur" frei. Einzelne mögen auch in der Tat diese Möglichkeit ausnützen können. Daß für die Mehrzahl jedoch die äußere Lebenserleichterung zugleich ein Nachlassen der Ansprüche bedeutet, die sie an sich selbst stellen, ist wohl keine Frage. Selbstverständlich sind hier nicht die Frauen gemeint, die in der Tat durch eine große Kinderzahl ihr vollgerütteltes Maß von Arbeit haben, Frauen von dem Typus, den Frau Schellenberg schildert, die „Tag für Tag, Nacht für Nacht ohne Lohn, ohne Anerkennung" arbeiten. Aber neben diesen tapferen und bewundernswerten gibt es unzählige, die ihre pflichtlose Muße eben als Muße betrachten und „Tag für Tag" in den Erfrischungsräumen der Warenhäuser, und womöglich auch „Nacht für Nacht" mit dem Mann in irgendeinem Restaurant sitzen. Nimmt man nun noch hinzu, daß der Geburtenrückgang eben in diesen Schichten des kleinen Mittelstandes am stärksten, bezw. die Geburtenfrequenz am niedrigsten ist, so liegt die Vermutung nahe, daß diese Pflichtlosigkeit auch die generativen Instinkte und Kräfte der Frauen herabsetzt. Sie werden bequem und fürchten Anstrengung und Belastung. (In Parenthese sei hier zu Frau Schellenbergs Behauptung über die Beziehung von Frauenbewegung und Geburtenrückgang ein Wort eingefügt. Frau Schellenberg meint, daß infolge der Frauenbewegung immer mehr Frauen sich von der Ehe abwenden und bringt damit den Geburtenrückgang in Zusammenhang. Tatsächlich jedoch hat die Zahl der Eheschließungen in Preußen seit der Reichsgründung um zwei vom Hundert der Bevölkerung zugenommen. Also: weder wirkt die Berufstätigkeit der Frau eheverhindernd, noch kann der Geburtenrückgang auf Ehemüdigkeit zurückgeführt werden.) Mit Rücksicht auf diese Tatsachen vermag ich allerdings in einer außerhäuslichen Erwerbsarbeit der Frau unter gewissen Umständen und in gewissen Grenzen keinen Schaden zu sehen. Im Gegenteil: ich meine, es ist ein Beweis der Tüchtigkeit und Arbeitsamkeit der Frau, wenn sie bei freier Zeit durch ihren Erwerb zur Erhöhung des Lebensniveaus der Familie und zur Verbesserung der Lebenschancen ihrer Kinder etwas beiträgt. Die „Kultur" bestimmter Schichten liegt eben in der praktischen Arbeit. Man muß sich überhaupt hüten, bei der Betrachtung von Lebensfragen der breitesten Schichten die Maßstäbe von den höchsten Typen herzunehmen.

Im übrigen aber ist die Aufgabe auf dem ganzen Gebiet weiblicher Erwerbstätigkeit und der eigentliche Sinn der rein formalen

Digitized by Google

Forderung der Berufsfreiheit der: daß der notwendige und immer mehr steigende Anteil der Frauen an der Volkswirtschaft im Sinne ihrer besonderen Anlagen und Leistungsmöglichkeiten verteilt und nicht durch äußere, mechanische, geistlose Momente bestimmt wird, z. B. durch die Abneigung, etwas für die Berufsbildung der Mädchen auszugeben, durch den Mangel an Ausbildungsmöglichkeiten usw. Es handelt sich darum, die Frauen instand zu setzen, diese ihre Berufssphäre nun „in Freiheit" zu gestalten. Freiheit hier nun nicht in dem rein formalen Sinne der Wahlfreiheit, sondern in dem produktiven Sinne verstanden, daß sie im Beruf ihr Persönlichstes, Geistigstes verkörpern, daß ihnen der Beruf zu etwas „Organischem" werden kann. Auch Frau Schellenberg spricht ja davon, daß man den Frauen die der Mutterschaft verwandten Berufe offen lassen solle, und gesteht damit mindestens zum Teil die Möglichkeit einer organischen Verschmelzung des Berufs, der Sachleistung, mit spezifisch weiblichem Wesen zu. Diese Möglichkeit reicht aber sicherlich weiter als nur in die drei genannten Berufe hinein, und eben um sie zu erproben und zu verwirklichen, dient die „Berufsfreiheit".

* * *

Und nun noch ein Wort zum Frauenstimmrecht. Frau Schellenberg erwähnt es nur als eine der individualistischen Forderungen der Frauenbewegung, das Korrelat zur ökonomischen Freiheit. Dagegen ist aber doch für sie die „Nation" der weiteste der organischen Kreise (Persönlichkeit, Familie, Nation), in denen die Bestimmung der Frau und ihre Lebensgüter liegen. Ich sehe nicht klar, ob Frau Schellenberg in der Mitarbeit an staatlichen Aufgaben nur eine „rationale" oder eine „organische" Betätigung sieht. Auf alle Fälle zeigt sich auch hier, wie der Begriff der Gesellschaft als der künstlichen, rein rationalen, des Staates als der natürlichen, als der organischen Bindung Abstraktionen sind, die das hier in Frage stehende Problem eher verwirren als klären. Auch die natürliche Beziehung zur Nation wird erst geistig lebendig durch einen sittlichen Inhalt. Und wo soll der herkommen, als aus der praktischen Arbeit für alle die Organe und Glieder, in denen das Leben der Nation besteht? Die Arbeiterbewegung zeigt uns deutlich genug, daß die Berufsorganisation durchaus nicht nur etwas Rationales ist, sondern zusammengehalten wird durch Gefühle, Instinkte, Stimmungen, die beweisen, daß das lebendige Leben die zuerst durch Vernunft gestifteten und durch Satzungen aufrecht erhaltenen Bindungen

Digitized by Google

in etwas „Organisches" nach und nach verwandelt. Und so wird auch die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben: Berufsorganisation, Gemeinde, Staat, etwas Organisches werden können; wird es in dem Maße, als hier draußen Aufgaben liegen, die durch weibliche Eigenart geprägt werden können. Man kann auch umgekehrt sagen, daß ohne die Mitwirkung der Frauen solche Gebiete nicht nur einseitig, sondern auch unlebendig bleiben werden. Es ist von dem Herausgeber der Preußischen Jahrbücher selbst die Begründung anerkannt worden, die sagt: man muß den Frauen einen Einfluß auf das öffentliche Leben geben, weil heute private Tätigkeiten, die ihnen früher gehörten und ihrer Natur entsprechen, in der Sphäre der politischen Gewalten organisiert sind. Er hat nur gemeint, diese Beteiligung könne ohne das Mittel des Frauenstimmrechtes durchgeführt werden. Es wird aber damit gehen wie im Berufsleben. Damit die Frauen das ihnen Gemäße finden, muß ihnen erst einmal der ganze Spielraum freigegeben werden. Um das schon zitierte Wort von Fredrika Bremer anzuwenden: damit sie hier Weib sein können, müssen sie zuvor Mensch sein dürfen. Solange der Staat auf dem Wahlrecht beruht, wird ein Fraueneinfluß auf das öffentliche Leben praktisch auch nur durch weibliche Wähler ausgeübt werden können. Dieser Weg wird Opfer und Kämpfe genug bringen, und noch oft werden die Staubwolken des Kampfes die ewigen Sterne verhüllen, zu denen wir dabei aufsehen. Noch oft werden die allzumenschlichen Begleiterscheinungen des politischen Kampfes das Ziel, um das es sich handelt, unseren Augen entrücken. Es handelt sich aber darum: auch diesen letzten und weitesten der konzentrischen Kreise, in denen unser Dasein ruht, mit den lebendigen Kräften zu füllen, die aus den äußeren Bindungen organische zu machen vermögen; die gesellschaftliche Organisation, die auch das Frauenleben einschließt, in einen lebendigen Kontakt mit dem Frauenleben zu bringen.

Replik.

Ich freute mich, als ich sah, daß Fräulein Dr. Bäumer auf meinen Aufsatz „Die wirtschaftlichen Tatsachen und die Ziele der Frauenbewegung" antwortete. Ich glaubte von ihr, der anerkannten Führerin der Frauenbewegung, lernen zu können. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung.

Der Inhalt des Artikels ist ein wirrer Knäuel von Ungenauigkeiten und Mißverständnissen, sowie von unbegründeten Behauptungen und Widerlegungsansätzen, die am Inhalt vorbeistreifen.

Ich kann diesen gordischen Knoten auf knappem Raum nicht in seine

Digitized by Google

einzelnen Windungen auflösen. Ihn nach klassischem Vorbild zu behandeln, dazu fehlt mir die Alexandernatur. Ich kann also nur Kostproben geben:

In meinem Aufsatz steht nicht: Die Frau ist nicht Sinn des Lebens, sondern sie will nicht Sinn sein des Lebens. Frl. Dr. Bäumers Fassung verändert den Sinn.

In meinem Aufsatz steht ferner nirgends die naive Forderung, „die für die Wohltätigkeit verwerteten Gelder zu höherer Lohnzahlung an die Arbeiter zu verwenden".

Dagegen steht in meinem Aufsatz die Forderung: Heraus mit den Frauen aus der Fabrik! Diese Forderung verschweigt Frl. Dr. Bäumer.

Dann steht in meinem Aufsatz die Stelle der Eheabwendung der Berufsfrauen im Futurum. Frl. Dr. Bäumer darf mir als Erwiderung darum nicht mit Statistiken vergangener Jahre kommen.

Außer dieser Nebenbemerkung, gegen die Frl. Dr. Bäumer irrtümlich ankämpft, ist aber in meinem Aufsatz auf zwei Erscheinungen hingewiesen, die den Einfluß des Berufslebens der Frau auf den Geburtenrückgang deutlich machen sollen: a) die Zerstörung, der der Körper der Fabrikarbeiterin und der ihres Kindes ausgesetzt ist; b) die Unmöglichkeit der Familiengründung bei Besetzung auskömmlicher Stellen durch Frauen. Beide Hauptpunkte verschweigt Frl. Dr. Bäumer.

Inhaltlich beurteilt Frl. Dr. Bäumer jedes Problem vom ökonomischen, rationalistischen oder individualistischen Standpunkt aus. Damit spricht sie in sämtlichen Punkten, da ich die Wirkung für eine organische, historische und geistige Gesamtheit ins Auge fasse, an mir vorbei.

Sie verkennt dadurch sowohl meine Problemstellung als auch was ich von der Persönlichkeit der Frau, was ich von der Familie, was ich von der Gesamtheit sage.

Vom ökonomischen Standpunkt aus beurteilt Frl. Dr. Bäumer irrtümlich meine Forderungen. Sie meint, diese seien nur theoretisch gestellt und undurchführbar. Das ist erstens irrig und zweitens nicht im Rahmen meiner Aufgabe gelegen. Das Verbot der Fabrikarbeit der Frauen ist nicht viel schwieriger durchführbar, als das der Kinderarbeit. Die Erhöhung der Arbeiterlöhne ist natürliche Bedingung dafür wie daraus resultierende Folge. Durch welche gesetzgeberischen Maßnahmen man die Arbeitgeber, inklusive des Staates, hierzu veranlassen wird, dies zu bestimmen, ist nicht meine Sache, sondern die der Gesetzgebung. Von einem „Umsturz des Wirtschaftslebens" kann hierbei ebensowenig die Rede sein, als wenn an Stelle des zehnstündigen der achtstündige Arbeitstag gesetzt wird. Die Forderung gesetzlicher Mindestlöhne ist im Beamtenstand bei uns ja durchgeführt, im aristokratischen England auch für einen Teil der Arbeiterschaft. Die Forderung ist darum keine so schlimm sozialistische, obwohl mich das Wort nicht schreckt, wenn nur die Sache gut ist.

Meine Forderungen sind durchaus nicht undurchführbar, freilich muß man sie in ihrer echten Form lassen.

Digitized by Google

Versteht aber Frl. Dr. Bäumer unter den „praktischen Wegen, die ich von Fall zu Fall suchen sollte", solche zur Erleichterung der Frauenarbeit, so lag das Suchen nach diesen nicht innerhalb der Aufgabe, die ich mir stellte. Ich stellte mir in meinem Aufsatz die Fragen: I. Machen die wirtschaftlichen Tatsachen die Frauenarbeit wirklich notwendig? II. Ist diese Frauenarbeit für die Nation vorteilhaft oder nachteilig? III. Ist sie also zu unterstützen oder zu bekämpfen? Meine Fragestellung lautete durchaus nicht: Durch welche Maßnahmen kann der heutigen Frauenarbeit der Weg erleichtert werden? Einen Zustand, den man als einen momentanen Notstand erkennt, und daß die Frauenarbeit in der Mehrzahl der Fälle ein solcher ist, darin ist Fräulein Dr. Bäumer mit mir einig, sucht man zu beseitigen, nicht ihn durch allerlei Erleichterungen zu stützen und zu fördern und somit in Permanenz zu erklären. Wenn ein Kind ins heiße Wasser gefallen ist, stopfe ich ihm nicht ein Stück Zucker in den Mund, sondern ich hole das Kind heraus. —

Frl. Dr. Bäumer nennt meinen Aufsatz philosophisch. Das ist im Volke der legendären Dichter und Denker schon ein Makel geworden. Sie schelte mir aber die Philosophie nicht. Sie ist ja selbst, obwohl sie's nicht Wort haben will, in der Bewegung, die die rationalistische Lehre der Aufklärungszeit in Wirklichkeit umzusetzen sucht und an deren Korrektur bald zwei Jahrhunderte praktischen Lebens sich abmühen, die letzte radikalste Nachzüglerin.

Sie macht mir zum Vorwurf, ich habe die deutsche Frauenbewegnng als ein Stück Manchestertum geschildert, habe dabei die verschiedenen Richtungen und Entwicklungsphasen einfach übersehen usw. Sie bezeichnet darum meine Darstellung als verschobene Schematisierung.

Nun frage ich: Was bedeutet der Satz am Schlusse des Artikels Frl. Dr. Bäumers? „Damit die Frauen das ihnen Gemäße finden, muß ihnen erst — im Beruf wie in der Politik — der ganze Spielraum freigegeben werden." Dann, meint Frl. Dr. Bäumer, werde von selbst die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben etwas Organisches werden. Das ist ja der Grundsatz des Manchestertums; dieses Kindes des Rationalismus: Freier Spielraum für alle Kräfte, das Gute findet sich dann von selbst. Hätten die Menschen seinerzeit alle das Kantsche Sittengesetz befolgt, dann wäre es auch mit diesem Grundsatz gegangen. Leider taten sie es nicht.

Wie das laissez faire, laissez passer gewirkt hat, wie zu den stärksten Bindungen zum Schutz der Schwachen gegriffen werden mußte, wieviel Elend entstand, das weiß Frl. Dr. Bäumer aus ihrer sozialen Tätigkeit

Nun will sie auf dem Gebiet des Zusammenlebens und Zusammenwirkens von Mann und Frau diesen Grundsatz erproben. Sie sagt: Gebt der Frau freien Spielraum in Beruf und Politik, die Entwicklung wird's schon recht machen.

Digitized by Google

Ob wir hier nicht noch schlimmere Erfahrungen machen würden, als auf ökonomischem Gebiet, oder teilweise — Ueberfüllung der Berufe, Kleinkrieg zwischen Beamten und Beamtinnen, Fabrikarbeit der Frauen mit ihrer körperzerstörenden Wirkung, Geburtenrückgang, Zersetzung des Familienzusammenhangs — schon gemacht haben?

Frl. Dr. Bäumer meint, daß ohne Mitwirkung der Frauen das öffentliche Leben einseitig und unlebendig bleibe.

Ich aber sage: Was hilft Erfüllung der politischen Gebilde mit wie immer geartetem Leben, wenn dafür das wirkliche organische Leben unserer Nation Schaden an seinem gesunden Bestande erleiden sollte! Innerhalb einer nicht glücklichen Nation wird auch der Einzelne kein Glück finden, sollten ihm auch alle Rechte gewährt sein.

Frl. Dr. Bäumer meint, die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben werde etwas Organisches werden. Dies zeigt mir, daß sie meinen Begriff des Organischen und somit den Grundbau meines Aufsatzes mißverstanden hat. In meinem Sinne können durch Vernunft gestiftete Bindungen sich nicht nach und nach in etwas Organisches verwandeln. Ich fasse „organisch" im direkten Sinne, in dem der Naturwissenschaft, im Sinne „Teil eines lebenden Körpers" oder „aus einem lebenden Körper auf natürliche Weise erwachsen". Frl. Dr. Bäumer faßt „organisch" im übertragenen Sinne als Abstraktion, als „innerlich zweckmäßig belebt gleich einem lebendigen Körper". Sie urteilt über das von mir Gesagte von ihrem mißverständlichen Standpunkte aus. So müssen sich die Fragen freilich mehr wirren als klären. Frl. Dr. Bäumer hat den Sinn meines Aufsatzes nicht erfaßt, darum ist ihr Urteil schief und irrig.

Von ihrem rationalistischen Standpunkt aus verkennt Frl. Dr. Bäumer meine Darstellung des Wesens der Persönlichkeit. „Selbstgewählt" bedeutet nicht „rationalistisch gewählt". Frl. Dr. Bäumer scheint rationalistisch mit rational, vernünftelnd mit vernünftig gleichzusetzen. Rationalistisch bedeutet nicht vernunftvolle Gestaltung der Wirklichkeit. Rationalistisch bedeutet, ethisch genommen, aus einer reinen Vernunfttheſe ohne Berücksichtigung empirischer und historischer Gegebenheiten, Regeln und Forderungen für zu schaffende Lebenszustände ziehen. Die Ratio ist die getreue Helferin des Lebens, der Rationalismus sein Vergewaltiger. Unter „bewußter selbstgewählter Herausarbeitung der gegebenen natürlichen und sittlichen Bestimmung" verstehe ich eine Erhöhung und Entwicklung des Gegebenen nicht nur auf Grund vernünftiger Willensentscheidung, sondern auf Grund gelebter Liebe. —

Wenn Frl. Dr. Bäumer sagt, der Freiheitsbegriff sei für die Frauenbewegung der Kantische Sittlichkeitsbegriff, so will ich ihr es mit Freuden glauben. Dann ist ja noch Hoffnung. Nur möchte ich ihr entgegenhalten, was sie selbst in ihrer Schrift sagt: „Man muß sich überhaupt hüten, bei der Betrachtung von Lebensfragen der breitesten Schichten, die Maßstäbe von den höchsten Typen herauszunehmen." Wie wenige Frauen außer

Digitized by Google

Frl. Dr. Bäumer werden den Kantischen Sittlichkeitsbegriff verstehen oder gar üben. Für die große Menge aber ist Freiheit Verpflichtungsfreiheit und führt zu den Konsequenzen, die ich aufgezeigt habe.

Wenn man mir sagt: „Es widerspricht dem Sinn der Frauenbewegung, die Mutterschaft zu unterschätzen", so frage ich: Was hat die Frauenbewegung bisher getan, um die Frauen dem Haus, die Mutter dem Kinde innerhalb dieses Hauses zu erhalten? — Die Mutterschaftsversicherung bleibt hier außer Betracht, da sie wesentlich der Mutter den Beruf ermöglichen, nicht diese dem Hause erhalten soll. — Was hat die Frauenbewegung gegen die Atomisierung der Familie getan? Die Antwort muß lauten: Nichts. Sie hat gar nicht daran gedacht.

Die Frau und Mutter der alten Form steht außerhalb des Interesses der Frauenbewegung. Ihr bis jetzt noch durch Gefühl, Tradition und Autorität bestimmtes Wesen steht der Frauenbewegung im Wege. Daher das mangelnde Verständnis auf beiden Seiten.

Daher aber auch die geringe Einsicht, die die bedeutendste Führerin in das Wesen der Frauen und Mütter hat, Frl. Dr. Bäumer. Davon zeugt ihr kleinlicher Vorwurf, daß unzählige Frauen und Mütter ihre Muße dazu benutzen, „Tag für Tag in den Erfrischungsräumen der Warenhäuser und Nacht für Nacht mit dem Mann in irgendeinem Restaurant zu sitzen". Ein trüberes Beispiel von „Schematisierung" ist wohl kaum erdenklich. Für wie wenige Großstädterinnen — andere Frauen stehen hier ja außer Betracht — kann schon aus äußeren Gründen hiervon die Rede sein. Unter den Millionen Frauen und Müttern verschwinden diese Oberflächlichen gleich einer Null. Schmerzlich aber ist, daß Frl. Dr. Bäumers Lebenskenntnis zu solchen Resultaten führt. Um diese tiefgründige Kenntnis ihrer Mitschwestern beneide ich Frl. Dr. Bäumer nicht. Sie kann mich daher auch nicht mit Ehrfurcht erfüllen für die belehrende Wirkung der sozialen Tätigkeit, der Frl. Dr. Bäumer ihr Wesen widmet. Solange solche Praxis besteht, hilft mir die schönste Theorie der Mutterschaft nicht das Geringste. Es ist an der Zeit, daß wir Mütter reden. Das Leben zeigt sich uns allerdings weniger in verallgemeinernden Sentenzen, als in lebendigen Gestalten.

Ich hatte es bisher mit dem Grundsatz gehalten, daß jeder vor seiner eigenen Tür kehren soll. Nun habe ich aber einsehen müssen, daß es damit nicht getan sein kann, wenn die Möglichkeit, vor der eigenen Tür zu kehren, vielen benommen ist, oder wenn sie, vom Lärm zurückgeschreckt, den Kopf nicht mehr vor die Tür zu stecken wagen.

In der Sache der neuen Frauen kamen bisher fast ausnahmslos nur die Frauen zu Wort, die entweder unverheiratet oder kinderlos sind, oder alt geworden, fern vom Leben stehen, die die Interessen des größten Teiles der Frauen, die der Mütter, nicht vertreten. Für diese Millionen Schweigender einzutreten, war mir Pflicht. Es ist an der Zeit, daß wir Mütter reden, wir, die wir, mitten im frischen Leben stehend, die Zukunft

Digitized by Google

der Nation in unseren Händen tragen. Denn für uns haben diese Fragen nicht bloß Gegenwarts-, sondern Zukunftsbedeutung:

„Wenn der Mensch keine Söhne hat, so hat er kein volles Recht, über die Bedürfnisse eines einzelnen Staatswesens mitzureden. Man muß selber mit den Anderen sein Liebstes daran gewagt haben: das erst bindet an den Staat fest, man muß das Glück seiner Nachkommen ins Auge fassen, also vor allem Nachkommen haben, um an allen Institutionen und deren Veränderung rechten natürlichen Anteil zu nehmen. Die Entwicklung der höheren Moral hängt daran, daß Einer Söhne hat; dies stimmt ihn unegoistisch, oder richtiger: es erweitert seinen Egoismus der Zeitdauer nach und läßt ihn Ziele über seine individuelle Lebenslänge hinaus mit Ernst verfolgen." (Nietzsche.)

Um wieviel mehr gilt dieser „politische (und soziale) Wert der Vaterschaft" für die Mutterschaft. —

Von ihrem individualistischen Standpunkt aus kann Frl. Dr. Bäumer nicht verstehen, was ich mit dem Sinn des Lebens meine. Hätte sie genauer gelesen, würde sie vielleicht besser verstanden, vielleicht auch — richtig zitiert haben.

Frl. Dr. Bäumer fragt: Was kann der Sinn des Lebens sein, wenn weder die Frau es ist noch der Mann?

Eine solche Frage kann nur derjenige stellen, der über den Relativitäten des Lebens kein Absolutes anerkennt.

Frl. Dr. Bäumer kennt trotz Kant nur die Ethik des Individuums oder einer großen Masse einzelner Individuen. Sie vergißt außerdem, daß nach Kant Fichte und Hegel, nach Schiller die Romantiker lebten und lehrten. Daß bei jeder Handlung der ethischen Persönlichkeit der Blick nach dem Sinn des Lebens gerichtet sein muß, ja daß diese Persönlichkeit als Glied der Gesamtheit in diesem Sinn einbegriffen ist, bedeutet nicht, daß sie selbst dieser Sinn sein wollen darf; d. h. daß sie ihre Handlungen darauf einrichten darf, als sei in ihr der Sinn des Lebens beschlossen.

Weder Mann noch Frau darf Sinn des Lebens sein wollen. Denn der Sinn des Lebens ist nicht gegeben, sondern uns aufgegeben, er liegt im Glauben an ein Absolutes in irgendeiner Form, liegt in dem, was Kant die Ideen nennt. Wir alle sind hier nur Handlanger und arbeiten an der Versittlichung, der Vergeistigung des natürlichen Seins. Der einzelne Mensch gibt die Fackel seines Seins und Denkens weiter, wie sie das Volk weitergeben wird, dessen Mission erfüllt ist. Ueber der Persönlichkeit steht die Idee, steht die Liebe, steht der Glaube an einen göttlichen Urgrund und ein geistiges Ziel allen Seins. Drunten im Orient werfen gerade jetzt viele ganz unphilosophische Menschen ihre Persönlichkeit weg für die Idee der Volkszugehörigkeit, für die Liebe zu ihrem Volkstum.

Fragt mich also Frl. Dr. Bäumer: Was ist dir der Sinn des Lebens, wenn es deine Persönlichkeit nicht ist? so sage ich: Ueber meiner Persönlichkeit steht mir mein Kind, steht mir mein Volk, steht mir mein Gott.

Digitized by Google

Und was dieser uns gesetzten Aufgabe widerspricht, muß ich bekämpfen, mögen noch so viele innere oder äußere Persönlichkeitswerte damit hinfällig werden. Nach diesem Sinn des Lebens muß sich auch jeweils das Mehr oder Minder von Natur oder Kultur richten, das wir fordern oder zugestehen dürfen.

Wohl mag es dem gelingen, der nur seine Persönlichkeit zur Blüte gedeihen lassen will, eine Idealgestalt auszubilden, vorausgesetzt, daß er den notwendigen Zusammenhang mit der ihn tragenden Umschicht nicht verliert. Wohl bringt er der Gesamtheit Werte. Ein Volk solcher Persönlichkeitstypen aber könnte nicht bestehen. Ueberall und immer wieder zeigt die Geschichte, wie kulturell hochstehende Völker den jungen, kraftvollen weichen müssen, denjenigen, die in wie immer gearteter Form einen verpflichtenden Glauben an absolute Maßstäbe sich bewahrten.

Man könnte es fast eine feine Rache der Gottheit nennen. Den individualistischen und relativistischen Einzelnen läßt sie bestehen, ja hochsteigen. Das individualistisch gewordene, intellektualisierte Volksganze aber läßt sie von anderen zugrunde richten oder an sich selbst vergehen.

Anna Schellenberg.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Weitere Bemerkungen wider den Jejunus-Aufsatz.

Mit Freude und Genugtuung werden alle diejenigen, die in Bayreuth mit seinem Parsifal- und Wagner-Kultus nicht mehr als Schwärmerei und Byzantinismus erblicken können, den offenen Streitruf aus ihrem Lager vernommen haben. Aus der bereits im Januarheft erschienenen kurzen Erwiderung leuchtet deutlich hervor, daß der Ruf die Gegner erreicht hat und daß auch die Bewunderer und unbedingten Anhänger Wagners den temperamentvollen Ausführungen mit dem lebhaftesten Interesse gefolgt sind. Sicherlich war hier dieses Interesse untermischt teils mit einiger Neugierde, wohin zuguterletzt wohl noch die starke Einseitigkeit der Darstellung führen möge, teils wohl auch mit einer nach Worten ringenden Ueberraschung über den Frevel, der so kühn seine Hand nach dem Lorbeerkranz des verehrten Meisters ausstreckt. Vom Standpunkt aller Aufrichtigen sind Darlegungen wie die vorliegende stets zu begrüßen, sie regen von neuem zur Prüfung und Klärung an und, weit davon entfernt, wirklicher Größe Abbruch zu tun, wirken sie wie ein frischer Wind, der allen süßlichen Weihrauchdunst, wie er sich unvermeidlich um das Bild jedes Großen sammelt, hinwegfegt und es in seinen menschlichen Zügen wieder klar vor unser Denken und Fühlen hinstellt. Ich zweifle nicht, je stärker und heftiger derartige Angriffe gegen Wagner erfolgen, und sie werden es in der Folgezeit sicherlich, da die Parsifalfrage ja seit Anfang dieses Jahres akut ist, daß man je länger, je mehr und noch allgemeiner seine wirkliche Bedeutung erkennen und würdigen, daß uns sein Stern nur um so heller strahlen wird.

Worin irrt nun der Verfasser des Aufsatzes? — Betrachten wir seine Hauptargumente nacheinander: Zunächst soll es ganz unmöglich, ein psychologischer Widersinn sein, Wissen aus Mitleid entstehen zu lassen. Die Sache sei vielmehr gerade umgekehrt, wie jeder im täglichen Leben selbst erfahren könne, der Parsifal sei mithin auf einer psychologischen Unmöglichkeit aufgebaut und daher in sich selbst unmöglich.

Es ist verzeihlich, wenn jemand, der in Parsifal bisher den Inbegriff des Verehrenswürdigen gesehen hat, zunächst ohne Worte einer solchen Be-

Digitized by Google

hauptung gegenübersteht. Bei näherem Zusehen zeigt sich aber, daß das Werk Wagners hier nur ein Schicksal erlebt, wie es so viele andere Geistesprodukte der Vergangenheit und auch der Gegenwart, so manche tiefe und erhabene Volksmythen, vor allem auch das Buch der Bücher, die Bibel, in neuerer Zeit unter den deutschen Denkern oft zu erleiden haben. Mit dem Zirkel und Winkelmaß des alltäglichen Menschenverstandes geht man daran, gewaltige Schöpfungen des Geistes auszumessen, deren Grundmauern sich aus Regionen zu uns erheben, die nur einem abgeklärteren und erhabeneren Denken zugänglich sind, dem Alltagsblick aber stets verschlossen bleiben. Ueber dem rein verstandesmäßigen Zerpflücken des Einzelnen wird das Ganze für das innere Erleben verschlossen, und anstatt von den Dingen aufzusteigen in das Gebiet bleibender Wahrheiten und geistige Erkenntnis zu gewinnen, bleibt der Denker so oft nur im kleinen Felde seiner eigenen Gedanken und Abstraktionen, die allzuleicht dann irrlichtergleich ihr Spiel mit ihm haben.

Um den Menschen Parsifal psychologisch zu verstehen, muß man ihn als Ganzes, in seinem Werden betrachten. Es ist naturgemäß ausgeschlossen, einige Züge hier und da herauszugreifen und in Vergleich zu setzen etwa mit einem modernen Großstadtmenschen, der, gewiß seiner inneren Anlage nach als Mensch ein Parsifal ist, doch durch seine Erziehung und Umgebung so grundverschiedene Begriffe in sich aufgenommen hat und dessen Handeln daher durch ganz andere Motive bestimmt wird. Parsifal ist, im Vergleich zu einem solchen, in der Tat ein „wunderbarer Heiliger", ein Ausnahmemensch. Wie unsere deutschen Sagen und Märchen sowohl, als auch die anderer Völker, bei ihren auserwählten Lieblingen, die zu großen Dingen berufen sind, es so sehr lieben, ist er aufgewachsen in absoluter Waldeinsamkeit, nur in der Gesellschaft der Tiere und Bäume und behütet von einer zärtlich liebevollen Mutter. Infolgedessen ist er gänzlich ungelehrt und unerfahren, selbst im Gebrauch der Waffen, mit Ausnahme des Bogens, den er sich gefertigt hat, um die Raubvögel zu scheuchen. Eines Tages der Mutter entlaufen, vielleicht dem Flug eines bunten Vogels folgend und den Rückweg nicht mehr findend, dann frisch vorwärtsschreitend, gelangt er in den heiligen Hain der Gralsburg, um hier einen großen Vogel, der die Wünsche des Knaben erregt hatte, mit seinem Pfeile zu erlegen. Absolut geistig unaufgeschlossen, wirklich töricht, aber auch vollkommen unverbildet, gewissermaßen direkt aus der Hand der Natur entlassen, so tritt er vor uns hin. So ist er der Mutter entlaufen, ohne ihrer Tränen zu gedenken, so schießt er den heiligen Schwan, ohne einen Frevel an dem Naturgeschöpf und der Weihe des heiligen Haines zu vermuten. Trotzdem ein Sonntagskind mit einem unendlich weichen und liebevollen Herzen, in dem verschlossen liegen, wie in einem Samenkorn, die edelsten menschlichen Tugenden und ein reinster, nur auf das Allerhöchste gerichteter Sinn. Daneben schlummern in ihm, als Erbteil seines ritterlichen Vaters, die alten Heldentugenden, Mut und Kampfesfreudigkeit. So

Digitized by Google

haben wir in ihm keinen gewöhnlichen Sterblichen zu sehen, dem nur langsam eine Erfahrung nach der anderen, und immer wieder, vom Leben, ich möchte trivial sagen, „eingebläut" werden muß, bis zum Schluß irgendein Dreiviertelmensch herauskommt; ihn zieht sein Geschick unwiderstehlich in einer höchsten Richtung, wie es einen anderen eben unwiderstehlich nach unten ziehen würde, und alle Kämpfe und Erlebnisse, die ihm entgegentreten, sind darum in seinem Inneren bis zu Seelentiefen gesteigert, die der gewöhnliche Mensch nur bei den alleraußerordentlichsten Begebenheiten betreten kann. Es ist ohne weiteres psychologisch erklärlich, daß ein so weiches Gemüt wie Parsifal nur aus Unwissenheit, aus Torheit irren kann, daß es aber seinen Fehler auch in dem Momente einsieht, in dem er ihm vorgehalten wird. Als ihm daher Gurnemanz mit eindringlichen Worten den Frieden und die heilige Stille des Gralshaines, in die er gedankenlos mit Tod und Mord hineingetreten ist, als er ihm die Leiden des getöteten Tieres schildert, da ist nichts natürlicher, als daß das mitfühlende Herz des Knaben ergriffen und weich wird und daß sein, in den Worten: „Gewiß, im Fluge treff ich, was fliegt!" zum Ausdruck kommender Trotz über seine Gefangennahme erstirbt im Mitgefühl, im Mitleid, in Liebe mit dem Mitgeschöpfe. Dieses Mitleid, mit dem sein Herz sofort auf die Worte des Gurnemanz antwortet, ist selbstverständlich die Folge des intellektuellen Gewahrwerdens seines Frevels, kündet aber eben dadurch, daß es in dieser Weise auftritt, eine Reifestufe seiner Seele an, in der es nun weiterwirkt und den ersten Keim bildet zum Wissen. Es ist dies kein verstandesmäßiges, äußeres Wissen, das identisch wäre mit dem Gewahrwerden des Frevels, sondern ein rein geistiges Wissen, ein Erkennen der hinter den wechselnden Erscheinungen wirkenden Geistigkeit und Göttlichkeit, das so treffend mit „Welthellsichtigkeit" bezeichnet wird. Wir werden das später noch zu betrachten haben.

In solcher Seelenstimmung wird Parsifal Zeuge der so seltsamen, mystischen Feierlichkeit im Gralstempel, Zeuge des Schmerzes des Königs Amfortas und des schließlichen Aufleuchtens des heiligen Grals, Begebenheiten, die auf ein verhärtetes Gemüt, wirklich erlebt, unnennbaren Eindruck ausüben müssen, wieviel mehr auf dieses reine, von der Mutter ganz in christlicher Liebe zu dem Erlöser erzogene Knabengemüt. Das tiefe Mysterium rührt an sein Herz, aber die aufgerührten Empfindungen können sich noch nicht zu einem klaren, bewußten Erkennen bilden. Wohl fühlt er den Drang, etwas zu tun, aber es ertönt keine bestimmte Aufforderung in ihm zu diesem oder jenem, nichts als das dumpfe Bewußtsein, hier helfen zu müssen und zu können, und vielleicht in der Ferne schon die Ahnung, daß die Schmerzen des Königs Amfortas, die sich angesichts der unendlichen Reinheit und Erhabenheit des Grals ins Ungemessene steigern, anstatt vor dessen Majestät, wie vergängliche Phantome im Lichte der ewigen Liebe des göttlichen Erlösers zu schwinden, ihrem innersten Wesen nach darin beruhen, daß Amfortas nicht mehr mit dieser Göttlichkeit ver-

Digitized by Google

einigt, daß er ihrer unwürdig geworden ist, daß die Schuld auf ihm lastet. Unter der Fülle der auf ihn einstürmenden, nie gekannten Empfindungen ist Parsifal wie erstarrt; er hört nicht die Aufforderung des Gurnemanz, teilzunehmen am Mahle, und faßt bei den immer erneut und heftiger ausbrechenden Schmerzensschreien des Amfortas nur krampfhaft an seine Brust. Trauernd über sich selbst, daß sein Inneres stumm bleibt, wo alles zu einer Tat der Hilfe in ihm schreit, schüttelt er auf die Frage des Gurnemanz: „Weißt du, was du sahst?" „ein wenig" das Haupt. Dieses „ein wenig", weit davon entfernt, gleichbedeutend etwa mit „nichtssagend" und eine Verlegenheitsfloskel von Wagner zu sein, kennzeichnet knapp und doch außerordentlich klar den Seelenzustand des Parsifal. Zu einer bewußten Hilfe war Parsifal noch nicht reif, aber dieses innere Erleben, daß sich ebenfalls aufbaut auf dem Mitleiden und nach außen kenntlich ist an der tiefen Ergriffenheit, ist wiederum das Anzeichen eines noch weiter gehenderen geistigen Verständnisses, einer noch größeren geistigen Reife, als sie beim Anblick des getöteten Vogels in die Erscheinung treten konnte. Aus der Wurzel des äußeren Mitleides erhebt sich wiederum eine neue geistige Blüte, die sich vollends erschließt und bewußt wird in der Szene mit Kundry, in der er plötzlich durchschaut sein göttliches und irdisches Wesen und dem ersteren die bewußte Herrschaft erringt.

Nach seinem Erlebnis in der Gralsburg streift Parsifal von neuem umher und trifft auf das Zauberschloß Klingsors, mit dessen Rittern er in Händel gerät. Das letztere ist bei ihm, in dessen Adern Ritterblut fließt, so natürlich, daß es psychologisch unverständlich wäre, wenn Parsifal nun nach dem Gralserlebnis etwa sofort Mönchskleider anziehen würde. Das wehrlose Töten eines Vogels ist ihm verabscheuenswert geworden, aber ein ehrlicher Ritterkampf ist darum doch seine Herzensfreude. Die Kämpen des Zauberers ziehen bei ihm sogleich den kürzeren, und er sieht sich bald umringt von den Blumenmädchen, die ihm Klingsor entgegenschickt. In seiner Waldeinsamkeit ist dem jungen Parsifal die Liebe fremd geblieben, außer seiner Mutter hat er wohl kaum ein weibliches Wesen erschaut. So ist er durch seine natürliche Sinnenunschuld und Sinnennaivität, wie das ja trotz unserer „verderbten" Zeiten auch heute noch vielen jungen Menschenkindern so begegnet, gegen die Verführungskünste der Blumenmädchen vollkommen gesichert. Seine Sinne schlafen noch, so daß selbst beim Anblick einer Kundry nicht mehr als ein seltsames, unverstandenes Bangen seine Seele durchziehen kann. Ihm liegen eben geschlechtliche Dinge absolut fern, und er ist auch in diesem Punkte ein absoluter Tor. Wenn er das nicht wäre, würde gewiß seine ganze Aufführung den Blumenmädchen und der Kundry gegenüber einfach sinnlos sein. Es handelt sich aber nicht um einen „Wissenden", sondern um einen reinen Toren, dem erst menschliches und geistiges Wissen kommen soll. Der ausgedehnte Liebeskuß der raffinierten Verführerin Kundry erst wiegelt seine Sinne von Grund aus auf. Mit dem Regen seiner rein physischen Leidenschaften setzt sogleich ein gewaltiger Kampf in

Digitized by Google

seinem Inneren ein mit diesen Begierden, die er ohne weiteres als etwas Niedriges, ihn von seiner geistigen Höhe in den Bann der Instinkte ziehendes erkennt. Es ist einleuchtend, daß nicht der, für den „Kenner" gewiß schon eindeutige Anblick der Kundry, wie auch der Blumenmädchen, sondern erst der Kuß das Signal zum Einsetzen dieses Seelenkampfes geben kann. Die Sinnlichkeit präsentiert sich eben dem Jüngling in einer so schönen, fast unschuldigen Form, daß er den Dämon erst bemerkt, als er ihn beim Schopfe fassen will. Und dieser Seelenkampf reißt ihn sofort wieder hinein in die Tiefen, die durch das Gralserlebnis in ihm aufgerührt waren: die Szene im Tempel und die Klagen des Amfortas stehen mit elementarer Kraft plötzlich wieder vor seiner Seele, in heller Klarheit durchschaut er, was ewig trennt das Göttliche, das seine Seele sucht, und das Irdische, das ihn noch in seinen Banden hat und ihn jetzt vollends sich zu eigen machen will. In dieser plötzlichen Erleuchtung, in der er schon selbst, infolge des Kundrykusses, das Brennen der Schuld in seiner Seele fühlt, schreit er auf: „Amfortas! — — Die Wunde — die Wunde — sie brennt in meinem Herzen." Klar wie der Tag liegen nun vor seinem Bewußtsein ausgebreitet die Dinge, wie sie scheinen und wie sie sind. Mühelos kann er, dem eben noch Zauberkünste im Taumel der Sinne alle Klarheit entreißen wollten, Kundry von sich stoßen und seine weitere Mission erkennen. Der Gral hat ihn erwählt! — Das alles ist unendlich tief und läßt sich im Rahmen dieser kurzen Darlegungen nur andeuten, in seinen Feinheiten bei weitem nicht ausschöpfen. Dazu ist das wirkliche, nicht bloß denkerische Erfassen und Nacherleben dieser inneren Vorgänge auch nicht allen Menschen möglich. An Hand eines Leitfadens für Psychologie vollends wird man bald in der Irre sein.

Man nimmt Wagner im allgemeinen für die Philosophie Schopenhauers in Anspruch, und manche lesenswerten Abhandlungen sind darüber geschrieben worden, wie sich Schopenhauersche Gedanken in seinen Werken wiederfinden lassen. Ich denke dabei u. a. an Drews, der den Ring daraufhin untersucht und interpretiert hat. Für den Ring mag dies auch zutreffend sein, im Parsifal aber zeigt Wagner, daß er weit mehr ist als Schopenhaucrianer, daß er seinen Meister weit hinter sich gelassen hat. Hier steigt er auf Höhen, von denen er auf das Leben und die in ihm wirkenden Kräfte herabsieht, es unter sich läßt, ohne es zu verachten, und ganz mit Göttlich-Geistigem erfüllt. Wir nehmen teil an dem Walten der über jedem einzelnen Menschenleben stehenden Macht, wir sehen die Kräfte am Werke, die den Menschengeist über die alltägliche Erkenntnis hinaus zu einem höheren Wissen führen, die Kräfte des Guten und die Kräfte des Bösen und begleiten den Aufstieg des Menschen aus dem Reiche des Zeitlichen in das des Ewigen. Eine einfache, alltäglich klingende Ueberlegung möge hier zur Veranschaulichung Platz greifen. Fast allgemein läßt sich wohl sagen, daß jeder Mensch in seinem Leben Augenblicke hat, in denen Wunsch und Sehnsucht in ihm rege sind, einen Blick zu tun in das

Digitized by Google

geheimnisvolle Räderwerk, das absolut unzugänglich seinem Erfassen und scheinbar zwecklos die Menschen zum Leben ruft, sie durch Schmerz und Freude, Genuß und Arbeit jagt, um sie dann wieder ebenso geheimnisvoll zu vernichten, das in den Tiefen des Weltalls Sterne aufleuchten läßt und zersplittert, und das dann wieder so einfach und simpel zu sein scheint, daß die alltäglichsten Dinge, ein Kristall, ein Stückchen Holz, Gesetzen gehorchen, die der Forscher in den unendlichen Weiten des Raumes wiederfinden kann. Ehrfürchtig schaut der große Newton zu diesem Unfaßbaren auf, wenn er sagt: „Alle meine Arbeit ist nur ein Spiel mit den Muscheln an der Küste des Meeres gewesen, während der Ozean der Unendlichkeit sich noch unerforscht vor mir ausbreitet.“ Mit solchen Gedanken der Ehrfurcht vor dem Göttlichen, die allen großen Menschen eigen gewesen ist, wendet der Mensch seinen Sinn ab von den ihn gewöhnlich umgebenden Dingen und seinen eigenen Gedanken darüber, und lenkt den Blick über die Erscheinungen hinaus zu einer Macht, die hinter ihnen steht. Mit diesem geistigen Sinn alles Seins, diesem großen Unfaßbaren, dessen feine, überall redende Stimme in Arbeit und Genuß nicht bis zur Seele gelangen kann, wollen alle Religionen den Menschen in irgendeiner Weise verbinden. Alle Religionen haben seit jeher erkannt, was dazu nötig ist, und dies gilt heute noch, wie es vor tausend Jahren gegolten hat; die Wahrheit erkennen kann nur eine in sich selbst vollkommen klare Seele, in der nicht mehr verwirrende Leidenschaften sprechen, Vorurteile und alle die unzählbar vielen Dinge, die eben der Klarheit entgegenstehen, die über ihrem eigenen Wohl steht und dies opfern kann in jener göttlichen Liebe zum Wohle der anderen, die gerade im Christentum so rein zum Ausdruck kommt. Nicht bloß das Christentum aber predigt aus diesem Grunde die Selbstentsagung, sondern auch die anderen großen Religionen. Der Grund, von dem eine solche geistige Entwicklung, die freilich über alltägliches Verstehen hinausgeht, ihren Ausgang nimmt, ist nicht etwa einseitige Ausbildung einer Verstandeserkenntnis, sondern eben das Gefühl des Mitleids, als einer Grundstimmung der Seele. In diesem Mitleid, welches viel mehr ist als die gelegentliche Gefühlsregung, die wir dem Elend gegenüber empfinden, gibt der Mensch sein egoistisches Wesen auf und verwandelt es in Liebe zu allem Seienden. Wenn dies erreicht ist, kann die Blume einer höheren Erkenntnis erblühen. Reinheit — als Zeichen dafür, daß die Triebe vollkommen in göttlichem Dienste stehen, Mitleid — als Zeichen dafür, daß die göttliche Liebe den Rest der Selbstsucht vernichtet hat, führen den strebenden Geist über sich hinaus. zum Wissen, zur „Welthellsichtigkeit“, wie Kundry es nennt.

Wenn wir berücksichtigen, daß Wagner die Hauptzüge seines Parsifal in der altdeutschen Dichtung Wolfram von Eschenbachs vorgefunden hat, müssen wir die Innerlichkeit und das tiefe Verständnis bewundern, mit denen jene Zeiten den christlichen Gedanken von der erlösenden Liebe des Gottessohnes erfaßt haben. Nach dem Willen Wagners

Digitized by Google

soll Parsifal mehr sein als eine gewöhnliche Oper, er selbst hat es Bühnenweihfestspiel betitelt und ihm als einzigen Platz der Aufführung Bayreuth vorbehalten. Alle die, die im Christentum mehr sehen als eine überlebte Religion, die der Person des Christus als des Erlösers der Welt noch in irgendwelcher Weise Verständnis entgegenbringen können und die, wenn auch gänzlich ungläubig, doch heilige Gefühle heilig gehalten wissen wollen, möchten den Parsifal der reinen Schaulust und Sensation entziehen. Die Frage, ob sich ein Werk wie Parsifal überhaupt behaupten kann, ist leicht dahin zu beantworten, daß Zeiten, in denen der menschliche Geist ganz hingegeben ist an seine Studien und Wissenschaften und äußerliche Dinge, nicht allzuviel mit ihm anfangen können, daß aber Zeiten, in denen ein religiöses Bedürfnis dem Erkenntnisstreben in stärkerem Maße sich beigesellt, Offenbarungen in ihm sehen werden.

Ueber die Berechtigung des Speerwurfes zu streiten, scheint mir unerheblich. Gewiß sind die einzelnen Gestalten Verkörperungen von Ideen, von Weltenmächten, aber sie treten als Menschen in menschlicher Gestalt auf, wie das die Götter bekanntlich überall tun. Sie benehmen sich trotz ihrer Erhabenheit immer menschlich, wofür die ganze griechische und germanische Götterwelt nur ein einziges Beispiel ist. Es erscheint aber auch durchaus dem Prinzip des Bösen angepaßt, wenn es im letzten Moment, im Kampf um seine eigene Macht, sein eigenes Sein oder Nichtsein, nochmals alle seine Hinterlist und Tücke zusammenrafft zu einem großen Schlage, einerlei, was Verträge und Weissagungen besagen. Wenn so Klingsor vor seinem Untergang, als Kundry und alles flüchtet, statt mit verschränkten Armen der Vernichtung seiner Herrlichkeit zuzusehen, mit einer großen Gebärde den Speer schleudert, so braucht man dabei durchaus nicht zu denken, daß Parsifal nun den Speer für den letzten Akt nötig hat, daß Wagner kein besseres Mittel gewußt hat, um ihn ihm in die Hände zu spielen, daß sonst das ganze Stück gar nicht hätte zu Ende geführt werden können und was dergleichen mehr ist. Der Dichter muß natürlich alles dieses berechnen, aber das Mittel ist hier durchaus im Rahmen des Möglichen und Natürlichen gehalten. Das dagegen angeführte Beispiel vom grollenden Thor und Fafner kann man auch umgekehrt verwenden, denn warum erzürnt sich Thor, da es ihm doch gar nichts hilft, und warum muß ihm Fafner deshalb zurufen: „Ruhig Donner, rolle, wo's taugt — hier nützt Dein Rasseln Dir nichts." Alexander.

Groß- und Klein-Betrieb in der Landwirtschaft.

Als Erwiderung auf den Artikel im Februarheft „Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten" mögen folgende Ausführungen dienen.

Ich bin Landwirt, wohne zwar nicht in Posen aber in unmittelbarer Nähe davon in Schlesien und glaube so immerhin ein Urteil über die

Digitized by Google

Frage von dem Wert der Ansiedlung zu haben. Auch ich halte den Erfolg der Ansiedelungspolitik im Kampf gegen das Polentum nicht für bedeutend; er beruht im wesentlichen darauf, daß in geschlossene polnische Gegenden deutsche Bauerndörfer als Keil hineingeschoben werden, dafür besorgt das Polentum die Polonisierung der Städte. Aber ich halte die Ansiedlung für ein Kulturwerk, das in sozialer und volkswirtschaftlicher Hinsicht höchste Anerkennung verdient. Um so mehr erregte eine gegenteilige Behauptung mein Interesse.

Die Ausführungen des Herr v. Chlapowski haben meine Ansicht nicht im geringsten zu ändern vermocht. Vieles ist richtig von dem, was er schreibt, aber das Wesentliche stimmt nicht. Es mag stimmen, daß die Verzinsung der Gelder, die der Staat zu dem Zweck hergibt, eine schlechte ist, auf ein Geringes an mehr oder weniger kommt es dabei nicht an. Durch das Mehr an Vieh und Menschen, die auf derselben Fläche wohnen, durch das Plus an Steuern macht der Staat immer ein gutes Geschäft. Es mag stimmen, daß das Steigen der Güterpreise in der Hauptsache dem technischen Fortschritt der Landwirtschaft zu verdanken ist, neben dem in der Provinz Posen in zweiter Linie auch der Nationalitätenkampf preissteigernd wirkt, wie ja der Verfasser selbst zugibt. Ein Durchschnittspreis von 1383 Mk. pro Hektar im Jahre 1906 ist nicht übertrieben hoch. Zu solchen Preisen wird ein Ansiedeln immer noch lohnend sein, selbst wenn die Baukosten noch hinzukommen. Die Preise, die hier für Bauernwirtschaften mit schlechtem Boden gezahlt werden, sind ganz bedeutend höhere. Es wäre jedenfalls ein Fehler, wenn die Ansiedlungskommission sich durch die höheren Preise abschrecken lassen wollte, weiter zu kaufen. Die Preise des Grund und Bodens sind ja überall bedeutend gestiegen, so nach den Untersuchungen von Walter Rothkegel seit 1912 um jährlich 6 % bei den großen Gütern, und trotzdem fehlt es nicht an Käufern, weil eben der Ertrag gegen früher so wesentlich gesteigert werden kann und die Preise der Produkte auch bessere sind. Das aber gilt nicht nur für den Großgrundbesitz, sondern genau so für den Kleinbesitz — ja vielleicht für diesen noch mehr. Denn darin kann ich dem Herrn Verfasser nun und nimmer recht geben, daß der Kleingrundbesitz weniger produziert, weniger Reinertrag herauswirtschaftet als der Großgrundbesitz. Zum Beweise meiner Ansicht will ich nur die Hauptpunkte anführen.

Der Großgrundbesitz soll eine bessere Verteilung der Arbeitskräfte sich leisten können dadurch, daß er Wanderarbeiter nimmt. Gewiß, was aber kosten diese Wanderarbeiter wieder mehr an Aufsicht, wie schlecht wird von ihnen die Arbeit oft geleistet; gewiß gibt es Akkordarbeiten, aber da heißt es doppelt aufpassen, damit die Qualität der Arbeit nicht leidet. Gerade in der Qualität der Arbeit ist der Bauer dem Grundbesitz so außerordentlich überlegen. Wer dafür ein Beispiel haben will, der beobachte mal einen Trupp Galizier, der Heu macht und einen Bauern mit den Seinen bei derselben Arbeit. Die Qualität der Arbeit macht aber in der Landwirtschaft

Digitized by Google

außerordentlich viel aus, eine gute oder schlechte Pflugfurche, ein gutes Streuen des Kunstdüngers, eine gute Pflege der Früchte, rechtzeitiges Jäten usw. Wie häufig kommt es beim Großgrundbesitz vor, daß er nicht schnell genug mit dem Jäten der Rüben fertig wird, das Unkraut wächst über die Rüben, die Rüben ersticken im Unkraut, so daß der Ertrag aufs schwerste geschädigt wird. Wie häufig kommt es vor, daß die Kartoffeln erst im Oktober gehackt werden, wo ein Frost sie schon angegriffen hat. Die Kartoffeln faulen dann in den Mieten und viele Millionen von Doppelzentnern verderben. Das passiert dem Bauern alles nicht, denn der macht alles zur rechten Zeit. Ist Not am Mann, so greift beim Bauern alles an, die Frau, der alte Vater, die Kinder, die Großmutter und es kommt ihm kaum je vor, daß er durch Verderben der Früchte Schaden leidet. Das regnerische Erntewetter des letzten Sommers ließ den Unterschied so recht fühlbar werden. Kam Mittag ein Gewitter 'rauf, der Bauer ließ schnell alles stehen und liegen und holte schnell, was trocken war, 'rein. Beim Großgrundbesitz ist das alles viel schwieriger. In der Landwirtschaft ist die Regel, von der der Erfolg in erster Reihe abhängt, die — alles zur rechten Zeit. Darin ist der Bauer dem Großgrundbesitz entschieden über. Aber selbst, wenn dem nicht so wäre, wenn die Wanderarbeiter ebenso gut alles machten, ist es ein gesunder Zustand, wenn gegen 400 000 Galizier und Russen alle Sommer ins Land kommen und Millionen mit hinausschleppen? Ist es ein gesunder Zustand, daß diese Leute, wenn Rußland nicht will, einfach uns abgeschnitten werden können und dann Millionen Hektar unbebaut liegen bleiben müßten? Wer weiß aber auch, wie lange wir noch den Zuzug haben werden. Rußland kolonisiert in einer Weise, die die allergrößte Bewunderung verdient, in 4 Jahren 10 Millionen Hektar zu Bauernstellen. Kenner der Verhältnisse sagen, daß mit der Zeit die russischen Arbeiter von selbst ausbleiben werden. Der Zuzug der Galizier nimmt schon jetzt alle Jahre ab. Die Arbeitsteilung ist aber auch beim Bauern besser, wie beim Großgrundbesitz. Sein Hauptwerk ist das Vieh, und das gibt auch im Winter zu tun und reichlich zu tun.

Nun hat Herr v. Chlapowski uns einige Reinerträge von großen Gütern vorgerechnet. Ich gebe ohne weiteres zu, daß solche Reinerträge tatsächlich unter günstigen Verhältnissen erzielt werden, aber ich behaupte gleichzeitig, daß dieselben Reinerträge beim kleineren Besitzer vorkommen, ja vielleicht noch höhere, denn es gibt in der Hinsicht schlechterdings nichts, wodurch der Großgrundbesitz dem Bauern voraus ist. Maschinen kann der Großgrundbesitz mehr anwenden, die sind aber niemals billiger wie Handarbeit — er wendet sie an, weil ihm Arbeitskräfte fehlen. Dreschmaschinen hat auch jeder kleine Bauer mit Göpelbetrieb. Hackfruchtbau kann der Bauer genau so betreiben wie der Großgrundbesitz und betreibt ihn. Daß Zuckerrüben nur wachsen, wenn 12—14 Zoll tief gepflügt wird, ist ein längst widerlegtes Vorurteil. Wer 8 Zoll tief pflügt, und das kann jeder Bauer, hat die schönsten Rüben. Die zweite Hackfrucht, Kartoffeln, wird

Digitized by Google

vom Bauer genau wie vom Großbetrieb gebaut. Der Bauer treibt vielleicht mehr Futter bei als der Großbesitz, dafür leistet er aber auch ganz unverhältnismäßig mehr an Viehproduktion. Der Bauer unterscheidet sich überhaupt in der Hinsicht vom Großgrundbesitz, daß der letztere in der Hauptsache Rohmaterialien produziert und verkauft, während der Bauer die auf den Feldern geernteten Rohmaterialien zum größten Teil durch Fütterung seines Viehes weiter verarbeitet. Die Werte, die der Bauer dadurch mehr schafft, sind ganz außerordentlich große, die Herr v. Ch. gänzlich außer Betracht läßt, aber gerade darin liegt die große Bedeutung des Bauernstandes. Der Bauer verfuttert nicht nur seine Kartoffeln, Rüben, Grünfutter, sondern er kauft noch für das Getreide, das er verkauft, Futtermittel, Kleie, Kuchen, Futtergerste in großen Mengen, die er in Fleisch nnd Milch umsetzt; dadurch muß der Reinertrag von derselben Fläche eben größer werden wie beim Großgrundbesitz. Der Bauer hält im Verhältnis zu der Fläche unvergleichlich mehr Vieh, allein diese Tatsache widerlegt die Behauptung, daß er weniger leistet. Ist es doch festgestellt, daß nach der Aufteilung auf demselben Besitz mehr gehalten werden das Doppelte an Pferden, das Dreifache an Rindern, beinahe das Zehnfache an Schweinen. Was würde aus der Ernährung der Massen des deutschen Volkes, wenn wir auf den Großgrundbesitz angewiesen wären. Das Fleisch liefert dem Volk der Bauer.

Als durchschlagendes Moment für seine Beweisführung führt Herr v. Chl. schließlich an, daß die Rente der Ansiedler pro Hektar soviel niedriger ist, als der Reinertrag des Großgrundbesitzes. Es ist mir unverständlich, wie man eine Rente mit Reinertrag zusammenstellen kann. Rente ist die Verzinsung des Kaufpreises des Grund und Bodens. Die Verzinsung des Baukapitals, des Betriebskapitals, Unternehmergewinn steckt nicht drin. Es ist also so gut, als wenn ich die Hypothekenzinsen eines Gutes mit dem Reinertrag eines anderen vergleichen wollte. Nichts, absolut nichts spricht dagegen, daß der Ansiedler, der pro Hektar eine Rente von 32 Mk. zahlt, einen Reinertrag von 160 Mk. von demselben und mehr erzielt. Eine Behauptung, daß der Bauer pro Hektar weniger erzielt, als der Großbetrieb, stellt ja auch alles bisher Gültige vollständig auf den Kopf. Ich verweise nur auf die Sätze der Steuereinschätzung, die mit der abnehmenden Größe des Besitzes ständig steigen und mit Recht. Ich verweise auf die Feststellungen des Prof. Sering, die Grundbesitzverteilung und die Abwanderung auf dem Lande, ich verweise auf die Erfolge aller der verschiedenen Ansiedlungsgesellschaften. Will man vergleichen, so muß man eine Gegenüberstellung machen der gesamten Produkte, die ein Großbetrieb im Laufe eines Wirtschaftsjahres verkauft, abzüglich der Ausgaben für zugekaufte Produkte, Futter, Kunstdünger, und die von derselben Fläche der Kleinbetrieb verkauft. Erst dann hat man das Resultat. Daß dieses aber den Kleinbetrieb als den bei weitem größeren Produzenten bestätigen wird, ist klar. Der Aufwand an Arbeitskraft kommt nicht in Frage, so,

Digitized by Google

weit der Bar[illegible]t seiner Familie die Arbeit bestreitet. Daß der Bauer sehr fleißig i[illegible]d viel leistet, noch mehr die Bauersfrau, ist ein Segen für uns. [illegible] wir uns, daß wir noch Menschen haben, die nicht mit der Uhr i[illegible]Hand jede Arbeitsstunde und Minute abpassen, damit sie ja nicht [illegible]ast nur gewürzt wird von dem Gefühl, ein freier Mann [illegible]ölle zu sein.

Wie der Herr Verfasser auf die intensiven, gut geleiteten Großbetriebe hinweist, so sind es diese nicht, die an die Ansiedlung verkauft haben, sondern die verkauft haben, waren schlecht geleitete, schlecht rentierende Betriebe. Aus diesen sind dann Ansiedlungen entstanden, die doch zum größten Teil in bester Weise bewirtschaftet werden. Soweit ich hier in der Nähe es verfolgen konnte, ist es so. Wo früher der Acker schlecht bearbeitet, die Saaten schlecht gepflegt waren, der Boden geringen Ertrag brachte, sieht man jetzt überall schöne Früchte stehen, die Felder gut bearbeitet in bester Kultur, kleine Höfe mit Obstplantagen, Luzernekoppeln, viel Vieh, Geflügel usw. Da ist stark pulsierendes wirtschaftliches Leben, reicher Umsatz an Produkten, viel Arbeit, aber auch Segen und Lohn derselben — ein gesundes, arbeitsames Volk. Es täte not, daß in gleicher Weise überall dort kolonisiert wird, wo in Ostelbien der Großgrundbesitz so stark ist, daß er das Land entvölkert und slawisiert. Schmidthals.

Groß-Tschunkawe, den 12. Februar 1913.

Sozialpolitik.

Bluher: Der Schutz der Arbeitswilligen. Rechtsgutachten. Dresden 1912. (Verlag) F. Emil Boden. 112 Seiten.

Die Denkschrift über den Schutz der „Arbeitswilligen" krankt an der begrifflich unklaren Begrenzung ihres Themas, zu der die juristisch einwandfreie Durchführung in einem fühlbaren Gegensatze steht. Der Verfasser — Mitglied des Sächsischen Oberverwaltungsgerichts zu Dresden — sieht als Jurist in den Ausschreitungen gegen „Arbeitswillige" nur einen Teilbestandteil des von ihm sog. „Verbandsterror"; er betont mit Recht, daß der Verbandsterrorismus eine Arbeitern, Arbeitgebern, Privatangestellten, ja ganzen wirtschaftlichen Berufsständen (Bund der Landwirte) und freien Berufen (Aerzte) gemeinsame Erscheinung des modernen Lebens sei; eine gleichmäßige Stellungnahme der Staatsgewalt zu dieser Erscheinung sei daher sowohl aus Gründen der Gerechtigkeit erforderlich, wie auch gesetzestechnisch möglich. Dem widerspricht nun aber sowohl die Beschränkung des Themas auf den „Schutz der Arbeitswilligen" wie die Zuspitzung der praktischen Vorschläge wider die „Ausschreitungen der Arbeiter bei Ausstandsbewegungen". Während noch im ersten Kapitel die terroristischen Bestrebungen und die Stärkeverhältnisse der verschiedenen Parteien nebenein-

Digitized by Google

ungern.

ganz

scheidet sich

letztere in der

während der Bauer

größten Teil durch

die der Bauer

Herr v. Ch.

große Bedeutung

artoffeln, Rüben,

verkauft, Futter-

er in Fleisch und

elben Fläche eben

er hält im Verhältnis

iese Tatsache widerlegt die

doch festgestellt, daß nach der

gehalten werden das Doppelte an

ändern, beinahe das Zehnfache an Schweinen.

der Ernährung der Massen des deutschen Volkes, wenn

uf den Großgrundbesitz angewiesen wären. Das Fleisch liefert dem

der Bauer.

Als durchschlagendes Moment für seine Beweisführung führt Herr v. Chl. schließlich an, daß die Rente der Ansiedler pro Hektar soviel niedriger ist, als der Reinertrag des Großgrundbesitzes. Es ist mir unverständlich, wie man eine Rente mit Reinertrag zusammenstellen kann. Rente ist die Verzinsung des Kaufpreises des Grund und Bodens. Die Verzinsung des Baukapitals, des Betriebskapitals, Unternehmergewinn steckt nicht drin. Es ist also so gut, als wenn ich die Hypothekenzinsen eines Gutes mit dem Reinertrag eines anderen vergleichen wollte. Nichts, absolut nichts spricht dagegen, daß der Ansiedler, der pro Hektar eine Rente von 32 Mk. zahlt, einen Reinertrag von 160 Mk. von demselben und mehr erzielt. Eine Behauptung, daß der Bauer pro Hektar weniger erzielt, als der Großbetrieb, stellt ja auch alles bisher Gültige vollständig auf den Kopf. Ich verweise nur auf die Sätze der Steuereinschätzung, die mit der abnehmenden Größe des Besitzes ständig steigen und mit Recht. Ich verweise auf die Feststellungen des Prof. Sering, die Grundbesitzverteilung und die Abwanderung auf dem Lande, ich verweise auf die Erfolge aller der verschiedenen Ansiedlungsgesellschaften. Will man vergleichen, so muß man eine Gegenüberstellung machen der gesamten Produkte, die ein Großbetrieb im Laufe eines Wirtschaftsjahres verkauft, abzüglich der Ausgaben für zugekaufte Produkte, Futter, Kunstdünger, und die von derselben Fläche der Kleinbetrieb verkauft. Erst dann hat man das Resultat. Daß dieses aber den Kleinbetrieb als den bei weitem größeren Produzenten bestätigen wird, ist klar. Der Aufwand an Arbeitskraft kommt nicht in Frage, so,

Digitized by Google

weit der Bauer mit seiner Familie die Arbeit bestreitet. Daß der Bauer sehr fleißig ist und viel leistet, noch mehr die Bauersfrau, ist ein Segen für uns. Freuen wir uns, daß wir noch Menschen haben, die nicht mit der Uhr in der Hand jede Arbeitsstunde und Minute abpassen, damit sie ja nicht zu viel leisten, sondern die mit Lust von früh bis spät schaffen und deren harte Arbeit nur gewürzt wird von dem Gefühl, ein freier Mann auf eigener Scholle zu sein.

Wenn der Herr Verfasser auf die intensiven, gut geleiteten Großbetriebe hinweist, so sind es diese nicht, die an die Ansiedlung verkauft haben, sondern die verkauft haben, waren schlecht geleitete, schlecht rentierende Betriebe. Aus diesen sind dann Ansiedlungen entstanden, die doch zum größten Teil in bester Weise bewirtschaftet werden. Soweit ich hier in der Nähe es verfolgen konnte, ist es so. Wo früher der Acker schlecht bearbeitet, die Saaten schlecht gepflegt waren, der Boden geringen Ertrag brachte, sieht man jetzt überall schöne Früchte stehen, die Felder gut bearbeitet in bester Kultur, kleine Höfe mit Obstplantagen, Luzernekoppeln, viel Vieh, Geflügel usw. Da ist stark pulsierendes wirtschaftliches Leben, reicher Umsatz an Produkten, viel Arbeit, aber auch Segen und Lohn derselben — ein gesundes, arbeitsames Volk. Es täte not, daß in gleicher Weise überall dort kolonisiert wird, wo in Ostelbien der Großgrundbesitz so stark ist, daß er das Land entvölkerrt und slawisiert. Schmidthals.

Groß-Tschunkawe, den 12. Februar 1913.

Sozialpolitik.

Blüher: Der Schutz der Arbeitswilligen. Rechtsgutachten. Dresden 1912. (Verlag) F. Emil Boden. 112 Seiten.

Die Denkschrift über den Schutz der „Arbeitswilligen" krankt an der begrifflich unklaren Begrenzung ihres Themas, zu der die juristisch einwandfreie Durchführung in einem fühlbaren Gegensatze steht. Der Verfasser — Mitglied des Sächsischen Oberverwaltungsgerichts zu Dresden — sieht als Jurist in den Ausschreitungen gegen „Arbeitswillige" nur einen Teilbestandteil des von ihm sog. „Verbandsterror"; er betont mit Recht, daß der Verbandsterrorismus eine Arbeitern, Arbeitgebern, Privatangestellten, ja ganzen wirtschaftlichen Berufsständen (Bund der Landwirte) und freien Berufen (Aerzte) gemeinsame Erscheinung des modernen Lebens sei; eine gleichmäßige Stellungnahme der Staatsgewalt zu dieser Erscheinung sei daher sowohl aus Gründen der Gerechtigkeit erforderlich, wie auch gesetzestechnisch möglich. Dem widerspricht nun aber sowohl die Beschränkung des Themas auf den „Schutz der Arbeitswilligen" wie die Zuspitzung der praktischen Vorschläge wider die „Ausschreitungen der Arbeiter bei Ausstandsbewegungen". Während noch im ersten Kapitel die terroristischen Bestrebungen und die Stärkeverhältnisse der verschiedenen Parteien nebenein-

Digitized by Google

ander dargestellt werden, spielt in der Schilderung der parlamentarischen Vorgeschichte, des geltenden Rechts und der Verhältnisse des Auslandes die Verhütung von „Ausschreitungen bei den Kämpfen der Arbeiter mit den Unternehmern" die Hauptrolle. Der Leser sieht sich vergeblich um nach einer Begründung dieser anscheinend willkürlichen Aussonderung eines Teiltatbestandes, welche doch im Widerspruch steht zu der wissenschaftlich vertretbaren, vom Verfasser selbst vorgezeichneten erschöpfenden Untersuchung des „Verbandsterror" überhaupt. Vielleicht ist die Antwort auf meinen Einwand in der Entstehung des „Rechtsgutachtens" zu suchen, das an die Gutachten der Arbeitgeberverbände zur Arbeitswilligenfrage anknüpft und (Seite 82) diese Frage ausdrücklich als Anlaß zu der vorliegenden Untersuchung bezeichnet; immerhin erfährt der Leser nicht, ob das „Rechtsgutachten" ohne äußere Veranlassung entstanden ist oder etwa — wie der Untertitel vermuten läßt — einem konkreten Anlaß sein Dasein und die Veröffentlichung verdankt*).

Die Zwiespältigkeit kommt in den praktischen Vorschlägen des Verfassers, wie bereits angedeutet, greifbar zum Ausdruck. Nach der einleitenden Feststellung, daß es sich um Massenprobleme handele nnd daß die Gerechtigkeit eine gleichmäßige Behandlung aller Berufs- und Gesellschaftsklassen verlange, fordert der Verfasser stärkere Pflege des Gemeinschaftsgedankens zwischen Unternehmern, Angestellten und Arbeitern sowie größere Achtung fremder Interessen; von diesen „Imponderabilien" wendet er sich der rechtlichen Seite seines Problems zu und begrenzt dies sofort auf die Fragestellung: wie durch behördliche Maßnahmen und neue Gesetze die „Ausschreitungen" bei Arbeitskämpfen verhütet werden können? Er empfiehlt Ausgestaltung der staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse durch Vorträge aus Arbeitgeberkreisen, Abkommandierung junger Beamten in Industriebetriebe und Fühlungnahme mit den Hochschulen; ferner beschleunigte Aburteilung von Streikdelikten, sowie in Großstädten und Industriebezirken vorbeugende Aufbietung militärischer Macht; endlich verkehrspolizeiliche Behinderung des Streikpostenstehens. Zu der Kräftigung des Vertrauens in staatlichen Schutz, die der Verfasser von diesen Maßnahmen erwartet, sollen die Arbeitgeber mit beitragen, indem sie durch tüchtige Anwälte Prozesse anstrengen und von Verbandswegen für erfahrene und in die schwierige Materie eingearbeitete Sachwalter sorgen.

---

*) Daß die Blühersche Arbeit im Auftrag des „Verbandes Sächsischer Industrieller" geschrieben ist, habe ich nachträglich ersehen aus den Mitteilungen in Nummer 23 der „Deutschen Industrie" XIV. Jahrgang. — Als einer wirtschaftspolitischen Aeußerung muß der Arbeit zum Verdienst gerechnet werden, daß sie offenbar die vermittelnde Stellung der im „Bund der Industriellen" vereinigten Unternehmer zur Frage des gesetzlichen Arbeitswilligenschutzes herbeigeführt hat; dies politische Verdienst, gegenüber den Exaltados von rechts und links, entbindet jedoch nicht von der Pflicht, an eine derart publizierte Arbeit den Maßstab der rein wissenschaftlichen Kritik zu legen.

Digitized by Google

Nach den behördlichen Maßnahmen werden die gesetzgeberischen Möglichkeiten erwogen: ein Koalitionsverbot für die Arbeiter weist der Verfasser zurück, da eine entsprechende Beschränkung der Arbeitgeberverbände ihm nicht im Interesse der heimischen Industrie zu liegen scheint. Dagegen seien die Mißbräuche der Koalitionsfreiheit „unter gleichmäßiger Behandlung beider Teile" im Wege der Gesetzgebung zu beschränken, schon um die zunehmende Nachsicht der Rechtsprechung gegen bedenkliche Kampfmittel wirksam zu bekämpfen. Ein reichsgesetzliches Verbot des Streikpostenstehens, wie es der „Zentralverband deutscher Industrieller" fordert, lehnt der Verfasser ab; nicht weil dadurch die berechtigten Interessen der Arbeiter geschädigt würden, sondern weil u. a. dann auch die Ueberwachung einer Aussperrung durch die Arbeitgeberseite strafbar wäre. Bessere Garantien gegen den „Verbandsterror" bietet nach dem Verfasser diejenige Neuregelung, welche den kämpfenden Parteien zwar die Schranken der Rechtsordnung weit öffnet, aber um so schärfer jeglichen Terrorismus den Kämpfern untersagt: also Aufhebung aller Beschränkungen der Koalitionsfreiheit und Haftung auch der nicht rechtsfähigen Berufsvereine für rechtswidrige Handlungen ihrer Vorstände. Die Gewerkschaften für die rechtswidrigen Handlungen jedes einzelnen Mitgliedes haften zu lassen — die freie Gewerkschaft der Metallarbeiter zählt an 500 000 Mitglieder! — lehnt der Verfasser als zu weitgehend ab, da dann auch die Arbeitgeberverbände für jeden Unternehmer, die Aktiengesellschaften für jeden Aktionär usw. haften müßten. Dagegen sei der Entwurf für das kommende Reichsstrafgesetzbuch auszugestalten durch die Einfügung besonderer Strafandrohungen wider den gewerblichen und politischen Terrorismus! Die Definition der „Nötigung" im Vorentwurf ersetzt der Verfasser durch eine neue, welche im besonderen jeden gröblichen Verstoß „gegen die allgemeinen Verkehrsanschauungen" unter Strafe stellen will; was „allgemeine Verkehrsanschauungen" auf dem Gebiet der Arbeitskämpfe seien, darüber hätten Verhandlungen des Reichsjustizamts mit Vertretern der Arbeitgeber und Arbeiter vorher Klarheit zu schaffen. Der Verfasser sagt nicht, wie er sich die Vereinheitlichung der Kampfesregeln im einzelnen denkt; er betont nur, daß „natürlich" die Vertreter der Arbeitgeber sich klar werden müßten über das, was sie wollten. „So wäre eine Einigung darüber nötig, daß dem Arbeitgeber das Recht bleiben muß, die Kündigung anzudrohen, wenn der Angestellte oder Arbeiter in einer bestimmtem Organisation verbleibt; während schon zweifelhaft ist, ob er das Gleiche soll tun dürfen für den Fall, daß der Eintritt in eine gelbe Organisation abgelehnt wird." Dann müßte, nebenbei bemerkt, nach der vom Verfasser anerkannten Parität jedem Gewerkverein erlaubt sein, durch Streikandrohung den Austritt der Unternehmer aus dem feindlichen Verband und evtl. den Eintritt in eine sozialdemokratische Berufsvereinigung zu erzwingen! Vom Arbeitgeberstandpunkt sei vor allem einmal festzustellen, um welche Punkte es sich in der Praxis handle; die Praktiker der Verbände müßten zunächst für eine erschöpfende Sammlung des Tatsachenstoffes sorgen.

Digitized by Google

Neben einer anderweiten Fassung des Nötigungsparagraphen empfiehlt der Verfasser, einzelne krasse Auswüchse des gewerblichen „Verbandsterror" unter besondere Strafbestimmungen zu stellen; er nennt die Tatbestände der Sperre und des Verrufs, während die „Sabotage" sich solcher Sonderregelung entziehe. Unter anderem könne durch solche Sonderbestimmungen das Uebergreifen der Lohnkämpfe auf den gewerblichen Mittelstand verhütet werden. Mir scheint zweifelhaft, ob dies überhaupt ein mögliches oder wünschenswertes Ziel derartiger Gesetzgebung sei. Vor allem aber vermag ich nicht einzusehen, warum die vom Verfasser vorgeschlagene Sonderbekämpfung des Verbandsterrorismus sich auf die Kämpfe zwischen Arbeitern und Arbeitgebern und den Schutz der Arbeitswilligen im besonderen zu beschränken habe. Auch wenn es ausgemacht sein sollte, daß alle vom Verfasser empfohlenen Maßnahmen der Gesetzgebung und Verwaltung beiden kämpfenden Parteien wirklich unparteiisch zu gute kämen, wäre doch gerade vom juristischen Standpunkte aus zu fordern, daß die allen Gebieten des Wirtschaftslebens gemeinsame Erscheinung des „Verbandsterror" — wenn überhaupt — eine allen ihren Formen in gleicher Weise gerecht werdende Abfertigung erfahre. Der Verfasser hebt selbst das für die rechtspolitische Behandlung des Verbandsterrorismus entscheidende Moment hervor (S. 15): „Der Terrorismus erhält seine Gefährlichkeit durch die Verbände, von denen er ausgeht, durch ihre Größe und durch ihre wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Bedutung"; und Blüher führt selbst die Berufspraxis des Leipziger Aerztevereins und Beispiele für den Terrorismus der Arbeitgebervereine auch gegen Abnehmer und Berufsgenossen an (S. 12, 14). Warum dann aber ein Bedürfnis zn besonderem gesetzlichen Einschreiten nicht auch in solchen, aus der Kartellpraxis leicht zu ergänzenden Fällen anerkennen (S. 97)?! Der Organisationszwang ist doch nicht weniger unsittlich oder dem Betroffenen weniger verderblich, wenn er gegen Konkurrenten, Lieferanten oder Abnehmer geübt wird; er ist doch seinem Wesen wie seiner rechtlichen Behandlung nach der gleiche! Die vom Verfasser mehrfach (auch S. 98) angeregten Konferenzen der Arbeitgeberverbände hätten freilich an einer solchen folgerichtigen Ausgestaltung der vom Verfasser formulierten Vorschläge kein Interesse; aber man würde ja auch nicht der Sozialdemokratie die Initiative gegen den Terrorismus ihrer Partei und ihrer Gewerkschaften zumuten. Wenn der Verfasser glaubte, allein die gewerblichen Streitigkeiten und im besonderen den Schutz der Arbeitswilligen herausgreifen zu sollen, so hätte er zum mindesten eine Begründung seines Vorgehens geben müssen, statt allein das praktische „Bedürfnis" einer umfassenden Regelung ohne weiteres zu verneinen. Daß die Ausschreitungen gegen Arbeitswillige im Gefolge strafferer gewerkschaftlicher Organisation zunähmen, war zu beweisen; ob das Verhandeln von Organisation zu Organisation nicht ein wirksameres Mittel gegen die beklagten „Ausschreitungen" sei als das Wiederanknüpfen an die sog. Zuchthausvorlage, ob das absprechende Urteil des Franzosen Leroy-Beaulieu über die englischen Schiedseinrichtungen wirklich den Kern der Sache treffe, be-

Digitized by Google

durfte gleichfalls einer Untersuchung. Der Verfasser hat es unterlassen, diese nationalökonomischen Voraussetzungen seiner Stellungnahme zu umschreiben, ebensowenig finden sich Erläuterungen der Begriffe „Arbeitswilliger" und „Gemeinsamkeit der Arbeiter- und Unternehmerinteressen".

Indem der Verfasser derart die rechtspolitischen wie die wirtschaftspolitischen Voraussetzungen seiner Stellungnahme im Dunkel läßt, wird er seinen Ausführungen nicht die gleiche Kraft zumuten dürfen wie den von ihm bekämpften Aeußerungen von autoritativer Seite. Der Vorentwurf des neuen Strafgesetzbuchs hebt hervor, daß die Einbeziehung des politischen und gewerblichen Terrorismus kaum ohne Verletzung sittlich wie rechtlich erlaubter Handlungsweisen vor sich gehen könne; und Staatssekretär Delbrück lehnte ein Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen mit dem Hinweis darauf ab, daß ein verstärkter Schutz der persönlichen Freiheit alle Organisationen und Parteien gleichmäßig treffen müsse. Dies scheint auch mir der einzige Weg zu sein, auf dem — wenn überhaupt — die Regelung des „Verbandsterror" Gegenstand staatlichen Eingreifens sein kann. Sie mündet in die bedeutsame Frage ein, ob unser Staatswesen sich nach amerikanischem Muster die großen Verbände über den Kopf wachsen lassen darf oder nicht; demgegenüber spielt aber die Frage des Arbeitswilligenschutzes eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle.

Das Gutachten liefert den Beweis, daß juristische Schulung allein nicht zur Durchdringung eines solchen Stoffs befähigt und daß eine materiell gerechte Ordnung unseres Wirtschaftslebens die Kenntnis und das Abwägen seiner sämtlichen Beziehungen voraussetzt. So gewiß für Sonderzustände Sondergesetze am Platz sind und so gewiß die Wahrung der Ruhe und Ordnung erste Aufgabe jedes Staates ist, so gewiß bedürfen Abweichungen vom gemeinen Recht zugunsten des einen oder im Interesse des anderen Bevölkerungsteiles sorgfältigster Begründung ihrer Notwendigkeit und überzeugender Zurückweisung aller denkbaren Einwände. An beidem hat es der Verfasser fehlen lassen. Er hat es nicht verstanden, den wirtschaftsparteilichen Standpunkt der von ihm viel zitierten Arbeitgeberseite und die sicherheitspolizeilichen Anforderungen des Staates mit der abwägenden Gerechtigkeit des Volkswirtes und des Staatsmannes zu einem erschöpfenden und wissenschaftlich befriedigenden Gesamtbilde zu vereinigen. Daß sein Programm eine „gerechte Lösung" darstelle, muß nach dem objektiven Befunde des Gebotenen verneint werden. Friedrich Lenz.

L. Bernhard: Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik. Dritte unveränderte Auflage. Berlin 1912. Verlag Julius Springer. Preis geh. 1,60 Mk., 116 Seiten.

Die Bernhardsche Schrift will für die heutige deutsche Industrie eine Antwort auf die ewig wiederkehrende Frage finden: wie weit darf „die heilige Macht" individueller Bewegungsfreiheit und Unternehmungslust eingeengt werden zugunsten der Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit?

Digitized by Google

Wo ist demnach die Grenzscheide, jenseits derer die heutige Sozialpolitik des Deutschen Reiches und seiner Gliedstaaten eine „schädliche" Einengung der Unternehmerpersönlichkeit herbeiführt? Nachdem „die Alten ihr Sprüchlein gesagt" und die Jungen über die Weisheit des „einerseits — andererseits" gleichfalls nicht hinausgekommen, sei er — Bernhard — durch die Hoffnungslosigkeit dieser ewigen Wiederholungen enttäuscht „in die Fabriken gegangen", um durch konkrete Untersuchungen den Verlauf jener Grenzscheide zu bestimmen (S. 3/4.) Wir erfahren vom Verfasser, welcherlei von ihm beobachtete „Entartungserscheinungen" bereits jenseits jener Grenzlinie liegen; über die Art der nach seiner Ansicht notwendigen Grenzberichtigung — wie weit unsere staatliche Sozialpolitik ihre Pflöcke zugunsten des geschädigten Persönlichkeitsrechtes zurückzustecken habe — sagt dagegen Bernhard nur andeutend: es gelte „nach einer stolzen und segensreichen Aera des sozialen Fortschrittes das Errungene zu befestigen und Raum zu schaffen für den Weg nach neuen Zielen."

In dieser Umgrenzung führt der Verfasser dem Publikum mehrere Gebiete vor, auf denen nach seiner Meinung heute die Entwicklung der wirtschaftlichen „Persönlichkeit" ungebührlich gehemmt wird: er behandelt in dreiteiligem Aufbau „Staatliches Reglementieren und private Unselbständigkeit", den „Kampf um die Rente" und den „parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen", in einem kurzen Schlußwort endlich „die Grenzen der Sozialpolitik". Angesichts der überaus gewandten Durchführung und der nicht geringen Aktualität des Bernhardschen Themas sei es gestattet, ausführlich auf den theoretischen Gehalt der Arbeit einzugehen; wie weit gegen den Wirklichkeitsgehalt des „in den Fabriken" Gehörten und Gesehenen sich etwa Einwendungen erheben lassen, muß dem Urteil des gerecht abwägenden Praktikers überantwortet werden.

Im ersten Abschnitt des ersten Teiles beklagt der Verfasser zunächst, wie die behördliche Genehmigung gewerblicher Betriebe durch das Bestreben, die Sozialpolitik energisch zu entwickeln, verzögert werde, so daß die Konkurrenzkraft unserer Industrie darunter leide. Bernhard führt die im Durchschnitt achtmonatliche Verzögerung der Konzessionen auf die dreifache Zuständigkeit zurück, welche im Interesse des Arbeiterschutzes der konzessionierenden Behörde, der Polizei und den Berufsgenossenschaften eingeräumt worden sei. Ohne der Frage nähertreten zu können, wie weit solche Beschwerden tatsächlich berechtigt*) und wie weit sie allein oder überwiegend auf die Vorschriften über Arbeiterschutz zurückzuführen sind, möchte ich nur darauf hinweisen, daß die von Bernhard angezogenen Bestimmungen bereits den Jahren 1884 und 1891 entstammen; die beklagten Schäden müssen also seit nunmehr 20 Jahren und darüber ihre verderbliche Wirkung ausgeübt haben. Bernhard möchte, auch im Interesse des Arbeiterschutzes, die Verantwortung

*) Für die angeblich verspätete Erteilung von Berliner Baugenehmigungen vergl. „Die Bauwelt" 1912 Nr. 47 mit Nr. 44.

Digitized by Google

einer einzigen Behörde übertragen sehen und befürwortet die weiteren Vorschläge der Interessenten wegen Zuziehung industrieller Sachverständiger und Zulassung von „Versuchsbetrieben". Daß es bisher nicht gelungen sei, das Genehmigungsverfahren dieserart „den Notwendigkeiten der Zeit anzupassen", führt der Verfasser auf die der Gewerbefreiheit abgünstigen „Mächte der Sozialpolitik und der Agrarpolitik" zurück, welche nicht nur die parlamentarische Maschine, sondern auch die Verwaltungstätigkeit bei uns in der Hand hätten. Denn wenn es dem „freien Ermessen" der Behörden überlassen bleibe, wann etwa „eine wesentliche Veränderung" in einem Betriebe genehmigungspflichtig sei, so werde auf die Entscheidung darüber „bewußt oder unbewußt" die parlamentarische Grundstimmung mit einwirken. Mindestens bleibe „der Geist der Zeit wirksam, der vor einem halben Jahrhundert zwar auf Bewegungsfreiheit, Gewerbefreiheit hindrängte, aber der heute unter dem Eindruck der sozialen Entwicklung die ‚notwendige Staatseinmischung' so stark betont." Aus eben diesem Geist der Zeit sind aber seinerzeit — in Preußen bereits seit dem Ministerium Altenstein — die Gedanken der Arbeiterschutzgesetzgebung gereift, die eine Verlangsamung des amtlichen Verfahrens notwendig bedingen! Bernhard kann nicht wünschen — was der unaufmerksame Leser aus seinen Worten herauslesen könnte — daß dieser Geist unserer behördlichen Konzessionierung ein anderer werde; denn nur darum kann es sich nach dem Wortlaut seiner eigenen Vorschläge handeln, im Interesse des Arbeiterschutzes wie der Unternehmerfreiheit überflüssige Sicherungen durch besser funktionierende zu ersetzen. (S. 10.) Somit soll der Sinn seiner Worte nur der sein, daß bei voller Wahrung des Arbeiterschutz-Interesses der privaten Bewegungsfreiheit jeder mögliche Spielraum gelassen werde. Heute wie künftig gilt vor allem anderen doch für Preußen-Deutschland zu Recht, was die Königl. Regierung in Potsdam vor nunmehr drei Generationen in die Worte kleidete: „Die Menschenkultur ist auf jeden Fall noch wichtiger und notwendiger, ja auch dem Staate noch ersprießlicher als selbst die Erhöhung der Industrie und des äußeren Wohlstandes, die noch dazu nur durch jene wahrhaft und dauernd gesichert werden kann."

An zweiter Stelle bespricht Bernhard die staatliche Kontrolle bestehender Betriebe und stellt die Gründlichkeit der deutschen Gewerbeinspektoren ins Licht; ihre Frage: ob die Arbeiter vor Beginn der Arbeit morgens frühstücken, lasse den kontrollierenden Eifer der preußischen Gewerberäte gut erkennen. Es mag zweifelhaft erscheinen, ob eine solche Frage bereits als „Entartungserscheinung" anzusprechen sei, angesichts der reichhaltigen Aufklärung über soziale Zustände, welche wir dieser Spezies unserer Sozialpolitik im allgemeinen zu verdanken haben; auch sind wir, trotz der von Bernhard zitierten stärkeren Staatskontrolle unseres Bergbaus im Vergleich zum englischen, doch von den dortigen radikalen Staatsmaßnahmen bisher verschont geblieben. Den „Forschungseifer" der staatlichen Kontrollorgane beleuchtet der Verfasser ferner durch Hinweise auf zeitraubende statistische Kontrollmaßnahmen; er stellt fest, daß diese Maßregeln von der Regierung wie von der Sozialdemokratie

Digitized by Google

gegen den parlamentarischen Freisinn 1891 durchgesetzt worden seien, und daß ihr Zweck ein Druck auf die Arbeitgeber zugunsten sozialpolitischer Betätigung sei. Es wird dem Verfasser nicht entgangen sein, daß die „höchst charakteristische Uebereinstimmung" zwischen dem Freiherrn von Berlepsch und August Bebel gegenüber der Opposition des Freisinns letzten Endes ein notwendiger Ausfluß der verschiedenen ökonomischen Anschauungen vom Eingreifen des Staats ins Wirtschaftsleben war, welcher nur durch den politisch wie wirtschaftspolitisch negativen Charakter unserer Sozialdemokratie meisthin verdeckt wird; vielleicht wäre ein Hinweis hierauf am Platz gewesen angesichts des vielfachen Mißbrauchs, der mit den ökonomischen Terminis „staatssozialistisch" und „sozialistisch" in der Tagespolitik getrieben wird*). Daß durch die Unbequemlichkeit der Listenführung ein Druck auf den Unternehmer ausgeübt werde, lieber keine Ueberarbeit u. dergl. verrichten zu lassen, mag der Absicht und Ausführung der betreffenden Vorschriften entsprechen; daß — wie Bernhard meint — die Feinheit und das Raffinement dieser Methode „sich im Interesse der Sozialpolitik verteidigen läßt", aber „den Charakter der Verwaltung schädigt", ist sicher keine Empfehlung für den ethischen Gehalt unserer Sozialpolitik! Gewiß mag in so manchen Fällen das heute geübte System staatlicher Beaufsichtigung versagen, wie der Verfasser am Schluß seiner Ausführungen über staatliche Kontrollen der Sozialpolitik nachzuweisen sucht; aber ebenso gewiß ist die von ihm anfangs festgestellte Tatsache, daß ohne solche Handhaben jede staatliche Sozialpolitik nur auf dem Papier steht. Zwischen unerläßlicher Beaufsichtigung und überflüssiger Vielregiererei gilt es zu scheiden; der Verfasser führt seine Beispiele für letzteres vor, ohne zu sagen, welches Mindestmaß behördlicher Befugnisse er zur Erreichung der gesetzgeberischen Absichten für nötig hält. So führt er an, daß durch den Aushang der betreffenden Listen innerhalb der Betriebe eine Mitkontrolle der Arbeiter beabsichtigt und erreicht werde; aber er spricht nicht aus, ob solche Vorsicht durch geschichtliche Erfahrungen der genannten Art zu rechtfertigen sei oder nicht.

Neben der Kontrolle behandelt Bernhard in einem dritten Abschnitt die staatliche Regelung privater Betriebe; die Beispiele übermäßiger Reglementierung entnimmt er, wie die bisherigen, dem Gebiet der Arbeiterfürsorge. Zunächst nennt Bernhard die zahlreichen Anordnungen, welche das Gebot der Sonntagsruhe mit den Bedürfnissen der Industrie kasuistisch in Einklang zu setzen suchen; da derlei „Paragraphenverrenkungen" einen wünschenswerten Ausgleich zwischen sozialpolitischem und privatwirtschaftlichem Gesichtspunkt anstreben, so nimmt auch der Verfasser sie ausdrücklich in Schutz. Er wiederholt sodann seine eingangs ausgesprochene Feststellung, daß die Grenze zwischen Regelung und Freiheit ungewiß sei und betont den Einfluß der auf Arbeiterhilfe angewiesenen politischen Parteien im Sinne fortschreitender Reglementierung; die Notwendigkeit einer wirksamen Arbeiterschutzgesetzgebung

*) Vgl. neuerdings die vom „Realschutzverband" redigierte und in gleicher Ausstattung erscheinende (!) Beilage des Scherlschen „Tag", Ausgabe B.

Digitized by Google

erkennt er an und macht damit der historischen Erscheinung unserer Sozialpolitik eine grundsätzliche Konzession, welche er gleich darauf begrifflich zu begrenzen versucht. Bernhard scheidet nämlich im Gebiet der Arbeiterfürsorge die „zum großen Teile erledigten allgemeinen Fragen (Schutz der Frauen, der Jugendlichen, Sonntagsruhe usw.)" von den „Einzelheiten des Betriebes", wie z. B. Ordnung der Arbeitspausen; bei jenen biete die staatliche Regelung „Schwierigkeiten", bei diesen aber „Gefahren"; zu billigen sei daher die Ordnung der Sonntagsruhe, abzulehnen dagegen die Ordnung der Arbeitspausen. Ich kann nicht zugeben, daß wir durch diese angebliche Abgrenzung ein Stück der vom Verfasser erstrebten Grenzregulierung zwischen Zwang und Freiheit erhalten haben und daß die „Einzelheiten des Betriebes" diejenige begriffliche Grenzscheide bilden können, vor welcher der Fortschritt unserer Sozialpolitik Halt zu machen habe.

Die allgemeine Beschränkung der grundsätzlich auf freier Vereinbarung beruhenden Arbeitszeit einmal an Sonntagen, zweitens an Werktagen — sei es hier durch Begrenzung der gesamten Arbeitszeit (Zehnstundentag für Frauen), sei es durch die Forderung zwischenzeitlicher Ruhepausen — greift in allen ihren Teilen gleich tief in die „Einzelheiten des Betriebes" ein; für Gewerbe, welche ihrer Natur nach eine Unterbrechung nicht gestatten, bedeutet die werktägliche Arbeitspause keinen von der sonntäglichen begrifflich zu scheidenden Eingriff der sozialpolitischen Gesetzgebung! Wenn diese (in § 105 Gew.-O.) keine Ausnahme für solche Betriebe zuließe, so würde die vollkommene Sonntagsruhe ebenso eine „Gefahr" für sie bedeuten, wie dies die rigorose Regelung der Arbeitspausen für sie heute sein soll. Wie Bernhard also mit den in § 105 c—f Gew.-O. geschaffenen Ausnahmen die behördliche Regelung der Sonntagsruhe akzeptiert, so müßte er folgerichtig einer entsprechend eingeschränkten Regelung der Arbeitspausen gleichfalls Beifall zollen! Als erklärter Anhänger der Arbeiterschutzgesetzgebung dürfte der Verfasser nicht — wie er tatsächlich tut — die gesamte Pausenregelung in Bausch und Bogen verwerfen, sondern er müßte die Beseitigung des von ihm (S. 27 Anm. 3) bekämpften Erlasses des Herrn Handelsministers fordern und für eine nach Analogie der Sonntagsruhe gestaltete Regelung des Pausenwesens sich einsetzen. Daß sozialdemokratische Abgeordnete „den Ton anstimmten", kann hier so wenig wie sonst ein Hindernis des sozialpolitischen Fortschrittes sein; eine gesetzgeberische Maßnahme wird nicht dadurch schlecht, daß sie von politisch mißliebiger Seite empfohlen wird. Würde der von Bernhard ins Auge gefaßte Erlaß des Herrn Handelsministers vom 19. Januar 1909 durch einen anderen ersetzt, welcher die Weiterbedienung der Kessel, Maschinen und Oefen auch während der Pausen gestattete, so wäre die Durchführung der Pausenordnung vielleicht noch „schwierig", jedenfalls aber nicht mehr „gefährlich" und der Bernhardschen Unterscheidung zwischen „allgemeinen Fragen" und „Einzelheiten des Betriebes" ihr Boden gänzlich entzogen.

Freilich sieht Bernhard in der Pausenvorschrift vom 19. Dezember 1908,

Digitized by Google

welche allein für unsere Großindustrie gilt, eine „Gefahr“ nicht nur für die Betriebssicherheit, sondern auch für die Dispositionsfreiheit der Werkleiter und bezeichnet dies als den entscheidenden Punkt; in Werken von 1000 bis 10 000 Arbeitern sei jede schematische Einteilung der Arbeit unmöglich, Unregelmäßigkeiten und Stockungen unvermeidlich. Die „Unmöglichkeit“ einer schematischen zweistündigen Arbeitspause im Betriebe hätte angesichts ihrer nun vierjährigen Geltung wohl mit Beispielen belegt werden müssen, um als Hauptpunkt für eine „schädliche Einengung“ der notwendigen Bewegungsfreiheit durch soziale Rücksichten Geltung zu erlangen; wie der tägliche Betriebshergang durch Festlegung von Arbeitspausen, so wird die Konjunkturausnutzung gestört durch Verbot oder Beschränkung von Ueberstunden, welcher „Eingriff in die Dispositionsfreiheit“ daher gleichfalls zu den „Entartungserscheinungen“ unserer Sozialpolitik gerechnet werden könnte. Eine obrigkeitliche Regelung der Arbeitspausen, der Sonntagsarbeit, der Ueberstunden wird sich ebensowenig ohne die Dispositionsfreiheit störende Eingriffe in „Einzelheiten des Betriebes“ vollziehen lassen, wie eine wirksame Kontrolle der zum Schutz der Arbeiter getroffenen Maßnahmen; in der Hand des Gesetzgebers und der Verwaltungsorgane liegt es, die etwaigen Gefahren eines jeden sozialpolitischen Aktes durch maßvolle Konzessionen zu beseitigen und die unvermeidlichen Schwierigkeiten zu mindern — nicht zum mindesten dank der auch auf Unternehmerseite gegebenen Einsicht in die Notwendigkeit unserer Sozialreform als des Gegenstücks zum „Schutz der nationalen Arbeit“.

Allerdings soll und wird unsere Sozialreform nicht dahin führen, die Dispositionsfreiheit der Werkleiter zu beseitigen, wie dies die Theorie der Sozialdemokratie in der Tat für ausführbar und wünschenswert erklärt; alle sozialpolitische Beschränkung hat die Freiheit des Gewerbebetriebes im Sinne der Gewerbe-Ordnung von 1869 zur begrifflichen wie praktischen Voraussetzung. Daß unsere Sozialdemokratie die „notwendige Beweglichkeit der Betriebe“ beseitigen will, weil sie die Bedeutung des Unternehmers im modernen Wirtschaftsleben verkennt, ist ein für sie selbst gefährlicher Irrtum; keineswegs jedoch wird diese ihre Vorstellung des Produktionsherganges „von allen denen unterstützt, welche die staatliche Regelung weiterführen möchten“. Nicht Aufhebung, nur Beschränkung der Unternehmerfreiheit ist das gegebene Programm unserer staatlichen Sozialreform, welche die freie Disposition des Werkleiters über den Produktionshergang grundsätzlich nicht weiter antastet, als das Verhältnis zu Arbeitern und Angestellten unbedingt erfordert; der Sozialpolitiker ist seiner Natur nach überhaupt ein Mann der Kompromisse, nicht des Radikalismus. Wieviel Bewegungsfreiheit geopfert werden dürfe, ohne das privatwirtschaftliche Interesse über Gebühr zugunsten des sozialpolitischen einzuschränken, ist die für den inneren Bau unseres Wirtschaftslebens entscheidende Frage; nicht aber hat unsere zur Reglementierung neigende Zeit „den Glauben an selbständige, originelle persönliche Unternehmungskraft fast verloren“ (S. 29).

Digitized by Google

Und wenn die Kräfte der Unternehmungsluft und Selbstverantwortlichkeit an Bedeutung im Produktionshergang eingebüßt haben, so ist dies weder allein noch überwiegend die Schuld unserer Sozialpolitik; ebensowenig kann also in einem Abbau oder auch nur Stillstand dieser Sozialpolitik das Mittel gesucht werden, jene wertvollen wirtschaftlichen Antriebe von neuem zu beleben! Denn stärker als jeder sozialpolitische Eingriff hat der eigene freiwillige Zusammenschluß das deutsche Unternehmertum in allen Phasen der Produktion wie des Absatzes gebunden, hat er auch die Beziehungen der Unternehmer zu den Arbeitern sich unterworfen; gälte es eine Renaissance der wirtschaftlichen „Persönlichkeit" heraufzuführen, so wären in erster Reihe die Unternehmer gegen sich selbst zu schützen und die Voraussetzungen freier Konkurrenz von neuem zu schaffen, wäre auch die Einwirkung unserer Zollpolitik auf die heimische Produktionsweise zu untersuchen. Nicht aber darf unserer Sozialpolitik in die Schuhe geschoben werden, was in der Richtung unserer gesamten gewerblichen Entwicklung viel tiefer doch begründet ist; nicht als Schützer des Persönlichkeitsgedankens und Anhänger liberaler Wirtschaftsgebarung darf derjenige „Freiheit" im Verkehr mit seinen Arbeitern vom Staate fordern, der selbst in allen Fragen der gewerblichen Produktion unter dem Schutz des Staates die „Anarchie" bekämpft!

Die staatliche Regelung ergreift, wie Bernhard beifügt, nicht nur den einzelnen Betrieb, sondern in wachsendem Maße auch die Selbstverwaltungskörper der Industrie: Berufungsgenossenschaften und Dampfkessel-Ueberwachungsvereine; der preußische Handelsminister habe z. B. letzteren das Recht bestritten, sich in sozialpolitische Angelegenheiten zu mischen, und die Berufsgenossenschaften würden sogar „in ungesetzlicher Weise durch die Staatsbehörden ausgeschaltet". Dieser Vorwurf hätte in seiner Verallgemeinerung durch mehrere Beispiele gestützt werden müssen, statt allein durch das Erkenntnis eines Landgerichts gegen eine Oberpräsidialverordnung betr. „die Einrichtung und den Betrieb von Aufzügen". Jedenfalls wären derartige Körperschaften — mag ihre gutachtliche Anhörung in Fragen der Sozialpolitik nun tunlich sein oder nicht — bei ihrer einseitigen Zusammensetzung nie ein geeigneter Ersatz für die „direkte staatliche Regelung" der Privatbetriebe durch den Staat.

Einen letzten Abschnitt seiner Kritik des staatlich reglementierten privaten Wirtschaftslebens widmet Bernhard der Verstaatlichung privater Betriebe. Er billigt sie für das Gebiet des Verkehrswesens und der Versorgung mit Gas, Wasser und Elektrizität; darüber hinaus zu gehen aber hegt er Bedenken, die er an dem Beispiele des staatlichen und privaten Bergbaus des näheren ausführt. Eine Subkommission des preußischen Abgeordnetenhauses hatte 1910/1911 die Frage untersucht, wie die Rentabilität der staatlichen Bergwerksverwaltung zu erhöhen sei, und war zu dem Ergebnis gekommen, daß u. a. die den mittleren Angestellten verliehene Beamteneigenschaft „zur Interesselosigkeit und zu einem Nachlassen des Diensteifers geführt und die Durchschnittsleistung herabgedrückt" habe. Als nun die vom Abgeordnetenhaus empfohlenen Prämien und Gewinnanteile einge-

Digitized by Google

führt werden sollten, da warfen die Abgeordneten selbst die geforderte Rationalisierung über den Haufen und verlangten im Interesse ihrer Wähler größere Fonds ohne Rücksicht auf den finanziellen Effekt der ganzen Maßnahme. Die Fesseln des Etats, der bureaukratischen Schablone und parlamentarischer Beeinflussung wird in der Tat jedes öffentliche Unternehmen zu tragen haben; jedoch bleibt zu untersuchen, wie weit diese Nachteile durch andere Momente aufgehoben werden können, ob etwa der staatliche Betrieb im Kohlenbergbau trotz jener Nachteile finanziell sich dem Privatbetriebe ebenbürtig erweist oder aus welchen anderen Gründen seine Beibehaltung oder gar Erweiterung sich empfiehlt. Nur in dieser verfeinerten Fragestellung sieht meines Wissens die Theorie der Staatswissenschaften das Problem der „Verstaatlichung privater Betriebe"; keineswegs findet „man" heute die Antwort auf diese Frage so „selbstverständlich", wie Bernhard meint. Die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik und des Evangelisch-Sozialen Kongresses mögen die auch von Bernhard nicht geleugneten Analogien zwischen kartellierter Großindustrie und Staatsbetrieb besonders betont haben; doch glaube ich weder an „erhebliche politische Konsequenzen" solch' schlagwortartiger aktueller Aeußerungen noch daran, daß unsere nationalökonomischen Theoretiker sich von einer scheinbaren Verwirklichung sozialistischer Ideale kritiklos „berauschen lassen".

Der Verfasser würde das Willkürliche, welches seinen Beispielen anhaftet und generelle Schlußfolgerungen aus ihnen erschwert, vermindern, wenn er z. B. die Frage: Staat und Kohlenbergbau sei es durch Rentabilitätsvergleiche, sei es durch Heranziehung anderer Gebiete der Produktion oder des Verkehrs erweiterte; zwischen Staatsbetrieb und Herrschaft des Individualinteresses gibt es überdies mancherlei Kompromisse und Zwischenformen, welche an praktischer Bedeutung jene beiden Extreme immer mehr hinter sich lassen dürften.

Auf rein sozialpolitisches Gebiet kehrt Bernhard in dem zweiten Teile seiner Abhandlung zurück, dem er die Ueberschrift „Der Kampf um die Rente" gibt. Er behandelt in ihm jene allen Arten der Schadenshaftung eigentümliche und keineswegs bloß proletarische Krankheitserscheinung der „Rentensucht" und prüft daraufhin die „geheiligten Silben" der deutschen Arbeiterversicherung; er tut dies unter Anführung eines reichen medizinischen Materials und wendet sich gegen die Ueberspannung des Versicherungsgedankens in Ausführungen, deren Grundgehalt seit der Rede Graf Posadowskys im Frühjahr 1905 des öfteren schon erörtert worden ist. Daher darf ich mich darauf beschränken, das den Bernhardschen Formulierungen Eigentümliche hervorzuheben.

Das Wachstum unserer Sozialversicherung erweitert zweifellos den Boden, auf dem die Krankheitskeime der Simulation und der Hysterie gedeihen können; zweifelhaft ist allein die Möglichkeit und die Art der Heilung, ungewiß auch das Maß von Bedeutung, das diesen „moralisch und hygienisch unerwünschten Folgen" im Rahmen der gesamten Arbeiterversicherung bei-

Digitized by Google

zulegen ist. In beiden Richtungen scheint Bernhard sich einem Pessimismus hinzugeben, den die von ihm zitierten ärztlichen Beobachtungen nicht rechtfertigen. Ob die exakt ja nicht zu messende „Schädigung der deutschen Volkskraft" wirklich „allmählich den Segen der Arbeiterversicherung überhaupt in Frage stelle" (S. 90), bleibt freilich Sache persönlicher Ueberzeugung; wird aber Bernhard, der an die Heilbarkeit dieser sozialen Gefahr nicht glaubt (S. 67), daraus die Konsequenz ziehen wollen und für Aufhebung oder auch nur Einschränkung des Versicherungswerkes plädieren? Der Segen unserer Versicherung dürfte auch für ihn zu offenbar sein, als daß selbst begründete Ausstellungen das Fundament des Werkes antasten könnten; ebenso gut könnten wir die allgemeine Schulpflicht aufgeben, um den „Schulkrankheiten" den Garaus zu machen! Daß die „Rentensucht" nicht nur hygienisch, sondern auch moralisch schädlich wirkt, steht außer Zweifel; aber hüten wir uns davor, daß unsere Verurteilung jener „menschlichen Schwäche" uns nicht blind mache gegen größere und schwerere sittliche Schäden an unserem Volkskörper — Krankheitserscheinungen, denen kein Aktivum von dem Gewichte unserer Versicherungsgesetze gegenübersteht und die viele trotzdem leichter zu nehmen geneigt sind. Wer am Kurfürstendamm oder im Bayerischen Viertel des neuen Berlin W. Gelegenheit hat, den ethischen wie physiologischen Niedergang der dort tonangebenden Schichten zu beobachten und die Lebensart dieser neuen Gesellschaftsklasse mit dem früheren Berliner Westen oder mit den heutigen Arbeiterquartieren des Berliner Nordens oder Ostens zu vergleichen, der wird — falls er den Beruf zum Sittenprediger in sich fühlt — den Text zu seinen Ausführungen über Volksseuchen und Epidemien gewiß nicht allein oder nur überwiegend jenem bescheideneren Milieu des modernen Arbeiters entnehmen.

Ob und wie die unleugbaren Schäden der mit dem Rentenanspruch gegebenen „Rentensucht" zu heilen seien, ist eine auf Grund der ärztlichen Hinweise vom Gesetzgeber zu beantwortende Frage. Bernhard selbst gibt die Lösung an, welche das schweizerische Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung gefunden hat, indem es einmalige Abfindungen statt veränderlicher Jahresrenten einführt und den Rentenbetrug ausdrücklich dem Strafrichter überweist; dank diesen Vorschriften seien dort und gleicherweise in Dänemark die krankhaften Erscheinungen auf ein Mindestmaß zurückgegangen. (S. 58/59, 86/88.) Wenn derart die beklagten Folgen der zunehmenden Sozialversicherung als heilbar sich bereits herausgestellt haben, so ist Bernhards Bemerkung, daß man sich von den Strafgesetzen keinen erheblichen Erfolg gegenüber der Rentensimulation versprechen dürfe (S. 60), offenbar ebensowenig gerechtfertigt wie seine weitere Behauptung (S. 67): keine Gesetzgebung vermöge die zur Rentenhysterie führenden Einflüsse zu beseitigen. Gegenüber den positiven Erfahrungen des Auslandes können doch die auf ganz anderen Voraussetzungen fußenden Feststellungen der deutschen Aerzte keinerlei präjudizielle Beweiskraft haben! — Uebrigens scheint die „Rentensucht" im wesentlichen beschränkt auf das Teilgebiet der

Digitized by Google

sozialen Unfallversicherung; das für die Kranken- und Invaliditätsversicherung beigebrachte Material erscheint weniger bedeutsam. (S. 60, 65, 74, 79 ff.)

Warum wir bisher nicht in gleichem Maße wie die Schweiz und Dänemark die Arbeiterversicherung als „agent provocateur nervöser Erkrankungen" ausgeschaltet haben, erörtert Bernhard im letzten Abschnitt dieses der Sozialversicherung gewidmeten Teiles seiner Broschüre. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß der Reichstag durch Rücksichten auf die „Arbeiterwähler" zum Hemmnis gesunder Reformgedanken werde; in der Tat sind die von der Reichsregierung selbst gewünschten Kautelen im Parlament vielfach abgeschwächt worden. (S. 78, 81, 85, 89.) Daß die Interessenten den Gang der Gesetzgebung in unkontrollierbarer Weise zu beeinflussen bestrebt sind, ist eine ebenso häufige wie beklagenswerte Begleiterscheinung parlamentarischer Einrichtungen; auch unserem öffentlichen Leben wären Maßnahmen zu wünschen, wie sie jetzt in den Vereinigten Staaten die legale Geltendmachung der Tarifinteressen ermöglichen sollen (s. Deutscher Außenhandel, Januar 1913, S. 9). Neben den Hemmungen sind aber auch bei uns anläßlich der neuen Reichsversicherungsordnung Ansätze zur Besserung wirksam geworden, wie die Einschränkung der Kostenlosigkeit im Streitverfahren und die einmalige Abfindung an Stelle kleinerer Jahresrenten. Daß sogar die Sozialdemokratie zugestimmt hat, den Arbeitern gewisse Kosten des Verfahrens aufzubürden, kann als ein Zeichen wachsender Einsicht gedeutet werden. Vielleicht hätte der Verfasser besser getan, diese von ihm selbst festgestellten Reformansätze (S. 84, 89) in seine Schlußcharakteristik der unser Versicherungswesen beherrschenden Tendenzen ausdrücklich mit einzubeziehen.

Dem dritten und letzten Teil seiner Ausführungen gibt Bernhard den „parteipolitischen Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen" zum thema proqandum; er bespricht den Mißbrauch zu parteipolitischen Zwecken, der mit den paritätischen Einrichtungen der Krankenkassen, Arbeiterausschüsse und Sicherheitsmänner seitens der Arbeiter betrieben wird. Der „lockende Gedanke", Arbeiter und Unternehmer in „gemeinsamer Arbeit an gemeinsamen Interessen" einander näher zu bringen und die „Seele des Arbeiters" wiederzugewinnen, habe die staatlichen Leiter unserer Sozialpolitik bei der Schaffung jener Institution beseelt; aber heute habe die „Zauberformel" ihre Kraft verloren und die schöne Hoffnung gemeinsamer sachlicher Arbeit sei verblaßt.

Die deutsche Gewerkschaftsorganisation habe nun einmal einen ausgeprägt parteipolitischen Charakter; Sozialdemokratie wie Zentrum sähen in den sozialpolitischen Einrichtungen nur ein willkommenes Mittel, die Arbeiter immer mehr agitatorisch einzufangen. So sei der Zweck dieser Institutionen dauernd gefährdet, die Parteipolitik finde Mittel und Wege, alle gesetzlichen Kautelen zu umgehen. In der Tat weiß Bernhard für seine Behauptung eine Reihe unerfreulicher Beispiele aus der Wahl sozialdemokratischer Vertrauensleute und aus ihrer Tätigkeit zu berichten. Ob die Wahlkämpfe allgemein [illegible] Rohheit weit hinausgehen über die schlimmsten Aeußerungen politischer

Digitized by Google

Kämpfe", vermag ich nicht zu beurteilen; daß tatsächlich die sozialpolitischen Wahlen unter parteipolitischem Gesichtspunkt sich vollziehen, scheint auch mir die fast selbstverständliche Folge unserer gewerkschaftlichen Entwicklung. Insofern ist das Verlangen der Sozialdemokratie, jeder Sicherheitsmann solle außerhalb seiner amtlichen Tätigkeit wahlpolitisch agitieren dürfen, ganz konsequent gedacht und ein hübsches Gegenstück zu der von gleicher Seite geübten Kritik sonstiger „amtlicher Wahlbeeinflussungen"; für den Vertrauensmann der Arbeiter wird eben seine politische Zuverlässigkeit an erster, seine berufliche Tüchtigkeit erst an zweiter Stelle maßgebend sein. Doch darf diese „Entartungserscheinung" wiederum nicht isoliert betrachtet und aus ihrem allgemeinen Zusammenhang herausgelöst werden. Erleben wir doch heute, daß Zentrum und Sozialdemokratie sogar unsererere Kommunalwahlen zu politisieren wissen, obgleich hier keinerlei Voraussetzungen solcher Politisierung in Gestalt parteipolitisch orientierter Gewerkvereine gegeben sind! Auch die Polen sind kommunalpolitisch organisiert. Wie die „Auchkatholiken", so werden die „Aucharbeiter" bekämpft. Soziale, kommunale und rein politische Wahlen führen gleicherweise ihre Wähler „aus der zukunftsfrohen Agitation des Sozialismus" und anderer Parteien nicht heraus, sondern erst recht in sie hinein. Nicht um das „konstitutionelle Industriesystem" der Abbe und Freese zu verwirklichen, auch nicht vorwiegend der Versöhnung willen, wie Bernhard meint (S. 93/94), sind jene Einrichtungen geschaffen, sind weitere (Arbeitskammern) geplant worden; läge nur darin ihre Berechtignng, hätten sie sonstige Aufgaben nicht zu erfüllen, so würden sie — und ebenso alle anderen sozialpolitischen Gebilde — besser heute denn morgen aufgehoben! Die Wurzeln unserer Sozialpolitik liegen nicht in dem Bestreben, dem Gegenwartsstaat die Freundschaft oder auch nur die wohlwollende Neutralität der Industriearbeiter zu erkaufen; das Werk unserer Sozialreform wurzelt in objektiven Erwägungen und letzthin sittlichen Verpflichtungen.

Bernhard sagt erst im Schlußkapitel seiner Arbeit, wie er die weitere Gestaltung unserer sozialpolitischen Selbstverwaltung sich denkt; er sieht sie — wohl mit Recht — im Sinne einer fortschreitenden Bureaukratisierung sich vollziehen. Da dies gleichzeitig zunehmende Verstaatlichung bedeutet, so dürfte damit dem parteipolitischen Mißbrauch auf die Dauer am wirksamsten gewehrt werden. Denn wenn heute schon den Angestellten der großen Krankenkassen die Rechte und Pflichten von Beamten übertragen werden können, so dürfte die damit gegebene Anwendbarkeit des Disziplinargesetzes jede weitere Kontrolle erübrigen.

Gegen die in der neuen Reichsversicherungsordnung zutage tretende „Bureaukratisierung der Sozialpolitik" erheben zwar Industrielle wie Arbeiter schwere Bedenken, die Kraft der Entwicklung ist aber zu stark, der Sieg der staatlichen Verwaltung im Versicherungswesen nurmehr „eine Frage der Zeit". Gerade von der Selbstverwaltung aber hatte man im Anfang unserer Sozialpolitik viel erwartet, sie hatte als das Korrelat der notwendig gewordenen Staatseinmischung gegolten (S. 115). Geht sie jetztverloren, dann

Digitized by Google

muß nach Bernhards Meinung die deutsche Sozialpolitik viel von ihrem „populären Zauber verlieren, die „suggestiven Kräfte" ihrer Jugendzeit verblassen, sie altert", sie „verliert die Gewalt der ersten Stunde", und je enger „der Spielraum für stolze Hoffnungen und kühne Erwartungen" wird, desto schneller wächst die Fülle neuer Gesetze, desto eifriger wird der Wettlauf um die Gunst der Massen (S. 112). Auf die „Aera der großen Neuschöpfungen" ist die „Epoche des Barock" gefolgt; der „Schrankenlosigkeit der Forderungen der Praxis" entspricht eine „Schrankenlosigkeit der theoretischen Konstruktion; als gelte es, mit Hilfe der sozialpolitischen Einrichtungen eine Umgestaltung des ganzen Staats herbeizuführen". Soweit die hier einsetzende, an die Bureaukratisierung und Verbreiterung unserer Sozialpolitik anknüpfende Gesamtkritik ihrer Wirkungen und ihrer Zukunft Tatsachen und nicht bloße Sentiments enthält, ließe manches sich — im Zeitalter der beginnenden Wohnungsreform und der Angestelltenversicherung — einwenden; doch glaubt Bernhard ja selbst an die Unvermeidlichkeit der Bureaukratisierung und an die Dauer der Einrichtungen unserer Sozialpolitik (S. 111), so daß eine solche Antikritik der schädigenden Momente ohne allzugroße Bedeutung wäre. Erst wo Bernhard seine Kritik des heutigen Zustandes ausmünden läßt in die Frage, „ob aus diesem Prozeß des Alterns Glück oder Unheil entsteht", in die Frage nach der Zukunft unserer Sozialpolitik also — erst dort gewinnt jedes seiner Worte eine über den wissenschaftlichen Streit hinausgehende Bedeutung (s. den ersten und die beiden letzten Absätze des „Schlusses").

Am Ende des Ganges, der uns die „Entartungserscheinungen" der deutschen Sozialpolitik darlegen sollte, fühlt der Verfasser sich durch eine Gewißheit entschädigt, die aus dem Lärm der Parteikämpfe dringt: „Immer fester wird die Ueberzeugung, daß die unerwünschten Folgen der Sozialpolitik eine historische Mission erfüllen, da von ihnen eine Umbildung der Sozialpolitik ausgeht." Noch erschwere politische Leidenschaft die kühle Betrachtung; dennoch verlange die gegenwärtige Lage, daß ohne politische Rücksichten der Versuch gemacht werde, „aus den Tatsachen Schlüsse zu ziehen." Schon werden Stimmen laut, „die ein Suchen nach neuen Bahnen verraten"; mancher, der stets für sozialpolitische Fortschritte eingetreten, erinnere daran, daß die unbeabsichtigten Wirkungen aller großen Reformbewegungen stärker seien als die beabsichtigten; eine Zeit, in der diese Erfahrung auch den Massen fühlbar werde, sei „reif dafür, die Bedeutung der Selbständigkeit, der persönlichen Initiative wieder zu verstehen und gerade diejenigen Leistungen zu würdigen, in denen keine staatliche Macht mit der privaten Organisation wetteifern kann. Also gilt es, nach einer stolzen und segensreichen Aera des sozialen Fortschrittes das Errungene zu befestigen und Raum zu schaffen für den Weg nach neuen Zielen."

Damit hat Bernhard seiner Darlegung (s. Vorwort) ein Programm hinzugefügt; die programmatische Schlußfolgerung wandelt seine Schrift um aus einer einfachen Schilderung jener Mängel — die im Vorstehenden

Digitized by Google

keineswegs durchweg geleugnet wurden und für die er manches Material gebracht hat — in eine nicht die Einzelheiten, aber Ziel- und Grundrichtung unserer Sozialpolitik neusetzende Polemik. Darin beruht auch die praktische Bedeutung der Schrift, so ist sie in den Kreisen der Interessenten aufgenommen worden. Damit aber unternimmt der Verfasser etwas, wozu die sachlichen Ergebnisse seiner Arbeit ihm kein Recht gewähren*)! War schon die ausdrückliche Beschränkung des Themas auf die Schattenseite der Sozialpolitik ungewöhnlich und bedenklich, in einer wissenschaftlicher Erkenntnis dienenden Studie, so wurde um so mehr bei einer praktische Ziele aufstellenden Programmschrift das sorgfältige Abwägen gegen die Lichtseite des Problems unabweisbare Pflicht; erst das Ergebnis einer solchen, beide Seiten des Gegenstandes behandelnden Untersuchung konnte nach dem bisherigen wissenschaftlichen Gemeingebrauch eine Grundlage geben für die „historische Mission", „neue Wege nach neuen Zielen" zu suchen. Daß in der vorliegenden Schrift weder ein solches Abwägen versucht noch für die „unerwünschten Folgen" ein in allen Punkten begründeter und ausreichender Beweis geführt ist, glaube ich im Vorstehenden erwiesen zu haben. Bei der Bernhardschen Arbeit muß überdies das Fehlen dieser selbstverständlichen Voraussetzungen um so verhängnisvoller wirken, weil sie einer weitverbreiteten Ueberzeugung in Interessentenkreisen gleichzeitig ein Programm und Tatsachenmaterial verschafft. Der Verfasser hat sich durch diese Erwägung nicht abhalten lassen, das zu veröffentlichen, was er als wissenschaftlich zutreffend erkannt zu haben glaubte,**) den Praktikern aber fehlt jede Handhabe, die wissenschaftlichen Mängel der Studie und damit die völlig ungenügende Basierung der Programmforderung zu erkennen; Beweis dafür die teilweise überschwängliche Aufnahme, welche diese Arbeit in ihren Kreisen gefunden hat.

Als ein noch recht gemäßigtes Beispiel sei die Besprechung angeführt, welche in dem oben erwähnten Organ des „Realschutzverbandes" (vom 5. Dezember 1912) dem Bernhardschen Werke gewidmet ist. Es heißt da zum Schlusse einer bedingungslos anerkennenden, den Kampf gegen die Bodenreform einflechtenden Besprechung:

„Zu bestimmten Reformvorschlägen kommt Bernhard noch nicht. Aber indem er nachweist, daß überall da, wo die Staatsverwaltung zunächst nur eingegriffen hat, sie allmählich sich völlig durchsetzte, daß „die staatliche Verwaltung im Begriffe ist, sich in ihrer ganzen Wucht und Größe über die sozialpolitischen Einrichtungen auszubreiten", ruft er der Gesetzgebung ein energisches „Halt" zu. — Welches diese neuen Ziele sind, das kann man nur zwischen den Zeilen lesen: es ist die Abkehr von übertriebener Sozialpolitik, von sozialistischen und bodenreformerischen Idealen, die Vertiefung

*) So auch Staatssekretär Delbrück in der Reichstagssitzung vom 22. Januar 1913; ein Redner der Volkspartei und zwei des Zentrums wandten sich gleichfalls gegen die Bernhardschen Ausführungen.

**) Die Bernhardsche Veröffentlichung ist bekanntlich aus einem Vortrage vor Interessenten der Unternehmerseite erwachsen.

Digitized by Google

und Würdigung der Einzelpersönlichkeit und der Privattätigkeit, die Wiederherstellung der Selbstverantwortlichkeit. Denn zu der Ueberzeugung muß das Bernhardsche Buch gleichfalls führen, daß mit dem Vordringen der Tätigkeit und Verwaltung des Staates schwere Mängel verbunden sind, die diejenigen der Privattätigkeit bei weitem überwiegen, daß der Zustand schließlich doch der vollkommenste ist, in dem der Persönlichkeit möglichst wenig Schranken gesetzt sind."

Andere „Kritiken" von Interessentenseite haben selbst den Niedergang der Türkei auf ihre Sozialpolitik zurückzuführen sich ermutigt gefunden!

So bietet die Bernhardsche Arbeit schließlich eine lehrreiche Illustration für die Wirkungen jener nationalökonomischen Auffassungsweise, welche nach Professor Ehrenbergs Formulierung „niemals Politik treiben, sondern die Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnis dem Praktiker überlassen will." (Archiv für exakte Wirtschaftsforschung, IV 1, Seite 3.) Sollte die besprochene Schrift den einen oder den anderen Wirtschaftswissenschaftler von der Unhaltbarkeit dieser modischen Auffassung überzeugt haben, dann wäre sie auch für den Fortschritt wissenschaftlicher Gesamterkenntnis nicht ohne jeden Nutzen gewesen.

Friedrich Lenz.

Literatur.

Uebersetzungen aus dem Englischen: Walter Pater, Dickens, Thackeray, Hewlett; (Deutsche Tauchnitz-Bibliothek) Symonds, Robert Hichens, Mrs. Humphry Ward, Hewlett.

Es gab eine Zeit, wo wir die neuen Werke von Dickens, Thackeray, George Eliot mit derselben Spannung in uns aufnahmen, wie die unserer eigenen großen Erzähler; denn daß jene — wenn auch nicht immer tadellos — ins Deutsche übertragen wurden, war selbstverständlich; jeder Gebildete mußte sie kennen, wie er Spielhagens, Freytags, Heyses, Kellers, Storms Romane und Novellen kennen mußte. Dann kam eine Zeit, wo die englischen großen Erzähler (unsere eigenen zum Teil mit) plötzlich wie in der Versenkung verschwanden; das war gegen das Ende der Achtziger mit dem Aufkommen jener Literaturrichtung, die sich mit unglaublicher Gedankenlosigkeit die „moderne" nannte, als ob nicht jede Literaturrichtung einmal modern gewesen wäre. Die alten englischen Uebersetzungen waren vergriffen, neue erschienen nur von ein paar einzelnen Romanen, und wenn nicht die billigen Bibliotheken von Reclam u. a. gewesen wären, so hätten wir in den Neunzigern unseren heranwachsenden Söhnen und Töchtern kaum eine Ahnung von Dickens und George Eliot beibringen können. Auch wir Aelteren waren übel daran: mit der künstlerischen Bildung, wie wir sie an den hervorragendsten Mustern nun doch einmal genossen hatten, konnten wir unserer dichterisch, technisch und stilistisch verwilderten Erzählungsliteratur der Neunziger keinen Geschmack abgewinnen; nach den

Digitized by Google

großen Individualitäten, die in uns lebten, lehnten wir die minderen, die sich uns mit ihrem Nichts protzend aufdrängen wollten, energisch ab; die stumpfe Einseitigkeit der sexuellen Stoffe und die Roheit ihrer Behandlung, welche das künstlerische Bewußtsein der englischen „modernen" Novellisten immer vermieden hat, waren ekelhaft. So blieb uns Höhergebildeten, um die Zeit geistiger Ermattung mit angemessener Lesekost auszufüllen, nichts übrig, als zu den englischen Originalromanen der Tauchnitz-Edition zu greifen, unter deren zahlreichen Verfassern sich zu jeder Zeit wenigstens ein Dutzend bedeutende Dichter befunden haben.

Jetzt, zwei Jahrzehnte später, ist es bei uns wesentlich besser geworden. Die deutsche Natur besinnt sich wieder auf ihre Tiefe und auf ihre männliche Bescheidenheit, das heißt, sie kehrt vom blöden Animalismus wieder zu jener geistigen und sittlichen Selbstzucht zurück, die der Höchstes Wollende, eben der Künstler, am allerwenigsten entbehren kann. Wir haben wieder eine Reihe von hoffnungsvollen Erzählertalenten, wie Wassermann,*) Höcker, Mann u. a. Und um diese Zeit ist nun auch wieder das Interesse an der englischen Novellistik erwacht; überhaupt befinden wir uns, wie die zahlreichen und zum großen Teil guten Wiedergaben auch aus der slavischen, nordischen, französischen und besonders der italienischen Renaissance-Literatur beweisen, in einer Blütezeit der Uebersetzungskunst. Auf jenem Spezialgebiet ist zunächst Heinrich Conrad zu nennen, der sich als Thackeray-Uebersetzer einen Namen gemacht hat.

Auch der Insel-Verlag hat seit seinem Bestehen unter seinen zahlreichen Uebersetzungen aus fremden Sprachen auch die englische und speziell die Roman-Literatur nicht unberücksichtigt gelassen. Nachdem Marius der Epikureer des in Deutschland wenig bekannten Walter Pater vorausgegangen, hat er im letzten Jahre mit der Uebersetzung der klassischen Novellisten begonnen. Von Dickens sind bereits vier Romane — David Copperfield, der Raritätenladen, die Pickwickier und Martin Chuzzlewit — erschienen. Die Uebersetzung liest sich sehr gut, und außer ein paar Versehen ist wenig an ihr auszusetzen. Im Martin Chuzzlewit, übersetzt von Erwin Kraußz, z. B. ist S. 94 von einem „gut gekochten Beefsteak" die Rede; in dem mir nicht vorliegenden Text kann nicht boiled, sondern nur broiled stehen, das heißt „(auf dem Rost) gebraten". Yes, I see heißt nicht „Ja, ich sehe" (S. 128), sondern „Ah so!". S. 157 ist davon die Rede, daß jemand „sich den Kopf erkältet hat" (?); have a cold in the head heißt „den Schnupfen haben". Was außerdem den Wert dieser Ausgabe ausmacht, sind einerseits die Illustrationen von Phiz, Cruikshank, Browne u. a., welche den ersten englischen Ausgaben entnommen sind, und die Billigkeit bei schöner und zweckmäßiger Ausstattung.

*) Der Verfasser des Kaspar Hauser, welcher die objektiv schwierigste und subjektiv feinste Seelenschilderung enthält, die gewagt werden kann, gehört an die Spitze, da er doch sicher nur einmal über den Mann von vierzig Jahren stolpern kann.

Digitized by Google

Die Bände zeigen auf 1000 und mehr Seiten Dünndruckpapier einen durchaus klaren Druck mit mittelgroßen Lettern. In England pflegt ein Roman von diesem Umfang drei Bände einzunehmen und würde also nach dem bekannten feststehenden Preis für Romanbände 18 Mk. kosten; der Insel-Verlag verabreicht uns dasselbe in einem geschmackvollen Leinenbande für 6 Mk.

Thackeray tritt uns entgegen in der „Bibliothek der Romane" desselben Verlages, deren jeder Band bei tadelloser Ausstattung nur 3 Mk. kostet. Er ist bisher nur mit Henry Esmond vertreten, jenem berühmten historischen Roman, der bei der inneren Ruhe und Ausgereiftheit des Verfassers von allen seinen Dichtungen die beste Komposition erhalten hat und ein so wahres Bild von dem Leben des 18. Jahrhunderts gibt, wie es Fielding und Goldsmith nicht besser gezeichnet haben. Bekanntlich führte Thackeray ein Doppelleben: in seiner zeitgenössischen höheren Gesellschaft und in der des 18. Jahrhunderts; die Zeit des Rokoko zog ihn so mächtig an, daß er in der letzten Hälfte seines Lebens nicht müde wurde, sie zu studieren, und schließlich völlig darin heimisch war.

Hervorragende Beachtung verdient ein neues Unternehmen, das allerdings nur von dem Freiherrn von Tauchnitz ausgehen konnte, der von Tausenden von modernen englischen Literaturprodukten für Deutschland das alleinige Verlagsrecht besitzt. Es ist eine deutsche Tauchnitz-Bibliothek englischer Werke zum Preise von 4 Mk. für einen starken, tadellos ausgestatteten Leinenband. Bisher sind erst fünf Bände erschienen: außer Symonds' Reiseskizzen aus Italien nur neueste Romane und Novellen. Der bedeutendste Roman ist Die Stimme des Blutes von Robert Hichens, den diese Dichtung vor sechs Jahren zur Berühmtheit machte. Der Stoff ist interessant genug: eine nichts weniger als schöne 34jährige Frau heiratet einen jugendlichen Adonis, dessen Liebe eigentlich nichts anderes ist als eine kindliche Verhrung ihres überlegenen Geistes und ihrer großen Seele. Die Ehe fällt als eine sehr unharmonische schon äußerlich in die Augen: die hohe, starknochige, hagere Angelsächsin ohne jede normännische Legierung und den zierlichen, tief brünetten Italiener — denn das ist er als Kind einer sizilianischen Mutter — kann nur beiderseitige Selbsttäuschung zusammengeführt haben. Die ältere Frau kann sich für die Flitterwochen nichts Schöneres denken, als ihren Liebling in seine ihm unbekannte Heimat, nach Sizilien, zu führen. Aber schon der erste Tag zeigt ihr, daß ihr Gatte in dieses irdische Paradies von Natur gehört, und sie vor dessen geschlossenen Toren steht. Die Stimme des Blutes, die sich mächtig in ihm geltend macht, führt zu einem tragischen Ausgang.

Mrs. Humphry Wards Kanadier gibt ein interessantes Bild von Land und Leuten des heutigen Kanada und speziell von den Verhältnissen der deutschen Einwanderer. Leider kann ich keine tiefere Sympathie für diese fruchtbare Romanschreiberin in mir entdecken: ich habe sie immer nur für eine mittelmäßige Kraft gehalten, die, je mehr sie sich in ihren reiferen Jahren

Digitized by Google

der Politik zugewandt hat, immer tiefer gesunken ist. Meiner Empfindung nach ist ihr nur ein Roman wirklich geglückt: das ist die 1898 geschaffene Seelentragödie des Helbeck von Bannisdale. Dagegen dürfen wir mit großer Freude begrüßen die Italienischen Novellen von Maurice Hewlett, einem jener wirklich großen Dichter, wie sie England unter seinen Erzählern zu jeder Zeit besessen hat. Ich erinnere mich mit Vergnügen der ersten Lektüre der Little Novels of Italy (1899), die mich unmittelbar in die Welt K. F. Meyers versetzte. Das ist nicht zuviel gesagt. Man lese nur die entzückende erste dieser Renaissance-Novellen, die trotz ihrer Schwierigkeit von Marg. und Ulrich Steindorf vortrefflich übersetzte „Madonna unter dem Pfirsichbaum", und man wird sicher weiterlesen, der Kenner der italienischen Renaissance wenigstens ganz gewiß.

Dieses Unternehmen verspricht uns herrliche Früchte. Denn nun wird auch der des Englischen nicht Mächtige die bedeutendsten Romane der jüngsten Zeit zu lesen bekommen von Mrs. Clifford (das reizende Woodside Farm), von Benson (The Climber, Die Streberin, muß ja kommen), von Hope (Quisanté, der prachtvolle halbe Humbug), die Gesellschaftsromane von Percy White, Bennett usw. usw., vor allem aber von dem jüngsten und größten Dichter, Galsworthy (The Island Pharisees, The Man of Property). — Aber noch einmal zurück zu Hewlett!

Endlich ist nun auch eine Uebersetzung seines größten Werkes erschienen, eines der bedeutendsten historischen Romane, die überhaupt geschaffen sind. Der Gegenstand ist der denkbar interessanteste: Maria Stuart.*) Was ein wirklicher historischer Roman ist, erkennt man, wenn man diesen neben Scotts Kenilworth hält, in dem gerade die beiden Hauptfiguren, Elisabeth und der Schurke Leicester, total verzeichnet, also durchaus ungeschichtlich sind, weil der Verfasser wieder einmal seine Phantasie an die Stelle des Studiums der hier bekanntlich überaus reichfließenden Quellen gesetzt hat. Wer eine ältere Zeit dichterisch darstellen will, muß zunächst Bürger dieser Zeit werden, in ihr aufgehen wie in seiner eigenen: so bringt es Hewlett fertig, die sehr zahlreichen Figuren des schottischen Hofes alle ihr in sich geschlossenes Einzelleben führen zu lassen, Darnley und Bothwell sowohl wie Murray, Ruthven, Lethington und die minderen. Wo aber ein so durchdringender Herrscherblick, eine solche Meisterhand waltet, da leistet die historische Dichtung mehr als die kahle Geschichte, die eben doch nur aus mehr oder weniger feststehenden Tatsachen mehr oder weniger sichere Schlüsse zieht. Erst aus Hewletts Romanen erkennen wir die Furchtbarkeit des Schicksals, das dieses allseitig (und gemütlich aufs feinste) beanlagte, sinnen-

*) Die Chronik der Königin Maria Stuart. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1913. (Der bei einem solchen Werk keineswegs gleichgültige Name des Uebersetzers — Gustav Danelius — ist seltsamerweise nicht genannt. — Der englische Titel ist: The Queen's Quair. (In der Tauchnitz-Edition.

Digitized by Google

frohe Weib aus dem Glanz und der Ueberkultur des französischen Hoflebens in die von wilden Tieren bevölkerte schottische Einöde versetzte. Hier mußte Maria, die vor allem anderen Weib war, einen Mann als Stütze haben, und es war niemand da, der ihrer würdig gewesen wäre. So idealisierte ihre jugendliche Sinnlichkeit zuerst den schönen, stolzreitenden Darnley, der ein eingebildeter Dummkopf von unedler Gesinnung war, und dann Bothwell, der zwar ein Mann, aber auch ein Verbrecher war. So wie Hewlett ihre komplizierte Natur schildert — eine unübertreffliche Meisterleistung —, ist alles glaublich, auch ihre Mitschuld am Morde Darnleys. Aber der Verfasser hätte in seiner Einleitung sagen müssen, daß er hiermit nur eine persönliche Anschauung vertritt: für denjenigen, der die Kassetten-Briefe und moderne bedeutende Forschungen kennt — besonders Breslau, aber auch Andrew Lang*) —, ist auch ohne Berücksichtigung ihrer immer gleichen leidenschaftlichen Unschuldsbeteuerung von einer Blutschuld nichts erwiesen. Hewlett zitiert die eine offenbar gefälschte Stelle aus dem Brief an Bothwell, von Darnleys Krankenlager in Glasgow, die ihre Mitschuld beweisen sollte und selbst für ihre Todfeindin Elisabeth nichts beweisen konnte: der Leser wird darüber hinweglesen und nicht ahnen, daß in ihr das einzige Fundament für die Annahme einer Blutschuld steckt. Ich habe die Hauptteile alle wieder gelesen: das erste Zusammensein mit Darnley, mit dem Marias ergötzliche Idealisierungskunst beginnt, die impulsive Trauungshandlung, die auch technisch vorzüglich durchgeführte Ermordung Rizzios, Darnleys selbstvernichtende Abbitte, Marias Sklaverei unter Bothwell, Darnleys Ende bis zur Festsetzung der Königin im Lochleven — man kommt eben von dem wundervollen Buche nicht wieder los, zumal es, abgesehen von ein paar Anglizismen, vortrefflich übersetzt ist. Hermann Conrad.

Replik gegen Alexanders Erwiderung (s. oben Seite 529.)

Daß mein Aufsatz, wie der Verfasser dieser Erwiderung meint, wie „ein frischer Wind" gewirkt habe, der „allen süßlichen Weihrauchsdunst" wegfege, kann ich nach dem Weihrauch, den sein eigener Artikel verbreitet, leider nicht finden. Ebensowenig verstehe ich, wie ein frischer Wind, der in eine dunstige Atmosphäre eintritt, ein einziger großer — Irrtum sein kann. Diesen letzteren findet mein Gegner darin, daß ich „mit Zirkel und Winkelmaß des alltäglichen" Verstandes es unternommen habe, „gewaltige Schöpfungen des Geistes auszumessen, deren Grundmauern sich aus Regionen zu uns erheben, die nur einem abgeklärteren und erhabeneren Denken zugänglich sind." Wenn die Fähigkeit, mit vielen und großen Worten nichts

*) Andrew Lang schrieb 1901 ein Buch, The Mystery of Mary Stuart, in dem er die Königin als Mörderin darstellte. Bald darauf aber gab er den Beweis selbstüberwindender Ehrlichkeit, indem er in einem Journal-Artikel (ich glaube, in Blackwood) den Mordverdacht als unhaltbar preisgab.

Digitized by Google

zu sagen, ein besonderes Kennzeichen für eine abgeklärte und erhabene Denkweise ist, so hat dieser neueste Wagnerapostel allerdings so ziemlich den höchsten Gipfel davon erklommen. Auf diesem Wege ihm zu folgen, muß ich mir leider versagen. Nur auf zwei Punkte will ich kurz eingehen.

„Um den Menschen Parsifal psychologisch zu verstehen, muß man ihn als Ganzes in seinem Werden betrachten" — mit diesen Gemeinplatz leitet mein neuer Gegner seine Betrachtung ein, um dann Parsifals Unschuld bei seiner Begegnung mit den Blumenmädchen und der Kundry hervorzuheben: „Ihm liegen geschlechtliche Dinge absolut fern". Kaum aber ist dieses „Absolut" seinem Munde entflohen, da erklärt er weiter: „Der ausgedehnte Liebeskuß der raffinierten Betrügerin Kundry erst wiegelt seine Sinne von Grund aus auf." Wie jemand, dem geschlechtliche Dinge absolut fernliegen, durch einen ausgedehnten (!) Liebeskuß, der obendrein die Aufgabe hat, den Mutterfegen zu vertreten, in Extase gebracht werden kann, ist vermutlich nur mit Hilfe der abgeklärten Denkweise zu erfassen. Das Gefühl des Mitleids ist dem reinen Toren erst mit Hilfe einer längeren Predigt beizubringen gewesen, aber bei dem Kusse der Kundry, diesem einem reinen Toren viel ferner liegenden Erlebnis, erscheint nicht etwa der Ritter Gurnemenz wieder auf dem Plan, um Parsifal ein Privatissimum über die Bedeutung des Kusses zu halten, sondern merkwürdig gerade in Bezug auf die Reizung der Kundry zeigt der junge Mann ohne weitere Belehrung sich vollkommen unterrichtet! Von dem Speerwurfe aber meint mein Gegner, Klingsor habe ihn aus „Hinterlist und Tücke" geworfen. Ich rate ihm, sich hierüber mit Professor Meinck zu verständigen, der im Gegenteil die Ansicht aussprach, Klingsor habe den Speer aus — Dummheit geworfen. Besteht Klingsors Hinterlist und Tücke beim Speerwurf am Ende darin, daß er den Speerwurf selbst für widersinnig ansieht? Nur der Verführte, erklärt Klingsor, erliegt meinem Speere. Ach was, sagt mein Gegner, einerlei, was Verträge und Weissagungen sagen! Natürlich! Was geht Klingsor überhaupt das ganze Stück an! Nur verstehe ich nicht, warum Klingsor sich gerade mit einem Speer versah, von dem er vorher genau wußte, daß er versagen würde? Warum nahm er, der Listige, nicht einen wirksamen Reservespeer mit? Jejunus.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Magyarische Erfolge in Wien. — Wahlrechtsdeformierung. — Sachsen, Siebenbürger, Rumänen.

Das Wort des Fürsten Bismarck, daß der Schwerpunkt der habsburgischen Monarchie sich mehr und mehr nach der Hauptstadt der östlichen Reichshälfte verlege, hat in gewissem Sinne seine Bedeutung nicht verloren; wenigstens macht das Königreich Ungarn in der Regel mehr von sich reden und die Leiter der ungarischen Politik verstehen es, besonders schwierige Augenblicke in der auswärtigen Konstellation für das Magyarentum am gründlichsten auszunützen. Ihr erster ertragreicher Handel in der neuesten Epoche der Landesgeschichte war der sogenannte Ausgleich, den Ungarn im Jahre 1867 mit Oesterreich abschloß; die Verlegenheit, in der sich die Dynastie nach 1866 dem werdenden Deutschen Reich und dem durch den Zuwachs von Venedig verstärkten Italien gegenüber befand, hatte den Magyaren ein Uebergewicht verschafft, das in einem merkwürdigen Mißverhältnis zu ihrer Haltung während der letzten ungarischen Revolution stand, — sie ließen sich eben ihre wiedergefundene Untertanentreue ausgiebig bezahlen, und die Träger der Hofpolitik meinten noch besonders schlau vorzugehen, da sie die Magyaren in der Sprachenfrage auf Kosten der übrigen Volksstämme in Ungarn befriedigten, und merkten nicht, daß sie dabei das wertvollste Kapital des Herrscherhauses selbst angriffen, indem sie unbewußt und zunächst auch unmerklich auf eine Entfremdung zwischen diesen Stiefkindern des Landes und der Dynastie hinarbeiteten. Und damit ging Hand in Hand die Schwächung des spezifisch politischen Einflusses der Völker Transleithaniens, die gegen die Unabhängigkeitsgelüste des Magyarentums das natürlichste Gegengewicht geboten hätten und auch heute noch bieten würden, wenn man in der Wiener Hofburg überhaupt sich dessen noch erinnerte, daß die Magyaren nur den kleineren Teil der Bevölkerung bilden und daß der größere Teil in der ungarischen Gesetzgebung als politischer Faktor gar nicht zur Kenntnis genommen wird.

Nach dem Ausgleich von 1867 hat sich zum erstenmal die Gelegenheit geboten, die verschiedenen Gruppen der ungarischen Staatsbevölkerung in ein halbwegs vernünftiges Kräfteverhältnis zueinander zu bringen, da die Frage des allgemeinen Wahlrechts für Ungarn aktuell wurde. Was

Digitized by Google

man in Ungarn unter der vollkommensten Ausprägung des Konstitutionalismus versteht, zeigt die Geschichte der dortigen Kämpfe für und wider das allgemeine Wahlrecht mit idealer Anschaulichkeit. Gedacht war die Einführung des allgemeinen Wahlrechts als Waffe gegen die habsburgfeindlichen kossuthistischen Sonderbündler, und es steht mit dieser Auffassung in vollem Einklang, daß gerade unter dem Regime des soldatischen Fejervary, des Chefs des „Trabantenministeriums", eine solche Wahlreform zum erstenmal von Seiten einer Regierung Ungarns ins Auge gefaßt wurde. Durchgeführt sollte aber die Reform werden — vom kossuthistischen Koalitionsministerium. Diese Herren wurden beauftragt, sich den Strick selber zu drehen, der ihrer Herrlichkeit ein Ende machen sollte; sie nahmen den Auftrag unbedenklich an, weil sie befürchten mußten, daß sich leicht ein anderer, willfährigerer Seiler finden werde, und taten natürlich nichts. Sie hatten richtig kalkuliert: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Da kam die bosnische Annexionskrise. Graf Andrassy der Jüngere, der als Sohn seines Vaters wußte, wie sich der Magyare bei äußeren Verwicklungen der Monarchie seine Unentbehrlichkeit in Wien bezahlt machen kann, präsentierte einen Gesetzentwurf, der sich auf dem Prinzip des Pluralwahlrechts aufbaute. Der Gesetzentwurf bedeutete selbstverständlich die glatte Negation des allgemeinen Wahlrechts, aber es wurde ihm die königliche Vorsanktion mit derselben Zuvorkommenheit erteilt, wie man den gegenteiligen Bestrebungen der eben abgelösten Regierung freien Lauf gelassen hatte. Gesetz wurde auch der Entwurf Andrassys nicht, seinen Zweck erfüllte er jedoch: das versprochene allgemeine Wahlrecht verschwand in der Versenkung, und der Kampf für und wider die militärischen Reformen, der nur zum kleineren Teil Selbstzweck war, tat das übrige dazu, daß die Aufmerksamkeit Wiens von der Frage der Wahlreform abgelenkt wurde.

Im Lande selbst aber kam die Frage nicht zur Ruhe, und auch die Regierenden hatten die Empfindung, daß etwas gemacht werden müsse, was als Reform zu bezeichnen sei, ohne daß dadurch der Besitzstand der gegenwärtig Herrschenden gefährdet werde. Der Magyare hat ein Sprichwort, das eine solche Situation trefflich kennzeichnet: „Nimm da nichts, faß es fest!" Die Gelegenheit zu solcher Aktion in großem Stil bot der Balkankrieg. Graf Tisza machte sich die auswärtige Lage zu nutze und ließ den Ministerpräsidenten Lukacs einen Gesetzentwurf einreichen, der das geheime Wahlrecht nur den Munizipalstädten zugestand und auf diese Weise 95 % der Bevölkerung davon ausschloß, während von der Idee des allgemeinen Wahlrechts durch die raffiniertesten Verklausulierungen gar nichts mehr übrig blieb. Und auch dieser Gesetzentwurf erhielt, zu Weihnachten vergangenen Jahres, die königliche Vorsanktion. Herr von Lukacs hat noch am 29. April 1912 feierlich verkündigt: „Wir müssen uns grundsätzlich auf den Standpunkt eines modernen Wahlrechtes stellen, indem wir dieses mit allen Erfordernissen des allgemeinen Wahlrechts schaffen"; und derselbe Herr beteuerte am 22. Dezember desselben Jahres: „Die derzeitige Regierung hat

Digitized by Google

niemals ein allgemeines Wahlrecht versprochen." Die Vielseitigkeit des Herrn von Lukacs wird aber in noch helleres Licht gestellt, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß er vor einigen Jahren auch des Ministers Kristoffy Denkschrift, deren Verfasser in der Wahlrechtsfrage einen ausgesprochen radikalen Standpunkt einnimmt, gesehen und beim Kaiser befürwortet hat. Kristoffy, der ehemalige Wahlrechtsminister Fejervarys, hat diese Tatsache jetzt neuerdings durch eine öffentliche Erklärung bezeugt.

Daß Staatsmänner, nicht nur ungarische, solcher Wandlungen fähig sind, um sich jeglichen Verhältnissen anzupassen und sich so um jeden Preis der Ueberzeugung den persönlichen Einfluß auf die Führung der Staatsgeschäfte zu sichern, ist nichts Neues. Die Veränderlichkeit der Hofpolitik in einer so kurzen Spanne Zeit bedarf aber doch besonderer Erklärung. Schon bei der überraschenden Berufung des kossuthistischen Ministeriums im Jahre 1906 kam man auf den Gedanken, die Freunde der magyarischen Unabhängigkeit von Oesterreich seien nur deshalb in den Besitz der Macht gesetzt worden, damit sie ihre Unzulänglichkeit praktisch selbst erweisen. Diesem in sie gesetzten Vertrauen sind sie denn auch in vollstem Maße gerecht geworden. Es scheint aber fast, als ob auch alle folgenden Versuche, den Vertretern exklusiver Rassen- und Klassenherrschaft in Ungarn freien Spielraum zu lassen, nur darauf hinausgingen, diese Bestrebungen im Gegensatz zur natürlichen Entwicklung der sozialen Schichten und der nichtmagyarischen Nationalitäten ad absurdum zu führen. Wenn die Erwägung richtig ist, so befindet man sich wohl ziemlich am Ende solcher Entwicklung; der vorliegende Gesetzentwurf, der die Bestimmung der Wahlberechtigung zum allergrößten Teil den Vertrauenspersonen der Regierung in die Hand gibt, ist der offenkundigste Hohn auf den Begriff einer „Reform". An Rückständigkeit und Verschlagenheit kann er schwer übertrumpft werden.

Es würde zu weit führen, wenn wir an dieser Stelle alle die verzwickten Bestimmungen des Entwurfs Revue passieren ließen, die in der ganzen Tendenz nur darauf hinausgehen, die Erlangung des Wahlrechts zu erschweren und von dem Gutdünken der Vertrauensmänner der Regierung abhängig zu machen. Als Kuriosum sei hier die Bestimmung herausgehoben, daß denjenigen Arbeitern die politische Zurechnungsfähigkeit abgesprochen wird, die weniger als zwei Jahre bei demselben Arbeitgeber bedienstet waren. Praktisch entscheidet also der Brotherr über die politische Reife des ihm unterstellten Arbeiters oder Angestellten; wenn er ihm vor Ablauf von zwei Jahren kündigt, ist sein Wahlrecht kassiert. Die theoretische Berechnung, wonach dies Wahlrecht die Zahl der „Arbeiterstimmen" um nahezu 200 000 erhöht, kann von den Arbeitgebern auf den Wink der Regierung jeden Augenblick nach Bedarf korrigiert werden; der Zustand der Hörigkeit wird damit in der beleidigendsten Form, wenn auch in moderner Aufmachung, wiederhergestellt. Sogar der Landesverband der ungarischen Fabriksindustriellen, deren Direktor ein Abgeordneter der Siebenbürger

Digitized by Google

Sachsen ist, hat gegen diese verdächtige Verquickung einer staatsrechtlichen Funktion mit privatrechtlichen Fragen Stellung genommen. Die Unterscheidung von Wählern, die sich ihr Wahlrecht mit 24 und solchen, die es erst mit 30 Lebensjahren verdienen, trägt auch nicht gerade zur Vereinfachung des Verfahrens bei, da infolgedessen die Vorlegung von allerlei Nachweisen über die Bildung, die Beschäftigung, den Besitz und sonstige persönliche Verhältnisse des Staatsbürgers erforderlich ist, den es nach dem Besitz dieses wohlverschanzten Wahlrechtes noch gelüstet.

Die erste Wirkung dieser Gesetzesvorlage war, daß der Justizminister des Kabinetts Lukacs mit der ausdrücklichen Begründung, daß er diesen Entwurf weder als Abgeordneter noch als Mitglied der Regierung vertreten könne, nicht nur aus dem Amte schied, sondern auch aus der Regierungspartei austrat. Es folgte die amtliche Mißtrauenserklärung des Pester Komitates gegen das Ministerium, die Aufforderung anderer Munizipien, die Vorlage zurückzuziehen, und als gröberes Geschütz der Aufmarsch der Sozialdemokraten. Mit einer Flugschrift machten sie den Anfang, von der 500 000 Exemplare in magyarischer, 200 000 in deutscher und je 100 000 in rumänischer, slovakischer und serbischer Sprache hinausflatterten, — nebenbeigesagt eine interessante, weil ganz objektive Bewertung des Geltungsgebietes der deutschen Sprache in Ungarn. Noch im Januar tagte ein sozialdemokratischer Kongreß, der in seiner Kundgebung zwar recht unverblümt über das „nicht eingelöste Versprechen des Königs" sich äußerte und die Parteileitung ermächtigte, im geeigneten Augenblick den Generalstreik anzuordnen, im übrigen aber sehr viel kluge Mäßigung bekundete. Etwas stürmischer geht es in den Einzelversammlungen zu, die jetzt zu hunderten einberufen werden. Da hört man denn auch Bemerkungen wie „eine königliche Thronrede (in mehreren Thronreden war das allgemeine Wahlrecht angekündigt worden) sei doch keine Preisliste eines Krämers, die nach geschäftlichen Konjunkturen abgeändert und in den Papierkorb geworfen werden könne", und nun bricht die Menge, dem Beispiel kossuthistischer Versammlungen folgend, los in den Ruf, der sich in Ungarn schon bedenklicher Popularität erfreut: „Es lebe die Republik!" Die Regierung antwortet mit dem Verbot, das führende sozialdemokratische Blatt auf der Straße zu verkaufen, mehr ein Ausdruck der Hilflosigkeit als einschüchternder Tyrannei.

Die nichtmagyarische Bevölkerung bewahrt vorläufig eine auffällige Zurückhaltung. Es macht fast den Eindruck, als ob man in diesen Kreisen nicht recht daran glauben wolle, daß aus diesem Gesetzentwurf etwas werden würde. Die Nationalitätenpartei, deren Vertreter nach magyarischer Gepflogenheit gar nicht in den Wahlrechtsausschuß gewählt worden sind, beabsichtigt auch an der Verhandlung im Reichstag nicht teilzunehmen; dagegen hat sie einen eigenen Wahlrechtsentwurf eingereicht und wird sich darauf beschränken, diesen zu begründen, wenn er nicht etwa unversehens unter den Tisch fallen sollte. Am meisten machen noch die Siebenbürger

Digitized by Google

Sachsen von sich reden; die Beschwerden ihrer Abgeordneten richten sich aber — gegen die übermäßige Weitherzigkeit des Entwurfes. Sie fürchten, vielleicht mit Recht, einige Mandate zu verlieren, was um so eher zu erwarten ist, als die Durchführung der Bestimmungen über das Wahlrecht seitens der sächsischen Verwaltungsbeamten gewiß so unparteiisch gehandhabt werden wird, wie sonst nirgend im Lande; und daraus dürften die Rumänen den größten Vorteil ziehen. Immerhin berührt die Haltung der sächsischen Vertreter etwas peinlich, weil sie um eines verhältnismäßig geringen Vorteils willen das Odium derer auf sich laden, die unter den vielen Leidensgenossen im Lande bei dieser Gelegenheit die einzigen Privilegierten sein wollen und deshalb bewußt den Anschluß an die gemeinsame Bewegung der politisch Entrechteten versäumen. Vielleicht lassen sich bei diesem Geschäft mit der Regierung wirklich einige kleine Zugeständnisse erkaufen, aber der moralische Verlust für absehbare Zeiten steht dazu in keinem Verhältnis. Der Vorwurf der Engherzigkeit und Gehässigkeit gegen Schicksalsgenossen, denen sie in den großen Fragen der politischen Existenz naturgemäß innerlich verbündet sein müßten, wird nicht nur von den Rumänen, sondern auch von den Banater Schwaben sehr deutlich erhoben. Immer wieder ist es die alte Aengstlichkeit der sächsischen Unterhändler um die allernächsten möglichen Verluste, die sie verhindert, über das Heute und Morgen einmal hinauszusehen und mit den Kräften zu rechnen, denen ohne Zweifel die fernere Zukunft gehört. Auch von den Rumänen hört man von Zeit zu Zeit, daß sie mit der ungarischen Regierung in Verhandlung stehen, aber was diese von den Magyaren verlangen, hat immer einen Zug ins Große: sie fordern die Abschaffung des Apponyischen Volksschulgesetzes und die volle Durchführung des Nationalitätengesetzes. Das sind Forderungen, die sich alle Nichtmagyaren zu eigen machen können; hier leitet eine Idee, dort das engbegrenzte Interesse einer Einzelgruppe, die jeden Zusammenhang mit der Umwelt verliert und die durch eine wenig ergiebige, aber desto kompromittierendere Freundschaft mit dem gemeinsamen Herrn und Peiniger um so gründlicher isoliert wird. Der Wortführer der sächsischen Abgeordneten strebt eine Verbesserung des Gesetzentwurfes in der Richtung an, daß „dem Schlagwort der Demokratie zuliebe die achthalbhundertjährige sächsische Kultur von den Gewässern einer Ochlokratie, der Herrschaft des bildungslosen Haufens, nicht weggeschwemmt werde." Diese wegwerfende Bemerkung ist natürlich auf die Rumänen gemünzt, aber wer einmal aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, mit welchem gewaltigen Willensaufwand die führenden rumänischen Intelligenzen sich aus jenem „Ochlos" emporheben und welche Masse unverbrauchter Kraft in den Tiefen jenes Meeres noch schlummert, dem könnte bange davor werden, wie solche Ueberhebung sich einmal rächen muß, wenn die Uebermacht des jungen rumänischen Volkes auch durch den raschen Zuwachs gebildeter Elemente stark gesteigert ist und die sächsische Intelligenzklasse zahlenmäßig überwiegt. Dann werden die Sachsen noch froh sein, darauf hinweisen zu können, daß es auch

Digitized by Google

jetzt schon viele Leute unter ihnen gibt, die eine Verständigung mit dem Rumänentum schlechtweg als die Zukunftsfrage gerade der Deutschen in Siebenbürgen ansehen, eine Frage, die all jene kurzfristigen Abmachungen mit den ungarischen Regierungen an Bedeutung weit übertrifft. Es kann gar nicht so lange dauern, bis diese Ueberzeugung unter den Sachsen weitere Kreise durchdringt; die unausgesetzte Magyarisierungstätigkeit der ungarischen Gesetzgebung und Regierung veranschaulicht mit zu beredter Sprache die Tatsache, daß es sich bei der Freundschaft mit diesen Herren nur darum handeln kann, in welchem Tempo die Schlinge um den Hals des Deutschen in Siebenbürgen zugezogen werden soll. Dies Tempo wird wohl scheinbar durch die gnädig gewährten kleinen Ruhepausen verlangsamt, in der weiteren Wirkung aber beschleunigt, indem der Sachse durch das Bündnis mit dem gemeinsamen Bedränger die Gegenaktion seiner politischen Schicksalsgenossen mittelbar hemmt. Lutz Korodi.

Die Spannung in Osteuropa. — Die Annäherung zwischen Deutschland und England. — Das stärkste Ministerium seit dem jüngeren Pitt. — Wetterwolken am Stillen Ozean.

Das anatolische Kriegsvolk der Türken ist nun vollständig versammelt, und unter der Inspiration der neuen jungtürkischen Machthaber hat die osmanische Armee einige Landungen in der rechten Flanke des bulgarischen Gros, das vor den Schanzen von Tschataldscha steht, unternommen, sowie einen frontalen Vorstoß gegen diese Streitkräfte des Gegners. Letztere haben sich zwar ein kleines Stück zurückziehen müssen, aber die vom Obersten Enver dirigierten Landungsversuche, welche türkischerseits als die entscheidende Aktion gedacht worden waren, sind mißlungen. Alles in allem genommen, ist der türkische Rückstoß gegen die Offensive der Balkanliga, obwohl einem vernünftigen Plane gemäß eingeleitet, in der Ausführung schwächlich gewesen und resultatlos verlaufen.

Andererseits hat sich der französische Admiral geirrt, der voraussehen zu können glaubte, daß unter dem Schutze der griechischen Flotte bulgarische Truppenmassen an der Westküste des thrazischen Chersonnes landen würden, um dann, nach der Propontis einschwenkend, die nach dieser Richtung hin offenen Dardanellen-Forts zu nehmen. Wenn eine derartige Operation versucht worden wäre und Erfolg gehabt hätte, würde den Alliierten, wiederum gestützt auf die hellenische Marine, möglich geworden sein, die Stellung von Tschataldscha im Rücken zu fassen, ja Konstantinopel zu nehmen.

Die griechische und die türkische Schlachtflotte steht an Tonnengehalt einander ungefähr gleich. Die osmanischen Schiffe sind etwas schwerer, die griechischen dafür moderner. Also hätten die maritimen Machtmittel, welche ein Angriff auf den thrazischen Chersonnes erfordert haben würde, den

Digitized by Google

Verbündeten wohl zu Gebote gestanden. Aber an der Westküste des Chersonnes befinden sich Höhen, welche von den landenden Bulgaren hätten einer großen Zahl osmanischer Verteidiger entrissen werden müssen. Zu einer solchen Waffentat großen Stils fühlte sich die Liga, welche bisher nur militärische Probleme zweiten Ranges zu lösen gehabt hat, nicht stark genug und verzichtete auf die vielversprechende Aktion im Fürstentum des alten Miltiades.

Auch Adrianopel vermögen die Bulgaren nicht einzunehmen. Es entzieht sich jeder Vorausberechnung, wie lange die Lebensmittel dort noch reichen werden. Zur Beschießung Adrianopels haben die Serben den Belagerern schweres Geschütz zugeführt. Man ist in Serbien überhaupt mit Kriegsmaterial sehr reichlich versehen. Es ist in Frankreich gekauft und mit dem Erlös der Kriegsanleihe bezahlt worden, welche die Franzosen dem Staat der Karageorgewitsch gewährt haben. Den Griechen ist es gleichfalls nach dem Abbruch der Unterhandlungen in London gelungen, sehr bedeutende Summen an der Seine geliehen zu erhalten. Ueberhaupt bezahlt Frankreich, das auch den Bulgaren während des Krieges geborgt hat, die ganze Vertreibung der Türken aus Europa zum großen Vorteil für seine Waffenindustrie. Um so schwerer wird es den Türken, Geld aufzutreiben. Der Großvezier Mahmud Schefket hat sich, um nur ein paar Piaster zu erlangen, gezwungen gesehen, in der Reichshauptstadt die Kasernen und das Börsengebäude zu verschleudern!

Wer weiß übrigens, ob nicht dem sinkenden osmanischen Staat gegenüber die Bulgaren doch noch die schwierige Operation auf dem thrazischen Chersonnes gewagt haben würden, wenn nur der Rücken Bulgariens in bezug auf Rumänien gesichert wäre? Die Ansprüche, welche das Kabinett von Bukarest auf Silistria und Balschik erhebt, sind sachlich wohlbegründet, bedrohen aber den König Ferdinand, wenn er sie erfüllt, namentlich wenn er sie ohne den Erwerb Adrianopels erfüllt, mit dem Schicksal seines Vorgängers aus dem Hause Battenberg. Bulgarien flüchtet, um seine Integrität gegen die Griffe der Rumänen zu schützen, unter die Schwingen des russischen Doppeladlers, während über Rumänien der Doppeladler Habsburgs schwebt. Ueberhaupt ist der hundertjährige Gegensatz zwischen der österreichischen und der russischen Orientpolitik wieder einmal in voller Schärfe zutage getreten. Ebenso wie der 73jährige Carol von Rumänien stellt der 82jährige Franz Josef von Oesterreich, der sich — ein Anzeichen der äußersten diplomatischen Spannung — zu einem Handschreiben an den Zaren herbeigelassen hat, für die neue Machtverteilung auf der Balkanhalbinsel nur sehr bescheidene Forderungen. In erster Linie besteht das Kabinett von Wien auf der Errichtung eines albanesischen Gemeinwesens, welches wohlabgerundet und reich genug ist, um neben den vergrößerten Staaten der Liga bestehen zu können. Die bebeutenden Albanesenstädte Prizrend und Ipek will Oesterreich, wie aus London verlautet, mit kaum glaublicher Selbstüberwindung den Serben und Montenegrinern lassen.

Digitized by Google

Dagegen beharrt man am Ballplatz darauf, daß Skutari und Janina, Djakova und Dibra albanesisch werden. Auf den Wällen von Skutari und Janina weht noch stolz der Halbmond; wann er wird eingezogen werden müssen, läßt sich so wenig absehen, wie in betreff Adrianopels.

Alle Nachrichten aus Rußland stimmen darin überein, daß die Kriegspartei einen wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Lenker des Staates ausübt. Welches aber die nächsten Ziele der mit kriegerischen Mitteln wirkenden russischen Staatskunst sein werden, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Soll wirklich der alte diplomatische Streit mit Oesterreich auf dem Schlachtfelde zum Austrag gebracht werden? Oder stehen in der Tat zwischen Kars und Urmia 150 000 Russen bereit, um unter dem Vorwande der Emanzipation der Armenier Kleinasien zu nehmen, bis nach Adana und Mersina in Cilicien herunter, den Schauplätzen der letzten großen Verfolgung, welchen jener unglückliche Volksstamm ausgesetzt war?*)

Sowohl der deutsche Botschafter am Goldenen Horn als auch der italienische Minister des Auswärtigen haben jüngst in nachdrucksvollen Worten öffentlich das eminente Interesse betont, welches die von ihnen vertretenen Mächte an der Erhaltung der Integrität der asiatischen Türkei nehmen. Auch die Annäherung, welche sich zwischen dem Deutschen Reich und England vollzogen hat, ist auf die Besorgnis des Kabinetts von St. James zurückzuführen, daß ein Vordringen des Zarenreiches, sei es in Anatolien, sei es gegen die türkischen Meerengen, bevorsteht. Die Briten zeigen sich zu einer größeren Freundschaft gegenüber Deutschland um so lieber bereit, als sie die bei uns bevorstehende große Militärvorlage von der Furcht befreit, in den nächsten Jahren die deutsche Flotte unverhältnismäßig wachsen zu sehen. Man hat in Anbetracht der bedeutenden neuen Ausgaben, welche Deutschland sich anschickt für sein Landheer zu machen, an der Themse das Gefühl, daß die 60prozentige Ueberlegenheit der britischen Linienschiffsflotte über die unsrige einstweilen gesichert ist. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß aus verschiedenen Gründen das Uebergewicht der britischen über die deutsche Marine tatsächlich viel bedeutender ist, als es nach dem Verhältnis der Zahlen 160 und 100 erscheint. Beispielsweise fällt zugunsten Großbritanniens die Menge seiner großen Kreuzer ins Gewicht, welche auch Schlachtkreuzer heißen und, wenn auch den Linienschiffen nicht ganz ebenbürtig, doch keineswegs den Waffengattungen von sekundärer Bedeutung, sondern den in der Seeschlacht entscheidend wirkenden Machtfaktoren zuzuzählen sind.

Ein Fehler aber würde es sein, wenn wir uns einbildeten, es habe bereits ein Renversement des alliances in der Welt stattzufinden angefangen und auf die Engländer dürften wir fortan mit Sicherheit

*) Oesterreichische Rundschau vom 15. Februar, Seite 268, Alexander Ular „Rußland in der Orientkrise".

Digitized by Google

zählen. Fanatischere Angriffe gegen die mitteleuropäischen Mächte haben nie in englischen Revuen gestanden, als sie die Februar-Nummer der imperialistischen Fortnightly Review und der pazifistischen Review of Reviews enthalten. Oesterreich wird als der Friedensstörer des Orients hingestellt*) und dem räuberischen und pauvren Deutschland die fortdauernde Absicht einer Invasion Englands nachgesagt, welche nun, da von der deutschen Marine kaum noch etwas zu fürchten sei, vermittelst unserer überlegenen Luftflotte siegreich durchgeführt werden würde. Verständiger, aber ebenso germanophob ist ein Publizist, welcher der englischen Nation rät, dem Tunnel zwischen Dover und Calais keinen Widerstand länger entgegenzusetzen. Man sichere sich durch den genannten Tunnel eine neue Verbindung mit der Welt für den Fall, daß die deutsche Flotte in dem kaum ausbleibenden Krieg zwischen den beiden Mächten vermittelst ihrer Kaper der englischen die absolute Herrschaft über das Meer entreiße. Von Frankreich werde für Großbritannien nie mehr Feindschaft zu befürchten sein, so daß die alten Einwände gegen den unterirdischen Kanalweg gegenwärtig gegenstandslos geworden wären.**)

Trotzdem das Mißtrauen gegen Deutschland, der Haß gegen Oesterreich in der öffentlichen Meinung Englands noch keineswegs gebrochen sind, hat sich die englische Regierung der unsrigen genähert. Tadel, welcher ihnen wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen Rußlands Umsichgreifen in Persien ziemlich reichlich zuteil geworden war, haben die englischen Minister als Folge ihrer etwas deutschfreundlicheren Haltung bisher nicht geerntet. Und solange eine englisch-französisch-russische Offensivallianz unmöglich erscheint, ist Monsieur Delcassé als Botschafter der roten Republik in Petersburg vom Standpunkt des Dreibundes aus kaum sehr zu fürchten. Nun können aber in England, ebenso wie früher Pitt und Fox, Gladstone und Beaconsfield, Palmerston und Prinz Albert über die Prinzipien der auswärtigen Politik in schweren Streit geraten sind, auch jetzt wieder zwischen den leitenden Staatsmännern und Parteiführern Differenzen über den Kurs ausbrechen, welchen das Staatsschiff inmitten der europäischen Krisis zu steuern hat. Deshalb darf man in Deutschland keinen Augenblick die innere Lage bei unseren Vettern und Rivalen aus dem Auge lassen.

Mit herausforderndem Stolz und nicht mit Unrecht nennt sich das gegenwärtige demokratische Kabinett in England die stärkste Regierung seit dem jüngeren Pitt. Das Ministerium regiert jetzt, ohne eine politisch nennenswerte Modifikation in seiner Zusammensetzung erfahren zu haben, ununterbrochen seit sieben Jahren. Es scheint durch seine Stabilität die uralte Lehre von der Unbeständigkeit der Demokratie zu widerlegen. Seit der Parlamentsreform von 1832 ist nur eine einzige britische Regierung so

*) Fortnightly Review Fabricius „Austria, Disturber of the place".
**) Fortnightly Review Sir Arthur Conan Doyle, „Great Britain and the next war".

Digitized by Google

langlebig gewesen; die unionistische, welche von 1895 bis 1906 ihres Amtes waltete. Aber nicht allein die Stabilität einer Regierung genügt, um ihr den Ruhm der Stärke zu verleihen, sondern schöpferische Erfolge müssen dazukommen. Auch in dieser Hinsicht darf sich das Kabinett Asquith kühnlich fast jedem Ministerium seit der Reformbill und seit der Aera des jüngeren Pitt an die Seite stellen. Die sozialpolitischen Institutionen, welche die gegenwärtige liberale Verwaltung geschaffen hat, sind große gesetzgeberische Taten, in ihrer Art ebenso bedeutungsvoll wie die Wahlgesetze von 1832 und 1867, die Abschaffung der Schutzzölle durch Huskisson und Peel, die Reorganisation der indischen Verwaltung nach dem großen Aufstand und der Kolonialverwaltung überhaupt, die Schaffung eines geschulten Beamtentums, besonders durch Gladstone, die Beseitigung der Negersklaverei, der neunschwänzigen Katze in Heer und Flotte, des Stellenkaufs der Offiziere, des Zeitungsstempels, die Einführung von Einkommen- und Erbschaftssteuern, die staatsbürgerliche Gleichstellung aller Konfessionen, der Auskauf der irischen Grundherren und die vorangegangenen Agrarreformen auf der grünen Insel.

Der hiermit ihren Hauptmomenten gemäß skizzierten inneren Geschichte Englands im 19. Jahrhundert, welche auf dem Kontinent mit soviel Eifer und Bewunderung studiert worden ist, reiht sich die Periode der jüngsten liberalen Administration würdig an. Auch die spezifisch sozialpolitischen Verdienste, welche sich die Vorgänger der gegenwärtigen Minister erworben haben, sind nicht größer als die Leistungen der Herren Campbel-Bannerman, Asquith und ihrer Amtsgenossen. Zwar sind die britischen Arbeiterschutzgesetze in vergangenen Generationen für Europa vorbildlich geworden, wie heute die deutschen Arbeiterversicherungsgesetze. Auch war die Anerkennung der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, welche schon vor mehr als einem Menschenalter in Großbritannien durchgesetzt wurde, ein unermeßlicher legislatorischer Erfolg der Bewegung des vierten Standes. Aber neben alledem kann sich, ohne zu verblassen, die Tätigkeit einer Regierung sehen lassen, welche in dem Lande des Individualismus und des Manchestertums verstanden hat, eine obligatorische Arbeiterversicherung mit 400 Millionen Mark jährlichem Reichszuschuß und 32 Pfennig wöchentlichem Arbeiterbeitrag binnen fünf Jahren zur Wirklichkeit zu machen. Für 32 Pfennig wöchentlich genießt der englische Arbeiter 250 Mark per annum Invaliden- oder Altersrente, dazu Krankengeld. Was die Versicherung der Masse sonst noch kostet, bezahlen die Arbeitgeber und der Staat.

Schon vor der Vollendung der Reform der Arbeiterversicherung hatte das liberale englische Ministerium die staatlichen Arbeitsbörsen ins Leben gerufen. Dieselben breiten von oben her über das gesamte Gebiet des Vereinigten Königreichs ein Netz des Arbeitsnachweises, welches innerhalb sämtlicher Gewerbe des Landes jede arbeitslose Person mit allen offenen Stellen in Verbindung setzt, sowohl an ihrem Wohnort als auch in allen übrigen Plätzen.

Digitized by Google

Die Arbeitsbörsen sind für das freihändlerische England deshalb eine so sehr notwendige Einrichtung, weil dortzulande der inländische Güteraustausch, welcher stets sicheren Absatz verspricht, in den Schatten getreten ist, zugunsten der Ausfuhr nach fremden Märkten mit vielfach stark schwankender Aufnahmefähigkeit. Die unvermeidliche Folge dieser Lage und Organisation der nationalen Volkswirtschaft sind besonders tief einschneidende periodische Handelsdepressionen, welche eine umfassende Arbeitslosigkeit nach sich ziehen. Um dieses sehr schwierige Problem von verschiedenen Seiten her anzugreifen, hat das Ministerium Asquith für Bau- und Werftarbeiter und die Arbeitnehmer anderer Branchen, welche besonders oft wider ihren Willen feiern müssen, die obligatorische Arbeitslosenversicherung eingeführt.

Mit allen diesen Maßregeln, welche viel dazu beitragen werden, die Zahl der Lumpenproletarier innerhalb der englischen Arbeiterschaft zu vermindern und den vierten sowie den fünften Stand auf ein höheres moralisches Niveau zu erheben, ist das von den liberalen Machthabern in England getane sozialpolitische Werk noch nicht erschöpfend vergegenwärtigt. Das liberale Ministerium hat für gewisse Industrien, in welchen Hungerlöhne gezahlt wurden, obligatorische Mindestlöhne vorgeschrieben. Im vorigen Frühjahr haben die englischen Liberalen dann auch einen gesetzlichen Minimallohn für die gutbezahlten und wohlgenährten Kohlenarbeiter geschaffen. Der Premierminister entschloß sich nur widerstrebend, jenes für satte und kräftige Arbeitnehmer neue Prinzip in die Gesetzgebung des Königreichs einzuführen. Niemals würde er den Schritt gewagt haben, wenn er ein anderes Mittel gewußt hätte, um der durch den monatelangen Streik der Grubenleute herbeigeführten schweren Störung des nationalen Erwerbslebens ein Ende zu bereiten. Heute treten der Premier- und überhaupt alle Minister dem Grundsatz des Minimallohns viel beherzter näher. Das Kabinett hat beschlossen, eine Bill zu entwerfen, welche auch den Landarbeitern gesetzliche Mindestlöhne gewährt. Die Landarbeiterfrage ist in England eine sehr wichtige. Der soziale Status des ländlichen Arbeiters wird, wie die Liberalen behaupten, durch die Klassen-Selbstsucht der Großgrundbesitzer gewaltsam unter Druck gehalten.*) Der Terrorismus ihrer Brotherren, so sagen die Freunde des Schatzkanzlers Lloyd George, hindert die agrarischen Tagelöhner, sich zu organisieren und durch Androhung oder Durchführung von Streiks ihre Lage zu verbessern. Der Lohn betrage im allgemeinen nur 2 Mark oder wenig mehr für den Tag, alle Bezüge des Arbeiters zusammengerechnet. Manchmal variiere er an benachbarten Orten mit gleichartigen Lebensbedingungen ziemlich erheblich, denn nicht das Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot bestimmten den Preis der Arbeit, sondern gegenstandslos gewordene alte Sitte und Laune und Willkür.

*) Februar-Nummer von Contemporary Review E. N. Bennet „Rustious expectans".

Digitized by Google

Die Regierung hat sich nun diese Gesichtspunkte vollkommen angeeignet und will vermittels eines zwangsweise zu entrichtenden Minimallohns den wirtschaftlich Schwachen auf dem flachen Lande zur Förderung ihrer sozialen Interessen zu Hilfe kommen. Aber hierbei soll die Agrarreform nicht stehen bleiben, auf welche sich, den letzten vorliegenden Nachrichten zufolge, das Kabinett geeinigt hat. Die Liberalen wollen mit dem Eingriff in die ländliche Einkommens- und Besitzverteilung noch viel weiter gehen. Sie haben 1907 ein Gesetz gemacht, welches den ziemlich demokratisch zusammengesetzten Grafschaftsräten erlaubt, für die Zwecke der inneren Kolonisation Land zu enteignen. Die Mehrzahl der Grafschaftsräte ist in der Tat zu Expropriationen geschritten, aber der Einfluß der Grundaristokratie auf jene Selbstverwaltungskörperschaften hat sich immerhin bedeutend genug erwiesen, um eine weitausgedehnte Zerschlagung von Latifundien zu hintertreiben. Nunmehr jedoch wird der Auskauf der Grundherren jenen lokalen repräsentativen Versammlungen aus der Hand genommen und Ausschüssen übertragen werden, welche, wie eine gouvernementale Stimme sich äußert, unter dem Vorsitz eines ehrlichen Radikalen nicht nur zu debattieren, sondern auch zu handeln wissen. Von solchen antiaristokratisch zusammengesetzten Kommissionen soll der Umsturz der feudalen Besitzverhältnisse, welchen die Unionisten in Irland durchgeführt haben, von den Liberalen auf eine umfassende Art und Weise auch in Großbritannien unternommen werden. Die gesetzgeberische Maßregel, welche in Irland auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit fußte, soll in Großbritannien gleich dem ländlichen Minimallohn zwangsweise durchgeführt werden. Und auch an dem Land, welches das Ministerium Asquith den britischen Besitzern zu lassen gedenkt, will es ihr Eigentumsrecht beschränken. Wiederum dem Vorbild der Gesetzgebung für Irland folgend, planen die Liberalen staatliche Agrarschiedsgerichte für Großbritannien, welchen bei Differenzen über die Pacht die Aufgabe zugedacht ist, die Höhe der dem Landlord von Seiten des Pächters geschuldeten Abgabe nach Recht und Billigkeit aber mit Zwangsgewalt gegenüber dem Verpächter festzusetzen.

Die letztere Neuerung würde einer anderen Menschenklasse zugute kommen als die Expropriation, welche nicht zugunsten der Pächter, sondern der Landarbeiter projektiert ist. Diese soziale Schicht wird nicht nur aus idealistischem Reformeifer von den Liberalen angelegentlich umworben, sondern die herrschende Partei hofft auch eine der zuverlässigsten Stützen der unionistischen Opposition zu zerbrechen, indem sie das agrarische Proletariat zu sich herüberzieht. Es ist schon viel dafür geschehen, um die Mitglieder der untersten sozialen Schicht auf dem platten Lande in Parteigänger der Demokratie zu verwandeln. Das Ministerium Asquith hat besonders durch die 250 Mark Altersrente in den Kreisen des zum Teil langlebigen Proletariats große Sympathien erworben.

Wie verlautet, ist der obligatorische Minimallohn gegenwärtig das Hauptanliegen des englischen Landarbeiters und dünkt ihm noch wichtiger

Digitized by Google

als die innere Kolonisation. Schatzkanzler Lloyd George kündigt die bevorstehende gesetzgeberische Verwirklichung jenes sozialpolitischen Gedankens in demselben Augenblick an, in welchem die Unionisten die von ihnen den Landarbeitern hingehaltene Lockspeise der Agrarzölle haben fallen lassen müssen.*) Zehn Jahre lang arbeitete die unionistische Partei daran, die öffentliche Meinung Englands für eine Tarifreform zu gewinnen, welche für die Landwirtschaft wie für die Industrie wieder Schutzzölle einführte. Speziell für Weizen wurde von den Führern der Opposition eine Abgabe von 10 Mark auf die Tonne befürwortet, derselbe Zollsatz, mit welchem Fürst Bismarck 1879 in Deutschland begonnen hat, um später dem Reichstag 60 Mark vorzuschlagen, von denen 50, dann 55 Gesetz wurden. Das wirtschaftspolitische Programm der englischen Schutzzöllner wies jedoch im Vergleich zu analogen Bewegungen auf dem Kontinent insofern einen vollständig eigenartigen Zug auf, als es den agrarischen Protektionismus mit einer zollpolitischen Vorzugsbehandlung der britischen Ackerbaukolonien zu verkoppeln suchte.

Dieser imperialistische Einschlag in das schutzzöllnerische Gewebe gefiel den Augen vieler politischer Idealisten, welche die nationalökonomischen Fragen unter höhere Gesichtspunkte zu fassen strebten. Die Kolonien befürworteten gleichfalls eine solche Wendung in der englischen Handelspolitik und wollten ihrerseits zum Entgelt britische Fabrikate mit niedrigeren Zöllen als ausländische belegen. Besonders Kanada würde vor zehn Jahren sehr dankbar für eine differentielle Verzollung seines Weizens gewesen sein, denn es konnte den Wettbewerb, den das Korn der Vereinigten Staaten gegenüber seinen landwirtschaftlichen Produkten auf dem englischen Markte unternahm, kaum aushalten.

So standen die Dinge vor einem Dezennium, aber heute vermag die Union nur noch verhältnismäßig wenig Nahrungsmittel auszuführen, da der eigene Bedarf kolossal gewachsen ist. Ueberhaupt wird das Bedürfnis der englischen Ackerbaukolonien, in dem Mutterlande einer zollpolitischen Vorzugsbehandlung teilhaftig zu werden, zusehends geringer: „Die Zeit dürfte nicht mehr fern sein," so urteilt triumphierend ein alle „künstliche" Zollpolitik verwerfender Freihändler, „wo das Volk unseres Landes in der Hauptsache innerhalb der Reichsgrenzen erzeugte Nahrungsmittel verzehren wird. Unsere imperiale Weizenzufuhr hat sich seit 1903 fast über die Erwartungen der sanguinischsten Freihändler hinaus vermehrt. In jenem Jahr war unser Weizenimport aus fremden Ländern nahezu dreimal so groß wie der aus britischen Besitzungen. 1911 aber war die Einfuhr aus anderen Ländern so gefallen und die aus britischen Besitzungen dermaßen gestiegen, daß beide jetzt fast gleich sind. Wenn dieser Prozeß weiter geht, was wahrscheinlich der Fall sein wird, werden die Vorzugszölle von selber

*) Februarheft von Fortnightly Review Autonomos „The nemesis of tarif reform". Ibidem Sidney Broons „The anti-imperialism of the imperialists".

Digitized by Google

überflüssig. . . . In der Tat, wir hängen für unsere Verpflegung stärker und stärker von interimperialen Hilfsquellen ab. Der Wettbewerb der Zukunft um die Ehre, den daheimbleibenden Briten mit seinem täglichen Brot und Rind- und Hammelfleisch zu versehen, wird sich wahrscheinlich zwischen den verschiedenen Nahrungsmittel produzierenden Reichsteilen abspielen. Indien, Kanada und Australien werden gegeneinander viel schärfer konkurrieren als wider die Vereinigten Staaten, Argentinien und Rußland."

So denken nicht nur die Freihändler in Großbritannien, sondern auch die Schutzzöllner sind sich des Eintritts der geschilderten neuen Verhältnisse bewußt geworden, zumal die Neigung der überseeischen Niederlassungen, dem britischen Gewerbefleiß Privilegien einzuräumen, im Zusammenhang mit der charakterisierten Entwickelung sich abgekühlt hat. Die Führer der parlamentarischen Opposition haben wohl oder übel ihre Konsequenzen aus den harten Tatsachen ziehen müssen. Eine Erklärung des Herrn Bonar Law, des leader of the opposition, vertagt für den Fall, daß ein unionistisches Ministerium ans Ruder kommen und im Unterhaus die Mehrheit haben sollte, die Einführung von Lebensmittelzöllen bis nach der zweiten allgemeinen Wahl zum Parlament. Die nächste Wahlschlacht soll unionistischerseits lediglich unter dem Banner der Industriezölle geschlagen werden.

Damit überlassen die Konservativen, wie von den Liberalen gehofft wird, den letzteren einen großen Teil des Landarbeiterstandes zur Konsolidation der liberalen Parteiherrschaft. Der ländliche Arbeiter erwartete von der Tarifreform eine Steigerung seines Tagelohns. Jetzt geben die Konservativen die landwirtschaftlichen Zölle, praktisch gesprochen, auf, die Liberalen dagegen bieten den Minimallohn und die massenhafte Ansiedelung von besitzlosen ländlichen Proletariern. Wenn so einschneidende leges agrariae von der Regierung eingebracht werden, meinen die Liberalen den Verlust an Anhängern reichlich ausgleichen zu können, welche die Nachwahlen der letzten Zeit der herrschenden Partei zugezogen haben.

Bei der letzten Parlamentswahl war das Feldgeschrei der Gegner des liberalen Kabinetts: „Tax the foreigner and defend the flag!" So rief Fürst Bismarck, auch ein großer Menschenverächter, den Bekämpfern seiner Wirtschaftspolitik im Reichstage zu: „Das Ausland trägt den Zoll!" Im mittleren und nördlichen Großbritannien haben sich, nachdem Chamberlain 1903 das protektionistische Banner aufgepflanzt hatte, viele Gewerbetreibende und Arbeiter von den Unionisten überreden lassen, daß man durch Industriezölle den Staatsschatz rein auf Kosten der importierenden Ausländer füllen und zugleich die nationale Arbeit einer allgemach gemeingefährlich werdenden Konkurrenz entledigen könne. Chamberlain und seine Gesinnungsgenossen behaupteten damals, England werde dank dem Freihandel immer unfähiger, seine großen Stapel-Industrien, welche gelernte Arbeitskräfte erforderten, aufrecht zu erhalten. Die Ausfuhr von Baumwoll-, Woll-, Eisen- und Stahlwaren schwände dahin, dafür wachse der Export von Fabrikaten niedrigen Genres, welche durch weniger geschulte, billige Arbeitskräfte hergestellt würden.

Digitized by Google

Genannt wurden in diesen Zusammenhang Bekleidungs- und Konfektionsartikel, Seife, Seilerwaren, Gegenstände aus Kautschuk, Fußdecken, Sahnenchokolade: „Zucker haben wir verloren", spottete Chamberlain, „weinen wir nicht; uns bleiben Pickles und Marmeladen."

Nun ist aber seit ein paar Jahren für den englischen Gewerbfleiß die Zeit vorüber, wo er, um mit Chamberlain zu reden, auf Pickles und Marmeladen gesetzt war. Der wirtschaftliche Aufschwung ist jenseits der Nordsee wie bei uns ein beispielloser, und mit merklicher Erleichterung konstatieren die Freihändler, daß gerade den großen Stapelindustrien der Löwenanteil des blendenden nationalen Gewinnes zugefallen sei: „Niemals, im ganzen Verlauf ihrer industriellen Existenz, haben Lancashire und Yorkshire eine solche Menge Textilwaren produziert und haben die mittleren Landschaften und der Norden ein so gutes Geschäft in Eisenwaren, Stahl, Maschinen und Schiffbau gemacht. Der Schutzzoll kann nicht mehr mit der Begründung befürwortet werden, daß er nötig sei, um das Dasein der königlichen Industrien zu retten, welche die größte Summe britischen Kapitals und die größte Zahl qualifizierter britischer Arbeitsleute beschäftigen."

In der Tat ist die Aufnahme der Tarifreform in das Parteiprogramm, ein Schritt, welcher viele Jahre hindurch im Kampf um die Macht guten Erfolg versprach, heute zur Ursache einer gefährlichen Uneinigkeit innerhalb des Unionismus geworden. Es fragt sich sehr, ob die Vertagung der Agrarzölle ad calendas graecas genügt, um die wirtschaftspolitischen Disharmonien, welche in der unionistischen Partei hörbar geworden sind, zu beschwören. Denn nicht nur die landwirtschaftlichen, sondern auch die industriellen Schutzzölle werden von zahlreichen Mitgliedern der Opposition verworfen. Wir haben eben gesehen, wie bedenklich es vielen englischen Städtern erscheinen muß, die seit beinahe einem Jahrhundert befolgte freihändlerische Staatskunst aufzugeben. Besonders in Lancashire gibt es viele erbitterte Gegner des Ministeriums Asquith, welche Freihändler geblieben sind und von Herrn Bonar Law abzufallen drohen, oder doch mindestens seine Sache nur lau unterstützen.

Wie gewaltig unter der bewährten freihändlerischen Handelspolitik, an deren Richtigkeit sogar schon ein Lloyd George zu zweifeln anfing, in den letzten Jahren der Flor Lancashires sich entwickelt hat, zeigt deutlich eine scheinbar in keiner Weise der nationalökonomischen, sondern der politischen und der moralischen Sphäre zugehörende Angelegenheit, die Opium-Politik der englischen Regierung gegen China. Im Jahre 1840 führte Lord Palmerston Krieg gegen das Reich der Mitte, um den Hof von Peking, welcher der Einfuhr von Opium Schwierigkeiten bereitete, zu zwingen, daß er den Import des indischen Mohnsaftes nach wie vor gestatte. Cobden und andere Moralisten verfluchten jenen Feldzug, vermittelst dessen dem chinesischen Volke ein Körper und Geist zerrüttendes Gift aufgenötigt würde. Die Männer von der Cobdenschen Denkweise sind seit 1840 in England immer

Digitized by Google

mächtiger geworden, aber ihren Willen in der Opiumfrage haben sie erst durchsetzen können, als der Regierungswechsel von 1905 den Radikalen die Macht ganz in die Hände gab. Bald nach der bezeichneten Umwälzung schloß das Ministerium Campbell-Bannerman mit den Chinesen einen Vertrag, welchem gemäß die Einfuhr indischen Opiums nach China im Laufe etwa eines Dezenniums vollkommen aufhören sollte. Der Entschluß zu einem solchen Abkommen konnte dem Staatssekretär für Indien, Lord Morley, nicht leicht werden, denn die indische Regierung hat ein Monopol auf die Opium-Produktion, und der Ertrag desselben fällt für die Finanzen der Kolonie schwer ins Gewicht. Es ist sehr fraglich, ob das liberale Kabinett eine durchgreifende Erledigung der Opiumfrage hätte angreifen können, wenn nicht die Fabrikanten Lancashires ihr Auge auf die indischen Mohnfelder geworfen hätten, um dort Baumwollpflanzungen anzulegen. Denn trotz aller düsteren Prophezeiungen der englischen Schutzzollpartei konnten die Baumwoll-Industriellen Großbritanniens nicht Rohstoff genug bekommen. Es ist aber eine hundertfach bestätigte geschichtliche Erfahrung, daß Forderungen der Gottesfurcht, Humanität und Gerechtigkeit, welche mit mächtigen Interessen oder eingewurzelten Vorurteilen kollidieren, sich erst durchzusetzen imstande sind, wenn sie mit anderen noch mächtigeren Interessen ein Bündnis einzugehen vermögen.

Das Verlangen des englischen Gewerbfleißes nach indischer Baumwolle, welches durch den jüngsten wirtschaftlichen Aufschwung noch gesteigert worden ist, wird dem Kabinett Asquith auch wohl ermöglichen, über die neuen, seiner Opiumpolitik erwachsenen Schwierigkeiten hinwegzukommen. Dieselben stammen aus der chinesischen Revolution. Der Pakt Lord Morleys mit dem kaiserlichen Hofe zu Peking hatte bestimmt, daß pari passu mit dem Import des Opiums aus Indien auch der Anbau des Giftes in China beseitigt werden solle. Die kaiserlichen Beamten griffen in der Tat ziemlich scharf durch, und es gelang ihnen, trotz des popularen Widerstrebens, den Anbau des Mohnes bedeutend einzuschränken. Dann kam die Republik. Der Verfall der gouvernementalen Autorität hatte zur Folge, daß dem Verbot des Opiumbaus von seiten der chinesischen Landwirte nicht mehr gehorcht wurde. Lord Palmerston hatte seinerzeit immer behauptet, es handle sich gar nicht darum, ob das Opiumlaster in China fortdauern solle oder nicht, sondern es werde lediglich darüber gestritten, ob die Opiumpfeifen, welche die Chinesen unter allen Umständen fortfahren würden zu rauchen, ganz mit chinesischem oder zum Teil auch mit indischem Material gestopft werden sollten. Das Bild, welches die seit zwei bis drei Generationen schwebende Opiumfrage momentan wieder bietet, scheint dem unerbittlichen Realismus des von Skrupeln wenig geplagten Old Pam Recht zu geben. Zum großen Schaden des indischen Staatsschatzes ist im indobritischen Kaiserreich dem Vertrage gemäß das mit Opium bepflanzte Areal staffelweise reduziert worden, aber trotzdem häufen sich in den Lagerhäusern der englischen Kaufleute zu Schanghai Vorräte an, welche unver-

Digitized by Google

käuflich bleiben, weil der von den chinesischen Bauern in vertragswidriger Weise erzeugte Mohn den Markt überschwemmt. Selbstredend hat Sir Edward Grey bei den Lenkern der Geschicke des republikanischen China Protest erhoben, aber es fragt sich, wie weit inmitten der eingerissenen Anarchie die Macht jener unzweifelhaft wohlmeinenden Männer wird zur Geltung gebracht werden können. Inzwischen will man, wie es heißt, die Opiumfelder in Indien noch rascher vermindern, um den Preis zu heben, wohl auch um immer neuen Raum für Baumwolle zu gewinnen. Trotz der unerwarteten Hindernisse, auf welche es gestoßen ist, muß man dem liberalen britischen Kabinett das Zeugnis ausstellen, daß die Art und Weise seiner Behandlung des Opiumproblems Staatskunst ziemlich großen Stiles darstellt.

Einen großen Zug hat diese Demokratenregierung überhaupt in jeder Hinsicht. Wir sahen, wie hohe Ziele sich ihre Agrarpolitik stellt. Schon seit Jahren arbeiten, vom Schatzkanzler Lloyd George eingesetzt, im ganzen Lande Kommissionen, um überall die lokalen agrarischen Bodenwerte zu ermitteln und die statistischen Unterlagen für die Durchführung des Programms herbeizuschaffen, daß erst der Landarbeiter und Pächter angemessen versorgt sein und nur der sich dann noch ergebende Ueberschuß dem Grundherren bleiben soll. Und man kann nicht sagen, daß diese Politik der Minimallöhne, Maximalpachten und Eigentumskonfiskation bei den Großgrundbesitzern einen leidenschaftlichen Haß hervorriefe. Soweit die liberale Agrarreform die Beschränkung der Latifundien herbeiführen will, wird sie von den Konservativen grundsätzlich gutgeheißen. Die sozialen und politischen Gegensätze bleiben eben im modernen England nach wie vor mild. Mit Befriedigung weisen die Liberalen darauf hin, daß ihre Steuergesetze, denen das Oberhaus bis zum Verlust seines absoluten Vetorechts widerstrebte, den wirtschaftlichen Status der Grundaristokratie offenbar nicht heruntergedrückt haben: „Wieviele herrschaftliche Landsitze sind denn seit dem Durchgehen des Budgets geschlossen worden", fragt ein sonst sehr kraß antiaristokratisch gesinnter Vorkämpfer des Gewerkvereins für englische Landarbeiter. „Wieviele Pferde sind verkauft worden, ausgenommen, um sie durch kostspielige Autos zu ersetzen? Wieviele Lakaien hat man entlassen, wieviele Hürden liebevoll gepflegter Fasanen sind ihrer Insassen entleert worden?"

Auch die turbulenten Gewaltsamkeiten der Suffragetten, obwohl an sich widerwärtige anarchistische Erscheinungen, sind kein Beweis dafür, daß England ein durch zügelloses Parteitreiben zur Ochlokratie entarteter Staat ist, von welchem nach außen hin eine folgerichtige und tatkräftige Staatskunst nicht länger erwartet werden darf. Jede Staatsform hat ihre Licht- und Schattenseiten. Wir möchten von der Stärke, welche das Autoritätsprinzip in Preußen behauptet hat, mit Recht nur wenig missen, aber wer will behaupten, daß man in unserem engeren Vaterlande immer leichten Herzens singen kann: „Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter, die [illegible] Gleiche frei und fest und fröhlich bindet?" Wie bei uns die Idee

Digitized by Google

der Ordnung so wird jenseits der Nordsee die der Freiheit überspannt. Zahllos sind beispielsweise die irischen „Zwangsgesetze", welche im Laufe des 19. Jahrhunderts die grüne Insel unter ein Ausnahmerecht beugten, um den Agrarverbrechen als Vorläufern der Revolution einen Damm entgegenzustellen. Die Ausführung der repressiven Maßregeln war aber so mild und inkonsequent, daß die Bluttaten, wenn ihnen wirklich einmal ein Ende bereitet zu sein schien, bald wieder von Frischem anfingen. Die mehr unangenehmen als gefährlichen Ausschreitungen der Suffragetten sind gar nicht zu vergleichen mit den schweren Erschütterungen, welchen die inneren Verhältnisse sowohl Großbritanniens als auch Irlands zwischen der Reformbill und dem Ende Gladstones ausgesetzt waren, obgleich das englische Gemeinwesen damals einen sehr viel weniger demokratischen Charakter als heute trug.

Viel beachtenswerter als die Exzesse der Suffragetten sind die parlamentarischen Konsequenzen der Frauenbewegnng. Die erstaunliche schöpferische Kraft der liberalen Gesetzgeber, welche soeben noch die Bills über irische Homerule und Entstaatlichung der Kirche in Wales durch das Unterhaus gebracht hatten, wird durch Differenzen zwischen den Ministern über das weibliche parlamentarische Stimmrecht mit dem Versiegen bedroht. Dieselbe Frage ruft innerhalb der unionistischen Opposition Spaltungen hervor, welche ebenso tief zu gehen scheinen wie die Meinungsverschiedenheiten der Unionisten über die Tarifreform. Was die Liberalen betrifft, so hat das Kabinett die für die Partei hochwichtige Bill, welche das bestehende Wahlrecht mit seinen noch immer recht beträchtlichen Bevorzugungen und Beschränkungen durch das allgemeine und gleiche Stimmrecht ersetzte, um der „Wahlweiber" willen zurückziehen müssen. Das ist ein Erfolg der britischen Frauenbewegung, den niemand unterschätzen wird. Drei Richtungen haben sich hinsichtlich der Frauenfrage im Schoße des Kabinetts Asquith gebildet. Der Premierminister lehnt das parlamentarische Wahlrecht des schwächeren Geschlechts überhaupt ab, der Minister des Auswärtigen, Sir Edward Grey, will von den 11 Millionen mündigen Frauen 5 Millionen der mittleren und höheren Stände mit dem Stimmrecht ausstatten, der Schatzkanzler Lloyd George befürwortet die Emanzipation der gesammten Weiblichkeit des Vereinigten Königreichs. Der letztere Vorschlag würde die britische Wählerschaft, nachdem sie durch den Wegfall der gegenwärtigen Restriktionen für Männer schon um Millionen Köpfe vermehrt worden wäre, dann noch einmal verdoppeln.

Aber auch der Greysche Plan ist ein unheimlicher Sprung ins Dunkle. Es ist ganz evident und wahrscheinlich auch dem britischen Minister des Auswärtigen nicht verborgen geblieben, daß der demokratische Zeitgeist bei dem Wahlrecht der Frauen der besitzenden Klassen nicht lange stehen bleiben würde. Der Herausgeber dieser Jahrbücher hat vor nicht langer Zeit, das Frauenstimmrecht in Deutschland bekämpfend, ausgeführt, welche Gefahren der Staat in bezug auf die Stetigkeit und Schlagkraft seiner auswärtigen

Digitized by Google

Politik zu laufen drohe, wenn sich die unbeständige und anspruchsvolle Menge der Wähler durch das Zuströmen vieler neuer Millionen vergrößere. Um so merkwürdiger ist, daß Sir Edward Grey, der Sproß eines alten Geschlechts jener parlamentarischen Aristokratie, welche ihrer Erbweisheit wegen gefeiert wird, hochherzig genug von den Frauen seines Volkes denkt, um die Geschicke eines Weltreichs in ihre Hände legen zu wollen.

So große politische Bedeutung aber auch die englische Frauenfrage wider Erwarten erlangt hat, die Regierung dürfte, nach den bisher vorliegenden Nachrichten zu urteilen, durch den Riß, welcher im Ministerium hervorgetreten ist, nicht bedeutend geschwächt werden. Auch die mäßigen Stimmenverluste, welche die Liberalen seit einiger Zeit bei den Nachwahlen zu erleiden pflegen, erschüttern das Prestige des Kabinetts nicht allzu heftig, denn die Nation sieht, daß der Unionismus durch Frauen- und Tariffragen mindestens ebenso tief gespalten wie der Liberalismus ist. England hat noch immer ein Recht, anzunehmen, daß es sich „in dieser furchtbaren Krisis", wie der neue Präsident der französischen Republik in feierlicher Antrittsbotschaft die gegenwärtige Weltlage charakterisierte, der stärksten Regierung seit den Tagen des jüngeren Pitt erfreut. In gewisser Beziehung sind Asquit und Grey dem Ausland gegenüber noch stärker als William Pitt, denn dessen parlamentarischer Antipode, Fox, vertrat, wie oben berührt, in den auswärtigen Angelegenheiten eine der Pitt'schen prinzipiell entgegengesetzte Politik. Dagegen sind im heutigen Großbritannien, wenn auch die Opposition etwa an Greys Verhalten in Persien Kritik zu üben sich erlaubt, dennoch betreffs der Grundzüge der auswärtigen Staatskunst vor der Hand beide große Parteien Eines Sinnes.

Während des spanischen Erbfolgekrieges, als die Herrschaft über die Länder an den Ozeanen und am Mittelmeer auf dem Spiele stand, entwickelte sich getrennt davon, an der Ostsee, ein zweites grandioses Schlachten und Würgen, der Nordische Krieg. So zieht sich heute, abgesondert von dem Ungewitter auf dem Balkan, dunkles Gewölk über dem Stillen Ozean zusammen. England und Rußland, welche sich an den türkischen Meerengen und in Anatolien mit stillem, aber lebendigem Mißtrauen beobachten, gehen in Ostasien unter sich und mit Frankreich Hand in Hand. Im äußersten Osten ist die Tripelentente noch ganz unversehrt und zieht Japan hinter sich her. Pazifisten und Imperialisten verraten in Großbritannien die gleiche Begierde nach Tibet. Rußland organisiert schrittweise in der nördlichen und östlichen Mongolei einen Vasallenstaat, besetzt von militärischen Streitkräften, welche der Zar bezahlt. Einst eroberten Dschingiskhans Mongolen Rußland, heute ermahnt Kaiser Nikolaus die Mongolenfürsten, sich der Schwächlichen und Krüppel unter ihrem Heerbann zu entledigen, damit die mongolische Wehrmacht des russischen Soldes und das monzolische Gemeinwesen des russischen Schutzes würdig sei. Die Position, welche sich Rußland jüngst in der Mongolei geschaffen hat, wirft einen wundervoll strahlenden Abglanz auf die Feste zu Ehren des dreihundertjährigen Bestehens der Romanow-

Digitized by Google

schen Dynastie. In jedem anderen Lande als bei den Moskowitern würden die Gebietserwerbungen, welche durch die Waffen und die Diplomatie der Romanows unausgesetzt erzielt worden sind, die nationale Einbildungskraft endlich einmal in eine befriedigte, ja übersättigte Stimmung versetzt haben. Aber der öffentlichen Meinung des Zarenreiches sind nur die edel gesitteten baltischen Provinzen und vielleicht das Weichselland als russische Besitzungen einigermaßen leid geworden; sonst kann die russische „Gesellschaft" im nahen und fernen Orient gar nicht genug Land und Völker verschlingen.

Die westliche Mongolei bleibt den Griffen der Moskowiter vorläufig entrückt, da Japan von der südlichen Mandschurei her in jene Landschaft vorzudringen beabsichtigt und sich dieselbe durch einen Vertrag mit Rußland reserviert hat. Die Japaner wühlen auch in dem reichen Teeland Fukien, gegenüber der Küste von Formosa, das sie bereits vom chinesischen Reich losgerissen haben. Ein Teil Fukiens soll seit dem Fall des Pekinger Hofs sich vollkommen auf eigene Füße gestellt haben.

Losgelöst vom Reich der Mitte haben sich, wie berührt, auch die Khane der Mongolen sowie der ihnen glaubensverwandte Dalai Lama von Tibet. Letzterer hatte vor einem chinesischen Heer unter den Schutz des Vizekönigs von Indien fliehen müssen, ist dann aber mit englischer Hilfe in sein Fürstentum zurückgekehrt und hat der chinesischen Vorherrschaft in Lhasa so ziemlich ein Ende bereitet. Zufrieden jedoch sind die Engländer mit dem allerdings unklaren Zustand nördlich des Himalaja nicht. Noch immer steht dort einiges chinesisches Militär. Die Briten beklagen sich, von dem englischen Einfluß auf die Tibetaner, welchen vor einem Jahrzehnt die Expedition Younghusband mit dem Schwerte erobert habe, sei nichts übrig geblieben als das Recht des Zutritts für britische Handelsleute auf zwei Märkten des oberen Brahmaputra. Von den Machern der öffentlichen Meinung in Großbritannien, liberalen wie konservativen, wird schon seit längerer Zeit eine nationale Stimmung hervorzurufen gesucht, welche der Regierung zu Delhi den Entschluß zu einem zweiten Heereszug in das Kernland des modernen Buddhismus erleichtert.

Es fragt sich sehr, ob das Abbröckeln von China mit dem Verlust der genannten Länder ein Ende nehmen würde. In der Landschaft Kansu, welche an Tibet grenzt, wohnen Mohammedaner mit zentrifugalen Traditionen, die Dunganen. Ebenso sind die Bekenner des Propheten, denen überall in China sehr unfreundliche Gesinnungen gegenüber der republikanischen Staatsform nachgesagt werden, unter dem Namen Pathanen in Jünnan zahlreich und der Unbotmäßigkeit gewohnt. Diese Provinz grenzt an das französische Tonkin, dessen Beherrscher schon seit vielen Jahren Anstrengungen machen, sich durch Eisenbahnen und andere Mittel der Beeinflussung nach Jünnan vorzuschieben. Der diplomatische Widerstand, welchen Frankreich jetzt der chinesischerseits sehnsüchtig erstrebten internationalen Anleihe von 500 Mill. Mk. leistet ist sehr zu beachten. Er bildet ein Glied innerhalb einer schweren Kette, welche die eine Republik für die andere schmiedet.

Digitized by Google

Erst vor wenigen Wochen ist in Paris von hoher amtlicher Stelle aus mit großem Nachdruck erklärt worden, daß die französische Republik den ostasiatischen Verwicklungen gegenwärtig das gleiche Interesse wie den levantinischen entgegenbringe. Gewiß ein gewichtiges Wort!

Während am Westufer des Stillen Ozeans sich die Eroberungslust der großen Mächte anschickt, China das Schicksal zu bereiten, welchem die Türkei kaum noch entgehen zu können scheint, droht an den östlichen Gestaden des pazifischen Meeres Mexiko, ein wirtschaftlich mit Deutschland durch viele Fäden verbundenes Land, seine Unabhängigkeit zu verlieren. Mit der ihnen eigentümlichen Zartheit des politischen Gewissens äußern die Yankees, wenn sie sich gezwungen sehen sollten, zum Schutz ihrer Landsleute Truppen nach Mexiko zu schicken, so müßten sie, um den Vorschriften ihrer Bundesverfassung nachzukommen, der mittelamerikanischen Republik gleich den Krieg erklären. Dann geht menschlichem Ermessen zufolge die Selbständigkeit der Mexikaner denselben Weg, welchen die Freiheit Cubas eingeschlagen hat.

Auffallend waren die engen Beziehungen zwischen dem gestürzten Präsidenten Madero und der japanischen Gesandschaft in Stadt Mexiko. Madero hat, als der Straßenkampf für ihn eine bedrohliche Wendung zu nehmen anfing, wie verlautet, seine Familie in die japanische Gesandschaft geflüchtet, und als nach Maderos Abdankung ein Zug für die Abreise des gewesenen Präsidenten nach Vera Cruz bereitgestellt wurde, sollen nur Vertreter der japanischen und chilenischen Legation am Bahnhof erschienen sein. Es ist jedoch möglich, daß es gerade die Amerikaner sind, welche geflissentlich derartigen Vorkommnissen eine ihnen in Wahrheit nicht gebührende Bedeutung beilegen, um die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten einem Kriegszug der Union nach Mexiko geneigt zu machen. Japan leidet finanziell so schwer unter den Folgen des Krieges gegen Rußland, daß der Steuerdruck das Land mit der unwiederbringlichen Zerstörung lebendiger Volkskräfte bedroht, wie einst England unter der ruhmreichen Herrschaft der Plantagenets ökonomisch gelähmt worden ist und Spanien sowie die Türkei unter Philipp und Soliman der wirtschaftlichen Erstarrung verfielen.

Die Japaner sind im gegebenen Augenblick so wenig ehrgeizig und kostspieligen Abenteuern geneigt, daß eine Volksbewegung den Ministerpräsidenten Fürsten Katsura vom Staatsruder vertrieben hat, weil das Kabinet trotz der Finanznot sich dazu entschloß, eine Vermehrung der Armee um 50 000 Mann ersten und zweiten Aufgebots vom Landtage zu fordern. Auch die Marine war im Begriff, mit neuen Forderungen hervorzutreten, als der Unmut der gequälten Steuerzahler sich in Hauptstadt und Provinz in Straßenaufläufen Luft machte, bei denen einiges Blut floß. Ob der infolgedessen eingetretene Ministerwechsel aber wirklich ein Beweis dafür ist, daß Japan für längere Zeit auf eine Eroberungspolitik verzichten wird, um der industriellen, kommerziellen und landwirtschaftlichen Entwicklung

Digitized by Google

zu arbeiten, — auf diese Frage dürfte man in Anbetracht des Nationalgeistes am sichersten mit einer starken Dosis Skepsis antworten. Jedenfalls werden die Engländer gegen Subsidien die japanische Armee immer haben können. Die Allianz Japans mit England dauert dem vollen Umfang des Bundesvertrags gemäß fort. Die Engländer haben vertragsmäßigen Anspruch auf japanische Hilfstruppen, wenn sie in Indien bedroht werden. Wahrscheinlich würde man in Tokio ihnen diesen Sukkurs gern bewilligen, auch wenn er gegen innere revolutionäre Bewegungen gefordert werden würde. Dieselben treten in den Bereich der Möglichkeit, weil die indischen Muhamedaner, nachdem sie angeblich eine Million Pfund Sterling für den türkischen Sultan aufgebracht haben, dazu übergegangen sind, aus Erbitterung gegen Englands turkophobe levantinische Politik mit den ihnen sonst verhaßten Hindus zu fraternisieren, eine Erscheinung, welche auch der Rebellion von 1857 voraufging.

Die Angelsachsen in den meisten überseeischen Besitzungen Englands sind allerdings nie von lebhafterem Mißtrauen gegen Japan erfüllt gewesen als gerade jetzt. Offenbar glauben sie nicht, daß in dem aristokratisch-theokratischen Land der aufgehenden Sonne, in welchem Abgeordnetenhaus und Volk bisher als Nebensachen behandelt wurden, nun auf einmal ein antimilitaristisches System mit demokratischer Färbung zur Macht gelangen werde. Die Engländer haben fast alle ihre Schlachtschiffe in den heimischen Gewässern gegen Deutschland konzentrieren zu müssen geglaubt, nachdem sie vorher „wie aus einer Pfefferbüchse" über die verschiedenen Meere hin verstreut gewesen waren. Besonders wegen ihrer Furcht vor der unberechenbaren Politik des von ihnen für perfide und raubluftig gehaltenen Japan ist der ungeschützte Zustand ihrer Gewässer und Küsten den Australiern, Neuseeländern, Britomalayen und Kanadiern unerträglich erschienen. Alle genannten Kolonien sind zur Anschaffung von Dreadnoughts auf eigene Kosten geschritten; soeben wieder hat sich die Legislatur der kanadischen Dominion zum Bau von drei Riesen-Schlachtschiffen entschlossen.

Daniels.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Susman, Marg. — Vom Sinn der Liebe. Brosch. Mk. 2.50, gebd. 3.50. Jena, Eugen Diederichs.

Sydow, Anna von. — Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Mk. 12.— gebd. Mk. 14.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Tarrasch, Fr. — Uebergang des Fürstentums Ansbach an Bayern. Mk. 5.—. Historische Bibliothek, Band 32. München-Berlin, R. Oldenburg.

Vaterländische Bilderbücher Band 1. — Zehn Jahre deutscher Not. Mk. 1.—. Mainz, Jos. Scholz

—„— Band 2. Frühling und Freiheit. Mk. 1.— Mainz, Joseph Scholz.

—„— Band 3. Nach Frankreich hinein. Mk. 1.—. Mainz, Jos. Scholz.

—„— Band 5/6. Friedrich der Grosse, je Mk. 1.—. Mainz, Jos. Scholz.

Der Vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur. Eine Streit- und Wehrschrift. Mainz, Jos. Scholz.

Verhandlungen des dreiundzwanzigsten Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Essen am 23. bis 30. Mai 1912. Göttingen, Wandenhoeck & Ruprecht.

Veröffentlichungen der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg, 4 Heft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Grünwald. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1912.

Verwaltungsbericht der Landesversicherungsanstalt Berlin für das Rechnungsjahr 1911.

v. Vielrogge, Günther. — Das zu oft verwaiste Regiment. Leipzig, Nationale Kanzlei.

—„— Ein Mahnruf an die Eltern. Leipzig, deutsche nationale Kanzlei.

Vollmar, Rose. — Lebenskunde in der Mädchenfortbildungsschule. Mk. 2.—. Dessau, Verlag der Hofbuchdruckerei C. Dünnhaupt.

Vorst, M. van (G. Dortet). — Die Bekenntnisse einer glücklichen Frau. Berlin 1913, Erich Reiss, Verlag.

Wagner, Hermann. — Das dunkle Tor, Roman. Geh. 6 Mk., gebd. 7.50 Mk. München 1912, Albert Langen.

Weber, Leo. — Im Bann Homers. Geh. Mk. 5.—, gebd Mk. 7.—. Leipzig, Dieterichs'sche Verlagsbuchhandlung.

Weber, Professor Dr Heinrich. — Das Papsttum und der religiöse Friede Deutschlands in den letzten hundert Jahren. Festvortrag, gehalten bei der 9. Hauptversammlung des Posener Hauptvereins des Evang. Bundes in Bromberg 1912. Berlin W. 35 1912. Verlag des Evangelischen Bundes.

Wohlbrück, Olga. — Aus den Memoiren der Prinzessin Arnulf. Mk. 5.—, gebd. 6.—. Berlin, Concordia, deutsche Verlagsanstalt.

Wolf, Dr. Jul. — Geburtenrückgang. Mk. 7.50. Jena, Gustav Fischer.

Wolff W., Sup. a. D. — Die Säkularisierung und Verwendung der Stifts- und Klostergüter in Hessen-Kassel unter Philipp dem Grossmütigen und Wilhelm IV., brosch. Mk. 7.—. Gotha 1913. Friedrich Andreas Perthes

Wood, Henry. — Faust-Studien. Ein Beitrag zum Verständnis Goethes in seiner Dichtung Mk. 6.—. Berlin, Georg Reimer.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, herausgegeben von Edward Schroeder und Gustav Roethe, 53. Band. Berlin 1912, Weidmannsche Buchhandlung.

Zerkaulen, Heinrich. — Weisse Ostern. Verse und Märchen. Preis fein gebunden Mk. 1.50. Wiesbaden 1912. Rud. Bechtold & Comp., Verlag.

Zesmer, Karl. — Oswald Holder-Egger. Ein Nachruf.

Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie. — Herausgegeben von Prof. Dr. Josef Kohler-Berlin und Dr Fritz Berolzheimer-Berlin. Bd. VI, Heft 2. Berlin-Wilmersdorf, Dr. Walther Rothschild, Verlagsbuchhandlung.

Aner, Pfarrer Dr. Carl. — Rom und die deutsche Religion. Huttenus redivious. Erste Serie, Heft 1. Herausgegeb. von Pfarrer Dr. Carl Aner. Preis M. 0.80. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Arnold, Friedrich. — Das deutsche Volkslied. 2 Teile in einem Bd. M. 7.50. Prenzlau, C. Vincent.

Digitized by Google

Babbitt, Irvige. — The Mas ers of Modern French Criticism. London, Constoble & Co.

Boehme, Erich. — Memoiren der Kaiserin Katharina. Nach den von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten übersetzt. 2 Bände. Erschienen im Insel Verlag zu Leipzig.

Bradistessau, Stanca. — Die Beziehungen Russlands und Frankreichs zur Türkei in den Jahren 1806 und 1807. Dissertation Berlin 1912. Berlin NW., E. Ebering, Verlagsbuchhandlung.

Bube, Wilh. — Die ländliche Volks-Bibliothek. Geh. M 3.60, kart. M. 4.—. Berlin, Trowitzsch, Sohn.

Brieger. — Kriegsbriefe des Leutnants Wilhelm Alberti aus den Befreiungskriegen. M. 5.—. Breslau, Ferdinand Hirt.

Caroline. — Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz, vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Band I. II. Geh. M. 12.—, gebd. M. 14.—. Insel-Verlag, Leipzig 1913.

Cauer, Paul. — Aus Beruf und Leben. M 8.—. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg.

Conrad, Herm. — Unechtheiten in der ersten Ausgabe der Schlegel'schen Shakspere-Uebersetzung (1797–1801) nachgewiesen aus seinen Manuskripten. Berlin 1913, Weidmann'sche Buchhandlung.

Deutsche Bücherei des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig. Leipzig 1913, Börsenverein der deutschen Buchhändler.

Dilthey, W. — Das Erlebnis und die Dichtung. Brosch. M. 6.—, gebd. M. 7.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Die Eiche. — Vierteljahrsschrift zur Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen Grossbritannien und Deutschland. Herausgegeben von Friedr. Siegmund Schultze. 1. Jahrgang Nr. 1, Jahrgang 1913. Berlin, Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen.

Flugschriften des Bundes Deutscher Frauenvereine. M. 0.30. Leipzig, B. G. Teubner.

Franke, Paul. — Verzeichnis der neueren und empfehlenswerten Literatur auf dem Gebiete des Geld-, Bank- und Börsenwesens. Berlin W. 9, P. Franke & R. Hesse, Buchhandlung.

Frey, Adolf. — Die Jungfer von Watttenwil. Historischer Schweizerroman. 2. und 3. Auflage. M. 5.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Fröding, Gustaf. — Gedichte. In den Versmassen der Originale übersetzt von Otto Badtke. Preis in Halbpergament mit Seidenüberzug M. 7.50. Albert Bonier, Verlag, Leipzig und Stockholm.

Hancke, Elisabeth. — Zur Frauenbewegung. Vier Aufsätze. Berlin, Fr. Zillessen, Verlag.

Hanssen, Dr. Peter. — Medizinisches bei Theodor Storm. Kiel, Wilhelm Handorff.

Heusel, Paul. — Hauptprobleme der Ethik. Brosch. M. 1.80, gebd. M. 2.40. Leipzig, B. G. Teubner.

Herbertz, Dr. Richard. — Philosophie und Einzelwissenschaften. M. 1.—. Bern, A. Franke, Verlag.

Hirschfeld, Theodor. — Ueber das Gerichtswesen der Stadt Rom vom 8. bis 12. Jahrhundert. Teil I, Kap. 1—5. Dissertation 1912. Leipzig, Veit & Comp.

Holm, Korfy. — Marys grosses Herz. Komödie in 3 Akten. Albert Lange, München.

Jaeckh, Dr. Ernst. — Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg. München 1913, Martin Mörieker, Verlag.

Jahrbuch der Frauenbewegung 1913. Gebd. M. 3.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln 1912, Heft 3. Cöln, M. Dr. M. Schauberg'sche Buchhandlung.

Jansen, Willibald. — Die Eifel als Wirtschaftsgebiet. Preis M. 1.—. Herausgegeben vom Sekretariat sozialer Studentenarbeit. Band 4. Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach.

Idel, Wilhelm. — Heimat und Fremde. Gedichte. Drittes Bändchen. Miniatur-Ausgabe, geh. M. 2.25, gebd. M. 3.—. Elberfeld 1913, Martini & Grüttefien, G. m. b. H.

Kern, Berthold. — Humanistische Bildung und ärztlicher Beruf. Berlin 1913, Weidmann'sche Buchhandlung.

Kirchhoff, Dr. jur. — Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens. Brosch. M. 5.—, gebd M. 6.—. Stuttgart, Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Klein, Tim. — Die Befreiung 1813, 1814, 1815: Urkunden, Berichte, Briefe mit geschichtlichen Veränderungen. Wilh. Langewiesche-Brandt, Ehrenhausen b. München 1913.

Köster, Arnold. — Die staatlichen Beziehungen der böhmischen Herzöge und Könige zu den deutschen Kaisern von Otto dem Grossen bis Ottokar II. (Kap. I, erstes Drittel bis 1126). Dissertation Berlin 1911. Breslau 1911, M. & H. Marcus.

Kuberka, Dr. Fel. — Idealismus Schillers als Erlebnis und Lehre. Brosch. M. 4.20, gebd. M. 5.20. Heidelberg, C. Winters Univers. Buchhandlung

Kühnau. — Schlesische Sagen III. Zauber, Wunder und Schatzsagen M. 12.—, geb. M. 13.—. Le pzig, B. G. Teubner.

—„— Schlesische Sagen IV Register M. 5.—, gebd. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

Kuhlenbeck, Ludwig, Giordano, Bruno. — Seine Lehre von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele und von der Willensfreiheit. Band I der Sammlung: die Klassiker der Religion von G. Pfannmüller. Brosch. M. 1.50, gebd. M. 2.—. Berlin-Schöneberg 1913, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.

Lagerlöf, Selma. — Der Fuhrmann des Todes. Erzählung. Geh. M. 2.—, gebd. M. 3.—. Verlag Albert Langen.

Lahusen, Fr. — Die Tafeln von Sinai im Lichte Jesu. Gebd. M. 2.—. Berlin 1913, Verlagsbuchhandlung M. Warneck.

Michels, Robert. — Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Leipzig 1911, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.

Molden, Ernst. — Die Orientpolitik Metternichs 1829—1833. Herausgegeben von der Gesellschaft für Neuere Geschichte Oesterreichs. Wien 1913, Leipzig, Ed. Hölzels Verlag.

Monumenta Germaniae Paedagogica. — Herausgegeben von Karl Kehrbach. Bd. 51. M. 7.20. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Naumann, Gottfried, Lic. th., Pfarrer. — Der Segen einer Volkskirche. Leipzig, 1913, Verlag von Paul Eger. Preis 30 Pf

Neophilosophos, Ilis. — Der Mensch und seine Kultur. M. 3.—. Konstanz, Ernst Ackermann.

Nolte, Paul. — Das Wirtschaftsgebiet der Saar. Preis M. 1.—. Soziale Studienfahrten, herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, 7. Band. Volksvereins-Verlag G. m. b H. M.-Gladbach.

Novicow, J. — L'Alsace-Lorraine Obstacle à l'expansion allemande. Préface de M. le Professeur Ch. Richet. Paris 1913, Librairie Félix Alcan. Boulevard Saint-Germain 108.

Ollendorff, Oscar. — Andacht in der Malerei. Beiträge zu Psychologie der Grossmeister. Leipzig, Julius Zeitler Verlag.

Pflugk-Harttung, J. — Reichsfreiherr vom und zum Stein, mit 89 Abbildungen. Volksbücher der Geschichte No. 74. Preis 60 Pf. Velhagen & Klasing, Bielefeld-Leipzig

Picard, E. — Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Plaut, Theodor. — Der Gewerkschaftskampf der deutschen Aerzte. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Neue Folge Heft 14. Karlsruhe i. B., G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag, 1913.

Rost, Dr. Hans. — Der Selbstmord in den deutschen Städten. M. 1.50. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Schade, Oskar. — Faust vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. Verlag Carl Curtius. Berlin 1912.

Schäffer. — Biologisches Experimentierbuch. Schmid's Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek. Bd. 18. M. 4.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Schanz, M — Geschichte der Römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, herausgegeben von J. v Müller. Achter Band, 2. Teil, 2. Hälfte. Geh. M. 10.—, in Halbfranz M. 12.—. München 1913, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertzweiundfünfzigster Band.

April bis Juni 1913.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.
1913.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

des

152. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

	Seite
Ahrens, W., Noch einmal die „Deutsche Bücherei" in Leipzig	121
Beseler, H. v., Krieg und modernes Verkehrswesen	385
Bonus, A., Besprechung von E. Lissauer, 1813 ein Zyklus	334
—„— Besprechung von M. A. Nexö, Pelle der Eroberer	538
Bruchmann, K., Strömungen moderner Wissenschaft	276
Bünger, Die Schulschauspiele und ihr Untergang	467
Clemen, K., Allgemeine Religionsgeschichte im Schul- und Universitätsunterricht	217
Conrad, Herm., Ein neuer deutscher Dramenvers	56
—„— Theater-Korrespondenz	160
Czirn Terpitz v., Parsifal	128
Delbrück, H., Der oberste Kriegsherr	209
Deutscher Resident, Zweiter politischer Brief aus der chinesischen Republik	46
Drews, A., Ein neuer Monist	197
—„— Zwei neue Werke über den japanischen Farbenholzschnitt	140
Friedensburg, F. d. J., Die zukünftige Erzversorgung der deutschen Eisenindustrie	255
Fuhrmann, M., Besprechung von G. Deledda, Heimweh	338
—„— M. Maartens, Harmen Pols	340
—„— A. Bjely, Die silberne Taube	341
—„— W. Friedemann, Pendelschlag	341
—„— P. A. Kirstein, Sein Junge	343
—„— M. A. Nexö, Küste der Kindheit, Novellen	545
Gohlke, W., Die Leistungen der Feuerwaffen in den Feldzügen von 1740—1905	228
Harnack, O., Besprechung von O. Schade, Faust vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe	541
—„— E. Traumann, Goethes Faust	543
Havenstein, M., Zur Psychologie der Kunst	13
—„— Zur Vereinfachung des altsprachlichen Unterrichts	410
—„— Besprechung von W. S. Reymont, Die polnischen Bauern	148
—„— L. Danösen, Maruschka	153
—„— B. Frank, Flüchtlinge	345
—„— R. Freyen, Städte und Sterne	348

Digitized by Google

Heinemann, E., Besprechung von L. Wundt, Völkerpsychologie . . .
Heinrici, C., Besprechung von L. F. Werner, Aus einer vergessenen Welt
Jacobi, Johannes, Über Verwendung und Weiterentwicklung in amerikanischen Volksschulen und Volksbibliotheken . . . . . .
Jejunus, Schlagwort über die Personaldichtung . . . . . .
Jerusalem, W., Über die Sprachkunst (Schluß) . . . . . .
Kahn, Hans, A., Besprechung von J. Peeters, Der Semmelmichtang und andere Geschichten . . . . . .
— —, R. Wustrow, Das Tempelhof . . . . . .
Knippel, A., Besprechung von Ad. Frey, Die Jungfer von Wattenwil
Kolman, A., Besprechung von O. Lange, Logik . . . . . .
— —, A. Knauth, Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner
— —, Besprechung von M. Joel, Seele und Welt . . . . . .
Krebs, E., Lage von Arimetes . . . . . .
— —, Besprechung von Ricarda Huch, Der große Krieg in Deutschland Band 1, 2 . . . . . .
Lenz, Fried., Sexualpolitik und Unternehmertum . . . . . .
Matthaei, Ad., Besprechung von H. Hoffs, Das Johannes-Evangelium .
— —, P. Kuhlmann, Der naturkundliche Unterricht in Frankfurt
— —, H. Lehm, Die Schule Johann Sturms und die Reform Erziehung
— —, K. Reinhardt, Die christlichen Motive in den pädagogischen Schriften . . . . . .
— —, J. Schmitz, Der katholische Modernismus . . . . . .
— —, E. Troeltsch, Gesammelte Werke Band I . . . . . .
— —, C. Weymann, Der ewige Jude . . . . . .
— —, C. Wolff, Grundsätzen der Erziehung . . . . . .
— —, P. Wust, Ans Meer und Leben . . . . . .
Meden, Herm., Zu Bismarck und Lassalle. Ein Schlagwort . . . . .
N. N., Besprechung von Lu Hanfunde der deutschen Ostsee, Tidskrift Kiel . . . . . .
Nieb, Wilh., Besprechung von O. Weinmann, Mose und seine Zeit .
Nobbach, P., Land der Welt und Weltgeschichte . . . . . .
Stadt, A., Besprechung von A. Bartels, Der Nibelungen. — Der Jungbrunnen. — Deutsche Dichtung . . . . . .
— —, Deutsches Drama und Theater . . . . . .
— —, Der Gralsburg, Land der Sehnsucht . . . . . .
— —, Der Kampf um Nibelungen . . . . . .
Schmitt, F., Besprechung von L. Schmitt, Der Kampf . . . . . .
— —, Besprechung von Kerschensteiner, Begriff der Arbeitsschule . . . . . .
— —, Besprechung von Lamprecht, Gesammelte Werke . . . . . .
— —, Jahresberichte und Anmerkungen . . . . . .
— —, Die Stellung der Schule im Staate . . . . . .
— —, Der Kampf um die Schule . . . . . .
Schmitt, Hans, M., Besprechung von L. Schmitt, Der Kampf . . . . . .
— —, Besprechung von Lamprecht, Gesammelte Werke . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .
Schneider, Wilh., Besprechung von Ad. Matthaei, Die Johannes-Evangelium . . . . . .

Digitized by Google

Seite

Besprochene Werke.

Anderle, F., Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie und Telephonie . . . 326
Beseler, H. v., Die allgemeine Wehrpflicht 174
Bjeld, A., Die silberne Taube 341
Brüssau, O., Der evangelische Pfarrer — Beamter oder religiöser Charakter 534
Cauer, P., Aus Beruf und Leben 536
Clemens Brentano, Sämtliche Werke, herausgegeben von Schüddekopf . 353
Danösen, L., Maruschka 153
Dehmel, R., Detlev v. Liliencrons gesammelte Werke 351
Deledda, G., Heimweh 338
Dresdner Bank, Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands 175
Enking, C., Matthias Tedebus, Der Wandersmann 343
Eulenberg, H., Deutsche Sonette 337
François, L., Die letzte Reckenburgerin. — Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. — Stufenjahre eines Glücklichen 143
Frank, E., Nachtwachen von Bonaventura 353
Frank, B., Flüchtlinge 345
Frey, Ad., Die Jungfer von Wattenwil 544
Frenen, R., Städte und Sterne 348
Friedemann, W., Pendelschlag 341
Gizbert-Studnicki, Ritter W. v., Die österreichisch-ungarische Frage 370
Goltz, v. d., Der jungen Türken Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedergeburt 366
Greßmann, H., Mose und seine Zeit 294
Grothe, H., Durch Albanien und Montenegro 561
Harnack, Agnes, Aloys und Imelde 353
Herre, P., Quellenkunde der deutschen Geschichte, Dahlmann-Waitz, 8. Aufl. 310
Heymel, W., Eduard II. von Ch. Marlowe übersetzt 56
Huch, R., Der große Krieg in Deutschland 328
Joel, K., Seele und Welt 528
Kirstein, P. A., Sein Junge 343
Knauth, A., Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner . 292
Kurth, J., Suzuki Harunobu 140
—, — Sharaku 141
Lesken, J., Der Semmelmilchtanz und andere Geschichten 332
Lissauer, E., 1813 ein Zyklus 334
Lodius, F. R., „Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins" . . 197
Lons, H., Der kleine Rosengarten 338
Lotze, H., Logik 291
Maartens, M., Harmen Pols, ein Bauer 340
Maller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst 13
Meurath, K., Das Domgut 332
Mezö, M. A., Pelle der Eroberer 538
—, Küste der Kindheit, Novellen 545
Mauet, A., Held Namenlos. — Li oder Im neuen Osten. — Kamerad Fleming 154
Micard, E., Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft 324
Minkow, H. W., Der literarische und parlamentarische Kampf gegen die Institution des stehenden Heeres in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 1815–1848 175
Meinhardt, K., Die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten 305
Monmont, W. S., Die polnischen Bauern. Aus dem Polnischen übersetzt von J. P. d'Ardeschah 118
Mosenbaum, E., Ferdinand Lassalle 120
Mühle, C., Grundfragen der Erziehung 535
Muhlmann, P., Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich 303
Salvioli, J., Der Kapitalismus im Altertum, übersetzt von Karl Kautsky 267

Digitized by Google

Schade, C., Faust vom Urbyrung bis zur Verklärung durch Goethe . . .
Schatter, C., Biologisch-Experimentirbuch . . . . . .
Schnitzer, J., Der katholische Modernismus . . . . . .
Seignobos, Politische Geschichte des modernen Europa . . . . . .
Sering, Max, Rußlands Kultur und Volkswirtschaft . . . . . .
Shakespeare-Handbuch für Theater in der Reclamlaternitäte . . . . . .
Sohm, W., Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs . . .
Staatsgemeß, C., L'Europe et la Pologne . . . . . .
Stern, A., Geschichte Europas . . . . . .
Stutterheim, K. v., Geschichte . . . . . .
Traumann, C., Goethes Faust . . . . . .
Troeltsch, E., Gesammelte Werke, Band I. . . . . .
Voigt, J., Goethe und Timeau . . . . . .
Weber, L., Im Banne Domets . . . . . .
Weiß, B., Das Johannes-Evangelium . . . . . .
Werner, L. F., Aus einer vergessenen Ecke . . . . . .
Wiedermann, E., Das Verhältnis der Privatwirtschaftslehre zur Nationalökonomie . . . . . .
Wedrich, L., Bilanzkritik . . . . . .
Wolff, R., Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand . . . . . .
Zennek, Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie . . . . . .

Politische Korrespondenz.

Delbrück, Die große Heeresvorlage — Begründung und Folgen . . .
Daniels, C., Deutsche Chronik. — Die Beschränkung der parlamentarischen Tätigkeit in Frankreich . . . . . .
Daniels, C., Der Zwist mit Italien — Italiens Linie in Nordafrika — Zwist Italien und England — Die Türkei und der Balkan . . . . . .
Delbrück, Die Wehrvorlagen . . . . . .
Delbrück, Die Heeresvorlage und Folgen im Reichstag . . . . . .
Meinecke, F., Die Entstehung der umstrittenen Bismarckworte. Der Fürst in Ungnade und der Kaiser in Österreich . . . . . .
Daniels, C., Die Krise im Brennpunkt der Balkanfrage . . . . . .
Haenchen, W., Durch Kalifornien und Mexiko . . . . . .
Delbrück, Der Reichstag und Militärvorlagen . . . . . .
— Österreich und Italien . . . . . .

Digitized by Google

Fichte und Napoleon.

Von

Heinrich Scholz,
Privatdozent an der Universität Berlin.

Unter allen Napoleon-Hassern, die durch Idee und Gesinnung gewirkt haben, ist er der größte, der mächtigste gewesen. Weil er, neben Schleiermacher, der größte Deutsche des Zeitalters war. Goethe war der größte Deutsche, den unsere Kultur gesehen hat. Das ist sein Anteil an unserer Befreiung — ein Anteil, der nie vergessen werden darf. Aber es liegt in der Art seiner Größe und wird durch seine persönliche Haltung, wie durch den Gang der Geschichte bestätigt, daß dieser Anteil nicht unmittelbar, sondern durch andere herausgetreten ist, daß er nicht auf der Oberfläche, sondern tief auf dem Grunde der Dinge gewirkt hat.

Goethe war ein Napoleonfreund, ja ungeteilter Napoleonbewunderer. Die Größe des Mannes ließ ihn nicht los.*) Wie klein erschien das Volk dagegen, das ihn, zumal in Weimar, umgab, vor und nach den Freiheitskriegen!

Goethe war ein Napoleonfreund, bis an das Ende seiner Tage. Und dennoch war er, nach einem Gesetz, das die letzten Zusammenhänge der Dinge regelt, durch seine bloße Existenz der größte Feind Napoleons. Wer die Macht der Idee bei dem Ausbruch der Kräfte 1813 einmal erkannt hat, sieht klar, daß die Größe des deutschen

*) „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen", hat er bekanntlich noch 1813, nach dem Ausbruch der Freiheitskriege, zum Vater Körner und Ernst Moritz Arndt gesagt. — Die Napoleonstellen aus den Gesprächen mit Eckermann sind bekannt. — Goethes Vaterlandsempfindung anlangend, so wird auch der Goethe der letzten Epoche, der den Begriff der Weltliteratur entdeckt hat, nicht wesentlich anders empfunden haben, als der Goethe von 1799, der am 12. März an Hottinger in Zürich schrieb: Für den unbefangen Denkenden, für den, der sich über seine Zeit erheben kann, ist das Vaterland nirgends und überall.

Digitized by Google

Geistes, wie sie in Goethe erschienen war, erschienen, vielmehr erschienen sein mußte, ehe der Geist der deutschen Größe seine Kräfte regen konnte. Ohne die Größe des deutschen Geistes keine Begeisterung für deutsche Größe, kein Gefühl für das Unbegreifbare, für die Ehre Greifende der Napoleonischen Herrschaft.

Fichte hat Goethe selten genannt – sie standen, aufgerichtet betrachtet, auf den entgegengesetztesten Punkten möglicher Welt- und Menschenanschauung. Dennoch ist Goethes Menschengröße, und daß durch ihn der neue Mensch, der Mensch mit einer großen Form gerade in Deutschland herausgetreten ist, das Starke, das auch Fichte gehoben und seinen Geist gesteigert hat, den Geist der leidenschaftlichsten Empfindung für deutsche Formung, Art und Kraft, den Geist der flammenden Napoleonfeindschaft.

Der Franzose hat viele Talente. Fichte hat es selbst gesagt. Er hat den leichten, beweglichen Geist, der schnell begreift, um schnell zu vergessen; er hat ein vorzügliches Talent zu [illegible] freilich nicht Menschen, sondern Maschinen. Er ist ein Meister der Lebenskunst, die aus dem Sinnlich Sichtbaren aufsteigt und [illegible] Sinnlich Sichtbaren verquillt.

Nicht so der Deutsche, der Deutsche von Art. Er besitzt [illegible] den leichten Sinn; aber sein Sinn ist der schwere Sinn, der Sinn, der nach dem Ewigen sucht, nach dem, was fest und [illegible] schafft, um sein Bild hineinzulegen oder besser hineinzuringen, denn es ist ein erkämpftes Bild, ist jagender Wille im [illegible]

Auch die Regierungskunst kann er bewundern, der Deutsche, wenn er [illegible] gedankenlos ist. Denn diese französische Kunst zu regieren ist, vom sittlichen Standpunkt betrachtet, nur eine [illegible] Abrichtungskunst und ein Bravourstück ohne Gehalt, wenn [illegible] erzielen ist. Daß Regierung Erziehung ist, Erziehung zur Mündigkeit, ist eine Entdeckung des deutschen Geistes, die [illegible] Franzose gemacht hat.

Deutsch, die Lebenskunst anstrebend, die in der [illegible] Verbindung aller sinnlich sichtbaren Güter ihre leichten Triumphe [illegible] so ist sie Hand und Feuerwerk, gemessen an der [illegible] jene Kunst von Glanz und Glück, das aus dem Unsichtbaren [illegible] und es zur Sichtbarkeit gestaltet.

Leben ist Schöpfung aus dem Nichts, vielmehr Schöpfung aus dem Einen, vor dem alles andere ins Nichts versinkt. Schöpfung aus der Kraft des Geistes, der sich zuerst die reine Form dann durch die Form den Stoff baut. Das ist Deutsch-

Digitized by Google

kunst, Werdekunst von innen nach außen, Werdekunst, die nie fertig wird, Todfeind aller „Fertigkeiten".

Dieses Leben, so stark es ist, ja gerade in seiner Stärke, bedarf eines stärkeren zu seinem Schutze. Es bedarf eines Volkes, in dem es lebt, ewig fort und weiter lebt; denn nur als Sinn und Gesinnung im großen ist es wirklich dieses Leben. Nur, wo es von vielen zugleich gelebt wird, ist es ein Leben, das Zukunft hat, ein Leben in Steigung und Steigerung; wo Zukunft, Steigung und Steigerung fehlen, ist das lebendigste Leben — tot, ein Hochgewächs in Felsenklüften. Die Bedingung des Lebens ist die Erhaltung des Lebens — Erhaltung im objektiven Sinn: daß das Gelebte weiter lebt — Erhaltung des Lebens ist Steigerung des Lebens, Steigerung durch ein Geschlecht von Getreuen, die das überkommene Leben fort und fort und höher pflanzen.

Aus der Lebensempfindung des Deutschen erwächst ihm sein Volks- und Staatsgefühl. Volk und Staat als Hüter des Lebens, das nie ausgelebt werden kann und darum sichtbar-wirksam nur im stetigen Fortgelebtwerden existiert.

„Und nun fordere ich alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt sind, auf, mir nachzuweisen, welcher neuere Weise, Dichter, Gesetzgeber derselben eine diesem ähnliche Ahnung, die das Menschengeschlecht als ein ewig fortschreitendes betrachte, und alles sein Regen in der Zeit nur auf diesen Fortschritt beziehe, jemals verraten habe; ob irgendeiner, selbst in dem Zeitpunkte, als sie am kühnsten zu politischer Schöpfung sich emporschwangen, mehr als nur nicht Ungleichheit, inneren Frieden, äußeren Nationalruhm und, wo es aufs Höchste getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert habe."

Es ist die achte Rede an die deutsche Nation, in welcher Fichte diese Aufforderung ergehen läßt. Er weiß — und diese starke Gewißheit ist die Wurzel seiner Kraft —, daß deutsche Art und deutsches Wesen, die deutsche Art, den Menschen zu denken, in ihrem innersten Kern erfaßt, von keinem anderen Volke erreicht, geschweige denn übertroffen sei.

Die große Art, den Menschen zu sehen, seine sinnliche Existenz als Hülle eines übersinnlichen Wesens zu deuten: das ist es, was nach Fichte den Deutschen macht, und was ihn über alle Völker erhebt, die deutsche Nation zum Urvolk adelt und jeden Eingriff in diese Nation als Riesenfrevel erscheinen läßt.

Digitized by Google

Es ist viel Fichteisches Temperament, viel ungedämpftes [illegible] heutes, was so nur Fichte eigen war, in diesen Texten, [illegible] denen er spricht. Aber wie hätte er überhaupt von solchen Dingen reden können, wie hätte er selbst ein Deutscher sein können [illegible] Gesinnung und Leidenschaft, an der sein Napoleonhaß sich entzündete, wäre der „Faust" nicht vorangegangen, und im Faust die Entdeckung des kosmischen Menschen, wie sie nie einem Volke [illegible]

Deutsch sein heißt in Fichtes Sinne: nie Erreichtes erreichen, nie Geschehenes sichtbar machen. Der deutsche Geist, von dem er spricht, ist der Geist, der neue Schachte eröffnet und Felsen von Gedanken schleudert, aus denen die kommenden Geschlechter Wohnungen erbauen mögen. Deutscher Geist ist Schöpfungsgeist, nicht schaffend aus vorhandenem Stoff, worin der Franzose Meister ist, sondern aus der Kraft der Idee, nicht Masse wiederum Masse, sondern Masse durch Geist bezwingend und durch Geist gestaltend — schaffend im idealistischen Sinne.

Man muß dieses Bild scharf vor sich haben, um Fichtes Landsturmsinn zu fassen und mit ihm die eine machtvolle Leidenschaft des [illegible] Napoleonhasses. Es gibt kein ärgeres Mißverständnis [illegible] dies, daß blinde Schätzung des Deutschtums die Fackel gewesen sei, an der sich Fichtes Napoleonhaß [illegible] wilden Flamme entzündet habe.

Hier ist nichts finster und ist nichts wild, [illegible] Ernste einer Leidenschaft, die sich an [illegible] Fichtes Geld und große Hoffnung ist nicht der Deutsche, [illegible] sondern der Deutsche, wie er sein soll und sein kann, [illegible] Fichtes eigene Worte zu gebrauchen, in Luther, Leibniz und Hervorgetreten ist.

Nie hat Fichte daran gedacht, den Deutschen an sich das [illegible] Größte in der Wirklichkeit seiner Existenz, für das Volk der Erde zu halten. Im Gegenteil, er hat [illegible] in seinen großen Reden einen Zustand [illegible] er hasse und rufe, daß er aufhören [illegible] Deutschen ist schon und an dem Tage, [illegible] „Nationalgeist" [illegible] Fichte, Werke, Bd. 7, S. 500.

Aus diesem Kampf um die Seele [illegible] an den Strömen, den Luther und Leibniz [illegible] Ströme ist noch [illegible]

nach außen, zu einem Leben, das ewig und immer im Werden und Wachsen und Höherkommen, und nie im satten Gewordensein ist.

Weil sich diese Idee des Lebens, soweit geschichtliche Kunde reicht, auf deutschem Boden zuerst und ursprünglich zu klarer Gestalt entwickelt hat, darum ist der Deutsche so groß. Darum hängt die Zukunft der Welt an der Zukunft des deutschen Wesens. Der Deutsche hat den Sinn des Lebens entdeckt — Leben: von innen nach außen wachsen — und indem er das Leben fand, hat er zugleich den Menschen gefunden, das ewige Rätsel des Menschen gelöst oder doch zu lösen begonnen.

Deutschtum entdecktes Menschentum, Deutschtum verwirklichtes Menschentum — das ist die große Anschauungsreihe, aus der sich Fichtes Gefühle entwickeln, aus der sein Patriotismus entspringt. Kein wasserfarbener Lokalpatriotismus, der an Schollendünkel krankt, sondern ein Vaterlandsgefühl, das die weiteste Weltempfindung in sich aufgenommen hat. Ein ganz neuer Begriff des Volkstums, wie er nie zuvor gedacht ward. Das Volkstum als die konkrete Verwirklichung der großen Idee des Menschentums.

Nur verstehe uns nicht falsch: Fichte hat nie und nirgend gesagt: wo Deutsche sind, sind an und für sich schon Menschen höherer Ordnung da; sondern: wo Deutsche sind, wie sie sein sollen, wie sie in den größten Gestalten deutscher Geschichte vor uns stehen, da ist die Blüte des Menschentums. Deutschtum als Träger des Menschentums, Deutschland als Heimat des Menschentums — wo Menschentum gleich Lebensgröße und Lebensgröße gleich Wille zur Kraft und Wille zur Kraft gleich Wille zur Zucht —, das ist das Erdreich, aus welchem Fichtes Patriotismus herausgewachsen ist und — der Groll gegen Napoleon. Was seine Leidenschaft erregt, ist „nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll".

So Fichte selbst in der achten Rede an die deutsche Nation.*)

*) Es ist lehrreich, hierzu die beiden 1806 und 1807 verfaßten Dialoge über den Patriotismus und sein Gegenteil zu vergleichen, aus denen vollends deutlich wird, daß Fichtes Patriotismus ein kosmopolitisch-revolutionärer Patriotismus gewesen ist. Kosmopolitisch, wie er selber sagt: Patriotismus ist konkretisierter Kosmopolitismus. „Kosmopolitismus ist der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseins des Menschengeschlechtes

Digitized by Google

Das ist die eine gewaltige Wurzel seiner Napoleon[illegible]schaft, der klar und scharf begründete Glaube an die W[illegible] des deutschen Geistes, die durch Napoleons Regiment in Fra[illegible] mehr als je in Frage gestellt ist. So hat er schon vor dem Z[illegible]bruch Preußens, vor dem Kriege von 1806 empfunden.

„Es soll durch ihn die Frage entschieden werden, ob d[illegible] was die Menschheit seit ihrem Beginne durch tausendfa[illegible] opferungen an Ordnung und Geschicklichkeit, an Sitte, [illegible] Wissenschaft und fruchtbarem Aufheben der Massen zum [illegible] errungen hat, fortdauern und nach den Gesetzen der m[illegible] Entwicklung fortwachsen werde; oder ob alles, was Dichter [illegible] Weise gedacht und Helden vollendet haben, versinken s[illegible] bodenlosen Schlund einer Willkür, die durchaus nicht m[illegible] sie will, außer daß sie eben unbegrenzt und ewig will."

Versinken vor der Willkür eines skrupellosen Willens! [illegible] führt auf die zweite starke Triebfeder der Nietzscheschen [illegible] Moral. Es ist die Moral des Willens zur Macht, des [illegible] sichtlosen Willens zur Macht, des Willens, der Mensch [illegible] nichts als Ausbruch kraftbegabter Selbstsucht ist.

Wie er ihn haßte, diesen Willen! Wie sich sein [illegible] empörte gegen diesen Willkür-Willen! Gerade weil er die [illegible] Willens wie kein anderer erfaßt hatte. „Wille ist die [illegible] wurzel des Menschen", hatte er den blinden [illegible] weil er das Wesen des Willens verpönt, den [illegible] und Unantastbaren, der allein Wille genannt werden darf.

Denn Wille ist Kraft aus dem Geist der [illegible] Unsicherheiten. Wille ist entweder Wille zum Guten, [illegible] ganzer Verantwortlichkeit, oder er ist das Verbrechen [illegible] Wesen vom Menschen Ungeborenen.

Digitized by Google

So stand ihm Napoleons Wille vor Augen. Er sah die Kraft auch in diesem Willen — wie hätte er sie nicht sehen können? — er sah sie, aber er haßte sie, weil sie nicht Kraft aus dem Reinen war.

Und er ist ihr begegnet mit einem Trotz, mit einer Energie des Willens, die besser als alle Belege zeigt, was Fichte unter Willen verstand. Die aus dem Guten quellende Kraft, dem Bösen unbeugsam zu widerstehen und solange mit ihm zu ringen, bis es niedergerungen sei.

„Das Reich des Teufels ist nicht dazu da, damit es sei, und von den Unentschiedenen, weder Gott noch dem Teufel Gehörigen, Herrenlosen duldend ertragen werde, sondern damit es zerstört und durch seine Zerstörung der Name Gottes verherrlicht werde."

Am 14. Oktober 1806 entschied sich das Schicksal Preußens in Jena. Am Morgen des 18. kam die Post nach Berlin. Man wußte sofort, was kommen würde. Die Sieger Gäste von Berlin, der neue Herr an ihrer Spitze. Wie es denn schon neun Tage später, am 27. Oktober, wirklich geschah.

Fichte verlor keinen Augenblick. Mit kurzem, kühnem Entschluß trennte er sich von Frau und Kind, die er in Sicherheit wissen durfte, und wandte sich noch am 18. Oktober über Stargard nach Königsberg. Er wollte den „großen Mann" nicht sehen, er wollte von ihm nicht gesehen werden. Jede Erhebung durch Napoleon wirkte auf seinen stolzen Sinn wie ungeheure Erniedrigung. So wollte er nicht erhoben sein.

Als seine Frau ihm geschrieben hatte, wie ehrenvoll zwei Großen des Zeitalters, Johannes von Müller, der Historiker, und Alexander von Humboldt, von Napoleon empfangen worden seien, schrieb er aus Königsberg zurück: Müller und Humboldt beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zuteil geworden ist wie ihnen; auch daß ich frei geatmet, geredet, gedacht habe, und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen. Es macht einen Unterschied im Bewußtsein und wahrscheinlich auch in dem späteren Erfolge, wenn man in trüben Zeiten seine Anhänglichkeit an die gute Sache öffentlich gezeigt hat. Also preise ich meinen Entschluß, habe im Fortgange der Zeit ihn immer weiser gefunden und will ihn durchaus nicht tadeln lassen. Euch aber halte ich — zu ergänzen ist wohl: mit eurer Franzosendienerei — für betrogene Toren.

Digitized by Google

Seite

Heinemann, E., Besprechung von L. Weyrich, Bilanzkritik 537
Heinrici, H., Besprechung von L. F. Werner, Aus einer vergessenen Ecke 138
Jacobi, Johannes, Ueber Verwaltung und Geschäftsführung in amerikanischen Hochschulen und Colleges 498
Jejunus, Schlußwort über die Parsifaldichtung 284
Jöris, M., Goethes Sprachkritik (Schluß) 73
Kihn, Hans, A., Besprechung von J. Leskien, Der Semmelmilchtanz und andere Geschichten 332
—„— K. Neurath, Das Domgut 332
Knippel, R., Besprechung von Ad. Frey Die Jungfer von Wattenwil . 544
Korwan, A., Besprechung von H. Lotze, Logik 291
—„— A. Knauth, Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner 292
—„— Besprechung von K. Joël, Seele und Welt 528
Krebs, S., Luise von François 143
—„— Besprechung von Ricarda Huch, Der große Krieg in Deutschland, Band 1, 2 328
Lenz, Fried., Sozialpolitik und Unternehmertum 313
Matthaei, Ad., Besprechung von B. Weiß, Das Johannesevangelium . 301
—„— P. Rühlmann, Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich . . 303
—„— W. Sohm, Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs 304
—„— K. Reinhardt, Die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten 305
—„— J. Schnitzer, Der katholische Modanismus 532
—„— E. Troeltsch, Gesammelte Werke. Band I 533
—„— O. Brüssau, Der evangelische Pfarrer 534
—„— O. Rühle, Grundfragen der Erziehung 535
—„— P. Cauer, Aus Beruf und Leben 536
Oncken, Herm., Zu Bismarck und Lassalle. Ein Schlußwort 117
F. P., Besprechung von Quellenkunde der deutschen Geschichte, Dahlmann-Waitz, 8. Aufl. 310
Plath, Marg., Besprechung von H. Greßmann, Mose und seine Zeit . . 294
Rohrbach, P., Deutsche Welt- und Kolonialpolitik 509
Schacht, R., Besprechung von A. Paquet, Held Namenlos. — Li oder Im neuen Osten. — Kamerad Fleming 154
—„— K. v. Stutterheim, Gedichte 337
—„— H. Eulenberg, Deutsche Sonette 337
—„— H. Löns, Der kleine Rosengarten 338
Scheffer, Thassilo, v., Besprechung von L. Weber, Im Banne Homers 350
—„— K. Wolf, Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen, mit der eisernen Hand 350
—„— R. Dehmel, Detlev v. Liliencron's gesammelte Werke 351
—„— J. Voigt, Goethe und Ilmenau 352
—„— Clemens Brentano, Sämtliche Werke in 18 Bänden 353
—„— E. Frank, Nachtwachen von Bonaventura 353
Schmitt-Wendel, K., Besprechung von L. Schäffer, Biologisches Experimentierbuch 323
—„— E. Picard, Das Wissen der Gegenwart in der Mathematik und Naturwissenschaften 324
Schneidewin, M., Besprechung von O. Enking, Matthias Tedebus, Der Wandersmann 343
Scholz, Heinrich, Fichte und Napoleon 1
Smith, Fr., Ein Sozialist über römische Wirtschaftsgeschichte 266
Wagener, K., Attila der Held des 5. Jahrhunderts 306
Walther, A., Die deutsche Frage im Ausgang des Mittelalters . . . 109
Weisbach, W., Künstlerische Eindrücke aus Rußland 435
West, Robert, Das Gesetz der Form und die Kleinmalerei 454
v. Zastrow, Noch einmal der Jejunus-Aufsatz 124

Digitized by Google

Seite

Besprochene Werke.

Anderle, F., Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie und Telephonie . . . 326
Beseler, H. v., Die allgemeine Wehrpflicht 174
Bjely, A., Die silberne Taube 341
Brüssau, O., Der evangelische Pfarrer — Beamter oder religiöser Charakter 534
Cauer, P, Aus Beruf und Leben 536
Clemens Brentano, Sämtliche Werke, herausgegeben von Schüddekopf . 353
Danösen, L., Maruschka 153
Dehmel, R., Detlev v. Liliencrons gesammelte Werke 351
Deledda, G., Heimweh 338
Dresdner Bank, Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands 175
Enking, O., Matthias Tedebus, Der Wandersmann 343
Eulenberg, H., Deutsche Sonette 337
François, L., Die letzte Reckenburgerin. — Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. — Stufenjahre eines Glücklichen 143
Frank, E., Nachtwachen von Bonaventura 353
Frank, B., Flüchtlinge 345
Frey, Ad., Die Jungfer von Wattenwil 544
Freyen, R., Städte und Sterne 348
Friedemann, W., Pendelschlag 341
Gizbert-Studnicki, Ritter W. v., Die österreichisch-ungarische Frage 370
Goltz, v. d., Der jungen Türken Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedergeburt 366
Greßmann, H., Mose und seine Zeit 294
Grothe, H, Durch Albanien und Montenegro 561
Harnack, Agnes, Aloys und Imelde 353
Herre, P., Quellenkunde der deutschen Geschichte, Dahlmann-Waitz, 8. Aufl. 310
Heymel, W., Eduard II. von Ch. Marlowe übersetzt 56
Huch, R., Der große Krieg in Deutschland 328
Joël, K., Seele und Welt 528
Kirstein, P. A., Sein Junge 343
Knauth, A., Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner . 292
Kurth, J, Suzuki Harunobu 140
—„— Sharaku 141
Leskien, J., Der Semmelmilchtanz und andere Geschichten 332
Lissauer, E., 1813 ein Zyklus 334
Lipsius, F. R., „Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins" . . 197
Löns, H., Der kleine Rosengarten 338
Lotze, H., Logik 291
Maartens, M., Harmen Pols, ein Bauer 340
Müller-Freienfels, R., Psychologie der Kunst 13
Neurath, K., Das Domgut 332
Nexö, M. A., Pelle der Eroberer 538
—„—, Küste der Kindheit, Novellen 545
Paquet, A., Held Namenlos. — Li oder Im neuen Osten. — Kamerad Fleming 154
Picard, E, Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft 324
Pinkow, H. W., Der literarische und parlamentarische Kampf gegen die Institution des stehenden Heeres in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 1815 –1848 175
Reinhardt, K.. Die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten 305
Reymont, W. S., Die polnischen Bauern. Aus dem Polnischen übersetzt von J. P. d'Ardeschah 148
Rosenbaum. E., Ferdinand Lassalle 120
Rühle, O, Grundfragen der Erziehung 535
Rühlmann, P., Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich 303
Salvioli, J, Der Kapitalismus im Altertum, übersetzt von Karl Kautsky 267

Digitized by Google

Seite

Schade, O., Faust vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe . . 541
Schäffer, C., Biologisches Experimentierbuch 323
Schnitzer, J., Der katholische Modanismus 532
Seignobos, Politische Geschichte des modernen Europa 118
Sering, Max, Rußlands Kultur und Volkswirtschaft 173
Shakspere, Macbeth im Theater in der Königgrätzerstraße 160
Sohm, W., Die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs . . 304
Starczewski, E., L'Europe et la Pologne 563
Stern, A., Geschichte Europas 118
Stutterheim, K v., Gedichte 337
Traumann, E, Goethes Faust 543
Troeltsch, E., Gesammelte Werke, Band I. 533
Voigt, J., Goethe und Ilmenau 352
Weber, L., Im Banne Homers 350
Weiß, B., Das Johannesevangelium 301
Werner, L. F., Aus einer vergessenen Ecke 138
Weyermann, S., Das Verhältnis der Privatwirtschaftslehre zur Nationalökonomie 322
Weyrich, L., Bilanzkritik 537
Wolff, K., Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand 350
Zenneck, Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie 326

Politische Korrespondenz.

Delbrück, Die große Heeresvorlage. — Begründung und Deckung . . . 169
Daniels, E., Oesterreichs Orientpolitik. — Die Verlängerung der militärischen Dienstzeit in Frankreich 180
Daniels, E., Der Zwischenfall von Skutari. — Teilungspläne in betreff Türkisch-Asiens. — Deutschland und England. — Die Polen und der Weltkrieg 355
Delbrück, Die Liebknechtschen Enthüllungen 370
Delbrück, Die Wehrvorlage und Deckung im Reichstag 377
Koradi, L., Das Schicksal der ungarischen Wahlreform. — Der Völkerstreit in Ungarn und die Deutschen in Oesterreich 547
Daniels, E., Die Weltlage im Zeitpunkt der Berliner Feste 551
Grothe, H., Durch Albanien und Montenegro 561
Delbrück, Der Ausfall der Landtagswahlen 564
—„— Hohenzollern und Welfen 567

Digitized by Google

Fichte und Napoleon.

Von

Heinrich Scholz,

Privatdozent an der Universität Berlin.

Unter allen Napoleon-Hassern, die durch Idee und Gesinnung gewirkt haben, ist er der größte, der mächtigste gewesen. Weil er, neben Schleiermacher, der größte Deutsche des Zeitalters war. Goethe war der größte Deutsche, den unsere Kultur gesehen hat. Das ist sein Anteil an unserer Befreiung — ein Anteil, der nie vergessen werden darf. Aber es liegt in der Art seiner Größe und wird durch seine persönliche Haltung, wie durch den Gang der Geschichte bestätigt, daß dieser Anteil nicht unmittelbar, sondern durch andere herausgetreten ist, daß er nicht auf der Oberfläche, sondern tief auf dem Grunde der Dinge gewirkt hat.

Goethe war ein Napoleonfreund, ja ungeteilter Napoleonbewunderer. Die Größe des Mannes ließ ihn nicht los.*) Wie klein erschien das Volk dagegen, das ihn, zumal in Weimar, umgab, vor und nach den Freiheitskriegen!

Goethe war ein Napoleonfreund, bis an das Ende seiner Tage. Und dennoch war er, nach einem Gesetz, das die letzten Zusammenhänge der Dinge regelt, durch seine bloße Existenz der größte Feind Napoleons. Wer die Macht der Idee bei dem Ausbruch der Kräfte 1813 einmal erkannt hat, sieht klar, daß die Größe des deutschen

*) „Schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen", hat er bekanntlich noch 1813, nach dem Ausbruch der Freiheitskriege, zum Vater Körner und Ernst Moritz Arndt gesagt. — Die Napoleonstellen aus den Gesprächen mit Eckermann sind bekannt. — Goethes Vaterlandsempfindung anlangend, so wird auch der Goethe der letzten Epoche, der den Begriff der Weltliteratur entdeckt hat, nicht wesentlich anders empfunden haben, als der Goethe von 1799, der am 12. März an Hottinger in Zürich schrieb: Für den unbefangen Denkenden, für den, der sich über seine Zeit erheben kann, ist das Vaterland nirgends und überall.

Digitized by Google

Geistes, wie sie in Goethe erschienen war, erscheinen, vielmehr erschienen sein mußte, ehe der Geist der deutschen Größe seine Flügel regen konnte. Ohne die Größe des deutschen Geistes keine Begeisterung für deutsche Größe, kein Gefühl für das Unbeglaubigte, tief an die Ehre Greifende der Napoleonischen Herrschaft.

Fichte hat Goethe selten genannt — sie standen, äußerlich betrachtet, auf den entgegengesetztesten Punkten möglicher Welt- und Menschenanschauung. Dennoch ist Goethes Menschengröße, und daß durch ihn der neue Mensch, der Mensch mit einer großen Ferne, gerade in Deutschland herausgetreten ist, das Starke, das auch Fichte gehoben und seinen Geist gesteigert hat, den Geist der leidenschaftlichsten Empfindung für deutsche Formung, Art und Kraft, den Geist der flammenden Napoleonfeindschaft.

Der Franzose hat viele Talente. Fichte hat es selbst zugegeben. Er hat den leichten, beweglichen Geist, der schnell begreift, um — schnell zu vergessen; er hat ein vorzügliches Talent zu regieren — freilich nicht Menschen, sondern Maschinen. Er ist ein Meister der Lebenskunst, die aus dem Sinnlich-Sichtbaren aufsteigt und — im Sinnlich-Sichtbaren verquillt.

Nicht so der Deutsche, der Deutsche von Art. Er bewundert den leichten Sinn; aber sein Sinn ist der schwere Sinn, der Sinn, der nach dem Ewigen sucht, nach dem, was Zeit und Erscheinung schafft, um sein Bild hineinzulegen oder besser hineinzupressen: denn es ist ein erkämpftes Bild, ist siegender Wille im Widerstand.

Auch die Regierungskunst kann er bewundern, der Deutsche, wenn er — gedankenlos ist. Denn diese französische Kunst zu regieren ist, vom sittlichen Standpunkt betrachtet, nur eine höhere Abrichtungskunst und ein Bravourstück ohne Gehalt, wenn regieren erziehen ist. Daß Regierung Erziehung ist, Erziehung zu geistiger Mündigkeit, ist eine Entdeckung des deutschen Geistes, die noch kein Franzose gemacht hat.

Endlich, die Lebenskunst anlangend, die in der virtuosen Verwertung aller sinnlich-sichtbaren Güter ihre höchsten Triumphe feiert, so ist sie Blend- und Feuerwerk, gemessen an der Sonnengröße jenes Lebens von Glanz und Glühen, das aus dem Unsichtbaren quillt und es zur Sichtbarkeit gestaltet.

Leben ist Schöpfung aus dem Nichts, vielmehr Schöpfung aus dem Einen, vor dem alles andere ins Nichts versinkt, Schöpfung aus der Kraft des Geistes, der sich zuerst die reine Seele und dann durch die Seele den Körper baut. Das ist deutsche Lebens-

Digitized by Google

kunst, Werdekunst von innen nach außen, Werdekunst, die nie fertig wird, Todfeind aller „Fertigkeiten".

Dieses Leben, so stark es ist, ja gerade in seiner Stärke, bedarf eines stärkeren zu seinem Schutze. Es bedarf eines Volkes, in dem es lebt, ewig fort und weiter lebt; denn nur als Sinn und Gesinnung im großen ist es wirklich dieses Leben. Nur, wo es von vielen zugleich gelebt wird, ist es ein Leben, das Zukunft hat, ein Leben in Steigung und Steigerung; wo Zukunft, Steigung und Steigerung fehlen, ist das lebendigste Leben — tot, ein Hochgewächs in Felsenklüften. Die Bedingung des Lebens ist die Erhaltung des Lebens — Erhaltung im objektiven Sinn: daß das Gelebte weiterlebt — Erhaltung des Lebens ist Steigerung des Lebens, Steigerung durch ein Geschlecht von Getreuen, die das überkommene Leben fort und fort und höher pflanzen.

Aus der Lebensempfindung des Deutschen erwächst ihm sein Volks- und Staatsgefühl. Volk und Staat als Hüter des Lebens, das nie ausgelebt werden kann und darum sichtbar-wirksam nur im stetigen Fortgelebtwerden existiert.

„Und nun fordere ich alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt sind, auf, mir nachzuweisen, welcher neuere Weise, Dichter, Gesetzgeber derselben eine diesem ähnliche Ahnung, die das Menschengeschlecht als ein ewig fortschreitendes betrachte, und alles sein Regen in der Zeit nur auf diesen Fortschritt beziehe, jemals verraten habe; ob irgendeiner, selbst in dem Zeitpunkte, als sie am kühnsten zu politischer Schöpfung sich emporschwangen, mehr als nur nicht Ungleichheit, inneren Frieden, äußeren Nationalruhm und, wo es aufs Höchste getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert habe."

Es ist die achte Rede an die deutsche Nation, in welcher Fichte diese Aufforderung ergehen läßt. Er weiß — und diese starke Gewißheit ist die Wurzel seiner Kraft —, daß deutsche Art und deutsches Wesen, die deutsche Art, den Menschen zu denken, in ihrem innersten Kern erfaßt, von keinem anderen Volke erreicht, geschweige denn übertroffen sei.

Die große Art, den Menschen zu sehen, seine sinnliche Existenz als Hülle eines übersinnlichen Wesens zu deuten: das ist es, was nach Fichte den Deutschen macht, und was ihn über alle Völker erhebt, die deutsche Nation zum Urvolk adelt und jeden Eingriff in diese Nation als Riesenfrevel erscheinen läßt.

Digitized by Google

Es ist viel Fichtesches Temperament, viel ungedämpftes Ungeheures, was so nur Fichte eigen war, in diesen Deutschen, von denen er spricht. Aber wie hätte er überhaupt von solchen Deutschen reden können, wie hätte er selbst ein Deutscher sein können von der Gesinnung und Leidenschaft, an der sein Napoleonhaß sich entzündete, wäre der „Faust" nicht vorangegangen, und im Faust die Entdeckung des kosmischen Menschen, wie sie nie einem Volke gelang!

Deutsch sein heißt in Fichtes Sinne: nie Ergriffenes ergreifen, nie Gesehenes sichtbar machen. Der deutsche Geist, von dem er spricht, ist der Geist, der neue Schächte eröffnet und Felsmassen von Gedanken schleudert, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen mögen. Deutscher Geist ist Schöpfungsgeist, aber nicht schaffend aus vorhandenem Stoff, worin der Franzose Meister ist, sondern aus der Kraft der Idee, nicht Masse wiederum durch Masse, sondern Masse durch Geist bezwingend und durch Geistes Gewalt gestaltend — schaffend im idealistischen Sinne.

Man muß dieses Bild scharf vor sich haben, um Fichtes Vaterlandssinn zu fassen und mit ihm die eine mächtige Wurzel seines scharfen Napoleonhasses. Es gibt kein ärgeres Mißverständnis, als dies, daß blinde Schätzung des Deutschtums die finstere Brandfackel gewesen sei, an der sich Fichtes Napoleon-Feindschaft zur wilden Flamme entzündet habe.

Hier ist nichts finster und ist nichts wild, sondern nur die Energie einer Leidenschaft, die sich an großen Gesichten entwickelt. Fichtes Held und große Hoffnung ist nicht der Deutsche, wie er ist, sondern der Deutsche, wie er sein soll und sein kann, wie er, um Fichtes eigene Beispiele zu gebrauchen, in Luther, Leibniz und Kant hervorgetreten ist.

Nie hat Fichte daran gedacht, den Deutschen an sich, das gegenwärtige Geschlecht in der Mehrzahl seiner Vertreter, für das Normalvolk der Erde zu halten. Im Gegenteil, er hat diesem Geschlecht in seinen großen Redegängen einen Sündenspiegel vorgehalten, wie er härter und rücksichtsloser nie geschliffen worden ist. Die deutsche Nation ist selber schuld an dem Schicksal „Napoleon". „Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu wagen — das war der bisherige Charakter der Zeit und ihrer Politik."

Aber dieses kleine Geschlecht ist nur ein entarteter Zweig an dem Stamm, den Luther und Leibniz gepflanzt haben. Und dieser Stamm ist noch gesund. Und dieser Stamm heißt Kraft und Wille zu einem großen, ganzen Leben, zu einem Leben von innen

Digitized by Google

nach außen, zu einem Leben, das ewig und immer im Werden und Wachsen und Höherkommen, und nie im satten Gewordensein ist.

Weil sich diese Idee des Lebens, soweit geschichtliche Kunde reicht, auf deutschem Boden zuerst und ursprünglich zu klarer Gestalt entwickelt hat, darum ist der Deutsche so groß. Darum hängt die Zukunft der Welt an der Zukunft des deutschen Wesens. Der Deutsche hat den Sinn des Lebens entdeckt — Leben: von innen nach außen wachsen — und indem er das Leben fand, hat er zugleich den Menschen gefunden, das ewige Rätsel des Menschen gelöst oder doch zu lösen begonnen.

Deutschtum entdecktes Menschentum, Deutschtum verwirklichtes Menschentum — das ist die große Anschauungsreihe, aus der sich Fichtes Gefühle entwickeln, aus der sein Patriotismus entspringt. Kein wasserfarbener Lokalpatriotismus, der an Schollendünkel krankt, sondern ein Vaterlandsgefühl, das die weiteste Weltempfindung in sich aufgenommen hat. Ein ganz neuer Begriff des Volkstums, wie er nie zuvor gedacht ward. Das Volkstum als die konkrete Verwirklichung der großen Idee des Menschentums.

Man verstehe uns nicht falsch: Fichte hat nie und nirgend gesagt: wo Deutsche sind, sind an und für sich schon Menschen höherer Ordnung da; sondern: wo Deutsche sind, wie sie sein können, wie sie in den größten Gestalten deutscher Geschichte vor uns stehen, da ist die Blüte des Menschentums. Deutschtum als Träger des Menschentums, Deutschland als Heimat des Menschentums — wo Menschentum gleich Lebensgröße und Lebensgröße gleich Wille zur Kraft und Wille zur Kraft gleich Wille zur Zucht —, das ist das Erdreich, aus welchem Fichtes Patriotismus herausgewachsen ist und — der Groll gegen Napoleon. Was seine Leidenschaft erregt, ist „nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe zu der Verfassung und den Gesetzen, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll".

So Fichte selbst in der achten Rede an die deutsche Nation.*)

*) Es ist lehrreich, hierzu die beiden 1806 und 1807 verfaßten Dialoge über den Patriotismus und sein Gegenteil zu vergleichen, aus denen vollends deutlich wird, daß Fichtes Patriotismus ein kosmopolitisch-revolutionärer Patriotismus gewesen ist. Kosmopolitisch, wie er selber sagt: Patriotismus ist konkretisierter Kosmopolitismus. „Kosmopolitismus ist der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseins des Menschengeschlechtes

Digitized by Google

Das ist die eine gewaltige Wurzel seiner Napoleon-Gegnerschaft, der klar und scharf begründete Glaube an die Weltmission des deutschen Geistes, die durch Napoleons Regiment in Frage und mehr als in Frage gestellt ist. So hat er schon vor dem Zusammenbruch Preußens, vor dem Kriege von 1806 empfunden.

„Es soll durch ihn die Frage entschieden werden, ob dasjenige, was die Menschheit seit ihrem Beginne durch tausendfache Aufopferungen an Ordnung und Geschicklichkeit, an Sitte, Kunst und Wissenschaft und fröhlichem Aufheben der Augen zum Himmel errungen hat, fortdauern und nach den Gesetzen der menschlichen Entwicklung fortwachsen werde; oder ob alles, was Dichter gesungen, Weise gedacht und Helden vollendet haben, versinken solle in den bodenlosen Schlund einer Willkür, die durchaus nicht weiß, was sie will, außer daß sie eben unbegrenzt und eisern will."

Versinken vor der Willkür eines skrupellosen Willens. Das führt auf die zweite starke Triebfeder der Fichteschen Napoleon-Kritik. Es ist die Kritik des Willens zur Macht, des unverschränkten Willens zur Macht, des Willens, der Ausbruch und nichts als Ausbruch kraftbegabter Selbstsucht ist.

Wie er ihn haßte, diesen Willen! Wie sich sein eigener Wille empörte gegen diesen Willkür-Willen! Gerade weil er die Macht des Willens wie kein anderer erfaßt hatte — „Wille ist die Grundwurzel des Menschen" —, haßte er den blinden Willen zur Macht, weil er das Wesen des Willens vergiftet, den Willen zum Reinen und Unantastbaren, der allein Wille genannt werden darf.

Denn Wille ist Kraft aus dem Geist der Zucht, nicht zügelloses Umsichgreifen. Wille ist entweder Wille zum Guten, Wille mit ganzer Verantwortlichkeit, oder er ist das Zerrbild des Willens, Wille von Menschen-Ungeheuern.

---

im Menschengeschlechte wirklich erreicht werde. Patriotismus ist der Wille, daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht". Revolutionär, insofern dieser neue Patriotismus jeden faulen Konservatismus ins Herz trifft und alles bloße Gewohnheitswesen vernichtet. Zum Patriotismus im Fichteschen Sinne gehört der Mut, sich selber zu sehen und die Flecken und Runzeln der eigenen Gestalt herzhaft Flecken und Runzeln zu nennen.

Diese Dialoge, die — namentlich der zweite — auch sehr wertvolle, wenig bekannte und kaum benutzte Aufschlüsse über die letzten Motive der Fichteschen Spekulation enthalten, waren für den Druck bestimmt, sind aber nicht zum Druck gekommen, sondern erst 1835, im dritten Bande der Nachgelassenen Werke, von dem Sohne veröffentlicht worden.

Digitized by Google

So stand ihm Napoleons Wille vor Augen. Er sah die Kraft auch in diesem Willen — wie hätte er sie nicht sehen können? — er sah sie, aber er haßte sie, weil sie nicht Kraft aus dem Reinen war.

Und er ist ihr begegnet mit einem Trotz, mit einer Energie des Willens, die besser als alle Belege zeigt, was Fichte unter Willen verstand. Die aus dem Guten quellende Kraft, dem Bösen unbeugsam zu widerstehen und solange mit ihm zu ringen, bis es niedergerungen sei.

„Das Reich des Teufels ist nicht dazu da, damit es sei, und von den Unentschiedenen, weder Gott noch dem Teufel Gehörigen, Herrenlosen duldend ertragen werde, sondern damit es zerstört und durch seine Zerstörung der Name Gottes verherrlicht werde."

Am 14. Oktober 1806 entschied sich das Schicksal Preußens in Jena. Am Morgen des 18. kam die Post nach Berlin. Man wußte sofort, was kommen würde. Die Sieger Gäste von Berlin, der neue Herr an ihrer Spitze. Wie es denn schon neun Tage später, am 27. Oktober, wirklich geschah.

Fichte verlor keinen Augenblick. Mit kurzem, kühnem Entschluß trennte er sich von Frau und Kind, die er in Sicherheit wissen durfte, und wandte sich noch am 18. Oktober über Stargard nach Königsberg. Er wollte den „großen Mann" nicht sehen, er wollte von ihm nicht gesehen werden. Jede Erhebung durch Napoleon wirkte auf seinen stolzen Sinn wie ungeheure Erniedrigung. So wollte er nicht erhoben sein.

Als seine Frau ihm geschrieben hatte, wie ehrenvoll zwei Größen des Zeitalters, Johannes von Müller, der Historiker, und Alexander von Humboldt, von Napoleon empfangen worden seien, schrieb er aus Königsberg zurück: Müller und Humboldt beneide ich nicht, sondern freue mich, daß mir die schmachvolle Ehre nicht zuteil geworden ist wie ihnen; auch daß ich frei geatmet, geredet, gedacht habe, und meinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen. Es macht einen Unterschied im Bewußtsein und wahrscheinlich auch in dem späteren Erfolge, wenn man in trüben Zeiten seine Anhänglichkeit an die gute Sache öffentlich gezeigt hat. Also preise ich meinen Entschluß, habe im Fortgange der Zeit ihn immer weiser gefunden und will ihn durchaus nicht tadeln lassen. Euch aber halte ich — zu ergänzen ist wohl: mit eurer Franzosendienerei — für betrogene Toren.

Digitized by Google

Sie haben ihn damals nicht verstanden. Selbst die nächsten Freunde nicht. Einsam stand er mit seinem Trotz, mit seiner eisernen Gesinnung. Wie einsam, das kam ihm in Königsberg oft und brennend zum Bewußtsein. „Wie ich die Menschen diesen Winter kennen gelernt, läßt sich nicht sagen. Der Leichtsinn, die Sorglosigkeit mitten im Schiffbruch; daneben andere, die aus dem Brande so viel zu rauben suchen als irgend möglich, ungeachtet sie mit eigenen Augen sehen könnten, daß sie nicht für sich rauben!"

Und ein andermal, noch schärfer: es kommt mir vor, als ob sie kein Herz hätten, sondern die leere Stelle desselben nur eine unnatürliche Erweiterung ihres Magens ausfüllte.

Er hatte ein Herz, er hatte das Herz zum Trotz, zum Nein gegen das donnernde Ja, das der neue Diktator in Preußen sprach. Und als im Juni 1807 die Schlacht bei Friedland geschlagen war und die Franzosen auf Königsberg rückten, strebte er fort, nach Memel hinauf, und von Memel nach Kopenhagen.

Max Lenz hat im ersten Bande seiner Geschichte der Berliner Universität gezeigt, daß Fichte in jenen verzweifelten Wochen mit der dänischen Regierung über eine Professur in Kopenhagen verhandelt haben muß. Die Sache zerschlug sich, und es ward so verhindert, was mehrere Wochen sehr ernsthaft drohte: daß der größte Lehrer des Deutschtums in fremdem Land verschwinden mußte, nur um nicht von Napoleons Gnaden zu sein.

Aus Kopenhagen sind die Worte geschrieben, die alles Letzte zusammenfassen, was dieser Mann in sich bewegte, nach der Schande des Tilsiter Friedens. „Gottes Wege waren diesmal nicht die unseren; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht."

Ausgelöscht! Und dennoch kam Fichte zurück. Schon Ende August. In der bestimmten Erwartung, daß mit dem Frieden der Abzug der „Gäste" selbstverständlich verbunden sei.

Er hatte sich geirrt. Er fand ein französisches Berlin. Noch bis in den Dezember des folgenden Jahres blieben die Herren in der Hauptstadt.

Fichte war da. Er fügte sich schweigend. Nein, nicht schweigend: ein Redender, wie nie ein Redender vor ihm. Die Reden an die deutsche Nation fallen in diese erschöpfte Zeit. Das Unerschöpfteste, Unerschreckteste, was ein erschöpftes, erschrecktes Geschlecht je zu hören bekommen hat.

Digitized by Google

Unter den Augen der Franzosen sind diese Reden gehalten worden. So, daß seine Stimme, nach dem Bericht seines Sohnes, oft von französischen Trommeln, die durch die Straßen zogen, übertäubt wurde und allgemein bekannte Aufpasser im Saale erschienen.

Es gehörte nicht nur Fichtescher Mut, sondern auch Fichtescher Geist dazu, um unter solchen Bedingungen überhaupt noch den Weg zum wirksamen Wort zu finden. Fichte hat den Weg gefunden, hat es vermocht, in deutscher Sprache vom Vaterlande zu „reden, wenigstens zu seufzen", und die Begeisterung zu entzünden, die über das Unbegeistete siegt.

Ein ungewöhnliches Meisterstück, und immer zugleich ein Wagestück! Wie kühn, das ergibt sich aus den Zensurschwierigkeiten, die Fichte durchzukämpfen gehabt hat. Max Lehmann hat sie in einem vortrefflichen Aufsatz beschrieben (Historische Aufsätze und Reden 1911).

Napoleons Person durfte selbstverständlich nicht mit Namennennung erscheinen. Dennoch erscheint sie, so scharf und klar, daß man blind sein müßte, um sie nicht zu sehen. Unter der Gestalt von Voltaires Mahomet, im letzten Drittel der achten Rede. Kein anderer als Napoleon selbst ist jener Voltairesche Mahomet, der sich in den Kopf gesetzt hat, er „sei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, alles daran setzen muß und nicht ruhen kann, bis er alles, das nicht eben so groß von ihm denken will, denn er selbst, zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt sein eigener Glaube an seine göttliche Sendung ihm zurückstrahle".

Ich will nicht sagen, fährt Fichte fort, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn träte. — Er wills nicht sagen und brauchts nicht zu sagen: wir anderen, die wir ihn kennen, wissen voraus, wie die Antwort fallen muß. Erliegen wird er dem Zorn der Idee; denn die Idee als Prüfstein des Willens ist das geistige Gesicht, das Fichte gegen ihn heraufruft.

Das war im Jahre 1808. Der erste offene Zusammenstoß mit dem Phänomen Napoleon.

Nun fünf Jahre Pause. Dann 1813. Der Sturm bricht los. Das große Probestück beginnt, von welchem Fichte 1808 in den „Reden" gesprochen. Am 19. Februar 1813 bricht er selbst die

Digitized by Google

Vorlesungen ab. Mit einem Schluß- und Sendewort, wie es nur Fichte sprechen konnte.

Wieder taucht Napoleon auf. Als einer der Geister, deren Hebel die unersättliche Leidenschaft eines ungebundenen Willens ist. Wieder ist es der Eigendünkel, der ihm vorgehalten wird, die Blindheit eines Heroenwillens, den kein „Gesicht" mehr sehend machen kann.

Wochen vergingen. Der Sommer kam. Fichte las wieder, diesmal über den Krieg und Napoleon. Ein drittes Bild des Gewaltigen. Ein Bild, das in der Bestimmtheit der Linien, der Sicherheit der Farbengebung, der kühnen Durcharbeitung der Form und — Objektivität des Sehens wenige seinesgleichen hat in der Kunst der Personenschilderung.

Die Größe liegt in der Konsequenz, mit der die Schranken Napoleons aus seinen Kräften abgeleitet werden, das Ungeheuerliche an ihm aus dem Ungeheuren in ihm.

Zuvor: er ist überhaupt kein Franzose, ist Korse, ist „aus einem Volke, das schon unter den Alten wegen seiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit seiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Fesseln zu zerbrechen, und infolge dieses Kampfes in die Sklaverei eines nur schlaueren Herrschers gefallen und um seine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer solchen Lage seines Vaterlandes sich entwickelten, mögen die ersten Bildungsmittel seines aufkeimenden Verstandes gewesen sein!"*)

Zwei starke Begabungen sind in ihm, die keine Kritik erschüttern kann: die souveräne Klarheit des Sehens und die ebenso souveräne Bestimmtheit des Willens. Die Klarheit des Sehens überliefert ihm restlos alle unbenutzte Kraft und hat zugleich die weitere Folge, daß alle Schwäche in der Welt seine Stärke werden muß. In der Kraft dieser Klarheit schwebt er wie ein Geier über dem betäubten Europa, lauschend auf alle falschen Maßregeln und Schwächen, um flugschnell herabzustürzen und sie sich zunutze zu machen.

Gleich überlegen die Energie seines Willens, die alles einem zu opfern vermag, dem unbedingten Herrschertriebe. Auch hier reicht keiner an ihn heran. „Die anderen wollen auch wohl herrschen;

*) Die Betonung des korsischen Ursprungs ist wahrscheinlich durch Rousseau veranlaßt, den Fichte in seiner Jugend eifrigst studiert hat. Rousseau hat mit prophetischem Blick die Korsen gleichsam dazu ermächtigt, den Allzermalmer hervorzubringen. — Den Schritt in die korsische Abkunft zurück hat Taine nach Fichte wiederholt. Von Taine ist die Sache an Nietzsche gekommen.

Digitized by Google

aber sie wollen noch vieles andere nebenbei, und das erste nur, wenn sie es neben diesem haben können. Sie wollen ihr Leben, ihre Gesundheit, ihren Herrscherplatz nicht aufopfern; sie wollen bei Ehren bleiben; sie wollen wohl gar geliebt sein. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: sein Leben und alle Bequemlichkeiten desselben setzt er daran; der Hitze, dem Froste, dem Hunger, dem Kugelregen setzt er sich aus, das hat er gezeigt: auf beschränkende Verträge läßt er sich nicht ein; ruhiger Beherrscher von Frankreich will er nicht sein, sondern Herr der Welt will er sein, und, falls er das nicht kann, gar nicht sein. Die haben durchaus kein Bild von ihm, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm sich etwas anderes schließen lasse, denn Waffenstillstände."

Kann man klarer und schärfer sehen, kann man besser und pünktlicher sagen, was an Napoleon Großes war? Fichte spricht selbst, nicht ohne Respekt, von einem immer noch erhabenen Zug seines Wesens. Er bedauert die Kümmerlichen, die diese Erhabenheitsspuren nicht sehen. Napoleon hatte alle Voraussetzungen zu wahrer, echter Menschengröße.

Und er wäre mit seinen mächtigen Gaben der Wohltäter und Befreier der Menschheit geworden, unzweifelhaft, wenn — ja wenn „auch nur eine leise Ahnung der sittlichen Bestimmung des Menschengeschlechts in seinen Geist gefallen wäre". Das ist der gähnende Hohlraum im Busen dieses erstaunlichen Menschen, daß er keine Gesinnung hat, keinen Sinn für die Bedeutung, für die Möglichkeit des Menschen, die da wirklich werden soll, daß er mit der ihm verliehenen Gewalt sein eigenes Volk nur abgerichtet, die übrigen Völker zerknickt und zertreten hat, anstatt sie zu — erziehen.

Die Energie, die aus ihm herausbricht, ist dem sittlichen Willen verwandt und gleichwohl die schlimmste Verzerrung desselben. Es ist die bloße „formale Kraft des sittlichen Willens", ohne Kern und Gehalt. Größenwahn, nicht Größensinn, wenn es erlaubt ist, die Fichtesche Empfindung durch eine eigene Antithese zu erläutern.

Daß alles aufgeopfert werden soll, hat Napoleon richtig gesehen; aber das große Wozu und Wofür ist ihm niemals aufgegangen. Die „gänzliche Blindheit für die sittliche Bestimmung des Menschengeschlechts" hat ihm dieses „Gesicht" verschlossen.

„So ist unser Gegner. Er ist begeistert und hat einen absoluten Willen; was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen und hatte einen bedingten Willen. Er ist zu besiegen auch nur durch Be-

Digitized by Google

geisterung eines absoluten Willens, und zwar durch die stärkere, nicht für eine Grille, sondern für die Freiheit. Ob nun diese in uns lebt, und mit derselben Klarheit und Festigkeit von uns ergriffen wird, mit der er seine Grille ergriffen hat, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen."

Fichte hat das Ende nicht mehr erlebt. Ehe die letzte Entscheidung fiel, wurde er jäh herausgerufen. Ein durch Ansteckung entfesseltes Nervenfieber raffte den Starken, nie zu Bezwingenden, nach kurzem Krankenlager dahin. Am 29. Januar 1814.

Unter den Spuren, mit denen er sich in unsere Geschichte eingegraben, wird die antinapoleonische Linie immer eine der größten sein. Ist es an sich schon stets ein Moment, wenn sich zwei mächtige Menschen begegnen von entgegengesetzter Polarität, so steigert sich hier die Größe des Ringens durch das Eindringen der prinzipiellen Frage, was das Stärkere ist in der Welt, der Wille zur Macht oder der Wille zum Reinen. Fichte hat damals recht behalten: der Wille zur Macht als Wille zum Reinen war das Stärkere in der Welt. Idealismus heißt, daß wir wissen, daß er immer der stärkere ist.

Digitized by Google

Zur Psychologie der Kunst.

Von

Martin Havenstein.

Programmusik oder reine Musik? Dichtende Malerei oder bloße Farbenkunst? Seelenvolle Bildnerei oder bloße Gestaltung des Raumes? Was ist das eigentlich Entscheidende und Wertbestimmende im Kunstwerk, das, was es den Sinnen unmittelbar darbietet, oder die Assoziationen, die es zugleich weckt und die den Sinneneindruck umspielen wie die Schmetterlinge die Blüte? Man weiß, wie lebhaft über diese Fragen unter Künstlern und Aestetikern gestritten worden ist und noch heute gestritten wird. Die Unduldsamkeit und Heftigkeit, mit der die theologischen Richtungen und die philosophischen Systeme einander zu bekämpfen pflegen, man findet sie auch in dem Streite, den die verschiedenen Kunstrichtungen miteinander führen. Ganz eingeschworen auf die eigene Anschauung, will man die gegnerische überhaupt nicht gelten lassen. Für Hanslick war Wagners Musik einfach Unmusik, ein „Opiumrausch", der mit echter Kunst nichts zu tun hat, und die heutigen Herolde der modernen französischen Farbenkunst, die vor einer Cezanneschen Obstschale in Entzücken geraten, sprechen den Gemälden Böcklins jeden wahren Wert ab.

Diese ästhetischen Fanatiker zur Besinnung zu rufen, erscheint mir nichts geeigneter, als die jüngst erschienene „Psychologie der Kunst" von Richard Müller-Freienfels (2 Bände, Teubner 1912). Das vortreffliche Werk, das, soviel ich weiß, zum ersten Male und dazu in der anregendsten Weise die eigenen und fremden modernen psychologischen Forschungen und Erkenntnisse zusammenfaßt, um das gesamte Gebiet der Kunst psychologisch zu durchleuchten, befriedigt ein fühlbares Bedürfnis. Vor der Religionsphilosophie und Ethik treibt man heute Religions- und Moral-

Digitized by Google

psychologie, und so muß auch der Aesthetik eine Psychologie der Kunst voraufgehen. Ehe man Gesetze für das ästhetische Empfinden aufstellt, muß man über die Tatsächlichkeit dieses Empfindens, seine Wurzeln, seinen Inhalt und seinen Umfang, im Klaren sein. Nun schreibt heute freilich niemand eine Aesthetik, ohne über die ästhetischen Grundbegriffe irgendwelche psychologischen Untersuchungen anzustellen. Aber diese Untersuchungen sind gewöhnlich nicht so ernst und unbefangen, wie sie aussehen. Sie gehen der Aesthetik nicht wirklich voraus, oder doch nur so, wie der Herold seinem Herrn vorausreitet, um ihn als seinen Herrn anzukündigen und ihm Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Fast immer ist die Aesthetik im Grunde schon fix und fertig, wenn die Psychologie angerufen wird, und sie wird in Wahrheit nur angerufen, um der fertigen Aesthetik den Mantel der Wissenschaftlichkeit und Objektivität umzuhängen, der ihre rein subjektive Herkunft verhüllt. Daher gibt es denn ebensoviele ganz verschiedene Systeme der Aesthetik, wie es Aesthetiker gibt, alle in psychologischer, höchst wissenschaftlicher Gewandung und im Grunde doch nur dem höchst persönlichen Empfinden ihres Verfassers entstammend und daher nur soweit gültig und überzeugend, als dieses Empfinden reicht. Will man in der Aesthetik darüber hinaus und zu höherer Objektivität gelangen, so muß man wie Müller-Freienfels Psychologie der Kunst treiben, nicht also, um seine Aesthetik psychologisch zu inszenieren, sondern einzig und allein, um die ästhetischen Phänomene psychologisch zu begreifen. Nicht als ob damit alle Unterschiede der Auffassung verschwinden würden. Volle Objektivität ist in der Aesthetik so wenig möglich wie in irgend einer anderen Wissenschaft, die es mit der Welt der Werte zu tun hat. Aber eine größere Gerechtigkeit im Urteil über anders Empfindende und eine Verständigung zwischen den Streitenden wird wenigstens ermöglicht oder angebahnt, wenn man, Müller-Freienfels folgend, die Erscheinungen der ästhetischen Welt mit reinem Psychologenauge betrachtet, um sie vor aller Systemmacherei in ihrer ganzen Eigentümlichkeit und Mannigfaltigkeit zu verstehen.

Müller-Freienfels ist bei diesem Bestreben dazu gekommen, eine ganze Reihe von Typen des Kunstgenießens zu unterscheiden, und zwar vor allem nach ihrer intellektuellen Eigenart, wo sie ja am faßbarsten sind. Er unterscheidet als Haupttypen den sensorischen, den imaginativen und den theoretischen oder reflektierenden Typus, je nachdem im Kunstgenusse das unmittelbar Gegebene, die begleitenden Vorstellungen oder die daran geknüpften

Digitized by Google

Urteilsvorgänge das vorwiegend Lusterregende sind. Zum sensorischen Typus gehört beispielsweise auf dem Gebiete der Musik derjenige, der sich an den Tönen selbst in ihrem Nach- und Nebeneinander genügen läßt, zum imaginativen, wer hauptsächlich danach fragt, was die Musik ausdrückt, zum theoretischen endlich, wen am meisten die Kunst an der Komposition beschäftigt und erfreut, wer also die Musik vor allem kompositorisch zu verstehen und geistig nachzuschaffen trachtet.

Diese Haupttypen sind nun wieder einzuteilen, je nach den Sinnesorganen oder Phantasiekräften, die beim ästhetischen Genusse vornehmlich in Tätigkeit treten. Der sensorische Kunstgenuß wird entweder durch das Gesicht vermittelt oder durch das Gehör oder endlich durch Bewegungsempfindungen, ob diese Bewegungen nun wirklich ausgeführt werden, wie beim Tanze, oder ob sie nur tendiert und schon im Entstehen gehemmt werden, wie in der Regel beim Anhören rhythmisch geordneter Klänge. Je nachdem der Kunstgenießende wesentlich auf Farbenreize, Klangreize oder Bewegungsanreize lustvoll reagiert, gehört er zum sensorisch-visuellen, sensorisch-auditorischen oder sensorisch-motorischen Typus. Dieser Einteilung der sensorischen Typen entspricht die der imaginativen nicht völlig. Es ist eine psychologische Streitfrage, ob wir Töne adäquat reproduzieren können, ob es also so etwas wie eine auditorische Phantasie überhaupt gibt. Man behauptet, alles vermeintliche innere Hören von Klängen lasse sich zurückführen auf Innervationen motorischer Nerven — auf unhörbares Singen — und auf Erinnerungen visueller und verbaler Natur, die es uns ermöglichen, die mit den Klängen verknüpften Gefühle zu reproduzieren. Diese psychischen Ersatzstücke verwechsele man mit den Klängen selbst, die man in Wahrheit nicht innerlich nachbilden könne. Wie dem sein mag, jedenfalls kann die auditorische Phantasie hier beiseite gelassen und der imaginative Kunstgenuß auf die Lust an visueller, motorischer und verbaler Phantasietätigkeit beschränkt werden. Denn daß sich die Phantasie hauptsächlich in dieser dreifachen Richtung betätigt, ist zweifellos. Sie produziert entweder anschauliche Vorstellungen, oder sie imaginiert Stellungen, Bewegungen, Handlungen, oder sie bewegt sich in der ganz eigenen Welt der Worte. An anschauliche Vorstellungen denken wir vor allem bei dem Worte Phantasie, das hauptsächlichste Kunstgebiet der motorischen Imagination ist die Mimik, über die Welt der Worte wird bald noch ausführlich zu reden sein. — Daß endlich die theoretischen

Digitized by Google

Typen des Kunstgenießens nicht wie die beiden anderen Haupttypen weiter einzuteilen sind, liegt auf der Hand. Urteilsvorgänge sind von derselben Art, ob sie sich auf einen sensorischen oder imaginativen, einen visuellen oder motorischen Kunstgenuß beziehen.

Die vollständige Tafel der Typen des Kunstgenießens, die Müller-Freienfels aufstellt, ist demnach folgende:

A. Sensorische Typen:
   1. sensorisch-visuelle,
   2. sensorisch-auditorische,
   3. sensorisch-motorische.

B. Imaginative Typen:
   1. imaginativ-motorische,
   2. imaginativ-anschauliche,
   3. imaginativ-verbale.

C. Theoretische oder reflektierende Typen.

Diese Typentafel ist meines Erachtens ein ausgezeichnetes Mittel, um jedem über seine eigene Art des Kunstgenießens zur Klarheit zu verhelfen. Wer sich recht besinnt, wird leicht finden, welchem Typus oder welchen Typen er selbst zuzurechnen ist. Es ist nämlich keineswegs so, daß man durchgehends nur einem Typus angehören müßte. Es gibt Mischungen und Besonderheiten der verschiedensten Art. Man kann alle Haupttypen in ungefähr gleicher Stärke in sich vereinigen und also ebenso sensorisch wie imaginativ und theoretisch veranlagt sein, freilich wohl ein seltener Fall. Man kann sich aber auch auf einem Gebiete wesentlich sensorisch, auf einem anderen wesentlich imaginativ verhalten. Endlich kann man auf demselben Gebiete zu verschiedenen Zeiten verschieden auf Kunsteindrücke reagieren, einmal mehr sensorisch, einmal mehr imaginativ oder auch reflektierend, je nachdem die verschiedenen Seelenkräfte gerade nach Betätigung oder nach Ruhe verlangen. Wer sein Auge an einem leuchtenden Farbenspiel gesättigt hat, der ist sehr geneigt, sich nun auch einmal in die blasse Welt der Imagination oder gar in die ganz farblose des Denkens zu begeben; wer dagegen stundenlang in dieser Schattenwelt geweilt hat, der bekommt schließlich einen wahren Hunger nach dem kräftigen Rot und Blau und Grün der Wirklichkeit.

Niemand wird bestreiten, daß solche Ueberlegungen auch zu einer gerechteren Würdigung fremder Eigenart und damit zu einer

Digitized by Google

Verständigung zwischen den miteinander streitenden Kunstrichtungen führen können. Der sensorisch-visuell Veranlagte, der ein Gemälde nach Meier-Gräfeschen Grundsätzen als Farbenkunstwerk wertet, wird, wenn er seine Kunstanschauung als Ausdruck einer bestimmten Veranlagung begreift, dem „Poesiemaler" wie Vautier, Schwind oder Böcklin nicht mehr die Daseinsberechtigung absprechen, und wer ein Gebäude als etwas Seelenhaftes und Stimmungsvolles empfindet und erst dann zum Genusse in der Betrachtung kommt, wenn er es so empfindet, wird den Architekten nicht gleich einen Handwerker schelten, der über solche „Dilettantenschwärmerei" lächelt und selber in dem Bauwerk nichts als schöne Linien und eine glückliche Lösung von Konstruktionsschwierigkeiten wahrnimmt.

Man könnte nun meinen, diese Kunstpsychologie drohe allem Trachten nach einer allgemeingültigen Theorie der Kunst ein Ende zu machen, da man fortan jede beliebige Auffassung mit der Berufung auf einen der genannten Typen ohne weiteres rechtfertigen dürfe. Allein so steht es nun doch nicht, und auch Müller-Freienfels meint es nicht so. Gewiß, man tut der Wirklichkeit Gewalt an, wenn man nur ein einziges ästhetisches Prinzip, wie das der Einfühlung, der Illusion oder der reinen Form, gelten lassen und alle Künste theoretisch unter einen Hut bringen will. Denn zwischen den einzelnen Künsten bestehen in der Art ihrer intellektuellen Wirkung die größten Unterschiede, und eben diese Unterschiede können wir mit Hilfe der Müller-Freienfelsschen Untersuchungen und Darlegungen aufs genaueste erkennen. Es wird uns klar, daß der eine Aesthetiker seine Theorie der Kunst wesentlich nach der Musik, der andere nach der Poesie, der dritte nach der bildenden Kunst gemacht hat. Solchen falschen Verallgemeinerungen macht die Psychologie der Kunst ein Ende. Sie nötigt uns, zunächst einmal das Wesen und die Wirkung jeder einzelnen Kunst gründlich zu erforschen und zu erfassen. Aber bei diesen spezielleren Untersuchungen kann sie, wie ich glaube, trotz oder vielmehr mittels der Typentafel zu ziemlich bestimmten Resultaten führen und so die Aesthetik dem rein subjektiven Empfinden und Belieben entziehen. Und zwar, scheint mir, lassen sich die Künste in eine Reihenfolge bringen, die vom vorherrschend Sensorischen über das gemischt Sensorische und Imaginative zum vorherrschend Imaginativen führt oder umgekehrt. Stellen wir, mit dem Imaginativen beginnend, diese Reihe dar und fragen wir uns am Schlusse, ob es nicht doch möglich ist, gerade aus der Charakteristik der einzelnen Künste nach ihrer intellektuellen Eigenart

Digitized by Google

eine allgemeine Charakteristik der Kunst zu gewinnen und so das Streben des Geistes nach Einheit zu befriedigen.

Das hauptsächlichste Kunstgebiet des imaginativen Typus ist die Poesie. Das zeigt uns schon der Sprachgebrauch, der alles Erträumte Poesie und jedes Kunstwerk poetisch nennt, das stark auf die Phantasie wirkt. Das Sensorische spielt in der Poesie eine untergeordnetere Rolle als in allen übrigen Künsten. Man kann ihm hier kaum eine selbständige Bedeutung zuschreiben, es dient vielmehr ganz vorwiegend nur der Vermittlung imaginativer Werte. Darüber hat man sich getäuscht und konnte man sich täuschen, weil es sehr schwer ist, beim dichterischen Genusse das rein Sinnliche und das Geistige scharf zu scheiden und man daher leicht jenem zuschreibt, was in Wahrheit diesem zukommt. Es scheint z. B., als ob der holde Singsang Heinescher Lieder seinen Zauber ganz wesentlich der Wirkung auf unsere Sinne verdanke, der Genuß also in diesem Falle vorwiegend sensorisch-auditorisch und sensorisch-motorisch bedingt sei. Und gewiß ist das Musikalische in der Poesie, Klang und Rhythmus, nicht zu unterschätzen. Ein paar Assonanzen und Alliterationen können den Reiz eines Verses oder Liedes erstaunlich steigern, wie uns andererseits ein rhythmischer Verstoß oder eine klangliche Härte im Genusse empfindlich stören kann. Hören wir z. B. die durch Brahms' Vertonung so bekannt gewordenen herrlichen Verse Hermann Linggs

„Immer leiser wird mein Schlummer,
Nur wie Schleier liegt mein Kummer
Zitternd über mir",

so empfinden wir den klanglichen Zauber der ersten Zeilen sicherlich sehr stark. Aber würden wir ihn auch dann so empfinden, wenn uns nicht das schöne Bild des Kummers, der, vom Schlafe seiner Schwere beraubt, nur wie Schleier über der Schlummernden liegt, entzückte? Wieviel von unserer Lust ist dem Bilde, dem Imaginativen, zuzuschreiben, und wieviel den Klangreizen, dem Sensorischen? Diese Frage zu beantworten, ist kaum möglich, da das Sensorische und das Imaginative, das Musikalische und das spezifisch Dichterische im Verse zu innig miteinander verwoben und verwachsen sind. Versuchen wir beides zu trennen und den sensorischen Faktor bewußt zu isolieren, so spricht, uns unbewußt, das Imaginative, der Sinn, doch heimlich mit. Wollen wir also Klang und Takt wirklich rein für sich auffassen und beurteilen, so müssen wir das Imaginative

Digitized by Google

völlig ausschalten, indem wir Verse nehmen, die für uns keinen Sinn haben, also Verse einer Sprache, die wir nicht verstehen. Und da kann denn kein Zweifel sein, daß das Sensorische im dichterischen Kunstgenuß keine selbständige Bedeutung hat. Es fällt niemand ein, griechische oder italienische Verse einem Publikum vorzutragen, das Griechisch oder Italienisch nicht versteht. Selbst die klangvollste Sprache fesselt uns nicht, wenn sie uns fremd ist, und wenn wir auch wohl einmal ein Weilchen ganz gern zuhören, so kann doch von einem wirklichen Kunstgenusse nicht die Rede sein. — Nun könnte man hiergegen einwenden, um eine Sprache musikalisch recht zu genießen, müsse man mit ihren Lauten und Lautverbindungen vertraut sein. Im auditorischen Genusse einer fremden Sprache störe uns die klangliche Fremdartigkeit, wie uns etwa eine fremde Tonart im Genusse eines Musikstückes stören würde. Aber ist denn z. B. das Griechische für uns phonetisch fremdartig? Keineswegs. Wir assimilieren es uns ja vollkommen, und zwar phonetisch wie rhythmisch. Wir lesen Homerverse phonetisch und rhythmisch durchaus deutsch. Und wenn gewisse Konsonantverbindungen, wie etwa κτ im Anlaut, uns fremdartig anmuten, so werden solche Härten durch den reicheren Vokalismus des Griechischen sicher mindestens aufgewogen. Und doch hat das Anhören von Homerversen für den der Sprache Unkundigen zweifellos eine wesentlich einschläfernde Wirkung. Was man bei einer unbekannten Sprache vermißt, ist in Wahrheit nicht die Vertrautheit mit dem Klanglichen, sondern die geheimnisvollen Spinnefäden, die das entwickelte Sprachgefühl zwischen Wort und Bedeutung, zwischen Klang und Sinn, hinüber- und herüberzieht. Es ist eine dem groben Empfinden nicht spürbare Angemessenheit des Sensorischen zum Imaginativen, was uns in der Poesie den sensorischen Genuß wirklich zum Genusse macht. Die zitierten Verse H. Linggs entzücken uns rein klanglich vor allem deshalb, weil wir fühlen, daß die Wortklänge den dadurch symbolisierten Vorstellungen wunderbar entsprechen. Etwas Leises und Weiches ist darin, etwas wie Schleier und Schlummer, und das eben ist ihr Hauptreiz. Wie deutlich beweist das die beherrschende Bedeutung des Imaginativen in der Poesie! Auch das rein Akustische darin genießen wir wesentlich, sofern es hineinragt ins Imaginative, d. h. wir genießen es wesentlich imaginativ. — Zu demselben Ergebnis führt es, wenn man das Sensorische dadurch isoliert, daß man Silben der Muttersprache von schönem Klange, aber ohne Sinn zusammenstellt.

Digitized by Google

Wie verkehrt ist es demnach, wenn moderne Lyriker ein Gedicht vornehmlich als „Schallkunstwerk" betrachtet wissen wollen! Die Schallkunst ist die Musik. Mit ihr ernsthaft zu konkurrieren, ist für die Poesie eine Unmöglichkeit, weil dem gesprochenen Wort eben das fehlt, was den Klängen einen selbständigen ästhetischen Wert verleiht: die Bestimmtheit nach Zeitmaß und Tonhöhe. Trachtet die Poesie nach musikalischen Lorbeeren, so bleibt ihr nichts übrig, als sich mit der Musik zu verschwistern. Ob sie durch diese Verschwisterung als Poesie immer gewinnt, ist freilich fraglich.

Die Imagination, die also den dichterischen Genuß ganz wesentlich begründet, ist eine Imagination aller drei in der Typentafel unterschiedenen Arten. Doch ist das Visuelle dem Motorischen und dieses dem Verbalen in der Poesie nicht gleichwertig. Das wird nicht jeder ohne weiteres zugeben. Man meint vielfach, der poetische Genuß sei wesentlich ein innerliches Schauen und die Poesie eine bewegte Malerei, eine Art Kinematographie, deren Films an dem „Auge des Geistes" vorüberzögen. Allein schon eine kurze Selbstbesinnung kann jeden lehren, daß dem nicht so ist. Das eigentliche Organ des dichterischeren Genusses ist die verbale Imagination. So gewiß Anschaulichkeit und Bildlichkeit der Rede ein wesentliches Merkmal der dichterischen Sprache sind, so wenig ruft diese Anschaulichkeit und Bildlichkeit stets innere Anschauungen und Bilder in uns hervor. Das geschieht vielmehr nur in seltenen Fällen. Wir denken ganz überwiegend in bloßen Worten, d. h. natürlich in Wortbedeutungen. Es ist möglich, ein ganzes Buch zu lesen oder einen ganzen Vortrag zu hören und vollkommen zu verstehen, ohne daß ein einziges Mal das Gehörte oder Gelesene durch eine anschauliche Vorstellung belebt und gleichsam seelisch illustriert würde. Zahllose Wörter können ja auch gar nicht illustriert werden, da sie völlig abstrakt und unanschaulich sind. Und wo die Illustrierung möglich wäre, fehlt uns gewöhnlich die Zeit dazu, da beim Lesen wie beim Hören von Sprachkunstwerken die Worte so schnell vorüberfliehen, daß wir genug zu tun haben, wenn wir sie nur ihrer Bedeutung nach völlig erfassen und nichts vom Sinn verlieren wollen. Visuelle Vorstellungen blitzen in der Regel nur ganz flüchtig und verschwommen dann und wann einmal auf, ohne daß sie den Genuß erheblich steigerten. Ich habe an mir die Beobachtung gemacht, daß das Auftauchen visueller Vorstellungen, wenn sie lebhaft sind, die Auffassung einer Dichtung unterbricht, wie Illustrationen den Text eines Buches. Reizt beim Lesen eine Stelle meine visuelle

Digitized by Google

Phantasie, so verfalle ich in einen kleinen Traum und lasse das Buch ein paar Sekunden sinken, oder ich lese mechanisch weiter, ohne zu verstehen, bis ich aus dem kleinen Traum erwache und dann das ohne Aufmerksamkeit Gelesene noch einmal lese. Ob es nicht allen so ergeht? Ich möchte es annehmen. Die visuelle Phantasie verlangt ein Verweilen und Sich-versenken, sie nimmt die psychische Energie in Anspruch und entzieht sie der Auffassung der folgenden an Auge und Ohr vorüberziehenden Worte. Natürlich erwecken solche visuellen Vorstellungen Lust. Ab und zu so einen kleinen Traum zu träumen, hat einen eigenen Reiz. Aber eben nur ab und zu. Das Visuelle hat in der Poesie im ganzen nur die Bedeutung einer Zugabe, etwa wie die schon mehrfach erwähnten Illustrationen in einem Buche.

Man glaube nicht, daß die Poesie damit zur bloßen Wortmacherei erniedrigt und der Unterschied zwischen ihr und der Rhetorik oder der gewöhnlichen Rede verwischt würde! Die Worte haben ein ganz eigenes, geheimnisvolles, unendlich reiches Leben. Sie bilden die ganze Welt, die anschauliche wie die unanschauliche, auf ihre Weise ab, und die feinsten Unterschiede der Zeichnung werden uns fühlbar ohne Zuhilfenahme der visuellen Phantasie. Diese ist viel gröber und verschwommener als die verbale Phantasie und oft ganz außerstande, ihr bis zu ihren letzten Kühnheiten und Feinheiten zu folgen. Wir empfinden den Reiz einer anschaulichen und bilderreichen Redeweise in vollem Maße, auch wenn wir in Wahrheit gar nichts dabei „anschauen". Der Versuch, dies zu tun, würde sogar oft zu Geschmacklosigkeiten führen und den Genuß stören. Nehmen wir als Beispiel wieder die oben zitierten Verse H. Linggs! Die Bildlichkeit des Ausdrucks darin entzückt uns. Aber stellen wir den Kummer wirklich als Schleier vor? Und würden wir etwas gewinnen, wenn wir's täten?

Eine weit größere Rolle als das Visuelle spielt in der Poesie das Motorische. Schon das Sensorisch-Motorische. Der Rhythmus der Verse in einer uns unbekannten Sprache ist eher imstande, uns, wenigstens uns Germanen, zu fesseln als das Klangliche darin. Sind die Akzente recht deutlich, so ticken wir sie in irgendwelchen Bewegungen mit, ob sie nun wirklich ausgeführt oder schon im Entstehen gehemmt werden, und wir haben unsere Lust daran. Bereitet uns doch schon das bloße Klopfen eines Taktes mit einem Fuß oder Finger ein gewisses Vergnügen. Viel stärker aber noch ist die Lust am Imaginativ-Motorischen in der Poesie. Die ganze,

Digitized by Google

das Visuelle überragende Bedeutung des Imaginativ-Motorischen in der Poesie hat zuerst Lessing erkannt. Die Hauptlehre seines Laokoon, daß die Poesie nicht, wie die bildende Kunst, das „Koexistierende" im Raum darzustellen habe, sondern das „Konsekutive" in der Zeit, nicht Körper, sondern Handlungen, was ist sie im Grunde anderes, als die Erkenntnis, daß der dichterische Genuß weit weniger imaginativ-visuell als imaginativ-motorisch bedingt ist? Will der Dichter uns recht „anschaulich" werden, so muß er sich an die motorische Phantasie wenden und also das Sein in Werden, die Ruhe in Bewegung verwandeln. Das Imaginativ-Motorische tritt dann für das Visuelle ein und ersetzt es. In gewissem Sinne ist alle echte Poesie dramatisch. Wir spielen sie innerlich nach. Daß wir es tun, verrät sich auch äußerlich, wenn nicht in Gesten, so doch jedenfalls in Mienen. Man lese nur ein Gedicht gut vor, und man wird in den Gesichtern der Zuhörer sehen, wie sie es innerlich mitspielen. Bis zu einem gewissen Grade gilt das selbst von solchen Gedichten, die einen rein schildernden Charakter haben und nichts als eine Naturstimmung ausdrücken. Denn der Dichter „beseelt" die Natur, er belebt das Tote und bewegt das Unbewegte. Er läßt den Baum Arme zum Himmel heben, die Felswand sich emporrecken, den Abgrund sich niedersenken, und wir heben, recken und senken uns innerlich mit.

Nun gibt es natürlich individuelle Unterschiede im dichterischen Genießen, wie übrigens auch im dichterischen Schaffen, je nachdem der Genießende oder Schaffende mehr zu diesem oder zu jenem Typus gehört. Dem einen bedeuten visuelle Vorstellungen mehr als den meisten — er wird sich von Dichtern wie Gottfried Keller besonders angezogen fühlen —, der andere hat einen ungewöhnlich lebhaften Sinn für die musikalischen Reize der Poesie — ihn werden Dichter wie Heine, George und Rilke mehr als andere entzücken —, der dritte, der am stärksten imaginativ-motorisch veranlagt ist, wird bei dramatischen Dichtern am meisten Genuß finden. Aber es handelt sich bei diesen Unterschieden doch immer nur um ein Mehr oder Weniger, das unser Resultat nicht ändern kann. Es bleibt dabei: die Poesie ist ganz vorwiegend eine Kunst für die imaginativen Typen des Kunstgenießens, und zwar in erster Linie für den imaginativ-verbalen, in zweiter für den imaginativ-motorischen und in dritter Linie für den imaginativ-visuellen Typus.

Ueber die Malerei wird, wie schon erwähnt, von den ver-

Digitized by Google

schiedenen Richtungen heftig gestritten. Hier scheint es zweifelhaft, welcher Typus als der berechtigtere anzusehen ist. Die Sensoriker stellen die Malerei in Parallele zur Musik. Wie diese keinen Gegenstand nachbilde, sondern nur Töne zusammenstelle und dadurch das höchste Lustgefühl erwecke, so habe die Malerei nur Farben zusammenzustellen und „Farbensymphonien" zu komponieren. Nach dem „Gegenstand" frage nur der Laie, der unkünstlerische Mensch; für den Künstler sei er im Grunde gleichgültig und nur ein Anlaß, seinen Farbensinn produktiv zu betätigen. Auch für den Laien sei ein Gemälde in Wahrheit nur ein Augenschmaus, er wisse es nur nicht, da er sich über die Herkunft der empfundenen Lust täusche. Wie man sich in der Musik einbilde, das zu genießen, was die Töne ausdrückten, während man in Wahrheit nur durch die Töne an und für sich lustvoll erregt werde, so schreibe man in der Malerei fälschlich dem Gegenstande zu, was den Farben zuzuschreiben sei. Der Eindruck der Farben sei durchaus das eigentlich Lusterregende.

Hieran ist soviel richtig, daß die Bedeutung des rein Sensorischen in der Malerei vielfach sehr unterschätzt wird. Es ist Tatsache, daß die Farben als solche einen Lustwert haben, wie die Töne, wenn auch nicht so stark wie diese. Der naive Mensch pflegt das nicht zu bemerken, weil sich uns die Farben nicht wie die Töne als etwas Abgesondertes, für sich Bestehendes darbieten, sondern als etwas an den Gegenständen Haftendes, als Eigenschaften der Dinge. Und so schreibt er wirklich oft dem Gegenstande zu, was in Wahrheit nur eine Wirkung der Farben als solcher ist. Wer hier scheiden gelernt und Beobachtungen gemacht hat, der weiß, wie stark, wenn auch meist unbewußt, die Wirkung der Farben ist, und er bewundert den sensorisch-ästhetischen Instinkt, den die Frauenwelt bei ihrer Kleidung verrät. Ein solcher Instinkt zeigt sich ja sogar in der Tierwelt. Die Vögel wenigstens scheinen fast sämtlich zum sensorisch-visuellen Typus zu gehören. Nur sind es hier die Männchen, die durch farbenprächtige Kleidung den Geliebten zur Augenweide dienen und auf ihre „Sinne" wirken. Schon die einzelne Farbe hat ihren ganz bestimmten Gefühlston. Es ist für unsere Stimmung keineswegs gleichgültig, ob wir in ein grellrotes, ein dunkelblaues oder weißgoldenes Zimmer treten. Und wenn mehrere Farben sich zu einer Art Akkord vereinigen, so steigert das den Reiz ganz außerordentlich. Ich erinnere mich, daß mich im Züricher Kunsthause einmal zu meinem eigenen Erstaunen am allerstärksten ein Bild von Felix Vallotton gefesselt hat, ein Interieur, la visite betitelt, dem In-

Digitized by Google

halte nach ganz belanglos, aber von einem prachtvollen Farbenglanz. Von all den bedeutenden Gemälden dieser Galerie kehrte ich immer wieder zu diesem Bilde zurück, da ich mich an den tiefen, leuchtenden Farben der darauf dargestellten Plüschmöbel, Teppiche und Decken gar nicht satt sehen konnte. Farben können uns eben geradezu entzücken, und es gehört sicherlich zum rechten Malerauge, solcher Entzückungen fähig zu sein. Die Farben so zu wählen und abzutönen, daß sie eine den Sinnen wohltuende Harmonie bilden, das ist wirklich eine Kunst, die ebensoviel Anlage wie Studium erfordert, es ist die Hälfte der Malerei. Wer diese Kunst versteht, vermag manchmal durch ein paar Pinselstriche den Reiz eines Gemäldes zu verdoppeln. Ein schönes Idyll Ludwig von Hofmanns stellt eine Sommerwiese mit einem Wasser dar, in dem eine Mädchenschar badet oder baden will. Das frische, sonnige Grün der Wiese mit dem „feuchtverklärten Blau" des Wassers und den glänzenden Mädchenleibern ist reizend, es gewinnt aber unendlich dadurch, daß eines der Mädchen eine brennend rote Kappe auf dem Kopfe trägt. Man nehme diesen roten Farbenfleck aus dem Bilde, und es verliert die Hälfte seines Zaubers, — wenigstens für mein Empfinden.

Es ist also zuzugeben, daß das Sensorische in der Malerei eine hohe Bedeutung hat, und zwar eine selbständige Bedeutung. Es kann vorkommen, daß uns ein Gemälde rein koloristisch entzückt, während uns sein Gegenstand gänzlich gleichgültig bleibt. Aber damit ist natürlich noch nicht zugestanden, daß dies so sein müßte und daß der Gegenstand stets Nebensache wäre. Wie es mit der Musik steht, werden wir später sehen. Der obige Vergleich zwischen ihr und der Malerei ist aber jedenfalls insofern verkehrt, als die Musik gar keine Gegenstände hat, die sie nachbilden könnte, während sich der Malerei die ganze Welt zur Nachbildung darbietet. Wenn sie dieses Anerbieten zurückweisen und wirklich nur gegenstandslose Farbensymphonien komponieren wollte, so würde sie sich um ihre stärksten und tiefsten Wirkungen bringen. Denn wird die Farbe zum Träger imaginativer Werte, so verliert sie ihren sinnlichen Reiz nicht, sie gewinnt aber neue, oft sehr starke Reize hinzu. Wenn ich z. B. mein Auge an einem tiefen, leuchtenden Blau sich weiden lasse und mir nun bewußt werde, daß es der Himmel ist, an dessen Glanz ich meinen Farbenhunger ersättige, so wird die Lust dadurch ohne Zweifel erheblich gesteigert. Denn der Himmel ist nun einmal für uns — der Himmel, etwas unaussprechlich Freudenvolles, der „Lichtabgrund", die Stätte der Seligkeit, gleichviel, ob wir uns dabei

Digitized by Google

von Lerchen- oder Engelschören umklungen fühlen. Ein bedeutungsloses Blau kann mit dem Himmel nicht konkurrieren. Am klarsten wird uns die lusterhöhende Wirkung des Imaginativen in der Malerei, wenn sich uns, wie es häufig vorkommt, ein Gemälde erst nach und nach erschließt und wir stufenweise in seinen Gehalt eindringen. Nehmen wir als Beispiel eines der schönsten Bilder von Uhde, den „heiligen Abend". Der rein visuelle Eindruck drängt sofort zur Erfassung des dargestellten Gegenstandes. Auf den ersten Blick erkennen wir den trüben Winterhimmel, der in der Abenddämmerung schwer auf die verschneite Landschaft herabhängt. Eine öde Landstraße führt ins Bild hinein auf ein ärmliches Gehöft zu, aus dessen einem Fenster ein gelber Lichtschein fällt. Auf der Straße steht vorn, in dürftiger Kleidung, auf den Wegzaun gelehnt, eine Frauengestalt, weiter hinten stapft ein Mann durch den tiefen Schnee dem Gehöfte zu. Bei genauerer Betrachtung bemerken wir, daß die Frau schwanger ist, und nun begreifen wir: es sind bettelarme, umherwandernde Leute, Mann und Frau; die Frau wird unterwegs von ihren Schmerzen überrascht, und der Mann eilt voraus, um Hilfe zu holen und Unterkunft für sich und sein armes Weib zu suchen.

Wir sind ergriffen. Aber der Eindruck verstärkt und vertieft sich noch, wenn wir nun im Katalog den Titel „heiliger Abend" finden. Das Bild wird dadurch zur eindringlichsten sozialen Predigt. So feiern diese armen Menschen Weihnachten, die Nacht des Jubels, in der sich der Himmel auf die Erde herabsenkte, um in alle Finsternis hineinzuleuchten! Hat er für sie, in bangster Stunde, nur den trüben, gelben Lichtschein, der aus der fremden Hütte fällt? Wir stehen stumm vor so hartem, jammerwürdigem Menschengeschick, stumm und ehrfürchtig, wie wir vor dem Anblick des Todes stehen.

Die Vorstellung „heiliger Abend" aber führt uns die Weihnachtsgeschichte in den Sinn. Die lieben, alten Worte klingen in uns an. „Da machte sich auch auf Joseph von Nazareth . . . mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger." Sollte Uhde vielleicht auch hier getan haben, was er so oft auf seinen Bildern getan hat? Und plötzlich ist es uns klar: die armen Leute, die wir da vor uns sehen und um die unser Herz in Mitleid zerschmilzt, sind Maria und Joseph, — Maria und Joseph, ins Deutsche übersetzt. In der ärmlichen Hütte da hinten mit dem gelben Lichtschein wird bald der Heiland geboren werden. — Damit wächst die Bedeutungstiefe des Bildes bis ins Unendliche. Das Bild gewinnt eine wunderbare Transparenz: durch das Soziale hindurch leuchtet das

Digitized by Google

Religiöse. Wir sehen es nun mit ganz anderen Augen an. Ueber dem schweren deutschen Winterhimmel glauben wir nun „die Menge der himmlischen Heerscharen" schon ganz leise singen zu hören.

Wie ich es hier dargestellt habe, habe ich es selbst vor dem Bilde erlebt. Ist es ein unkünstlerisches Erlebnis?

Man opfere doch nicht die lebendige Wirklichkeit mit ihrer Fülle einem Theorem! Man verenge die Malerei nicht, indem man es einer Kunst nachtun will, die ganz andere Bedingungen des Schaffens und Wirkens hat! Würde man aus der Malerei den Gegenstand streichen, so würde das eine ganz außerordentliche Verarmung dieser Kunst bedeuten, die doch in Wahrheit kein Maler wollen kann. Es will sie ja auch in Wahrheit keiner, sonst würde man Teppich- und Tapetenmuster malen. Man findet aber auch in den allermodernsten Ausstellungen auf der Leinwand immer wieder Gegenstände dargestellt, wenn man sie auch leider oft nicht mehr erkennen kann.

Man könnte einwenden: Gewiß, der reizvolle Gegenstand, wie z. B. der Himmel, erhöht den Reiz eines Gemäldes. Wie aber, wenn der Gegenstand eines Bildes wesentlich unlusterregend wirkt? Es ist doch nicht alles reizvoll, was uns die nachzubildende Wirklichkeit darbietet, und was dem einen gefällt, mißfällt dem anderen.

Hierauf ist erstens zu sagen, daß die Kunst den unlusterregenden Gegenständen der Wirklichkeit meistens das Unlusterregende schon dadurch benimmt, daß sie sie aus der Realität herausnimmt und in die stille Welt der reinen Betrachtung erhebt. Was in der Wirklichkeit zu sehen unerträglich wäre, das ist oft im Bilde ganz und gar nicht unerträglich, weil wir es hier mit ganz anderen Augen, mit einer ganz anderen psychischen Disposition oder „Einstellung" betrachten. Zweitens aber ist es eben die Aufgabe des Malers, reizvolle Gegenstände für seine Bilder zu finden oder zu erfinden. Was den echten Maler macht, ist neben dem Farbensinn wesentlich die Fähigkeit, dieser Aufgabe zu genügen, also Phantasie und Sinn für das Schöne und Bedeutende, das sich dem Auge darbietet. Es ist im Grunde unberechtigt, einen Maler, der Phantasie zeigt, gleich einen „Poesiemaler" zu nennen und damit als Maler herabzusetzen. Die Phantasie des Dichters ist eine wesentlich andere als die des Malers. Sie ist, wie wir sahen, ganz vorwiegend verbal und motorisch, während die des Malers durchaus visuellen Charakter hat. Ein Maler wie Böcklin greift keineswegs in das Gebiet des Dichters hinüber, sondern bleibt durchaus auf seinem eigenen Gebiet. Was

Digitized by Google

er uns zeigt, kann uns der Dichter niemals zeigen. Die ihn einen versetzten Poeten schelten, sollten sich im „Laokoon" über „die Grenzen der Malerei und Poesie" orientieren. Nach ihren Deklamationen müßte man annehmen, Phantasie und geistige Bedeutung seien für einen Maler gefährliche, nicht zu wünschende Gaben. Man zeige uns aber einen anerkannt großen Maler von Michel Angelo bis Menzel, der nicht auch geistig etwas zu bedeuten gehabt hätte! Sie bringen alle nicht bloß ihren Farbensinn, sondern auch ihre Seele und ihren Geist auf die Leinwand, und bei wessen Bildern man von Geist und Seele nichts spürt, den wird man nie und nimmer zu den großen Malern rechnen, und wenn er der glänzendste Koloriſt wäre. Die Malerei ist nun einmal nicht, wie die Musik, eine Welt für sich, abseits von der Wirklichkeit, sondern durch den „Gegenstand" hängt sie mit der ganzen realen und idealen Welt zusammen. Was daher beim Dichter selbstverständlich ist, daß er eine bedeutende geistige Persönlichkeit sein muß, das gilt, freilich minder gewiß, auch vom Maler, während es vom Musiker nicht mit Bestimmtheit behauptet werden kann. Dasselbe ist von dem Kunstgenießenden zu sagen. Wahres Verständnis für Malerei erfordert und verbürgt einen geringeren Grad von Geistigkeit und Bildung als das Verständnis für Poesie, aber einen höheren als das für Musik.

In der Malerei — natürlich nur der eigentlichen, die Schwarz-Weiß-Kunst steht der Poesie näher — sind also der sensorische und der imaginative Typus gleichberechtigt, ein Urteil, das nicht etwa nur das subjektive Erzeugnis einer gemischten, ebenso sensorischen wie imaginativen Anlage ist, sondern das sich aus der Einsicht in die objektiven Bedingungen der Malerei ergibt. Im Unterschiede von der Poesie hat sie ein Darstellungsmittel, das an und für sich lusterregend ist und für sich bestehen kann, die Farbe — insofern ist sie sensorisch bedingt —, aber sie nimmt ihre Gegenstände aus der wirklichen Welt, sie stellt immer „etwas" dar, sei es nun ein Krähenflügel oder das Paradies — insofern ist sie imaginativ. Die vollkommene Malerei ist eine innige Verschmelzung beider Elemente. Doch haben wir natürlich auch das Vorwiegen des einen oder des anderen Elementes gelten zu lassen. Es bereichert die Malerei nur, wenn sich die verschiedenen Typen in ihr recht deutlich bemerkbar machen, und es ist natürlich, daß Farbe und Gehalt eines Gemäldes, das Sensorische und das Imaginative, in einem sehr verschiedenen Verhältnis zu einander stehen können. Die

Digitized by Google

Extreme sind, daß die Farbe nur Ausdrucksmittel und also dem Gehalt völlig untergeordnet ist und — der entgegengesetzte Fall — daß der Gegenstand nur Vorwand für Farbenkompositionen ist. Zwischen diesen Endpunkten liegen hundert Zwischenstufen, in der Mitte aber steht das Vollkommene: die Verschmelzung beider Elemente zur ununterscheidbaren Einheit.

Der Malerei sehr nahe steht die Plastik. Auch in ihr verbindet sich das Sensorische mit dem Imaginativen, und man kann nicht sagen, daß einem von beiden Elementen der Vorrang gebühre. Nur ist das Sensorische wie auch das Imaginative hier weniger visuell als motorisch. Die Form ist hier wichtiger als die Farbe. Die Form aber genießen wir wesentlich so, daß wir sie mit dem Auge gleichsam abtasten. Der Blick wandert an der Oberfläche hin, und die dadurch ausgelösten Bewegungsempfindungen bilden den Hauptbestandteil des durch die Sinne vermittelten Genusses. Auch hiervon hat der naiv Genießende gewöhnlich kein Bewußtsein. Er hält für visuell, was in Wahrheit motorisch ist. Die Psychologie aber weiß heute, eine wie große Rolle in allem Sehen die Bewegungsempfindungen spielen. Müller-Freienfels berichtet von jemand, der beim Besuch eines Museums dem Reize kaum widerstehen könne, die Statuen auch mit der Hand abzutasten, und von sich selbst erzählt er, daß er die Stellung oder Haltung einer Plastik nur dann im Gedächtnis behalte, wenn er sie nachahmend selbst eingenommen habe. Dies führt hinüber ins Imaginative. Wenn wir eine ausdrucksvolle Haltung oder Miene unwillkürlich nachahmen, so bilden wir damit auch die dargestellte seelische Stimmung in uns nach und ergänzen imaginativ den einen vom Künstler dargestellten Moment zu einem ganzen Vorgange. Man könnte einwenden, dies gelte doch auch von der malerischen Darstellung ausdrucksvoller Gesichter und Gestalten. Und gewiß spielt das Motorische auch in der Malerei eine Rolle. Aber eine viel geringere als in der Plastik. Man beobachte nur einmal sich selbst und andere Leute beim Betrachten erst eines ausdrucksvollen Porträts und dann einer Plastik von derselben Kraft des Ausdrucks! Man wird bemerken, daß von dieser letzten weit stärkere Antriebe zur Nachbildung der Stellung und Stimmung ausgehen als von dem Porträt. Vor Dürers Holzschuher oder einem Bismarck-Porträt steht der Betrachter meist, ohne die Muskulatur seines Gesichts merklich zu bewegen. Klingers „Beethoven" aber kann man nicht ansehen, ohne im stillen auch ein wenig die Fäuste zu ballen, die Lippen aufeinander zu pressen und wie gebannt

Digitized by Google

ins Weite zu starren. Das Räumliche reizt eben unseren motorischen Sinn weit stärker als das bloß Flächenhafte.

Man sucht nun heute bekanntlich vielfach die sinnenfällige Wirkung der Plastik zu steigern, indem man bunte Steine verwendet oder das benutzte Material bemalt. Nicht glücklich, wie ich finde. Man beruft sich freilich hierfür auf die Griechen. Aber wenn die Griechen auch unsere ewigen Lehrmeister in der Plastik sind, so fragt es sich doch, ob das Kunstempfinden nicht in mancher Hinsicht, sich verfeinernd, über sie hinausgeschritten ist. Mir scheint, daß die Farbe den Eindruck nur vergröbert, wenigstens bei der Darstellung der menschlichen Gestalt. Bunte Statuen erinnern immer ein wenig an das Wachsfigurenkabinett. Sie kommen der Realität zu nahe und gefährden dadurch die Reinheit der ästhetischen Empfindung. Der Malerei sichert die Uebertragung des Räumlichen auf eine Fläche auch beim größten Realismus der Darstellung den nötigen Abstand von der Wirklichkeit. Die Plastik aber gewinnt diesen Abstand am besten durch den Verzicht auf die Farbe. Außerdem stehen Farbe und Form in einer gewissen Konkurrenz. Die Farbe ist geeignet, den spezifisch plastischen Eindruck abzuschwächen, da sie einen Teil der psychischen Energie für sich in Anspruch nimmt und die Klarheit und Schärfe der Umrisse verringert. Ein weißes Marmorbild hebt sich ganz anders ab von der Umgebung (außer, wenn diese selbst weiß ist) als ein buntes und veranlaßt so weit stärker jene motorischen Vorgänge und Empfindungen, die den Genuß von Skulpturwerken in der Hauptsache begründen.

Den Gegenpol der Poesie in der hier gezeichneten Reihe bilden die beiden noch übrigen Künste, die Musik und die Architektur. So verschieden ihre Ausdrucksmittel sind, nach dem Gesichtspunkt, von dem hier die Künste betrachtet werden, gehören sie zusammen. Wie man die Architektur eine gefrorene Musik genannt hat, so kann man die Musik eine tönende Architektur nennen. In beiden Künsten ist der ästhetische Genuß überwiegend sensorisch bedingt. Das Imaginative fehlt zwar auch hier nicht, aber es spielt eine weit geringere Rolle als in der Malerei und Skulptur, ja, es ist ernstlich zu fragen, ob der rein sensorische Genuß dieser Künste nicht als vollwertiger ästhetischer Genuß anzusehen ist.

Der Beweis dieser Behauptung liegt erstlich darin, daß beide Künste eine freie Schöpfung des Menschengeistes sind. Im Genuß der schon behandelten Künste ist das Imaginative ohne weiteres mit dem Gegenstande gegeben, den sie darstellen. Musik und Archi-

Digitized by Google

tektur aber haben keinen Gegenstand, den sie nachbilden. Denn wenn wir eine gotische Pfeilerhalle einen versteinerten Hochwald nennen, so ist das doch schließlich nichts als eine Metapher, und das Kuckucksrufen und Drosselschlagen, das die Musik mehr oder weniger deutlich nachbilden kann, macht sie gewiß nicht zu einer nachahmenden Kunst. Der liebe Gott — man erlaube mir die Kühnheit des Ausdrucks! — ist der größte Dichter, Maler und Plastiker, aber als Architekt und Musiker ist ihm der Mensch überlegen. Daß Apollo den Marsyas besiegt habe, ist eine pia fraus, und so herrlich der Himmel in allen Farben erstrahlen mag, — den Engelchören gegenüber, die darin erklingen sollen, ist eine skeptische Haltung angezeigt. Die Natur ist unmusikalisch; abgesehen von den Singvögeln, die aber auch fast nie in reinen Intervallen singen, bringt sie nur Geräusche hervor, keine Klänge. Die Musik ist also eine reine Schöpfung des Menschen, wie die Sprache. Aber während diese den Zweck und die Fähigkeit hat, die ganze Welt des Geistes zu symbolisieren und von einem Intellekt auf den anderen zu übertragen, ist die Musik außerstande, auch nur die allereinfachste Vorstellung deutlich auszudrücken. Selbst die akustischen Wahrnehmungen, die uns die Wirklichkeit machen läßt, kann sie nur ganz unvollkommen wiedergeben. Ein „Waldesrauschen" in der Musik kann ebensogut auf Meeresrauschen gedeutet werden, und man wird meist weder auf das eine noch auf das andere verfallen, wenn man nicht schon weiß, daß es sich um Programmusik handelt. Denn ein Geräusch hat doch nur eine ganz vage Aehnlichkeit selbst mit dem wildesten Gewoge von Klängen. Das Experiment ist ja auch oft genug gemacht worden, um hierüber jeden Zweifel auszuschließen: ein und dasselbe programmusikalische Tonstück ist von den Versuchsobjekten, die es, unabhängig von einander und ohne es zu kennen, deuten sollten, stets in der verschiedensten Weise gedeutet worden. Wer es also nicht zugibt, daß die Musik außerstande ist, Vorstellungen und Gedanken auszudrücken, der will es nicht zugeben.

Der zweite Beweisgrund für den wesentlich sensorischen Charakter des musikalischen Genusses — von der Architektur später — liegt in der Tatsache, daß unter den höheren Sinnen, dem Gesichts-, Gehörs- und Tastsinn, dem Gehörssinn bei weitem die stärkste Lustbetonung der Empfindungen eigen ist. Schon der einzelne Ton kann einen hohen Lustwert haben. Den Flageolettönen einer Stradivari-Geige oder den langen Flötentönen, mit denen die Nachtigall ihre Koloraturen zu beschließen pflegt, lauschen wir

Digitized by Google

mit Entzücken. Und der Lustwert wächst ganz außerordentlich, wenn die Klänge sich, im Nach- und Nebeneinander, zur Melodie und Harmonie verbinden. Welch einen Zauber kann schon eine einfache Tonfolge, ein voller Akkord, eine Folge von Terzen oder Sexten haben! Und mit dem Klange wetteifert in der Lustwirkung der Rhythmus. Man kann ernstlich fragen, ob der musikalische Genuß nicht ebensosehr motorisch wie auditorisch bedingt ist. Von aller Musik, nicht bloß von Märschen und Tänzen, gilt es bis zu einem gewissen Grade, daß sie „in die Beine fährt". Irgendwie nickt oder tritt oder trommelt man gewöhnlich den Takt mit. Und wenn die ausgelösten rhythmischen Bewegungen auch oft schon im Entstehen gehemmt werden, so machen sie sich doch als Bewegungstendenzen bemerkbar, die mit einem eigentümlichen, oft sehr hohen Lustgefühl empfunden werden. Nichts wirkt so stark auf die „Stimmung", als ein kräftiger Rhythmus, der die Mitte hält zwischen zu großer Einfachheit und übermäßiger Kompliziertheit. Denn alles Physische geht irgendwie ins Psychische über. Wenn der Leib mit seinen Muskeln und Nerven tanzt, so tanzt die Seele mit. — Aus diesen beiden sensorischen Elementen, dem auditorischen und dem motorischen, ist nun der musikalische Genuß — im Unterschiede von dem Genusse, den uns die schon besprochenen Künste gewähren — durchaus befriedigend zu erklären. In den übrigen Künsten *mußten* wir das Imaginative in Betracht ziehen, um die Lustwirkung wahrhaft zu begreifen. In der Musik *können* wir bei der Erklärung der Lustwirkung des Imaginativen entraten. Das verrät sich übrigens auch darin, daß es zum Verständnis der Musik einer besonderen Beanlagung bedarf, die durchaus sensorischer Natur ist. Wer „musikalisch" ist, hat nicht etwa deshalb schon eine reichere seelische Anlage, mehr Schwung, Phantasie und inneres Leben, als wer es nicht ist. Es gibt hochmusikalische Menschen von ausgesprochener Phantasie und Schwunglosigkeit, wie es andererseits hochbegabte, stark imaginativ veranlagte Menschen in Fülle gibt, die doch ganz unmusikalisch sind. Unmusikalisch sein bedeutet nur einen ganz speziellen Mangel der sensorischen Anlage, nicht einen Mangel des ganzen geistigen Wesens, dagegen

„...wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei."

Wenn nun aber der musikalische Genuß auch ganz wesentlich und notwendig sensorisch begründet ist, so fehlt doch auch in ihm das

Digitized by Google

Imaginative keineswegs. Mit der Lust an den Tönen und Takten selbst verknüpfen sich imaginative Elemente, die je nach der Anlage eine mehr oder weniger große Rolle spielen. Fragen wir uns, in welchem Sinne und in welchen Grenzen eine imaginative Auffassung der Musik berechtigt ist.

Außer Zweifel ist der Zusammenhang der Musik mit der Imagination zunächst insofern, als sie die Kraft besitzt, das geistige Leben des Genießenden anzuregen und zur Produktion von Vorstellungen und Gedanken zu reizen. Man denke nur an den jungen Schiller, wie er sich im Oggersheimer Gasthause von Andreas Streicher stundenlang auf dem Flügel vorspielen läßt und dabei auf und ab geht und in leidenschaftlicher Bewegung an der Luise Millerin dichtet. Aehnliches wissen wir u. a. von Heine, Ludwig und Nietzsche. Dieser macht in seiner impulsiv-subjektivistischen Art zu urteilen einmal die anregende Wirkung einer Tondichtung auf ihn selbst zur entscheidenden Bedingung für seine Anerkennung ihres Wertes. Gute Musik, erklärt er, sei Musik, die ihn produktiv mache. Musik regt also zweifellos das Vorstellungsleben an, aber — wohlgemerkt — nicht unmittelbar, sondern auf dem Umwege über das Gefühl. Es ist ein Irrtum der Programmusiker, daß die Musik unter dem wogenden Schleier der Töne, dem Auge nicht sichtbar, Vorstellungen und Gedanken uns zuströmen ließe. In Wahrheit bringt sie durch ihre sensorischen Reize nur das Gefühlsleben in Schwung, sie erzeugt Stimmung, und das belebte Gefühl reizt, wie es immer tut, den Intellekt zur Bildung von Vorstellungen und Gedanken. Man kann daher auch nicht sagen, daß sie diese Vorstellungen und Gedanken „ausdrücke" und daß sie aus ihr herauszuinterpretieren seien. Denn sie stehen mit ihr höchstenfalls in einem ganz losen assoziativen, gewöhnlich aber in gar keinem verständlichen Zusammenhange. Man beobachte nur einmal sich selbst genau, wenn man unter dem Einflusse musikalischen Genusses sein Vorstellungsleben reger werden fühlt! Es ist gewöhnlich wie im Traume. Man spinnt unwillkürlich fort, woran man vorher im Geiste gesponnen hatte. Schiller dichtete an „Kabale und Liebe", während Streicher spielte, einem Philologen fällt beim Anhören guter Musik vielleicht eine Konjektur ein, nach der er lange vergeblich gesucht hatte. Wer aber auf produktive Geistestätigkeit nicht eingestellt ist, den umgaukeln, wenn er schöne Musik erklingen hört, in der Regel irgendwelche Vorstellungen, die ihm vertraut und angenehm sind. Daß diese Wirkung der Musik mit inniger

Digitized by Google

Lust empfunden werden kann, ist gewiß. Nach nichts verlangt der geistig geartete Mensch mehr als nach dem Bewußtsein, daß seine schaffenden Kräfte sich heimlich regen und betätigen. Diese Wirkung hat die Musik aber gerade deshalb in so hohem Grade, weil sie nicht, wie die übrigen Künste, Vorstellungen und Gedanken ausdrückt. Sie regt die Imagination an und läßt sie doch völlig frei. Sie drängt den Geist nicht in bestimmte Bahnen, sondern läßt ihn seine Bahn weitergehen und beflügelt nur seinen Fuß. Eben darum aber berechtigt uns diese Wirkung der Musik nicht schon, von einem imaginativen Charakter des musikalischen Genusses zu sprechen. Denn ebenso wirkt auch der Frühling und die Liebe und der Duft der Blumen und manches andere.

Wie steht es nun aber mit den Assoziationen, die mehr oder weniger notwendig mit den akustischen Wahrnehmungen verknüpft sind, also etwa den Vorstellungen, die mit der Erzeugung der Klänge zusammenhängen? Der Gesang der Nachtigall z. B., so schön er an sich ist, würde uns nicht so tief entzücken, wenn er nicht, wie ein Wunder, der winzig kleinen braunen Vogelbrust entströmte und wenn es nicht die düfteschwere Mai- und Juninacht wäre, in der er wie ein Liebestraum der schlummernden, blühenden Natur die dunkle Stille durchdränge. Gewiß, aber der Gesang der Nachtigall ist *Natur*, nicht Kunst. Er gehört hinein in den Zusammenhang eines umfassenden, sich an mehrere Sinne wendenden Natureindrucks und wird in und mit diesem genossen. Nun fehlen solche Assoziationen freilich auch in der wirklichen Musik nicht. Das Brausen der Orgel, das Schmettern der Trompeten, das Singen der Geigen, — die Klangfarbe jedes Instruments bringt uns in einen gewissen Vorstellungszusammenhang hinein, dem das Instrument für uns angehört. Ich kann z. B. die Klänge einer Ziehharmonika nicht hören, ohne mich in den Kreis von Landleuten versetzt zu fühlen, die nach der Arbeit des Tages noch ein Stündchen in der Abendruhe und Abendkühle vor den Türen sitzen und durch Zuhören oder Mitsingen ihr bescheidenes Kunstbedürfnis befriedigen. Und wem erzählt nicht der schreiende Klang des Leierkastens etwas vom Elend der Landstreicherexistenz, der Ton der Schalmei etwas vom Leben der Sennhirten und ihrer großartigen Umgebung? Sicherlich, — aber ich meine, solche Assoziationen sind um so unerheblicher und seltener, je höher die Musik künstlerisch steht. Wer ein Haydnsches Quartett mit Genuß hört, wird dabei schwerlich irgendwelchen Träumen über das Dasein der Spielenden und die Eigen-

Digitized by Google

tümlichkeit ihrer Instrumente nachhängen, und wenn er's täte, so würde er damit den musikalischen Genuß, den er empfindet, nicht steigern, sondern eher schwächen oder unterbrechen. Es handelt sich dabei ja um Berührungsassoziationen, die sich auch an andere Kunsteindrücke, ja, an alle Eindrücke überhaupt knüpfen können. Welche Fülle von Erinnerungen kann ein Dufthauch wecken! Ja, selbst der Genuß eines besonders zubereiteten Kalbsbratens kann mir angenehme Erinnerungen zurückrufen, und doch wird niemand sagen wollen, daß ich deshalb den Kalbsbraten imaginativ genösse. Wir haben derartige Assoziationen daher auch bei den schon besprochenen Künsten gar nicht in Betracht gezogen, wir verstanden vielmehr unter dem Imaginativen stets etwas, was mit dem Sinneneindruck so verknüpft ist, daß wir sagen können, es sei darin enthalten, dadurch ausgedrückt oder darin verkörpert. Was die Musik in diesem Sinne an imaginativen Elementen enthält, ist wesentlich emotionell. Sie drückt Gefühle aus, und zwar mit derselben Deutlichkeit und Unverkennbarkeit, mit der die Poesie Gedanken, die Malerei sichtbare Gegenstände auszudrücken vermag. Niemand verwechselt einen Trauermarsch mit einer Mazurka. Ob ein Musikstück ernst oder heiter, ruhig oder leidenschaftlich ist, das erkennen wir mit Sicherheit meist schon aus den ersten Klängen. Und zwar empfinden wir die feinsten Unterschiede in der Skala der Stimmungen, die über tausend Zwischenstufen von der düstersten Schwermut zur hellsten Heiterkeit, vom gelassensten Gleichmut zur wildesten Erregtheit führt.

Daß diese Gefühle, die die Töne ausdrücken, nicht der sensorischen Lust gleichzusetzen sind, die sie erregen, liegt auf der Hand. Selbst der naiv Genießende unterscheidet beides oft mit voller Schärfe. Er findet etwa ein Musikstück schön, aber „zu traurig". Das heißt, er bejaht den sensorischen Teil des Genusses und verneint den imaginativen. Es ist ganz, wie wenn uns ein Gemälde koloristisch gefällt, das uns seinem Gegenstande nach mißfällt. Ausdrücken kann die Musik, wie gesagt, auch das tiefste Herzeleid, was sie dagegen sensorisch in uns erregt, ist immer Lust, oder der Genuß hört auf, Genuß zu sein.

Aber dürfen wir den Genuß bloßer Stimmungen imaginativ nennen? Müßten wir dann nicht jedenfalls die Müller-Freienfelssche Tafel erweitern und zu den von ihm unterschiedenen drei imaginativen Typen noch einen vierten, den imaginativ-emotionellen, hinzufügen?

Digitized by Google

Das kann man meinen, wenn man die Gefühle, die die Musik ausdrückt, so nimmt, wie sie uns größtenteils bewußt werden, ohne sie nach ihrer Herkunft zu befragen. So verfuhr Schopenhauer und sah demgemäß in der Musik die Kunst, die das innerste Wesen der Welt, den Willen, d. h. das Trieb- und Gefühlsleben, ganz unmittelbar und daher am reinsten und tiefsten zum Ausdruck brächte. Aber diese so berühmte Schätzung der Musik ist eine Überschätzung. Sie beruht auf einer Verkennung der imaginativen Faktoren, die hinter den Gefühlen in der Musik stecken. Diese sind zu einem großen Teil motorisch. Der Tanz der Muskeln und Nerven — ich sagte es schon —, den der Rhythmus erregt, vergeistigt sich in uns zu einem Tanz der Seele, und so erscheint uns die schnellere oder langsamere Bewegung der Töne als größere oder geringere seelische Erregung. Das Presto ist uns Ausdruck der Leidenschaftlichkeit, das Andante oder Largo Ausdruck einer ruhigen, getragenen Stimmung. Die Bedeutung motorischer Imaginationen zeigt sich aber auch im rein Akustischen. Man ersieht sie schon daraus, daß wir die qualitativen Unterschiede der Töne als Höhe und Tiefe bezeichnen. An die Bewegung der Töne nach oben oder unten knüpfen sich Assoziationen, die bestimmte Gefühle auslösen. Mit der „steigenden" Melodie fühlen wir uns selbst emporgehoben, mit der „fallenden" sinken wir hinab; die in der Höhe verweilende Melodie macht uns gleichsam schweben, die tiefe läßt uns unten wie mit schweren Schritten einherschreiten. Zu diesen motorischen Imaginationen aber kommen Assoziationen, die aus den Zusammenhängen stammen, in denen die Musik seit alters gestanden hat. Die Lust- und Wehgefühle, die die Musik ausdrückt, sind in ihrer ganzen Skala der Niederschlag von Assoziationen, die zum größten Teile uns nicht mehr bewußt sind. In ernster Musik stecken die Erinnerungen an zahllose offene Gräber und Leichenbestattungen, in feierlicher die religiösen Erlebnisse von Jahrhunderten, in heiterer erklingt — uns unbewußt — alter Hochzeitsjubel und verrauschte Tanzeslust. Was wir heute an Stimmungen in der Musik finden, das haben wir alles früher in sie hineingelegt, aber wir wissen es nicht mehr. Und gerade dieses Nichtwissen wird als ein Reiz der Musik empfunden. Ihre Bedeutungstiefe erscheint deshalb so geheimnisvoll. Die „Stimmung" eines Tonstücks ist wie ein Duft aus fernen, unsichtbaren Gärten, den der Wind zu uns herüberweht und der uns anmutet wie ein Hauch aus dem Lande der Träume.

Natürlich ist nun aber nicht alle Musik gleich ausdrucksvoll

Digitized by Google

in dem besprochenen Sinne. Eine Sonate oder ein Quartett von Haydn z. B. imaginativ auszudeuten und zu genießen, dürfte in den meisten Fällen recht schwierig sein. Der Genuß dieser Musik ist ganz überwiegend sensorisch (abgesehen natürlich vom Theoretischen), und zwar aus dem einfachen Grunde, weil daraus kaum ein anderes Gefühl spricht als eben die spezifisch musikalische Lust, die Lust an den Tönen und Takten selber. Und hierin liegt vielleicht ein Hauptmerkmal der „klassischen" Musik im Unterschiede von der romantischen. Sie ist mehr spezifisch musikalisch und drückt daher weniger ein bestimmtes, den Zusammenhängen des Lebens entstammendes Fühlen aus. Deshalb ist sie auch überwiegend Instrumentalmusik, während die romantische, mehr imaginativ geartete Musik stark zur Verknüpfung mit der Poesie hindrängt, die ihren imaginierten Gefühlen einen Gegenstand gibt und uns jene fernen Gärten, deren Duft wir im musikalischen Genusse spüren, auch sehen läßt.

Ob die Musik durch diese Verbindung mit der Poesie, im Liede und in der Oper, gewinnt oder verliert, ist also objektiv so wenig zu entscheiden wie die Frage, ob die klassische oder romantische Musik, ob Mozart oder Wagner höher zu stellen sei. Die Antwort, die man hierauf gibt, hängt eben davon ab, welchem Typus des Kunstgenießens man wesentlich angehört. Doch soviel ist gewiß, daß im musikalischen Genusse das Sensorische eine größere, entscheidendere Rolle spielt als das Imaginative, selbst für den imaginativen Typus. Die musikalische Lust ist aus den rein sinnlichen Reizen der Töne und Takte selbst befriedigend zu erklären, und wenn auch fast immer irgendwelche Imaginationen mitwirken, so gibt es doch sicher musikalische Genüsse, in denen sie uns nicht zum Bewußtsein kommen und in denen wir uns daher selbst rein sensorisch genießend erscheinen.

Aehnlich steht es mit der Architektur. Da auch sie keinen Gegenstand nachbildet, so ist auch in ihr das Imaginative nicht schon in und mit dem Sinnenfälligen ohne weiteres gegeben, und es bleibt zu fragen, ob und in welchem Umfange es trotzdem im Genusse sich geltend macht. Es gibt Leute, und zwar gerade unter den Architekten, die nur den sensorischen Genuß anerkennen und jede imaginative Ausdeutung von Bauwerken als etwas Unkünstlerisches belächeln. Ihnen ist eine dorische Säule weder ein stämmiges, ernst und feierlich sich emporreckendes Etwas, noch ein Träume weckender Künder von versunkener, altgriechischer Kulturherrlichkeit, sondern

Digitized by Google

einfach — eine Säule, etwas Farbiges und Geformtes, an dessen Form und Farbe sie sich ergötzen. Und zweifellos ist das Eigentlichste am Genusse von Architekturwerken sensorisch, und zwar sensorisch-visuell und — vielleicht noch mehr — sensorisch-motorisch. Die Bedeutung der Farbe in der Architektur macht man sich am besten klar, wenn man an die Innenarchitektur denkt. Fußboden, Decke und Wände, Türen und Fenster, Möbel und jede Art Wandschmuck, — alles wirkt durch seine Farbe, und um zu erkennen, wie viel auf diese Wirkung ankommt, brauchen wir nicht in den Kölner Dom oder in den Vatikan zu gehen, jedes Zimmer kann es uns lehren. Aber auch in der Außenarchitektur spielt das Visuelle eine weit größere Rolle, als der naiv Genießende glaubt. Es komm z. B. sehr viel darauf an, bei welchem Wetter man den Mailänder Dom sieht: der weiße Marmor entfaltet seine vollen Reize nur bei Sonnenschein. Doch auch unscheinbarere Farben üben eine nicht zu unterschätzende Wirkung. Man denke etwa an den gelbgraurötlichen Sandstein des Straßburger Münsters und halte diesen Farbeneindruck neben das dunkle Grau des Kölner Domes, um sich durch den Unterschied die Farbenwerte bewußt zu machen. Am Straßburger Münster kann man sich überdies davon überzeugen, wie sehr auch das Spiel der Schatten mitwirken kann. Meister Erwin hat hier bekanntlich bei den ersten beiden Stockwerken der Fassade das gotische Schmuckwerk nicht wie gewöhnlich unmittelbar an der Mauer angebracht, sondern ein Stückchen davon entfernt. Wenn nun durch diesen steinernen Spitzenschleier, der vor der Mauer ausgespannt ist, am Nachmittag das Licht fällt, so erscheint das ganze Gewebe noch einmal als Schattenbild an der Wand. Die Freude daran ist freilich zum Teil schon motorisch begründet. Wir verfolgen dieses Spiel von Licht und Schatten mit den Augen, wie wir denn überhaupt bei der Betrachtung eines Bauwerkes die Augen unaufhörlich wandern lassen. Unser Blick läuft immer wieder an den Hauptlinien entlang, zerlegt das Ganze in seine Teile und mißt ihre Verhältnisse ab, umkreist die Rundungen, steigt an dem einen Fensterrande hoch und gleitet an der anderen Seite wieder hinab, und wer für dieses „Abtasten" der Formen mit dem Auge keinen „Sinn" hat, dem ist die Architektur, was dem Unmusikalischen die Musik. Aber wenn wir bei dieser Art der Betrachtung von allem eigentlich Imaginativen auch vielleicht noch absehen können, so darf man doch auch nicht sagen, daß wir uns dabei rein sensorisch verhielten. Gewiß, das Entlanggleiten an einer Wellenlinie oder einer

Digitized by Google

griechischen Kante ist an und für sich lustvoll, schon wegen des Rhythmus in der Bewegung, und ein gutes Stück des Architektur-Genusses beruht sicherlich auf solchen rein sensorisch-motorischen Vorgängen. Aber dazu kommen gewisse geistige Operationen, die wir bei der Betrachtung ganz unwillkürlich vollziehen. Stehen wir z. B. nahe vor den Türmen des Kölner Domes und fahren mit dem Blick an ihnen hoch, so ist die rein sinnliche Empfindung, die wir dabei haben, eher unlust- als lustbetont, weil wir den Kopf so stark zurückbiegen und unsere Augenmuskeln anstrengen müssen. Und doch fühlen wir uns durch den Anblick „erhoben". Was uns „erhebt", ist die gewaltige Höhe und Massigkeit der Türme, die wir mit den Blicken tastend erfassen. Größe aber ist keine Sinnesempfindung mehr, sondern ein Gedanke, den wir auf Grund von Sinnesempfindungen, messend und ausgleichend, gewinnen. Ebensowenig ist die Freude an den Verhältnissen der Linien, Flächen und Räume rein sensorisch bedingt: wir erfassen sie nur auf Grund intellektueller Prozesse, die uns als solche zwar selten bewußt werden, die wir aber bei einer psychologischen Analyse der ästhetischen Vorgänge nicht unbeachtet lassen dürfen. Unser Sehen mit bewegtem Auge ist ein geistiges Sehen, ein Sehen, bei dem zahllose frühere Wahrnehmungen und Beobachtungen, Messungen und Vergleichungen im stillen mitsprechen.

Dazu kommen nun aber auch wirklich imaginative Elemente, Assoziationen der verschiedensten Art, die hier fester und notwendiger mit den Sinneseindrücken verknüpft sind, als das, wie wir sahen, meist in der Musik der Fall ist. Schon das Material, in dem gebaut wird, weckt gewöhnlich gewisse Begleitvorstellungen. Für mich wenigstens haften an den Holz- und Gesteinsarten gefühlsbetonte Vorstellungen, die mir bei Betrachtung von Architekturwerken auch fast immer bewußt werden. Ein Bauwerk aus Granit erscheint mir, allein schon deshalb, weil es aus Granit, der Knochensubstanz der Erde, gebaut ist, ganz anders als ein Gebäude aus Sandstein oder Marmor. Es ist ein Unterschied wie etwa zwischen einem Schrank aus Eichenholz und einem anderen aus Nußbaum oder Birke. Jedes Material redet eben seine besondere Sprache, und zwar nicht nur vermöge dessen, was es uns sehen läßt, sondern auch und vor allem durch das, was wir von ihm wissen, und daher beim Betrachten unwillkürlich hineindenken und hineinfühlen. Freilich, allein ist ein derartiges Empfinden vielleicht nicht. Ebenso mag der „Einfühlung" in die Linien eines Architekturwerkes

Digitized by Google

stehen, vermöge deren wir das Tote und Starre beleben und beseelen. Wenn jemand bestimmt erklärt, er könne einen schlanken Pfeiler durchaus nicht als etwas leicht und stolz Emporstrebendes, eine dicke Steinwand nicht als etwas Trotziges empfinden, so muß man's ihm doch wohl glauben. Aber es gibt andere Assoziationen, die, wie ich meine, bei der Betrachtung von Architekturwerken niemals völlig fehlen können. Ein Bauwerk schwebt ja nicht wie die Töne eines Musikstückes in der Luft, es kann auch nicht wie ein Gemälde oder ein Bildwerk bald hier, bald dort sein, sondern es hat seine ganz bestimmte Stelle in der Wirklichkeit, und es erfüllt einen ganz bestimmten Zweck im Leben der Menschen. Beides unterscheidet die Architektur von den übrigen Künsten und verleiht ihren Werken die über das Sensorische hinausführende „Bedeutung", die sie an sich nicht haben wie ein Gemälde oder ein Bildwerk. Wenn der Architekt behauptet, man müsse ein Gebäude eben „an sich" betrachten und völlig von den Zusammenhängen absehen, in denen es für uns steht, so verlangt er etwas Unmögliches. Nur Teile von Architekturwerken, die an einen bestimmten Ort nicht gebunden sind, z. B. einzelne Säulen, kann man vielleicht so betrachten, nicht aber ganze Gebäude. Diese verwachsen zu sehr mit der Umgebung, der sie angehören oder angehört haben, als daß wir davon absehen könnten, wenn wir sie betrachten. Wer kann denn vor dem Poseidontempel in Pästum stehen, ohne einen Laut von dem Gesange zu vernehmen, mit dem die Geister der Vergangenheit und der Oede umher diesen ehrwürdigen Zeugen altgriechischer Kunst und altgriechischer Frömmigkeit umtönen? Und, um ein anderes Beispiel zu wählen, wieviel würde der Kölner Dom verlieren, wenn man ihn aus dem „großen, heiligen Köln" hinweg an die Spree nach Berlin versetzen könnte!

Nun hat freilich nicht jedes Bauwerk eine Geschichte, die daraus zu uns spräche. Aber jedes Bauwerk hat eine Bestimmung, ist verflochten in einen Zweck- und Lebenszusammenhang, aus dem wir es in der Betrachtung nicht herauslösen können. Wir sehen eine Kirche, ein Warenhaus, eine Villa nicht als Gebäude schlechthin, sondern eben als Kirche, Warenhaus und Villa. Und diese Assoziationen sind für den ästhetischen Eindruck keineswegs belanglos. Um sich ihre Bedeutung klar zu machen, braucht man sich nur einmal ein Gebäude vorzustellen, das ohne jeden Zweck, rein zum Ansehen, gebaut wäre. Es würde uns unausbleiblich leer und seltsam erscheinen, und wir würden es ohne tiefere Freude betrachten.

Digitized by Google

Empfindet man etwas Derartiges nicht schon bei Ausstellungsgebäuden, von denen man weiß, daß sie nur eine vorübergehende Bedeutung haben, und die man daher nicht recht ernst nimmt? — Wie aber — könnte man einwerfend fragen —, wenn wir den Zweck eines Gebäudes nicht kennen? Dann, so antworte ich, leihen wir ihm imaginativ eine Bestimmung, indem wir, bewußt oder unbewußt, nach den Assoziationen urteilen, die die Formen des Gebäudes in uns wecken. Sagen uns die Formen nichts über die Bestimmung, so erscheint uns das Gebäude eben darum meist nichtssagend, und unser Genuß bleibt fragwürdig. Steht aber der Eindruck der Formen mit der tatsächlichen Bestimmung des Gebäudes nicht in Einklang, so fühlen wir uns im Genusse gestört. Ein Fabrikgebäude z. B., das gotische Fenster hat und an eine Kirche erinnert, ist uns ein ärgerlicher oder lächerlicher Anblick, und wieviel hat das schöne Bruno Schmitzsche „Rheingold" in der Bellevuestraße in Berlin damit verloren, daß es kein Konzerthaus werden durfte, wozu es ursprünglich bestimmt war! „Ich bin ein Kunsttempel", so ruft es dem Betrachter außen vernehmlich zu, innen aber sieht man die Kellner mit Tellern und Flaschen gehen, und so sehr man die Fassade bewundern mag, — ein leises „schade drum!" seufzt man doch stets vor sich hin.

Diese Assoziationen nun, die die Geschichte und die Bestimmung eines Architekturwerkes in uns weckt, kommen uns — ähnlich wie die entsprechenden Assoziationen in der Musik — oft nur in den damit verknüpften Gefühlen zum Bewußtsein. Ein Bauwerk erscheint uns etwa traulich und einladend oder stolz und vornehm, ernst und feierlich oder heiter und freundlich. Diese „Stimmung" eines Gebäudes beruht zum einen Teile auf der imaginativen Ausdeutung der Formen und Farben und des Materials, zum anderen aber ist sie der emotionelle Niederschlag der besprochenen Begleitvorstellungen.

Wenn wir in unseren Betrachtungen von dem theoretischen oder reflektierenden Typus bisher gänzlich abgesehen haben, so geschah dies, weil die Reflexion im Kunstgenusse überall dieselbe Rolle spielt oder spielen kann, so daß wir also für eine unterscheidende Charakteristik der einzelnen Künste nichts gewinnen, wenn wir ihren Anteil am Kunstgenusse untersuchen. Das Theoretische spielt in allen Künsten auf den primitiveren Stufen des Genusses eine ganz unbedeutende oder überhaupt keine Rolle. Der naivere, unbewußtere Mensch, hat in der Regel weder die Fähigkeit noch auch das Verlangen, über Form und Gehalt des Kunstwerks zu reflektieren

Digitized by Google

und sich so seine Eindrücke bewußt zu machen. „Ich untersuche nicht, ich fühle nur", so könnte er vor dem Kunstwerk mit Iphigenie sprechen. Und diese sich auf das Sensorische und Imaginative beschränkende, hingebende, gleichsam weibliche Haltung der Kunst gegenüber ist die notwendige Grundlage jedes echten Kunstgenusses. Auch der raffinierteste, bewußteste Genießer kann ihrer nicht entraten. Fehlt sie, so ist der vermeintliche Kunstgenuß nicht Kunstgenuß mehr, sondern Freude an wissenschaftlicher Tätigkeit. Auf der Grundlage des Sensorischen und Imaginativen dagegen verträgt der Kunstgenuß nicht nur eine Fülle von Reflexion, sondern er verlangt sie sogar sehr häufig. Klingers Radierungen z. B. erfordern einen denkenden Betrachter, und wer kann Goethes „Faust" lesen, ohne dabei die mannigfachsten Denkakte zu vollziehen? Und diese Denkakte gehen nicht etwa nur, wie eine das Verständnis ermöglichende Vorbereitung, dem eigentlichen Genusse voraus, sondern sie gehören auch zum Genusse selbst, begründen ihn mit wie das Sensorische und Imaginative. Auch wer den „Faust" auswendig kann und, sich ein Fest bereitend, in dem intimen Theater der Seele seine Lieblingsszenen vor sich selber aufführt, auch er verhält sich denkend im Genusse. Zum mindesten klingt in seine stille Reproduktion fortwährend das Urteil hinein: „Wie schön ist das, wie tief gedacht, wie herrlich gesagt!" Wer als Kunstgenießer ganz und gar nicht zum theoretischen Typus gehört, für den ist der „Faust" nicht geschrieben.

Ich meine allerdings, das reflektierende Verhalten Kunstwerken gegenüber ist im ganzen weniger durch Anlage bedingt als durch Bildung. Bei den Kennern einer Kunst wird man sie nie vermissen. Der intimste Kenner einer Kunst ist der Künstler. Er ist daher auch der allerreflektierendste Genießer. Wer selber Romane schreibt, analysiert jeden Roman, den er liest, auch wenn er davon gepackt wird, schon beim ersten Lesen. Der Komponist, der Maler, der Bildhauer, der Architekt, sie alle zerlegen und beurteilen unausbleiblich im stillen, was sie an Kunstwerken kennen lernen. Und das ist sehr natürlich. Sie sind alle so ans Schaffen gewöhnt und darauf eingestellt, daß sie fremde Werke wesentlich nachschaffend, also zerlegend und wieder aufbauend, genießen. Je mehr künstlerische Bildung nun aber jemand besitzt, je mehr Kunstkenner er ist, um so näher kommt er dem Künstler, um so reflektierender genießt er also auch ein Kunstwerk. Die Reflexion ist im Unterschiede von der bloß sensorisch-imaginativen Haltung, die uns bei ihrem hingebenden Charakter weiblich erscheinen kann, das aktive und gleichsam männliche

Digitized by Google

Prinzip des Kunstgenusses. Wer reflektierend genießt, gibt sich dem Kunstwerk nicht völlig hin, verliert sich nicht ganz darin, sondern er stellt sich mit einem Teile seines Wesens, dem denkenden, darüber und sucht es geistig zu beherrschen. Inwiefern diese Haltung für den Kunstgenuß eine Gefahr in sich birgt, dafür darf ich wohl auf meinen Aufsatz im Septemberheft „Literaturwissenschaft und Dichtung" verweisen. Man reflektiert sich leicht aus dem Kunstwerk und damit auch aus dem Kunstgenusse heraus. Die Reflexion gehört zum ästhetischen Erleben selbst nur so lange, als wir mit ihr in der Welt, verbleiben, die das Kunstwerk vor uns aufbaut. Wir gehen dann lediglich darauf aus, das Erlebte uns bewußt zu machen und uns so das Kunstwerk wahrhaft anzueignen. Ich verfolge etwa, während die Orgelklänge mich umbrausen, das verwickelte Tongewebe einer Bachschen Fuge; ich mache mir mit dem jungen Goethe die Gliederung der Fassade des Straßburger Münsters klar, oder ich stelle mir angesichts der Sixtina die Frage, was die aus dem Bilde herausweisende Handbewegung des Papstes Sixtus zu bedeuten habe. In allen diesen Fällen bleibe ich im Rahmen des Kunstwerks. Stelle ich dagegen Betrachtungen darüber an, welche Anregungen Erwin von Steinbach beim Entwurf des Straßburger Münsters benutzt habe oder inwiefern sich Rafael noch in der Sixtina als Schüler Peruginos erweise, so trete ich aus dem Gebiete des Kunstgenusses in das der Kunstwissenschaft hinüber. Natürlich ist dies, selbst vom Standpunkte des Genießenden aus, an sich durchaus niemand verboten. Wenn nur durch die wissenschaftliche Reflexion die Empfänglichkeit für den wirklichen Kunstgenuß nicht Schaden leidet. Aber das braucht keineswegs zu geschehen, und es gibt Fälle genug, in denen es nicht geschehen ist. Oder will man die ästhetische Genußfähigkeit eines Hanslick, eines Jacob Burckhardt, eines Erich Schmidt in Frage stellen? Und doch haben diese Männer ihr Leben lang über Kunsteindrücke reflektiert. Es kommt hier, glaube ich, wesentlich darauf an, ob man echten Kunstsinn mit auf die Welt bekommen hat oder nicht. Denn die Anlage zum Kunstgenusse ist ebenso angeboren wie die zum Kunstschaffen. Wie die Muse den Künstler in der Wiege geküßt hat, so hat sie dem Kunstsinnigen zugelächelt. Und wie ihr Kuß eine unverlierbare Gabe ist, so ist es auch ihr Lächeln. Gewiß, man kann durch Reflexion sich und anderen ein Kunstwerk verleiden oder seine Wirkung abschwächen. Schwerlich aber ist man imstande, die Kraft zu ästhetischem Genusse überhaupt durch Reflexion zu ertöten oder auch nur zu verringern. Ist sie überhaupt

Digitized by Google

vorhanden, so betätigt sie sich auch, und raubt man ihr ein Objekt des Genusses, so sucht sie sich ein anderes. Das Aergerliche für den Künstler wie für den Kunstsinnigen sind die unkünstlerischen Naturen, die in der Kunst so vielfach ihr Wesen treiben und, ohne eine Ahnung von ihrem wahren Wesen, sie zu einem bloßen Objekt ihrer gelehrten Forschungen erniedrigen. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die Wissenschaft ihnen das Kunstgefühl geraubt hätte: in Wahrheit haben sie nie Kunstgefühl besessen. Wer die tausend Entzückungen der Kunst aus Erfahrung kennt, dem wird und kann sie die Reflexion nicht rauben. Er reflektiert über die Kunst, wie jedermann über das nachdenkt, was er lieb hat. Und das ist ganz in der Ordnung. Wir können ja nicht fortwährend in Gefühlen schwelgen. Wer es tut, der ist krank. Der Gesunde wechselt zwischen passiven und aktiven Zuständen, verhält sich bald genießend, bald tätig. Wer sich dauernd mit Kunst beschäftigt, der muß also, wenn er nicht künstlerisch schafft, Kunstwissenschaft treiben, allein schon, um sein Gefühl gesund zu erhalten. Die Reflexion entlastet gleichsam die ästhetische Genußfähigkeit. Beide wechseln miteinander ab. Tritt die Reflexion ins Arbeitszimmer der Seele, so geht die ästhetische Genußfähigkeit ins Schlafzimmer, aus dem sie zu ihrer Zeit ausgeruht und frisch wieder hervorkommt.

Ziehen wir aus unseren Betrachtungen die Summe! Unstreitig hat sich Müller-Freienfels dadurch ein Verdienst erworben, daß er in seiner „Psychologie der Kunst" so individualpsychologisch verfahren ist. Denn sicherlich gibt es große individuelle Unterschiede in der Art des Kunstgenusses, und diese zu erkennen und begrifflich scharf zu fassen, gibt uns Müller-Freienfels' Typentafel die Mittel. Mit ihrer Hilfe erkennen wir auch aufs beste die Verschiedenheiten in der Wirkungsweise der einzelnen Künste: sie beschäftigen durchaus nicht alle in derselben Weise und in demselben Maße die Sinne und die Phantasie. Trotzdem aber machen es uns die Müller-Freienfelsschen Unterscheidungen nicht unmöglich, zu allgemeineren Aussagen über die intelluktuellen Faktoren des Kunstgenusses zu gelangen. Die drei Hauptarten oder Typen des Genießens, das Sensorische, das Imaginative und das Theoretische, spielen in allen Künsten eine Rolle, wenn auch nicht dieselbe; sie erscheinen teils als die notwendigen Elemente jedes echten Kunstgenusses, teils als Stufen oder Stockwerke, die man — vom Niederen und Einfacheren zum Höheren und Entwickelteren — im Kunstgenusse hinansteigt. Wir haben ja gesehen, daß von einem rein sensorischen Kunstgenuß höchstens in

Digitized by Google

der Musik die Rede sein kann. Und auch hier bleibt die Sache fragwürdig, da vermutlich mindestens der Takt, wenn auch uns unbewußt, stets irgendwie über das rein Sinnliche hinausführt. Schließlich sind wir selbst bei der einzelnen Klangwahrnehmung, wie auch bei der Wahrnehmung der Farben, vor imaginativen Einflüssen nicht sicher. Auch wenn wir z. B. das Blau auf einem Gemälde nicht als Himmel erkennen, so wirkt doch in dem Farbeneindruck „himmelblau" unbewußt die Tatsache mit, daß wir diese Farbe tausendmal am Himmel gesehen haben. Ist denn auch, in der Tiefe betrachtet, das Sinnliche vom Geistigen überhaupt scharf zu trennen? Was bei der Architektur bemerkt wurde, daß unser Sehen von Flächen und Räumen ein geistiges Sehen sei, gilt es nicht im Grunde von all unserm Wahrnehmen? Sicherlich, um die alte Formel zu gebrauchen, unser intellectus ist in sensu. Die Sinne des Erwachsenen, zumal des Kulturmenschen, sind stets in hohem Grade intellektualisiert. Wir sehen, wenn wir aufmerksam sind, stets mit den „Augen des Geistes", denn in der gegenwärtigen Wahrnehmung spricht immer der geistige Niederschlag früherer Wahrnehmungen und Erfahrungen mit. Nur in der Abstraktion können wir das Sinnliche völlig isolieren, in der Wirklichkeit ist auch das, was uns rein sinnlich erscheint, nicht rein sinnlich mehr. Das gilt nun freilich, wie gesagt, von allem Wahrnehmen, und so kann es scheinen, als ob für die Psychologie der Kunst daraus nichts zu gewinnen wäre. Allein es gilt für die Wahrnehmung auf ästhetischem Gebiete doch in besonderem Maße. Denn ein Kunstwerk ist stets ein Zusammengesetztes, in dem wir „die Einheit in der Mannigfaltigkeit" erfassen müssen. Das Tier erfaßt nur das Einzelne, darum hat es keine wirkliche Kunst. Der Mensch aber faßt das räumlich Ausgebreitete und zeitlich aufeinander folgende durch die synthetische Kraft seines Geistes zur Einheit und Ganzheit zusammen. Darauf beruht es, daß wir Kunstwerke haben und genießen. Wenn wir ein Gebäude betrachten, so lassen wir den Blick an seinen Formen hingleiten und zerlegen es so, denn mit einem Blick können wir es nicht erfassen. Und doch sehen wir es als ein Ganzes, weil wir die Teile geistig zusammenschauen. Während wir diese Einzelheit sehen, wirkt jene, die wir eben sahen, in uns nach. Ebenso ist's in der Musik. Auch die einfachste Melodie ist rein sensorisch nicht zu erfassen. Die einzelnen Töne sind zeitlich getrennt. Wenn wir sie als Melodie, als ein Ganzes, auffassen sollen, müssen die schon verklungenen Töne irgendwie in uns weiterklingen. Nach dem

Digitized by Google

sinnlichen gewinnen sie ein geistiges Dasein. Die Notwendigkeit dieses inneren Zusammenfassens des Sukzessiven sichert auch der Musik den geistigen Charakter. Wo in ihr das Imaginative zurücktritt, da wird um so mehr die geistige Tätigkeit dieses Zusammenfassens erfordert. Wenn also auch ein rein sensorisches Genießen in der Kunst möglich wäre, so könnte es doch nur als etwas ästhetisch durchaus Primitives, Rudimentäres und Unvollkommenes angesehen werden. Denn Kunstgenuß ist ja doch der Genuß von Kunstwerken. Ein Kunstwerk aber rein sensorisch zu genießen ist eine Unmöglichkeit. Der Genuß wird erst dann zum wirklich ästhetischen Genuß, wenn das Sinnliche darin mit dem Geistigen — dem Imaginativen wie dem Theoretischen — verschmilzt. Und zwar ist es wünschenswert, daß diese Verschmelzung möglichst innig sei. Wenn z. B. auf einem Gemälde die Farbenwerte dem Gegenstande nicht völlig entsprechen und wir daher beides gesondert genießen, so ist das eine Unvollkommenheit. Das Vollkommene ist, daß uns das Sinnliche und Geistige nicht gesondert zum Bewußtsein kommt, sondern als ununterscheidbare Einheit.

Schließlich also behält die Anschauung unserer klassischen Dichter, die am klarsten und eindringlichsten Schiller in seinen philosophischen Schriften entwickelt hat, ihr gutes Recht, die Anschauung, daß sich in der Kunst das Sinnliche und Geistige am innigsten vermähle, daß sie das Geistige versinnliche und das Sinnliche vergeistige und daher die vornehmste Erzieherin der Menschheit sei.

Digitized by Google

Zweiter politischer Brief aus der chinesischen Republik*).

Von

einem deutschen Residenten.

Changsha, 28. Dezember 1912.

Liebe Eltern!

Vorletzten Monat ist der erste Jahrestag der chinesischen Republik im ganzen Lande festlich begangen worden.

Nichts hätte jedermann deutlicher und eindrucksvoller die Art der Gefühle und die Stärke oder Schwäche der Sympathien vor Augen führen können, die die verschiedenen Volksklassen der neuen Regierungsform gegenüber jetzt nach knapp einem Jahre ihres Bestehens hegen, als die Art und Weise, in der die Festlichkeiten am 10. Oktober vor sich gingen. War der Geist, der aus ihnen sprach, wirklich der eines Volkes, das darüber jubiliert, daß es sich von der unerträglichen Tyrannei fremder Herren befreit hat? Wahrlich nicht. Es war überhaupt kein Nationalfest, nur ein Versuch dazu, in Wirklichkeit nichts weiter als lärmende, maskeradenhafte Siegesfeier der Jung-China Partei, der freiheitsberauschten und stellungsdurstigen Studenten, die sich wirklich einbilden, die Revolution durchgeführt zu haben, im Verein mit der glorreichen Armee, eine Feier, an der die Gentry halb gönnerhaft, halb verachtungsvoll teilzunehmen geruhte, und der das Volk schaulustig, aber verständnislos und apathisch zusah.

Alle Lobreden der republikanischen Presse — und eine andere gibt es in China nicht — können nämlich nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß das Prestige der Republik bei allen Volks-

*) Den ersten, vom 3. Juni 1912 datierten Brief siehe Band 149.

Digitized by Google

klassen erheblich gesunken ist. Die großen Massen des Volkes, also hauptsächlich die Landbevölkerung, die seit Jahrzehnten an den Gedanken gewöhnt worden sind, daß eine Vertreibung der Mandschus ihre Lage verbessern werde, und daß der durch die Vorsehung der Mandschudynastie eingeräumte Zeitraum abgelaufen sei, sehen sich bitter in dem „neuen Kaiser" — denn als etwas anderes erscheint Yüanschikai ihnen nicht — getäuscht. Was ist aus all den schönen Versprechungen geworden, mit denen sie zur republikanischen Sache hinübergelockt wurden, Abschaffung von Likin, Verminderung der Grundsteuer usw.? Die Vermehrung der Likinstationen und Erhöhung aller Taxen gibt darauf die Antwort. Ferner ist der Landbevölkerung, die der verkörperte Konservatismus selbst ist, der ganze neue westländische Geist von Jung-China mehr als unsympathisch. Scheinbare Nebensachen und Aeußerlichkeiten machen häufig den größten Eindruck auf sie. So verursachte insbesondere der Versuch der Einführung des Gregorianischen Kalenders unter den Bauern in Hunan beinahe eine Revolte, oder vielmehr die beliebte chinesische Form desselben, einen Streik, d. h., sie drohten damit, ihre Felder unbestellt zu lassen, wenn sie nicht mit allen Neuerungen in Ruhe gelassen würden. Wie sollen wir berechnen, fragten sie entsetzt, wann wir unseren Reis säen und unsere Bohnen stecken sollen, wenn mit einem Male Neujahr nicht an Neujahr, sondern etwa 1½ Monate früher ist, und wenn alle uralten, überlieferten Werktage, nach denen wir unsere landwirtschaftliche Tätigkeit richten, mit einem Male umgestoßen sind? Nichts, glaube ich, machte auf die Bauern einen derartigen Eindruck, wie der Versuch der Aenderung des Kalenders und, wenn auch dieses letztere freilich nur in Nordchina, die zwangsweise Entfernung des Zopfes. In sämtlichen Nordprovinzen ist der Zopf in der Tat bis auf den heutigen Tag hartnäckig beibehalten worden, und nach dem westlichen Kalender richtet sich in ganz China niemand außer Beamte und Studenten.

In dieser Abneigung gegen alle umstürzenden Neuerungen berührt sich die Landbevölkerung mit der Majorität der Gentry. Die Gentry könnte mit der Revolution zufrieden sein, die sie unabhängig von Peking und zu Herren in ihren Provinzen gemacht hat, wenn es nicht hauptsächlich zwei Faktoren wären, die sie ihres Sieges nicht froh werden lassen. Der fortdauernde Kampf mit der Zentralregierung ist der eine. Ich werde darauf zurückkommen. Der andere ist ihr unbefriedigendes Verhältnis zur Jung-China-Partei.

Digitized by Google

Die Geister, die sie rief, d. h. die „Revolutionäre", kann sie jetzt nicht wieder los werden. Wohl machte sie ihnen das Zugeständnis, als sie sich mit ihnen gegen die Tartaren verbündete, daß die „neue Dynastie" eine „Republik" sein solle, aber die Gentry war sicher fest davon überzeugt, daß sie die „Studentlein", nachdem sie im Kampfe gegen Peking ihre Schuldigkeit getan, ohne weiteres wieder abschütteln könnte. Diese Berechnung hat sich jetzt als unrichtig erwiesen. Wirkliche Macht hat die Jung-China-Partei zwar nicht. Aber dafür hat sie nicht nur die gebildete Jugend des ganzen Landes auf ihrer Seite, sondern auch die Presse ist ausschließlich in ihren Händen. So kann sie die öffentliche Meinung „machen", und da sich vielleicht in keinem Lande der Welt mit Lärm soviel erreichen läßt, wie in China, kann sie es immerhin erzwingen, daß die wirklichen Machthaber — in den Provinzen die Gentry, in Peking Yüanschikai — in gewissem Maße auf sie Rücksicht nehmen müssen.

Daß Jung-China dieses nicht genug ist, kann man begreiflich finden. Es predigte die Vertreibung der Mandschus und die Einführung westlicher Reformen sicherlich aus Patriotismus, aber sicherlich noch viel mehr aus dem Grunde, weil es erwartete, die Stelle der korrupten Mandschubüreaukratie selbst einzunehmen. Alle die Tausende teils im Auslande, teils in westländischen Schulen Chinas gebildeten Ingenieure, Rechtsgelehrte, Mediziner und Militärs hofften endlich einmal den klingenden Lohn für ihre angeblich nur aus Patriotismus unternommenen Bemühungen in Form von einträglichen Stellen als Minister, Offiziere und Verwaltungsbeamte zu erhalten.

Das Schicksal von Sunyatsen ist charakteristisch für das seiner Partei. Keine lächerlichere Behauptung, als daß er aus Bescheidenheit und aus Selbsterkenntnis seiner Unzulänglichkeit den Präsidentenposten in Nanking niedergelegt. Seine Unfähigkeit als Staatsmann sei zugegeben; aber er verließ die Nankinger Regierung nicht freiwillig, sondern gezwungen. Als echter Chinese wandte er sich dann dahin, wo er, wenn überhaupt irgendwo, einer guten Aufnahme sicher sein konnte, nämlich nach seiner Heimat, nach Kuangtung, das er, wie er lauttönend versicherte, in kurzem in eine Musterprovinz verwandeln würde. Nachdem es sich herausgestellt, daß er statt der Millionen, die er angeblich unter reichen Chinesen in Kalifornien und den Straits Settlements für die „gute Sache" gesammelt, nur seine eigene Person zur Ausführung der Reformen

Digitized by Google

herbeigebracht, verwandelte sich die anfängliche allerdings sehr freundliche Aufnahme in ihr Gegenteil, und Sunyatsen hielt es für geraten, das Land seiner Väter so schnell wie möglich zu verlassen und sich in Schanghai als Privatmann anzusiedeln, wo er sich in der französischen Niederlassung ein Haus gekauft hat. Als Privatmann reist er jetzt im Lande herum und hält Vorträge über Eisenbahnen, Sozialismus und andere Dinge, von denen er nichts versteht. Es fehlt wenig, daß er eine lächerliche Person geworden ist. Ernst nimmt ihn außerhalb seiner eigenen Partei niemand mehr. Es ist nur mit Hinsicht auf Jung-China und damit auf die öffentliche Meinung, daß Yüanschikai soviel Rücksicht auf ihn nimmt, wie er es tut. Hat er doch sogar, um ihn von anderen gefährlicheren Dingen abzulenken und zugleich um seinen Neigungen nachzukommen, besonders für ihn einen halboffiziellen Posten als Chef einer Studienkommission für den Ausbau und die Finanzierung des chinesischen Eisenbahnwesens geschaffen: da kann er sich in harmloser Weise austoben. Einen gewissen Trost findet Sunyatsen in dem Umstande, daß er durch die Revolution zum reichen Mann geworden ist.

Allein durch diesen letzteren Umstand und durch ein gewisses bleibendes Prestige, das Rücksichtnahme erzwingt, unterscheidet sich Sunyatsens Schicksal von dem der Mehrzahl seiner Anhänger. Sonst ist es ihnen fast allen ebenso gegangen wie ihm: Unfähigkeit und Unerfahrenheit in praktischer Politik und Verwaltung hat sie die Posten, die ihnen im ersten Siegestaumel eingeräumt wurden, wieder verlieren lassen, und zwar meistens an Mitglieder der Gentry, Standes- und Gesinnungsgenossen der alten Beamten der gestürzten Regierung, kurz Leute, die mit der praktischen Politik und Verwaltung ihres Landes vertraut sind. Sicher befinden sich noch jetzt, sowohl in hohen wie in niederen Posten, in Peking wie in den Provinzen, gar manche Jung-China-Leute, d. h. westländisch gebildete Männer, aber dies sind entweder selbst fortschrittliche Mitglieder der Gentry, oder ihr doch wenigstens durch Gesinnung oder Interesse verbunden. Doch sind dies immer nur wenige, die gerade durch ihren Erfolg die Unzufriedenheit der weniger glücklichen Stellenjäger noch mehr erregen. Da kommt es denn gar nicht selten vor, daß diese letzteren, durch die Revolution an energisches Handeln gewöhnt, sich nicht damit begnügen, ihrer Mißstimmung durch Worte allein Luft zu machen, sondern damit fortfahren, Komplotts gegen die jetzigen Machthaber zu schmieden, wie sie es früher aus genau denselben Gründen gegen die Mandschus getan. Die bekannteste

Digitized by Google

dieser Intriguen, die zuerst Liyüanhung, und dann selbst Yüanschikai gefährlich zu werden drohte, ist die der „Generale" Chang Chen-wu und Fang Wei, die, wie Ihr Euch erinnern werdet, am 17. August in Peking auf telegraphische Weisung Liyüanhungs hingerichtet wurden. Das ganze Motiv dieser Unruhestifter, denen zuerst weitgehende politische Pläne untergeschoben wurden, war nichts weiter, wie jetzt zweifellos festgestellt ist, als tiefe Unzufriedenheit damit, daß ihnen die Revolution nicht Stellungen eingebracht, wie sie sie erhofft, und die Absicht, sich das mit Gewalt zu erringen, was sie auf friedlichem Wege keine Aussicht hatten zu erhalten. Dies war freilich der schlimmste Fall, aber doch immerhin nur einer von vielen; und ähnliches kann sich noch heute jeden Tag ereignen.

Der eigentümliche Widerspruch zwischen dem lauttönenden Siegesgeschrei der offiziellen Jung-China-Presse und der tatsächlichen Mißstimmung der Mitglieder der Jung-China-Partei selbst erklärt sich eben daraus, daß die großen politischen Ziele der Partei, Vertreibung der Mandschus und Errichtung einer Republik zwar erreicht sind, daß aber die persönlichen Erwartungen der Parteileute selbst nach wie vor in der Hauptsache unerfüllt bleiben. Was nützt ihnen eine Republik, in der sie nicht alle Posten selbst innehaben? Macht und Geld ist es, wonach sie dürsten. Und was ist nun das Nettoresultat der Revolution für sie? Sie können in den Zeitungen, deren Zahl sich seit der Revolution in einer geradezu fabelhaften Weise vermehrt hat, jetzt sagen, was sie nur immer wollen, ohne daß irgend jemand gegen sie einschreitet, aber auch ohne daß irgend jemand davon Notiz nimmt. Selbst die häufigen fremdenfeindlichen Ergüsse erregen bei den Leuten, gegen die sie gerichtet sind, höchstens noch ein Lächeln. Sie können in der Nationalversammlung in Peking, in der sie suprem herrschen, die kindischsten Beschlüsse fassen, daß von einem bestimmten Tage ab ganz China eine neue Tracht anlegen soll, wovon Abbildungen in allen Zeitungen veröffentlicht werden, daß Yüanschikai wegen Willkür zur Verantwortung gezogen werden soll, daß gegen die Russen in der Mongolei 5 Millionen Mann abgeschickt werden sollen, daß die Noten der Bank von China überall zum Nennwert angenommen werden sollen. Das Resultat aller Beschlüsse und Resolutionen ist dasselbe: nämlich Null. Sie können, dank der alten Vorliebe und dem Instinkte der Chinesen für geheime politische Gesellschaften, eine nie dagewesene Ausdehnung der politischen Parteien hervorrufen, von denen augenblicklich die Kuo-min-tang, die

Digitized by Google

Min-hu-tang und die Kung-ho-tang die wichtigsten sind, deren politische Programme, scheinbar verschieden, in Wirklichkeit alle dieselben sind, nämlich Erringung guter Stellungen für ihre Mitglieder, wodurch sie sich mehr als politische Klubs, denn als Parteien in unserem Sinne kennzeichnen. Erfolge haben sie damit kaum. Das alles entmutigt. Jung-China ist nicht zufrieden.

Wenn ich Euch noch an die durch zahlreiche Revolten genügend oft bewiesene Unzufriedenheit der Armee erinnere, die bitter enttäuscht ist, daß sie nicht, wie sie erwartet, zur Belohnung für ihre heroischen Taten während der Revolution von der dankbaren Nation durch reichliche Pensionen bis ans Lebensende entschädigt, sondern schmählich aufgelöst wird, so werdet Ihr verstehen, wenn der erste Jahrestag der Republik von niemandem, wie ich oben sagte, mit sonderlich frohen Gefühlen begrüßt wurde.

Aber gefeiert mußte er werden, schon allein, um „das Gesicht zu wahren", um nicht anderen und sich selbst einzugestehen, daß man nicht alles erreicht, was man erstrebt.

Wie gesagt, es war tatsächlich nur ein Fest von Jung-China. Immerhin konnte man hier in Hunan die Anstrengungen, die gemacht wurden, um die großen Massen für das neue Nationalfest zu gewinnen, schon an dem Datum des Tages zu erkennen, der dafür gewählt wurde. Der Zufall wollte es nämlich, daß das Jahr 1911 nach dem chinesischen Wandkalender einen Schaltmonat und somit 13 Monate hatte, was zur Folge hatte, daß der 9. Tag des 9. Monats, an dem die Revolution ausbrach, im Jahre 1911 auf den 10. Oktober, im Jahre 1912 aber auf den 28. September fiel. Der Ausweg, der gewählt wurde, um beide Teile zu befriedigen, sowohl Jung-China, für das der neu eingeführte westliche Kalender eines der sichtbaren Zeichen ihres Sieges ist, wie das Volk, das den Wandkalender als heiliges, unantastbares Erbstück seiner Vorfahren ansieht, ist charakteristisch dafür, wie heute in China regiert wird: der Geburtstag der Republik wurde einfach zweimal gefeiert, am 28. September, dem 9. Tag des 9. Monats für das Volk und am 10. Oktober für Jung-China. Beidemal dauerten die Festlichkeietn drei Tage lang. Wie lange Proklamationen verkündeten, war jedesmal der erste Tag für das Heer, der zweite für die Beamten und der dritte für die Kaufleute und Bauern bestimmt. Es war strengster Befehl der Regierung, daß beidemal während aller drei Tage jeder Hausbesitzer aus seinem Hause mindestens eine große fünffarbige Flagge der Republik zu

Digitized by Google

hängen und das Aeußere seines Hauses in festlicher Weise zu schmücken habe. Die patriotische Soldateska sorgte dafür, daß dieser Befehl aufs peinlichste ausgeführt wurde. Ich habe es selbst gesehen, wie Kaufleute von Soldaten mißhandelt wurden, weil sie angeblich das Aeußere ihrer Läden nicht schön genug geschmückt hätten. Das Herrlichste bei der ganzen Sache war, daß die Regierung für sich das Monopol in Anspruch genommen hatte, besagte Flaggen an die unglücklichen Hausbesitzer zu verkaufen. Nachher hatten dieselben sie wieder an die väterliche Regierung auszuliefern, natürlich ohne von ihr auch nur einen Pfennig zurückzuerhalten. Dies ein kleines Beispiel dafür, wie höchste Geldnot erfinderisch macht.

Im übrigen muß ich zugeben, daß bei dem herrlichen Herbstwetter die engen, dichtbeflaggten Straßen mit den mit Guirlanden, Erinnerungsinschriften und grünen Tannenzweigen geschmückten Häusern und der sie durchflutenden schaulustigen Menge ein wirklich festliches Bild gaben. Zahlreiche Mädchen und Frauen der besseren Stände, die man sonst nie auf der Straße sieht, sowie gelegentliche, durch die ungewohnte Pracht ganz benommene, ängstlich um sich gaffende Bauern aus entfernteren Landdistrikten sind der beste Beweis dafür, daß das Volk wirklich feiert. Zwischen allem schreiten stolz und herrisch und ihre billigen japanischen Uniformen mit großen roten Papierblumen verziert, wie wenn's zum Maskenfest ginge, die „Heroen" der Revolution einher, die tapferen Soldaten, die ganz genau wissen, daß sie durch ihre Heldentaten all diese Feierlichkeiten erst möglich gemacht haben. Eben kommt eine Abteilung die Straße entlang. Voran weht ihnen ein Banner mit der Inschrift: „Vergeßt die Helden nicht!" womit sie sich merkwürdigerweise durchaus nicht selbst meinen — denn sie sorgen schon dafür, daß sie nicht vergessen werden —, sondern ihre toten Kameraden, die bei Honyang gefallen sind. Gerade kommen sie von der Einweihung ihres Grabdenkmals zurück. Dort haben sie das Gewehr präsentiert, während eine Mädchenschule in Trauerkleidung an dem Grabe vorbeidefilierte und jedes der Kinder eine große weiße Chrysantheme, eine papierne natürlich, auf die Ruhestätte der toten Befreier warf.

Jeden Abend findet große Laternenprozession statt, ohne die ein chinesisches Fest undenkbar ist. Auch zahlreiche Theateraufführungen aus der alten chinesischen Geschichte fehlen nicht: darunter sind Liebhaberaufführungen von Studenten und Soldaten nicht selten.

Dem Volke gegenüber natürlich konnte die Regierung, um sich

Digitized by Google

nicht lächerlich zu machen, nicht zugestehen, daß der Geburtstag der Republik zweimal gefeiert wurde, sondern suchte durch zwei verschiedene, äußerst charakteristische Bezeichnungen den Glauben zu erwecken, es wurden zwei verschiedene Gedenktage gefeiert.

So hieß die erste Feier: „Beginn des Patriotismus", in der Annahme, daß in einer Zeit, in der man ruhig die Herrschaft der ausländischen Mandschus hinnahm, patriotisches Gefühl nicht habe vorhanden sein können, und die zweite: „Beginn der Unabhängigkeit Hunans". (scilicet von Peking). Das letztere klingt wie ein Triumph der Hunaner Gentry und zu gleicher Zeit wie eine Herausforderung und eine Warnung an die Pekinger Regierung. Trotzdem muß man angesichts der tatsächlichen politischen Lage bezweifeln, ob der Wille, der aus diesen Worten spricht, von einer dementsprechenden Macht gestützt wird.

Der Kampf um die Macht, der zwischen der Zentralregierung und den Provinzen seit bald einem Jahre tobt, scheint mit einem Remis endigen zu wollen. Allenfalls trägt Peking einen gewissen Vorteil davon. Die Kampfmittel zwischen beiden Parteien sind rein finanzieller Art gewesen. Nachdem es der „patriotischen Liga zur Rettung Chinas", die von dem Gegenspieler Yüanschikais, dem Hunanesen Huang Hsing, inszeniert war, Anfang des Sommers gelungen war, den Abschluß der großen Anleihe, die Peking ungeheure Machtmittel in die Hände gegeben hätte, zu verhindern, trat ein scheinbarer Ausgleich der Gegensätze ein. Yüanschikai verfolgte, um sich seiner Gegner zu entledigen, die Politik, sich mit ihnen zu versöhnen und sie dann womöglich kalt zu stellen. Mit Sunyatsen gelang ihm das, wie ich oben zeigte, leicht. Mit Huang Hsing, seinem gefährlichsten Gegner, der selbst gern Präsident der Republik werden möchte, hatte er größere Schwierigkeiten. Er ernannte ihn zum Generalfeldmarschall und überhäufte ihn mit Ehren, als er nach Peking kam. Aber erst Anfang dieses Monats gelang es ihm, für ihn einen Posten ausfindig zu machen, auf dem er für den Augenblick unschädlich ist. Das ist die Generaldirektorstelle der Hukuang-Eisenbahn, die Huang Hsing gerne annahm, da sie ihm ermöglicht, seinen Erwerbssinn zu befriedigen.

Um die Provinzen auf die Knie zu bringen, bekämpfte sie Yüanschikai mit ihren eigenen Waffen, d. h. er suchte ihnen alle finanziellen Mittel abzuschneiden und sie so in ihrem eigenen Fette zu sieden. Der Kampf nahm die erbittertsten Formen an. Die Provinzen, freilich kaum noch dazu imstande, stellten alle, selbst

Digitized by Google

zur Erfüllung internationaler Verpflichtungen nötigen Matrikularbeiträge an Peking ein, das sich seinerseits wieder durch kleinere, ausländische Anleihen zu helfen suchte, zuerst durch die belgische, dann durch die berühmte und berüchtigte „Krisp"-Anleihe. Alle ausländischen Anleihen an die Provinzen andrerseits verstand Peking zu verhindern. Mehrere kleinere Anleihen, meistens deutscher Firmen, kommen nicht in Betracht. Erfolg hat diese Politik nur zu sehr gehabt. China ist dem Bankerott nahe, von dem es am Ende dieses Jahres nur noch gerade durch die erhöhten Einnahmen des Seezolls, der einzigen Verwaltung, die sich durch die Revolution nicht zerrütten ließ, gerettet worden ist. Die Regierungen der meisten Provinzen stehen am Rande des finanziellen Abgrundes und sind daher, ganz wie es Yüanschikai berechnet hat, bereits außerordentlich mürbe und nachgiebig geworden, ja zum Teil hoffen sie direkt auf Hilfe von Peking. Hunan zum Beispiel. Hier, wie in anderen Provinzen, ist durch die Zerrüttung alles Kredits und durch die Ueberschwemmung des Marktes mit ungedecktem Papiergeld, das beständig ausgegeben wird, um die Blutegel von Soldaten zu bezahlen, eine Entwertung der Papiernoten um 35 % eingetreten. Die Folgen für Handel und Verkehr könnt Ihr Euch selbst ausmalen. Wenn bis jetzt noch keine gänzliche Entwertung der Papiernoten und damit eine Katastrophe eingetreten ist, so läßt sich das nur dadurch erklären, daß ein baldiger Abschluß der sich schon lange hinzögernden Verhandlungen wegen der Uebernahme der durch Hunan selbst bereits gebauten kurzen Strecke der Hankau-Kanton-Eisenbahn durch die Zentralregierung erwartet wird, wodurch wieder Silber in die Provinz käme. Bisher ist noch keine Einigung zustande gekommen, weil Hunan für die etwa 45 km lange, sehr schlecht gebaute Eisenbahn die horrende Summe von 6½ Millionen Taels fordert. Tempora mutantur. Wie lange ist es her, daß die Provinzen, Hunan an der Spitze, die Uebernahme der Eisenbahnen durch die Zentralregierung wie die Löwen bekämpften? Jetzt flehen sie nahezu darum.

Leider ist Peking nicht nur selbst zu schwach, um die traurige Lage der Provinzen zur Stärkung der Zentralverwaltung auszubeuten, sondern es ist auch kaum Aussicht vorhanden, daß es an Stärke in nächster Zeit nachhaltig wachsen wird. Die große Sechsnationen-Anleihe nämlich, deren Abschluß jetzt so gut wie sicher ist, wird nicht mehr 60 Millionen, sondern nur noch höchstens 25 Millionen Pfund Sterling betragen, eine Summe, die nur groß

Digitized by Google

genug ist, um China zu ermöglichen, seinen Verpflichtungen nachzukommen und die Verwaltung wieder einigermaßen in geregelten Gang zu bringen, aber nicht groß genug, um Pekings Stellung gegenüber den Provinzen wesentlich zu stärken. Infolge der europäischen Lage können und wollen die Banken nicht mehr geben. Auch wird Peking genötigt sein, wenn auch natürlich nur gegen gewisse Bedingungen, den Provinzen in ihren finanziellen Schwierigkeiten zu Hilfe zu kommen. So erwartet z. B. Hunan allein 15 Millionen Taels in gutem Silber von der großen Anleihe zu bekommen. Das Fell des Bären wird, wie gewöhnlich, bereits vor der Zeit verteilt.*)

Am augenfälligsten ohne Frage werden die verhängnisvollen Folgen des Bürgerkrieges zwischen Peking und den Provinzen für China an dem Verlust von Prestige gegenüber dem Ausland. Es genügt, die Namen Tibet und Mongolei zu nennen.

Aber die Wirkungen nach innen, wenn auch für den Außenstehenden nicht so leicht bemerkbar, sind doch noch furchtbarer. Die Dezentralisation ist nur vom politischen Standpunkte aus das beklagenswerteste Moment. Schlimmer aber für das alltägliche Leben des Volkes ist die gänzliche Zerfahrenheit und Zerrüttung aller Verwaltungszweige und die Korruption der neuen Beamten, die nach dem Urteil selbst wohlwollender Beobachter größer ist als jemals unter der Mandschu-Herrschaft.

Lohnt es sich wirklich eine Revolution zu feiern, die dies alles zur Folge gehabt hat?

Viele Grüße
G.

*) Anmerkung der Redaktion. In der Tat sind seit der Abfassung des Briefes diplomatische Schwierigkeiten entstanden, welche das Zustandekommen der Anleihe auf unbestimmte Zeit verzögern.

Digitized by Google

Ein neuer deutscher Dramenvers.

Von

Hermann Conrad.

Eduard II. Tragödie von Christopher Marlowe, übersetzt von Alfred Walter Heymel. 1912. Insel-Verlag, Leipzig.

Wir wollen uns nicht den Kopf zerbrechen über das Schicksal, das unsere deutsche Poesie betroffen hat, als im 17. Jahrhundert an die Stelle des zum Knüttelvers hinabgesunkenen Hebungsverses die antiken Metra traten. Nach meiner Ueberzeugung war es ein Unglück: wir Germanen, die wir in der ewigen Belebtheit unseres vielgestaltigen, wechselvollen Empfindens nun doch einmal über den anderen Rassen stehen, können uns in Wirklichkeit ja gar nicht vorstellen, wie Menschen den immer gleichen Klingklang der antiken Metra haben ertragen können. Dementsprechend — und glücklicherweise — war denn auch die von unserer Volksseele erzeugte Sprache ihrem prosodischen Charakter nach ganz außerstande, irgendein antikes Metrum auch nur innerhalb weniger Zeilen streng nachzubilden; diese Sprache duldete es einfach nicht, daß wir Verse in fortlaufenden Jamben, Trochäen, Anapästen oder Daktylen schrieben. Am wenigsten lag unserer Sprachseele das letzte Metrum, das wir nichtsdestoweniger in unserer klassischen Frömmigkeit nachzuschaffen suchten: wir sind durchweg kläglich gescheitert; das traurigste Denkmal dieses verfehlten Strebens ist eine unserer feinsten Dichtungen, Hermann und Dorothea, die in dem Gewande wahrhaft fürchterlicher Hexameter durch die Jahrhunderte gehen muß. In Wirklichkeit ist der Hebungsvers mit der großartigen Ungezwungenheit seines ein-, zweisilbigen oder fehlenden Auftaktes, seiner ein-, zweisilbigen oder fehlenden Senkungen, seines männlichen oder weiblichen Schlusses das von der Natur der freien deutschen Seele angemessene Gewand. Und es ist kein Grund einzusehen, warum die Dichten-

Digitized by Google

woller des 17. Jahrhunderts ihn nicht hätten wieder beleben sollen, wenn — sie ihn nur gekannt hätten. Auch heute steht seiner Wiedererweckung nichts im Wege, als das eine Bedenken, daß uns vielleicht, Schaffenden und Aufnehmenden, das feine rhythmische Gefühl, das zur Schaffung und zum Genuß der Nibelungenstrophe oder der kurzen Reimpaare Meister Gottfrieds erforderlich war, verloren gegangen ist durch die dreihundertjährige Vergewaltigung unserer Seele mit der antiken Metrik. Immerhin war es ein hoffnungsvoller Versuch, den Jordan in seinen Nibelungen machte; er hätte vielleicht mehr Nachahmung gefunden, wenn er sich nicht auf die veraltete Spielerei der Alliteration versteift hätte, des Konsonantenreimes, der eine viel wuchtigere Artikulation der Konsonanten, als unsere heutige es ist, voraussetzt, und wenn er der fallenden Betonung unserer Sprache durch häufigere Auslassung des Auftaktes mehr Rechnung getragen hätte — sein Rhythmus ist fast durchweg steigend.

Also die Natur der deutschen Sprache macht es unmöglich, die antiken Verse streng nach zubauen; wir hätten dem Winke dieser machtvollen Lehrmeisterin folgen und die fremden Metra wenigstens mit größter Freiheit behandeln sollen. Andererseits aber ist es natürlich, daß z. B. ein junger Dramatiker, der den jambischen Quinar als gegebene Form hinnimmt, das ihm im Ohr klingende Schema durchzuführen sucht, da er ja gar nicht ahnt, daß er unter einem fremden, ihm aufgenötigten Joch arbeitet. Auf diesem Standpunkt sind unsere klassischen Dramatiker auch in späteren Jahren geblieben: ihre Dramenverse sind möglichst regulär; zwei unbetonte Silben für einen Jambus müssen sie natürlich sehr oft haben, der Anfangstrochäus ist auch unvermeidlich, hin und wieder findet sich ein Trochäus nach der Zäsur und — wohl unbewußt und wider Willen — ein Doppeljambus; aber darüber hinaus geht es nicht. Nur Kleist macht eine Ausnahme: das Jambenschema hindert ihn nicht, einen anderen, passenderen Rhythmus zur Geltung zu bringen, noch kümmert er sich um die Zahl der Versfüße, acht- und zwölfsilbige Verse sind häufig bei ihm. Von neuesten Dichtern tut sich, wie ich an dieser Stelle schon früher erwähnt habe,*) Hofmannsthal hervor durch einen rhythmisch freien, kraftvollen Dramenvers, der eine gewisse Verwandtschaft — nicht mehr — mit dem Blankvers der englischen Renaissance hat.

*) In dem Aufsatz „Kennen wir Shaksperes Entwicklungsgang?" (Band 122, Heft 3, S. 419 ff.).

Digitized by Google

Dieser zeigt schon bei den unmittelbaren Vorgängern Shaksperes ein merkwürdiges Streben nach Freiheit von dem Joch des Versschemas. Eine, wenn auch nicht ängstliche Regelmäßigkeit erscheint nur bei Kyd in der Spanischen Tragödie.*) Eine gewisse Aehnlichkeit damit hat Greenes Tragödie Jakob IV., welche schon wegen der verhältnismäßig**) geringen Freiheit der Rhythmik und der gänzlichen Unberührtheit von dem später nachgeahmten Marloweschen Schwulst als sein jugendlichstes Werk angesprochen werden muß. Ganz anders meistert er den Blankvers im Mönch Bacon. Marlowe zeigt einen sichtbaren Fortschritt von der Regelmäßigkeit des Tamerlan über Eduard II. und Faust zur rhythmischen Freiheit des Juden von Malta.

Von eigenartiger und alles überragender Größe ist die Entwicklung Shaksperes als Versschöpfer. In der Jugend erkennt er das zehn- oder elfsilbige Versschema als Rahmen an, führt den Gedanken selten darüber hinaus und füllt ihn mit steigenden Rhythmen, Jamben und öfters Doppeljamben (∪∪ — ⏑ —) aus, den Trochäus, außer im ersten Fuße und nach der Zäsur, scheuend. Auf der Höhe seines gewaltigen Aufstieges: in Lear, Macbeth, in Cariolan und Antonius und Cleopatra, verschmäht sein Denken und Fühlen die Grenze des Versendes, es strebt immerfort darüber hinaus; wie die einzelnen Reden mit Vorliebe in der Mitte eines Verses enden und anfangen so beginnt auch hier der Gedanke, die Empfindung, durchzieht ein, zwei und manchmal noch mehr Verse, um meist am Anfang oder in der Mitte eines Verses zu enden. Was der Schauspieler hier zusammenhängend zu sprechen hat, sind keineswegs jambische Quinare, ja, da die Metra vielfach wechseln, auch nicht einmal fortlaufende Jamben, sondern rhythmische Reihen von verschiedener Länge, erfüllt von den wundervollsten Kadenzen, die sich jeder Gefühlsschwingung der Dichterseele anschmiegen. Ich habe dafür in dem genannten Aufsatz einen Augen- und Ohrenbeweis gegeben, indem ich ein Stück eines Monologs im Macbeth in rhythmische Reihen auseinanderlegte und diese skandierte. Daneben habe ich eine wörtlich gute Wiedergabe der Stelle von Friedrich Vischer gesetzt: er macht aus 11½ Versen von Shakspere 14, ist bestrebt, das Versende mit dem Gedankenende zusammenfallen zu lassen, was Shakspere gerade nicht will, und plattet das Gewoge von großen und kleinen

*) Die metrischen Angaben beruhen auf den ziffernmäßigen Darstellungen meiner langjährigen metrischen Studien.

**) Unserm klassischen Drama gegenüber ist sie immer noch groß.

Digitized by Google

metrischen Wellen in die Fläche ruhig fließender Jamben ab. Nun wird ja der Schauspieler diese nicht so ruhig sprechen, wie sie ihrem Wesen nach sind; aber den Sturm im Innern des Mörders, wie ihn Shakspere uns malt, kann er mit diesem glatten Rhythmus nicht zur Anschauung bringen: die Seele dieser großartigen Poesie ist getötet. Und so spricht der Vers unserer deutschen Dramen immerfort: Kusch dich, liebe Seele; strecke dich nach dem antiken Versschema!

Es wäre sehr interessant gewesen, zu sehen, was A. W. Schlegel aus dem Vers der genannten drei Dramen, dem größten, der je über eine irdische Bühne geschritten ist, gemacht haben würde. Nach seinen Uebersetzungen des Kaufmanns, des Cäsar, Hamlet und der recht mangelhaften des Sturms dürfen wir annehmen, wenig; in einem andern Aufsatz dieser Jahrbücher*) habe ich an einer Reihe von Beispielen nachgewiesen, daß er schöne rhythmische Effekte der Shakspereschen Verse, die leicht wiederzugeben waren, unbeachtet gelassen hat: in die Natur der Shakspereschen Rhythmik war er nicht eingedrungen. Das wollen wir ihm nicht übelnehmen; sind doch die größten englischen und deutschen Philologen, die musikalisch offenbar wenig begabt waren, bis in die neueste Zeit bemüht gewesen, dem Shakspereschen Vers seine natürliche Schönheit zu amputieren und ihn vermittelst unerlaubter Textänderungen in die spanischen Stiefel des Versschemas hineinzuzwängen. Als ob dessen tadellose Herstellung jemals der Zweck eines solchen Dramatikers hätte sein können! Das Gegenteil ist richtig: wenn wir die allerjugendlichsten Dramen ausnehmen, so ist er überall ein erklärter Feind des Schemas. Die Erkenntnis der wunderbaren Freiheit der Verses der englischen Renaissance-Dramen ist nicht älter als ein gutes Jahrzehnt und geht von Deutschland aus.

Da sie jetzt aber vorhanden, so ergibt sich der Gedanke der Nachahmung dieser Freiheit, d. h. der Erhöhung der dramatischen Wirkung vermittelst einer freien Rhythmik für unsere Schwestersprache eigentlich von selbst. Ich habe in dem erstgenannten Aufsatz die Forderung aufgestellt, der angehende deutsche Dramatiker müsse soviel Englisch verstehen, daß er sich in den Lear und Macbeth, sei es auch mit fremder Hilfe, einlesen könne; und wenn er dann den größten Teil des Macbeth auswendig weiß und die herrlichen Shakspereschen Versmelodieen unzerstörbar in seiner Seele leben,

*) Eine neue Revision der Schlegelschen Shakspere-Uebersetzung. Bd. III, Heft 1.

Digitized by Google

dann wird es ihm gelingen, auch den Vers seines deutschen Dramas auf die gleiche Höhe zu bringen. Wer aber soviel Musik nicht in sich hat, möchte ich jetzt hinzufügen, der schreibe sein Drama in offener, ehrlicher Prosa, und nicht in der metrisch verhüllten unseres bisherigen Dramenverses, den erstwie jeder, selbst der Prosaiker Hebbel, meistern kann.

Ich weiß nicht, ob diese meine Forderung, der ich auch an anderen Orten Ausdruck gegeben habe, bekannt geworden ist und anregend gewirkt hat. Hoffentlich nicht: denn nichts spricht mehr für die Zeitgemäßheit eines Gedankens, als wenn er von mehreren Seiten zugleich unabhängig gefaßt wird. Jedenfalls ist meiner Forderung die Ausführung gefolgt.

Der Eduard II. von Marlowe ist eine naive, frische, kraftvolle Dichtung, deren Jugendlichkeit uns naturgemäß immer mehr anzieht, je älter wir werden. Und ich war in der Tat entzückt, als ich diese Dichtung mit der gleichen Naivität, Frische und Kraft wiedergegeben fand in der Uebertragung von Heymel.*) Ich bedaure daher, daß ich mich hier bloß mit der Versgestaltung dieser Nachdichtung — das ist sie wirklich — zu befassen habe. Indessen sagen muß ich doch, daß Heymel Englisch kann, und zwar beiderlei Sorten, nicht bloß modernes, sondern auch Renaissance-Englisch, und daß er in diesen beiden Kenntnissen den modernsten Shakspere-Uebersetzer bedeutend überragt, wenn sich auch bei ihm einige Fehler finden. Ich muß auch sagen, daß er über eine Gewandtheit und Prägnanz des dichterischen Ausdrucks verfügt, die es ihm ermöglichen, niemals einen Vers mehr als Marlowe zu bilden. Und ich kann mich auch nicht enthalten, hier ein paar Beispiele für die eben genannten Eigenschaften der Heymelschen Poesie zu geben.

Zerfetzt, zerrissen ward sein Priesterkleid,
Dann legten sie gewaltsam Hand an ihn;
Dann nahm man ihn in Haft, das Gut ihm weg:
Meld' das dem Papst; — zu Pferde, fort! (Der Bote ab.)

So spricht der Mann, dem das eben geschehen ist, der Erzbischof von Canterbury (14)**) Und wer spürt nicht den heißen Hauch der Wut, die in ihm loht!

*) Der mir zur Zeit der Abfassung dieses Aufsatzes unbekannte Nachdichter antwortete auf meine Anfrage, ob er meine Forderung in betreff der Reform unseres Dramenverses gekannt hätte, verneinend.

**) Die Ziffern bezeichnen die Seiten.

Digitized by Google

(Der König:) Eh' ich von meinem Gaveston getrennt werd' (?),
Soll diese Insel auf dem Ozean schwimmen
Und wandern bis zum unbesuchten Indien (20).

Wenn Hamlet auf Ophelias Grab ein Gebirge bis zur Sonne häufen will, das „den Ossa zur Warze macht", so ist das kaum eine stärkere Zumutung für unsere Phantasie, als wenn sie genötigt wird, in dem Zeitraum von zwei Blankversen eine derartige Reise mitzumachen. Man denke: dieses lästige Sperrfort eines sonst offenen Binnenmeers löst sich plötzlich von seinem Fundament und schwimmt los mit seinen Kriegshäfen und den Dreadnoughts darin, den ganzen Atlantic hinab, um das Kap der Guten Hoffnung herum in den Indischen Ozean hinein, bis die Südküste von Asien ihm Halt gebietet! Diese im Munde eines englischen Königs ganz reizende Hyperbel hat leider mit den gleichen Aeußerungen eines titanischen Kraftüberschwanges das gemein, daß sie niemals zur Wirklichkeit werden kann.

Die von Eduard verschmähte Königin ruft bei einer ihr gespendeten Zärtlichkeit sehr hübsch:

O, wie ein Kuß mich Aermste aufblüh'n läßt! (35)

Die folgende Schilderung des Königs, die ihn als das Urbild Richards II. zeigt, ist in ihrer Knappheit wunderbar anschaulich.

(Mortimer:) Wann wärst ins Feld mit Bannern du gezogen?
Einmal! Da gingen die Soldaten wie die Gaukler
In Prunkgewändern, nicht in Panzern — und du,
Beschmutzt mit Gold, rittst lachend mit dem Rest
Und schütteltest des Helmes Funkelkrone,
Der (Dran?) Damenpfänder prahlend niederhingen (53).

Und schließlich lese man den Fluch Eduards auf die römische Geistlichkeit:

Stolzes Rom! Das solch' hoffärtige Knechte schafft,
Mit deines Aberglaubens Wachsstocklichtern,
Von denen deine Götzenkirchen flackern,
Steck' ich die morschen Bauten dir in Brand
Und zwing die Papstburg, Erdenstaub zu küssen.

Wer jemals die Schwierigkeit kennen gelernt hat, 10 oder 11 Silben aus 13 oder 14 zu machen (denn soviel gehören zur vollständigen Wiedergabe eines englischen Blankverses im Deutschen), der wird aus dieser Stelle, die in der gleichen Zahl der Verse alles genau wiedergibt, was in Marlowes Blankversen steht, das hervorragende

Digitized by Google

Sprachgeschick Heymels erkennen. Und so geht es weiter durch die ganze Uebersetzung: überall Frische, Kraft und Schönheit in Sprache und Rhythmus. —

Trotz aller ihrer Freiheit war es für den altdeutschen Dichter sehr schwer, gute Hebungsverse zu bauen. Ein schwach begabter heutiger Dichter, der mit großer Leichtigkeit Jamben aufs Papier sprudelt, würde, wenn er in Hebungsversen schreiben sollte, Knüttelverse schaffen, wie die Meistersinger. Jene Freiheit wurde eben gefordert von der feinen Musik, die in der deutschen Dichterseele lebte; ohne diese rhythmische Gabe hatte die Freiheit des Verses keinen Wert. Denselben Urgrund haben die Freiheiten des älteren englischen Blankverses: Die Dichter *suchen* nicht Unregelmäßigkeiten, Abweichungen vom Grundmetrum, die als solche Willkür wären; sie empfinden nur den Zwang des antiken Versschemas als unerträglich und sprechen die Musik, die in ihrer germanischen Dichterseele lebt, in uralten germanischen Rhythmen aus.

Wir sollten daher auch nicht sagen, die altenglischen Dramatiker setzen häufig den *Anapäst* für den Jambus ein, sondern sie brauchen eine Hebung mit vorausgehender zweisilbiger Senkung. Altdeutsche Verse ohne massenhafte zweisilbige Senkungen (**lâz alle rede und tuo niht mêr.** — **Tristan**) gibt es nicht, und die heutigen Dichter üben einen widernatürlichen Zwang auf sich aus, wenn sie nicht öfter, wo die Lebhaftigkeit der Empfindung oder des Geschehens es fordert, Anapäste statt der Jamben einsetzen, wie Heymel es tut:*)

Und schätz te mich reich, so lieben Freund zu kaufen (34).
Nein! — Tut, wie ihr wollt, ich weiß, was daraus kommt (68).
(Bald werden ihre Häupter fallen,)
Zu stillen die Wut ihres erzürnten Königs (79).
Die Köpfe beiden ab — ich befehls dir streng (81).
(Ich finde keine Linderung meiner Qualen,)
Wenn ich die Krone nicht spür auf meinem Haupt (106).
Denn unser Handel trägt viel größeren Schwung (110).

Es ist nicht schwer, diese Verse zu regularisieren, und Schlegel hätte es gewiß getan: Reich schätzt' ich mich — Tut nach Wunsch — Zu still'n die Wut — sofort geschieht's — Spür' ich die Krone nicht — viel größern Schwung. Aber der Schwung bei Heymel ist doch größer, mächtiger, leidenschaftlicher, hier und in den anderen

*) Die Abweichungen vom antiken Metrum sind gesperrt gedruckt.

Digitized by Google

Beispielen, als in solchen zahmen Versen. — Zwei Anapäste geben dem Vers verstärktes Feuer:

Entweder mein Bruder oder sein Sohn ist König (125)

ist ein leidenschaftlicher Ausruf Kents, des Bruders Eduards, der nicht ersetzt werden kann durch:

Mein Bruder oder dessen Sohn ist König.

Wenn in altdeutschen Versen auf eine Hebung mit vorausgehender zweisilbiger Senkung eine Hebung ohne Senkung folgt:

und gestuont ouch daz niemanne baz (Tristan)
(und das stand auch niemandem besser),

so entsteht der wuchtige Rhythmus ⏑ ⏑ — —, den ich mich hüten werde, mit seinem klassischen Namen zu bezeichnen, da er rein germanisch ist; ich nenne ihn Doppeljambus. In der englischen Sprache mit ihren vielen — unbetonten und betonten — einsilbigen Wörtern gibt er sich leicht; die Renaissance-Dramatiker setzen ihn für zwei Jamben ein; Shakspere tut das, je machtvoller seine Verse werden, desto häufiger.*) Heymel verwendet diesen Rhythmus mit bedeutender Wirkung:

O, könnt' ich dich hier halten, so wie dies (Bild) (24).
Doch nein! Viel lieber als die (Isabella) wiedersehn,
[geb' ich die Krone hin] (107).
Ich höre grad, er hat selbst abgedankt (114).
Prinz Eduard ist mein Sohn, und er bleibt hier! (116)

Wie matt ist dagegen der jambische Rhythmus: O, könnt' ich halten dich — Viel lieber als sie wiedersehn — Er selbst hat abgedankt — Und der bleibt hier.

Man kann den Doppeljambus in der deutschen Poesie wohl absichtlich vermeiden, wie es Schlegel leider so häufig tut, aber ganz entbehren kann man ihn nicht; Schiller und Goethe haben ihn, wahrscheinlich unbewußt, hin und wieder gebraucht:

(Orest:) Seit meinen ersten Tagen hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester. (Iphigenie.)
Ein Bastard bin ich dir? — Unglückliche!
Ich bin es nur, solang du lebst und atmest. (Maria Stuart.)

Bei Kleist ist er häufig genug.

*) Sie steigen von 42 bis 175 auf 1000 Verse; in der Jugend hat also jeder 25., in der Reifezeit jeder 6. Vers einen Doppeljambus.

Digitized by Google

Für die Belebung des schwächlichen Jambenrhythmus ist der Gebrauch des Trochäus am wirksamsten. Daß in einer Sprache mit durchgängig trochäischem Betonungsprinzip nicht jambische Verse ohne Trochäen geschrieben werden können, ist selbstverständlich. Aber unsere Klassiker stellten sie fein säuberlich an den Anfang des Verses, wo ihre Eigenart in dem Schwall der folgenden vier Jamben hinweggeschwemmt wurde; oder hinter die Zäsurpause, wo sie dann gegen das Geklapper der Jambenmühle doch schon einen merkbaren Widerspruch erhoben; darum wurde denn auch diese verwegene Freiheit verhältnismäßig selten geübt. Der jugendliche Shakspere machte es ganz ebenso:*) „Wenn er damals Verse formte, so lauerte das Ungeheuer des Versschemas immer im Hintergrunde; und wollte er einmal mit frischer, fröhlicher Kraft einen trochäischen Felsblock in das langweilige Jambengeplätscher schleudern, dann schnappte es zu und riß ihm den Felsblock aus den Händen, und die Jamben plätscherten langweilig weiter. — Glücklicherweise entwischten den Fängen des Ungeheuers doch einige prachtvolle Trochäen. — Mit den Jahren und dem Wachstum der Kraft änderten sich seine Anschauungen total; er mußte es als sinnlos erkennen, daß er der Tiefe und Feinheit seines Empfindens sowie dem musikalischen Genie, das ihn befähigte, allen Seelenschwingungen im Rhythmus Körper zu geben, Gewalt antun sollte — [warum? — dem Schema F zuliebe!]. Also einen Fußtritt dem Drachen! und hinein mit dem Fels des Trochäus in die aufschäumende Jambenflut überall, wo die Energie des Gefühls es verlangt!" Einen, zwei, ja, warum nicht drei? Im Macbeth und Lear finden wir drei wiederholt, und warum sollte dem späteren germanischen Dichter versagt sein, was Gottfried erlaubt war:

„Wer sît ir oder wie heizet ir?"
„Rûal, hêrre." — „Rûal?" — „Ja".

Shakspere konnte nicht deutlicher zeigen, wie gering er das Schema achtete, wenn er selbst als letzten Fuß des Jambenverses einen Trochäus verwandte, freilich bei ganz besonderen Gelegenheiten, z. B. bei Hamlets machtvoller Beschwörung seiner Freunde zu strengster Verschwiegenheit:

So grace and mercy// at your most need help you!**)

*) 46. Shakespeare-Jahrbuch (1910). S. 274 f.
**) Im 16. Jahrhundert sind die Schlußtrochäen sehr selten: noch Cäsar hat nur 4 auf 1000 Verse, Lear dagegen 13.

Digitized by Google

Den Jambus verabschiedet der Dichter mit der überzähligen Kürze vor der Cäsur, dann folgt ein markiger Doppeljambus, der noch übertrumpft wird von dem Schluß-Trochäus. Ein kolossaler Vers, von dem ich nach langen vergeblichen Bemühungen annehmen möchte, daß er im Deutschen nicht wiederzugeben ist. Der Schluß-Trochäus ließe sich ja schaffen:

So Gott in höchstem Elend euch helfe!

Aber wie schwach ist das Klangvolumen in „helfe" gegen das in help you; und wie ärmlich trottet der erste Teil des Verses einher. Ich habe daher in meiner Revision auf den Trochäus verzichtet, um mehr Tonfülle dem ersten Teile zu geben:

So höchste Gnad' in tiefster Not euch helfe!

Der Trochäus mitten im Jambenfluß (nicht am Anfang oder nach der Cäsur) stellt sich nun in doppelter Gestalt dar: entweder er folgt, wie im vorletzten Verse, auf zwei unbetonte Silben, die, wie gesagt, sehr häufig bei uns einen Jambus vertreten müssen. Diese Art bevorzugt Heymel:

Es ist richtig, der Bischof ist im Tower (12).
Sei mein Fürsprecher du bei diesen Peers (29).
Doch wie kommt es, daß dies nicht längst geschehn? (32)
Man wird guttun, beizeiten aufzupassen (96).

Dieser Trochäus ist gelinde in seiner Wirkung, da die vorausgehenden unbetonten Silben unserem rhythmischen Gefühl nur als zweisilbige Senkung oder zweisilbiger Auftakt erscheinen. Immerhin zeigt sich der erhöhte Nachdruck, den der Trochäus den hervorzuhebenden Worten gibt, wenn wir reguläre Jamben dafür einsetzen: Ja, du hast recht — Sei du mein Fürsprecher — Doch sag, wie kommt's.

Außerordentlich verstärkt aber wird der Nachdruck, wenn der Trochäus auf einen wirklichen Jambus mit starkbetonter zweiter Silbe folgt, so daß er als Gegenschlag wirkt (⏑ — — ⏑). Sollte oben „Fürsprecher" noch mehr hervortreten, wozu keine Veranlassung vorlag, so mußte der Vers lauten:

Sei du Fürsprecher mir bei diesen Peers.

Ebenso:

Wie oft ward ich von diesen Peers gereizt.
Und wie räch' ichs, denn ihre Macht ist groß (54).

Sagen wir dafür:

Wie soll ich's rächen: ihre Macht ist groß.

Digitized by Google

so erscheint die Racheluft recht abgekühlt. Setzen wir für:

Wofür bald ihre Häupter zahlen werden (79)

nach unserer heutigen landläufigen Versmache:

Und bald soll'n ihre Häupter dafür zahlen —

so wird der Drohung alle Energie genommen.

Auch zwei Trochäen finden sich oft genug in einem Vers:

Wahr ist's, mein Gaveston. Ach, wär es Lüge! (23)
Fürchtet das nicht, nun, da sein Buhle ging usw. (28)
Trommeln, schlagt Sturm, jagt sie vom Spiel auf (59)
Und läutet Gaveston die Totenglocke.

(Diese beiden Verse sind wundervoll: der erste, mit seinen zwei Trochäen und bei der neunten Silbe abgerissen, schlägt in der Tat Sturm, und der ruhige Rhythmus des zweiten läutet die Totenglocke.) Hier sind die Trochäen getrennt; in den folgenden Versen folgen sie aufeinander:

Der Boden hier — — — — — — —
Werd vor der Zeit ihr Grab oder das meine (12).
Indessen wollen Pembroke und ich selbst
Jetzt nach Newcastle gehn und Truppen sammeln (50).

Der letzte Vers gibt, wie viele andere, genau den Rhythmus des Originals wieder.

Auch im letzten Fuße hat Heymel öfter mit Glück den Trochäus verwandt:

Was für ein Lärm? Wer kommt da? Seit ihr es? (51)
(Die aufrührerischen Peers.)
Oder das Leben lassen; eh der Tag kommt usw (15).

Der in Shaksperes Jugenddramen ziemlich häufige Trochäus auf der Cäsur zeigt sich bei Heymel allerdings sehr selten:

Seht ihr, Lords, wie die Rebellen frech sich bläh'n?

Ich weiß allerdings aus eigener Erfahrung, daß dieser kraftvolle Hinweis auf den Inhalt der zweiten Vershälfte im Deutschen schwer zu erreichen ist.

Es gibt nun noch eine Reihe von Eigentümlichkeiten des englischen Dramenverses, die Heymel mit Geschick nachahmt. So ist die sogenannte epische Cäsur, die wir aus „Des Sängers Fluch" kennen:

Digitized by Google

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr;
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer.

bei ihm häufig; die überzählige Silbe vor der Cäsur unterbricht und belebt den öden Jambenfluß sehr angenehm:

Verflucht ihn, wenn er's weigert; wir wollen dann
Entthronen ihn (20).
Und seid Ihr schuldig, bin ich auch Euer Sohn,
Hofft nicht, mich schwach und mitleidsvoll zu finden (137).

Sehr wirksam ist das Gegenteil, die Auslassung einer Hebungs- oder Senkungssilbe nach der Cäsur, wenn es gilt, durch diesen Riß im Verse die plötzliche Sinnesänderung oder den Uebergang zu einem anderen Gegenstande der Rede zu kennzeichnen. Gaveston verhandelt mit mehreren Bittstellern und schließt mit den Worten

Tut dies. (Die Bittsteller gehen ab.) (⏑) Das sind
keine Leute für mich (5).

Dasselbe, die Auslassung der ersten Senkungssilbe, am Anfang der Verse ist vortrefflich am Platze, um etwas sensationell Neues oder sehr Wuchtiges einzuführen. Mortimer ist zur Hinrichtung hinausgeführt; nach einiger Zeit erscheint ein Lord mit dem abgeschnittenen Kopfe Mortimers; er sagt zum König:

(⏑) Herr, hier ist das Haupt des Mortimer (138).

Etwas Aehnliches ist eine einzelne, sehr stark betonte Silbe mit langem Vokal für den ersten Jambus; z. B.

[Du willst mich nicht mehr seh'n? —]
Nie — du bringst mir denn die Post von Eduards Tod.

Eine bedeutende rhythmische Wirkung hat Schlegel in seiner Uebersetzung vielfach vermieden, indem er aus verkürzten Versen Vollverse gemacht hat. Der jugendliche Shakspere verkürzt die Quinare von 9 bis auf 1 Silbe, und, wie seine Genossen, scheint er sehr oft keinen anderen Grund dafür zu haben, als weil ein Gedanke eben an der betreffenden Versstelle fertig ausgedrückt ist — also Bequemlichkeit. In der späteren Zeit, wo er, wie bemerkt, einen neuen Gedanken mit Vorliebe in der Mitte des Verses beginnt, wird das anders: hier verwendet er die Versaposiopese oft zu einer machtvollen Gefühlswirkung; sie soll dem Gemüt Zeit geben, sich zu fassen nach einem gewaltigen Eindruck oder sich vorzubereiten auf etwas Unerhörtes. In jenem unerreichten Stück

Digitized by Google

erhabenster klassischer Poesie, wie es nur dieser Volksdichter schaffen konnte, in der Erzählung des Schauspielers vom Falle Trojas und von der Metzelung des Priamus, finden sich zwei herrliche Beispiele. Pyrrhus „holt weit aus"*), um den alten Troerkönig niederzuschmettern; da stürzt Troja zusammen

und nimmt mit Donnerkrachen
Gefangen Pyrrhus' Ohr; denn seht, sein Schwert,
Das schon sich senkt auf des ehrwürd'gen Königs
Milchweißes Haupt, schien in der Luft gehemmt.
So stand er, ein gemalter Wüt'rich, da.
Und, wie noch zweifelnd zwischen Will und Tun,
Tat nichts.

Die fehlenden vier Füße bezeichnen die Stille vor dem Sturm; der Dichter läßt dem Hörer mitleidsvoll Zeit, sich auf das Fruchtbare vorzubereiten, das jetzt kommt — „Da, jäh zerreißt die Luft Rollender Donner" usw. — Die andere Stelle ist am Schluß, wo der Schmerz Hecubas geschildert wird, als sie den geliebten Leib ihres Priamus zerstücken sieht:

Der jähe Ausbruch ihres Jammerschreis —
Wenn Menschliches sie jemals rühren kann —

(Das ungeheure Wenn an dieser Stelle!)

Hätt' in des Himmels glühenden Augen Tau erweckt
Und in den Göttern Gram.

Nun denkt und fühlt dem nach, was der Dichter gesagt hat: selbst die glühenden Sterne hätten Tränen vergossen und die mitleidslosen Götter Gram gefühlt — und wehrt Euren Tränen nicht. In einem ebenmäßig bis zu Ende fließenden Verse hätte der Gram der Götter nicht wirken können. — Und nun wir dagegen mit unserm vollzähligen Jambengewäsch! — —

Heymel braucht den verkürzten Vers wie Marlowe und der jugendliche Shakspere; das ist sein Recht. So finden sich denn bei ihm neben sehr wirkungsvollen Verkürzungen in einzeiligen Reden oder am Schlusse längerer Reden (nicht in der Mitte) auch viele solche, die einen rhythmischen oder logischen Grund nicht haben. (Zitate würden zu großen Raum beanspruchen.)

So groß nun die Freiheiten des englischen Renaissance-Verses

*) Ich zitiere nach meiner Hamlet-Ausgabe. (Dresden, Ehlermann. 1911)

Digitized by Google

sind,*) ihre Verwendung ist tadelnswert, wenn sie nicht um des Rhythmus willen, der dem Dichter oder Uebersetzer in der Seele klingt, erforderlich ist. Bei der im ganzen charaktervollen Schönheit der Kleistschen Verse finden sich doch nicht wenige, die aus Gleichgültigkeit, ohne bestimmte Absicht frei gebaut erscheinen. Nicht so zahlreich sind diese bei Heymel, der seine feine Formgebung offenbar einer gründlichen liebevollen Feile unterzogen hat: aber sie sind vorhanden, besonders im zweiten Teil der Tragödie, z. B.:

Braucheſt du Gold? Geh' in mein Schatzgewölbe (10).

Wir verzichten auf den Trochäus gern, wenn er dazu dient, einer falschen Verbalform das Leben zu geben.

Der mächtige Fürst Edmund von Lancaſter,
Der mehr Allodien, als ein Eſel **trägt, hat** (17).
Stopf ihne**us Maul**, dazu geb ich dir Vollmacht (46).

Konsonantenknoten zerstören den Rhythmus, das zeigt sich besonders in dem folgenden Verse, wo drei betonte Vokale von 15 Konsonanten eingeschlossen sind:

Drum füllt den Sinn mir wildverzweifelnd Grübeln (106).
Beruhigt Euch, Ihr könnt das Staatsſiegel haben, um
Damit im Reich für ihn zu ſammeln (51).

Das ist Prosa.

Empfehlt mich meinem Sohn; er ſoll herrſchen (108)
Beſſer denn ich.

Der Trochäus im letzten Vers ist natürlich; für die zweisilbige Senkung und die Auslassung der letzten Hebung am Schluß des ersten ist kein Grund ersichtlich.

Hinsichtlich der Beibehaltung des End-e vor einem Vokal oder seiner Elision folgt Heymel keinem einheitlichen Prinzip. Ein Hiatus scheint eine geringfügige Sache zu sein, und doch schampfiert ein mißklingendes Aufeinanderstoßen von zwei kurzen e oder einem kurzen e und einem kurzen i den ganzen Vers. „Ich ſäge és" sollte in der poetischen Sprache verpönt sein: es muß heißen „ich sag' es" oder, mit größerer Energie, „ich sag's". Ebenso schlecht klingt:

So donnere ich ſolch Getöſe ihm ins Ohr (50),

für das selbstverständliche „donner' ich", während der zweite Hiatus,

*) Eine eingehende Darstellung der Shakspereschen Versifikation mit reichlichem Beispielmaterial habe ich in der Einleitung zu meiner kritischen Hamlet-Ausgabe gegeben. (Berlin, Weidmann. 1905.)

Digitized by Google

wenn er allein im Verse stände, wegen des langen i noch erträglich sein würde.

Gut, sage ich, er geh auf Pembrokes Wort (67).

„Gehe auf" würde als Hiatus zwischen einem hellen und einem dunkeln Vokal erlaubt sein; „sage ich" für „sag' ich" ist unmöglich.

Lancaster
Ist unerbittlich. Niemals wieder werde ich usw. (70).

Hier hat nun gar der Vers noch sechsfüßig werden müssen, um das allein korrekte „werd' ich" zu vermeiden.

Seine Gnaden, hoffe ich, heißt uns willkommen (88).

Warum ein häßlicher Hiatus, der so leicht zu vermeiden ist, wie dieser?

Seine Gnaden, hoff' ich, heißt willkommen uns.

Zwei Verse darauf ist der Hiatus vermieden, freilich durch eine fehlerhafte Elision:

Lang lebe die Königin,
Und glücklicher als Eure Freund in England.

Ebenso:

Daß die Baron in meinem Land und Reiche (71).
Der Bot ist eingesperrt (121).

Und nun gar die fehlerhafte Elision zugleich mit einem häßlichen Gleichklang:

Der König hat der Kron ohn Zwang entsagt (111).

(Die Elision in „ohn", allein, wird nicht immer vermeidlich sein.) „Kein Angst" (113) am Anfange des Verses ist deshalb unmöglich, weil hier, wie in anderen der angeführten Fälle, die Vorstellung eines grammatischen Fehlers erregt wird. (An einer anderen Stelle steht mit zweisilbiger Senkung „Keine Angst"; das ist besser, aber der Hiatus ist zu vermeiden durch „Keine Furcht".) Außerdem sollten gewichtige Worte, wie Freunde, Barone, Bote überhaupt nicht gekürzt werden; das ist der andere Grund, weshalb solche Elisionen, von denen man allerdings Hunderte von Beispielen bei unseren Klassikern und besonders bei Schlegel findet, fehlerhaft sind. Nur ein paarmal findet sich die allerverwerflichste Art der Elision:

O süßes Herz, ich gräm mich deines Irrtums (88).

Wer selbst in der Alltagsrede „ich grämich" für „ich gräme mich" sagte, würde sich damit als einen flüchtigen Sprecher kennzeichnen.

Digitized by Google

Und dazu nun noch die zu jeder Zeit unserer Sprachentwicklung unerlaubte Konstruktion: „Ich gräm mich deines Irrtums". Warum dieser Sprachfehler, der in einem sechsfüßigen Vers leicht zu vermeiden war:

O süßes Herz, ob deinem Irrtum gräm' ich mich.

Noch ein paar grammatische Entgleisungen zeigt der 2. Teil:

Verfahret, liebenswerte Lords, hierüber, (95)
Wie Euer (wohl Druckfehler) Weisheit es am besten dünkt.

Warum in aller Welt nicht das richtige „hierin"?

[Wo] Jammer meinem Herz Gesellschaft leistet (104).
Erd und Himmel haben
Verschworn sich meiner Not (107).
So daß vor Mangel Schlafs und Unterhalts
Mein Geist zerrüttet wird (129).
Sagt, Königin Isabell, ich sah nicht so,
Als ich für sie Turnier in Frankreich ritt (130).

Heymel meint: „ich sah nicht so aus", — ein Fehler, den sich Schlegel auch wiederholt gestattet. Da seine dichterische Sprache durchweg geschmackvoll ist, so sind solche Widersprüche gegen das Sprachgefühl um so auffallender.

Schließlich ist es nicht zu empfehlen, daß man an das Ende eines sonst flüssigen Verses ein Gewicht hängt in Gestalt einer viel zu schweren Senkungssilbe:

Er kommt nicht wieder,
Wenn nicht als Leiche ihn die See zum Strand spült (28)

Warum nicht:

Wenn nicht die See ihn speit als Leiche aus.
Die Lords von Frankreich lieben Englands Geld so,
Daß Isabell dort keine Hilfe findet.

Es handelt sich allerdings nur um sehr vereinzelte Fälle dieser Art.

Nachdem ich nun mein anfängliches großes Lob mit dem ehrlichen Tadel gemischt habe, zu dem diese, wie so ziemlich alle Arbeiten, Veranlassung gibt, bin ich verpflichtet, zu wiederholen, daß Heymels Eduard II. als Ganzes eine wundervolle Leistung ist. Er hat das Verdienst, als erster gezeigt zu haben, was in der Form und Wirkung des deutschen Dramas noch zu erreichen ist durch die Einführung der großartigen rhythmischen Freiheit des englischen Renaissance-Verses.

Digitized by Google

Zum Schluß ein unmaßgeblicher, aber aufrichtiger Wunsch. Möchte doch die frische, große Kraft Heymels sich noch an anderen riſchen und größeren Kräften der engliſchen Renaiſſance, als es Marlowe iſt, verſuchen. Marlowes pſychologiſche Einſicht iſt gering; das zeigt neben ſeinem Fauſtus dieſes Drama vor den anderen: ſeine Menſchen handeln alle wie die unerzogenen, nervöſen Kinder, von einem Impulſe zu einem öfters entgegengeſetzten ohne Vermittelung übergehend. Da iſt Robert Greene denn doch ein anderer Dichter. Gewiß, er war keine Perſönlichkeit; ſonſt hätte er bei richtiger Selbſterkenntnis und Selbſtſchätzung niemals dem Einfluß Marlowes verfallen noch ein jämmerliches Ende finden können in der Schlammflut Londons. Aber vor dieſem Fall hat er als jugendlicher Mann ſeinen Jakob IV. geſchaffen, der, wie verſchiedene ſeiner Novellen, den wahrhaften, bedeutenden Dichter zeigt in der wirkſamen Bühnenhandlung ſowohl wie in der feinen Charakteriſtik ſelbſt der ſcheu verborgenen komplizierten Frauenſeele. Ich halte Jakob IV. für das größte Renaiſſance-Drama, das vor Shakſpere geſchaffen worden iſt. Es wäre gut, wenn wir den Engländern, wie in der Durchſchauung Shakſperes, auch darin vorangingen, daß wir dieſem von ihnen vergeſſenen großen Armen ein ſeiner würdiges Denkmal ſetzten. Heymel aber iſt der berufene Bildner eines ſolchen Denkmals.

Digitized by Google

Goethes Sprachkritik.

Von

Prof. Dr. Martin Jöris,
Gymnasialdirektor in Montabaur.

(Schluß.)

5. Die Sprache des Denkers.

„Im gemeinen Leben kommen wir mit der Sprache notdürftig fort, weil wir nur oberflächliche Verhältnisse bezeichnen. Sobald von tieferen Verhältnissen die Rede ist, tritt sogleich eine andere Sprache ein, die poetische" (II, 11, 167). Von den Mängeln dieser poetischen Sprache wird noch die Rede sein, hier möchte ich zunächst betonen, daß Goethe unter den tieferen Verhältnissen in erster Linie die Erforschung der Natur versteht und daß er zum Ausdruck dieser Verhältnisse die Sprache für unzulänglich erklärt, wie auch deutlich hervorgeht aus dem Gespräche mit Eckermann vom 20. Juni 1831: „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigentümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er dann fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

Aber nicht nur zur Darstellung jener tieferen Verhältnisse, sondern auch zur Beschreibung der Natur und überhaupt der Außendinge genügt ihm die Sprache nicht. Es ist nicht möglich und nicht nötig, alle Stellen anzuführen, wo Goethe von der Un-

Digitized by Google

zulänglichkeit der beschreibenden Sprache redet; sie werden mit der Zahl Tausend annähernd richtig geschätzt sein. Allein im ersten Bande der „Italienischen Reise“ (I, 30) finden sich folgende Stellen, die auf Vollständigkeit nicht einmal Anspruch machen: „Die Lage ist unbeschreiblich schön“ (16); „Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben“ (17); „Keine Worte drücken die Anmut dieser so reich bewohnten Gegend aus“ (51); „Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend durch Worte nicht dargestellt werden“ (52); „Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge ist unbeschreiblich“ (86) usw. Nun könnte es scheinen, als seien Ausdrücke, wie die vorstehenden und ähnliche, nichts weiter als formelhafte Ausdrücke des Superlativs, die so wörtlich nicht genommen zu werden brauchten. Allein davon kann bei Goethe, dem abgesagten Feinde der Phrase und der Formel, gar keine Rede sein; sondern es ist durchaus daran festzuhalten, daß sie in ihrer Häufigkeit der tief gefühlte Ausdruck seiner Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der beschreibenden Sprache sind. Vgl. noch: „Auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben, und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch alles noch so eigentlich und scharf geschrieben wäre“ (I, 32, 85). „Nun ist aber das Unglück, daß uns die Worte ausgehen, wir haben von Brechung und Spiegelung angefangen, und die Phänomene deuten auf ein drittes, was keines von beiden ist“ (IV, 26, 417).

Woher rührt nun diese Ansicht Goethes von der Unzulänglichkeit der beschreibenden und darstellenden Sprache? Sie ist begründet erstens in einer Eigentümlichkeit im Wesen Goethes, zweitens aber auch im Wesen der Sprache, wie sie sich, zum Teil infolge jener Eigentümlichkeit, in seinem Geiste darstellt. Mit jener Eigentümlichkeit im Wesen Goethes meine ich wieder sein Anschauungsbedürfnis, und wir müssen uns hier an das erinnern, was zu Anfang des Kapitels „Sprache und bildende Kunst“ über diese Geistesrichtung Goethes gesagt worden ist. Bei Berücksichtigung dieses tiefgewurzelten Bedürfnisses nach Anschauung verstehen wir es, daß Goethe der geschauten Wirklichkeit vor der Wort- und Bücherweisheit den Vorzug gibt. Ueberzeugt, „was Ueberlieferung für ein schlechtes Ding sei“, unterrichtet er sich „nur“ durch Anschauung, da er „einmal aus Büchern nichts lernen kann“. Namentlich auf Reisen ist es ihm nur „um die sinnlichen Ausdrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt“. „Alle Reisebeschreibungen sind mir, als wenn ich in meine flache Hand sähe.“ So ist ihm ja auch das

Digitized by Google

Altertum und namentlich Homer erst lebendig geworden nicht durch Bücher, sondern durch das Anschauen der Natur im Süden, sowie der antiken Kunstwerke in Italien, während ihm die Gegenstände vorher „nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig" waren. „Ich weiß recht gut an mir selbst, mit welcher unterschiedenen Einsicht ich einen italienischen Schriftsteller oder einen englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde." (An W. v. Humboldt, 26. Mai 1799.) Ja, wie wir noch sehen werden, so wenig hält er von der Wortüberlieferung, daß er einen Begriff aus der Wirklichkeitswelt, für den er nur ein Wort, aber keine Anschauung hat, als Phrase empfindet: „Und nun dringe ich nur darauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen" (Jt.-R. 3. I, 32, 28). „Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören Namen zu sein, und lebendige Begriffe des Wertes dieser Menschen nach und nach vollständig werden" (a. a. O. 66).

Wenn also Goethe den sprachlichen Ausdruck für einen nicht geschauten Begriff der Wirklichkeitswelt als Phrase, als hohlen Wortschwall bezeichnet, so heißt das, die Sprache ist an sich nicht imstande, uns jenen Begriff zu vermitteln. Wir erfahren aber auch, freilich immer nur gelegentlich und oft nur andeutungsweise, die Gründe für diese Unzulänglichkeit. Sie sind: erstens, in beschränktem Maße, die Armut der Sprache im Vergleich zum Reichtum der Natur; zweitens, die Sprache gibt Töne statt Sachen; drittens, sie bietet Bilder statt Wirklichkeit; viertens die Worte der Sprache sind vieldeutig; fünftens, sie wandeln ihre Bedeutung. Wenden wir uns zum einzelnen.

Das erste, was die wissenschaftliche Sprache zu leisten hat, ist, daß sie für die Fülle der Erscheinungen Namen aufstellt. Das ist nicht immer leicht, und es gehört nach Goethe eine „entschiedene Geistesgabe" dazu, die Erscheinungen der Natur zu benennen. Darum dichtet er an Howard, den Wolkenbenenner (I, 3, 98):

„Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn;
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sei die Ehre dein!"

Digitized by Google

Auch die bis ins einzelne gehende wissenschaftliche Nomenklatur in der Botanik erregt Goethes Bewunderung (II, 6, 356): „Die scharf unterscheidende, genau beschreibende Botanik ist in mehr als einem Sinne höchst ehrwürdig, indem sie die Gabe zu trennen, zu sondern, zu vergleichen, wie sie dem Menschengeiste gegeben ist, in ihrer höchsten Ausübung zu betätigen trachtet, sodann aber auch ein Beispiel gibt, wie weit man mit der Sprache, eben jenem ins Einzelnste dringenden Beobachtungstalent, das kaum zu unterscheidende, sobald es entdeckt worden, zu benennen und zu bezeichnen vermöge." So hat die Sprache in der Botanik zwar Großes geleistet, das ist aber keineswegs auf allen Gebieten der Fall, z. B. nicht auf dem der Farbenlehre; hier „entspringt durch die Manifestation der Farben in der Wirklichkeit eine Individualisierung bis ins Grenzenlose, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zusammengenommen nicht nachreichen" (H. 36, 133).

Immerhin, über die Armut der Sprache gegenüber dem Reichtum der Natur, über die Sprache als „Beobachtungstalent" klagt Goethe weiter nicht. Anders aber ist es mit dem zweiten und den übrigen Punkten. Wem die Sprache das wiedergeben soll, was im „Buche der Natur" zu lesen steht, dem kann sie freilich „nur ein Surrogat" sein. Denn wie könnte die Sprache mit Lauten und Tönen oder gar mit toten Buchstaben die lebendige Wirklichkeit wiedergeben? Zwar hat man ja einen mehr oder minder geheimnisvollen lautsymbolischen Zusammenhang zwischen Wort und Gegenstand sowohl für die Urschöpfung als auch für die täglich sich erneuernde Schöpfung der Sprache vermuten wollen, eine Theorie, die auch heute noch wenigstens modifizierte und bedingte Vertretung in der Sprachwissenschaft findet. Auch zu Goethes Zeit philosophierte man, von Herder angeregt, in dieser Weise über die Sprache. Aber wohin das führte, dafür hatte er ein abschreckendes Beispiel an dem Berliner Professor Moritz, dem er in Rom eine Zeitlang näher trat. Er schreibt darüber It. R. I, 32, 184: „Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es ist schwer sie mitzuteilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's versuchen: Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des inneren Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabete die Sprachen beurteilen, und da findet sich,

Digitized by Google

daß alle Völker versucht haben, sich dem inneren Sinne gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Demzufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andere; dann verändern wir die Worte, bis sie uns recht dünken, machen neue usw. Ja, wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gehöre ꝛc. ꝛc. Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so gibt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu tun. Sobald wir zusammenkommen, wird es wie ein Schachspiel vorgenommen und hunderterlei Kombinationen werden versucht, so daß, wer uns zufällig behorchte, uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden vertrauen. Genug, es ist das witzigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich." — Fast schämte sich Goethe, an solchen Spielereien teilgenommen zu haben, und zur Verspottung des Moritzschen Verstandes- und Empfindungsalphabetes dichtete er die ursprünglich für den Faust bestimmten, dem Mephistopheles in den Mund gelegten Verse „Etymologie" (I, 5 I, 47):

„Ars Ares wird der Kriegsgott genannt,
Ars heißt die Kunst, und A... ist auch bekannt.
Welch ein Geheimnis liegt in diesen Wundertönen!
Die Sprache bleibt ein wahrer Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Versammlung sich hinein!
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erst nach und nach die Sprache festgerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele sein."

Goethe lehnt diese Art lautsymbolischer Spielerei ab: „Dies möchte dann gut sein und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen" (a. a. O. 183). Aber warum beteiligt er sich denn daran? Doch wohl nicht aus reinem Zeitvertreib und auch nicht allein um den Sprachsinn zu üben. Sondern die Sache hat den tieferen Sinn, daß er tatsächlich den inneren Zusammenhang zwischen Wort und Gegenstand vermißt, und es fehlt auch nicht an ernsteren Versuchen, ihn herzustellen oder auf-

Digitized by Google

zudecken, wenn er z. B. in dem Aufsatz „Symbolik“ (II, 11, 167) das Wort Knall ein „mit dem Gegenstand physisch-real-identisches“ und Knallen ein „ästhetisch-ideal-identisches Symbol“ nennt, und wenn er ferner daselbst in den Formen mein, dein, sein sowie in moi und toi ebenfalls Symbole erblickt, „die einen Bezug ausdrücken, der nicht ganz notwendig, vielmehr einiger Willkür unterworfen ist; aber doch auf eine innere Verwandtschaft der Erscheinungen hindeutet.“ Auf derselben Anschauung beruht auch folgende Bemerkung (II, 10, 124): „Gedachtes Gestein hat man Greisen genannt, und zwar mit Glück, indem man durch die Umänderung eines Buchstabens die Verwandtschaft desselben mit dem Gneis auszudrücken gewußt“, während in Wirklichkeit doch wohl der alte bergmännische Name von der grauen Farbe stammt. Vgl. noch Faust, erster Teil I, 15, 114. V. 7093 ff.

Allein es kann alles nichts helfen. In der Sprache, wie sie sich einmal „festgerammelt“, gibt es keinen innern Zusammenhang zwischen Wort und Gegenstand, und das wird als ein entschiedener Mangel empfunden: „Buchstaben mögen eine schöne Sache sein, und doch sind sie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren, und doch sind sie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu lassen; am Ende kleben wir am Buchstaben und am Ton und sind nicht besser dran, als wenn wir sie ganz entbehrten. Was wir mitteilen, was uns überliefert wird, ist immer nur das Gemeinste, der Mühe gar nicht wert“, und Jarno mag gar gegenüber der eindringlichen Sprache, die die Natur zum Menschen redet, „das schlechte Zeug von öden Worten nicht weiter wechseln und betrieglich austauschen“ (Wanderjahre 1. b. 3. Kap. I, 24, 45).

Als dritter Grund für die Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Sprache findet sich bei Goethe ihr metaphorischer Charakter. Weil nämlich die menschliche Lautsprache nicht imstande ist, die Bildsprache der Natur zu ersetzen, so sucht sie sich auf andere Weise zu helfen. Es tritt zur Darstellung tieferer Verhältnisse jene „andere Sprache ein, die poetische“, d. h. die bildliche. „Da die Rede die Sinne und das innere Vorstellungsvermögen vertreten muß, so muß sie auch zu diesen reden und der Ausdruck sinnlich und repräsentativ sein“ (Mit Riemer 24. Dez. 1810. Biedermann 2, 347). Das Hauptmittel hierzu ist die bildliche Ausdrucksweise. Goethe, „der ewige Gleichnismacher“, hat nicht nur von diesem Veranschaulichungsmittel einen sehr ausgiebigen Gebrauch gemacht, sondern er

Digitized by Google

hat auch über die Natur dieses Mittels nachgedacht. Nachdem er sich schon in dem Vorwort zur Farbenlehre (H. 35, 74) darüber ausgesprochen hat, heißt es in demselben Werke in der „Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie": „Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Wiederscheine ausdrücke . . . . man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnisweise beizukommen" (II, 1, 302). Diese Formeln sind entweder metaphysischen, oder mathematischen, oder mechanischen, oder korpuskolaren, oder endlich moralischen Charakters; aber alle haben ihre Mängel. Nur selten, daß ein Symbol so anschaulich und fruchtbar ist wie z. B. der Magnet. „Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es auch ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen" (Ausg. C H. 50, 18). Aber im allgemeinen ist die „oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik" kein eigentliches Heilmittel für die Unanschaulichkeit der Sprache. Denn „das metaphorische Wort hat, gegen die einfache Darstellung, oder gegen den Begriff gehalten, immer etwas Trübes; metaphorische Redensarten und Perioden laufen noch größere Gefahr, den Gegenstand zu entstellen" (I, 40, 256). So hat er z. B. in der Geologie darüber zu klagen, daß „die poetisch-figürliche, an sich sehr lebhafte und interessante Bergmannsprache dem reinen Ausdruck sehr vielen Eintrag" tut (An Herzog Ernst II. von Gotha 17. Dez. 1780), und den Streit zwischen den beiden französischen Forschern Cuvier und St. Hilaire führt er ebenfalls zum großen Teil auf den metaphorischen, poetischen Charakter der Sprache zurück: „Leider bietet ihm seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Fall befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren . . . . . Man glaubt in reiner Prosa zu reden und man spricht schon tropisch" (H. 34, 119).

Wennschon jedes Gleichnis hinkt, so wächst die damit verbundene Gefahr bei dem Versuch der Durchführung bis zum äußersten Punkt, wie sie von einigen Pedanten gefordert wurde. Goethe erklärt sich in einem Gespräche mit Riemer (Biedermann 4, 282) gegen ein solches Zutodehetzen. Er „springt gern ab, wie ja auch die Phantasie es tut, häuft deren mehrere, um eine durch die andere zu erklären." In dem Aufsatze „Intentionelle Farben" heißt es (H. 36, 174) dem Sinne nach: „Die Philosophie bedarf auch

Digitized by Google

der Gleichnisrede, aber die Philosophen verfahren dabei zu einseitig und geraten beim Durchhetzen des Gleichnisses immer mehr ins Hinken." So kritisierte er einst von Müllers Rede und bemerkte, er habe sich vor zu ausgedehntem Gebrauch der Tropen zu hüten, wohin sein Stil gerade neige .... „Die Keuschheit der Tropen, ihre Poprietät ist Hauptmaxime des Stils im westlichen Europa. Außerdem fällt man ins Bodenlose, Verwirrte, Absurde" (Biedermann 10, 86). Goethe empfindet es nicht als Vorzug, „daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne, wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen" (a. a. O. 1, 21). Allein auch ihn hält seine „anthropomorphistische" Sprache in den Regionen der eigenen Menschlichkeit, und so ist es nicht anders:

„Die Rede geht herab, denn sie beschreibt,
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt."

Zu dem unanschaulichen, metaphorischen Charakter der Sprache kommen als vierter und fünfter Punkt noch die Vieldeutigkeit und der Bedeutungswandel der Worte als weitere Umstände, die eine genauere Mitteilung erschweren. „Daß ein Wort nicht einfach gelte, daß müßte sich wohl von selbst verstehn." Fast möchte es pedantisch klingen, in diesen Versen des anmutigen Divangedichtes „Wink" (I, 6, 42) einen nüchternen Satz der Sprachwissenschaft zu finden. Allein sie enthalten tatsächlich nichts anderes. Goethe hatte es früh an sich selbst erfahren, daß wegen der Verschiedenheit der Wortbedeutung die Sprache nicht so ohne weiteres und nicht für jeden Angehörigen auch derselben Sprachgemeinschaft verständlich ist, sondern daß vielmehr „alles Verständnis zwischen verschiedenen Individuen in deren psychischem Verhalten beruht" (Paul, Prinzipien 69). „Der unbestreitbar richtige Satz, daß jedes Individuum seine eigene Sprache hat" (Paul 37), ist von Goethe klar erkannt worden. Am 26. April schreibt er an Lavater und Pfenninger: „Ich bin vielleicht ein Tor, daß ich euch nicht den Gefallen tue, mich mit euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin und daher nichts anderes sentieren kann als andere Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Kombinationen sentiere und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß. — Welches aller

Digitized by Google

Kontroversen Quelle ewig war und bleiben wird." Dieser „Sprach-einseitigkeit" schreibt er auch die Störung seines einst so viel versprechenden Verhältnisses zu Jacobi zu (I, 36, 269), und am 29. April 1830 schreibt er an Zelter: „Es ist nichts natürlicher, als daß ein solcher Mann (Dr. Lautier) der, auf seine eigene Weise, in die zu erforschenden Tiefen eindringen will, sich eine eigene Sprache machen muß. Diese zu verstehen wird nun für einen andern im Anfange ein mühsames Geschäft, ob es gleich in der Folge lohnt, wenn das Glück gut ist." „Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache jedem verständlich sei." „Es hört doch jeder nur, was er versteht. (56, 136.)

Auf die Lehre von der Verschiedenheit der Wortbedeutung gründet die Sprachwissenschaft die Lehre von dem Wandel der Bedeutung. Auch der Bedeutungswandel der Worte erschwert die Mitteilung und das Verständnis, und zwar um so mehr, je tiefere Einsicht jemand hat in den Geist und die Geschichte der Sprache, während unbefangene Leser nur die Tagesbedeutung des Wortes sehen. So klagt z. B. Nietzsche, abgesehen von anderen Stellen, in dem 62. Aphorismus: „Das Herz ist es, das begeistert: und der Geist ist es, der beherzt und kalt in der Gefahr macht. O über die Sprache!" Goethe hat auch dieses Prinzip der Sprachgeschichte klar erkannt und entschieden ausgesprochen: „Kein Wort steht still, sondern es rückt immer durch den Gebrauch von seinem anfänglichen Platz, eher hinab, als hinauf, eher ins Schlechtere als ins Bessere, ins Engere als Weitere, und an der Wandelbarkeit des Worts läßt sich die Wandelbarkeit der Begriffe erkennen." (Max. u. Refl. I, 42 II, 239). Ferner: „Man soll sich, heißt es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort oder verwandelt es doch dergestalt, daß ihm von seiner früheren Art und Bedeutung wenig übrig bleibt" (H. 36, 93). In den „Wahlverwandtschaften" (I, 20, 240) prägt er dafür die scharf zugespitzte Formel: „Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn", und in dem Aufsatz „Klassiker und Romantiker in Italien" (I, 41 I, 139) zeigt er an dem Begriff „romantisch", in dem alles enthalten sei, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt, „daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches." — Noch öfter hat Goethe Gelegenheit

Digitized by Google

genommen, sich über den Wandel der Wortbedeutung sprachkritisch an einzelnen Beispielen auszusprechen. Ich erwähne zunächst aus dem bemerkenswerten Ausschnitt aus der Geschichte des Wortes „Genie" (D. u. W. 19, B. I, 29, 146) die Stelle: „Worte, Beiworte, Phrasen zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben verbreiteten sich unter der geistlos nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Notwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen. Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei anderen Nationen, um die schönste Blüte der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn fürs Höchste und Beste sich wieder glücklich hergestellt hätte." — Einen förmlichen Kreislauf hat das Wort „Wahlverwandtschaft" durchlaufen. „Er [der Verf. G.] mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wesens weit Entferntes näher heranzubringen; und so hat er auch wohl, in einem sittlichen Falle, eine chemische Gleichnisrede [Wahlverwandtschaften] zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen" (I, 41 I, 34). — Durch zu häufigen Gebrauch schien ihm das Wort „Gemüt" sich abzuschleifen und in Gefahr, seinen früheren reichen und schönen Gehalt zu verlieren: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort „Gemüt" nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden" (M. u. R. 49, 80). — So ist auch das Wort „Metamorphose", „von dessen Bedeutung man vor zwanzig Jahren nichts wissen wollte, schon zur Phrase geworden." Ich verweise noch auf die „Favoritenverwünschung" Sia ammazzato (It. R. 3 I, 32, 267) sowie auf die ausführliche Geschichte des Ausdrucks „Zerstreuung des Lichts" (H. 36, 362), „entoptische Farben" (465) und den Aufsatz „Der Ausdruck trüb" (552), dessen Sprachgelehrsamkeit von Riemer ist. — Noch eine ganze Reihe von Einzelwörtern wäre anzuführen, an denen Goethe bei Gelegenheit Kritik übt; allein dazu dürfte hier nicht der Ort sein. Das Gesagte dürfte genügen, um zu zeigen, wie durch den Wechsel und Wandel der Wortbedeutung für den Gebrauch

Digitized by Google

Schwierigkeiten entstehen und daß der denkende Mensch, dem die Worte nicht hohle Klänge sind, mit den Gebilden der Sprache nicht selten in Konflikt gerät.*)

6. Die Sprache des Dichters.

Ganz andere Anforderungen als an die wissenschaftliche sind an die poetische Sprache zu stellen. Die Sprache der Wissenschaft und überhaupt der Prosa verlangt Kürze, Bestimmtheit, Eindeutigkeit. Goethe sagt einmal, „daß im Wissenschaftlichen überhaupt eine entschiedene lakonische Terminologie, wodurch die Gegenstände gestempelt werden, zum Vorteil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden anderen trennt, so trennen solche termini technici das Bezeichnete ab von allem Uebrigen (H. 34, 20). Aber nicht einmal die Eigennamen sind immer eindeutig; der Name „Schiller" wird in den meisten Fällen den Dichter, er kann aber auch den pädagogischen Schriftsteller und noch andere Leute gleichen Namens bezeichnen; das muß der Zusammenhang ergeben. Am bestimmtesten und immer eindeutig sind wohl die Zahlwörter. Wenn ich „drei" sage, so wird kein Mensch vier oder dreieinhalb darunter verstehen. Aber gerade in der Behandlung der Zahlwörter zeigt sich ein großer Unterschied zwischen der wissenschaftlichen und der poetischen Sprache. Der Dichter vermeidet geradezu die nackten Zahlangaben, wie er die nackten Eigennamen vermeidet. Wo Homer im 2. Buch der Ilias den Agamemnon die einfache Tatsache sagen lassen will, daß die Griechen zehnmal stärker sind an Zahl als die Trojaner, drückt er dies mit den Worten aus: „Gesetzt, wir Griechen wollten mit den Trojanern einen Vertrag schließen, um beide Heere zu zählen; gesetzt, die Trojaner, soweit sie ansässig sind in der

*) Zum Schlusse dieses Abschnittes von Goethes Kritik der wissenschaftlichen Sprache wird es für die Freunde konservativer Textkritik nicht unergötzlich sein zu bemerken, daß die Weimarer Ausgabe, die sonst mit erfreulicher Besonnenheit auch an bedenklichen Stellen die überlieferte Lesart beibehalten hat, an einer der wenigen Stellen, wo sie glaubte ändern zu müssen, einen argen Mißgriff getan hat. Sie schreibt in den „Tag- und Jahresheften (I, 36, 98): „und ich hatte das Glück im Lahntal einer aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Tonschieferplatten mit kreuzweis laufenden sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen, doch wenigstens ausgesprochen werden kann." Nach den vorhergehenden Ausführungen ist es für Goethe schlechthin undenkbar, daß etwas nicht begriffen und doch ausgesprochen werden könne. Es muß heißen, wie die Handschriften und Drucke verlangen, „noch weniger". Ebensowenig ist II, 7, 347 die Aenderung „gleichzeitig" statt „gegenseitig" zu rechtfertigen.

Digitized by Google

Stadt, träten zusammen und wir Achäer ordneten uns in Gruppen zu zehn und nähmen uns dann für jede Gruppe einen trojanischen Mann zum Weinschenk. Dann würden viele Gruppen ohne Mundschenk sein. So viel, behaupte ich, sind die Söhne der Achäer zahlreicher als die Trojaner, soweit ihnen der Herd in der Stadt steht." Die Beispiele wären beliebig zu vermehren aus den Dichtern aller Zeiten. Das ist mehr als Stil, das muß im Wesen der poetischen Sprache begründet sein.

Und es steckt hier vielleicht der Hauptunterschied zwischen Poesie und Prosa. Der Prosa, der reinen, wissenschaftlichen Prosa, ist es um die möglichst nackte und nüchterne Wirklichkeit zu tun; die poetische Darstellung will vielleicht auch im Augenblicke nicht Erfundenes, sondern Wirklichkeit ausdrücken, aber sie will gleichzeitig durch den Ausdruck der Wirklichkeit (oder des Erfundenen) Stimmung erwecken. „Um 6 Uhr 55 Minuten begegnete Damon den beiden Wanderern auf der Straße nach Syrakus" würde prosaisch genau und nüchtern die Zeitangabe ausgedrückt. „Es wurde Abend, und die Sonne sank tiefer" wäre schon poetischer; Schiller sagt bekanntlich:

„Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten,"

und weckt damit in uns die Stimmung eines friedlichen Sommerabends.

Wie verhält sich nun die Sprache zu der „Wortkunst" d. i. der Poesie, deren Aufgabe es ist, Stimmung zu erwecken? Wir erinnern uns an die Unfähigkeit der Sprache, Anschauung zu vermitteln. Muß diese Unfähigkeit nicht ebenso auf die poetische Sprache wie auf die Prosa zutreffen? Soll nicht gerade die poetische Sprache anschaulich sein? Und beruht nicht der Vorzug der Goetheschen Dichtung auf ihrer „Gegenständlichkeit", wie das Heinroth zu des Dichters Freude zum ersten Male ausgesprochen hatte? Wenn nun die Sprache keine Anschauung vermitteln kann, wie kann sie da ein geeignetes Werkzeug der Wortkunst sein? Und doch ist hier der Dichter wesentlich anders und besser gestellt als der Denker. Der Grund liegt in dem wohlzubeachtenden Unterschiede der Begriffe Anschauung und Anschaulichkeit. Die Sprache kann poetisch anschaulich sein, ohne daß sie die vom Denker und Forscher geforderte Anschauung vermittelt. Der Denker verlangt Wertbezeichnungen von der Sprache. Der

Digitized by Google

Dichter aber will durch Anschaulichkeit der Sprache Stimmungen erwecken, wobei es weder auf Treue noch auf Unmittelbarkeit der Anschauung ankommt. Denn er wendet sich nicht an den äußern Sinn des Auges, sondern an den „innern Sinn", d. h. die Phantasie, der ein möglichst weiter Spielraum gelassen werden muß. Durch zu klares und deutliches Sehen wird sie sogar gelähmt und festgelegt. Wie mancher begeisterte Leser des „Tell", der, auf dem Rütli gelagert, die Dichtung noch einmal las, im Glauben, er würde nun im Anblick der wirklichen Oertlichkeit einen hoch gesteigerten Genuß haben, ist nachher enttäuscht gewesen! Der Grund ist seine lahmgelegte Phantasie, die erst recht in Tätigkeit tritt, „wenn das Geschaute an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht". Doch lassen wir lieber Goethe reden, der sich hierüber ausspricht in dem Aufsatz „Shakespeare und kein Ende" (I, 41 I, 53. 1813): „Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durchs Wort: denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakespeare nun spricht durchaus an unseren inneren Sinn; durch diesen belebt sich zugleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unseren Augen. Betrachtet man aber die Shakespeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche Tat als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginieren läßt, ja was besser imaginiert als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Wert erst durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenszenen sind bloß auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen. — Durchs lebendige Wort wirkt Shakespeare, und dies läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern; der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschloss'nen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakespeare'sches Stück nicht deklamieren, sondern rezitieren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse

Digitized by Google

abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu konspirieren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft tätiger als die Hauptgestalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie." Vgl. auch S. 93.

Der Dichter darf nicht zu deutlich werden. „Wenn Ihnen ein glückliches Gleichnis aufgeht, das sich nicht lakonisch ausdrücken läßt, so suchen Sie es der Parabel zu nähern und hüten sich, die Allegorie in's Einzelne durchzuarbeiten. Ueberläßt man's dem Leser, so tut es ein jeder nach seiner Art; übernimmt man es selbst, so hat jedermann etwas zu erinnern." (An C. E. Schubarth 21. April 1819.) Zu große Deutlichkeit tötet die Poesie (I, 5 I, 277):

„Fort jetzt, ihr Musen! Fort Poesie! Du, Göttin des Marktes,
Deutliche Prosa, empfang deutlich den deutlichen Gast."

Der Dichter ist überzeugt, daß das wahre dichterische Genie im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher wirkt, als es später im klaren vermag." (Des Knaben Wunderhorn I, 40, 356.)

Noch ein drittes kommt hinzu. Die Prosa ist streng logisch. Von einem Subjekt wird ein Prädikat ausgesagt; dieses Prädikat wird sofort zum Subjekt und erhält ein neues Prädikat und so fort. Ist nun in dieser Kette ein Begriff, vielleicht schon der erste, unklar oder ungenau, so pflanzt sich der Fehler fort und wirkt als Irrtum verhängnisvoll weiter. Manchmal aber wird die wahre Bedeutung eines Wortes erst später, oft sehr spät durch den Zusammenhang aufgeklärt, vielfach erst am Schluß eines dicken Bandes die Worte der ersten Seiten: das Buch muß dann noch einmal gelesen werden; jetzt erst, wo man das Ergebnis weiß, werden die Einzelheiten klar.*) Da ist der Dichter ganz anders gestellt. Die Stimmung des Ganzen kann er gleich schon mit den ersten Worten anschlagen, um sie im Folgenden zu vertiefen, und diesen Vorzug der poetischen

*) Vgl. Mauthner.

Digitized by Google

Sprache meint Goethe mit den Worten: „Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinderstzuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Notwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Tätigkeit auf" (I, 40, 356).

So besteht also ein großer Unterschied zwischen der Sprache des Dichters und der des Denkers, und der Dichter ist seinem Werkzeug gegenüber wesentlich besser dran. Denn dem Denker ist es, wie wir sahen, um die möglichst treue Wiedergabe der Wirklichkeit zu tun. Dazu bedarf er einer „präzisen" und eindeutigen Sprache. Sie zu finden oder zu schaffen ist nicht leicht. Es bedarf dazu eines „unabweichlichen, täglich zu erneuernden grundernstlichen Bestrebens", und es bedarf dazu in jedem einzelnen Falle eines genauen und sorgfältigen und bewußten Unterscheidens, Wählens und Abwägens des Ausdrucks. Der Dichter hingegen verfährt bei der sprachlichen Gestaltung vielfach unbewußt und traumartig. So sagt Jean Paul: „Der rechte Dichter ist im Schreiben nur der Zuhörer, nicht der Sprachlehrer seiner Charaktere, er schaut sie lebendig an und dann hört er sie",*) und Heinrich Heine bezeichnet es als das Wesen der Poesie, „daß das Wort nur beim Rhetor eine Tat ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis" (Reisebilder 2, 11). So bezeugt auch Goethe von sich: Die Gedichte kommen über ihn, „so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühle" (Eckermann 3, 211). „Als Nachtwandler" gesteht er, nicht nur den „Werther" (I, 28, 224), sondern auch den „Wilhelm Meister" und andere Werke geschrieben zu haben. Während er sonst so oft Klage zu führen hat über die Unzulänglichkeit auch der dichterischen Sprache, bezeugt er aus seiner Geniezeit auf das unzweideutigste, daß ihm die Worte zuströmen ungesucht und unbewußt, wie Blätter und Blumen sprossen im Frühling. So heißt es in „Dichtung und Wahrheit" (16, B. I, 29, 14): „Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

*) Vgl Otto Rehaphel, Bewußtes und Unbewußtes im dichter. Schaffen. Lpz. 1907.

Digitized by Google

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wams machen zu lassen und mich zu gewöhnen im Finstern, durchs Gefühl, das, was unvermutet hervorbrach, zu fixieren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an das Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurechtzurücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnurren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Produkt in der Geburt erstickte" (I, 29, 14, vgl. I, 28, 310 f.).

„Um Mitternacht wohl fang ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelenvoller.
Und hab ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen;
So darf ich doch mich nicht versäumen,
Denn es ist Drang, und so ist's Pflicht.

Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwelsch, wie mir der Geist es gibt."

So schreibt Goethe in „Des ewigen Juden erstem Fetzen" (I, 38, 55). Tatsächlich werden im Goethe- und Schillerarchiv solche „Fetzen" aus seinem Nachlaß aufbewahrt, die den oben zitierten Worten zur Bestätigung dienen; „die Zeilen können wirklich von einem hingeworfen sein, der um Mitternacht wie ein Toller aus dem Bette springt und sich nicht die Zeit nimmt, das Papier zurecht zu rücken und die Feder in die Tinte zu tauchen" (I, 38, 451). Auch in den Briefen und anderen Prosaschriften der Jugendzeit nahm er sich nicht die Zeit, dem sprachlichen Ausdruck nachzudenken, sondern so, wie der Geist es ihm eingab, „wühlte er seine Gedanken und Empfindungen auf das Papier hin". Von den Briefen sind es besonders die an Behrisch und Auguste von Stolberg, der er seine „dumpfen tiefen Gefühle verstolpert" (13. Februar 1775), die dieses Gepräge tragen.

Digitized by Google

„Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat erkannt,
Wer Hafisen preist."

Und die Braut ziert sich nicht, wenn das dichterische Genie sie zur Hochzeit ruft. Es ist ein mühlos Werben; es ist der müheloseste und angenehmste Akt bei dem ganzen, sonst oft etwas verwickelten dichterischen Zeugungsgeschäft.

So nimmt also die dichterische Sprache eine ganz andere Stellung ein als die Sprache des Denkers. Aber Kritik übt Goethe auch an ihr. Zunächst ist auch sie nichts weiter als Mittel und Werkzeug, und ein verhängnisvoller Irrtum mancher Dilettanten ist es, zu meinen, die Poesie bestünde schon in einer schönen Sprache. Demgegenüber betont Goethe: „Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht" (I, 40, 356). Diese höhere innere Form setzt sich zusammen aus dem Stoff und dessen innerlicher Verarbeitung durch den Dichter. Was zunächst den Stoff angeht, so hatte Goethe schon als Student in Leipzig gegenüber dem Wortschwall der frühern Periode „das Bedeutende des Stoffs und das Konzise der Behandlung mehr und mehr schätzen" gelernt. So hatte sich schon früh bei ihm „die Grundmeinung festgesetzt, ... bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an, hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem inneren Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigentümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehen" (D. u. W. 12. B. I, 28, 100 f.).

Darum kann man nicht genug wiederholen: „Der Dichter so wie der bildende Künstler solle zuerst aufmerken, ob der Gegenstand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art sei, daß sich ein mannigfaltiges, vollständiges hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieses versäumt, so ist alles übrige Bestreben völlig vergebens. Silbenfuß und Reimwort, Pinselstrich und Meißelhieb sind umsonst verschwendet;

Digitized by Google

und wenn sogar eine meisterhafte Ausführung den geistreichen Beschauer auf einige Augenblicke bestechen könnte, so wird er doch das Geistlose, woran alles Falsche krankt, gar bald empfinden." (M. u. R. 49, 211.) Beim Werther war es „abermals der Stoff, der die Wirkung hervorbrachte" (I, 28, 225), und zu Eckermann sagt Goethe (18. Januar 1825): „Sie sehen daraus die große Wichtigkeit der Motive, die niemand begreifen will. Unsere Frauenzimmer haben davon nun vollends keine Ahnung. Dies Gedicht ist schön, sagen sie, und denken dabei bloß an die Empfindungen, an die Worte, an die Verse. Daß aber die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichts in der Situation, in den Motiven besteht, daran denkt niemand. Und aus diesem Grunde werden auch die Tausende von Gedichten gemacht, wo das Motiv durchaus Null ist und die bloß durch Empfindungen und klingende Verse eine Art von Existenz vorspiegeln. Ueberhaupt haben die Dilettanten und besonders die Frauen von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische loshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre." „So blieb einem jeden, der etwas aus sich zu produzieren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte" (I, 27, 101).

Den Stoff bietet die Welt dem Dichter in reichster Fülle. Allein zu dem Stoff muß noch etwas Anderes hinzukommen, das ihm die Welt nicht geben kann, was vielmehr aus seinem Innern kommen muß: „Den Stoff gibt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander (Aperçu) und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre" (I, 7, 100). Dieser innere Gehalt ist das „Unvergängliche", was die Gunst der Musen dem Dichter verheißt,

„Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist."

Gehalt und Form also müssen zu dem Stoff hinzukommen; denn „der innere Gehalt ist der Anfang und das Ende der Kunst." Was versteht nun Goethe unter diesem inneren Gehalt? In „Dichtung- und Wahrheit" heißt es: „Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird; aber das

Digitized by Google

eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt." Nach diesen Worten werden wir den inneren Gehalt mit Boucke (S. 222) bezeichnen können als „ein wirklich vorhandenes Erlebtes und Geschautes", oder besser als ein wirklich vorhandenes Erlebtes, da dieser Begriff das Geschaute in sich zu fassen scheint. Und so gilt das, was im ersten Kapitel über die Anschauung gesagt ist, auch für die poetische Sprache, mit der zu Anfang dieses Abschnitts hervorgehobenen Modifizierung.

Wie wenig dem gegenüber „die schöne Sprache" bedeutet, hatte Goethe schon in seiner Leipziger Frühzeit erkannt und an Clodius verspottet, der, um sich eine „Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammen zu zimmern", als Nachahmer Ramlers sich besonders die fremden Worte gemerkt hatte, „wodurch jene Ramlerschen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüt und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung tut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben." Zu lustiger Stunde, da Goethe mit seinen Kommilitonen in einer Leipziger Gartenwirtschaft trefflichen Kuchen verzehrte, hatte er den Einfall, „jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel zu versammeln". Und er schrieb an eine Wand des Hauses mit Bleistift folgende Parodie der Clodiusschen Gedichte (I, 27, 140):

„O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Briten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Hendel hier sein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,

Digitized by Google

Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Hendeln zu verwüsten,
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz."

Und denselben Gedanken spricht er am Ende seines Lebens gleich deutlich in einem Briefe an Zelter (17. Juli 1827) aus: „Was du über Diktion sagst, ist mir nicht unbekannt geblieben. Wenn die Menschen z. B. irgend ein theatralisches Gedicht loben wollen, so sagen sie: es habe eine sehr schöne Sprache; was aber eigentlich gesprochen sei, davon nimmt man selten Kenntnis. Auch bei Gelegenheit der Helena haben sich einige sonst ganz verständige Personen hauptsächlich an den drei, vier neuen Worten erfreut und wahrscheinlich schon im stillen gedacht, wie sie solche auch anbringen wollten. Dies alles kann einen im 60. Jahre schon berühmten Schriftsteller freilich nicht anfechten; doch ist es vielleicht niemals so arg gewesen, daß man so wenig Leser und so viele Aufpasser und Aufschnapper hat, welche nach der Diktion greifen, weil sie denken: wenn man nur so spräche, so sei schon was getan, wenn man auch nichts zu sagen hat. Ein Xenion berührt auch diese Eigenheit unserer Tage. Leider habe ich manches dieser Art, um des lieben Friedens willen, zurückbehalten." Das gemeinte Xenion ist wohl „Ein deutsches Meisterstück" (I, 5 I, 133):

„Alles an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus; das Einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht."

Vgl. noch II, 11, 97: „Die Sprache ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; . . . man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensikalische Verse zu machen."

So ist die Sprache nach einem vielgebrauchten Bilde nur das Gewand der Poesie. Manchem freilich ist das Gewand die Hauptsache, das sind die Sonntagsdichter, eine auch zu Goethes Zeit nicht unbekannte Erscheinung. „Die Deutschen haben so eine Art von Sonntags-Poesie, eine Poesie, die ganz alltägliche Gestalten mit etwas besseren Worten bekleidet, wo denn auch die Kleider die Leute machen sollen," äußert er zu Riemer (Biedermann 3, 33), und an Schiller schreibt er (14. Juli 1798): „Die jungen Herren lernen Verse machen, wie man Düten macht."

Digitized by Google

So ist also die „schöne Sprache“ es nicht, was den Dichter macht, sondern „das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht“ (I 40, 356). Unter „dichten“ versteht Goethe vielfach gar nicht die sprachliche Formgebung, sondern jenes „sinnen oder dichten“, d. h. jene Tätigkeit seines Geistes, wo die Bilder seiner Phantasie „einer reinen Form, einer entschiedenen Darstellung entgegenreifen.“ Diesem Sinnen und Dichten gegenüber wird ihm die sprachliche Verkörperung fast zur Nebensache.

Aber die Sprache ist in der Poesie nicht nur ein untergeordnetes, sondern auch ein unvollkommenes Mittel. Wir haben ja schon gesehen, wie das, was den Dichter innerlich bewegt, „durch das ungenügende Wort“ „seine reine Gestaltung zu verlieren scheint.“ Zwar was die Anschaulichkeit angeht, so ist, wie wir sahen, der Dichter wesentlich besser daran als der Denker und Forscher. Aber der Dichter will nicht nur anschaulich sein, er will auch Gefühle und Empfindungen vermitteln, und dabei muß er denn leider wieder empfinden, daß die Sprache versagt. „Wenn wir von Wirkungen unseres Geistes (es sind Empfindungen gemeint) reden, sind keine Worte zart und lieblich genug“, „der Geist greift dann zu Subtilitäten und Wortspielen“ (I, 47, 258). Es ist auffallend und im höchsten Grade charakteristisch, wie Goethe nicht nur im Sturm und Drang der Jugend, sondern auch im ruhigen Alter Klage führt über die Armut der Sprache an Worten, wenn es sich um den Ausdruck von Stimmungen und Gefühlen handelt. Im Sturm und Drang ist sein Gefühl so tief und sein Empfinden so lebhaft, daß er einer anderen Sprache bedarf als „die Welschen aller Völker“. „Einen Engel! — Pfui! Das sagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht imstande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.“ Werther I, 19, 24. Und vier Zeilen weiter: „Das ist alles garstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken.“ A. a. O. 15—17. „Da kam der Teufel mit einem Tröpfchen höllischen Feuers, das wir mit einem schwachen Wort Haß nennen.“ Gottfried von Berlichingen. Lesarten I, 39, 427. „Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für

Digitized by Google

ein Mensch sein, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinne, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele!" I, 19, 51

Im Alter hat er, der abgesagte Feind der Phrase, sich dafür den Ausdruck „ansprechen" aus der Umgangssprache angeeignet, allein er paßt ihm auch nicht, und er deckt sich mit einer „clausula salutaris": „Unter den Eberweinischen (Liedern) hat das eine (Jussufs Reize mögt ich borgen) mich und andere besonders angesprochen (wie sie es heißen)." An Zelter 11. Mai 1820. — „Da würden Sie denn mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie bemerken wollten, was Sie vorzüglich (wie man zu sagen pflegt) angesprochen." . . . (An Rochlitz 23. November 1829.) „Dieses Bild spricht uns am wenigsten an, wie man in der Konversationssprache zu sagen pflegt" (I, 49 I, 401 14. Nach 1826).

Besonders im Sturm und Drang der Wertherzeit klagt Goethe über die Unzulänglichkeit der Gefühlssprache. Ich gebe nur eine Auslese aus vielen Stellen. „Meine Armut an Worten, meine Unfähigkeit, mich laut zu freuen, haben mir allein ausdrücken können, was ich fühlte." (An Sophie v. La Roche, Nov. 1772.) „Aber ich weiß nicht, mein Herz hat noch mehr zu sagen, ob sich's gleich nicht ausdrücken kann" (An Kestner Okt. 1774). „O könnt ich dir an Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, Eine, Eine Minute, und all das sollte getilgt, erklärt sein, was ich mit Büchern, Papier nicht aufschließen könnte." (An denselben.) „Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde; könnt ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich Dir alles recht sagen," . . . (I, 19, 16). „Was ich Dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ichs erzählt und vergröbert hab ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe" (I, 19, 118). Noch die schöne Stelle (Werther I, 19, 8): „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der

Digitized by Google

Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen." Im Alter urteilt er über seinen Jugendstil: „Wenn jener Aufsatz etwas Amphiguriſches in seinem Stil bemerken läßt, so möchte es wohl zu verzeihen sein, da wo etwas Unaussprechliches auszusprechen ist" (I, 49 II, 166.)

Wir werden uns nicht wundern, daß gerade im Sturm und Drang, wo die Wogen der Leidenschaft in dem aufgeregten Dichterherzen am höchsten gingen, solche Aeußerungen sich häufen. Aber auch sonst reicht die Sprache des Durchschnittsmenschen für die tiefen Empfindungen des Dichters nicht aus. Wir sahen schon, wie Goethe auf dem Gebiete der Religion viel aufs Schauen hält, und wie sich gerade hier infolge mangelnder Anschauung die Phrase breit macht. Aber religiöse Ueberzeugung ist vielleicht noch zum größern Teil Sache des Gefühls. Und gerade weil von jeher das deutsche Volk sich durch Herzensfrömmigkeit ausgezeichnet hat, ist es kein Wunder, daß auf diesem Gebiete durch häufigen Gebrauch die Sprache sich abgeschliffen hat, so daß sie einem, der wie Goethe aus tiefster Seele empfindet und dabei die vollen Begriffe mit den Worten zu verbinden bestrebt ist, nicht mehr genügt. Da muß er denn zu Umschreibungen seine Zuflucht nehmen, wie gerade bei dem Begriff „fromm" in der „Trilogie der Leidenschaft" (Elegie):

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!"

Stammelnd gewissermaßen, auch hier wieder, sucht er den Begriff des Allerhöchsten zu fassen:

„Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,

Digitized by Google

Nenn es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Auch gegen Eckermann klagt er, daß die Menschen so oft den Namen Gottes empfindungslos brauchen und mißbrauchen. „Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn aus Verehrung nicht nennen mögen." (31. Dez. 1825.)

Auch das Glaubensbekenntnis, das Faust Gretchen gegenüber ablegt, ist, wie Rudolf Hildebrand („Zu Fausts Glaubensbekenntnis", s. Beiträge zum deutschen Unterricht S. 149) gezeigt hat, keine Ablehnung des Glaubens an Gott, sondern die Verse sollen nur den Begriff Gott „hoch über das unzureichende, abgenutzte Alltagswort hinaus erhöhen":

„Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu sein.
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: ich glaub ihn nicht?"

So gilt von der Sprache der Empfindung wie von der der Anschauung und des Denkens, daß sie „nur ein Surrogat ist, wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt oder das, was uns von außen anregt, ausdrücken wollen."

Wenn das Wort versagt, tritt die Sprache der Gebärden, des Blickes, des Kusses in ihre alten Rechte:

„Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann."

(I, 143. Vgl. I, 19, 49, 13—17.) Im „neuen Pausias" heißt es:

Digitized by Google

„Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!
Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst in's Ohr.
Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geschenkt."

Selbst im abgeklärten Alter fühlt er, daß selbst der Dichter, der doch vor anderen voraus hat, das sagen zu können, was er empfindet, nicht imstande ist, seinen Gefühlen einen „reinen" Ausdruck zu verleihen.

„Rein auszusprechen, was wir rein empfinden,
Ist für den Dichter selbst vergeblich Streben."

I, 16, 314. 1810.

„Meinen feierlich bewegten
Mache Dank und Freude kund:
Das Gefühl, das sie erregten,
Schließt dem Dichter selbst den Mund."

I, 4, 269. 1825.

Und so haben wir denn auch an dem vielberufenen 76. Venetianischen Epigramm (I, 1, 325) weiter nichts zu „erklären", sondern gleich dem 29. fügt es sich ganz ungezwungen und natürlich in den Kreis seiner Anschauung von der Sprache:

„Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt."

7. Der Kampf gegen die Phrase. Positive Kritik.

Trotz aller Unzulänglichkeit der Sprache aber wäre es verkehrt, sich nun dadurch zum Schweigen bestimmen zu lassen, obgleich Goethe wohl so weit gegangen ist. Die weitere Fortsetzung des Briefes an Schultz lautet: „Auf meinem Wege bin ich diese Unzulänglichkeit der Sprache nur allzuoft gewahr geworden und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen. Ich durfte nur der Zeit vertrauen, daß diese redlichen Ausdrücke eines Einzelnen von mehreren würden verstanden, d. h. in ihre Sprachen übersetzt werden." Das Werkzeug hat zwar seine bestimmten Mängel, aber trotzdem kann Ersprießliches damit geleistet werden. Das ist dann aber nicht das Verdienst der Sprache, sondern dessen, der sie handhabt: „Nicht die Sprache an

Digitized by Google

und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerten Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hierzu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehnt, die ihn hindern könnten, dem Wahren die Ehre zu geben" (Sprüche in Prosa 951).

Zunächst also fordert Goethe zum Zwecke förderlicher Sprachanwendung eine geistige Eigenschaft, nämlich „das Vermögen der An- und Durchschauung". Es ist dasselbe, was ein Gedicht besagt, dessen Ueberschrift erst lauten sollte „**Pectus est quod disertum facit**", die Goethe dann aber nach vielem Prüfen und Wählen umänderte in „Grundbedingung" (I, 3, 147):

„Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh' du von der Liebe sprichst,
Laß sie dir im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben."

Diese Forderung möchte selbstverständlich erscheinen. Denn wenn etwas vermittelt werden soll, wo es nichts zu vermitteln gibt, da entsteht ein leerer Schall, da entsteht die Phrase. Aber daß leeres Wortgepränge ohne Gedanken und Empfindungen im besten Falle nur ein Mißbrauch der Sprache ist, kommt allzuvielen gar nicht zum Bewußtsein. Das hatte auch Goethe erfahren. „Gute Seele", sagt er zu Eckermann (16. Dez. 1828), „um Gedanken und Anschauungen ist es den Leuten auch gar nicht zu tun. Sie sind zufrieden, wenn sie nur Worte haben, womit sie verkehren, welches schon mein Mephistopheles gewußt und nicht übel ausgesprochen hat:

„Vor allem haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichere Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Goethe hat gegen diese Art der Phrase — denn andere Arten kommen noch weiterhin zur Sprache — den größten Abscheu. Er

Digitized by Google

bekämpft sie sein ganzes Leben hindurch und hat dazu oft genug Gelegenheit. Denn auf den verschiedensten Gebieten macht sie sich zu seinem Verdruß breit, namentlich in der Naturwissenschaft, in der Philosophie und auf religiösem Gebiete. Er sieht es deutlich, daß der alte „tote Wortkram" der eigentliche Gegner war, mit dem die jung aufblühende Naturwissenschaft, der es nur um die sichtbaren Erscheinungen zu tun war, einen so langen und hartnäckigen Kampf zu führen hatte. „Der Menschenverstand, dessen Ausbildung auf einer reinen Kenntnis der Außenwelt beruht, drängte sich zum Anschauen der lebendigen Umgebung und forderte, nebst dem Worte, mit welchem man bisher sehr freigebig gewesen war, auch etwas Wirkliches zu empfangen" (H. 34, 209). Aber „es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur". Und auch zu seiner Zeit hat er noch bittere Klage zu führen, „daß die ganze physische Gilde in hergebrachten hohlen Chiffern zu sprechen gewohnt ist, deren Abrakadabra ihnen die Geister der lebendigen Natur, die überall zu ihnen spricht, möglichst vom trocknen dogmatischen Leichnam abhält." (An Schultz 11. März 1816.) — Und wie ist es auf philosophischem Gebiet? „Genau besehen ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache." (42 II, 260.) Im Faust heißt es (I, V. 2565):

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Darum sagt Mephistopheles (Faust I, V. 1948):

„Nachher, vor allen andern Sachen,
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht."

Papadopulos, einer von den jungen Griechen, die in Jena und Leipzig studierten, der Goethe öfters besuchte, rühmte ihm einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. „Es klingt", rief er aus, „so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland." (Tag- und Jahreshefte 1817 I, 36, 132.) Es ist

Digitized by Google

überhaupt „die Art der Herren Philosophen, daß sie sich hinter sonderbaren Worten wie hinter einer Aegide im Streite einherbewegen (I, 47, 163).

Die Religion, hört man vielfach sagen, sei wesentlich Sache des Gefühls. Aber Goethe hält sich auch hier an das Schauen. Seine Weltanschauung ist wirklich das, was das Wort besagt, nicht gegründet auf leeren Wortschwall. „Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der **Scientia intuitiva** spricht und sagt: **Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad aequatam cognitionem essentiae rerum,** so geben mir diese wenigen Worte Mut, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren **essentia formali** ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann." (An Jacobi 5. Mai 1786.) Darum heißt es auch im Faust:

„Schau alle Wirkungskraft und Samen,
Und tu nicht mehr in Worten kramen,"

während es bei manchen Eiferern „ein mächtiger Behuf der Redekunst ist, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen" (I, 37, 156), denn:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich keine Jota rauben."

Wie strenge Goethe in diesem Punkte dachte, wie er nur das Selbsterlebte gelten ließ, das möchte vielleicht auch manchen überraschen, der sich in dieser Beziehung einig mit ihm weiß. Dafür noch einige Beispiele, zunächst aus dem Anschauungsgebiet. „Da ich mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und mir eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich schien, so litt ich bei der Uebersetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Ansicht gefordert wird, wirkliche Pein." (Tag- u. Jahreshefte 1803, I, 35, 158.) Ein Begriff, den er nicht erlebt hat, ist ihm eine Phrase: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat" (It. R. 1; I, 30, 97). Aus dem Empfindungsgebiet ist merkwürdig eine Auslassung über das mund-

Digitized by Google

gerechte, vielgebrauchte Wörtchen „tot“ und seine Bedeutungsverwandten, weil sie zeigt, wie sehr Goethe eigenes Erleben verlangt: „Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall! Ohne Gefühl für mein Herz. — — Tot, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng! so finster! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunter ließen und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter schollerte und die ängstliche Labe einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! — Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstigt, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!“ So schreibt er auch am 23. Juli 1782 an Charlotte von Stein: „Es war wie der Tod (Ein Mißverständnis zwischen Frau von Stein und Goethe), man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas.“ *)

Es dürfte der Sprache und dem Sprechenden zu gute kommen, wenn die Worte weniger gedanken- und empfindungslos gebraucht würden und man sich ein Beispiel nähme an Goethe, der sich in seinem Leben „vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet“, sondern immer nur aus innerer Nötigung heraus das Wort ergriffen hat und der Ansicht ist, „man solle schweigen, wenn man nichts zu sagen habe.“ Was er von den „Wanderjahren“ an Zelter schreibt (31. Okt. 1831), das gilt auch von seinen übrigen Werken: „Ich kann mich rühmen, daß keine Zeile drinnen steht, die nicht gefühlt oder gedacht wäre.“ Zu sprechen aber oder zu schreiben, ohne etwas zu sagen zu haben, scheint ihm das denkbar Absurdeste: „Du forderst ein wunderlich Ding, ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, Milch geben, ohne geboren zu haben“ (An Lavater).

Wie nun aber, wenn die „Grundbedingung“ erfüllt ist, wenn Anschauung und Gedanke, Gefühl und Empfindung vorhanden sind, dann macht doch die Sprache weiter keine Schwierigkeiten. Heißt es denn nicht:

*) Vgl. Rosegger, Heidepeters Gabriel S. 333: „Gestorben! So mundgerecht ist dieses Wort dem Sterblichen, was es aber bedeutet, das weiß er erst, wenn er selbst gestorben ist und dennoch atmen muß.“

Digitized by Google

„Es trägt Gedank' und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor"?

Und schreibt doch Goethe begeistert an Herder (Juli 1772), nachdem er dessen Fragmente gelesen: „Aber doch ist nichts wie eine Götter-erscheinung über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, als das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet." Ist das nicht klar und deutlich? Und stehen diese Worte nicht im Widerspruch mit den bisherigen Ausführungen und mit so manchen Aeußerungen über das Unzulängliche und Widerstrebende der Sprache? Durchaus nicht! Wer das meinte, würde sie nicht richtig verstehen. Um sie recht zu deuten, müssen wir etwas weiter ausholen, um gleichzeitig auch noch etwas tiefer einzudringen in Goethes Sprachanschauung und Sprachkritik.

In dem Aufsatz „Deutsche Sprache" (I, 41 I, 113) heißt es: „Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft ebenso dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menschlicher Gefühle und Schicksale durchgearbeitet worden, so ist der Zeitgehalt erschöpft und die Sprache zugleich, sodaß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann." Mit diesen Worten deutet Goethe eine Art der Sprachauffassung an, die zu seiner Zeit ihren Hauptvertreter in Adelung hatte, der die Sprache als ein fertiges Muster betrachtete, als einen Vorrat von Worten, aus denen man sich je nach Bedürfnis nur die passenden Redensarten herauszugreifen brauche, um sie dann mosaikartig zusammenzusetzen, etwa wie es dereinst unsere Primaner bei der „Anfertigung" des lateinischen Aufsatzes zu tun hatten. Goethe hat nicht nur praktisch, wie bekannt, diesen einengenden „Lattenzaun" beschränkter Sprachauffassung durchbrochen und so der deutschen Sprache und Literatur freie Bahn geschaffen, sondern er hat auch ausdrücklich und deutlich diese Sprachauffassung abgelehnt: „Soll ich nun über jene Zustände mit Bewußtsein deutlich werden, so denke man mich als geborenen Dichter, der seine Worte, seine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenständen zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genug zu tun. Ein solcher sollte nun eine fertige Terminologie ins Gedächtnis aufnehmen, eine gewisse Anzahl Wörter und Bei-

Digitized by Google

wörter bereit haben, damit er, wenn ihm irgend eine Gestalt vorkäme, eine geschickte Auswahl treffend, sie zu charakteristischer Bezeichnung anzuwenden und zu ordnen wisse. Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art von Mosaik, wo man einen fertigen Stift neben den andern setzt, um aus tausend Einzelheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen; und so war mir die Forderung in diesem Sinne gewissermaßen widerlich." Auf ein solches Verfahren, wie es Adelung und seine Schule forderte, ist man wohl bei einer angelernten Fremdsprache angewiesen, aber die Muttersprache bietet dem geistreichen Menschen ganz andere Ausdrucksmöglichkeiten: „Soll ich französisch reden, eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigentümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen?" (Briefe aus der Schweiz 1. Abt. I, 19, 215.)

Und doch ist auch in der Muttersprache die Gefahr, der Phrase zu verfallen, sehr groß, und zwar um so größer, je ausgebildeter die Sprache ist, so daß sogar Menschen, die sonst ganz tüchtig und verständig sind, dieser Gefahr nicht entgehen. So heißt es z. B. von Albert aus dem „Werther" (I, 19, 67): „Kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruch angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede", und von dem Fürsten daselbst, „einem Manne von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande" (I, 19, 111): „Der Fürst fühlt in der Kunst und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte dreinstolpert." Bekannt ist die Verspottung dieser kümmerlichen Sprachauffassung im „Faust":

„Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen

Digitized by Google

Aus euern Aschenhäuschen raus!
Bewunderung von Kindern und Affen."

„Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt."

Und noch kräftiger und deutlicher spricht das Paralipomenon aus dem Jahre 1799 „Ueber den Dilettantismus". In dieser Sprachauffassung beruhe der große Unterschied zwischen dem wahren dichterischen „Genie" und der „Impudenz" des neuesten Dilettantismus, der „durch Reminiszenzen aus einer reichen kultivierten Dichtersprache" ein kümmerliches dichterisches Scheindasein fristet: „Alle Dilettanten sind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Originalschöne in der Sprache und im Gedanken, indem sie es nachsprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln ausgefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stilisiert sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der echten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profaniert, herumgeschleppt und entwürdigt." So war es zu Goethes Zeit, und wie ist es heute? Friedrich Nietzsche schreibt im Zarathustra (Von der Erlösung) die ebenso bittere wie geistreiche Satire: „Und als ich aus meiner Einsamkeit kam und zum ersten Male über diese Brücke ging, da traute ich meinen Augen nicht und sah hin und wieder hin und sagte endlich: Das ist ein Ohr! Ein Ohr, so groß wie ein Mensch! Ich sah noch besser hin: und wirklich, unter dem Ohre bewegte sich noch etwas, das zum Erbarmen klein und ärmlich und schmächtig war. Und wahrhaftig, das ungeheure Ohr saß auf einem kleinen dünnen Stiele, der Stiel aber war ein Mensch." Ob es seither besser geworden ist? Wenn nicht, dann laßt uns nach Goethe rufen als Spracherzieher.

Noch die eine oder andere Art von Phrasen haben wir als „böse Dämonen" abzulehnen, bevor wir positiv sehen, in wie einfacher Weise „Gedank' und Empfindung" den Ausdruck bildet. Die erste Klasse waren die erlogenen Phrasen, die zweite die erborgten, die dritte können wir bezeichnen als die nichtssagenden Phrasen. Der junge Goethe hat sie köstlich verspottet im „Triumpf der Empfindsamkeit". Hier werden schon im ersten Akt (1, 17, 8) die volltönenden, geheimnisvollen Orakelworte verspottet, indem Andrason

Digitized by Google

sagt: „Ein greifbar Gespenst, das ist etwas aus der neuen Poesie, die mir immer unbegreiflich gewesen ist", und zu den Hofdamen: „Nicht wahr, ihr hört gar zu gern, was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht versteht" (I, 17, 8). Im zweiten Akt aber (S. 22), wo eine der Damen bei dem Anblick der wunderbaren Dekoration in die Worte „scharmant! allerliebst!" ausbricht, erwidert der etwas mephistophelisch angehauchte Merkulo: „Da muß ich Sie noch ein Kunstwort lehren, mit dem weit zu reichen ist. Scharmant! Allerliebst! Das können Sie allenfalls auch von einer Florschürze, von einem Häubchen sagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es sei was es wolle, sehen Sie es steif an und rufen: Ach, was das für einen Effekt auf mich macht! — Es weiß zwar kein Mensch, was Sie eigentlich sagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Gesichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinwand, jedes macht seinen eigenen Effekt; was für einen, das ist ein bißchen schwerer auszudrücken. Halten Sie sich aber nur ans Allgemeine: Ach! was das für einen besonderen Effekt auf mich macht! — Jeder, der dabeisteht, sieht auch hin und stimmt in den besonderen Effekt mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besonderen Effekt macht." An dieser seiner Verspottung einer nichtssagenden Phrase scheint Goethe selbst eine besondere Freude gehabt zu haben. Er zitiert den „besondern Effekt" wiederholt in seinen Briefen, z. B. an Charlotte von Stein (16. Juni 1786) und an Karl August.

Eine weitere Art von Phrasen bilden die übertreibenden, wie sie sich leider in Zeitungen und Zeitschriften, aber auch sonst fanden und finden: „Mit Tages-, Wochen- und Monatsblättern bin ich außer aller Verbindung, und diese haben die böse Art, daß sie sehr oft die höchsten Worte, mit denen nur das Beste bezeichnet werden sollte, als Phrasen anwenden, um das Mittelmäßige oder wohl gar Geringe zu maskieren. In solcher Gesellschaft tut ein bestimmtes vernünftiges Wort nicht seine rechte Wirkung." (An Boisserée 26. Juni 1811.) — Endlich noch die Flickphrasen, an letzter Stelle, denn sie sind minder gefährlich, aber unschön, verwirrend und vor allem überflüssig. Goethe, dessen Art und Weise nach seinen eigenen Worten zur Ausführlichkeit neigte, hatte doch früh erkannt, daß das Hauptübel der deutschen Sprache und Literatur in der Periode vor ihm die „Wässrigkeit" und „Weitschweifigkeit" sei, und daß der erste Schritt, aus dieser „nullen Epoche sich herauszuretten nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne. (D. u. W.

Digitized by Google

z. B. I, 27, 88.) Was er an Winckelmann rühmt, das gilt auch von ihm selbst: „Seine Maxime, nicht zwei Worte zu gebrauchen, wo sich mit einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieser Hinsicht zur Richtschnur und gibt allen seinen Schriften ein schönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben." (Winckelmann I, 46, 94.)

Ein hohes Lob ist es bei Goethe, wenn kein einziges, „leeres, zufälliges oder notdürftig eingeschaltetes Flickwort" in einer Arbeit sich findet, vergl. Pfingstmontag I, 41 I, 147. Ebenso rühmt er von Lord Byron: „Es sind keine Flickwörter im Gedichte" Biedermann 7, 108). Von diesen Flickwörtern gilt, was er (6. März 1773) an Salzmann schreibt: „Nun aber die Art von Beteuerungsflüchen möcht' ich vom Theater ganz verbannen. In gemeinen Leben sind sie schon lästig und zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte."

„Derb und tüchtig", „tüchtig und wirksam" soll nach Goethe die Rede sein. Darum haßt er vor allem die **clausulae salutares**. Im 3. Heft von „Ueber Kunst und Altertum (I, 41 I, 118) sammelt Goethe nicht weniger als 51, im Nachlaß noch um vier vermehrte „höfliche, vorbittende, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigende Schmeichelworte" wie „vielleicht", „mit Einschränkung gesprochen", „wie man zu sagen pflegt" usw. Veranlaßt war er dazu durch eine Eigentümlichkeit Fichtes, der mit seiner entschiedenen Denk- und Redeart derartige bedingende Redensarten nicht leiden konnte und insbesondere dem Worte „gewissermaßen" eine Zeitlang „einen heftigen Krieg machte". Der Artikel trägt die Ueberschrift: „Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, sie jedoch dem Leser beliebig einzuschalten überläßt." Goethe schließt seine Sammlung mit den Worten: „Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt sein, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demütigen Phrasen Gebrauch machen sollte." Gedr. 1817.

Hiermit wären in der Hauptsache die bösen Dämonen abgelehnt, die den Menschen verhindern könnten, der Wahrheit die Ehre zu geben. Nun kann bei erfüllter „Grundbedingung" Gedanke und Empfindung den Ausdruck bilden. Nicht mit den Mosaikstiften fertig geprägter Formeln, sondern aus dem mehr oder minder gefügen Gold*) des Sprachstoffs, das Goethe formt und dem er als

*) Goethe zwar ist eher geneigt, Teig zu sagen; er „knetet" seinen Sprachstoff.

Digitized by Google

Fürst im Reiche des Geistes sein eigenes Bildnis aufdrückt. Denn nicht mag er zahlen mit „konventioneller Scheidemünze oder Papiergeld", nicht „mit schlechter Spezerei ein schmutziges Gewerbe treiben", sondern er betrachtet „Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse", die er im geistigen Handel und Wandel „als wahres Aequivalent ausgetauscht wissen will" (I, 7, 115). Er strebt nach dem, was er an J. H. Voß so sehr lobt, nämlich immer und überall „das Bedeutende" des Wortes zu erfassen, womit wir gleich auch ein Beispiel seines Verfahrens haben. Denn das Bedeutende des Worts ist dasjenige, was das Wort eigentlich bedeutet, nicht die Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit, die ihm Gedankenlosigkeit und „terminologischer Schlendrian" verleihen. „Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache" und „jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet" (I, 40, 278 f.). So hat es auch Goethe gehalten, und sehr einfach löst sich das Geheimnis seines vielbewunderten Stils: erstens aus der „Grundbedingung": „Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Abdruck seines Innern; will jemand einen klaren Stil schreiben, so sei es ihm zuvor klar in seiner Seele; und will jemand einen großartigen Stil schreiben, so habe er einen großartigen Charakter"; zweitens aber auch aus der Sprachauffassung und -handhabung. Auf die etwas naive Frage des jungen Jenaer Theologen G. Nickel, „wie es Se. Exzellenz nur angefangen habe, einen so schönen Stil zu schreiben", antwortet Goethe: „Das will ich Ihnen sagen, mein Lieber. Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich einwirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht".

Einfacher und deutlicher konnte selbst Goethe den jungen Studiosus nicht bescheiden. Ob ihm damit gedient gewesen ist, wird eine Sache seines eigenen Charakters gewesen sein. Zwar „trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor"; mit wenig Kunst, aber nur mit viel Charakterfestigkeit. Das besagt ein Ausspruch Goethes, den ich als das Wichtigste bezeichnen möchte von allem, was er je über die Sprache gesagt hat: „Wir haben das unabweichliche, täglich zu erneuernde grundernstliche Bestreben, das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginierten, Vernünftigen möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen. Jeder prüfe sich selbst, und er wird finden, daß dies viel schwerer sei, als man denken möchte; denn leider sind dem

Digitized by Google

Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistenteils besser, als er sich ausspricht." Vgl. I, 41 II, 508.

Mit diesen spracherzieherisch überaus wichtigen Worten Goethes will ich meine Ausführungen schließen. Nicht unpassend scheinen sie mir einen Schlußstein zu bilden zu dem grundlegenden Kapitel Goetheschen Sprachanschauung, wie ich es im Vorstehenden zu geben versucht habe. Gleich passend würden sie aber auch den Grundstein abgeben zu einem zweiten Abschnitt „Vom Gebrauch der Sprache", der Goethes Ansichten über Freiheit und Regelzwang, Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit, Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung, Mundart und Schriftsprache, Fremdwort und Sprachreinigung*), gesprochenes und geschriebenes Wort, Bühnen- und Umgangssprache seine Stellung zur Etymologie und anderes enthalten würde. Ein dritter und vierter Abschnitt würden seine Stellung zu den fremden Sprachen und zur deutschen Muttersprache darlegen. Alle diese Abschnitte würden gleich dem ersten eine Fülle der treffendsten Bemerkungen bringen, die im einzelnen wohl zum größten Teil bekannt, aber vielfach unverstanden oder mißverstanden und längst nicht ausgeschöpft sind. Sie alle zeigen, über sein ganzes langes Leben und durch die mehr als hundert und dreißig Bände der Weimarer Ausgabe aphoristisch verstreut, eine bewundernswerte Einheit, Geschlossenheit und Folgerichtigkeit des Denkens und würden so nicht nur einen bescheidenen Beitrag zur Goetheforschung darstellen, sondern auch für unsere Sprachauffassung könnten wir, auch heute noch, manches daraus lernen.

*) Gedruckt in dieser Zeitschr. Bd. 145, 3. H., S. 422—467. Goethes Stellung zu Fremdwort und Sprachreinigung.

Digitized by Google

Die deutsche Frage im Ausgang des Mittelalters.

Von

Andr. Walther.

„Die deutsche Geschichte des 15. Jahrhunderts ist ein wüstes Gemenge politischer und sozialer Kämpfe und Fehden, unnützer geistlicher und weltlicher Reformversuche", so heißt es bei Kurt Kaser, der kürzlich seine Darstellung der Epoche Maximilians I. in der Sammlung der „Bibliothek Deutscher Geschichte" abgeschlossen hat. Viktor von Kraus, der ebenda die Zeit Friedrichs III. behandelte, schrieb noch wehmütiger: „Die deutsche Geschichte des ausgehenden Mittelalters ist die Geschichte des Zerfalls und der Zersetzung auf sittlichem, religiösem und staatlichem Gebiet." Und dieses wegwerfende Urteil über eine Geschichtsepoche, die ausmündet in die von Leben und Kraft strotzende Epoche der Reformation, kann man fast die herrschende Auffassung nennen. Ueber die wissenschaftliche Lage der Frage habe ich an anderer Stelle berichtet.*) Bei Kraus herrscht die Neigung vor, die Schalen betrübter und zorniger Anklage gleichmäßig dem Kaiser und den Ständen auszuteilen. Neben und gegen seine Darstellung hat Bachmann ein Werk über denselben Gegenstand gestellt. Wessen Bachmann den Kaiser zu entlasten sucht, das legt er den Ständen auf. Für die Epoche Maximilians I. hatte Ulmann umgekehrt vorzüglich den Kaiser belastet und die Stände günstig beurteilt. Dagegen ist Bachmann mit Schärfe aufgetreten. Und im Sinne Bachmanns ist auch Kasers und neuerdings Hartungs Behandlung der Epoche Maximilians gehalten. Die Differenzen gehen vielfach zurück auf moderne nationale, konfessionelle, parteipolitische Gegensätze, und sind deshalb um so schärfer gegeneinandergestellt. —

*) Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 1912, S. 320 ff. (auch in meiner Schrift über die Ursprünge der deutschen Behördenorganisation, Stuttgart u. Berlin, Kohlhammer, 1913).

Digitized by Google

Die Frage der „Schuld" hat nicht das Recht, einen so breiten Raum des Vordergrundes einzunehmen. Zuerst einmal wird der Historiker partei- und interesselos das Schauspiel des Ringens politischer Mächte einfach anschauen. Und politische Mächte sind ihrem letzten Grunde nach und stets im Zweifelsfall auf den Selbsterhaltungstrieb, auf den Egoismus gestellt. Jede politische Macht hat das Recht und die Pflicht, sich ihrer Haut zu wehren, auch gegen noch so schöne und wertvolle Ideale, sofern diese eine Gefahr für die Existenz bedeuten. Wie das moderne Deutsche Reich dem Ideal des Weltfriedens mit ausnehmender Vorsicht gegenüberzutreten hat, genau so mußte ein deutsches Territorium, vor allem eine deutsche Stadt, des 15. Jahrhunderts auf der Hut sein vor manchen schönen Reden von „Kaiser und Reich". Denn die so redeten, hatten nur allzu oft vielmehr die heimliche Absicht, zu ganz speziellem eigenen Vorteil dem Idealisten an den Kragen oder mindestens an den Geldbeutel zu kommen. Erkennt man den Selbsterhaltungstrieb als eine legitime Triebfeder politischen Handelns an, so erscheint sofort das Problem denn doch erheblich ernster, als daß es mit betrübtem Moralisieren gelöst werden könnte.

Auch zu zweit kommt noch nicht die Frage der Schuld, sondern zunächst ein neues großes Schauspiel, das Ringen der Ideale. Denn das Ideal des Nationalstaates, das zur Beurteilung der spätmittelalterlichen deutschen Verhältnisse meist ohne weiteres zum Maßstab genommen wird, war doch keineswegs das einzige echte Ideal jener Zeit. Das Ideal der universalen **Respublica christiana** hatte wahrlich sittliche Größe und noch Macht über die Gemüter der Menschen, so daß es ein aufrichtiges Bewußtsein der Verpflichtung mit sich führte. Und wenn andrerseits ein Mann des 15. Jahrhunderts die Pflicht gegen seine Vaterstadt oder sein Territorium als die erste und ausschlaggebende empfand, so hat auch das seine sittliche Berechtigung, und es steht uns nicht an, es ohne weiteres als kleinlichen Egoismus zu brandmarken. Die meisten werden mehrere Ideale nebeneinander als verpflichtend empfunden haben, vielleicht alle drei: das nationale, das territoriale und das universale. Geht nicht zu allen Zeiten das Menschenleben von Pflichtenwiderstreit zu Pflichtenwiderstreit? Wo wir in der Geschichte einmal ausnahmsweise hineinzusehen vermögen in die subjektiven Motive eines Menschen, den Kampf seiner Motive, da darf auch ausnahmsweise die Frage nach der subjektiven Schuld gestellt werden. Nichts aber gibt uns ein Recht, so souverän abzuurteilen über die Motive

Digitized by Google

etwa eines mittelalterlichen Städteboten, der auf dem Reichstag sich wehrte gegen eine neue Auflage, die seiner Stadt von Kaiser und Fürsten zudekretiert wurde, oft mit Hintergedanken genug. Wo die Menschen in ihrer großen Masse ihrer Pflicht zu folgen suchten, so gut sie dieselbe begriffen, da kommt man mit Anklagen nicht bis zu dem eigentlichen Problem hinunter.

Oder sollen wir etwa wirklich annehmen, das deutsche Volk jener Zeit sei moralisch depraviert gewesen, müsse auf einer niedrigeren sittlichen Stufe vorgestellt werden als die übrigen europäischen Völker? Sollen wir uns für historisches Verständnis mit einem Wort wie jenem mystischen „Zersetzungsprozeß" begnügen? Oder mit dem berühmten „partikularistischen Grundtrieb des deutschen Wesens", der doch in Wirklichkeit nicht die Ursache, sondern das Resultat der historischen Entwicklung jener Jahrzehnte und Jahrhunderte ist? Nicht „Zersetzung", sondern Ueberfülle des Lebens ist die Signatur jener Zeit. Ueberfülle des Lebens, die nach einem Führer sucht und ihn nicht findet. Nicht skrupelloser Egoismus, sondern eine bis dahin in der Weltgeschichte unerhörte Ausbreitung moralischer Interessen ist die Signatur der Zeit. Man werfe nur einen Blick in die breiten Massen der Volksliteratur, — denn um die handelt es sich hier, nicht um die völlig anders geartete der dünnen sozialen Oberschicht der Renaissance und ihres wiedererweckten Heidentums. Man gehe im Geist durch die Städte und die Bürgerhäuser. Man lese, in wie ernstlicher Bemühung selbst ein Realist wie Philippe de Comines sich mit den moralischen Problemen redlich innerlich herumschlägt.

Eine ganz andere Frage ist die nach der objektiven Schuld. Subjektive und objektive Schuld können völlig auseinanderfallen. Ueberall, wo ein Ringen von Gegensätzen ist, da ist auf irgend einer Seite die objektive Wahrheit. Objektiv mitschuldig an einem unglücklichen Ausgang einer Entwicklung wird derjenige, der, wenn auch in bester Absicht und ohne jede subjektive Schuld, sich nicht mit seinem ganzen Gewicht auf die Seite gestellt hat, deren Uebergewicht den guten Ausgang herbeigeführt haben würde. In diesem Sinne ist noch immer dem Vergil der Himmel verschlossen, weil ein unerforschlicher Wille ihm das Wissenkönnen um die Wahrheit versagt hatte.

Wie aber ergründen wir, was diese objektive Wahrheit war? Was gibt uns ein Recht, zu sagen, im Ausgang des Mittelalters sei die objektive Wahrheit und die wahre Pflicht bei dem nationalen

Digitized by Google

Ideal gewesen, nicht bei dem universalen und nicht bei dem territorialen? Wer sich im Ernst von modernen Werturteilen freizumachen vermag, wird an sich das mittelalterliche universale Ideal als das größere und wertvollere anerkennen müssen: Das Lebenwollen als Glied der Christenheit, die in Frieden und gleichem Streben verbunden sei zur Verwirklichung der höchsten Menschheitsziele und Weltziele. Und wer der Meinung ist, man könne etwas hören von den über Jahrhunderte und Jahrtausende hingehenden größten Rhythmen der Weltgeschichte, der kann die Möglichkeit nicht leugnen, daß Zeiten kommen werden, in denen dies Ideal in neuer Form wieder die beherrschende Macht über die Gemüter der Menschen haben wird. Und dann mag es uns geschehen, daß auch wir zur Vergeltung ausschließlich beurteilt werden nach dem Ideal, das dann Communis opinio sein wird!

Nicht weniger hat das territoriale Ideal seine bedeutungsvollen und überlegenen Qualitäten. Diejenigen Perioden der Weltgeschichte, die ein unverkennbar unwiderstehliches und elementares (darauf liegt das Gewicht) Aufblühen der geistigen und künstlerischen Kultur zeigen, sind Epochen ausgesprochener Dezentralisation und Kleinstaaterei gewesen; die griechische, die italienische, die holländische, die deutsche. Ueberall hier das Nebeneinander vieler kleiner Zentren, deren elementare Lebendigkeit und kulturelle Produktivität eben darin begründet ist, daß jedes einzelne von jedem Menschen übersehen werden und mit der ganzen Fülle des Gemüts umfaßt werden kann, daß alle in regem Austausch miteinander stehen und doch genug voneinander getrennt sind, um sich nicht ihr eigentümliches Leben gegenseitig zu erdrücken. Was wäre aus Dante und zahllosen anderen geworden, wenn Florenz eine Zentrale gewesen wäre, vor deren Einfluß und Macht es kein Entrinnen gab? Hundertfach sehen wir in der Geschichte, wie die großen Männer und die Möglichkeiten genialer Entfaltungen sich gegenseitig zerreiben, — bis jeder sein Reich für sich findet, wo erst eine volle Entfaltung möglich wird, eine Entfaltung gerade des wirklich Neuen, das stets zuerst in ungestalteter Form sich losringt und darum im Konkurrenzkampf mit dem geformten und ausgereiften Alten zu unterliegen droht. All jenem einseitigen Schelten über die Eigenbrödelei der Deutschen des ausgehenden Mittelalters muß man also doch entgegenhalten, daß auch die große Renaissancekultur nur durch den Wetteifer solcher Zentren lebendigen Eigenlebens hat aufwachsen können, an Höfen der Feudalherren, und vor allem, unter unendlich glücklicheren Be-

Digitized by Google

dingungen, in den Städten. Und wir sind befangen, wenn wir vergessen, wieviel von dieser blühenden Kultur der moderne Staat zertreten hat.

Was denn also soll uns das Recht geben können, all das Ueberlegene des universalen und des territorialen Ideals in den Hintergrund zu stellen und vielmehr dem dritten, dem nationalen Ideal, die objektive Wahrheit für jene Zeit zuzuschreiben, so daß wir also jedem, der ihm nicht folgte, eine objektive Schuld zusprechen an der verhängnisvollen Wendung der deutschen Geschichte? Sicher nicht nehmen wir dies Recht aus modernen Werturteilen, und vor diesem Todfeind historischen Sinnes kann nicht genug gewarnt werden. Aber auch die inneren Werte, die gegeben waren in einem edlen Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschsprechenden jener Zeit, genügen nicht allein. Diese inneren Qualitäten des nationalen Ideals stehen nur gleichwertig neben den inneren Qualitäten des universalen oder des territorialen Ideals. Ein Uebergewicht können sie ihm nicht geben.

Vielmehr kommt es an auf die Beziehung der Ideale zu der realen Wirklichkeit. Das universale Ideal war zwar an sich das größte und bleibt es für alle Zeiten. Aber mit all seinen Werten war es bei der damaligen realen Weltlage einfach praktisch nicht mehr lebensfähig. Wer die Zeichen der Zeit und den Sinn des handelnden Lebens begriff, der mußte diese hohen Träume für eine Zeit zurückschieben eben in das Reich der Ideale. Das Reich der Ideale und das Reich der Realitäten sind zwei verschiedene Welten, und der besinnliche Mensch kann beide sehr wohl auseinanderhalten und in beiden unter eigentümlichen Gesetzen leben. Differenzierung aber ist dem Organismus nicht entgegengesetzt, sondern seine höchste Lebensform. Es ist doch das größte Schauspiel der Weltgeschichte, wie jener Gestaltungswille der Ideale, der ewigen Werte, unermüdlich bis zur endlichen Erfüllung auf die träge Masse gerichtet ist.

Nicht anders stand es mit dem territorialen Ideal, den besonderen Werten der Organisation in Gruppen lebendiger, übersehbarer Zentren. So schwer diejenigen, die in den Werten dieses Ideals lebten, die Forderung begriffen haben mögen, weil in der Tat das neue Staatsideal weit unter der schon erreichten geistigen Kulturhöhe stand, viel näher wieder dem primitiven Kampf ums Dasein, — die Realitäten sprachen schon vernehmlich genug, waren schon über genug blühendes Leben verwüstend hingegangen, hatten Gent und Lüttich vernichtet, ehe die wundervollen Ansätze eigen-

Digitized by Google

artiger Kultur hatten zur Reife kommen können, und sichtbar war auch dem glücklicheren Italien nur noch eine Gnadenfrist gegeben. Wer die Zeichen der Zeit begriff, der mußte sich entschließen, einen Schritt zurück zu tun, wie ihn auch heute viele unter uns vielleicht blutenden Herzens tun. Damit nicht das Ganze im Kampf ums Dasein zertrümmert werde, hat wieder und wieder in der Geschichte die Hauptkraft auf unbestimmte Zeit der Arbeit an den höheren, den geistigen Werten entzogen werden müssen. Es vermögen ja auch die geistigen Werte kein abgesondertes Leben für sich zu führen. Ein gesunder Mutterboden aber läßt sie von selbst in neuer Frische und Kraft wieder emporwachsen.

Dem Ideal nach hätte es also in dem Deutschland der Uebergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit gegolten, zu allererst die Nation zu einem politischen Körper zusammenzuschließen, dabei aber die Kulturwerte der beiden anderen Ideale so weit, wie es die drängenden Realitäten nur irgend erlaubten, zu erhalten.

Wie stand es mit den Möglichkeiten der Erfüllung? Wenn die Lage die war, daß damals faktisch die drei Ideale zugleich in den Herzen der Menschen lebendig waren, daß die eigentliche Not der Zeit nicht in Idealosigkeit, sondern in dem Widerstreit der Ideale und der mit ihnen gegebenen Pflichtüberzeugungen lag, so handelte es sich entscheidend darum, wie in den Herzen der Menschen das nationale Ideal gestärkt werden könne. Nun hatte aber bereits das territoriale Ideal einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. Es hatte zu seinen Gunsten erstens die Verschmelzung mit den ursprünglicheren, weil auf das Nähere gerichteten, Instinkten der Selbsterhaltung, zweitens die faktisch bereits vollbrachte größere Kulturleistung, drittens vor allen Dingen, daß es als einziges sich bereits einen konsolidierten Körper geschaffen hatte, zu dem man Vertrauen haben konnte. Wer also nun einem anderen Ideal das Uebergewicht geben wollte, für den kam es darauf an, dieses gleichsam in den Gemütern der Menschen erst konkurrenzfähig zu machen. Es mußte so ausgestattet werden, daß es erstens den Selbsterhaltungstrieb der einzelnen auf sich hin zu orientieren vermochte, daß es zweitens nicht mit leeren Forderungen und Phrasen, sondern mit wirklichen Leistungen, mindestens aber einem zweifellos aufrichtigen und verläßlichen Willen sich präsentierte, daß es drittens sich eine zuverlässige Körperhaftigkeit schuf, so daß vernünftigerweise von den einzelnen verlangt werden durfte, um seinetwillen einen sicheren Besitz aufzugeben. Nicht nur einen sicheren, sondern den

Digitized by Google

bisher einzigen sicheren Besitz, den einzigen in der Realität greifbar vorzufindenden politischen Wert des damaligen Deutschland.

Das haben die deutschen Könige in den entscheidenden Jahrzehnten nicht begriffen, daß, wenn man jemanden zum Verlassen eines gefährdeten Wracks bestimmen will, man ihm zum Wechseln ein vertrauenswürdigeres Fahrzeug präsentieren muß. Wie uns heute das Ideal des Weltfriedens als solches teuer ist, wie wir aber den für einen gefährlichen Träumer halten, der seinem Volk den Vortritt im Ablegen der Rüstung anempfiehlt, nicht anders standen die Territorien und Städte des 15. Jahrhunderts in legitimem Existenzkampf, wenn sie zuerst und als **Conditio sine qua non** eine verläßliche Garantie dafür forderten, daß sie mit ihrem Reichsidealismus nicht die Düpierten sein würden, daß ihre freiwillig zu gebenden Opfer auch wirklich dem Ganzen, für das sie gebracht wurden, zugute kämen und nicht von einzelnen anderen an sich gerissen würden. Der große Unterschied in der Lage heute und damals ist nur der, daß im 15. und 16. Jahrhundert ein deutscher König da war mit einer Königsgewalt, die es ihm in der Tat möglich machte, solche Garantien zu schaffen.

Denn daß die deutschen Stände nicht bereit gewesen wären, sehr erhebliche Opfer an eigener Autorität zu bringen, wird niemand behaupten können, der die Akten der langen Tragödie der Reformsehnsucht kennt. Friedrich III. wie Maximilian I. aber haben alle entscheidenden Gelegenheiten vorübergehen lassen, das nationale Ideal zu stärken und ihm Zutrauen in den Herzen der Menschen zu wirken. Anfangend von der machtvollen Sehnsucht nach Kirchenreform, deren Erfüllung wahrlich einen gewaltigen Schatz an nationalem Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen haben würde, hinweg über all die Forderungen der Stände nach wirksamen, beständigen und in der Handhabung unverdächtigen zentralen Reichsorganen, bis zu der Gelegenheit, daß ein Bundesgenosse sich fand von der Bedeutung des Berthold von Mainz, in jenen langen Jahren, ehe er durch das Verhalten Maximilians zum Radikalismus getrieben wurde. Was wäre aus dem Frankreich noch der **Ligue du bien public** geworden, wenn der französische König saturiert und untätig in einem Winkel des Reichs gesessen hätte, oder wenn er seine Kräfte irgendwo in fabelhaften Weiten engagiert und sich dadurch schwach für die Aufgabe im eigenen Hause gemacht hätte! Frankreich wäre doch wohl noch damals in Territorien unter den Häuptern der **Ligue du bien public** zerfallen. Nahe genug daran ist es

Digitized by Google

ohnehin gewesen. Wenn nämlich nicht der Führer der Liga, Karl der Kühne von Burgund, sich als Phantast erwiesen hätte, und Ludwig XI. von Frankreich nicht so überlegen mit politischen Realitäten zu arbeiten gewußt hätte, mit all den kleinen und stetigen Dingen, an denen am sichersten die übermütigsten Wogen zerschellen.

Oder wurden etwa doch unbillige Forderungen an die deutschen Könige gestellt, so daß sie im Recht waren, wenn sie konsequent ihre Hand abzogen von jedem eben ansetzenden Anfang einer zentralen Reichsregierung? War es wirklich „unberechtigtes Vorgehen gegen königliche Rechte", wenn Regierungsorgane gefordert wurden, die der reinen Willkür des Königs entrückt waren? Die Antwort geben die gleichartigen Entwicklungen in anderen Staatswesen. Die deutschen Könige haben sich auch gegen all' die Organe gewehrt, die in Frankreich, in England, in Spanien das Königtum beschränkten. Und in den deutschen Territorien haben wir ein sprechendes Beispiel dafür, daß eine ständische Mitregierung sich sehr wohl vertrug mit dem Ausbau und mit fruchtbarer und harmonischer Tätigkeit des modernen Staates. Bisher ist fast nur für die Territorien bemerkt worden, daß die Vertreter des Einheitsgedankens vorzüglich die Stände gewesen sind, die Fürsten mehr die Vertreter des **Divide et impera.**

Die Territorialherren haben sich der Notwendigkeit gefügt, mit den anderen politischen Gewalten ihres Landes sich zu positiver Tätigkeit zu vereinigen, und haben die angespannte und stetige Arbeit des ganz allmählichen Absorbierens nicht gescheut, ohne die es ein so großes Ding, wie die Einigung eines Volkes, nun einmal nicht gibt und in keinem der großen oder kleinen europäischen Staaten gegeben hat.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Zu Bismarck und Lassalle.

Ein Schlußwort.

Politische Parteien pflegen ein kurzes Gedächtnis zu besitzen. Sie wollen es nicht Wort haben, daß sie über wichtige Fragen zu anderen Zeiten anders gedacht haben. Sie legen Wert darauf, und nirgends mehr als in Deutschland, immer dieselben, immer konsequent gewesen zu sein, und sie fürchten den Historiker, der den Gegenbeweis führt und ihnen zeigt, daß sie nicht erstarrte Petrefakte, sondern lebendige und entwicklungsfähige organische Gebilde sind. Am ungernsten hören sie es, daß die Männer, in denen sie „ihre" großen Männer mit Recht oder Unrecht erblicken, in ihrer ganzen Lebensbedeutung nichts mit ihrer Parteikodifikation gemein haben, daß auch sie einst auf Altären geopfert, die heute verödet daliegen, und Götzen verbrannt haben, die sich heute wiederum der Parteianbetung erfreuen. Der Historiker hat die Pflicht, gerade die lebendigen und schöpferischen Individualitäten der Vergangenheit zu retten vor einer Auffassung, die sie in verknöcherter und lebloser Gestalt überliefern möchte. Solche Arbeit im Dienste der historischen Wahrheit ist zugleich auch politische Arbeit. Sie trägt dazu bei, die zur Erstarrung neigenden politischen Parteien in Atem zu erhalten und damit innerlich zu beleben.

So konnte es mich nicht wundernehmen, daß mein in den Preußischen Jahrbüchern erschienener Aufsatz „Bismarck, Lassalle und die Oktroyierung des gleichen und direkten Wahlrechts in Preußen während des Verfassungskonflikts" (1911, Oktoberheft), der in der Presse eine sehr ausgedehnte Betrachtung fand, an einzelnen Stellen auf Widerspruch, ja auf jene Empörung stieß, die sich in ihrem Höchsten, im Parteidogma, getroffen fühlt. Auf den ersten Anblick mußte es ja die konservativen Zeitungen — von denen dieser Widerspruch kam — vor den Kopf stoßen, Bismarck und Lassalle wenigstens für einige Monate mit der Frage der

Digitized by Google

Oktroyierung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen eifrig miteinander beschäftigt zu sehen.

Freilich, für den Geschichtskenner hat die Verbindung solcher Faktoren, der Autorität der Krone auf der einen und des demokratischen Wahlrechts auf der anderen Seite, keineswegs etwas Unbegreifliches. Datiert sie doch von den Anfängen des konstitutionellen Systems in Europa. Gleich nach dem Erlaß der französischen Charte von 1815 griffen die Ultraroyalisten zu dem Gedanken des Massenwahlrechts. Während der König und die liberale Minorität der Kammer den Zensus von 300 Frcs., auf Grund dessen damals weniger als 100 000 Wähler berechnet wurden, beibehalten wollten, schlugen die Ultras für die Kantonswähler eine Herabsetzung des Zensus auf 50 Frcs., d. h. eine Ausdehnung des Wahlrechts auf beinahe 2 Millionen, vor. Ihr Führer, Graf Villèle, meinte, man müsse „möglichst tief herabsteigen", um den Einfluß der Mittelklasse, den er als „revolutionär in allen Staaten" ansah, zu brechen. Er rechnete — ganz ähnlich wie Bismarck 1863/4 — auf das Landvolk in den Departements des Südens und Westens als sichere Bundesgenossen und auf seine Führung durch den Landadel. Nur darum wollte er — ganz ähnlich wie Bismarck 1863/4 — die demokratische Ueberbietung wagen.*) Sehr früh hat dieser Gedankengang auch den preußischen Konservativen eingeleuchtet. Auf dem zweiten Vereinigten Landtag vom April 1848 erklärte Herr von Thadden-Trieglaff, da der Widerspruch gegen jedes neue Wahlgesetz doch aussichtslos sei, wolle er wenigstens „den Modifikationen beistimmen, die der dienenden und arbeitenden Klasse zu ihrem Recht verhelfen"; er trug sogar kein Bedenken, „besonders auch dem beizutreten, was unserer Armee das vollste Stimmrecht gewährt". Und daß Hermann Wagener im Laufe der 60er Jahre sich immer entschiedener zum allgemeinen Wahlrecht bekehrte, ist längst bekannt und auch in meiner Abhandlung ausgeführt worden.

Trotzdem ist es ausgerechnet das Organ der Thadden und Wagener, die Kreuzzeitung, gewesen, die in einem zornmütigen Artikel vom 2. November 1911 die historische Richtigkeit meiner These bestritt, ja sie in Grund und Bogen zu stampfen suchte: es sei eine „Schauermär", die Beweise ganz kümmerlich, gestützt auf apokryphe Zeitungsartikel,**) die Untersuchungsmethode verschmähe auch nicht das kleinste, entfernteste liegende, an Klatsch und Hintertreppengeschwätz grenzende Argument. Ich habe diesen Zornausbruch nicht sehr tragisch genommen, da er allzu ersichtlich aus

*) A. Stern, Geschichte Europas I, 82 ff. (1894). Seignobos, Politische Geschichte des modernen Europa (Deutsch 1910), S. 102.

**) Ich werde übrigens diese publizistischen Quellen im nächsten Hefte von Grünbergs Archiv für Sozialismus und Arbeiterbewegung zum Abdruck bringen.

Digitized by Google

politischen Wurzeln stammte — auch das einzige Gegenargument, eine in der Sozialistengesetzdebatte des Jahres 1878 ausgesprochene Erklärung Bismarcks, er sei auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, das allgemeine Wahlrecht durch Oktroyierung einzuführen, in seinem Leben nicht gekommen, gehört in die Reihe der Dementis, die man nicht unter dem Gesichtspunkt der historischen Exaktheit, sondern des politischen Nutzeffekts werten darf. Bismarck hat erwiesene Tatsachen abzuleugnen gelegentlich für politisch geboten erachtet: hier aber handelte es sich nur um einen nicht zur Tat gewordenen politischen Gedanken, den er allerdings erwogen, aber, als er ihn nicht mehr brauchte, wieder zurückgestellt hat, und zu dem er nach 14 Jahren, in der Epoche des Sozialistengesetzes, keinen Anlaß empfand, sich zu bekennen. Die Richtigkeit meiner These — ich freue mich, daß noch neuerdings ein konservativer Politiker, der gerade in Wahlrechtsfragen kompetente Historiker Georg von Below in Freiburg, sie unumwunden anerkannt hat*) — hat in einem soeben bekannt gewordenen Briefe eine Bestätigung gefunden, die zugleich eine Ergänzung darbietet.

Am 24. März 1864 schrieb Lassalle an den ihm vertrauten Sozialisten Moses Heß, die preußische Regierung sei wieder sehr sicher geworden infolge der kriegerischen Erfolge, es sei wahrscheinlich, daß im Herbst die Fortschrittskammer von neuem einberufen werde, „was ohne die Schleswig-Holstein-Geschichte eine Unmöglichkeit war". „Ich weiß von guter Hand, daß die Regierung schon zur Oktroyierung des allgemeinen und direkten Wahlrechts entschlossen war, um es einmal auch auf diese Weise zu versuchen. Seit 6 Wochen dagegen denkt man, daß man dies nicht nötig hätte, daß man die Fortschrittlichen im Winter wieder zusammenberufen könne und diese dann hinreichend geknickt sein würden, um nachzugeben."**) Die Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse liegt darin, daß wir jetzt mit chronologischer Sicherheit erfahren, wann die Fäden der seit Ende Oktober 1863 schwebenden und noch im Januar 1864 eifrig gepflogenen Verhandlung wieder zerrissen worden sind. Sechs Wochen zurückgerechnet, das heißt: etwa seit dem 10. Februar 1864 hatte Lassalle das Gefühl, daß der Wind umgeschlagen sei und das bisher erreichte Einverständnis ein vorläufiges Ende gefunden habe. Es war der Krieg (am 1. Februar hatten Preußen und Oesterreicher die Grenze überschritten), der dazwischen trat. Darüber war sich Lassalle völlig im klaren: „so hat uns der Krieg vorläufig", fuhr er in jenem Briefe an Heß fort, „wie ich gleich in den Knochen fühlte und in meiner Schleswig-Holsteinischen Resolution ausdrückte, großen Schaden gethan." Auch alle anderen Aussagen bestätigen das Datum des Umschwunges. Schon am 15. Februar schrieb Lassalle,

*) In einem Artikel des „Tag" vom Februar 1913.

**) N. Riasanoff, Briefe Lassalles an Dr. Moses Heß, in Grünbergs Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung 3, 1, S. 129—142.

Digitized by Google

der soeben den „Bastiat-Schulze“ vollendet hatte, enttäuscht, er treibe ein „métier de dupe“, aber er wolle es nicht fallen lassen, so lange „noch irgend ein Hoffnungsflämmchen am Horizont“ zu sehen sei. In den nächsten Tagen*) sandte er seine Schrift mit dem flammenden Appell, von dem sein sanguinisches Temperament sich das Aeußerste versprach, an den Minister und — erhielt keine direkte Antwort, sondern nur ein Billett des Herrn von Keudell. Vergeblich beschwerte er sich über die Form. Die Erzählung des Hergangs, wie Keudell**) ihn uns überliefert, findet jetzt erst ihre volle Erklärung. Es handelt sich nicht um einen Formfehler der einen Seite, oder um eine überhebliche Empfindlichkeit (wie es bei Keudell aussieht) auf der anderen Seite. Bismarck veränderte vielmehr bewußt die bisherige Form des Verkehrs, er nahm das Eisen, das er mit Lassalle hatte schmieden wollen, aus dem Feuer, weil er ein anderes hineingeschoben hatte. So ließ er jetzt die persönliche Beziehung zu Boden fallen. Alle Hoffnungen des enttäuschten Lassalle waren fortan an den sehnsüchtig erwarteten Ausgang des Krieges geknüpft. Alle seine Schritte in seinen letzten Monaten, vom März bis August 1864, sind auf die eine Möglichkeit eingestellt, wie er den Minister trotz des Krieges wieder vorwärts drängen könne. Das politische Element war immer das beherrschende in seiner Natur gewesen: in diesen letzten Monaten war er nur Politiker, ja nur Taktiker.

Gewiß reicht die Bedeutung eines Mannes wie Lassalle über diese politisch-taktische Sphäre weit hinaus — und mit vollem Rechte sucht man über das vom Moment Bedingte hinwegzukommen und das Bleibende und Ganze, die geistigen Ewigkeitswerte seiner Persönlichkeit herauszuholen. So hat neuerdings Eduard Rosenbaum den Versuch gemacht, die Anschauungen und Lehren Lassalles in einem systematischen Zusammenhange vorzutragen.***) Da er selber ein solches System nicht gegeben hat, so galt es zu versuchen, aus der Fülle seiner Aeußerungen es abzuleiten. Diese aber, politische Reden, Gerichtsreden, polemische Schriften, Briefe, sind zum größten Teile auf den Zweck eingestellt, sie dienen ihm mit einer außerordentlichen Anpassungsfähigkeit an eine gegebene Situation. Sie sind daher mit großer Vorsicht für eine systematische Ausbeute zu benutzen. So ist Rosenbaum wirklich erfolgreich auch nur da, wo er die allgemein geistigen Voraussetzungen, den philosophischen und ökonomischen Unterbau von Lassalles Gedankenwelt, analysiert: hier gelingt ihm manche feine und tiefgreifende

---

*) Die Begleitschreiben zu der Uebersendung des Bastiat-Schulze an Rodbertus, V. A. Huber und Köpke fallen in die Zeit vom 20.—25. Februar. Das Exemplar an Bismarck dürfte gewiß das erste gewesen sein, das abging. Das Schreiben Lassalles dürfte also auch einige Tage eher anzusetzen sein.

**) R. v. Keudell, Fürst und Fürstin Bismarck, S. 178 ff.

***) Eduard Rosenbaum, Ferdinand Lassalle. Studien über den historischen und systematischen Zusammenhang seiner Lehre, Jena, Gustav Fischer, 1911, VIII, 217 Seiten.

Digitized by Google

Erörterung. Er scheitert aber dort, wo er auf diesem Unterbau das „System" einer Staats- und Gesellschaftsordnung zu errichten unternimmt: je mehr er genötigt wird, spezifisch politisches Quellenmaterial für seinen Bau zu verwenden, desto gewaltsamer und künstlicher muß sein Verfahren ausfallen. Und wenn er gar in seinem zweiten Teile auf die „Theorie der gegebenen Wirklichkeit" eine „Theorie der Umgestaltung" folgen läßt, so erhält man den Eindruck, daß diese zusammenhangslosen Bruchstücke alles andere liefern, nur keine Theorie. Aber der Mann, der am 12. März 1864 (in seiner Hochverratsrede) offen gestand: „in bezug auf die Frage der Mittel . . . behalte ich mir vor, mich jederzeit nach den jedesmaligen praktischen Umständen zu entscheiden", ist für eine „Theorie der Umgestaltung", für die Bedürfnisse der politischen Systematik, überhaupt nicht recht zu verwenden.

Ebensowenig wie Bismarck. Auch seine Staatspraxis hat man theoretisch und systematisch zu nehmen versucht — und je nach den verschiedenen politischen Standpunkten ist man, da das Auswahlprinzip mehr oder weniger politisch bestimmt war, zu verschiedenen Ergebnissen gelangt. Wir Deutsche wollen unseren Bismarck gar zu gern haben, wie wir an ihn glauben. Aber wir müssen ihn nehmen, wie er war.

Heidelberg. Hermann Oncken.

Noch einmal die „Deutsche Bücherei" in Leipzig.

Der im Januarheft dieser „Jahrbücher" erschienene Aufsatz über die Deutsche Bücherei in Leipzig hat verschiedene Entgegnungen aus dem Leipziger Lager hervorgerufen, die ungewollt die Berechtigung der hier geübten Kritik nur allzu sehr bestätigen und die daher im wesentlichen zu einer Duplik keinerlei Anlaß bieten. Ein erst in diesen Tagen mir zufällig zu Gesicht gekommener Artikel einer Leipziger Tageszeitung drückt mir jedoch erneut die Feder in die Hand, da er mir zeigt, daß der frühere Aufsatz, in Ueberschätzung der Herren Gegner, in einer Beziehung sich allzu kurz gefaßt hatte. Es war mir in der Tat unnötig erschienen, näher darzulegen, warum das Programm der Leipziger „Bücherei" verfehlt sei und warum diese Bücherei, die lückenlos nur die deutsche Literatur von 1913 ab sammeln will und soll, nicht nur zunächst ein Torso sein muß, sondern auch verurteilt ist, für alle absehbare Zeit ein Torso zu bleiben. Auch wenn es der „Deutschen Bücherei", wie doch die Leipziger und Dresdener Herren selbst in ihren kühnsten Hoffnungen kaum erwarten werden, vermöge ungewöhnlicher Zuwendungen und vermöge ungewöhnlichen Geschickes gelingen sollte, die ältere und älteste deutsche Literatur in respektabler Reichhaltigkeit zusammenzubringen, — selbst in diesem denkbar günstigsten Falle würde die „Bücherei" immer noch ein ausgesprochener Bibliothekstorso sein, da ihr ja alle ausländische, man denke: alle französische,

Digitized by Google

englische, italienische, skandinavische, ja überhaupt alle nichtdeutsche Literatur — die wenigen im Deutschen Reiche erschienenen fremdsprachlichen Schriften ausgenommen — fehlen wird. Es gibt ja einmal ausnahmsweise wissenschaftliche Arbeiten, bei denen ausländische Literatur völlig zu entbehren ist, aber das sind doch nur relativ seltene Ausnahmefälle. Wie soll nun eine Bibliothek — ich spreche nicht von der nächsten, sondern von einer fernen Zukunft — wissenschaftliches Arbeiten ermöglichen, wenn sie gar keine ausländische Literatur besitzt und ihr überdies auch von der früheren deutschen Literatur außerordentlich viel fehlt? Wohl darf sich eine Bibliothek (Spezialbibliothek) auf ein bestimmtes Fach beschränken, aber die Beschränkung auf eine Sprache ist unter allen Umständen ein dem Wesen und den Aufgaben einer Bibliothek durchaus fremdes Prinzip. Die Wissenschaften sind international, und man wird annehmen dürfen, daß in der Zukunft der Austausch der geistigen Güter zwischen den Nationen der Erde sich noch weit reger gestalten wird als in unseren Tagen. Das Torsoartige der „Deutschen Bücherei" wird somit, wie man befürchten muß, in der fernen Zukunft möglicherweise noch stärker und fühlbarer hervortreten als in der nächsten Zeit, es sei denn, daß plötzlich das Deutschtum und die deutsche Sprache sich große Teile der Erde, und zwar vor allem der Kulturwelt, erobern werden, eine Annahme, zu der doch zunächst nichts berechtigt und mit der auch die Herren Gegner ihr Programm nicht werden rechtfertigen wollen.

Ist es nach alledem zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß für alle absehbare Zeit die Leipziger „Bücherei" als Bibliothek „nur aushilfsweise" in Frage kommen wird? — Ist nun, so wird man weiter fragen müssen, der Teil der Literatur, den die Leipziger „Bücherei" sammeln will, gerade derjenige, für den uns eine solche Hülfe am dringendsten not tut? Ganz im Gegenteil! Die Beschaffung der neueren deutschen Literatur ist vielmehr gerade das, was dem Bibliotheksbenutzer, zumal mit Hülfe des „Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken", in der Regel verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten bereitet. Diese beginnen erst, wenn es sich entweder um ausländische oder um seltene ältere deutsche Werke handelt, und gerade hier wird die „Deutsche Bücherei" stets oder doch regelmäßig versagen. Als unbedingte Retterin in der Not wird die Leipziger „Bücherei" somit nur in einem Falle in Frage kommen, nämlich dann, wenn es sich um wertlose neuere deutsche Schriften handelt, um Schriften, deren Wert so gering ist, daß sie auf keiner anderen Bibliothek aufbewahrt wurden, selbst wenn sie als Geschenk- oder Pflichtexemplare unentgeltlich dort eingegangen waren. Hier wird die „Deutsche Bücherei", die ihrem Programm gemäß auch solche Schriften zu sammeln und aufzubewahren hat, in relativ vielen Fällen aushelfen können. Nämlich immer dann, wenn es sich um eine Schrift handelt, die erstens nach 1912 erschienen und die zweitens der Verwaltung der „Deutschen Bücherei" überhaupt bekannt geworden ist, wobei freilich zu beachten ist, daß gerade von diesen wertlosen Sachen doch

Digitized by Google

regelmäßig eine ganze Anzahl der Bibliotheksleitung ganz entgehen werden. Ob nun aber andererseits nach diesen wertlosen, auf keiner oder fast keiner sonstigen Bibliothek aufbewahrten Sachen sehr viel Nachfrage sein wird, darf füglich bezweifelt werden. Immerhin werden solche Nachfragen gewiß vorkommen, und der Suchende wird sich alsdann entweder selbst nach Leipzig bemühen oder, wofern dies nach Lage des Falles angeht, einen Beauftragten in die „Bücherei" entsenden müssen. Denn die „Deutsche Bücherei" ist als Präsenzbibliothek geplant und selbst, wenn sie nach dem Vorbilde anderer Präsenzbibliotheken sich dazu verstehen sollte, Dubletten auszuleihen, so wird man doch nicht annehmen dürfen, daß gerade diese wertlosen Schriften, die ohnehin einen ungeheuren Ballast für jede Bibliothek bedeuten, in der Regel in mehreren Exemplaren vorrätig sein werden. Andererseits wird es nicht allzu häufig vorkommen, daß jemand sich einer solchen Schrift wegen zu einer Reise nach Leipzig entschließt, und die Befriedigung des betreffenden Desiderats durch einen Dritten wird sich gleichfalls nur in Ausnahmefällen ermöglichen lassen.

Somit wird die „Deutsche Bücherei" auch auf dem Gebiete, auf dem sie eine gewisse Ueberlegenheit über andere Bibliotheken mit Sicherheit erlangen wird, in der Literatur der wertlosen oder geringwertigen Schriften also, in verhältnismäßig vielen Fällen versagen, da eben nur Benutzung „an Ort und Stelle" gestattet werden soll. Ferner: daß diejenigen wissenschaftlichen Arbeiter, die nach Art ihrer jeweiligen Arbeiten gezwungen sind, eine größere auswärtige Bibliothek aufzusuchen, nicht gerade einer Bibliothek zuströmen werden, der alle ausländische Literatur und ein guter Teil der deutschen fehlt, wurde bereits gesagt. Um eines Romans, einer Biographie, einer Reisebeschreibung willen aber reist man nicht von Magdeburg und Hannover, von Dresden und München nach Leipzig, zumal man alle irgendwie wichtigeren Werke dieser Art auch am Orte wird haben können. Mit zwingender Notwendigkeit werden wir somit zu dem Schlusse geführt, daß die Wirkungssphäre der neuen Bibliothek sich im wesentlichen auf Leipzig und seinen näheren Umkreis beschränken wird. Wer häufiger und längere Zeit auf der Leipziger Universitätsbibliothek gearbeitet hat, weiß nun aber, daß die wissenschaftlichen und literarischen Bedürfnisse Leipzigs keine ungewöhnlich großen sind und daß sie jedenfalls einen Vergleich mit denen Berlins nicht im entferntesten aushalten können. Vor allem wird aber, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, die neue Bibliothek eigentlich wissenschaftliche Bedürfnisse überhaupt nicht oder doch immer nur zu einem Teil zu befriedigen vermögen, und überdies besitzen die beiden für wissenschaftliche Arbeit vorzugsweise in Frage kommenden Kreise Leipzigs, die Universität und das Reichsgericht, bereits ihre eigenen Bibliotheken, wobei neben der Universitätsbibliothek noch die vielen und zum Teil recht guten Fachbibliotheken (Seminarbibliotheken) zu nennen sind. Und die romanlesende Dame oder der bildungshungrige Arbeiter, von denen in den Verhandlungen des sächsischen Landtags die Rede war?

Digitized by Google

Werden sie in der Tat, wie man anscheinend erwartet, die neue Bibliothek in solchem Umfange in Anspruch nehmen, daß hierdurch deren Existenzberechtigung erwiesen werden wird? Schwerlich!*) Ein populär-wissenschaftliches Werk, einen Roman liest man in der Regel nicht uno tenore und will ihn behaglich in den eigenen vier Wänden, mit beliebiger Unterbrechung der Lektüre, genießen. Was möchte aus unseren Volks- und Stadtbibliotheken werden, wenn sie zu dem Präsenzprinzip übergehen wollten! Für die „Deutsche Bücherei" wird gerade dieses Prinzip am verhängnisvollsten unter allen Bestimmungen werden und, nachdem die neue Gründung einmal beschlossen ist, kann jeder Bibliothekenfreund nur dringend wünschen, daß wenigstens diese unselige Vorschrift der Benutzung „an Ort und Stelle" möglichst bald beseitigt werde. Denn die „Deutsche Bücherei" soll in erster Linie doch hoffentlich eine **Bibliothek** sein und nicht bloß eine große, für bibliographische Zwecke angelegte und fortgeführte Büchersammlung? Wenn eine Weltstadt wie London oder wenn Paris, der Focus, in dem alle Strahlen des geistigen Lebens von ganz Frankreich zusammentreffen, Präsenzbibliotheken haben, so ist das etwas ganz anderes, und auch dort läßt sich manches gegen das Präsenzprinzip sagen. Für Leipzig und vollends für eine Bibliothek vom Charakter der „Deutschen Bücherei" ist das Präsenzprinzip aber geradezu ein Unding. Gibt die Leipziger Bücherei dieses Prinzip auf und entschließt sie sich zu einem Leihverkehr mit anderen Bibliotheken unter möglichst kulanten Bedingungen, dann wird sie wenigstens auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur in Zukunft „aushilfsweise" häufiger gute Dienste leisten können. Im anderen Falle wird dagegen der Nutzen, den sie als **Bibliothek** gewährt, stets recht unbedeutend bleiben und jedenfalls in einem schreienden Mißverhältnis zu den aufgewandten Mitteln stehen.

Dr. W. Ahrens, Rostock.

Noch einmal der Jejunus-Aufsatz.

Der Wert der Musikdramen Wagners hängt nur zu einem kleinen Teile davon ab, ob alle Einzelheiten des Textes einem „rein verstandesmäßigen Zerpflücken", wie es Jejunus vorgenommen hat, standhalten. Es verschlägt also wenig, ob schließlich zugegeben werden muß, daß in den Wagnerschen Texten die Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht überall restlos bezwungen ist. Denn die ewigen Wahrheiten und Schönheiten seiner Dichtungen bleiben bestehen, auch wenn ihm die Logik nicht so gelungen ist, daß sich die Kunstwerke außerdem wie gutgelöste Mathematikaufgaben ausnehmen. Indessen, um Jejunus nachzuweisen, wie übertrieben seine

*) Vgl. zu diesem und anderen Punkten auch die ausgezeichneten Bemerkungen des „Zentralblatts für Bibliothekswesen" (Januarheft 1913).

Digitized by Google

Kritik ist, soll im nachfolgenden seine mathematische Art und Weise, die Dinge anzusehen, angenommen werden. Da ergibt sich, daß seine Kritik in folgenden drei Sätzen gipfelt: Psychologische Unmöglichkeit der von Wagner behaupteten Wirkung des Kundrykusses, Unsinnigkeit des Speerwurfes, Unverständlichkeit der Idee: „Durch Mitleid wissend." Was den ersten Punkt anlangt, so wenden in der Verführungsszene die Kreaturen Klingsors folgende Verführungsmittel hintereinander an:

1. Anblick der Blumenmädchen,
2. Tanz der Blumenmädchen,
3. lockende Worte der Blumenmädchen,
4. Anblick der Kundry,
5. lockende Worte der Kundry,
6. Kuß der Kundry, übergehend in einen
7. „ausgedehnten Liebeskuß", um diesen von Alexander gewählten und von Jejunus adoptierten Ausdruck beizubehalten.

Jedermann wird zugeben, daß es sich um eine Steigerung handelt. Jedermann wird es glaublich finden, daß zum Beispiel ein unreiner Schwächling schon bei Nr. 1 oder 2, ein stärkerer Charakter erst bei 3 oder 4, ein besonders reiner, starker Charakter erst vielleicht bei 5 oder 6 an Sinnenlust denkt und ihr zu erliegen droht, während bei dem reinen Helden Parsifal erst das letzte raffinierte Mittel Nr. 7 seine Sinne erweckt. Dieses Mittel ist also nicht nur nicht ungeeignet, sondern sehr geeignet, die von Wagner gewollte Wirkung auf Parsifal hervorzurufen. Nun will ja Jejunus allerdings auch nicht behaupten, ein „ausgedehnter Kuß" sei an sich ungeeignet, die Sinnenlust zu erregen. Er folgert vielmehr die Ungeeignetheit, speziell im vorliegenden Falle, aus zwei Nebenumständen, erstens daraus, daß Parsifal sich in der Schwanszene so ganz anders benommen hatte, zweitens daraus, daß Kundry den Kuß als Ersatz des Muttersegens erläutert hat. Was die Schwanszene anlangt, so ist zuzugeben, daß das Verhalten Parsifals dort anders ist als bei seinen späteren Erlebnissen. Aber was in aller Welt nötigt uns, wie es Jejunus immer wieder tut, die unbedeutende Schwanszene mit den späteren bedeutsamen Ereignissen dergestalt in Parallele zu stellen, daß sich die letzteren nach der ersteren zu orientieren hätten. Mir wenigstens ist die Schwanszene nie als etwas anderes erschienen, als ein artiges kleines Mittel, das erste Auftreten des Helden interessant und anschaulich zu machen, ein Mittel, das aber ohne Einfluß auf den Kernpunkt der Dichtung schließlich auch hätte fortbleiben können. Und was den Ersatz des Muttersegens anlangt, so liegt der Nachdruck auf „Ersatz", das heißt, es handelt sich eben nicht mehr um etwas mütterliches. Deutlich sagt Kundry:

„Die Liebe lerne kennen,
Die Gamuret umschloß,
Als Herzeleids Entbrennen
Ihn sengend überfloß."

Digitized by Google

Sehr mütterlich klingt diese Belehrung nicht gerade. Und klar leitet sie den besagten ausgedehnten Kuß mit der Erläuterung ein, es sei dies „der Liebe erster Kuß". Warum „der Liebe erster Kuß" nicht geeignet sein soll, in einem bisher reinen Jüngling, dem bisher „geschlechtliche Dinge absolut fernlagen", erstmalig die Sinnenlust zu erwecken, weiß ich nicht. Mir scheint vielmehr, Wagner hat hier durchaus verstanden, für das, was er wollte, eine einleuchtende Form zu finden. Andernfalls möge Jejunus vorschlagen, auf welche andere Weise der Vorgang, daß ein reiner Jüngling nach anfänglichen vergeblichen Verführungskünsten schließlich durch Steigerung dieser Künste sinnlich erweckt wird, plausibler, als geschehen, bühnenmäßig hätte dargestellt werden können.

Was zweitens den Speerwurf anlangt, so ist zuzugeben, daß die Erklärung Meinck, der Speer sei aus „Dummheit" geworfen, unbefriedigend, die Erklärung Alexander, er sei aus „Hinterlist und Tücke" geworfen, nichtssagend ist. Auf die Gefahr hin, wegen der Fülle der Erklärungen der „Wagnerapostel" dem Spotte Jejunus zu verfallen, wage ich eine dritte Erklärung, von der ich übrigens feierlich versichere, daß ich sie mir nicht erst auf Grund der Polemik der Preußischen Jahrbücher ausgedacht habe, sondern die sich mir schon beim erstmaligen Lesen des Parsifaltextes und sodann bei zweimaligem Hören in Bayreuth ohne weiteres als die natürliche ergab: Klingsor ist die Verkörperung des Bösen. Ebenso wie „dem Reinen alles rein ist", so ist dem Bösen, dem Unreinen, alles unrein. Daß es einen reinen, unverführbaren Toren auf dieser Welt geben könnte, diesen Gedanken zu fassen ist Klingsor gar nicht imstande. Er ist von vornherein fest davon überzeugt, daß auch Parsifal — von dem das nach Klingsors Ansicht unsinnige Gerücht geht, er sei ein reiner Tor und werde rein bleiben — der Verführung der Kundry erliegen wird, wie alle andern, ja selbst „sein Meister" Amfortas, ihr erlegen sind. Dieser Glaube an die Macht des Bösen auch Parsifal gegenüber tritt in dem Gespräch zum Beginn des zweiten Aufzuges klar zutage: „Feil sind sie alle, biet ich den rechten Preis." In diesem Glauben überläßt er Parsifal dem Werk der Kundry. Als ihn nun deren Rufe: „Hilfe, Hilfe, herbei! Haltet den Frechen! Herbei, wehrt ihm die Wege!" auf die Burgmauer rufen und er gewahrt, daß Parsifal enteilen will, schleudert er in der Absicht, sein Opfer nicht entweichen zu lassen, den Speer, überzeugt, daß ihm Parsifal, wie jeder Sterbliche, der seinen Zaubergarten betritt, verfallen ist, da es nach seiner Meinung keine unverführten — oder korrekter und worauf es nur ankommt, keine unverführbaren — Jünglinge gibt. Erst als der Speer über Parsifals Haupt schweben bleibt und von diesem ergriffen wird, erkennt Klingsor blitzartig die Haltlosigkeit seiner ganzen auf der Herrschaft des Bösen statuierten Weltanschauung. Er erkennt, daß es eine Reinheit gibt, die die Sünde überwindet, und seine Weltanschauung sinkt in sich zusammen, äußerlich durch das Zusammenbrechen der gesamten Zauberpracht im gleichen Augenblicke symbolisiert.

Digitized by Google

So leicht es ist, die Wirkung des Kundrykusses und den Speerwurf zu motivieren, so schwer zu behandeln ist die Idee „durch Mitleid wissend". Es ist Jejunus darin Recht zu geben, daß die Handlung im Parsifal wie die allgemeinen Lebenserfahrungen andauernd ein „durch Wissen mitleidig" zu demonstrieren scheinen. Warum nun stellt Wagner gerade umgekehrt die Idee „durch Mitleid wissend" auf. Erst nach langem Drehen, Deuten und Nachdenken kommt man dahinter, was Wagner damit gemeint haben muß, und wenn auch das Resultat eine unschätzbar hohe Wahrheit ist, so ist doch der Weg dahin zu kompliziert, als daß man ihn als gelungen bezeichnen könnte. Hinter den Sinn seiner Idee kommt man, sobald man den richtigen Gegensatz herausgefunden hat. Der Gegensatz von „durch Mitleid wissend" ist nicht „durch Wissen mitleidig", sondern „durch etwas anderes als Mitleid wissend". Wodurch pflegt man sonst wissend zu werden? Vorfrage: was ist wissend? Wissend im Falle Parsifal ist schließlich nur: wissend, was es mit der Wunde des Amfortas für eine Bewandtnis hat. Aber dieses Wissen umfaßt gewisse Vorkenntnisse. Die Vorkenntnisse einbegriffen, bedeutet „Wissen" im Falle Parsifal:

wissend,

a) daß es eine Sünde gibt,
b) daß die Sünde der Leute Verderben ist, und folglich
c) daß Amfortas durch diese Sünde zu Wunde und Schmerzen gekommen ist.

Wie erreicht der Durchschnittsmensch ein solches Wissen? Antwort: nur durch die Schuld oder, um den christlich-dogmatischen Ausdruck beizubehalten, durch die Sünde. Eritis sicut deus, scientes bonum et malum. Das ist das alte traurige Menschenlos. Gewiß hegt auch ein Durchschnittsmensch Mitleid. Aber im Augenblicke eines Kundrykusses ist das Motiv der Sündenlust stärker als das des Mitleids. Das Mitleid verstummt. Die Sünde triumphiert, bis Reue und Erkenntnis (das Wissen) ihr nachfolgen. Dann erst findet der Durchschnittsmensch zu etwas kläglichem Mitleid mit den Mitmenschen Zeit, denen es ebenso ergangen ist. Die Reihenfolge der Zustände ist hier Sünde, durch Sünde wissend, durch Wissen mitleidig. Und eine resignierte Weltanschauung verzweifelt daran, daß dies jemals anders sein könnte. Da kommt der Höhenmensch Parsifal und beweist uns durch die Tat, daß es eine höhere Weltanschauung gibt. Er beweist uns, daß es nicht nötig ist, um in das Land der Erkenntnis zu kommen, durch den Sumpf der Sünde zu waten, sondern daß dahin auch die Brücke des Mitleids oder, was dasselbe ist, der selbstlosen Nächstenliebe, die alles versteht, alles erkennt, alles „weiß", führt. Bei ihm ist selbst im Augenblicke eines Kundrykusses das Motiv des Mitleids stärker als das der Sündenlust. So wird er wissend, ohne vorher schuldig gewesen sein zu müssen. Und da andere „durch Sünde wissend" werden, bei ihm aber statt Sünde Mitleid überwiegt, so mag man diesen Gegensatz wohl immerhin „durch Mitleid wissend" nennen dürfen. von Zastrow.

Digitized by Google

Parsifal.

Richard Wagners Parsifal hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wiederum auf sich gezogen, seitdem ein lebhaftes Bestreben hervorgetreten ist, die Aufführung dieses „Bühnenweihfestspiels" nach wie vor auf Bayreuth zu beschränken. Der Grund dafür ist, soweit er auf idealem Gebiete liegt, daß Parsifal auf jeder anderen Bühne, als der des Festspielhauses in Bayreuth, sozusagen entheiligt werden würde. Denn wir haben es hier nach Ansicht der Eingeweihten mit einem tiefreligiösen Werke zu tun, einem Werke, das eigentlich nichts geringeres sei, als das Evangelium von Jesu Christo in einer von dogmatischen Schlacken gereinigten, verklärten Gestalt. Eine Parsifalaufführung sei demnach eine Art von Gottesdienst, könne also selbstverständlich nicht auf gewöhnlichen Theatern in Abwechslung mit der der fünf Frankfurter, der lustigen Witwe usw. stattfinden.

Eine schwerwiegende Behauptung, deren Berechtigung zu prüfen sich wohl verlohnt.

Zu diesem Zwecke wird es einer eingehenden Betrachtung des Bühnenweihfestspiels bedürfen, dessen Inhalt ja nicht allgemein bekannt ist.

Es sind in ihm die Stoffe der alten Sagen von Parzival und dem heiligen Grale behandelt, wie dies schon vor Wagner in Wolfram von Eschenbachs Epos Parzival geschehen ist. Diese berühmte Dichtung, deren Inhalt ich als bekannt voraussetzen darf, hat die Bedeutung einer tiefsinnigen Allegorie. Ihr Hauptmotiv ist die Frage nach dem Leiden des siechen Königs Amfortas. Erst diese Frage sollte ihm Heilung schaffen und dem Fragenden die Krone des Grals gewähren; das heißt im allegorischen Sinne: erst wer in herzlicher Liebe sich seines leidenden Bruders annimmt, bringt diesem wirklich Hilfe und erringt selbst die Krone des ewigen Heils. Parzival versäumt es das erste Mal, die entscheidende Frage zu stellen, weil er in seiner Einfalt glaubt, er müsse seines Lehrers Gurnemanz Ermahnung, nicht viel zu fragen, wörtlich befolgen; denn es ist die Torheit des natürlichen Menschen, dem die heilige Liebe noch nicht ans Herz gerührt hat, daß er genug zu tun meint, wenn er menschliche Satzungen genau erfüllt. Allein dies dient weder zu seinem eigenen Heile, noch zu dem seiner Mitmenschen. Das muß Parzival zu seinem Schmerze erfahren. Aber nun wappnet er sich mit Trotz gegen Gott und versucht es, *ohne* ihn den Gral zu finden. Auch dieser Zug ist der Natur des Menschen glücklich abgelauscht, der das, was nur aus Gnade gewährt wird, als sein Recht in Anspruch nimmt und aus eigener Kraft zu erringen strebt. Vergebenes Mühen! Dem Hoffärtigen widersteht Gott, dem Demütigen gibt er Gnade. In langer, schwerer Prüfungszeit gelangt Parzival zur Erkenntnis seiner Schuld, tut Buße und erlangt nunmehr durch einen göttlichen Gnadenakt den Inbegriff irdischer und himmlischer Glückseligkeit, gleichzeitig aber eine Herzensbeschaffenheit, die ihn befähigt, nach dem Leiden des siechen Königs zu fragen.

Digitized by Google

Kein Zweifel, daß Richard Wagner, wenn er sich vorgesetzt hatte, ein musikalisches Drama religiösen Inhalts zu schaffen, den Stoff dazu nicht glücklicher wählen konnte, als indem er auf die Gral- und Parzivalsage zurückgriff.

Er hat seine Dichtung nicht, wie Wolfram die seinige, Parzival, sondern Parsifal genannt. Warum? — Parzival ist eine Entstellung von Perceval. Dieses Wort hat französischen Klang; es ist ein Imperativname wie das deutsche Springinsfeld und bedeutet „Dring durchs Tal". Von anderer Seite wird behauptet, es sei aus dem Arabischen abzuleiten, wo Parsi oder Parseh Fal soviel heiße als der reine oder arme Dumme. Das trifft aber nicht zu; es gibt zwar ein persisches Wort parsâ, das soviel wie tugendhaft, rein von Sünde bedeutet, aber weder im Arabischen, noch im Persischen ist ein Wort Fâl, gleich Tor, zu finden. Richard Wagner aber hat dieser falschen Etymologie den Vorzug gegeben, um schon durch den Titel seines Werks dessen Grundgedanken anzudeuten: Wolframs Parzival ist nur ein Tor, Wagners Parsifal der reine Tor, und der Vorgang des Musikdramas besteht darin, daß der reine Tor durch Mitleid wissend und dadurch zum Erlöser wird.

Der Gral, der nach Wolframs Dichtung ein köstliches Kleinod ist, das Engel vom Himmel herabgebracht und der Obhut auserlesener Menschen anvertraut haben, wird in unserem Bühnenweihfestspiele ausdrücklich als die Schale bezeichnet, aus der der Heiland „beim letzten Liebesmahle" getrunken, und die sein Blut aufgefangen hat, als ihm am Kreuze die Seite mit einem Speere geöffnet wurde. Sie ist als Sinnbild der göttlichen Erlösermacht und damit des Seelenheils samt jenem Speere der Obhut des frommen Helden Titurel anvertraut worden. Unter dessen königlicher Herrschaft hat sich die Schar der Reinen in brüderlicher Liebe zu heiligen Werken im Dienste des Grals vereinigt und wird durch dessen Wunderkraft allezeit an Leib und Seele gestärkt. Der Sünder findet den Weg zum Grale nicht. So hat auch Klingsor vergeblich danach getrachtet und, da er die Sünde in sich selbst nicht zu ertöten vermochte, an seinem eigenen Leibe gefrevelt, um das Heil zu erlangen. Doch als ihn der Hüter des Grals mit Verachtung zurückwies, schuf er, um sich zu rächen, ein böses Zauberwerk; unfern dem Bereiche des Grals ließ er in der Wüstenei einen wonnigen Garten entstehen und in ihm teuflisch holde Frauen blumengleich erblühen, durch die er die Ritter des Grals zu Falle bringen wollte. Mit vielen war ihm dies auch gelungen. Da zog einst Amfortas, Titurels Sohn, dem dieser im hohen Alter die Herrschaft verliehen, mit dem heiligen Speere bewehrt, aus, um der Zauberplage endlich Einhalt zu tun. Schon war er dem Schlosse Klingsors nahe, als ihm ein Weib von dämonischer Schönheit entgegentrat und ihm die Sinne so verwirrte, daß er den Speer aus der Hand fallen ließ und in die Arme der Verführerin sank. Da sprang Klingsor herbei, ergriff den Speer und stieß ihn dem Könige in die Seite.

Digitized by Google

Todeswund kehrte dieser mit den Seinigen in die Gralsburg zurück und verfiel in ein qualvolles Siechtum.

In diesem Zustande finden wir ihn beim Beginne der Handlung. Die Wunde will sich nicht schließen, wie sehr auch alle bemüht sind, mit Kräutern und Balsam dem Könige Heilung zu schaffen. Unermüdlich ist vor allen in diesem Bestreben ein wildes, häßliches Weib, Kundry, die stets, wann es gilt, im Dienste der Gralsgenossen zu wirken, zur Stelle ist und in rastlosem Eifer ihr Werk vollbringt. Sie ist eine Heidin, eine Zauberin, eine Verfluchte. Einst hat sie den Heiland am Kreuze geschaut und — verlacht; seitdem irrt sie, vom Fluche getrieben und nach Erlösung schmachtend, durch alle Welt. Klingsor hat sie in seinen Dienst gezwungen, um durch sie seine teuflischen Pläne auszuführen. In ohnmächtigem Widerstreben verzweifelnd, gehorcht sie ihm, indem sie in veränderter, schöner Gestalt den Reinen entgegentritt; in jedem, der ihr naht, hofft sie den Heiland wiederzufinden, aber immer kehrt ihr das unselige Lachen wieder, und ein Sünder sinkt ihr in die Arme. So war sie es auch, die den König Amfortas berückt und ins Unglück gestürzt hat.

Amfortas nun, in seiner Not ein Rettungszeichen erflehend, sah eines Tages am Gral eine Inschrift erscheinen, die also lautete:

Durch Mitleid wissend,
Der reine Tor:
Harre sein,
Den ich erkor!

Er wartet nun geduldig auf den verheißenen Retter. Dieser ist Parsifal. In wildem Jugendübermute einen Schwan erlegend, wird er eines Tages in dem heiligen Walde des Grals betroffen und vor Gurnemanz geführt, der der älteste und weiseste unter den Gralsbrüdern ist. Mit ernsten, väterlichen Worten straft er den Jüngling ob der Freveltat, die er begangen, indem er ein unschuldiges Tier tötete. Parsifal wird von Reue erfaßt, zerbricht seinen Bogen und wirft die Pfeile von sich. Auf des Alten Fragen nach Herkunft, Namen und Geschlecht vermag er keine Auskunft zu geben. Nur das weiß er zu sagen, daß seine Mutter Herzeleide heißt, daß er im Wald und auf wilder Aue mit ihr gelebt und einst, als er am Waldessaume glänzende Männer auf schönen Rossen vorüberjagen gesehen, ihnen nach- und davongelaufen ist. Gurnemanz ahnt, daß er in Parsifal den verheißenen reinen Toren vor sich hat und geleitet ihn, während Glockengeläut erst von fern, dann näher und näher erklingt, zur Gralsburg, wo die Ritter sich zum Liebesmahle versammeln, unter ihnen der sieche König auf seinem Schmerzenslager. Vor diesem wird der Gral in verhängtem Schreine aufgestellt. Aber der König will ihn nicht enthüllen lassen, weil der Anblick des heiligen Gefäßes ihm das sündige Blut zu unerträglicher Qual so erregt, daß es von neuem aus der Wunde bricht.

Digitized by Google

Sein Widerstreben bleibt unbeachtet, der Gral wird enthüllt und, von Knabenstimmen gesungen, erklingen von oben her die Worte:

Nehmet hin mein Blut um unserer Liebe willen!
Nehmet hin meinen Leib, auf daß ihr mein gedenkt!

Da fällt ein Lichtstrahl aus Himmelshöhen auf die heilige Schale hernieder, und nun erglüht sie in leuchtender Purpurfarbe. Der König erhebt den Gral und schwenkt ihn nach allen Seiten hin. Das ist der Gruß des Herrn. Durch seine Kraft werden die Tische mit Brot bedeckt, die Becher mit Wein gefüllt. Die Ritter lassen sich zum Mahle nieder, und Gurnemanz winkt Parsifal an seine Seite: der hat dem ganzen Vorgange starr und stumm zugeschaut und nur einmal bei dem stärksten Klagerufe des Königs hastig nach dem Herzen gegriffen und dieses gleichsam krampfhaft festgehalten; nun aber bleibt er nach wie vor regungslos, wie entrückt, zur Seite stehen, bis die Ritter das Mahl beendigt und mit dem König den Saal verlassen haben. Da rüttelt der alte Gurnemanz, der allein zurückgeblieben, ihn aus seinen Träumen auf. Weißt du was du sahst? — fragt er mißmutig, und als Parsifal verneint, stößt er ihn scheltend zur Pforte hinaus. Eine vorschnelle Handlung. Denn Parsifal trägt wirklich Mitleid mit dem kranken Könige; nur ist er sich über den Grund von dessen Leiden noch nicht klar und deshalb noch außerstande, die rettende Tat zu vollbringen. Klarheit soll ihm erst werden im Zauberreiche Klingsors, in das er jetzt gerät. An der Pforte des Zaubergartens überwältigt er die in den Banden weltlicher Liebe verstrickten ehemaligen Gralsritter, die, um ihre Buhlen zu schützen, ihm den Eintritt wehren, und dringt in den Garten ein. Alsbald erblickt er sich in dem reizvollen Gewimmel holder Blumenfeen, die ihn wetteifernd mit süßer Lockung umschwärmen. Wohl behagt ihm zuerst ihr anmutiges Gebaren; aber sein unschuldiges Torengemüt bleibt ungerührt, und bald fühlt er sich durch den zärtlich ungestümen Andrang der kleinen Hexen so beengt, daß er sie zurückscheucht und entfliehen will. Da hört er plötzlich aus einem Blumenhage seinen Namen rufen. Er steht betroffen still, und während die Mädchen enttäuscht und widerstrebend entweichen, erscheint jetzt Kundry in blendender Schönheit, um Parsifal zu versuchen, wozu ihr Meister sie gezwungen hat, wie sehr sie sich auch dagegen sträubte. Sie fängt es listig genug an, das Herz des reinen Toren zu berücken. Sie erzählt ihm von seiner Mutter, wie diese in nie gestilltem Herzeleide um des Gatten Tod mit banger Sorge ihr Kind behütet und, als er sie verlassen, eine Beute des Grams geworden und endlich gestorben sei. So will sie ihn in Schmerz und Verzweiflung versetzen und dadurch der Verführung zugänglich machen. Parsifal ist denn auch tief erschüttert und sinkt, von Reue gequält, zu Kundrys Füßen nieder. Da bietet ihm diese als Trost in seinem Schmerze und als Heilmittel gegen seine Torheit die Lust der Liebe und heftet in einem langen Kusse ihre Lippen auf die seinigen. Alsbald geht in Parsifal eine seltsame

Digitized by Google

Veränderung vor. Die Versuchung ist dicht an ihn herangetreten, aber da er rein ist, erliegt er ihr nicht; dagegen taucht plötzlich die Erinnerung an das Erlebnis in der Gralsburg in ihm auf, er springt auf und „Amfortas!“ ruft er, „die Wunde! — die Wunde! — sie brennt in meinem Herzen!“ Doch nein! Die Wunde? — was ist sie eigentlich? — — Jetzt weiß er es: die Qual der sündigen Liebesbrunst! Und er fährt fort: „Es starrt der Blick dumpf auf das Heilsgefäß . . . des Heilands Klage da vernehm' ich . . . um das verratne Heiligtum: erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!“ — Kundry hat Parsifal zuerst mit Schrecken und Staunen betrachtet; nun erwacht in ihr eine leidenschaftliche Bewunderung für ihn, und sie sucht sich ihm schmeichelnd zu nähern: ihn aber läßt ihre lockende Erscheinung nur immer klarer die Sünde erkennen, die Amfortas ins Elend gestürzt hat, und er stößt die Versucherin von sich. Da bricht sie in leidenschaftliche Klage über ihr eigenes Elend aus und richtet flehend an ihn die Worte:

„Den ich ersehnt in Todesschmachten,
den ich erkannt, den blöd' Verlachten,
laß mich an seinem Busen weinen,
nur eine Stunde dir vereinen,
und, ob mich Gott und Welt verstößt,
in dir entsündigt sein und erlöst!“

Mit ernsten Worten belehrt er sie, daß sie in unseligem Irrtum befangen sei, wenn sie aus der sündigen Vereinigung mit ihm ihr Heil erhoffe, und daß er sie nur dann erlösen könne, wenn sie der sündigen Lust gänzlich entsage. Allein sie will von keinem Heile wissen, als dem, das ihr seine Liebe spende, und stürzt sich in wahnsinniger Leidenschaft auf ihn. Er aber stößt sie zum zweiten Male zurück. Da bricht sie rasend in die Verwünschung aus, daß er den Weg, den er suche, nimmer finden und allezeit in der Irre wandern möge, die ihr von je so vertraut gewesen.

Auf ihr Geschrei ist Klingsor erschienen; in der Hand schwingt er den verhängnisvollen Speer und schleudert ihn auf Parsifal. Aber siehe da! Der Speer bleibt über dem Haupte des reinen Helden schweben: der faßt ihn, schlägt das Kreuz damit und ruft: „Mit diesem Zeichen bann' ich deinen Zauber: wie die Wunde er schließe, die mit ihm du schlugest, in Trauer und Trümmer stürze die trügende Pracht!“ — und krachend versinkt Klingsors Zauberreich. Von der Höhe der Trümmer ruft Parsifal Kundryn, die schreiend zu Boden gesunken, scheidend noch die Worte zu: „Du weißt, wo einzig du mich wiedersiehst!“ —

Jahre sind vergangen. Parsifal hat den Weg zu Amfortas gesucht, um diesem Erlösung zu bringen, ist aber durch Kundrys Fluch in die Irre geführt und vielen Kämpfen und Nöten ausgesetzt worden, in denen allen er jedoch das von ihm gewonnene Gut, den heiligen Speer, treulich bewahrt hat. Inzwischen ist auch die Gralsbrüderschaft in die höchste Not

Digitized by Google

geraten. Amfortas, außerstande sich fühlend, sein Leiden länger zu ertragen, hat den Gral nicht wieder enthüllen lassen, um dadurch seinen Tod zu erzwingen. Infolgedessen ist die Kraft der Gralsritter versiegt, der alte König Titurel, der bisher durch die Wunderwirkung des Grals am Leben erhalten worden war, ist gestorben, und Gurnemanz lebt, einsam geborgen und des Todes gewärtig, in einer Hütte am Saume des Waldes. Hier treffen wir ihn an einem Karfreitage wieder. Aus einer Dornenhecke vernimmt er Klagerufe. Er reißt das Gestrüpp auseinander und findet ein erstarrtes, lebloses Weib. Es ist Kundry in ihrer alten, häßlichen Gestalt; nur ist ihr Antlitz bleicher, und aus Miene und Haltung ist die Wildheit gewichen. Er ruft sie ins Leben zurück; ihre ersten Worte sind: „Dienen — dienen!“ Wie sie zur Hütte geht, blickt er ihr verwundert nach: „Wie anders schreitet sie als sonst!“ sagt er.

Da naht langsamen Schrittes ein Wanderer in schwarzer Waffenrüstung mit geschlossenem Helme und gesenktem Speere und läßt sich auf dem Rasenhügel an der Quelle nieder, die neben Gurnemanz' Hütte sprudelt. Dieser begrüßt den Fremdling, erhält aber auf seine Fragen keine Antwort. Da ermahnt er ihn, die Waffen abzulegen, weil er sich zu heiliger Zeit an geweihtem Orte befinde. Der andere folgt diesem Geheiße, stößt den Speer in den Boden und kniet zu stummem Gebet nieder. Mit Erstaunen und Rührung betrachtet Gurnemanz den Fremden, in dem er Parsifal wiedererkennt, und wie er den Speer sieht, da faßt ihn ein freudiger Schrecken. Parsifal begrüßt nun den Alten, und beide tauschen Rede und Gegenrede. Als Parsifal von dem Schicksale der Brüder hört, überwältigt ihn der Schmerz, und er droht umzusinken. Kundry eilt geschäftig herzu und wäscht mit dem Wasser der heiligen Quelle dem Gaste die Füße. Parsifal sieht ihr mit Verwunderung zu, und während Gurnemanz ihm das Haupt besprengt, salbt Kundry ihm die Füße mit Oel aus einem goldenen Fläschchen und trocknet sie mit ihrem Haare. Parsifal nimmt ihr das Fläschchen ab und läßt sich zum Zeichen der von ihm zu erlangenden Gralkönigswürde von Gurnemanz auch das Haupt salben. Darauf schöpft er Wasser aus der Quelle, netzt der vor ihm knieenden Kundry das Haupt und spricht: „Mein erstes Amt verricht' ich so: — die Taufe nimm und glaub' an den Erlöser!“ Kundry bricht in Tränen aus, und, wie beträuft von deren heiligem Tau, lacht die Blumenaue im Karfreitagszauber, durch dessen Kraft alles, was da lebt und webt, in stiller Freude zum erlösten Menschen aufblickt.

Glockengeläute tönt, die Mittagsstunde verkündigend, von der Gralsburg her und ruft zur Totenfeier für den alten König Titurel, bei der Amfortas den Gral noch einmal zu enthüllen gelobt hat. Wiederum wird Parsifal von Gurnemanz nach der Gralsburg geleitet, während die erlöste Kundry ihnen folgt. In den hohen Saal ziehen von verschiedenen Seiten die Ritter ein, die einen mit dem Sarge, der Titurels Leichnam birgt, die anderen mit Amfortas, dem der Gral verhüllt vorangetragen wird. Der Sarg wird

Digitized by Google

niedergesetzt und geöffnet; alle brechen in lauten Weheruf aus. Der König aber, von den Rittern ermahnt, den Gral zu enthüllen, springt in wilder Verzweiflung auf und fleht, seine Seite entblößend, jene an, ihm lieber den Tod zu geben, als ihn zu zwingen, seine Lebenskräfte noch einmal zu fortgesetzter Qual stärken zu lassen.

Da tritt Parsifal vor, berührt mit der Spitze des heiligen Speers des Königs Seite und spricht: „Sei heil, entsündigt und gesühnt!“ — Alsbald ist die Wunde geschlossen. — Auf Parsifals Gebot wird der Gral enthüllt und fängt an zu glühen: helles Licht ergießt sich über alle, eine weiße Taube schwebt hernieder und verweilt über Parsifals Haupte, und dieser schwenkt den Gral sanft vor der aufblickenden Ritterschaft. Kundry sinkt, den letzten Blick auf Parsifal gerichtet, entseelt vor ihm zu Boden, und während Amfortas und Gurnemanz dem neuen Könige knieend huldigen, ertönt es im Kreise und aus der Höhe: „Höchsten Heiles Wunder! Erlösung dem Erlöser!“

Mit diesen Worten schließt das Bühnenfestspiel, ein Umstand, der im Verein mit der paradoxen Fassung die Annahme rechtfertigt, daß Richard Wagner damit etwas besonders Bedeutsames hat sagen wollen. — Wer ist der Erlöser, dem Erlösung zuteil geworden ist? — Nach dem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden scheint es der Gral selbst zu sein, da er jetzt „aus schuldbefleckten Händen“ befreit ist, was zu bewirken Parsifal bei der Begegnung mit Kundry als seine Aufgabe erkannt hatte. Aber wie kann der Gral geradezu Erlöser genannt werden, während er doch höchstens als ein Sinnbild der Erlösung angesehen werden kann?

Es bedarf für den, der die Dichtung, namentlich die Gralsfeierszene im ersten Aufzuge mit den Gesängen der Knaben, Jünglinge und Ritter und den Segensworten, aufmerksam geprüft hat, kaum einer näheren Erläuterung, daß Wagner in freier Weise den Gral zum Sakramente des heiligen Abendmahls in der christlichen Kirche umgestaltet hat; möglich, daß er dabei die nach römisch-katholischer Auffassung eintretende Wandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut des Heilands auf den heiligen Inhalt des Grals übertragen und demzufolge jene kühne Wendung gebraucht hat. Uebrigens nimmt an dieser ein hervorragender Deuter Wagnerscher Geheimnisse, Hans von Wolzogen, nicht den geringsten Anstoß, obwohl er selbst den Gral nicht als Sakrament, sondern nur als Sinnbild wertet; denn er sagt an einer Stelle: „In des Amfortas Sündenwunde leidet der Heiland selbst, der in die Welt der Sünde, in Menschenpflege hingegebene Geist der göttlichen Liebe“ —: diesen Geist sieht er demnach als den Erlöser an, dem Erlösung wird.

Nehmen wir also mit Wolzogen an, daß mit dem Erlöser der Gral als Sinnbild der göttlichen Liebe des Heilands gemeint ist: und die soll von dem Leiden erlöst werden, das ihr aus der Sünde der Welt erwächst, der Welt, die sie selbst durch den Tod des Heilands am Kreuze von ihrer Sünde erlöst hat —? Ein offenbar sinnloser Gedanke! Man

Digitized by Google

kann zwar in gewissem Sinne sagen, die göttliche Liebe leide unter der Sünde, solange der Sünder die von ihr bewirkte Erlösung nicht bußfertig annimmt; aber wer wird, wenn dieser Fall eintritt, darin eine Erlösung des Heilands erblicken! — Wagner meint es auch offenbar ganz anders. Denn wen läßt er die Erlösung bringen und wodurch sie bewirken? — Antwort: den reinen Toren durch Zurückgewinnung und heilkräftige Verwendung des heiligen Speers.

Dieser reine Tor ist ein merkwürdiger Mensch. Obwohl dem sündigen Menschengeschlechte entsprossen und deshalb vermutlich von der allgemeinen Sündenschuld mitbelastet, ist er doch von Natur rein, aber so töricht, daß er von Gott und der Welt, von gut und böse nicht das geringste weiß. Er hat deshalb auch keine Ahnung davon, was dem siechen Könige Amfortas eigentlich fehlt.

Wir wissen es gar wohl: denn wir haben Schopenhauer studiert und erfahren, daß Richard Wagner sich die Weltanschauung dieses Philosophen zu eigen gemacht hat. Danach ist die Wunde des Königs die Folge einer Schuld, die er auf sich geladen hat, indem er in Kundrys Arme sank, und diese Schuld besteht in dem, was Schopenhauer die Bejahung des Willens zum Leben nennt. Denn diese Willensbejahung findet ihren entschiedensten Ausdruck in der Vereinigung der Geschlechter, die Schopenhauer deshalb als den Brennpunkt des Willens bezeichnet: sie ist nach ihm der Kern der Sündenschuld und die Quelle alles Leidens. In diesem Punkte also hat Amfortas, übrigens aber auch Kundry gefehlt. Denn daß diese nach der Dichtung den Heiland am Kreuze verlacht hat, ist ein aus der Legende von der Herodias entlehnter Zug, der nur dazu dienen soll, den auf Kundry ruhenden Fluch, den Zwecken des Dramas entsprechend zu begründen; dieser Fluch aber ist wesentlich derselbe Leidenszustand wie der des Amfortas, eine durch unersättlichen Lebensdrang unabläßig erneuerte Qual, die niemals weichen will, weil jener Drang nicht aufhört. So ist drittens auch Klingsor ein Typus der Willensbejahung und des durch sie herbeigeführten Leidens. In diesen drei Gestalten aber ist die Menschheit überhaupt vorgebildet. Sie leidet, weil sie leben will.

Erlösung von diesem Leiden kann nur dadurch erlangt werden, daß der Wille sich selbst aufhebt, sich verneint. Dies ist die Aufgabe des Einzelwillens, d. h. des Willens, soweit er in jedem mit Vernunfterkenntnis begabten Individuum tätig ist; sie besteht darin, daß dieses, wie in einem Zustande der Erleuchtung den Willen als die Quelle alles Leidens erkennend, aufhört zu wollen, sich vom Leben abwendet, also in einer Abtötung des Willens. Diese ist kein plötzlicher, sondern ein langwieriger, schmerzhafter Vorgang, sie erfolgt durch einen — oft bis zum Tode währenden — Kampf des Willens mit sich selbst, da, solange der Leib lebt, auch noch der Wille zum Leben seiner Möglichkeit nach vorhanden ist und in die Wirklichkeit zu treten strebt. Das Ziel des Kampfes ist völlige

Digitized by Google

Willenslosigkeit: mit ihrem Eintritt ist die Erlösung von Schuld und Leiden vollendet. Sie wird also vom Einzelnen aus eigener Kraft bewirkt.

An Amfortas zwar sehen wir nicht diesen Vorgang der Willensverneinung sich abspielen. Er wartet auf den reinen Toren, der ihm helfen soll und sieht seine Erwartung schließlich erfüllt. Damit vollzieht sich also seine Erlösung, die mit derjenigen des Grals zusammenfällt, von ihr aber wohl zu unterscheiden ist. Was an der Erlösung des Königs auffällt, ist die Verteilung des Erlösungswerks auf verschiedene Personen. Diese war zwar durch die dramatische Behandlung des Gegenstands geboten; denn wie hätte ein Drama, das von der Erlösung des Grals durch die Heilung des Königs handelt, sonst überhaupt zustande kommen können! Aber sie stimmt nicht ganz mit Schopenhauers Anschauung zusammen, nach der, wie wir sahen, der Einzelne sich selbst zu erlösen hat. Immerhin läßt sie sich auf die buddhistische Lehre desselben Philosophen stützen, daß die in der Erscheinungswelt hervortretende Vielheit der Wesen nur ein trügerischer Schein sei, in Wahrheit dagegen eine völlige Wesenseinheit aller Individuen bestehe. In diesem Sinne würde Amfortas, eines Wesens mit Parsifal, sich selbst erlösen, indem er von ihm erlöst wird.

Kundry dagegen bietet das Beispiel einer vorschriftsmäßigen Selbsterlösung. Oder wird sie etwa auch von Parsifal erlöst? — Man kommt nicht recht dahinter. Er wird von ihr als Heiland um Erlösung angefleht und bestätigt ihr, daß er „auch ihr zum Heil gesandt" sei und „Erlösung biete", wenn sie der Sünde entsage, und er tauft sie schließlich mit den Worten „glaub' an den Erlöser", freilich ohne zu sagen, wen er als solchen ansieht.

Aber er selbst, der reine Tor, bedarf er nicht auch der Erlösung? — Anfänglich scheint es nicht so. Der Wille zum Leben — in unphilosophischer Sprache Geschlechtstrieb genannt — hat sich in ihm noch nicht geregt, er scheint dessen sogar zu ermangeln, da ihn selbst die Lockungen der lüsternen Blumenmädchen gänzlich kalt lassen. Wie hätte deshalb dieses Kindergemüt auch nur ahnen können, welche schlimme Bewandtnis es mit des Königs Wunde hatte! Es wäre ihm vielleicht nie gelungen, hinter das trübe Geheimnis des Lebens zu kommen, wenn nicht eine andere Willensmacht von besonderer Stärke in ihm geruht hätte; eine Macht, die, ein Zeuge der oben erwähnten Wesenseinheit aller Individuen, den einzelnen das Leiden der anderen an sich selbst erfahren läßt: das Mitleid. Wie es, in unserem Helden schlummernd, nach der unbesonnenen Tat der Schwanentötung zuerst geweckt wird, so regt es sich in ihm stärker beim Anblicke des leidenden Amfortas und erreicht den höchsten Grad in der Zeitspanne, da Parsifal den „langen Kuß" von Kundry empfängt — seltsamerweise; denn in derselben Zeitspanne erwacht endlich auch in ihm der Geschlechtstrieb, und er steht selbst im Begriffe, an sich zu erfahren, was den König ins Leiden gestürzt hat. Aber, wie gesagt, er wird gleichzeitig vom Mitleid mit jenem überwältigt, und da gehen ihm die Augen auf, er

Digitized by Google

erkennt die Ursache jenes Leidens und wird so durch Mitleid wissend. Ob dieser seelische Vorgang, in dem der Angelpunkt des ganzen Dramas liegt, den Erfahrungstatsachen entspricht, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls hat Wagner das angenommen.

Also der reine Tor ist jetzt wissend geworden, d. h. er hat den von ihm selbst — wenn auch höchstens zwei Minuten lang — bejahten Willen als Sündenleid erkannt: sofort verneint er ihn aber auch schon, indem er Kundry zurückstößt, und gewinnt dadurch den heiligen Speer, das Sinnbild der Willensverneinung. Da es damit aber, wie oben ausgeführt, noch nicht abgetan ist, da es jetzt vielmehr gilt, den heiligen Speer in langen, schweren Prüfungen zu bewahren, so muß sich auch Parsifal solchen erst unterziehen, bevor er zur Gralsburg, dem Hause des Heils und Friedens, zurückgelangt, um dort sein Mitleid für den König durch dessen Heilung zu betätigen und damit den Gral zu erlösen.

Jene Heilung läßt sich im Sinne der bisherigen Ausführungen als das Sinnbild einer Suggestion der Willensverneinung auffassen, die, wie wir wissen, der einzige Weg ist, auch den König zu erlösen.

Wer dieses Gesamtbild des reinen Toren unbefangen betrachtet, dem drängt sich die Wahrnehmung auf, daß es eine verblüffende Aehnlichkeit mit dem Bilde des Sünderheilands Jesus Christus hat, wie es uns in den Evangelien entgegentritt, natürlich nur soweit es die buddhistische Philosophie Schopenhauers gestattet, die als leidenschaffende Sünde allein das im Zeugungsakte seinen Höhepunkt erreichende und durch ihn sich beständig erneuernde Leben als solches erachtet, die christliche Liebe auf das Mitleid mit allen lebenden Wesen beschränkt und die Erlösung von der Sünde des Lebens in dessen allmählicher Abtötung erblickt.

In diesem Sinne ist der reine Tor der Versuchung unzugänglich und insoweit sündlos wie der Heiland, er muß wie dieser, von göttlicher Liebe erfüllt, unter dem Fluche der Sünde viel leiden und erlöst schließlich in Amfortas den sündigen Menschen mit den Worten „sei heil, entsündigt und gesühnt!“ — wie der Heiland zum bußfertigen Sünder sagt: geh hin, dein Glaube hat dir geholfen, deine Sünden sind dir vergeben. Dazu tritt sein oben berührtes, mindestens zweideutiges Verhalten gegenüber Kundry, von der er sich sogar die Füße waschen, salben und mit den Haaren trocknen läßt wie Jesus von der großen Sünderin im Evangelium (Luk. 7, 36 ff.).

Kein Zweifel, Richard Wagner hat sich die erdenklichste Mühe gegeben, seinen reinen Toren zu verchristen, wenn der Ausdruck gestattet ist. Das erstreckt sich sogar auf die äußere Erscheinung. Denn bei der Aufführung in Bayreuth sehen wir Parsifal zuletzt in langem weißen Gewande, das Haupt von lichtbraunen Locken umwallt, das edle Antlitz von leichtem Bartwuchs umkräuselt und auch in Miene und Haltung genau dem Bilde gleichend, das die Maler der heiligen Geschichte von der Lichtgestalt des auferstandenen Heilands entwerfen.

Digitized by Google

Und dieser Heiland selbst? Ach, es ist oft von ihm die Rede, „dem Erlöser am Kreuze", dessen „Blut den sündigen Welten geflossen". — Aber was soll er eigentlich? — Er hat in dem Drama nur die Aufgabe, sich von dem reinen Toren erlösen zu lassen in dem Sinne, den Wolzogen, an der oben erwähnten Stelle fortfahrend, also deutet: „Doch die gleiche göttliche Kraft des wissenden Mitleidens befreit ihn aus dem Leiden der Menschenschuld und bringt Erlösung dem Erlöser."

Das Ergebnis unserer Betrachtung ist demnach folgendes.

Wagners Parsifal ist im wesentlichen ein dreifacher Vorgang der buddhistischen Erlösung von dem Leiden der Welt, das in dem durch Zeugung hervorgerufenen Leben besteht.

Man wird schwerlich behaupten können, daß diese Anschauung im Christentum wurzelt; denn dieses sieht das Leben keineswegs als die Folge einer in der Zeugung liegenden Sünde an, erblickt vielmehr diese in der Scheidung von einem persönlichen Gotte, und in der Wiedervereinigung mit ihm die Erlösung.

Trotzdem hat Richard Wagner es unternommen, jene buddhistische Weisheit in den Formen des Christentums auszukneten, indem er den Gral zum Sakramente des heiligen Abendmahls und den reinen Toren zum Heilande selbst umbildete, ein Verfahren, das man wohl nicht mit Unrecht als eine Parodie der christlichen Heilsmysterien bezeichnen darf.

Warum nun eine solche zwar im Bayreuther Festspielhause, nicht aber auf anderen Bühnen sollte aufgeführt werden dürfen, ist schlechterdings nicht zu erkennen. Man könnte fragen, ob sie sich überhaupt zur Darstellung auf der Bühne eignet; aber diese Frage wäre müßig.

Darum, was Bayreuth recht, ist anderen Theatern billig. Und vielleicht wird von ihnen aus der Nebel zerstreut, der noch in und um Bayreuth wallt.

Denn ein heiliges Werk ist Parsifal nicht.

G. v. Czirn Terpitz.

Volkstum.

Dr. Ludw. Friedr. Werner, Aus einer vergessenen Ecke. Beiträge zur deutschen Volkskunde. I. 3. Auflage 1911. 208 S. II. 1912. 127 S. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.

Sehen ist eine Kunst, eine schwere Kunst. Wie viele sehen, als sähen sie nicht. Der Wanderer geht durch ein hessisches Dorf. Ob er wohl etwas von dem besonderen Reiz der Umgebung spürt, wie ihn der Entdecker von Hessens herber Schönheit in der Kunst, Otto Ubbelohde, auf dem Deckblatt der beiden Bändchen zur Anschauung bringt? Dort das Dorf, dessen Häuser sich um die Kirche drängen, eingebettet in eine Talfalte, am Fuße eines Berges, der von waldigen Höhen begrenzt wird; im Vordergrunde

Digitized by Google

der ruhende Bauersmann, der im Begriff ist, sich sein Vesperbrot zurechtzuschneiden, während der altväterische schwere Pflug mit den beiden Kühen auf die Fortsetzung der harten Arbeit wartet; — hier die Fachwerkhäuser, deren wetterfeste Eichenbalken aus einer anderen Zeit stammen — der Holzbau ruht auf Quadersteinen, die Tür ist querdurch zweigeteilt, ein Vordach schützt den Eingang, zu dem die lehnlose Treppe hinaufführt. Auch die Gänse fehlen nicht und die Magd in Hessentracht mit Kiepe und Rechen.

Diese Bilder kennzeichnen die Art der Geschichten aus der „vergessenen Ecke". Der Verfasser hat scharf beobachtet; er versteht zu sehen, und mit gesundem Wirklichkeitssinn, aber auch mit Menschenliebe, ohne schönzufärben oder aufzubauschen, auch ohne den Derbheiten aus dem Wege zu gehen, schildert er uns echtes deutsches Volkstum, das sich in Deutschland wohl nirgends so unberührt erhalten hat, wie bei dem Stamm, der stolz darauf ist, als der einzige noch heute auf demselben Boden zu hausen, den die Vorfahren zur Zeit der Tacitus inne hatten. Es ist der Stamm, dem von dem Römer besonders viel Gutes nachgesagt wird, sogar multum ut inter Germanos rationis et solertiae, vor allem aber konservativer Sinn, der treu zum Führer hält, Kampfesmut und Kampfesfreudigkeit (Germania 30). Charakteristisch übrigens für die, welche der Verfasser schildert, ist die Unzufriedenheit seiner Originale mit ihm; sie haben die Meinung, daß sie nun zum „Spektakel in der Welt herumflögen". Welch' ein Zeugnis für die Zuverlässigkeit des Mitgeteilten!

Es sind meist kurze Geschichten, die einen bestimmten Stand, bestimmte Persönlichkeiten, bestimmte Erlebnisse herausheben. Verhältnismäßig selten werden Zustände geschildert und allgemeine Fragen behandelt, wie z. B. über das Fortleben und das freie Umdichten des Volksliedes. Würden aus dem Mischmasch der Joco-seria der beiden Melander (Schmalkalden 1611) die Marburger Professorengeschichten und die Pfarr- und Bauerngeschichten herausgeholt und zusammengestellt, so würden sie einen verwandten Eindruck machen. Auch sie kennzeichnet gegenständliches Berichten und Freude an allem einzelnen, was irgendwie charakteristisch ist, aber fern bleibt ihnen das Jagen nach Pointen. Die Pointen wachsen aus der Geschichte.

Und der Gesamteindruck dieser Fülle von Tatsachen aus dem Leben? Er bringt zum Bewußtsein, wie reich das Leben auch in den engsten und weltfremdesten Verhältnissen ist. Der Mensch lebt mit der Natur. In regelmäßigem, man möchte sagen: monotonem Wechsel reihen sich die Jahreszeiten aneinander, jede mit den unveränderlichen Anforderungen. In harter Arbeit, an der Groß und Klein teilnehmen, wird der Bauer den Aufgaben der Zeit gerecht. Er stärkt sein Selbstgefühl in dem harten Kampf um seine Lebenserhaltung. Seine Armut drückt ihn nicht. Er ist bodenständig im vollsten Sinne; er liebt die Erde, die er bearbeitet, damit sie ihm Nahrung gebe. Die Kuh, die ihm Arbeit leistet, das Schaf,

Digitized by Google

das er weidet, wird ihm vertraut wie ein Freund. In seiner Art ist er zäh und herb, aber in allem echt, um das höchste Ehrenprädikat des Hessen zu gebrauchen. So werden wir eingeführt in das Leben der Bauern im entlegenen Winkel. Ihre Wertungen, ihre Freuden und Leiden, ihre Frömmigkeit, ihr Aberglauben, ihre sittlichen Gefährdungen, die Eigenart der Männer und der Frauen, der Burschen und Mädchen veranschaulichen sich in den lebendig und schlicht erzählten Tatsachen. Um nur einiges hervorzuheben: Sie vergegenwärtigen Sonntagsruhe, Hochzeit, Tod und Begräbnis, die Kirmes, die Hausfeste, die Spinnstuben, das Leben im Wirtshaus, die Gefahren des Schnapses, die verkommenen Originale, den Humor, den oft schlagenden Witz, den Verkehr mit den Gelehrten und Beamten, das will sagen mit Pfarrer, Lehrer, Amtsrichter, Förster, die Gefährdungen durch die ausbeutenden Juden, die in Hessen auf dem Lande eine oft unheilvoll wirkende Macht sind. Bedeutsam ist's auch, zu verstehen, worauf Männer und Weiber stalz sind und was ihnen inneren Halt gibt. Der Bauer hat eben sein besonderes Selbstgefühl, daß ihn mißtrauisch, verschlossen, aber auch zuverlässig, treu und hingebend macht, je nachdem.

So lassen uns diese „Beiträge zur deutschen Volkskunde" mit dem Volke leben und berechtigen zu dem Wunsch, möge das echte, unverbildete Hessentum kräftig sich behaupten gegenüber den nivellierenden Mächten der Zeit. G. Heinrici.

Kunst.

Zwei neue Werke über den japanischen Farbenholzschnitt.

Die Zeiten, wo geistreiche Feuilletonisten und schöngeistige Stimmungskünstler es leicht hatten, das Brillantfeuerwerk ihrer Einfälle über den japanischen Farbenholzschnitt sprühen zu lassen, sind vorbei. Seit Julius Kurth in seinem ausgezeichneten Werke über „Utamaro" (1907), das ich s. Z. in den Preußischen Jahrbüchern besprochen habe, an einem einzelnen Beispiel dargelegt hat, wie man auch einen jener viel genannten, aber wenig verstandenen Künstler des fernen Ostens streng wissenschaftlich nach derselben Methode, wie einen europäischen Meister, behandeln muß und behandeln kann, um ein wirklich klares Bild von seinem Wesen zu erlangen, hat die Wissenschaft sich auch der japanischen Kunst ermächtigt und drängt auch hier auf eine rein sachliche Behandlung des bezüglichen Gegenstandes. Kurth selbst hat seinem genannten Werke im Jahre 1910 ein solches über „Suzuki Harunobu" (München u. Leipzig, R. Piper & Co.) folgen lassen und sein ganzes reiches Wissen und Können daran gesetzt, uns diesen vielleicht liebenswürdigsten aller japanischen Holzschnittmeister näher zu bringen.

Die Aufgabe war hier eine viel schwierigere als beim Utamaro. Denn der Meister, der früher als eine leicht zu fassende Größe galt, erweist sich

Digitized by Google

bei genauerem Zusehen als eine so problematische Persönlichkeit und läßt so viele Frage aufwerfen, die nur zum Teil beantwortbar sind, daß der Skeptizismus nur zu wohl verständlich ist, den die Sammler heute seinen Werken gegenüber an den Tag legen.

Da sind vor allem die zahllosen Fälscher, die sich den Ruhm des Harunobu zunutze gemacht und unter seinem Namen ihre eigenen Erzeugnisse auf den Markt gebracht haben! Kurth widmet ihnen eine eingehende Untersuchung. Und wenn es ihm auch naturgemäß nicht gelingen konnte, alle Dunkelheiten auf diesem Gebiete aufzuhellen und alle Schwierigkeiten zu lösen, so hat er doch auf eine bisher noch viel zu wenig gewürdigte Tatsache hingewiesen und eine Reihe von Fingerzeigen gegeben, die den künftigen Sammlern und Forschern sehr zugute kommen werden. Erfreulicher als dies Kapitel über Harunobu-Probleme ist dasjenige über das Werk des Meisters. Kurth führt uns auf dem Umwege der Geschichte des Honiggeleeverkäufers Dohei, das der Meister illustriert hat, in die Umwelt des Harunobu ein. Wir lernen sein Verhältnis zur schönen Ofen, der vielumschwärmten Schenkin des Teehauses zu Kasamori, kennen, dem wir so manche seiner berühmtesten Zeichnungen zu verdanken haben. Wir werden in den Zahnstocherladen des Niheiji eingeführt, in dem die reizende Ofuji waltet und den Künstler zu einem seiner feinsten Mädchenbildnisse begeistert, und dann läßt Kurth alle die zahlreichen entzückenden kleineren und größeren Schöpfungen des Meisters an unserem geistigen Auge vorüberziehen, die seinen Namen berühmt gemacht haben, und die es nur zu verständlich machen, daß Harunobu nicht nur im Urteil der Japaner, sondern auch in der Schätzung der europäischen Sammler und Holzschnitt-Liebhaber zu den gefeiertsten Künstlern seines Volkes gehört. „Die Kunst des Harunobu", so charakterisiert Kurth diesen Schöpfer so vieler zarter und reizvoller japanischer Frauengestalten in ihren bunten Gewändern sehr fein, „ist eine echt japanische Blume, im Herzen des alten Libelleneilandes selbst blühend, wie der Lotus im Teiche von Schinowasu zu Yedo. Sie hat nur sehr wenig Internationales an sich, und gerade das für uns Fremdartige ist einer ihrer Hauptreize. Im Lande, wo das brennende Torii-Portal den Schnee der Kirschblüten durchglüht, wo die Leuchtkäfer um die blauen Irisblumen ihre glimmenden Kreise ziehen und bunte Lampions auf dem dunklen Flusse schaukeln, wo die goldenen Buddhafiguren mit ihren müden Augen in den Tempelschreinen träumen und der sagenumsponnene weiße Fuchs durch die Reissümpfe streicht, da ist sie zu Hause. Sie trägt an sich den Duft ihrer Heimat, und was sie uns erzählt, klingt wie seltsame Märchen. So heiter, wie sie, hat das Land der Chrysanthemen wohl niemals ausgesehen; sie ist eher sein freundlicher Genius." —

Eine ganz andere Persönlichkeit, wie der graziöse, fast weiblich anmutende Harunobu, ist Sharaku, den Kurth gleichfalls in einer besonderen Monographie (R. Piper & Co., München 1910) behandelt hat. Wenn jener einem bunten Falter gleicht, der sich im Lichte sonnt und sorglos von

Digitized by Google

Blume zu Blume fliegt, um von ihrem Duft zu naschen, so tritt uns in Toshusai Sharaku — etwas anscheinend ganz Ungewöhnliches in der japanischen Kunstwelt — eine tragische Gestalt entgegen. „Sie haben ihn gehaßt und geächtet und zum Tode verwundet, und sie ahnten nicht, daß er den Schlüssel zu großen Schatzkammern in den Händen hielt und sie alle reich machen konnte; sie haben seine Kunst in den Staub gezogen, weil ihnen die Erbarmungslose mit eisigen Blicken ins Herz schaute und wagten nicht, zu gestehen, daß er der Größte war unter ihnen."

Sharaku ist bisher in Europa in weiten Kreisen ziemlich unbekannt gewesen. Wenige Sammler werden je einen echten Sharaku zu Gesichte bekommen haben. Von seinem Leben wußte man fast gar nichts. Nun hat Kurth die überaus schwierige, aber um so dankenswertere Aufgabe auf sich genommen, auch diese merkwürdige Persönlichkeit unserer Zeit nahe zu bringen, von welcher er mit Recht bemerkt, daß sie ihr näher stehe, als ihrer eigenen. Mit erstaunlicher Gelehrsamkeit und großem Fleiß hat er alles zusammengetragen, was er über den Meister in Erfahrung bringen konnte. Und wirklich ist es ihm gelungen, eine so lebensvolle Gestalt aus den oft dürftigen Notizen und mehr oder weniger sicheren Anhaltspunkten herauszuarbeiten, daß Sharaku auf einmal im hellsten Lichte der japanischen Zeitgeschichte vor uns dasteht.

Mit Recht hat Kurth dabei auf die Ausführung der kulturhistorischen Einzelheiten und der uns vielfach so fremdartigen Umwelt des Meisters viel Sorgfalt verwendet. Das No-Spiel, eine Art lyrischen Dramas, welches Stoffe der religiösen Geschichte oder der Heldensage zum Gegenstande hat, mit seinen grotesken Charaktermasken wird vor uns lebendig. Wir lernen die Schauspielersippen von Yedo und ihre bedeutendsten Vertreter kennen. Ihnen gehörte auch Jurobei an, der zur Kunst des Pinsels überging, sich als Maler von Schauspielerporträts Toshusai Sharaku nannte und seine Hauptwerke in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts schuf. Es war die Zeit des Erwachens des Naturalismus. Man suchte die Natur in ihren kleinsten und unscheinbarsten Lebewesen zu kopieren. Sharaku warf sich auf die alleinige Darstellung des Menschen, und zwar, wie gesagt, aus der Welt der Schauspieler, der er selbst entstammte, und die er wie kein anderer kannte und — durchschaute. Er stellte die berühmtesten Mimen seiner Zeit in ihren charakteristischen Rollen dar. Aber sein Hang zur Satire und ein gewisser grimmiger Humor verführten ihn dazu, die vom Volke angeschwärmten Künstler zu karikieren, durch die Larven der pathetischen Helden das Leere, Gespreizte, Unnatürliche, ja, die Gemeinheit und Herzensrohheit der Darsteller zu unverkennbarer Anschauung zu bringen. Dadurch erregte er den Unwillen des in seiner Eitelkeit verletzten Pöbels. Seine Zeitgenossen wandten sich von ihm ab. Die Verleger schlossen ihre Türen vor dem Geächteten. Alle Versuche, durch neue und noch unerhörtere Leistungen, als die bisherigen, die Gunst des Volkes, wenn auch unter fremdem Namen, zurückzuerobern, mißlangen. Da gab

Digitized by Google

er sein Schaffen auf und scheint einsam an gebrochenem Herzen gestorben zu sein.

Dies tragische Schicksal des Meisters hat Kurth in voller Lebendigkeit zur Darstellung gebracht. Wir werden in die allmählige Entwicklung im Schaffen des Sharaku eingeführt. Die Steigerung seiner Bildnisse nach der Seite des Gewaltsamen, Uebertriebenen erleben wir unmittelbar mit und fühlen die Grausamkeit und den Hohn seiner unerbittlichen Satire. Mit feinem Spürsinn ist es Kurth gelungen, in dem sog. Yenkyo den Sharaku nachzuweisen, der unter dem angenommenen Namen drei seiner schönsten Schauspielerporträts geschaffen hat. Ein Anhang unterrichtet über die Quellen seiner Studie und gibt ein ausführliches Verzeichnis der Werke des Sharaku. Und dann treten wir diesem unmittelbar selbst in einer großen Anzahl vortrefflicher Abbildungen seiner Werke, darunter drei Farbentafeln, näher, die uns tiefer, als alle Beschreibung es vermag, in das Wesen des großen Meisters einführen. Dem Verlage gebührt hierfür uneingeschränktes Lob. Er hat auch das Werk über Harunobu mit zahlreichen feinen Abbildungen der Werke jenes Künstlers ausgestattet. Liebhaber und Sammler japanischer Farbenholzschnitte, deren es heute, auch abgesehen von den Museen und Kunsthandlungen, schon eine große Anzahl gibt, und deren Zahl noch immer wächst, werden sich die Anschaffung der beiden ausgezeichneten Werke Kurths nicht versagen können. Aber auch weitere Kreise der Gebildeten werden an der bei aller Gelehrsamkeit lebendigen und gehaltreichen Darstellung ihre Freude haben und daraus vielleicht die Anregung schöpfen, sich genauer mit diesem eigenartigen Zweige der menschlichen Kunstentwicklung genauer bekannt zu machen.

Prof. Dr. Arthur Drews, Karlsruhe.

Literatur.

Luise von François.

Der Inselverlag hat sich das Verdienst erworben, die vorzüglichen Romane der Luise von François dem Lesepublikum von neuem zu erschließen. „Die letzte Reckenburgerin“ (384 S.) und „Frau Erdmuthens Zwillingssöhne“ (426 S.) in der schönen Ausstattung „Bibliothek der Romane“. Der zweibändige Roman „Stufenjahre eines Glücklichen“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1870, 408 und 366 S.) ist ebenfalls in den Besitz des Inselverlags übergegangen, und die noch vorrätigen Exemplare erscheinen in einem entsprechenden neuen Einband, bis ein — im übrigen unveränderter — Neudruck auch das Signum des Verlags zeigen wird.

Das Verdienst des Verlags und der Herausgeber Paul Ernst und Reinhard Buchwald ist ein sehr großes, insofern diese Neuausgabe die an sich nur geringe Zahl wirklich künstlerischer Romane. die bekannt sind und gelesen werden, um ausgezeichnete Stücke vermehrt hat, Stücke, die durchaus

Digitized by Google

in der Gefahr waren, vergessen zu werden. Von wertvollen Frauenromanen wird man zunächst nur erwarten, daß sie mit einer wertvollen Persönlichkeit als Autorin bekannt machen, und man wird nichts anderes hinter ihnen suchen als subjektive Werte: eine geistvolle oder warmherzige Frau, deren Beobachtungen fremden oder Berichten eigenen Erlebens man gern lauscht, insofern sie eben das persönliche Temperament der Autorin offenbaren. Wer mit gleicher Erwartung an die Romane der François herantritt, wird ganz gewiß nicht enttäuscht werden. Eine klügere, energischere und lebendigere Frau wird man, von Rikarda Huch abgesehen, unter unseren Schriftstellerinnen nicht leicht finden. Hat sie nicht die Weite des Horizonts und die Tiefe der Bildung, auch nicht ganz die Härte des Intellekts der Rikarda, so besitzt sie einen außerordentlichen Vorzug, das starke und zugleich warme Herz, das Herz, das unbedingt sicher und richtig urteilt, und vielleicht ist sie, die gewiß Strenge genug besitzt, liebenswerter als die intellektuell überlegene Dichterin, der man kaum anders als mit Ehrfurcht nahen wird. Auf das norddeutsche Freifräulein wird man jenes schmerzliche Urteil Kleists über seine Schwester nicht anwenden dürfen, daß man „an ihrem Busen nicht ruhen" könne.

Der Grund, auf den die ungemein erfrischende Kraft der Dichterin verankert ist, ist kein System des Glaubens oder Erkennens. Ihre Kraft liegt im Herzen, und doch ist es eine Idee, die sie stark macht. Nirgends spürt man Leidenschaften oder persönliche Erlebnisse, die sie gestählt hätten. Man möchte sie sich wie ihre Reckenburgerin Hardine vorstellen, aber, merkwürdig, so norddeutsch, daß man sie ohne weiteres preußisch nennen möchte, und wäre nicht in ihren Romanen das Landschaftliche da, die Ortsnamen und die mancherlei Provinzialismen, auf die der Herausgeber der Erdmuthe — sicherlich zu ausführlich — aufmerksam macht, so würde sicherlich niemandem die Sächsin einfallen. Nimmt man Kleist und Fontane als die charakteristischen Vertreter des Preußentums, so gehört die Luise von François zu ihnen: Es ist die Idee der männlichen Tapferkeit, von der sie lebt — um so schöner wirkend bei einer Frau —, die Idee der aufopfernden Treue und Liebe zu einem Heimatboden, der streng ist und ohne eigentliche Schönheit, und die Idee der heiligsten Verpflichtung an das Größere, das Vaterland und seine Geschicke und die Aufgaben der Kultur bewirkt diese trockene Fröhlichkeit, die den Verstand nicht zum Tyrannen werden läßt, aber ihn als einen wohlgeschulten Diener eines bestimmt orientierten Lebens benutzt. Und doch ist wieder, was sie schöpferisch macht, der Verstand, der analysierende und kombinierende. Es fehlt kaum einem ihrer Sätze die lustige Bosheit klarer, nüchterner Tageshelligkeit, und alles, was nur im entferntesten an Sentimentalität erinnern könnte, ist bis zum letzten Rest ausgekehrt. Ist Phantasie dabei, so ist sie lediglich konstruierend, die Schöpferin von Beziehungen und Verwickelungen, und selbst die Schilderung von Gegenständen, vom Schauplatz und der Landschaft, die Kleist so meisterhaft gelingt, ist eigentlich phantasielos und

Digitized by Google

unanschaulich. Sie schildert wie der kluge und geschickte Plauderer, der sich auf die Erinnerungen der Zuhörer stützt, die irgendein Name wachruft, ohne selbst ein Bild zu geben, höchstens einen neckenden Vergleich, eine witzige Metapher, wie sie ihr freilich dann reichlichst zufließen. Der Erfolg ist eine Sauberkeit und Klarheit der Atmosphäre, die zwar nicht immer stimmungsvoll, aber gesund und wohltuend ist, wie in einem modern eingerichteten Zimmer, das keine „poetische Unordnung" mehr kennt. —

Ist „poetische Unordnung" interessanter, so ist die saubere Strenge in Wahrheit poesievoller, denn sie ist kraftvoller, lebensvoller und reicher an Licht und Wärme. Die Menschen, die die Autorin uns vorführt, sind eigentlich keine interessanten Menschen, sie sind gesund und leben ein wohleingerichtetes und wohlfundiertes Leben. Aber sie erleben Schicksale und halten den Schicksalen stand, sie kämpfen, und das Schicksal hat kein leichtes Spiel mit ihnen. So werden sie noch immer nicht zu großen Menschen, aber das Schicksal bekommt Größe, und wo es siegt und zu tragischen Untergängen führt, hat es Erhabenheit und Würde. Aus seltsamen Menschen ein interessantes Buch zu machen, ist sicherlich leichter als ein seltsames Buch aus einfachen, normalen Menschen, Menschen, die ohne ein verhängnisvolles Minus in die Bahn treten und so das Geschehen als solches voll zu seinem Recht kommen lassen, das nun ungewöhnlich wird. Es sind Menschen, die man kaum bewundert, mit denen man kein Mitleid hat und deren man sich nicht schämt, und die doch ein Schicksal haben, Menschen mit Tradition im Blut, Adlige, denen aber die Tradition keine hemmende Fessel ist, vielmehr der erziehende und steigernde Faktor, Menschen, die durch den ererbten Adel unbedingt *mehr* geworden sind, stolzer, reicher, fester und froher, nicht enger, sondern im Gegenteil weiter, weil weiterhin verpflichtet.

Von ihnen, oder vielmehr ihren Schicksalen, erzählt die gescheite Frau mit immer neuer Lebendigkeit, Frische und Plauderlust. Sie ist in keinen ihrer Helden verliebt, aber sie liebt sie alle, die verschiedenen Parteien, die sich gegenseitig bekämpfen. Sie liebt ihre Vorurteile, die sie doch zugleich belächelt, weil sie unbedingt zu ihren Persönlichkeiten gehören, — und so zeigt auch die feine Ueberlegenheit, mit der Moralisches und Religiöses behandelt wird, die tiefe Herzensbildung der Verfasserin, wie denn überhaupt, soll ein Merkwort gesucht werden, man die Eigenart der Romane und der in ihnen verkörperten Art, die Welt zu sehen, charakterisieren möchte als die des *gebildeten Herzens*, woraus für den Tonfall der Erzählung die entsprechenden Prädikate *herzhaft* und *herzlich* folgen würden.

Alles Gesagte würde die Bücher eben nur als gute Frauenbücher charakterisieren, und die Vorzüge wären noch immer in der Persönlichkeit der Verfasserin, nicht im Werk zu suchen. Wichtiger aber ist, daß diese Romane in Wahrheit Kunstwerke sind, deren innere Gesetzmäßigkeit objektiv besteht und einen Wert an sich bedeutet. Der zweibändige Roman bleibt

Digitized by Google

hier wohl am weitesten zurück. Die Reckenburgerin und Frau Erdmuthe dagegen fordern nachdrücklich zu einer strengen, rein künstlerischen Kritik heraus. Bei beiden Romanen hat man den Eindruck, daß es der Verfasserin, deren künstlerischer Instinkt sie auf den richtigen Weg leitete, an Wissen um die künstlerische Form fehlte und daß gesteigertes Bewußtsein über die Form Vollendetes zustande gebracht hätte. So aber weist der Bau der Spannungen verschiedene Inkongruenzen und störende Verhältnisse auf, ohne freilich dadurch in seinen markanten und schöngeschwungenen Grundlinien unkenntlich zu werden. So ist es in der Reckenburgerin ein zweifellos guter Gedanke, der langen Kindheits- und Entwicklungsgeschichte im Reckenburger Familienhause von vornherein die starke Spannung zu geben durch die vorgelegte Erzählung von dem Invaliden und seiner Tochter, deren Rätsel energisch Lösung fordern. Aber diese Erzählung ist an sich zu breit, ihr eigenes spannendes Element nicht kräftig genug, um einen so langausgedehnten Bau zu tragen, der nun etwas kraftlos wird und aus den Fugen zu gehen droht. Ein ähnlicher Fehler bringt die Verfasserin am Schluß um die Gesamtwirkung, wo, nachdem die Ereignisse längst vorüber sind und die Handlung zu Ende ist, die angehängte Geschichte von der letzten Entwicklungsstufe der Heldin, die an sich nicht fehlen durfte, aber unbedingt i n die eigentliche Geschichte, also vor den Ausgang der Handlung gehörte, jetzt noch obendrein unter der Notwendigkeit vielfacher Wiederholungen von schon Bekanntem leidet. Wie aber im ganzen Buch Kapitel für Kapitel Kraft und Nachdruck erhält durch eine Spannung, die mit großer Energie der Lösung zuschreitet, während immer neue Momente sich ihr hindernd in den Weg stellen, bis, wenn das Geheimnis längst kein Geheimnis mehr ist, die Teilnahme an den Beteiligten so stark geworden ist, daß auch die Frage nach dem Wie der Lösung die gleiche Kraft behält wie vorher die Rätselfrage selbst, — wie der Leser unentwegt von den vorwärtseilenden und zurückhaltenden Energien in Atem gehalten wird, wie es stets das Erzählte selbst ist, das spannt, und nicht seine irgendwie tendenziöse, moralische oder erzieherische oder sonstwie erregende Auslegung, wie die Verfasserin nie durch Lyrismen irgendeiner Art ein Gefühl vorwegnimmt, sondern es aus der ruhigen Erzählung der Tatsachen im Leser selbst entstehen läßt, wenngleich die Form der Sätze oft eine subjektive ist und die strenge Aussageform rethorisch gebrochen wird — das alles gibt dem Roman den starkkünstlerischen Charakter, jenen Charakter von Unbedingtheit und Objektivität.

Die Komposition in Frau Erdmuthens Zwillingssöhnen ist noch gelungener, wenngleich hier der Anfang noch stärker als in der Reckenburgerin einen allzu dünnen Faden überlang ausspinnt. Der Roman ist gleichfalls als Ich-Erzählung angelegt, und nun ist hier der Versuch gemacht worden, gewissermaßen die Geschichte des erzählenden Beobachters der eigentlichen Geschichte vorauszuschicken, und es scheint, daß hier wieder ein Fehler der theoretischen Ueberlegung im Spiel ist, wenn der Lebens- und Ent-

Digitized by Google

wicklungsgeschichte eines schicksallosen Zuschauers, wenn dem persönlichen Ergehen eines jungen Pfortensers und späteren Theologiestudenten genügend Spannungswert zugetraut wird, um einen größeren Teil des Buches zu füllen. Sie sollte die Exposition und Einleitung decken, die Vor- und Jugendgeschichte der Helden, bis mit dem Erscheinen des fremden Mädchens die eigentliche Handlung des Buches endlich in Fluß kommt. Diese Vorgeschichte selbst aber ist wiederum für den ganzen Roman unentbehrlich, dessen eigentümliche Komposition nämlich einen ebenfalls kaum eingreifenden Zuschauer zur eigentlich tragischen Figur macht, Erdmuthe, die Mutter der feindlichen Zwillinge, die das Unheil ihrer Kinder schwerer trägt als diese selbst, wie sie der größte Charakter der Erzählung ist, um dessentwillen allein das Schicksal, das die Zwillinge ereilt, groß und tragisch wird. Die Handlung, die nur eine Novelle füllen würde, wird zum Roman, insofern nicht sie selbst, sondern ihr Reflex auch die große Persönlichkeit der Mutter dessen eigentlichen Inhalt bildet. In diesem Roman ist der Schluß sehr stark und von fast dramatischer Konzentration. In beiden Romanen, im letztbesprochenen noch glücklicher, ist mit ausgezeichnetem Erfolg das Erlebnis der einzelnen zur Größe erhoben worden durch seine Beziehung zu den großen Ereignissen einer großen Zeit, die aus gewissermaßen potentiellen Helden aktuelle macht, wirkliche Helden der Tat, die in großen Kämpfen um weltgeschichtliche Ereignisse nicht umsonst ihr Leben einsetzen. Und so kommt in diese tatsächliche und heiter nüchterne Erzählung ein Zug von der schweigsam herben Poesie nordischer Balladen, und wieder findet man den Weg zu Fontane.

Den „Stufenjahren" fehlt nun sicherlich die gleiche Straffheit der Linienführung, die Form, die für sich Abbild des Weltgeschehens sein will. Es ist nicht ein Roman, sondern ein zusammenhängendes Geschichtenbuch. Die „Stufen" dieses Aufstiegs heben sich zu wenig voneinander ab, und viele der zum Kranz verflochtenen Geschichten sind zweifellos zu ausgeführt und verraten in dieser Breite einen Mangel an zusammenfassender, gestaltender Kraft. Aber gerade die „Stufenjahre" zeigen besonders schön die Reize und Vorzüge des guten Frauenbuches und lassen die von ernsten Dingen fröhlich plaudernde Verfasserin besonders liebenswert erscheinen. — Nicht unerwähnt mag eine Eigentümlichkeit der Verfasserin bleiben, die einen Leser von heute als reichlich altmodisch bestürzt machen könnte, die allzuhäufige Verwendung des Zufalls, der allzu romanhaft Ereignisse zusammentreffen und Personen sich finden läßt. Indessen gehört der kleine Mangel nur zum Kleid, zum äußeren Gewebe der Handlung, deren Schönheit und innerer Zusammenhang nicht davon berührt wird.

Dr. Siegfried Krebs, Wickersdorf.

Digitized by Google

W. S. Reymont: Die polnischen Bauern. 4 Bände. Aus dem Polnischen übersetzt von Jean Paul d'Ardeschah. — Eugen Diederichs, Jena 1912.

Das umfangreiche Werk ist das erste Stück einer ganzen Reihe von Romanen, die unter dem zusammenfassenden Titel „Bauernspiegel" bei Eugen Diederichs erscheinen sollen, um uns in dichterischer Form über das Leben der Bauern in allen Hauptländern Europas zu unterrichten. Gewiß ein dankbares und dankenswertes Unternehmen in einer Zeit, die gerade durch die immer fortschreitende Industrialisierung der Bevölkerung einen Begriff von der hohen nationalen Bedeutung des Bauernstandes bekommen hat. Und das Reymontsche Werk eröffnet den Reigen aufs vorteilhafteste. Es gibt uns ein ungemein lebendiges und wahrheitsgetreues Bild von dem Leben und Treiben der polnischen Bauern. Seinen Realismus verrät es schon durch sein Aeußeres. Der geschickte, geschmackvolle Verleger hat den vier Bänden eine Hülle mitgegeben, die mit ihrer hübschen Zeichnung und Bemalung vollkommen dem entspricht, was wir an den Möbeln und Kleidern, Töpfen und Tellern der Bauern als ihren wahren Geschmack kennen lernen. Wem dieses Aeußere nicht zusagt, dem wird entweder auch der Inhalt nicht zusagen oder er macht sich nicht klar, daß ein Buch ein Stück objektivierten Seelenlebens und also eine Art Geistwesen ist, von dem man, wie von jedem Geistwesen, nur wünschen kann, daß es sein Inneres möglichst deutlich in seinem Aeußeren zur Erscheinung bringe. Das ist hier, wie gesagt, geschehen. Reymont stellt die Landbevölkerung dar, wie sie wirklich ist, nicht wie sie volksfremden Schöngeistern oder Pessimisten vielfach erschienen ist. Er sieht sie weder durch das blaue Glas einer kulturmüden, naturschwärmerischen Romantik, noch durch die schwarze Brille des Naturalismus, die alle helleren Strahlen absorbiert. Die Bauern von Lipce, die er uns kennen lehrt, sind alles andere als edle, hochmoralische Wesen. Sie sind in naturalibus nicht prüde, ihre Ausdrucksweise läßt an Derbheit nichts zu wünschen übrig — „Schwein, Schlampe, Aaszeug" sind häufig vorkommende Titulaturen — und ihre Streitigkeiten arten oft in rohe Prügeleien aus. Es kommt sogar zwischen Vater und Sohn, ja selbst zwischen Sohn und Mutter zu blutigen Schlägereien. Auch gegen das sechste Gebot wird in der gröbsten Weise gesündigt, am ärgsten von Antek Boryna, der, wiewohl selbst verheiratet, mit seiner eigenen Stiefmutter, der jungen, schönen Jagna mit den himmelblauen Augen, die Ehe bricht. Aber die Darstellung dieser Brutalitäten macht einen ganz anderen Eindruck als etwa die ähnlichen Schilderungen in Zolas „La terre". Diese sind tendenziös und raffiniert, während Reymonts Darstellung durchaus naiv ist. Er kennt diese polnischen Bauern aufs genaueste, er hat unter ihnen gelebt und sie liebgewonnen. Daher zeichnet er sie mit jener unbefangenen, wahren Gerechtigkeit und Objektivität, deren nur die Liebe fähig ist. Bei ihm wechselt Licht und Schatten. Den schlimmen Dingen, die er berichtet, stehen andere gegen-

Digitized by Google

über, die uns mit seinen Bauern versöhnen. Diese Leute sind hart und lieblos bis zur Grausamkeit — die arme alte Agathe z. B., die, um niemand im Dorfe zur Last zu fallen, im Herbst auf den Bettel geht und erst im Frühjahr, wo sie sich ein wenig nützlich machen kann, wiederkommt, findet im Dorfe kaum eine Stelle, wo sie sich hinlegen kann, um mit Anstand zu sterben —, aber dem tüchtigen Schymek, der, von seiner herrischen Mutter verstoßen, sich und seiner jungen Frau tapfer eine eigene Existenz zu schaffen strebt, springen alle bei und unterstützen ihn mit Gaben. Der Bosheit und Streitsucht steht die Gutmütigkeit, der wilden Sinnlichkeit Jagnas die tiefe eheliche Liebe Annas gegenüber, und Gestalten wie „Herr Jacek" und der alte, von Dorf zu Dorf wandernde und überall wie ein Heiland lehrende, tröstende, helfende Bettler Rochus sind von hoher Idealität und werfen einen verklärenden Schimmer über das ganze Dorf. Alles in allem genommen, gibt Reymont ein echtes Bild menschlichen Seins überhaupt, und seine Bauern unterscheiden sich von der kultivierteren Spezies Mensch in den Städten vor allem doch nur dadurch, daß sich ihre Menschlichkeiten in gröberen Formen und weniger verhüllt zeigen.

Von besonderem Interesse sind nun aber die Züge, in denen nicht das Allgemeinmenschliche, sondern das spezifisch Bäuerliche zum Ausdruck kommt, und zwar sowohl das Allgemeinbäuerliche wie das spezifisch Polnische. In vielem gleichen diese polnischen Bauern durchaus unseren deutschen Bauern. Man höre nur die folgende Schilderung mehrerer Bauern, die sich zu Boryna, dem ersten „Hofbauern" des Ortes, begeben haben, um ihn zu etwas zu überreden. Boryna sucht schnell herauszubekommen, was sie wünschen. „Sie ließen sich jedoch nicht irreführen, saßen in einer Reihe, lauter weiße Köpfe, vertrocknet, glatt ausrasiert und zur Erde gebeugt, wie moosbewachsene Steinblöcke im Feld saßen sie da, streng, hart, unzugänglich, lauter kluge Köpfe, und sie hüteten sich wohl, vor der Zeit das Gewünschte auszusprechen, und gingen im Kreise, wie auf Feldrainen, um die Angelegenheit herum, ganz wie schlaue Schäferhunde, wenn sie die Schafe eintreiben wollen." (II, S. 131.) Kann man unsere pommerschen oder westfälischen Bauern in ihrer gravitätischen Umständlichkeit und zähen, schlauen, abwartenden Bedächtigkeit anschaulicher schildern? Auch die Art, wie die Bauern essen, wird wiederholt sehr treffend dargestellt. „Sie aßen voll Würde, langsam und fast im Schweigen vor sich hin, kaum einer ließ ein Wort fallen, so daß nur das Schnalzen der Zungen und das Schaben der Löffel die Stube füllte." Die übliche feierliche Umständlichkeit der Bauern zeigt sich am drolligsten, als der alte Boryna zur „Dominikbäuerin" „mit Schnaps schickt". Dies hat zu bedeuten, daß er durch seine Brautbitter um die schöne Jagna freit. Er tut dies erst, nachdem er sich vorher genau versichert hat, daß er keinen Korb bekommen wird. Der Erfolg der Sendung steht also von vornherein fest. Es weiß auch das ganze Dorf, was Boryna vorhat, und als

Digitized by Google

die Männer mit dem Schnaps kommen, wissen auch Mutter und Tochter sofort, worum es sich handelt. Trotzdem aber bringen die Abgesandten ihre Sache nicht gleich vor, sondern sie „setzten sich auf die ans Herdfeuer gerückten Stühle und fingen an, von diesem und jenem zu reden", als wenn sie gar nichts weiter vorhätten, und zwar reden sie, bezeichnenderweise, zuerst — vom Wetter. Diesen Menschen ist die Angst des Gebildeten vor der Banalität durchaus fremd. Sie reden bisweilen seitenlang in allgemeinen, sprichwörtlichen Wendungen, die freilich für uns durch ihre Drastik oft recht interessant sind. „Auch das Kalb blökt, wenn man es von der Mutter absetzt", sagt z. B. der eine Brautwerber, als er Jagna die das Weinen ankommt, in ihrer Kammer schluchzen hört. Ein andermal sagt jemand: „Das Menschengerede ist wie Feuer, mit den Krallen werdet ihr es nicht auslöschen, es muß von selbst ausbrennen", ein Ausspruch, der für Lipce, und nicht nur für Lipce, allerdings durchaus zutrifft. Lipce ist ein Klatschnest schlimmster Sorte. Und zwar sind es (ich unterdrücke eine Verallgemeinerung aus Furcht — vor Banalität) vor allem die Frauen, die dafür sorgen, daß es dies Prädikat verdient. Was auch geschehen mag, sie erspähen es alsbald und „tragen es auf den Zungen" durch das ganze Dorf. — Etwas in den ländlichen Verhältnissen überhaupt Begründetes und deshalb überall Wiederkehrendes ist auch der Kampf zwischen Jungen und Alten, der bei Reymont die erbittertsten Formen annimmt und zu blutigen Tragödien führt. Der älteste Sohn, der den Hof erbt, ist, solange der Vater regiert, nicht viel mehr als ein Knecht. Er wünscht daher nichts sehnlicher, als daß der Vater sterbe oder „auf den Altenteil" gehe. Dieser aber merkt natürlich, daß man ihn wegwünscht, und da er überdies wohl weiß, daß auf dem Altenteil keine Rosen wachsen, so behauptet er seine Stellung, so lange er irgend kann. Wenn er nun gar, wie Boryna, als alter Mann noch zum zweiten Male heiratet und seiner jungen Frau von seinem Grundbesitz etwas „abschreibt", so reizt er seine Kinder dadurch zur Wut und schafft ein unerträgliches Verhältnis. Diese Menschen sind wie die Bäume im dichten Walde, die einander den Erdboden streitig machen. Der Erde, der „heiligen Erde" verdanken sie ihre ganze Existenz, und ein Stück von ihr zu besitzen, ist daher ihr tiefstes Trachten. „Der Mensch ohne Boden ist wie einer ohne Füße, er rollt und rollt nur immer hin und her und kommt nirgends hin." Sie haben daher eine Liebe zur Natur, die völlig anderer Art ist als unser „sentimentalisches" Naturempfinden, die aber nicht minder tief in ihrem Wesen begründet ist. Sie kommt an mehreren Stellen des Romans zu ergreifendem Ausdruck. So am Ende des dritten Bandes, wo der alte, im Sterben liegende Boryna, in Fieberträumen befangen, in der Frühlingsnacht unbemerkt aus dem Hause geht, niederknieend sein Hemd mit Erde füllt und dann über den Acker hinschreitet, zuerst die zusammengescharrte Erde, dann aus der leeren Hand säend, „als müßte er sich selbst bis zum letzten Rest auf die seit Ahn und Urahn zugehörigen Felder aus-

Digitized by Google

säen, als gäbe er alle gelebten Tage, sein ganzes Menschenleben, das er einst erhalten hatte, diesem Land und dem urewigen Gott zurück." Fast ebenso packend ist die Stelle, wo Antek, der wegen eines Totschlags monatelang im „Kriminal" gesessen hat, zurückkehrt und einen Gang durch die Sommerfelder macht. Er wirft sich ins Grüne, in die Welt hineinstarrend, und Ameisen, Schmetterlinge und Marienwürmchen treiben auf dem wie leblos daliegenden Körper ihr Wesen, „er aber wußte schon gar nichts mehr von all dem, was um ihn her geschah, denn er versank immer tiefer in irgendeinem Mächtigen, das kam und aus dieser grenzenlosen Erde strömte und seine trunkene Seele mit unaussprechlichen Wonnen füllte."

Das spezifisch Polnische zeigt sich bei Reymonts Bauern zunächst in ihrer starken Leidenschaftlichkeit und Erregbarkeit. Der deutsche Bauer ist langsamer zur Liebe wie zum Zorn. Er vergißt und verliert sich nicht so leicht wie diese entzündlichen Naturen, die jeder Tanz zu Korybanten macht. Polnisch ist auch ihre katholische Frömmigkeit mit all ihren sonderbaren, von der Kirche klug gepflegten Feiertagsgebräuchen. Am Weihnachtsabend warten sie z. B., bis der erste Stern am Himmel aufflammt, dann halten sie ein feierliches Mahl, bei dessen Beginn sie eine Oblate teilen. Eine Oblate teilen sie sogar unter die Kühe, damit sie besser gedeihen. In der Weihnachtsnacht, meinen sie, versteht auch das Vieh die Menschensprache, „wenn da einer ohne Sünde ist und sie anredet, dem werden sie mit Menschenstimme Bescheid geben; heute sind sie den Menschen gleich und fühlen gemeinschaftlich mit ihnen, da muß man die Oblate mit ihnen teilen." Die Pferde freilich gehen leer aus. „Sie waren nicht um jene Zeit bei der Geburt, deshalb darf man nicht." Aehnlich trinken beim Osterfest alle geweihtes Wasser und besprengen damit die Fruchtbäume und das Vieh. — Die Kirche ist im Leben dieser naiv gläubigen Leute eine ungeheure Macht und „Hochwürden" die einflußreichste Persönlichkeit im Dorfe. Sein bloßes Erscheinen mit der Hostie zerstreut einen schlimmen Auflauf, und seine überaus drastischen Predigten machen stets den stärksten Eindruck. Er weiß sich allerdings auch, ohne sich etwas zu vergeben, dem Volke trefflich anzupassen. Er ist den Bauern so sehr ein Bauer geworden, daß er sich einen holländischen Bullen angeschafft hat und gegebenenfalls selbst dafür sorgt, daß das Tier seine Schuldigkeit tut. Auch sieht er es eines Abends gar nicht ungern, daß seine Pferde, die er, sein Brevier lesend, hütet, über seine Grenze gehen und sich im Klee des Nachbarn dick fressen. Trotzdem aber ist und bleibt er für das ganze Dorf der allverehrte Priester und Seelsorger. Freilich, in manchen Dingen folgen die Bauern seinem Rate nicht. Die national-polnischen Bestrebungen, soweit in dem Roman davon die Rede sein kann, gehen von dem Volke selbst aus, nicht von dem Pfarrer. Die Bauern wahren ihr Polentum insofern, als sie der russischen Regierung mit dem äußersten Mißtrauen begegnen und sich mit aller Energie gegen die Gründung einer Schule in

Digitized by Google

Lipce wehren, in der russisch gelehrt werden soll. „Jedes Tier hat seine Stimme, und uns befiehlt man, eine fremde zu haben.“ In ihrem Widerstande bestärkt sie vor allem der fromme Bettler Rochus, der ihnen Legenden und Märchen erzählt und ihre Kinder im Winter umsonst polnisch unterrichtet. Auf ihn fahndet denn auch die russische Polizei, aber das dankbare Volk weiß ihn immer zu verstecken. — Echt polnisch ist auch der Haß auf die Deutschen, die sich in der Nähe von Lipce ansiedeln wollen. „Hale, die Deutschen, das ist ein anderes Volk, gelehrt und vermögend, die handeln mit den Juden zusammen und ziehen ihren Gewinn aus Menschennot.“ In diesem Urteil, in dem sich deutlich die Furcht vor der Ueberlegenheit der Deutschen ausspricht, ist ganz Lipce einig. Und so rottet sich das Volk zusammen, zieht hinaus zu den deutschen Ansiedlern und weiß diese durch wilde Drohungen so einzuschüchtern, daß sie mit Sack und Pack wieder abziehen, ohne den Kaufvertrag unterschrieben zu haben. Auch in diesem gemeinsamen Vorgehen liegt etwas spezifisch Polnisches oder Slawisches. Wir sehen wiederholt das ganze Dorf handeln. Wie der Uebersetzer in seiner Einleitung ausführt, ist den Slawen im Unterschiede von den individualistischen Germanen ein starker kommunistischer Hang eigen. Die Bauern von Lipce schwärmen von der guten alten Zeit, wo Acker, Wiese und Wald Gemeingut waren, und als der „Gutsherr“ ihren Wald antastet, ziehen alle Männer, mit Knütteln bewaffnet, hinaus, um den Holzfällern mit Gewalt Einhalt zu tun, wobei es dann zu einer förmlichen Schlacht zwischen ihnen und den Gutsleuten kommt. Reymont unterläßt es freilich bedauerlicherweise, uns darüber aufzuklären, wie die Rechtsverhältnisse in diesem Falle eigentlich liegen. Er beschränkt sich darauf, uns die kommunistischen Ansprüche und Empfindungen der Bauern und ihr tiefes Mißtrauen gegen den Gutsherrn zu zeigen, welch letzteres dann freilich die polnische Geschichte jedermann verständlich macht.

Auch der Dichter verleugnet in der Art seiner Darstellung sein Slawentum nicht. Man wird beim Lesen an Tolstois und Dostojewskis große Romane erinnert. Hier wie dort eine erstaunliche Kunst der anschaulichen, schlicht-natürlichen, bis ins Kleinste wahrheitsgetreuen Menschenschilderung, daneben aber eine epische Breite und Fülle, in der die eigentliche Handlung fast ertrinkt. Außerdem fehlt es durchaus an einem wirklichen Abschluß. Im letzten Bande wird ausführlich die Frage behandelt, ob Antek, eine der wichtigsten Figuren des Romans, nach Amerika fliehen oder die Entscheidung des Gerichts abwarten soll. Trotzdem schließt die Dichtung, ohne uns auf diese Frage eine Antwort zu geben. Und wie diese Haupthandlung, so werden auch die mancherlei Nebenhandlungen zu keinem rechten Ende geführt. Man sagt zur Erklärung, das ganze Dorf, nicht irgend ein einzelner, sei die handelnde Person des Romans. Aber auch die Angelegenheiten des ganzen Dorfes finden keinen wahrhaft befriedigenden Abschluß. Die Erzählung bricht einfach ab, als die goldbeladenen Erntewagen fahren und der Kreis des Jahres, das wir in Lipce

Digitized by Google

verlebt haben, geschlossen ist. Es kam dem Dichter, der sich eben darin als Slawe verrät, nicht auf eine Handlung, eine Geschichte an, er wollte uns nur zeigen, was der Titel ankündigt: Die polnischen Bauern. Und das hat er meisterhaft getan.

In sprachlicher Beziehung ist Reymonts Darstellung sehr zu rühmen. Daß er seine Bauern echt volkstümlich derb und drastisch reden läßt, wurde schon angedeutet. Und diese kräftige, unverkünstelte, anschauungsreiche Sprache hat einen hohen Reiz. Aber auch wo der Dichter selbst redet, hören wir ihm gerne zu. „Die Tränen liefen wie Perlenschnüre aus seinen Augen, wie Rosenkränze des Schmerzes." „Der reine blaue Himmel voll milchweißer kleiner Wölkchen leuchtete im Licht wie ein Feld blühender Flachsblumen, wenn eine Schafherde sich hineinverirrt und darin weidend so versinkt, daß man kaum die weißen Rücken sieht." Solche Stellen verraten den echten Poeten. Und sie sind sehr zahlreich. Denn Reymont umgibt und durchflicht seine realistische Erzählung überall mit lyrischen Naturschilderungen, in denen sein eigenes, modern-reflektiertes Empfinden zum Ausdruck kommt. Bisweilen sind diese Schilderungen zu ausgedehnt. Davon abgesehen, haben sie in dem Roman ihr gutes Existenzrecht. Daß die naiven Gestalten der Dichtung aus einem „sentimentalischen" Rahmen herausschauen, macht das Ganze für uns noch reizvoller und jedenfalls verständlicher.

Die Uebersetzung ist, soweit ich urteilen kann, gut. Man merkt fast niemals, daß man es mit einer Uebersetzung zu tun hat.

Lydia Danöfen: Maruschka. Roman. Albert Langen, München.

Daß jeder Mensch in seiner natürlichen Anlage im wesentlichen das Ergebnis einer Blutmischung und damit auch einer Geist- und Charaktermischung ist, das lehren uns am deutlichsten die Fälle, in denen es zu keiner inneren, gleichsam chemischen Verbindung der verschiedenen Elemente kommt. Die beiden Blutströme, deren Zusammenfluß der Mensch seine Entstehung verdankt, gleichen bisweilen zwei Flüssen von verschiedenfarbigem Wasser und starker Strömung, deren getrennte Fluten man nach dem Zusammenfluß oft noch weithin verfolgen kann. Es sind keine glücklichen Menschen, die eine solche Erbschaft mit auf die Welt bringen. Der Gegensatz zweier Persönlichkeiten wird umso unerträglicher, je näher sie einander rücken. Als Kameraden oder auch als Freunde mögen stark entgegengesetzte Naturen noch ganz gut mit einander fertig werden, als Eheleute aber schon nicht mehr, und kommen sie gar in einer Psyche zusammen, so gibt es einen inneren Krieg, der die Persönlichkeit nicht selten zerstört. Auf diesem Boden schlimmer Blutmischungen und widersprüchlicher Naturanlagen erwächst die Tragik in Lydia Danöfens interessantem Roman. Herr Wilkoschewski, der „Privatgelehrte" im schmutzigen, zerrissenen Ueberzieher, der von seiner Privatgelehrsamkeit einen überaus sparsamen Gebrauch macht, dafür aber einen sehr zweifelhaften Handel mit Pelzwerk

Digitized by Google

betreibt und im übrigen in München sehr behaglich von den viertausend Rubeln lebt, die seine schöne, aber der Gesinnung nach durchaus gewöhnliche Frau von einem russischen Fürsten, dem Erzeuger Maruschkas, als jährliche Rente bezieht, — Herr Wilkoschewski und seine Sonja leiden unter diesen Lebensumständen nicht im mindesten. Wohl aber ihre Kinder, in deren Adern nicht nur Wilkoschewskisches Blut fließt; Maruschka hat, wie gesagt, einen anderen Vater und Nikolai eine andere Mutter. Beiden wird die Atmosphäre, in der sie leben, unerträglich, und sie fühlen doch auch wieder, daß sie kraft ihres Blutes hineingehören, und können sich daher nicht völlig daraus lösen. Bei dem vortrefflich gezeichneten Nikolai, der überdies die schöne Maruschka leidenschaftlich liebt, führt der innere Widerstreit zur Katastrophe: er erschießt sich nach einer sehr merkwürdigen, von schrillen Dissonanzen gestörten Weihnachtsfeier. Die schöne, kluge, gewandte Maruschka hat — vom Vater her — einen tiefen Sinn für das Legitime, Achtbare und Schickliche und verlobt sich daher mit dem korrekten, zuverlässigen, harmonischen Walter Deichmann, allein der andere Blutstrom in ihr erweist sich schließlich doch mächtiger: sie folgt dem leidenschaftlichen Liebeswerben eines russischen Fürsten und geht den Weg ihrer Mutter.

Der Roman ist vortrefflich geschrieben. Vor allem ist der beißende Witz zu rühmen, der die ganze Darstellung durchwürzt.

Martin Havenstein.

Alfons Paquet. Held Namenlos. Neun Gedichte. Eugen Diederichs, Jena 1912. Li oder Im neuen Osten. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1912. Kamerad Fleming, ebenda 1911.

Die erste Entwicklung unserer Dichter verläuft für gewöhnlich so, daß zunächst ein unbestimmter starker Drang sich Luft macht, entweder formlos, überstürzt, unklar oder, in Anlehnung an fremde Formen, konventionell und erst allmählich mit beginnender Reife und erwachender Selbstbeherrschung eine selbständige Beobachtung der Realitäten einsetzt, die dann — ausgenommen natürlich Fälle, in denen der Dichter frühzeitig einem bestimmten Formenideal nachgeht — bei ausreichendem Können in ihrer naturgemäß individuellen Verschiedenheit notwendig die Herausbildung eines persönlichen Stiles bewirkt. Bei Alfons Paquet, dessen Gedichtband „Auf Erden" (2. Auflage, 1908 bei Eugen Diederichs, Jena) bereits an dieser Stelle günstig besprochen wurde, war es, wie wenigstens seine Bücher vermuten lassen, anders. Als Grundzug seines Wesens erscheint zunächst der Drang, genau zu sehen, und zwar unterschiedslos alles zu sehen, was irgend erreichbar ist; und nicht nur mit den Augen zu sehen, niemals impressionistisch, sondern auch mit dem Verstand, der erwägt, woher ein Ding kommt und wie es weiterwirkt. „Ich habe", so heißt es einmal,

Digitized by Google

„mein Leben eingesetzt, die Erde zu bezwingen und sie auszuforschen und zu beuten wie ein Bote und Kundschafter von einem anderen Stern". Von Poesie ist da nicht die Rede, alles wird aufgenommen liebevoll, eingehend, aber ohne Bevorzugung und ohne Sentimentalität, sagen wir, mit der wissenschaftlichen Objektivität des Forschers.

Wie weit man es damit bringen kann, zeigt Paquets erstes Buch, die Skizzensammlung „Schutzmann Mentrup und anderes" (Köln 1901). Es ist durchaus das Werk eines Anfängers, ungelenk in der Form, fast wie ein Exerzitium anmutend, mit Sätzen, die wie Brücken in der Luft stehen, anstatt wie Wege den Dingen nahe bleiben, ja, einiges ist noch von der Art wie übermütige, aber talentvolle Sekundaner ihre Lehrer vornehmen, mit dem scharfen Blick des äußerlich Gezwungenen für Kleinlich-Lächerliches aufgenommen, doch haltungslos wiedergegeben. Und dennoch das Werkchen eines ziemlich merkwürdigen Anfängers. Da ist eine bereits ganz selbstverständlich ansprechende Realistik, ganz ohne den Erobererfanatismus der Naturalisten, da ist Schärfe und knapp charakterisierende Bestimmtheit ohne die verletzende Virtuosität beispielsweise Heinrich Manns, äußerste Genauigkeit ohne die rührselige Kleinlichkeit der schlechten unter den sog. Heimatskünstlern. Der Stil ist unausgeglichen, die einzelnen Abschnitte, statt Gewußtes gelassen und zusammenhängend auszubreiten, bewegen sich sprunghaft von Satz zu Satz wie ein Raubtier, aber mit jedem Satz wird reiche Beute an Beobachtung gewonnen und ausgedrückt.

Der Beobachtungsdrang sucht nach neuen Objekten, der Dichter reist. Reisen wird seine große Leidenschaft, man merkt es an der Wärme und Aufmerksamkeit, mit der er von Eisenbahnen, Bahnhöfen, Wartesälen und allem, was sonst mit Reisen zusammenhängt, spricht. Des Kupee der Eisenbahn, die Kabine des Dampfers werden für ihn die geliebten Klosterzellen, wo er sich dem Beschauen, der Sammlung widmet.

Und da gibt es viel zu sammeln, unermeßliche Bereicherung gewinnt er denn auf diesen Reisen. Wie er als Knabe vor den Glasschränken der Museen stand und mit gleicher Klarheit, ruhiger Gründlichkeit und eifriger Sachlichkeit Steuern aufs Rathaus trug, so gibt es auch jetzt nichts, was seinem eindringenden Interesse fern läge. Eine Fabrikanlage ist ihm so sehenswert wie ein Sonnenaufgang, die Zukunft sibirischer Kohlenminen so interessant wie ein chinesisches Theater, Ergebnisse kaufmännischer Berechnungen und handelspolitischer Beziehungen wie der bunte Eindruck eines Volksfestes. Alles nimmt er auf, mit äußerster Energie die rasche Flut der neuen Eindrücke bändigend und zu klarster Bestimmtheit verarbeitend. Als Resultat dieser beständigen Geistesübung bemerken wir dann die wundervolle Kraft seiner Sprache, die Knappheit und Prägnanz seiner Charakterisierungen, die Eindringlichkeit seiner Vergleiche. Ein paar Proben: „Im Bureau der Strombaubehörde in einem der großen roten Steingebäude an einer düsteren Nebenstraße des Hafens sprach ich den mit der seidenen Einfachheit vornehmer Beamten gekleideten

Digitized by Google

Mann." Oder die chinesische Nationalhymne: „ein merkwürdiges Stück Musik mit preußischen Anklängen und chinesischer Interpunktion; es schließt gleichsam mit einem Komma". Oder „die feine Abscheulichkeit der Chinesengerüche". Oder „der schmelzende Schnee hat überall Seen gebildet, die schwarzblau in der Sonne leuchten und sich im Winde weiß überziehen". (Alles aus „Li".) Aus riesigen kupfernen Posaunen kommen „borstige Töne". die Camelots in Paris „krähen wie Hähne", von Liebesbriefen einer Toten heißt es, sie lagen vor ihm „tot wie ausgerissene Schmetterlingsflügel" (Kamerad Fleming). Endlich die Schilderung des Bergwerks in „Held Namenlos".

„Bei der Kohlen Schwarzglanz, gebrochen im Knien auf dem glatten
Abschüssigen Boden, im fettigen Staub, den das Wasser bespritzt,
Beim Rollen der Karren, beim Schlüpfen der Ratten
Mit gekrümmten Rücken, in die Nischen der schwärzesten Finsternis gestützt.

Maschinen drängen sich in die Erde und kneifen
Das unfühlende Gestein und leeren die reiche Kluft,
Und die Pumpen stampfen, und die Förderkörbe schweben und drehen sich
im Reifen
Im Gerüst; wie ein Wildbach stürzt tief hinunter die belebende Luft."

Aber zu gleicher Zeit, wie die Eindrücke der Außenwelt auf ihn einströmen, erwacht bei zunehmender Reife und wohl auch durch die Ungebundenheit des Reiselebens sein Inneres, und nun ahnt man, daß die anscheinende Nüchternheit eine unbewußte, natürliche Vorrichtung ist, den schwellenden Reichtum der Seele zu hüten. Aus der Unbefriedigung des zielloſen Vereinzelten erhebt sich ein jubelnder Idealismus. der einen so gut gearteten und sonnigen Menschen verrät, wie sie heutzutage beinahe mythisch geworden sind. Aber es ist eine ganz eigene Art des Idealismus. Etwa von der Art des „Kamerad Fleming", der unter anderem der Ueberzeugung lebt, „daß eines Tages, wenn es gelänge, die Macht des Geldes durch den Geist zu brechen, selbst Dinge, wie das Elend des Straßenpöbels oder der unsinnige Geldüberdruß stumpfer Millionäre sich aus der Welt hinausorganisieren lassen." Keine Wolkenideale, keine Utopien, noch bloße Begeisterungsrauschklumpen; dieser Idealismus saugt Blut aus der Wirklichkeit. Hochgesteckte Ziele, doch zugleich Handhaben zu ihrer Verwirklichung. Die Wirklichkeit selbst ist voller Wunder, es gilt nur, sie zu nehmen wie sie ist und ihre Wirkungsmöglichkeiten zu entfalten, zu ihrer Entwicklung freudig Ja zu sagen und sie dadurch zu beherrschen und zu lenken. Aber dann, wenn die Arbeit getan ist, dann baut er sich einen Palast — nicht in den Wolken und nicht aus eitlen Spekulationen, sondern:

„Da baut ich meine Kirche aus zwei gekreuzten Eisenbahnbrücken
Und ein Riesenteleskop und eine Riesenkanone hinein:
Damit schoß ich die alltäglichen Wolken zu Stücken
Und schaute hell in den Saal der Planeten hinein.

Digitized by Google

Und riß Beethoven aus seinem Schlaf, in den Weltraum zu hören,
Und schloß sein ergriffenes Herz an die singende Bogenlampe an,
Und sie sang und wälzte eine Flut und einen Bergsturz von zerschmetternden Chören
Auf das Volk, und da löste sich endlich der Bann.

Da glänzte wie eine Fontäne der Kern aus der verworfenen Schale
Und Zeugung und Liebestod und Wiedergeburt, Lust für Lust
Wirkten magnetischer, und die unsichtbaren Strahlen
Tanzten in sausender Ruhe und wurden bewußt." usw.

Von diesem jubelnden Hochgefühl ist „Held Namenlos" ganz erfüllt. Das Gedicht, das dem bei Drugulin gut gedruckten Buch den Namen gibt, ist ein hymnischer Abenteurerroman von hinreißender Gewalt. Durch Höhen und Tiefen, durch Mühsal und Gefahr der Reisen geht es bis zu dem angeführten Schluß. Ebenso grandios ist die Luftballonfahrt („Die Wolkenfahrt"), die ich ganz hersetzen müßte, wollte ich einen Begriff von ihrer strahlenden, seligen Schönheit geben. Statt dessen noch eine kurze Probe, die Schilderung einer Automobilfahrt:

„Es schnarrt und funkelt mein Wagen und rauscht über den Brenner,
Tirol hinab, Staubwolken im kalten Fluß der Luft, und im weiten Schwung
Um die weißblauen Seen, und als ein brutaler Renner
Stürmisch über die wiegende Straße, und ich schreie Beseligung

Und rase und überhole die anderen, mein Wagen blitzt wie ein Pfeil von Feuer
Durch die Felder und der herbstlichen Waldränder Zusammenprall
Mit meinem gläsernen Helm wie ein Ungeheuer,
Das in die Kleinstädte einbricht, aber mich lächert der Peitschen Knall

Und das Fluchen hinter mir und das Herbeistürzen und das Geschrei der Kinder
Wie mein Wagen durch die holperigen Dörfer biegt
Und brummend ein Schreck der Pferde, und summend Entsetzen der Rinder,
Wie mit einem Riß die Landstraße entlang und über die Brücken fliegt."

Ist darin nicht das unausdenkbare Hochgefühl der schnellen Bewegung? Spürt man nicht im Rhythmus das unaufhaltsame siegvolle Sausen?

Man sieht, der Dichter behandelt ganz moderne Dinge, solche, die von Wirklichkeitsfeinden und Leuten, denen es nur in einem pseudopoetischen Dämmer wohl ist, gerne als „unpoetisch" verschrien werden. Soll man sich nicht freuen, daß er uns diese unumgänglichen Dinge poetisch macht? Und welche Schönheit holt er aus ihnen hervor! Behandelt werden sie seit Jahren, aber fast immer nur „aus Prinzip", um modern zu sein, nicht mit der Selbstverständlichkeit und Tiefe urwüchsiger Empfindung, wie hier.

Digitized by Google

Was aber dann dem Kritiker Freude macht, ist der ganz unverkennbare Fortschritt gegenüber „Auf Erden". Man hat bei diesem Buche an Walt. Whitman gedacht, ohne Zweifel mit Recht. Aber was bei Whitman daherbraust formlos, zerfließend wie ein breiter Wasserfall, ist in „Auf Erden" doch schon zu Kaskaden gebändigt. Hier aber ist alles gesättigter, zusammengedrängter, wuchtiger, mit deutlich vernehmbaren Kadenzen. Und dann zeigt sich etwas ganz Neues, Verheißungsvolles: der echt epische Ton, der stellenweise hervortritt. Manche Strophen in den „Colorado Springs" könnte Lord Byron nicht schöner gedichtet haben. Auch sonst, und nicht nur in der wundervoll plastischen Beschreibung der chinesischen Theater-Aufführung, bemerkt man ein großes episches Talent, — das charakterisierende Beiwort wird zum typischen. Die „völkerauffpeichernden Städte" oder „Generäle, versteckend ihren gewaltigen Blick in greisen Brauen", könnte das nicht bei irgendeinem ganz großen Epiker stehen? Wen aber diese Proben nicht recht zu überzeugen vermögen, der bedenke, daß, je mehr ein Dichter Genie und je weniger er Artist ist, desto schwieriger sich ohne Kenntnis des Ganzen Einzelheiten oder „schöne Stellen" für sich genießen lassen. Dazu kommt endlich noch die große rhythmische Begabung, auf die ich jedoch hier aus Mangel an Raum nicht eingehen kann.

Qualitativ ebenso hoch wie „Held Namenlos" steht „Li". Es ist ein Reisebuch, das uns von St. Petersburg durch Sibirien nach Charbin und Wladiwostok führt, scharf und bestimmt die wichtigsten Städte der Strecke charakterisierend. Dann folgt eine etwas gedrängte Fahrt durch Japan, und endlich geht es über Dalny und Port Arthur nach Mukden, Fuschun, Peking, Kalgau, Hankau, Nanking und Shanghai. Den Schluß bildet ein „Epilog in Tsingtau". Ueberall folgt der Verfasser dem Werk des Europäertums im neuen Osten, das Schwergewicht liegt auf volkswirtschaftlichen Betrachtungen und Erwägungen, doch findet man neben einem lehrreichen Abschnitt über die Fortschritte der christlichen Missionen in China auch wertvolle Beiträge zur Charakteristik von Land und Volk. In erster Linie also ein ernstes Buch für Politiker und Kaufleute, sodann für alle, die in China Stellung suchen wollen. Aber auch der Fernerstehende — welcher Deutsche wäre ganz unbeteiligt! — wird das Buch mit dem größten Interesse lesen, immer wieder angezogen durch die Frische, die klare Sachlichkeit und die Sicherheit der Anschauung, die nach dem vielen sentimentalen oder unergiebigen feuilletonistischen Geschwätz, das in den letzten Jahren besonders über Japan herausgekommen ist, ungemein wohltuend berühren. Schilderungen wie die von Hankau oder der Abschnitt über chinesisches Gildenwesen gehören mit zu dem Klarsten und Eindringlichsten, was ich überhaupt in Reisebüchern gelesen habe. Was den kräftigen, sozusagen metallischen Stil betrifft, so verweise ich auf die oben mitgeteilten Proben.

Nach diesen beiden Büchern las ich „Kamerad Fleming"; zu meiner Enttäuschung, wie ich bekennen muß. Der Verfasser erzählt die Geschichte

Digitized by Google

eines jungen Deutschen, der in Paris mehr aus Wißbegier denn aus innerem Drange in die Kreise von Revolutionären gerät. Sehr rasch erkennt er, daß ihr Weg der richtige nicht sein kann, aber als er sich nicht als Werkzeug gebrauchen läßt und sich abwendet, fällt er durch die Kugel eines Fanatikers. Die Tragik, die in dieser Geschichte liegt, wird durch allerlei Einzelschilderungen überwischt, die mit dem Ganzen nicht recht zusammengehen wollen, das Interesse teilt sich zwischen dem Helden und der Schilderung von Paris. Diese ermangelt der Totalität, die Revolutionäre sind nur von außen gesehen, während bei der Erzählung der Dichter sich anscheinend zu sehr mit dem Helden identifiziert hat, weshalb vieles anmutet, als sei es im Autobiographischen stehen geblieben, bekanntlich ein häufiger Fehler ungeübter Erzähler. Den Dithyramben, die hier und da über das Werk angestimmt worden sind, kann ich nicht zustimmen, ich finde im Gegenteil, wir haben gegenwärtig nicht wenig Talente in Deutschland, die das ebenso gut, ja besser machen können. Aber gerade, daß das Buch neben den inneren Mängeln so gar nichts äußerlich Talentvolles hat, beweist, daß der Dichter sich von allem Virtuosentum fernhält, und wenn das Werk auch späterhin im Gesamtwerk nicht viel zählen wird, die bedeutende und warme Persönlichkeit ist auch hier überall zu spüren.

Prophezeihen ist schwer. Was Busse 1902 über Paquet schrieb: „Er gehört zu den schwer abzuschätzenden Poeten, aus denen alles werden kann. Ohne Zweifel sind Genie-Anlagen in ihm vorhanden, wie sie nur wenigen eigen waren. Er unterscheidet sich ebensosehr von den schönen harmonischen Talenten wie von den genialisch unruhigen Persönlichkeiten. — Wahrscheinlich ist die Lyrik für ihn nur ein Durchgangspunkt", das wird, abgesehen davon, daß der Dichter nun bereits Bedeutendes geleistet hat, auch jetzt noch von ihm gelten müssen. Wenn ich mich nicht täusche, steckt ein großer und echter Epiker in ihm, vielleicht der große Epiker, auf den Deutschland jetzt hofft (und der Spitteler trotz seiner Begabung, die kein Verständiger leugnen wird, nicht ist und aus hier nicht näher zu erörternden Gründen nicht sein kann), aber es würde mich ebensowenig wundernehmen, ihn nach einem Jahrzehnt als Organisator oder Großkaufmann wiederzufinden. Die Hauptsache bleibt: Diese Vereinigung von persönlicher Anspruchslosigkeit und hohem Streben, von Klarheit und Enthusiasmus, großen Talenten und innerer Bescheidenheit, Liebenswürdigkeit und Zielbewußtheit verraten eine bedeutende Persönlichkeit. Ob sie sich nun als Staatsmann, Kaufmann oder Künstler betätigen wird, uns Deutschen verspricht sie Großes.

R. Schacht.

Digitized by Google

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Macbeth im Theater in der Königgrätzer Straße.

Vor nicht sehr langer Zeit pflegte man sich unter einem Mörder und gar einer Mörderin aus den besseren Ständen eine abstoßende, unheimliche Persönlichkeit vorzustellen, abnorm im Aeußeren wie in der Seele. So erschien denn auch Macbeth auf der Bühne zwar nicht so abschreckend wie Richard III. — der in Wirklichkeit zwar kein schönes, aber ein feines, geistvolles Gesicht und dabei ein Wesen hatte, welches junge Frauen faszinieren konnte — aber doch als ein Mann, auf dessen nähere Bekanntschaft man gern verzichtet hätte. Seine Frau jedoch, die fürchterliche, trat uns entgegen als eine in hartem Denken alternde Megäre mit meduſenhaftem Gesichtsausdruck. Wenn man solche Auffassungen mit späteren vergleicht: jenen Macbeth mit der männlich schönen, temperamentvollen Persönlichkeit, wie sie Matkowski schuf, jene Lady mit der Miß Ellen Terrys, deren jugendlich geschminktes Gesicht rötlich blonde Locken umrahmten, so ergibt sich, daß wir vorwärts gekommen sind in unseren historischen Anschauungen.

Denn es war ein historischer Irrtum, wenn wir Menschen der Renaissance, wie sie Shakspere schildert, uns unter der Herrschaft der heutigen sittlichen Anschauungen vorstellten, und wenn wir einen der vielen sittlichen Fortschritte, welche die Menschheit Taine zum Trotz selbstverständlich im Laufe der Jahrhunderte gemacht hat, die heutige Sicherung des ureigensten Rechts aller Geborenen, des Lebensrechts, auf jene ältere Zeit übertrugen. Bei uns denkt, außer in Verbrecherkreisen, niemand mehr daran, das Leben selbst des intimsten Feindes zu vernichten, auch diejenigen nicht, welche die törichten Paradoxen perverſen Denkens, daß alles erlaubt und Moral Unsinn sei, als schwache Nachdenker nachsprechen. Nachdem in den letzten Jahrzehnten das sehr nützliche Studium der Renaissance immer weitere Verbreitung gefunden hat, wissen wir ganz genau, daß das Lebensrecht in jener Zeit auf schwachen Füßen stand, daß der Mord damals nicht bloß in den gebildetsten und höchsten Gesellschaftskreisen Italiens, Spaniens und Frankreichs grassierte, sondern auch in England und noch mehr in dem unkultivierten Schottland ein ziemlich gewöhnliches Vorkommnis war. Es

Digitized by Google

ist also vollkommen verkehrt, sich unter damaligen Mördern innerlich und äußerlich abnorme Persönlichkeiten vorzustellen: die radikale Unschädlichmachung eines lästigen Gegners war jenen Menschen eine naheliegende Auskunft, und es erforderte einen gewissen Grad sittlicher und religiöser Festigkeit, um der Versuchung, welche in der Macht des einzelnen und in der Ohnmacht der Rechtspflege lag, Herr zu werden. Jedenfalls gab es den heutigen Abscheu vor dem Morde, der uns ein gemeines und für alle Zeit entehrendes Verbrechen ist, nicht; und es war eine sittliche wie dichterische Großtat Shaksperes, seiner Zeit das entsetzliche Werden eines Mordes in der Seele eines edlen Menschen und die vernichtenden Folgen für sein ganzes Leben in allen furchtbaren Einzelheiten auszumalen.

Shakspere hatte nicht die geringste Veranlassung, sich unter seinem Mörderpaar abstoßende Persönlichkeiten zu denken; denn er hat sicher unter den Großen seines Landes eine Reihe von äußerlich tadellosen Männern und schönen Frauen gekannt, die des Mordes verdächtig waren, ob sie nun selbst den Stoß geführt, das Gift gemischt oder einen jener Bravi benutzt haben mochten, die sich auf der Hauptstraße Cheapside oder auf dem Korso im Mittelschiff von St. Pauls durch ihr Aussehen kenntlich machten. Und er hat sich ausgesprochenermaßen einen „ganzen Helden" „voll von der Milch der Menschenliebe", dem „die Bosheit fehlt", vorgestellt, einen Mann, von dem sein anderes Selbst, seine Frau, überzeugt ist, daß er einen Mord nicht begehen kann. Sie will für ihn die Tat verüben. Aber auch sie ist von der Natur nicht zur Mörderin bestimmt; sie muß erst die Hilfe der bösen Geister anrufen, die nach dem Glauben der Zeit zu Billionen die Lüfte erfüllen und den Menschen umschweben, um auf den leisesten Wink in ihn einzuziehen. Und dem Dichter mußte ein jugendschönes Paar — er noch nicht 40, sie kaum 30 — vorschweben; denn der Keim, aus dem ihre Verführung und sein Verbrechen erwächst, ist die Liebe, die jugendliche, heiß sinnliche Liebe. Sie will den über alles Geliebten, ihren Helden, auf der höchsten Erdenhöhe sehen, die ihm allein, nicht Duncan oder Malcolm gebührt. Und er begeht das Verbrechen, weil er es nicht ertragen kann, von seinem bezaubernden Weibe für einen Feigling gehalten zu werden und fortan statt glühenden Willkommens ehelich matte Duldung zu erfahren. Mit der dämonischen Gewalt der Verführung, welche die jugendlich heiße, sinnliche Liebe ausübt, hat der Dichter wieder einen seiner schlagendsten psychologischen Trümpfe ausgespielt: diese eine Leidenschaft konnte den edlen Macbeth zum Mörder machen, eine andere nicht. Für jeden, der Macbeth nicht nach Art der älteren Aestheten, oberflächlich, liest und trotzdem sich eine unanfechtbar richtige Erkenntnis zutraut, sondern durch genaues Wortstudium hinter die Absicht des Dichters zu kommen sucht, ist diese Auffassung von dem Verhältnis des Paares die allein korrekte, und sie wurde von Wegener und Irene Triesch konsequent durchgeführt.

Digitized by Google

Ob Shakspere sich die Lady als unverfälschte Angelsächsin gedacht hat, etwa mit den rötlich blonden Haaren der Königin Elisabeth, wie eben Ellen Terry sie seinerzeit im Lyzeum gab, kann niemand wissen. Ich habe sie mir immer brünett vorgestellt, weil nach meiner Beobachtung gerade die schönen Frauen, um derentwillen England berühmt ist, meist der normännischen Mischrasse angehören und halb oder ganz brünett sind; sie erschien mir immer mehr zart und nervös als kräftig, weil ihr sofortiges Sinken und schließliches Erliegen unter der Gewissenslast mit einer stattlichen oder üppigen Körperlichkeit schwerer vereinbar ist. Und ich war überrascht, in Irene Triesch zum erstenmal eine Heldin zu sehen, die diesem Bilde fast vollkommen entsprach, wenn das Profil auch nicht gerade den sanften Schwung der normännischen Schönheit hatte. Die leidenschaftliche Spannung beim Lesen des Briefes, die Beschwörung der Norddämonen, welche natürlich nicht Kraft, sondern nervöse Ueberreizung zeigte, waren im Sinne des Dichters echt. Ebenso die Zärtlichkeit des heimkehrenden Macbeth, die freilich so stürmisch war, daß die Lady mehrfach den Boden unter den Füßen verlor, ihr Anerbieten, selbst den Mord zu vollführen, das er unmöglich annehmen kann, und schließlich die Ueberwindung seiner sittlichen Stärke, indem sie an den empfindlichsten Fasern seines Nervensystems, seiner Liebe und seiner Mannheit, zerrt — alles war echt, und das will etwas heißen bei einer Beschwörung des bösen Geistes, wie sie so machtvoll von allen Dichtern doch nur Shakspere zustande bringt. Auch wo Macbeth allein auftritt, war alles, wie es der Dichter wollte. Die Heuchelei liegt ihm nicht, und so ist die Befangenheit, als er in der vierten Szene seinem edlen Lehnsherrn mit nicht mehr ganz reinem Bewußtsein entgegentritt, sichtbarer als die gespielte Treue; die beiden Monologe wurden natürlich, ohne Uebertreibung gesprochen; meisterhaft war die Anrede an die Vision des Dolches, so aus dem Innern heraus lebendig, daß auch der Zuschauer die unheimlich leuchtende Schneide und dann die Blutstropfen darauf vor sich sah. Der Höhepunkt des ganzen Abends war das Zusammenspiel in der Mordszene nach dem Morde. Megärenhafte Energie ist hier die Auskunft der Dummheit; auch die Angst vor Entdeckung kann nicht die herrschende Empfindung sein: was die Seele dieses Weibes diesem Manne gegenüber aufwühlt, ist grenzenloses Mitleid mit den unerträglichen Seelenqualen, in denen sich der Geliebte windet und die sie ihm bereitet hat, trotzdem sie doch den Guten bis auf den Grund seiner durchsichtigen Seele gekannt hat. Sein Geschrei: „Schlaft nicht mehr! — Macbeth mordet den Schlaf" — schlägt die Nervenerregung, die sie für Kraft gehalten hat, zu Boden, vernichtet die Arme moralisch für immer. Was soll jetzt werden, fragt man sich, wie die beiden Zerschmetterten hinauswanken?

Nun, er ist ein Mann, der den Folgen seiner Tat ins Gesicht blickt mit finsterer Entschlossenheit, etwa wie er eine übermächtige feindliche Heeressäule mustert. Die Kämmerlinge müssen weg: wer weiß, was sie

Digitized by Google

aussagen; und er muß den Unschuldigen spielen. Er spielt ihn natürlich ungeschickt, mit gesuchten und schlecht gefundenen Worten, die auf Stelzen gehen und sich wiederholen; er heult seinen Jammer über den Tod des Königs mit einer Uebertreibung hinaus, die Verdacht erregen muß. Die Lady steht wortlos dabei, ein zartes, schwankendes Weib in ihrem weißen Nachtgewande; wer ist das Lügenungeheuer? ihr Macbeth? — Dann entschuldigt er sich wegen der unverantwortlichen, aber der Lady sehr verständlichen Ermordung der Kämmerlinge. Die Lady horcht atemlos auf: Ei, das Handwerk blüht! denkt sie und — wie könnte die Schwache den Anblick dessen, was sie angerichtet hat, ertragen! — ruft: „Weh, helft mir fort!" — Man begreift nicht, wie die Frage hat aufgeworfen werden können, ob die Ohnmacht echt oder simuliert ist. Sie ist selbstverständlich in demselben Maße echt, wie die Gefühlsäußerungen Macbeths unecht sind. Und wer gesehen, mit welchem entsetzlichen Geschick Wegener diese Unechtheit zur Geltung brachte, der begriff, daß die Lady nicht anders konnte, als in Ohnmacht fallen.

Von hier ab, bis wohin die beiden Helden die fast ausschließlichen Spieler gewesen sind, ändert sich der Gesamteindruck; denn nun treten die zahlreichen Nebenspieler mehr hervor, und eine Bühne, deren Personal für die 5 oder 6 Frankfurter — mein Zahlengedächtnis ist schwach — vorzüglich geeignet ist, hat nicht immer die Kräfte, welche die Ansprüche eines klassischen Dramas befriedigen können. Duncan war freilich tadellos, was er öfters ist. Aber schon sein Sohn Malcolm füllte die Rüstung des rauhen Heroentums nicht aus. Er machte den Eindruck, als ob in seiner Phantasie nur das Bild einer schönen, aber unirdischen Frauengestalt leben könnte, als ob sein Hirn über Sonetten, Madrigalen und Kanzonen an sie brütete; man konnte an die politischen und militärischen Projekte, welche mit den graziösen Gesten eines lyrischen Tenors vorgetragen wurden, nicht glauben und begriff nicht, wie Macduff ernst bleiben konnte, wenn dieser petrarkische Jüngling sich der Laster derbster Männlichkeit bezichtigte. Die Mörder Banquos, die nach den unzweideutigen Reden Macbeths den höheren Gesellschaftskreisen angehört haben, aber von Banquo in ihrer Existenz vernichtet worden sind, waren, wie gewöhnlich, zu berufsmäßigen Banditen hinabgesunken. Der eine sah aus wie einer jener Verbrecher, die heute zur Beobachtung ihres Geisteszustandes in ein Irrenhaus gesperrt werden, aus dem sie bekanntlich jedesmal ausbrechen. Der andere war ein richtiger Cheapside oder St. Paul's-man, und es fehlte nur noch, daß er die Enden seines Schnurrbarts ums Ohr gewickelt getragen hätte, um dem Mörder Shakebag im Arden of Feversham ganz ähnlich zu sein. Und wer weiß, wie die Hexen ausgesehen haben mögen, die immer nur in Nacht gehüllt erschienen und in dauerndem Stimmritzenkrampf ihre nur für Höllengeister verständlichen Reden führten, selbst in der Szene, wo Macbeth sie in ihrer Höhle aufsuchte. Wie konnte er sich das nur gefallen lassen! er war doch Zuschauer hier, und der Zuschauer will sehen, was auf der Bühne geschieht, und hören, was für Reden darauf geführt werden.

Digitized by Google

Wie das Personal, so wirkte auch das Lokal ungünstig auf den Verlauf der Darstellung. So schön und vornehm das kleine Theater sonst ist, mit seinem würdigen Holzgetäfel und seinen molligen Sitzen: die Bühne ist für Dramen wie Macbeth zu klein. Wo die stimmunggebende Ausstattungskunst solche Höhe erreicht hat wie bei uns, können stilisierte Bühnen nur als ein Notbehelf gelten. Wenn aber die Mittel zu einer künstlerischen, wirklich stimmunggebenden Ausstattung nicht reichen, ist besser als ein erfolgloses Streben in dieser Richtung die Stilisierung, besonders wenn sie in ihrer Einfachheit so ansprechend ist wie hier und nicht eine fortgesetzte Vergewaltigung der Phantasie des Zuschauers fordert. Als ein Fehler aber erschien mir hier die erhöhte Hinterbühne, welche aus der einen untiefen zwei sehr untiefe Bühnen macht, d. h., für das Auge des Zuschauers, zwei Durchgänge, die doch niemals das Lokal für bedeutsame, folgenschwere Vorgänge und noch weniger für Festgepränge bilden können. Wurde z. B. die Tafel für Macbeths Festmahl auf die erhöhte Bühne gestellt, was doch wohl das Natürliche war, so blieb dort kein Raum für den Helden, sich vor seinen Gästen zu bewegen, er hätte denn immerfort die Stufen zu der Estrade hinauf- und hinabklettern müssen. So wurde die Mahlzeit auf der ein wenig tieferen Vorderbühne gehalten. Aber auch hier war zwischen der Tafel und dem Bühnenrande nur ein sehr geringer Bewegungsraum. Der König mußte sich z. B. zwischen den Tischen durchdrängen, wenn er zu seinem Platz in der Mitte kommen wollte. Die Bühne machte nicht den Eindruck eines Staatsgemachs, sondern den jenes Kabinetts, in dem Maria Stuart abends ihr vertrautes Hofgesinde zu empfangen pflegte. Daß in solcher Lokalität diesem furchtbaren Gelage mit Banquos blutigem Schatten die tiefgehende Wirkung genommen wurde, bedarf keiner Begründung. Und wie kam denn Banquo zu seinem Platz? Sein Haupt mit der Schädelwunde erschien auf dem plötzlich durchsichtig werdenden Rückenpolster des Sessels, so daß seine Füße eigentlich in der unteren Etage schweben mußten, wenn er nicht hinter dem Sessel kniete. Das Unmöglichste, was ich je von Geistererscheinung gesehen habe. Jedenfalls muß Banquo auf seinem Sessel sitzen; wie er dahin kommt — am besten doch wohl durch Spiegelung — ist Nebensache. Und nun tritt in diesen Alkoven von Bankettsaal auch noch jener Strolch, als ob es in jener alten Zeit keine Standesunterschiede gegeben hätte. Und Macbeth, der soeben einen Mord hat vollführen lassen, welcher morgen jedem Festteilnehmer bekannt sein wird, stellt sich mit dem Verbrecher an die äußerste Ecke des Bühnenrandes, anderthalb Meter von der Speisetafel fort, läßt sich darüber berichten und zeigt den höchsten Würdenträgern des Reiches, daß zu seinem Umgang auch berufsmäßige Mörder gehören. Da man Hypnose in jener Zeit noch nicht kannte und man nicht annehmen kann, daß die Gäste unter dem Zwange von Macbeths Suggestion nicht sehen, was er nicht gesehen haben will, so müßte der König schon vor dem Erscheinen des Geistes seinen Verstand vollkommen

Digitized by Google

verloren haben, wenn er so unsinnig gehandelt hätte. Es muß wirklich ein ganz unfähiger, phantasieloser Regisseur gewesen sein, der auf diese Art der Darstellung verfallen ist, die jetzt die Heiligkeit einer Bühnentradition erlangt hat. Vor mehreren Jahren habe ich an dieser Stelle die allein mögliche Art der Vorführung dieser Szene auseinandergesetzt: der englische König speiste damals für gewöhnlich allein, bei festlichen Gelegenheiten wurden nur wenige, die höchsten Vasallen, für würdig gehalten, mit ihm an einer Tafel zu sitzen. Diese Tafel steht im Bankettsaal erhöht, auf einer Estrade und ist durch ein Holzgitter von dem übrigen Teil des Saales abgeschlossen; die sonstige Hofgesellschaft nimmt an dem Feste nur teil, indem sie das Gitter umdrängt und zuschaut. Und daß bei Macbeths Mahl ein großer Teil der Hofgesellschaft zuschaut, ist für die Wirkung dieser Szene durchaus erforderlich. Der Mörder, der selbst der guten Gesellschaft angehört und entsprechend gekleidet ist, mischt sich unter die Höflinge und stellt sich abgesondert in die Nähe des Bühnenrandes; indem nun der leutselige König an dem Gitter entlang geht und diesem und jenem ein paar gnädige Worte zuwirft, kommt er zuletzt zu dem Gentleman-Mörder und kann mit ihm sprechen, ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Diese Bühneneinrichtung ist nicht aus den Umständen herauskalkuliert, sondern erscheint in der authentischen Beschreibung und auf dem authentischen Bilde desjenigen Gastmahls, das Jakob I. zur Feier des mit Spanien endlich geschlossenen Friedens veranstaltete.

Leider gibt es mehr derartige sinnlose Bühnentraditionen, die dem logischen Denken der Regisseure, welche sie gewissenhaft mitmachen, kein erhebendes Zeugnis ausstellen. Es ist keine Logik, wenn man die idealistische Schwärmerin Desdemona, die Othello nicht wegen seiner Jugend und Schönheit, sondern wegen seines Heldentums liebt, deren Keuschheit und strenge Sittlichkeit Shakspere noch kurz vor ihrem schuldlosen Sterben so rührend vor uns entfaltet, als ehrlose Trägerin widernatürlicher geschlechtlicher Gelüste hinstellt, die allein eine Verheiratung mit einem scheußlichen Neger veranlassen könnten, einem Neger, welchen nun gar das mächtige Venedig unter so vielen zu Gebote stehenden fürstlichen Kondottieren mit aller Gewalt zu seinem Feldhauptmann erkoren haben soll. Es ist keine Logik, wenn Falstaff, dessen Geist und Witz ihn zum Herrn jeder Situation macht, sich plötzlich wie ein alberner Junge benimmt und ein Sitzkissen als Krone aufsetzt, aus keinem anderen Grunde, als weil Schlegel nicht gewußt hat, daß cushion auch „Humpen" heißt. Und es ist, um bei diesem milden Ausdruck zu bleiben, keine Logik, wenn man einer der größten Mannesgestalten Shaksperes den Fluch der Lächerlichkeit anheftet und sie durch die ganze herrliche Rolle sich hindurchstottern läßt, auch aus keinem anderen Grunde, als weil Schlegel einen Uebersetzungsfehler gemacht hat, der nebenbei seit vierzig Jahren in keiner anständigen Ausgabe mehr zu finden ist. Solche Rückständigkeiten, deren delikate Ursachen wir hier nicht

Digitized by Google

erörtern wollen, muß man auf Provinzialbühnen wohl hinnehmen; für die ersten Weltstadt- und Musterbühnen sind sie unerhört. —

Die Umwelt und das Lokal, in dem wir uns bewegen, haben auf die Gestaltung unseres äußeren und inneren Menschen bekanntlich großen Einfluß. Und so ist es möglich, daß auch auf die beiden Künstler, Wegener und Hartau (Banquo), die früher dem Deutschen Theater — und zwar von Natur — angehörten, der enge Raum und die nicht hervorragend klassisch geschulten Mitspieler einen gewissen Druck ausgeübt haben mögen. Jedenfalls machte die letzte Hälfte ihrer Darstellung nicht den überzeugend tiefen Eindruck der ersten. Die kurze, äußerst stimmungsvolle Szene zwischen Macbeth und Banquo vor dem Morde konnte kein Reinhardt besser herausbringen: mit dem verbrecherischen Fühler, den Macbeth dem Freunde entgegenstreckt:

> Steht Ihr dann treu zu mir, wenn's so weit ist,
> Wird's Ehr' Euch bringen.

und mit Banquos ehrenwerter Antwort darauf ist zwischen ihnen alles gesagt. Die bestürzte Miene Macbeths spricht deutlich aus, daß dieser Mann sein Freund nicht sein kann. Nun aber wird Banquo sich untreu, als Macbeth König ist; er heuchelt Freundschaft aus egoistischen Motiven und bleibt am Königshofe. Diese Heuchelei konnte man nicht erkennen; dieser Banquo war auch hier der argwöhnische, scharfe Beobachter des ersten und zweiten Akts; das heißt, er zeigte eine Haltung, die seine geheimen Zwecke vereiteln und ihn in die höchste Gefahr bringen mußte.

Wegener brachte auch im zweiten Teile viele schöne Einzelheiten, z. B. in der wunderbaren Rede nach der Nachricht vom Tode der Lady. Im ganzen aber hatte man den Eindruck, als wenn in den königlichen Gewändern die königliche, heldenhafte Persönlichkeit gesunken wäre. Sollte die Hast der Reden, die oft unschöne Gleichgültigkeit der Bewegungen eine solche Auffassung kennzeichnen? — — Mag die innere Verzweiflung sich noch so tief in seine männlich offenen Züge graben, Macbeth bleibt ein König bis zum letzten Augenblick, wo er von den Zinnen seines Schlosses — auf dieser Bühne war es leider der enge Wehrgang — den Birnamwald anrücken sieht. Wegener sank tiefer und tiefer: im letzten Akt, erschreckend bleich und mager geschminkt, mit wirr vom Kopfe abstehenden Haaren, sah er aus, als ob er sich aus den Delirien eines schweren Krankenlagers soeben erhoben hätte. Das war ein Fehler.

Dieselbe Beobachtung war an der Darstellerin der Lady zu machen. Erstaunen erregte es, in dem vierzeiligen Monolog (III, 2) reines dramatisches Gold, wie es nur Shakspere zu prägen versteht, weggeworfen zu sehen, die wunderbaren Worte:

> O, kein Gewinn und nur Verlust,
> Erfüllter Wunsch in friedensarmer Brust.

Digitized by Google

Welche Wucht von Gehalt hierin! Warum ist sie denn nun nicht froh und glücklich, umsonnt von den Strahlen der Königskrone? warum ist sie genau so ruhelos, seelenleidend wie ihr Gemahl? Das Strohfeuer ihrer Mordlust ist schnell verraucht, auf den Krampf ist die Ermattung gefolgt. Sie ist eben keine Megäre, sondern ein Weib; sie ist keine kieselherzige Verbrecherin, der Tat folgt die Reue auf dem Fuß, eine viel tiefere Reue als die des wild sich über die Hindernisse seiner Mordbahn hinwegarbeitenden Macbeth. Und da auf andere Weise ihre schließliche seelische Zerrüttung und ihr Selbstmord nicht verständlich werden, so legt Shakspere an den Beginn ihrer königlichen Laufbahn diese wuchtigen Worte, die ihren vollkommenen inneren Wandel ausdrücken sollen, dessen erstes Symptom ihr Ohnmachtsanfall gewesen ist. Diese Worte mußten aus tiefster Seele heraus mit dem erschütterndsten Pathos erklingen; sie wurden gleichgültig leise gesprochen, waren also nicht verstanden.

Die Lady war in der Gastmahlszene nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe, die allerdings furchtbar schwer ist. Obgleich sie vor Angst und Verzweiflung über den Wahnwitz ihres Gatten außer sich ist, soll sie doch beruhigen, ermutigen und vor den Gästen vertuschen. Nun aber machte sich in dieser Szene fürchterlichster Aufregung ein kühler Verstandeston geltend, der mit der Situation nichts zu tun haben konnte, also nur eine Redegewohnheit der wirklichen Persönlichkeit war. Mit ein paar spießbürgerlich verständigen Reden mag man als Mutter ungebärdige Jungen im Kinderzimmer gut zu sprechen suchen; in solchen Situationen kann der spießbürgerliche Alltagsverstand nichts helfen. Nach der Verabschiedung der Gäste, als Macbeth den verlorenen Nimbus des Königs und Mannes durch neue Pläne zu seiner Sicherung, die er entwickelt, in den Augen seines Weibes wiederherzustellen sucht, spricht die Lady fast nichts; der Dichter hat alles ihrem stummen Spiel überlassen, und das fehlte. Und doch mußten wir hier noch einmal die alte Lady Macbeth sehen, die darum gewiß nicht weniger liebevoll ist, weil sie „durch Mitleid wissend" geworden. Denn wir sehen sie hier zum letztenmal; was wir später sehen, ist eine andere Person, eine Kranke.

Auch mit der Darstellung dieser anderen konnte niemand zufrieden sein. Lady Macbeth kam langsam die Treppe herab, setzte ihren Leuchter auf den Tisch, rieb hin und wieder die eine Hand und sprach leise vor sich hin, so daß die nicht ganz nahe Sitzenden unmöglich ein Wort verstehen konnten. Dann nahm sie ihr Licht wieder auf und schattenwandelte in ihr Schlafzimmer zurück; nun, wenn sie nicht mehr auf der Bühne ausrichten wollte, dann hätte sie besser getan, ihre Bettruhe nicht zu unterbrechen. Diese großartige Szene, in welcher der Dichter den ganzen Jammer eines vergangenen Lebens in wirren Traumbruchstücken an uns vorüberziehen läßt und gerade damit, im Gegensatz zu zusammenhängenden Klagen, das tiefste Mitleid in der Seele des Hörers erwecken will — eine Szene, die Goethe allein in der Kerker-Szene seines Faust erreicht hat —, ging

Digitized by Google

verloren. Aber wie ist denn in aller Welt so etwas möglich? — Das war eins von den zahlreichen Opfern gesunder Kunst, die auf der Bühne heute noch immer dem Moloch des sonst so gut wie verblichenen Naturalismus gebracht werden. Die Darstellerin wollte das Traumleben wiedergeben, und sie hielt es für wahr, daß Träumende niemals laut und deutlich sprechen, was doch auch sehr häufig vorkommt, sondern nur leise und undeutlich. Der Gedanke, daß dann die Zuschauer nichts verstehen würden, spielte keine Rolle gegenüber der Verpflichtung zum Naturalismus, der in diesem Falle tatsächlich unwahr war. Eine andere Lady Macbeth bildete sich ein, daß Traumredende quarrten wie kleine Kinder. Sie bog sich dem Monde entgegen, den die Regie auf sie scheinen ließ; ohne den Mond hätten die Stumpfsinnigen unter den Zuschauern möglicherweise nicht gemerkt, daß die Lady schlafwandelt; und für solche spielt der Naturalismus doch! Sie verharrte ohne Schonung ihrer Wirbelsäule in dieser Stellung, rieb immerzu die eine Hand und quäkte ihre Rolle in einem, leider ganz unverständlichen Tone herunter. Das war dann freilich noch schlimmer. Man begreift nicht, wie eine energische Regie, die doch auch über einen gewissen Kunstverstand zu verfügen pflegt, solchen Hohn auf die Kunst gestatten kann.

Noch ein Wort über die Aussprache der Namen. Ich weiß nicht, warum man die englischen Namen auf der deutschen Bühne nicht überhaupt deutsch sprechen will, zumal dann, wenn man nicht recht weiß, wie die englische Aussprache ist. Mäcbeth ist entschieden falsch, aber man hörte auch die Aussprache der heutigen Engländer Mäcbéth; doch auch diese Aussprache ist falsch: Shakspere sprach Macbéth. Warum wollen wir nicht einfach Mácbett sagen, zumal alle Uebersetzungen auf diese Betonung gestimmt sind. Mälcolm ist falsch; die heutigen Engländer sprechen Mälc'm, Shakspere aber sprach Malcom oder Malcolm, also genau so, wie wir im Deutschen sprechen würden. Streng durchzuführen ist dieses Prinzip des Deutschsprechens allerdings nicht: so würde ich nicht für Donalbein sein, sondern für Donalbehn. Und Le-ar wird niemand sagen, sondern Lihr.

Hermann Conrad.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Die große Heeresvorlage. Begründung und Deckung.

Als vor einem Jahr die große Verstärkung unserer Kriegsrüstung beschlossen wurde, war vielfach die Auffassung verbreitet, daß man zu viel auf die Flotte, zu wenig auf die Armee verwende. Auch wir haben an dieser Stelle diese Auffassung vertreten. Die Vermehrung der Marinemannschaft und die anderen Verbesserungen schienen uns genügend begründet, aber der Bau der drei großen Schlachtschiffe erschien uns nicht nur nicht genügend motiviert, sondern nicht einmal ratsam. Man darf wohl schon heute sagen, daß die Erfahrung, die wir seitdem gemacht haben, diese Auffassung als die richtige erwiesen habe. Zwar hat sich trotz der großen Verstärkung unserer Seerüstung unser Verhältnis zu England wesentlich gebessert, aber es ist doch wohl nicht unwahrscheinlich, daß diese Besserung sich noch leichter und schneller vollzogen haben würde, wenn wir den Bau jener Schiffe nicht proklamiert hätten. Wir wollen ja keinen Angriff auf England, sind weit entfernt von jedem solchen Gedanken; wir wollen nur einen genügenden Druck ausüben können, damit England in der internationalen Politik unsere Ansprüche in angemessener Weise respektiere, wollen dabei aber nicht die Grenze überschreiten, die England zur Verzweiflung bringen und es seinerseits zum Angriff auf uns provozieren würde. Dieser äußerste Grenzpunkt ist auch heute glücklicherweise noch nicht überschritten, aber der erste ist erreicht und wäre auch ohne jene drei Schiffe erreicht. Auch die Vorstellung, daß man den günstigen Augenblick der Verstimmung gegen England benutzen mußte, um die wünschenswerten Bewilligungen beim Reichstag durchzusetzen, kann heute nicht mehr aufrechterhalten werden. Die politische Erziehung des deutschen Volkes ist soweit fortgeschritten, daß man in Zukunft dem Reichstag wird vertrauen dürfen, er werde in sein altes Laster, sozusagen die Jugendsünde der parlamentarischen Institutionen, die Militärscheu, nicht zurückfallen. Was die internationale Lage Deutschlands und die Aufgaben seiner auswärtigen Politik verlangen, wird schwerlich ein Reichstag noch jemals wieder verweigern. Wir hätten also im vorigen Jahr wirklich an der Flotte etwas sparen können, um uns die große Bürde, die uns jetzt die Armee auferlegt, dadurch etwas zu erleichtern.

Digitized by Google

In diesem Augenblick kommt die Rede des englischen Marineministers Churchill mit dem erneuten Vorschlage, durch Uebereinkommen die Seerüstungen einzuschränken. In der Form, in der Herr Churchill das Abkommen vorschlägt, ist es unausführbar. Der Umstand, daß England neben der eigenen noch die von den Kolonien geschenkten Schiffe zur Verfügung und außerdem stets von fremden Mächten in Bau gegebenen Schiffe auf Stapel liegen hat, die es im Kriegsfall selber nehmen kann, macht alle Verhältnis-Berechnung unsicher, und durch eine vertragsmäßige Uebereinkunft können die Großmächte sich in ihren Rüstungen überhaupt keine Schranken setzen, am wenigsten kann man es auf Jahre hinaus. Dennoch scheint es mir, unter allem Vorbehalt und mit aller Vorsicht, doch nicht so ganz unmöglich, aus dem Churchillschen Vorschlage etwas Praktisches zu entwickeln. Der Staatssekretär v. Tirpitz hat ja durch Akzeptierung die Grundzahl 16 : 10 schon ein gewisses Entgegenkommen bewiesen. Wenn England nun noch einen Schritt weiter ginge und von Worten zu Taten schritte, also etwa erklärte, daß wenn Deutschland von drei Schiffen auf zwei zurückginge, England sofort um zwei Schiffe zurückstecken würde, so wäre stets des unmöglichen „Ferienjahres" ein konkreter, diskutierbarer Vorschlag vorhanden. Nach unserem Flottengesetz legen wir in diesem Jahre drei und im nächsten Jahre zwei große Schiffe auf Stapel. Der Herr Reichskanzler oder der Herr Staatssekretär könnten dann im Reichstag eine Erklärung abgeben, etwa daß angesichts der englischen Anerbietungen die Inangriffnahme des bewilligten dritten Schiffes vorläufig auf ein Jahr vertagt sei und man abwarten wolle, wie die Lage sich im Laufe dieses Jahres gestalte. Man gehe keineswegs eine Verpflichtung ein; unsere Entschlüsse seien ja auch nicht allein nach der englischen Seerüstung orientiert; immerhin könne man einmal sehen und abwarten, wie die Verhältnisse in England sich nun tatsächlich gestalten würden; erste Voraussetzung sei natürlich, daß nicht durch englische Kolonial-Schiffe oder auf anderen Umwegen das englische Entgegenkommen zu einem fiktiven gemacht werde.

Was würden wir bei einem solchen Vorgehen riskieren? Aeußerstenfalls, daß der Bau eines großen Schiffes um ein Jahr verzögert und unser drittes Geschwader ein Jahr später vollzählig wird. Wenn wir uns aber überzeugen, daß die englische Regierung wirklich infolge unseres Vorgehens ihr Flottenprogramm um zwei große Schiffe reduziert, (von fünf auf drei) so kann man im nächsten Jahre weiter sehen. Vermutlich würde man auf beiden Seiten der Nordsee zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß ein solches Einstellen der Rüstungen aufeinander bei der Kompliziertheit der politischen Verhältnisse und maritimen Aufgaben doch nicht durchführbar ist. Man hätte aber den Gewinn, beiderseits guten Willen gezeigt und den praktischen Versuch nicht gescheut zu haben. So ganz ausgeschlossen ist es auch wohl nicht, daß man auf dem Wege noch eine Etappe weiter kommt. Am wenigsten Wert würde ich legen auf die

Digitized by Google

finanzielle Ersparnis, — obgleich auch sie nicht zu verachten ist. Von sehr großer Bedeutung aber würde die innere Annäherung zwischen den beiden früher so befreundeten Nationen sein. Gewiß würde England seine Entente mit Frankreich und Rußland aufrecht erhalten, aber immerhin würde diese doch so sehr gelockert werden, daß Deutschlands Stellung in der Weltpolitik dadurch sehr gehoben und ein Kolonialabkommen mit England selbst erleichtert würde.

Aber wie dem auch sei; die Hauptsache ist, daß wir uns klarmachen, weshalb, nachdem eben erst im vorigen Jahr doch auch für die Armee recht Erhebliches geschehen, nun sobald hinterher die noch viel größere Forderung auftaucht. Zunächst kommt sie nicht so unvermutet, wie man es von manchen Seiten darzustellen beliebt, denn, wie schon gesagt, schon im vorigen Jahr war die Auffassung recht verbreitet, daß die neuen Aufstellungen nicht genügten, aber der Fortgang der internationalen Politik hat noch schneller, als irgend jemand geahnt, die Notwendigkeit neuer Vorkehrungen an den Tag gebracht.

Seit dem Marokko-Konflikt ist in Frankreich unzweifelhaft die Revanchelust wieder sehr lebendig geworden. Noch im Jahre 1909, als die bosnische Frage den europäischen Frieden bedrohte, waren es gerade die Franzosen, die zurückhielten. Wenn jetzt ein Umschlag erfolgt ist, so ist das wohl nicht so sehr ein neues Revanchebedürfnis, als ob das französische Volk in der Marokkofrage von Deutschland hätte eine Demütigung hinnehmen müssen — denn die Sache hat doch mit einem für beide Teile annehmbaren Kompromiß geendet — als eine Folge des Sicherheitsgefühls, das der Verlauf der Angelegenheit den Franzosen verschafft hat. Es ist ihnen zum vollen Bewußtsein gekommen, wie sehr ihren beiden Freunden, den Russen und den Engländern, daran liegt, daß sie als Großmacht erhalten bleiben. Auf Rußland haben sie ja nun schon lange gebaut, aber daß England sich so bereitwillig an ihre Seite stellte, war ihnen doch eine sehr wohltuende, kaum in diesem Maße erwartete Erscheinung. Sie fürchten sich seitdem nicht mehr vor uns; sie haben sozusagen das Gefühl, daß sie, wenn der Krieg kommen sollte, gegen eine volle Niederlage wie 1870 auf jeden Fall gedeckt seien; sie glauben, daß sie bei einem Kriege vielleicht sehr viel zu gewinnen, aber nicht so sehr viel zu verlieren haben. Das gibt Zuversicht, und an der Zuversicht hat sich auch die schon fast entschlafene Revanche wieder zu einer positiven Kriegslust entzünden lassen.

Diese allgemeine raufluftigere Stimmung der Franzosen, die ja auch schon im vergangenen Jahr vorhanden war, wäre ja nun nicht so sehr gefährlich, da ja in England die Friedensliebe über die Kriegstreibereien die unzweifelhafte Oberhand gewonnen hat und auch die Franzosen zurückhält. Nun aber hat die Balkankrisis eingesetzt und sehr bedeutsame neue Verhältnisse geschaffen. Die Jungtürken haben sicherlich dem ottomanischen Reiche viel Gutes gebracht, aber die fortschreitende Auflösung doch nicht zu verhindern vermocht, und die Verstärkung, die Bulgarien, Serbien und

Digitized by Google

Montenegro gewinnen, bedeutet — wenigstens für die nächste Zeit — eine gewisse Bindung der österreichischen Kräfte, die mittelbar die internationale Stellung Deutschlands schwächt. Die Hauptsache aber ist das nicht. Die Hauptsache, die amtlich nicht mit der richtigen Akzentuierung verkündet werden darf, ist die Haltung, die Rußland in diesem Winter eingenommen, und die wahrhaft erstaunlichen Kräfte, die es dabei gezeigt hat. Während Rußland in aller Stille sich die weite Mongolei angliedert und in Persien eindringt, will es zugleich weiter die Hegemonie auf dem Balkan mit dem Ausblick auf die direkte Herrschaft in Konstantinopel und an den Meerengen, und wenn etwa das ottomanische Reich auch in Asien ins Wanken geraten sollte, so meldet sich auch da bereits Rußland als der Erbe. Den ganzen Winter hat die Kriegsmacht des Zaren halbmobil an der österreichischen und deutschen Grenze gestanden. Während aber Oesterreich nur mit der größten Mühe und unter starken Opfern die Geldmittel aufbringen konnte, um seine Großmachts-Autorität bei den Balkanstaaten zu wahren, hat Rußland seine Rüstungen, man möchte beinahe sagen, spielend aufgebracht und ertragen und den Balkanstaaten so sehr den Rücken gestärkt, daß selbst das winzige Montenegro noch in diesen Tagen fast höhnisch den Oesterreichern Trotz zu bieten wagte. Man darf es sich nicht verhehlen: die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte Rußlands sind viel größer, als man früher angenommen hat. Die schweren Kosten des japanischen Krieges wie die wirtschaftlichen Verwüstungen in der Revolution sind schnell ausgeheilt, und die Agrarreformen im Innern wie die Kolonisation in Sibirien und Turkestan füllen die Scheuern mit Frucht. Wenn schon wieder eine Anleihe von 700 Millionen Franken in Paris angekündigt ist, so ist sie bestimmt für neue Eisenbahnen, die das Baumwollgebiet in Turkestan zukunftsreich mit der sibirischen Bahn verbinden sollen. Dabei hat dieser Staat 165 Millionen Einwohner, 100 Millionen mehr als das Deutsche Reich, und unterhält eine Friedensarmee so groß wie die von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien zusammengenommen.

Der Ehrgeiz Rußlands mag sich wohl eine Zeit lang verbergen oder gedämpft werden, aber schließlich wird er mit unzähmbarer Gewalt immer wieder hervorbrechen. Im Krimkriege wurde er durch die vereinigten Anstrengungen Frankreichs und Englands unterstützt von Oesterreich zurückgedrückt. Zwanzig Jahre später war Rußland wieder da, kam bis vor Konstantinopel, und wich erst, als England und Oesterreich mit Krieg drohten und auf dem Berliner Kongreß Bismarck ihm die Hilfe, die es von ihm forderte, versagte. Jetzt droht es von neuem und umsomehr, als der Panslavismus das Moskowitertum mit immer steigender Leidenschaft erfüllt. Man erinnere sich an jene jetzt von Kuropatkin veröffentlichte Denkschrift, die er im Jahre 1900 als Kriegsminister dem Zaren einreichte (vergl. den Aufsatz von Dr. E. Daniels, Bd. 149, S. 399), in der er ihm für jetzt von einer Expansionspolitik abrät, weil die Zeit ohnehin für Rußland arbeite es werde einmal 400 Millionen Einwohner haben, und dann werde ihm

Digitized by Google

niemand widerstehen können. Unter den Ozeangestaden, zu denen Rußland hinstreben müsse, wird auch Norwegen genannt. Als Kuropatkin dies schrieb, hatte, wie er sagt, Rußland 130 Mill. Einwohner; in den 12 Jahren, die seitdem vergangen sind, hat es trotz Krieg und Revolution bereits wieder um 35 Millionen, das ist beinahe so viel, wie Frankreich überhaupt Einwohner hat, zugenommen — es ist wirklich auf dem Wege zu dem Vierhundertmillionen-Reich.

Hier liegt die eigentliche Gefahr für den Weltfrieden wie für die Zukunft aller Kultur. Der Versuch, auch in Rußland den Samen verfassungsmäßiger Freiheit auszustreuen, hat zwar zur Schaffung einer Duma geführt, aber sehr schnell hat sich diese sogenannte Volksvertretung als ein neues Organ des russischen, welterobernden Nationalismus entwickelt, der doch schließlich nichts ist als die Barbarei mit hochgetriebener Technik. Auch in Deutschland sind wir ja leider nicht ganz frei geblieben von jener Verunstaltung des nationalen Idealismus in den nationalen Fanatismus. Max Lehmann in seiner prachtvollen Rede über die Erhebung von 1813 hat nicht umhin gekonnt, eine patriotische Warnung vor solchem Abwege einzuflechten. Aber Rußland, der edleren Kräfte des Volkstums, wie sie allein die Freiheit erzeugt, entbehrend, ist ganz und gar nichts, als Völker mordender Nationalismus. und hinter diesem diabolischen Triebe steht die ungeheure Masse, straff organisiert und unter reißend steigendem Wachstum.

Die „Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin" hat im vorigen Jahre eine Studienreise nach Rußland organisiert mit zahlreichen Teilnehmern, höheren Beamten und Gelehrten, die voll von Anerkennung, ja von einer Art Enthusiasmus für den Fortschritt der russischen Volkswirtschaft und auch, was wohl zu bemerken ist, für die Tüchtigkeit, das Streben und die Erfolge der russischen Verwaltung, zurückgekehrt sind. In einem von Prof. Max Sering herausgegebenen Bande*) ist ein Teil der Ergebnisse dieser Studien jetzt publiziert; die Aufsätze sind nicht alle von gleichem Wert, z. B. derjenige über die russischen Finanzen ist ungenügend und zum Teil geradezu irreführend, z. B. wenn gesagt ist: Die Ausgaben für die Landesverteidigung seien seit dem Jahre 1907 bloß um 60 % gestiegen; die Ausgaben für den Volksunterricht aber um 98 % und für Agrarwesen um 234 %: das erinnert an das Schiff, dem auf der Fahrt 50 % seiner Passagiere verunglückt waren, nämlich einer, da es nicht mehr als zwei gehabt hatte. Aber die Tatsache, daß Rußland in den beiden letzten Jahren keine Anleihen mehr aufgenommen und über 400 Mill. Mark an seiner Staatsschuld getilgt hat und zugleich in seiner Bank den größten Goldschatz der Welt, etwa dreimal soviel wie die Bank von England oder die Deutsche Reichsbank, lagern hat, bleibt bestehen und bezeugt uns, mit wie einem

*) Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Aufsätze und Vorträge, im Auftrage der Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin herausgegeben von Max Sering, Berlin und Leipzig 1913, G. J. Göschensche Buchhandlung.

Digitized by Google

gefährlichen Gegner wir es zu tun haben. Ein intelligentes, autokratisches Regiment, wie es das russische tatsächlich ist, kann für die materielle Entwicklung eines Landes unendlich viel tun — man vergleiche einmal, wie sehr nicht bloß die politischen, sondern auch die wirtschaftlichen Kräfte eines von der Natur doch auch so reich ausgestatteten Gebietes wie Oesterreich-Ungarn durch seine elenden parlamentarischen Verhältnisse an allen Ecken und Enden niedergehalten, gefesselt und geschädigt werden.

Professor Sering sagt in dem Geleitwort in dem eben zitierten Sammelbande über Rußland, daß wir dessen Entwicklung „mit Aufmerksamkeit und sympathischer Anteilnahme zu folgen Anlaß haben." Sympathisch? Ich täte es gern, wenn ich in Rußland nur die Kulturmacht sähe, die in ihrer eigentümlichen Ausgestaltung auf Grund des griechischen Christentums die originalen Gebilde des menschlichen Daseins bereichert. So stellt es uns der Berliner Kirchenhistoriker Professor Holl in dem Sammelbande höchst anschaulich dar. Aber Rußland ist für uns nicht bloß eine Kulturmacht, sondern vor allem eine politische Macht und als solche der furchtbarste Feind, den wir haben. Vielleicht, daß gerade einmal der Fortschritt zu innerer Auflösung des Ungeheuers führt. Aber mag sich uns auf diesem Wege in späterer Zeit einmal ein Bundesgenosse entwickeln, zunächst ist unsere Aufgabe, uns mit eigener Kraft einen Damm gegen die steigende Flut zu errichten, und wie wir uns selber vor Rußland schützen müssen, so ist es unser eigenes, höchstes Lebensinteresse, auch Oesterreich vor Rußland zu schützen, und wir alle beide müssen mit der alleräußersten Machtentfaltung auf dem Fleck sein, wenn etwa die Frage der asiatischen Türkei in den nächsten Jahren wirklich aufgehen sollte. Es ist eine sehr äußerliche Auffassung, die Lasten der Kriegsverfassung als eine bloße Versicherungsprämie hinzustellen. Als ob mit der Erhaltung des Friedens bereits das allerletzte und höchste aller Ziele erreicht wäre. Wir bedürfen der höchsten Kraftanspannung in unserer Kriegsrüstung, um auch den positiven Zielen, die unserem Volke im Wettkampf mit andern Völkern auf der Erde gestellt sind, gerecht zu werden.

Was wir zu tun haben, ist nichts anderes, als endlich das Programm auszuführen, was unsere Väter schon vor hundert Jahren aufgestellt, was aber bisher noch niemals zur vollen Wirklichkeit geworden ist, nämlich die allgemeine Wehrpflicht. Eine eben erschienene Schrift des Generals v. Beseler*) legt das in eindrucksvoller Weise dar. Im Jahre 1911 sind nicht weniger als 95280 taugliche junge Männer von der Ableistung der Dienstpflicht befreit geblieben, während 292155 eingestellt wurden. Selbst unmittelbar nach dem Abschluß der Freiheitskriege ist die stehende Armee trotz der Verarmung und teilweisen Verwüstung des Landes relativ stärker geblieben als wir sie heute haben, und Boyen, der Kriegsminister,

*) Die Allgemeine Wehrpflicht. Ein Gedenkwort zum 17. März von Hans v. Beseler, General d. Inf. z. D. Berlin 1913. E. S. Mittler und Sohn.

Digitized by Google

fand den Satz von einem Prozent der Seelenzahl, oder wie er es damals ausdrückte, 10000 Mann auf die Million, nicht groß und wollte die Armee, je nach den politischen Umständen, größer oder kleiner machen. Heute ist uns neben den politischen Umständen der volkspädagogische Gedanke in der allgemeinen Wehrpflicht fast nicht weniger wichtig. Weder die Kosten, die der Allgemeinheit auferlegt werden, noch die Last, die der Einzelne durch die Dienstjahre und die ganze Strenge der Disziplin auf sich nimmt, wiegen uns den unendlichen Gewinn auf, den das Volk im ganzen wie jeder Einzelne an Zucht und Gesundheit aus der Dienstleistung mitnimmt.

Wenn man sich erinnert, wie schwer den Volksvertretungen ehedem die Bewilligungen für die Armee zu entreißen waren, und sieht, wie leicht es jetzt geht, so möchte man sagen, je höher die Lasten werden, desto williger werden sie getragen. Wirklich hat die Volkserziehung in diesem Punkt große Fortschritte gemacht. Vor einigen Monaten ist ein Schriftchen erschienen von H. W. Pinkow,*) welches den Kampf der öffentlichen Meinung gegen die Militärlast im 19. Jahrhundert quellenmäßig verfolgt und darlegt. Immer von neuem wiederholen sich dieselben Argumente: die Steuern erdrücken das Volk und der öffentliche Wohlstand geht zugrunde. Seit 1815 haben die Volksfreunde so argumentiert und so prophezeit. Die Steuern aber haben das Volk nicht erdrückt und der öffentliche Wohlstand ist nicht nur nicht zugrunde gegangen, sondern in einem Grade gestiegen, wie ihn noch kein Zeitalter in der Geschichte der Menschheit erlebt hat, und in allererster Linie verdanken wir dieses materielle Wohlbefinden den vielgeschmähten Heereseinrichtungen, die den Krieg im Verhältnis zu früheren Zeiten zu einer so großen Seltenheit gemacht haben. Die Dresdner Bank**) hat sich das Verdienst erworben, in einem viel verbreiteten, auch in englischer, französischer und spanischer Sprache erschienenen Heftchen der Welt einen zahlenmäßigen Ueberblick über den Reichtum des heutigen Deutschland vor die Augen geführt zu haben. Der wirtschaftliche Aufschwung und das Wachsen des Wohlstandes hat sich namentlich in der letzten Zeit bei allen Völkern der Erde, wie wir eben gesehen haben auch bei den Russen, vollzogen, in ganz besonderem Maße aber, wie sich aus dem, offenbar von einem wissenschaftlich durchgebildeten Nationalökonomen ausgearbeiteten Heft der Dresdner Bank ergibt, in Deutschland. Das vielbeklagte Steigen der Militärlast ist also nur ein scheinbares; in Wahrheit geht sie im Verhältnis zu dem steigenden Wohlstand fortwährend zurück. Kein Wunder also, daß die Parlamente williger geworden sind in der Hergabe der Mittel.

*) H. W. Pinkow, Der literarische und parlamentarische Kampf gegen die Institution des stehenden Heeres in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1815—1848). Berliner Dissertation. 1912.

**) Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands. Ueberreicht von der Dresdner Bank anläßlich ihres 40jährigen Bestehens. 1. Januar 1913. Gedruckt in der Reichsdruckerei, Berlin.

Digitized by Google

Daß wir die neuen Lasten ohne wesentliche Beschwerde tragen können, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Die Frage aber ist und wird noch Gegenstand großer Kämpfe sein, auf welche Weise die neu geforderten Mittel aufzubringen sind.

Für die einmaligen Ausgaben ist eine außerordentliche einmalige Steuer auf alles Vermögen von mehr als 10000 Mk. in Aussicht genommen, die eine Milliarde einbringen soll und „Wehrbeitrag", „Opfergabe", auch „Brandschatzung" genannt wird. Die Idee hat wunderbar eingeschlagen und die Popularität ist noch ganz besonders gesteigert worden dadurch, daß die regierenden Fürsten sich bereit erklärt haben, aus freiem Antrieb — da sie als Inhaber der Souveränität nicht besteuert werden können — ihren Beitrag zu zahlen. Da das Vermögen nicht der einzige Maßstab für die Leistungsfähigkeit ist, sollen daneben auch die großen Einkommen (über 50000 Mk.) herangezogen werden. Der Satz von ½ Prozent ist einheitlich, nicht progressiv, und die Zahlung kann auf zwei Jahre verteilt werden.

Wenn man noch die Klausel einfügte, daß die kleinen Vermögen nur herangezogen werden, wenn sie mit einem gewissen Einkommen verbunden sind, so ist die Konstruktion so gut, wie es die Natur der Aufgabe nur erlaubt. Trotzdem ist sachlich sehr viel einzuwenden. Das Vermögen ist kein so guter Maßstab für die Leistungsfähigkeit, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte, denn erstens ist der Ertrag aus den Vermögensarten überaus verschieden und steigt von Null, z. B. bei Kunstsammlungen, und 2 oder 3 Prozent bei vielen Landwirtschaften, zu Dutzenden und vielen Dutzenden von Prozenten bei kaufmännischen und industriellen Unternehmungen. Zweitens sind viele Vermögensobjekte zwar sichtbar, aber überaus schwer abzuschätzen, wie Landgüter und Fabriken. Oder drittens sie sind unsichtbar, wie die gewaltige Masse der Wertpapiere, und dann ist der Fiskus fast ganz auf die Ehrlichkeit der Steuerzahler angewiesen, d. h. die Ehrlichen zahlen und die Unehrlichen zahlen nicht. Nur mit einer durchgebildeten Organisation und scharfen Kontrollen sind alle diese Schwierigkeiten zu überwinden. Für eine einmalige Steuer sind solche Organisationen und Kontrollen, wo sie nicht schon bestehen, sehr schwer zu beschaffen und sehr kostspielig. Nur dadurch, daß die Vermögenssteuer sehr niedrig, eine bloße Ergänzungssteuer war, hat sie in Preußen bisher ohne gar zu heftige Beschwerden funktioniert.

Trotz aller dieser Einwände ist die Forderung dennoch rein aus taktischen Gründen nicht nur gut zu heißen, sondern als ein geradezu geniales Auskunftsmittel freudig zu begrüßen. Bei jeder Steuer ist nicht nur die materielle Belastung, sondern auch das psychologische Moment in Betracht zu ziehen. Die regelmäßige jährliche Steuer zahlt der Bürger immer mit einem gewissen Murren, weil es sein muß und die Notwendigkeit, daß überhaupt Steuern zu zahlen sind, nun einmal nicht zu leugnen ist. Mit Leichtigkeit wird aber oft das Doppelte ausgegeben für das, was man wünscht und will und dessen unmittelbaren Zweck man sieht und billigt.

Digitized by Google

So ist es hier. Die unmittelbare Verbindung mit dem Gedanken des besseren Schutzes unserer Grenzen und der Verbesserung der vaterländischen Wehr nimmt dieser einmaligen Steuer soviel von dem Gehässigen, das man sonst in dem Steuerbegriff empfindet, daß selbst die tatsächlichen Unbilligkeiten und sonstigen Nachteile, die mit diesem Wehrbeitrag verbunden sind und wovon man noch mehr aufzählen könnte, nicht in Betracht kommen. Der Reichstag wird die Vorlage unzweifelhaft glatt bewilligen.

Schwere Kämpf aber stehen bevor wegen der dauernden Steuern. Das schon einmal hinausgeschobene Versprechen der Herabsetzung der Zuckersteuer muß von neuem hinausgeschoben werden und ist damit wohl definitiv zurückgenommen. Ebenso bleibt jetzt der nur provisorisch eingeführte hohe Verkaufsstempel bei Grundstücken. Die Einzelstaaten müssen einige ertragreiche Stempelsteuern dem Reich überlassen und sehen, wie sie dafür Ersatz schaffen. Das Reich erhöht diese ihm zugewiesenen Steuern und führt außerdem einen Stempel auf alle Versicherungen ein. Das Erbrecht des Reiches an Stelle der „lachenden Erben", wo kein Testament vorliegt, soll 15 Millionen bringen und wird vermutlich sehr viel mehr bringen. In diesen „Jahrbüchern" ist schon 1909 für diese den alten deutschen Rechtsanschauungen entsprechende Reform plaidiert worden. Justizrat Bamberger hat seitdem lebhaft Propaganda dafür gemacht, aber durch ungeheuerliche Uebertreibungen auch sehr geschadet.

Das interessanteste und bedeutsamste Stück in der ganzen Steuervorlage ist das Projekt der Vermögenszuwachssteuer. Sie soll eine Reichssteuer sein, aber die Einzelstaaten sollen berechtigt sein, ihre Quote, die gemäß der Veranlagung für den Wehrbeitrag bemessen wird, durch irgend eine andere Form der Besitzsteuer abzulösen. Diese Konzession an den Partikularismus wird von der öffentlichen Meinung vermutlich mit Zorn abgelehnt werden und auch im Reichstag schwerlich Beifall finden. Mag es taktisch wünschenswert gewesen sein, die dauernde direkte Reichssteuer zunächst mit dieser föderalistischen Klausel zu versüßen, sachlich ist sie so verkehrt, daß ich es für überflüssig halte, überhaupt noch ein Wort darüber zu verlieren. Wir haben ja allerdings noch viel schlimmere Mißbildungen auf dem Steuergebiet aus parteitaktischen, klassenegoistischen oder ähnlichen Motiven gehabt, wie z. B. die Lex Huene im Jahre 1885, wo das Zentrum Reich und Staat künstlich arm erhielt, indem es letzteren zwang, Gelder, die aus den Schutzzöllen eingingen, an die Kreise zu verteilen, die sie gar nicht gebrauchten. Hat Bismarck sich das gefallen lassen müssen, so muß man auch heute darauf gefaßt sein, daß einmal etwas völlig Widersinniges zugestanden werden muß. Aber vorläufig scheide ich diese Klausel aus und ziehe nur die Vermögenszuwachssteuer als einheitliche Reichssteuer in Betracht.

Sehr erfreulich ist darin zunächst das neue Prinzip, daß als Maßstab für die Leistungsfähigkeit nicht das Einkommen, nicht das Vermögen,

Digitized by Google

sondern der Zuwachs des Vermögens angenommen worden ist. Soviel ich weiß, verdanken wir diesen neuen, überaus zukunftsreichen Gedanken dem freikonservativen Abgeordneten, Landrat a. D. von Dewitz-Oldenburg. Um ihn zu würdigen, muß man davon ausgehen, daß es einen einheitlichen, allgemein gültigen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Steuerzahler nicht gibt. Daß das Vermögen ein sehr mangelhafter Maßstab ist, haben wir oben schon gesehen. Etwas besser ist das Einkommen als Maßstab zu gebrauchen, aber die subjektiven Verhältnisse sowohl des Familienstandes wie der sozialen Stellung modifizieren die Leistungsfähigkeit ganz außerordentlich und können vom Gesetz (mit Ausnahme des sogenannten Kinderprivilegs) so gut wie gar nicht berücksichtigt werden. Auch ist ein großer Unterschied zwischen fundiertem und nicht fundiertem Einkommen. Die preußische Gesetzgebung hat deshalb sehr richtig Einkommen- und Vermögenssteuer kombiniert. Nun soll als dritter Maßstab oder, man kann beinahe sagen, als neues Korrektiv der Vermögenszuwachs in Kraft treten. Dieser ist zweifellos insofern ein ganz besonders zuverlässiger Maßstab, weil da, wo Vermögen angesammelt wird, auch immer Leistungsfähigkeit vorhanden sein muß. Freilich würde es wieder zu groben Ungerechtigkeiten führen, wenn man allein den Vermögenszuwachs als maßgebend für die direkten Steuern ansehen wollte, aber in der Kombination mit den schon bestehenden Einkommen- und Vermögenssteuern ist der neue Modus sicherlich sehr geeignet, das System der direkten Steuern den realen Verhältnissen so sehr wie nur menschlich möglich anzupassen. Ich habe bereits in unserm Septemberheft die Vorzüge des „Zuwachses" als Maßstab eingehend dargelegt und kann prinzipiell auf diesen Artikel verweisen. Der Haupteinwand gegen jede Zuwachssteuer ist, daß damit die Sparsamkeit besteuert werde. Dieser Einwand schlägt aber nicht durch, da durch Sparsamkeit immer nur mäßige Vermögenserhöhungen erlangt werden, man also durch Freilassung solcher mäßigen Steigerungen die Sparsamkeit genügend schont. Die bei weitem größte Masse der Vermögenssteigerungen entsteht durch Konjunktur und Spekulation. Gerade diese äußerst tragfähigen Intraden werden bisher so gut wie gar nicht besteuert, da sie nicht als Einkommen gerechnet werden, also nur nachträglich der so geringen Vermögenssteuer unterliegen. Der einzige Modus, sie wirklich zu fassen, ist eine progressive Zuwachssteuer, die daneben auch die Akkumulationen aus den Einkommen, die so groß sind, daß der Inhaber sie überhaupt nicht mehr verbrauchen kann, in der wünschenswertesten Weise trifft.

Die Schwierigkeit der Steuer liegt in der Frage, wann ein Vermögenszuwachs realisiert ist. Ich habe diese Schwierigkeit früher für so groß gehalten, daß ich deshalb die ganze Steuer verwarf, aber es scheint mir jetzt doch, daß man darüber hinwegkommen kann. Wie die Vorlage die Frage regeln will, ist noch nicht bekannt gegeben. Vermutlich so, daß der Zuwachs immer nur von dem jemals erreichten Höchstpunkt des Besitzes gerechnet wird.

Digitized by Google

Nun aber kommt eine sehr wunderliche Bestimmung: auch Erbschaften sollen unter den Vermögenszuwachs gerechnet werden. Das ist prinzipiell wie praktisch ein schwerer Fehler. Eine Vermögenszuwachssteuer ist eine ausführbare und gute Sache. Eine Erbschaftssteuer ist ebenfalls eine ausführbare und gute Sache. Aber beides unter eine Rubrik zu bringen, verdirbt beides. Ob jemand von seinen Eltern soviel Vermögen erbt, daß er auf seinem bisherigen wirtschaftlichen Niveau weiterleben kann oder gar, weil er mit vielen Geschwistern zu teilen hat, einige Stufen herabsteigen muß, oder ob einem bestehenden Vermögen durch Spekulation, Konjunktur oder sonstwie eine Vermehrung zuwächst, das sind schlechthin verschiedene Vorgänge, die nicht mit demselben Maßstab gemessen werden dürfen. Ein ererbtes Vermögen, unter Umständen auch ein ziemlich hohes, ist oft nur wenig steuerkräftig; ein Vermögen, das Zuwachs erfährt, ist immer in hohem Maße steuerkräftig.

Die richtige Lösung der Aufgabe, wie sie jetzt gestellt ist, ist die Erbzuwachssteuer. Beide Steuern, Vermögenszuwachssteuer (ohne Einbeziehung der Erbschaften) und Erbzuwachssteuer sind im Grunde dasselbe; sie besteuern dasselbe Objekt nach denselben Maßstäben und unterscheiden sich nur durch den Modus der Erhebung: die eine wird alle zwei Jahre veranlagt und jährlich, die andere nur einmal in jeder Generation erhoben. Die Erbschaftssteuer ist, wie man gesagt hat, eine intermittierende Vermögenssteuer. Ihr Vorzug ist, daß sie in einem Augenblick erhoben wird, wo der Betrag jedes Vermögens ohnehin meistens festgestellt wird, wo also Defraudation und Fehler besonders leicht vermieden werden können, so daß die Steuer mittelbar auch zur Kontrolle für die anderen direkten Steuern dient. Der fernere Vorzug ist, daß beim Erbübergang die Realisation gemachter Gewinne ohnehin als vollzogen angesehen wird und nicht angefochten werden kann. Will man in der großen einmaligen Zahlung einen besonderen Nachteil sehen, so liegt es ja in der Hand jedes Familienvaters, die einmalige Belastung in eine jährliche umzuwandeln vermöge einer Lebensversicherung.

Ohne Schwierigkeit ließe sich die Steuer mit dem jetzt auszuschreibenden einmaligen „Wehrbeitrag" verbinden, indem man zugleich mit der Vermögensdeklaration eine Erklärung darüber vorschreibt, wieviel von dem deklarierten Vermögen von den Eltern ererbt ist. Sollten dabei Ungenauigkeiten unterlaufen, so kommt nicht so sehr viel darauf an. Herr v. Dewitz hat bei einer Progression von ½ bis 10 % unter Freilassung alles billigerweise Freizulassenden und bei einem Maximum von 5 % von dem Gesamtvermögen den jährlichen Ertrag einer Reichserbzuwachssteuer auf 180 Millionen Mark berechnet. Der jährliche steuerpflichtige Zuwachs ist dabei, sehr gering, auf sechs Milliarden angenommen. Da jetzt der große „Wehrbeitrag" erhoben wird, ist es natürlich unmöglich, bei den nächsten Erbfällen bereits wieder eine so hohe Steuer zu erheben. Man müßte eine Uebergangszeit von fünf bis zehn Jahren schaffen, in denen zunächst niedrigere und erst

Digitized by Google

allmählich steigende Sätze erhoben werden, bis der Normalsatz erreicht ist Die 80 Millionen, die wie es scheint, nach dem Vorschlag des Bundesrats die Vermögenszuwachssteuer jährlich bringen soll, sind auch auf dem Wege der Erbzuwachssteuer von Anfang an ohne gar zu große Härte zu erbringen.

Wenn hiernach alle sachlichen Gründe für diese Form der Steuererhebung sprechen und der Bundesrat sie dennoch nicht gewählt hat, so können es nur parlamentarische Erwägungen gewesen sein, die ihn auf den weniger guten Weg getrieben haben: man hat sich überzeugt, daß die beiden Parteien, ohne die man nicht arbeiten kann, die Konservativen und das Zentrum, sich so sehr gegen jede Erbschaftsbesteuerung festgelegt haben, daß man geglaubt hat, sie ihnen nur unter der Form der Vermögens-Zuwachssteuer unterbreiten zu können, mit der oben schon genügend gekennzeichneten Klausel, daß die Gliedstaaten (also auch Preußen) sich ihr entziehen können.

Sollte dieser Widerstand wirklich unüberwindlich sein? Sollten sich jene beiden Parteien nicht doch noch überzeugen lassen, daß nichts als eine Art abergläubischer Scheu vor dem Wort „Erbschaftssteuer" ist, die sie verhindert, das sachlich Richtige und auch ihren eigenen Interessen Entsprechende zu tun?

30. 3. 13. Delbrück.

Oesterreichs Orientpolitik. — Die Verlängerung der militärischen Dienstzeit in Frankreich.

Das Urteil, welches über die Orientpolitik Oesterreichs während des Balkankrieges gefällt wird, lautet weder innerhalb der Habsburgischen Monarchie noch in Deutschland besonders günstig. Ueberall, wo man Oesterreich liebt und mächtig zu sehen wünscht, wo man an seine Zukunft glaubt, wird die Haltung des Wiener Kabinetts gegenüber Rußland und den Balkanslaven für schwächlich erklärt. Daß die französischen und auch die meisten englischen Zeitungen die von der Donaumonarchie in ihren Beziehungen zu Serbien und Montenegro gezeigte Mäßigung rühmen, kann den österreichischen Patrioten nicht trösten, zumal bei jenen Lobeserhebungen in der Presse der Westmächte oft ein höhnischer Nebenton mitschwingt.

Bevor die Liga der christlichen Balkanfürsten, im vorigen Oktober losschlagend, dem Sultan Mehemed V. die Hauptmasse seiner europäischen Besitzungen entriß, glaubte man ganz allgemein, daß Oesterreich für den Fall des Zusammenbruchs der Türkenherrschaft in Europa mit sehr großen Plänen umgehe. Zwar hatte die Habsburgische Monarchie, als sie 1909 Bosnien und die Herzegowina annektierte den Osmanen den Sandschak zurückgegeben. Aber diesem Schritt des Grafen Aehrenthal nach rückwärts wurde im allgemeinen wenig Bedeutung beigelegt, weil für eine ehrgeizige österreichische Regierung der beste Weg nach Salonichi gar nicht durch den Distrikt von

Digitized by Google

Mitrowitza führte, sondern eine Okkupation Mazedoniens offenbar am zweckmäßigsten mit dem Einmarsch in Serbien eingeleitet wurde. Die geheimen Absichten der Hofburg schienen noch weiter zu greifen und neben den fruchtbaren Landschaften der Morava und des Vardar auch noch die rauhen skypetarischen Gebiete zu umspannen. Wer konnte hieran zweifeln, wenn er den Nachdruck erwog, mit welchem Graf Berchtold bis in den September 1912 hinein den albanesischen Volksstamm gegen die zentralisierenden Tendenzen des türkischen Verfassungsstaats in Schutz nahm! In der Tat! Alle greifbaren Erscheinungen sprachen dafür, daß der Ballplatz, im Einklang mit den geschichtlichen Traditionen der Donaumonarchie, danach strebte, mindestens den Westen der Balkanhalbinsel zu unterwerfen. Um zu diesem Ziel zu gelangen, war nicht absolut notwendig, daß die österreichisch-ungarische Monarchie als solche ihre Grenzen bis nach Griechenland herunter ausstreckte. Vielmehr genügten auch Handelsbündnisse, Militärkonventionen und andere föderative Formen, um Serbien, Montenegro, Albanien, Mazedonien unauflöslich an Oesterreich zu ketten.

Es macht nun auf die öffentliche Meinung des Weltteils den Eindruck, als ob alle diese Hoffnungen und Entwürfe durch das siegreiche Umsichgreifen der levantinischen Kleinstaaten, welchen entgegenzutreten Oesterreich, weit verbreiteter Ansicht gemäß, nicht den Mut hatte, umgestürzt worden wären. Das glauben die unangenehm wie die angenehm Enttäuschten als ausgemacht betrachten zu dürfen. Fehlt es doch auch nicht an Gründen, welche, inmitten der jetzigen orientalischen Krisis hervorgetreten oder schon länger vorhanden, die leitenden Männer in Oesterreich von großen auswärtigen Unternehmungen zurückschrecken mußten. Daß Kaiser Franz Josef keine Erschütterungen mehr zu erleben wünscht, ist verständlich und allgemein bekannt. Die slavischen Untertanen der Doppelmonarchie sind geneigt, einen Vorstoß, welchen Oesterreichs Politik und Waffen in südöstlicher Richtung unternehmen, als einen feindlichen Akt des Germanentums gegen das Slaventum aufzufassen. Zu einem solchen aber ist Oesterreich-Ungarn offenbar nicht fähig. Gegen den ernsten und festen Willen seiner Slaven kann Oesterreich keine Politik machen. Etwa die Hälfte der Oesterreicher und Ungarn sind slavischer Nationalität, und alle Chargen der Armee wimmeln von Slaven. Darum ist ein Kampf zwischen Slaventum und Germanentum im eigentlichen Sinne des Wortes eine Unmöglichkeit. Ein derartiger Schlachtruf darf weder in Deutschland noch in Oesterreich jemals erschallen; er würde in der Habsburgischen Monarchie das Echo des Bürgerkrieges wachrufen.

Schon heute ist die k. u. k. Diplomatie nicht nur durch die österreichischen und ungarischen Südslaven sondern durch deren tschechische Stammesverwandten in ihrer Arbeit empfindlich gestört worden. Das Geschrei der slavischen Solidarität umbrandete die partielle Mobilmachung, zu welcher die Monarchie sich genötigt sah. Soeben wieder ist die Kapitulation Adrianopels in Böhmen mit festlichen Umzügen, Böllerschüssen, bengalischem

Digitized by Google

Licht begrüßt worden. Zu dem die Schlagkraft der österreichischen Politik lähmenden Hader der Nationalitäten kam als weiteres retardierendes Moment die wirtschaftliche Schwäche des Reiches, welche evident zutage trat, als die Aktion des Ballplatzes durch die Zusammenziehung von Truppen in Galizien und den südlichen Provinzen unterstützt werden mußte. Die erforderlichen Summen betrugen kaum eine halbe Milliarde Kronen, für den kolossalen Edelmetall-Umlauf unserer Tage keine sehr große Summe. Aber dieser erste gleichsam spielende Anlauf zu ernsthaften Kriegsrüstungen zeigte, daß die Donaumonarchie aus eigner Kraft nach wie vor keine großen Sprünge machen kann. Das österreichische Inland vermochte die Anleihe nicht aufzubringen das ungarische noch weniger. Da die Börsen der Westmächte aus politischen Gründen der Donaumonarchie keinen Kredit einräumten, sahen sich die Oesterreicher für die Deckung ihres Geldbedarfes auf Wallstreet angewiesen sowie auf die Burgstraße, die selber von hohen Zinssätzen bedrückt war, teils wegen der gefährlichen Weltlage, teils dank der Blüte der Geld über Geld borgenden deutschen Industrie. Infolgedessen kamen der Habsburgischen Monarchie ihre militärischen Präventivmaßregeln nicht billig zu stehen. Beispielsweise mußten die ungarischen Schatzscheine gegen sechs Prozent effektiver Verzinsung untergebracht werden.

Wie schon berührt, wird dieser harte Tribut zu einem bedeutenden Teil an Amerikaner, Deutsche, Holländer, Belgier, Schweizer und andere Fremde entrichtet. Welche Zinsen wird die Habsburgische Monarchie erst bezahlen müssen, wenn der Kriegsfall nicht bloß droht, sondern wirklich eingetreten ist!

Trotzdem Oesterreich-Ungarn aufgehört hat, ein Getreide ausführendes Gebiet zu sein, ist es noch lange kein kapitalreiches Industrieland. Deshalb ist in Cisleithanien die Schicht der Effektenbesitzer nicht breit genug, in Transleithanien spielen diese hochwichtigen Träger der finanziellen Kriegsbereitschaft erst recht eine untergeordnete Rolle. Im übrigen leiden die Finanzen der Doppelmonarchie unter der schwerfälligen dualistischen Reichsverfassung, indem die Ungarn, wie schon seit Jahrhunderten, sich die notwendigsten militärischen Bewilligungen nur nach hartnäckigen parlamentarischen Kämpfen abzwingen lassen. Aber auch der cisleithanische Reichsrat wird durch die endlosen nationalen Streitigkeiten, bei denen nichts Vernünftiges herauskommen will, gelähmt und zu fruchtbarer finanzpolitischer Tätigkeit unfähig gemacht.

Die Folge der wirren inneren Zustände ist ein gefährlich niedriges Militärbudget. Die österreichische Heeresverfassung läßt sich weder mit der des deutschen Bundesgenossen, noch mit der des russischen Rivalen an Leistungsfähigkeit irgendwie vergleichen. Daß, abgesehen von der Unzulänglichkeit der auf die Wehrmacht verwendeten Geldmittel, auch sonst noch bedeutende Gebrechen im österreichischen Heerwesen vorhanden sind, wurde aus dem verblüffenden Personenwechsel an den leitenden militärischen Stellen

Digitized by Google

geschlossen, welcher gerade in dem drangvollsten Augenblick der diplomatischen Kämpfe um den Orient sich abspielte.

Dies sind bei weitem noch nicht alle schwachen Punkte, welche die Weltstellung der österreichisch-ungarischen Monarchie aufweist. Es ist mithin keineswegs wunderbar, wenn heute alle Welt urteilt, Oesterreich unterwerfe sich dem Willen Rußlands und lasse die Balkanhalbinsel fahren, weil es sich zu krank fühle, um die steilen Bahnen des Prinzen Eugen und des Kaisers Josef zu wandeln und in strengeren oder freieren Formen ein morgenländisches habsburgisches Weltreich zu begründen.

Ich glaube, daß solch ein wegwerfendes Urteil der Staatskunst der Wiener Hofburg unrecht tut. Gewiß kann von stolzer Initiative und unerschrockenem Vorwärtsschreiten der österreichischen Balkanpolitik nicht die Rede sein, aber diese Charaktereigenschaften, durch welche Preußen in die Höhe gekommen ist, hat Oesterreich, obwohl es unaufhaltsam wuchs, überhaupt selten an den Tag gelegt; im Laufe seiner ganzen Geschichte treten sie vielleicht nur während der Aera Josefs II. hervor; nicht unbedingt der Monarchie zum Heil gereichend. Im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von inneren und äußeren Feinden umringt und angegriffen, hat das Haus Habsburg stets Rettung und Vergrößerung gefunden, indem es sich zäh in der Defensive hielt, seine Bundesgenossen klug benutzte und, getreu der Talleyrandschen Maxime: „Pas trop de zèle!“, mit vornehmer Ruhe und Geduld auf Gelegenheiten wartete.

Die heutige österreichische Orientpolitik ist der Geringschätzung verfallen, weil das Kabinett von Wien die Erstarkung Serbiens, Montenegros und Griechenlands geschehen lassen will. Es gibt keine schlechtere Entschuldigung, als sich auf die Fehler eines Anderen zu berufen; gleichwohl muß es gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß Rußland, dessen auswärtige Politik allerseits Respekt einflößt, sich auch ohne Krieg hat die Union Bulgariens mit Ostrumelien und seine Emanzipation von der russischen Vormundschaft abzwingen lassen. Aber ist die friedfertige Duldsamkeit Oesterreichs gegenüber der gräkoslavischen Völkerfamilie, welche auf der Balkanhalbinsel emporkommt, überhaupt ein Fehler? Ich glaube, daß man bei sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände jene Frage verneinen muß. Vor dem Arrangement zwischen Oesterreich und Rußland über die partielle gegenseitige Abrüstung, als der Zeitungskrieg zwischen beiden Ländern noch fortdauerte, erschien im Wiener „Fremdenblatt“ ein Artikel, welcher nicht ganz die ihm gebührende Beachtung gefunden hat. Mit Emphase bekannte sich in der bezeichneten literarischen Publikation die österreichische Regierung zu dem Dogma von der Unabhängigkeit der Balkanstaaten. Das offiziöse Preßorgan ging beinahe so weit, seine Freude über die stattfindenden Kriegsereignisse unter dem Gesichtspunkte auszudrücken, daß dadurch die Selbständigkeit der christlichen Gemeinwesen im südöstlichen Europa für alle Zeiten fest begründet würde. Nebenbei jedoch ließ die gouvernementale k. u. k. Stimme die Verlautbarung einfließen, daß Oesterreich-Ungarn, da es fast

Digitized by Google

mit einem Neuntel seines Areals auf der Balkanhalbinsel läge sich als ein Mitglied der dortigen Völkerwelt ansähe und an der Freiheit derselben ein Lebensinteresse nähme.

Unzweifelhaft richtet der vom Ballplatz inspirierte Leitartikel seine Spitze gegen Rußland. Das Zarenreich ist keine Balkanmacht, möchte aber eine werden. Das Objekt seines balkanischen Ergeizes ist das östliche Thrazien mit Konstantinopel und Gallipoli. Hier wünschen die Russen sich festzusetzen, aber die Oesterreicher erklären ihnen: „Hands off! Ihr habt an Bosporus und Dardanellen nichts zu suchen. Die Balkanhalbinsel gehört den Balkanstaaten, uns, die wir mit einem Neuntel unseres Gebiets auf der Balkanhalbinsel liegen und den anderen.“ Ob das Kabinett von Wien, wenn das Zarenreich einmal zu einem Schlage gegen Konstantinopel ausholen sollte, wirklich die Integrität der Balkanhalbinsel gegen das Moskowitertum verteidigen würde, läßt sich heute noch nicht übersehen. Jedenfalls aber richtet sich die Habsburgische Monarchie darauf ein, dermaleinst diese Fahne aufzupflanzen, und vielleicht wird einmal der Tag kommen, an welchem es die russische Reichsduma kaum noch verstehen wird, daß in dieser erleuchteten Versammlung die Einnahme Adrianopels durch das unzuverlässige Bulgarenvolk mit stürmischen Ovationen gefeiert worden ist.

Man würde nicht soviel, wie zu geschehen pflegt, von Niederlagen der österreichischen Orientpolitik sprechen, wenn das seit dem Krimkrieg eingetretene und noch immer fortschreitende Rückgängigwerden der russischen Resorption der Balkanhalbinsel bei den Kritikern die ihm gebührende Beachtung fände. Und zwar ist die große und noch größeres versprechende Stellung, welche Katharina, Alexander und Nikolaus dem Zarenreich im südöstlichen Europa zu erringen verstanden hatten, wesentlich mit durch die stillere oder lautere Tätigkeit der österreichischen Diplomatie zerstört worden Als die Alliierten in der Krim, nachdem sie die Stadt Sebastopol und ihre Feldbefestigungen erobert hatten, schlechterdings nicht wußten, wie sie sich der Forts bemächtigen und überhaupt den Feldzug gegen das unverwundbare Riesenreich weiterführen sollten, entschied Oesterreich durch Entsendung eines Ultimatums nach St. Petersburg den Krieg zugunsten der Westmächte. Auf dem Pariser Kongreß wurde dann das Werk der großen Katharina und ihrer beiden kaiserlichen Enkel in Trümmer geschlagen, indem die Sieger dem Protektorat ein Ende machten, welches Rußland seit dem Frieden von Kutschuk Kainardschi über die Donaufürstentümer ausgeübt hatte. Es war ein ungeheurer Verlust für das Zarenreich. Schon hatte es sich daran gewöhnt, die an der Heerstraße nach Konstantinopel gelegenen fruchtbaren Ebenen der Moldau und Walachei als seine sicheren Anwartschaften anzusehen. Nun wurde ein rumänischer Nationalstaat geschaffen, der den Trieb hatte, sich von dem Slaventum abzusondern und seine eigenen Wege zu gehen. Rumänien hat eine stammesverwandte Irredenta sowohl auf österreichischem Boden, in Siebenbürgen, als auch auf russischem, in Bessarabien. Die österreichische Staatskunst aber vermochte, vom Glück begünstigt, all-

Digitized by Google

mählich zu erreichen, daß die Rumänen ihre begehrlichen Blicke von den Karpathen abwendeten und die Spitze der auswärtigen Politik des jungen Königreichs gegen den Pruth richteten. In Bukarest ist Rußland längst durch Oesterreich diplomatisch aus dem Sattel gehoben worden; die Donaumonarchie hat Bündnis und Kriegskonvention mit Rumänien.

Seit dem Frieden von Bukarest, in welchem die Türken 1812 den Russen Bessarabien abtraten, hat das Zarenreich dem osmanischen nur noch Kars und Batum abgewonnen, die Moldau und Walachei aber, wie gesagt, verloren. Noch schmerzhafter als die rumänische Wunde ist die bulgarische, welche die österreichische Politik gleichfalls Rußland geschlagen hat. Als das Zarenreich auf dem Berliner Kongreß ein Fürstentum Bulgarien ins Leben rief, welches, ähnlich wie früher die Donaufürstentümer, unter russischem Protektorat stand, mußte man russischerseits dem österreichischen Verlangen nachgeben, daß die Habsburgische Monarchie um der Erhaltung des Gleichgewichts willen Bosnien und die Herzegowina besetzen dürfe. Später haben die Bulgaren, nach erbitterten diplomatischen Kämpfen wider ihre russischen Beschützer, bei denen Oesterreich dem kleinen aufstrebenden Gemeinwesen den Rücken deckte, die Vormundschaft der Moskowiter abgeschüttelt. Zum Ingrimm der Machthaber in Petersburg legte sich Ferdinand, als er 1908 Rang und Titel eines souveränen Herrschers annahm, nicht die Königs- sondern die Zarenwürde bei. An der Heerstraße vom Pruth nach dem Bosporus sahen die aus Rumänien hinausgeworfenen Russen in der Gestalt des mächtig gewordenen Bulgarien ein zweites unüberschreitbares Hindernis aufgerichtet. Und mehr als das! Es gab nunmehr neben dem weißen noch einen zweiten Zaren, der, wenn auch vorläufig unausgesprochenermaßen, „Zarigrad" von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien und die Aja Sofia wieder in eine christliche Kirche zu verwandeln, für seine Mission hielt. Die Russen konnten um so weniger daran denken, die sich in Bulgarien vollziehende Entwicklung zu hemmen, als Zar Ferdinand in der Wiener Hofburg eine ebenso feste Stütze fand, wie zwanzig Jahre vorher im Zeitalter der Union Bulgariens mit Ostrumelien, sich Alexander von Battenberg und besonders Stambulow an Oesterreich gegen Alexander III. von Rußland hatten anlehnen können. In Petersburg hoffte man nun wenigstens zu erleben, daß die siegreichen türkischen Konstitutionellen die Oesterreicher wieder aus Bosnien und Herzegowina verdrängen würden. Aber gerade das Gegenteil trat ein. Oesterreich, welches 1878 jene Provinzen besetzt hatte, indem es sich darauf berief, daß die Russen durch ihre Festsetzung in Bulgarien das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel umstießen, dachte nicht nur nicht daran, nach der Emanzipation Bulgariens von Rußland die besetzten Landschaften wieder zu räumen, sondern verleibte sie sich sogar in aller Form ein. Die Jungtürken zeigten sich ohnmächtig, zu verhindern, daß Oesterreich-Ungarn nun definitiv zum Balkanstaat wurde und die Russen nicht minder.

Im Jahre 1910 veröffentlichte der Pariser „Temps" die Nachricht,

Digitized by Google

Rumänien habe mit der Türkei eine Allianz und Kriegskonvention abgeschlossen. Diese Notiz erwies sich als ein Ballon D'Essay. Die Franzosen wollten wissen, ob sich nicht die Türkei auf dem Wege über Rumänien dem Dreibund angeschlossen habe. Wenn das rumänisch-türkische Bündnis von 1910 nicht allein in der französischen Phantasie, sondern auch wirklich bestanden hätte, würde 1912 die Balkanliga den Angriff auf die Osmanen schwerlich gewagt haben. Es scheint mithin, als ob Oesterreich-Ungarn imstande gewesen wäre, die Türkenherrschaft in Europa noch längere Zeit zu erhalten, wenn es nur in Bukarest die geeigneten Ratschläge erteilt hätte. Aber die österreichischen Staatsmänner denken über die Integrität der Türkei nicht mehr wie Metternich, der da sagte: „Die Türkei bietet uns eine Grenze sicher wie das Meer." Trotzdem wir für die türkischen Reformer Sympathien empfinden und auch nach den Niederlagen des osmanischen Heeres an der Ueberzeugung festhalten, daß die Freundschaft der Pforte der deutschen Politik noch von großem Nutzen sein kann, vermögen wir die österreichische Regierung nur zu loben, daß sie es abgelehnt hat, den kranken Mann gegen seine ungeduldigen Erben zu verteidigen. In den „Preußischen Jahrbüchern" hat Heinrich von Treitschke, im vollen Einklang mit so feinen Geistern wie Theodor von Bernhardi, schon vor einem Menschenalter über die Türken gesagt, für ein Volk von Rittern und Rentenverzehrern sei kein Platz mehr in dem modernen Europa. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo Sultan Selim III. den ersten großen Reformversuch unternahm, hat die Türkei nicht weniger als fünfmal ihren fundamentalen staatlichen Umbau eingeleitet. Immer sind die Neuerungen in einem anderen Geiste entworfen worden, aber jede Methode der Verjüngung hat zu dem gleichen negativen Resultat geführt. Aus diesem Bild des immer weiter fortschreitenden moralischen Verfalls, welches man in Wien so nahe vor Augen hatte, haben die Oesterreicher zu lernen mitnichten unterlassen. Die Habsburgische Monarchie ließ die Türkei schon vor den Siegen des Balkanbundes fallen; das bewies der österreichische Vorschlag, die Verwaltung der europäischen Türkei zu dezentralisieren, welcher unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gemacht wurde. Die Osmanen faßten jene Aktion des Grafen Berchtold als einen Schlag gegen den Fortbestand ihrer Herrschaft in Europa auf. So wenig wie die Degeneration der Türken scheint der k. u. k. Diplomatie die relative geistige Lebendigkeit entgangen zu sein, mit welcher sich die griechisch-katholischen Levante-Staaten den vermehrten internationalen Geld-Umlauf zunutze machten, um ihre Heeresverfassungen auszubauen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man in der Metropole an der Donau den reißenden Siegeslauf der Angreifer vorausgesehen habe, welcher alle Welt überraschte. Vielmehr war augenscheinlich, daß die Machthaber in Oesterreich-Ungarn eine Zeitlang schwankten, welche Politik sie gegenüber den Eroberern von Albanien, Altserbien und Mazedonien befolgen sollten. Zwei Parteien traten in der Hofburg einander gegenüber. Die eine sprach sich für eine dilatorische Staatskunst aus, die andere,

Digitized by Google

welche der Erbe der Krone begünstigte, hielt den Augenblick für gekommen, um auf jede Gefahr hin die Hegemonie über den Westen der Balkanhalbinsel zu ergreifen.

Der Entschluß zugunsten der einen oder anderen Richtung war für Kaiser Franz Josef ebenso schwer zu fassen wie einst für den Zaren Alexander III. in der Aera der Auflehnung der Bulgaren gegen seinen Willen. Damals soll es einen Moment gegeben haben, in welchem sogar Fürst Bismarck dem Zaren riet, die Osthälfte der Balkanhalbinsel zu erobern: „Konstantinopel ist Rußlands Hausschlüssel; es muß ihn an sich nehmen", so und ähnlich hat sich, wie es heißt, der deutsche Reichskanzler in jenen Jahren geäußert. Wirklich hat Kaiser Alexander in der Periode der russischen Politik, welche 1886 anhob und, erst mit Alexanders Tode ein Ende nehmend, bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hineinreichte, beständig die Velleität gehabt, mit den Bulgaren zu verfahren, wie gegenwärtig die „Oesterreichische Rundschau" mit den Serben umgesprungen wissen möchte. Aber immer wieder übte der Selbstherrscher aller Reußen gegenüber den undankbaren Bulgaren die Tugend der Geduld, obwohl sich das kleine Volk erkühnte, gegen seinen mächtigen Befreier mit Oesterreich und England zu konspirieren, wie 1909 Serbien gegen den österreichischen Nachbarn sich mit Rußland und England verschworen hat, um während der schwebenden Krisis der Hofburg den gesamten inner- und außerösterreichischen Slavismus auf den Hals zu hetzen.

Der Vergleich zwischen der bulgarischen Politik Alexanders von Rußland und der serbischen Franz Josefs von Oesterreich scheint insofern zu hinken, als die Donaumonarchie nicht allein steht, sondern Deutschland und Italien hinter sich hat, während Kaiser Alexander diplomatisch isoliert war und den Fürsten von Montenegro öffentlich seinen einzigen Freund nannte. Ueber Bismarcks 1890 notorisch sehr stark gewordene Russophilie schritt die Weltgeschichte mit dem Sturz des Reichskanzlers hinweg. Jedoch darf nicht übersehen werden, daß auch Oesterreich, wenn es inmitten der Offensive des Balkanbundes Gewaltmaßregeln gegen die Serben ergriffen hätte, fast überall in Europa gefährliche Leidenschaften gegen sich wachgerufen haben würde. Es wird behauptet, die unbegreifliche Rückgabe des Sandschaks an die Türkei sei so zu erklären, daß Graf Aehrenthal im Herbst 1908 kein anderes Mittel gewußt habe, um die Zustimmung Italiens zur Annexion Bosniens zu erlangen. Von seiten der Italiener sei damals ein moralisches Unterpfand dafür gefordert worden, daß die Habsburgische Monarchie, nachdem sie sich endgültig in Bosnien festgesetzt habe, niemals von Mitrowitza in das Tal des Wardar debouchieren und an dieser großen Verkehrsader und der Bahn entlang nach Salonichi vorrücken werde.

Mag nun das Kabinett Monte Citorio den österreichischen Alliierten aus der wichtigen territorialen Position zwischen Serbien und Montenegro wiederherausdiplomatisiert haben oder nicht — auf jeden Fall gestalteten sich nach der bosnischen Annexionskrisis die Beziehungen zwischen Wien und

Digitized by Google

Rom sehr schlecht. Es kam die Epoche von Racconigi, und als nun Italien, von Rußland ermuntert, der Türkei den Krieg erklärte und sich in das libysche Unternehmen stürzte, war man in Oesterreich darauf und daran, die Gelegenheit zur Abrechnung mit dem südlichen Rivalen zu benutzen und neben den Osmanen in den Krieg einzutreten. Jedoch weisere Entschlüsse trugen im Rate des 81jährigen österreichischen Monarchen den Sieg davon, und die Hitzköpfe, welche der italienischen Irredenta das Präveniere zu spielen drängten, wurden zur Ruhe verwiesen. Das war vernünftig, hatte jedoch Konsequenzen, denen österreichischerseits fest ins Auge gesehen werden mußte. Eine österreichische Regierung, welche den Frieden mit Italien erhalten wollte, konnte unmöglich die Unterwerfung der westlichen Balkanhalbinsel zugleich wollen. Höchstens durfte sie, mit der äußersten Behutsamkeit vorgehend, jenem Ziel ihres Ehrgeizes schrittweise näher zu kommen suchen.

Man begegnet im Leben Menschen, welche ausgezeichnet für andere, aber nicht für sich selber zu sorgen verstehen. Fast fühlt man sich versucht, über die russische Orientpolitik das gleiche Urteil zu fällen wie bezüglich jener Leute. Die Staatskunst, das Geld, das Blut der Russen haben Serbien, Montenegro, Bulgarien, Griechenland, in gewissem Sinne auch Rumänien geschaffen, geschützt, organisiert und erweitert, aber für den eigenen Besitz hat das Zarenreich, wie erwähnt, binnen hundert Jahren der Türkei weiter nichts zu entreißen vermocht als ein paar armenische Grenzfestungen. Weit weniger für sich als für Slaventum und Orthodoxie haben die Russen, diese Idealisten wider Willen, im Orient gearbeitet. Niemals erfolgreicher als in den letzten Jahren, wo sie die Zusammenkunft von Racconigi fruktifizierten, indem sie den Krieg Italiens gegen die Osmanen hervorriefen und zugleich den angriffslustigen christlichen Balkanstaaten Geld teils in Paris verschafften, teils aus der eigenen Schatulle vorschossen. Rußland tröstet sich über die Geringfügigkeit der ihm bisher zugefallenen levantinischen Eroberungen mit dem Hinblick auf das moralische Kapital, welches das Zarenreich in den glaubensverwandten Ländern des Balkans erworben hat. Die Stunde wird kommen, so hoffen die Moskowiter, in welcher der Balkanbund und Rumänien unter des Zaren Führung einträchtig zusammenstehen, um den weltgeschichtlichen Entscheidungskampf zwischen morgenländischer und abendländischer Kirche auszufechten, wo dann von Osten und Süden her ein ungeheurer griechisch-orthodoxer Wogenprall sich erheben und das katholische Oesterreich überfluten wird.

Von dem skeptischen Mitteleuropäer mit spöttischem Lächeln aufgenommen, sind derartige phantastische mittelalterliche Gedanken in Rußland eine ungeheure politische Macht, und was in dem Zarenreich mit seinen kolossalen Truppenmassen, gefüllten Schatzkammern und, wenigstens in Frankreich, höchst lenksamen Bundesgenossen eine politische Potenz ist, das muß der gebildete Mitteleuropäer respektieren, ob er will oder nicht. Speziell

Digitized by Google

Oesterreich sieht sich gezwungen, für den Krieg mit Rußland, welchen die orthodoxen und panslavistischen Fanatiker jenseits der Weichsel und des Bug plötzlich und unerwartet herbeiführen können, in jedem Augenblick vorbereitet zu sein und diesen Gesichtspunkt sogar als den höchsten zu behandeln, sowohl für seine auswärtige als auch seine innere Politik. Nach außen hin bedeutet das für die Hofburg, als der Balkankrieg ausbrach, daß vor allen Dingen Italien aus der Racconigi-Aera zu aufrichtiger Anhänglichkeit an die Tripelallianz zurückgeführt werden mußte. Die delikate Natur der österreichischen Beziehungen zu Italien trägt viel dazu bei, um die Politik der Donaumonarchie in bezug auf Albanien, welche dem österreichischen und europäischen Publikum inkonsequent und energielos erscheint, verständlich zu machen. Insbesondere wir Deutschen haben alle die Vorstellung, es sei vernünftig und gerecht, daß am Westufer der Adria Italien herrsche, am Ostufer Oesterreich. Leider denkt man auf der apenninischen Halbinsel ganz anders. Alle Italiener lassen sich von dem Vorurteil leiten, daß eigentlich beide Küsten des adriatischen Meeres ihrer gesamten Ausdehnung nach ihnen unterworfen sein müßten. Sie beanspruchen sogar Triest, Fiume und die dalmatinischen Häfen, auch ein Gelüst nach Korfu hat sich in Rom schon einmal gezeigt. Nur widerstrebend ist Italien auf den vermittelnden österreichischen Vorschlag eingegangen, in Albanien einen militärisch und besonders maritim entwickelungsunfähigen Kleinstaat zu schaffen. Als die griechischen Truppen, nachdem sie Janina mit 35 000 Türken zur Kapitulation gezwungen hatten, sich unter ihrem Kronprinzen Avlona näherten, dem alten Apollonia, der Gründung Perianders, wurde man am Tiber sehr unruhig und erzwang von Griechenland durch Drohungen, daß die hellenische Streitmacht bei Tepeleni, der väterlichen Burg des berühmten von Lord Byron besungenen Ali Pascha, ihren Vormarsch einstellte. Denn speziell Avlona hat das Kabinett von Montecitorio als Ausgangspunkt der Herrschaft in Aussicht genommen, welche es am östlichen Gestade des adriatischen Meeres zu errichten beabsichtigt, falls aus dem skypetarischen Pufferstaat nichts werden sollte. In den großen Häfen Italiens sind mobile Truppen angehäuft und Geschwader seefertig gemacht worden, so daß auf telegraphische Befehle aus der Hauptstadt hin in kurzer Frist ein italienisches Landungskorps auf dem Boden des alten Illyrien stehen kann. Auf mißtrauische Anfragen der österreichischen Presse hin sind die Truppenkonzentrationen und Schiffsausrüstungen, welche in den Häfen des Königreichs Italien stattgefunden haben, von den Nachkommen Macchiavells mit dem Bedürfnis motiviert worden, die Streitkräfte in Libyen abzulösen und dorthin auch maritime Materialtransporte zu schicken.

Es mag sein, daß die Italiener den Oesterreichern gestatten würden, Nordalbanien zu nehmen, wenn die habsburgische Monarchie ihrerseits dem italienischen Königreich erlaubte, sich in dem südlichen Teile Albaniens festzusetzen und so einen Brückenkopf an der östlichen Adria zu gewinnen.

Digitized by Google

Aber Oesterreich-Ungarn muß notwendigerweise einem Arrangement widerstreben, welches die Italiener in den Stand setzen würde, die Straße von Otranto von beiden Seiten her zu sperren und Triest sowie den k. u. k. Kriegshafen Pola vom Mittelländischen Meer abzuschnüren. Besser als daß die Italiener Avlona einnähmen, wäre es für die Donaumonarchie noch, wenn St. Giovanni di Medua sowie Skutari an Montenegro, Durazzo an Serbien und Avlona an Griechenland fielen. Zwar hat sich während der etzigen Krise das Kabinett von Wien Hand in Hand mit dem von Rom einer Teilung Albaniens entschieden widersetzt, aber es ist nicht gesagt, daß man in Wien an dieser Denkungsart festhält, wenn die Erfahrung lehrt, daß der albanische Staat existenzunfähig ist. Das seiner Begründung entgegensehende Fürstentum oder Königreich Albanien wird zu zwei Dritteln von Muhammedanern bewohnt sein, welche auf einer tiefen Stufe der Gesittung stehen, übrigens auch in dem schwebenden Kriege sehr viel weniger geleistet haben, als allerseits von ihnen erwartet wurde. Im 20. Jahrhundert ist das einzige muhammedanische Gemeinwesen, welches noch leidlich fest auf eigenen Füßen steht, das entlegene Afghanistan. Im übrigen verharren die orthodoxen und katholischen Arnautenstämme fast ebenso trotzig bei den Sitten ihres wilden Volkstums wie ihre dem Islam anhängenden Landsleute. Mögen auch Montenegriner, Serben und Griechen durch ihr gewalttätiges Auftreten gegenüber fremden Nationalitäten und Konfessionen, welche sie hassen, oft den gerechten Abscheu der zivilisierten Menschheit hervorgerufen haben, es sind und bleiben entwickelungsfähige Völker. Dagegen muß die Bildsamkeit des skypetarischen Volksstammes, wenn man ihn als selbständigen oder autonomen Staat konstituiert und so sein Aufgehen in weiter fortgeschrittene Nationen hindert, bis zum Erweise des Gegenteils bezweifelt werden.

Nimmermehr aber würden die Italiener gelitten haben, daß die gräkoslavische Staatenwelt Albanien auffaugte. Serbien und Griechenland sind Länder, die wahrscheinlich eine Zukunft haben und wohl schon heute Anziehungskraft genug, um ihnen zufallende albanesische Landschaften unzerreißbar mit sich zu verknüpfen. Bei den diplomatischen Kämpfen um die Feststellung der albanesischen Grenzen steht Oesterreich im Vordergrund, aber Italien deckt ihm den Rücken. Diese Gruppierung ist das Erfreuliche, Segensreiche an dem sonst nicht unbedenklichen Unternehmen der adriatischen Großmächte, den christlichen Balkanstaaten, welche sich nach der Vertreibung der türkischen Barbaren zu dem politischen, wirtschaftlichen und geistigen Umbau der Balkanhalbinsel anschicken, die auf künstlichem Wege unabhängig gemachten Albanesen als Bleigewicht an den Hals zu hängen. Die Italiener sind noch unversönlichere Feinde der gräkoslavischen Ansprüche auf Albanien als die Oesterreicher. Denn die ersteren können, wie die Dinge liegen, nur hoffen, Albanien zu gewinnen, indem sie auf den südostadriatischen Küstenstreifen direkt ihre Hand legen. Die Donaumonarchie dagegen vermag unter Umständen noch einen anderen Weg zu gehen. Sie

Digitized by Google

kann den albanischen Staat, dessen Herstellung sie gegenwärtig erzwingt, wenn er sich in Zukunft unregierbar zeigt, den gräkoslavischen Anwärtern auf sein Gebiet ausliefern, unter der Bedingung, daß die von Wien hierfür in Betracht gezogenen christlichen Balkanstaaten Oesterreichs Hegemonie anerkennen. Der verstorbene König Milan von Serbien war intelligent genug, um einzusehen, daß die Natur der Dinge für Oesterreich stritt und deshalb kein noch so hitziger Widerstand sein kleines Land davor bewahren konnte, in ein föderatives Verhältnis zur Donaumonarchie zu geraten. Er würde den bezüglichen Vertrag gern zustande gebracht ,haben, schon um durch solchen Anschluß Serbiens an die westliche Kulturwelt die schwankenden inneren Zustände des halbasiatischen Staatwesens zu befestigen. Die austrophile Partei in Serbien hat den König Milan überlebt. Die bezeichnete Gruppe ist allerdings klein, aber ihre Bestrebungen zeichnen sich durch Weitblick aus und sind gesund. Die politische Entwicklung des Balkans wird den heute verkannten serbischen Austrophilen am letzten Ende doch recht geben.

Wenn das Kabinett von Wien jetzt, wo es ihm trotz König Nikitas Sträuben gelungen zu sein scheint, Skutari für Albanien zu gewinnen *und sich* der Räumung des Landes durch die montenegrinischen und *serbischen* Truppen zu versichern, seinerseits das große Zugeständnis gemacht hat, die albanischen Grenzstädte Ipek, Djakwa, Prizrend, Dibra und Ochrida den Serben und Montenegrinern überlassen zu wollen, so ist dieser von ihren eigenen Mitbürgern vielfach mürrisch getadelte Entschluß der österreichischen Staatsmänner in Wahrheit keineswegs ausschließlich auf Mangel an Festigkeit zurückzuführen. Vielmehr hat man in der Hofburg das unerschütterliche Vertrauen, auf indirektem Wege jene Städte mit der Zeit doch unter die Oberherrlichkeit des Hauses Habsburg fallen zu sehen. Viele Wendungen und Windungen werden freilich noch dazu gehören. Daß Oesterreich, welche Hindernisse sich ihm auch auf Schritt und Tritt entgegentürmen mögen, innerhalb der den Habsburgern noch nicht untertänigen acht Neuntel der Balkanhalbinsel gleichfalls eine Zukunft hat, ahnen die Italiener. Mit um so mehr Vorsicht und Takt müssen sie von Wien aus behandelt werden. Vielleicht gelingt es der k. u. k. Staatskunst früher oder später, den Ehrgeiz der südlichen Nachbarn von dem wenig fruchtbaren Albanien weg und einem wertvolleren territorialen Objekt zuzulenken. Dagegen dürfte der Krieg mit Rußland für die österreichisch-ungarische Monarchie auf die Dauer schwer zu vermeiden sein. Schon hat Kaiser Nikolaus, um die Wahlen zur Reichsduma noch einmal machen zu können, seine letzte Karte ausspielen und sich auf den fremdenfeindlichsten Stand seines von Glaubens- und Rassenhaß erhitzten Volkes, die Geistlichkeit, stützen müssen. Allerdings taucht in Rußland wie in Oesterreich von Zeit zu Zeit immer wieder der Gedanke auf, der Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden großen osteuropäischen Reichen durch Entfernung der Türken von der Balkanhalbinsel ein Ende zu bereiten. Nur hat sich die Idee einer

Digitized by Google

russisch-österreichischen Teilung des Orients bisher stets als eine Seifenblase erwiesen.

Die Gestalt, in welcher sich das genannte Projekt heute darstellt, ist die folgende. König Ferdinand von Bulgarien, der Sproß vom katholischen Zweige des Hauses Coburg, geriert sich als der geborene Mediator zwischen den Tendenzen der Habsburger und der Romanows. Zugleich bemühen sich die Bulgaren, wie es heißt, darum, Rußland zu bewegen, daß es in den Krieg gegen die Türkei eintrete, in Odessa ein Armeekorps einschiffe und Konstantinopel angreife. Der bulgarische General Radko Dimitriew, der Sieger von Kirkilisse und Lüle Burgas, der, unmittelbar vor dem Sturm auf Adrianopel zum Zaren entsendet, gegenwärtig mit einem offenbar hochwichtigen diplomatischen Auftrage an der Newa weilt, soll die Mission haben, die dortigen Staatsmänner jenem Vorstoß gegen die Osmanen geneigt zu machen. Da Bulgarien seit Jahren mit Wien auf einem sehr guten Fuß steht und auch heute durch seine offiziöse Presse erklären läßt, es wolle zwischen dem Zarenreich und der Donaumonarchie die Vermittlerrolle spielen, so könnte man von der jüngsten diplomatischen Aktion König Ferdinands Heilsames für den Frieden des Morgenlandes und der Welt erwarten, wenn nicht gerade die unberechenbare Staatskunst jenes Souveräns den an der Erhaltung der allgemeinen Ruhe interessierten Elementen ein besonderes Mißtrauen einflößen müßte.

Fest steht, daß Rußlands Absonderung von dem Konzert der Mächte schuld ist, wenn auch nach dem Falle Adrianopels der Friede einzutreten zögert. Soeben wäre es beinahe zu einem gewaltsamen Einschreiten Oesterreichs gegen Montenegro gekommen, sowie auch zu einem erneuerten schweren Zerwürfnis des Wiener Kabinetts mit Serbien, weil Rußland bezüglich der albanischen Frage zwar Kollektivschritten Europas in Cetinje und Belgrad zugestimmt hatte, die russischen Gesandten in den genannten slavischen Hauptstädten aber aus Petersburg keine Instruktionen empfingen. Jetzt sollen sie die Instruktionen erhalten haben, und man hofft in Wien nun, der bedeutenden Montenegro und Serbien eingeräumten Konzessionen endlich froh zu werden. Immerhin lagern, von Norden gekommen, am Adriatischen Meer nach wie vor Wolken über dem politischen Horizont Europas.

Auch in Konstantinopel stört das Zarenreich die Harmonie der Mächte, indem seine Regierung als die einzige ihrem Botschafter keine Instruktionen erteilt. Es handelt sich am Goldenen Horn um die Vermittelung zwischen der Türkei und der christlichen Liga. Zu welchen Zugeständnissen die Botschafter die widerstrebende Pforte durch einen Kollektivschritt drängen möchten, ist nicht klar. Jedenfalls läßt der Balkanbund, durch die diplomatischen Winkelzüge des Petersburger Kabinetts ermutigt, nichts von seinen Forderungen nach. Er verlangt nach wie vor eine Kriegsentschädigung, welche nach dem Urteil Sir Edwards Greys die Gefahr des türkischen Staatsbankerotts heraufbeschwören würde, dann die Abtretung der Sporaden, gewiß ein An-

Digitized by Google

sinnen von der größten Tragweite, schließlich eine die Dardanellen ungenügend deckende Grenzlinie in Thrazien.

In England fürchtet man, Rußland habe die Bulgaren zu der Offensive gegen die Stellung von Tschataldscha, welche in der Direktion auf Derkos wiederbegonnen hat, aufgestachelt, um mit der Schwarzmeerflotte als Retter des Sultans vor seinen Feinden, vielleicht auch vor seinen aufrührerischen Untertanen, auftreten und so von Mehemed V. Zugeständnisse in der Dardanellenfrage erpressen zu können. Das würde eine neue Auflage des Vertrages von Hunkiar Iskelessi sein, welcher sich zwischen 1833 und 1854 so unheilvoll für das türkische Reich erwiesen hat. Jedenfalls ist notorisch, daß die russische Armada in Sebastopol ständig unter Dampf gehalten wird.

Unter dem Eindruck der Ränke, welche Rußland im Orient gesponnen hat und derer, welche man ihm noch zutraut, hat sich in der öffentlichen Meinung Groß-Britanniens ein gewisser Umschwung bezüglich des nationalen Urteils über die beiden mitteleuropäischen Großmächte vollzogen. Die österreichische Politik hat den englischen Wind ebenso geschickt wie den italienischen in ihre Segel zu fangen verstanden. Viel zu geringschätzig urteilen die österreichischen Liberalen, indem sie einseitig einzelne Epochen der Vergangenheit ins Auge fassen über die Fähigkeiten ihrer Aristokratie. Wer schlechte Diplomatie zu sehen wünscht, der schaue nicht auf den traditionsreichen, die Kontinuität festhaltenden Hochadel in der Donau, sondern gehe zu den unerfahrenen Emporkömmlingen an der Seine, die ohne Vergangenheit und wohl auch ohne Zukunft sind. Frankreich hat als besonders schlimme Folge des demokratischen Wankelmuts, mit welchem dort zu Lande die Regierungen dutzendweise von den Kammern gestürzt zu werden pflegen, die Desorganisation seines auswärtigen Dienstes davongetragen. Soeben erst ist das Ministerium Briand wie ein Kartenhaus zusammengefallen, und schon wankt das Ministerium Barthou wieder; welche Zustände müssen da nicht allmählich im Auswärtigen Amt einreißen! Schon die parlamentarischen Diskussionen über die Marokkofrage enthüllen am Quai d'Orsay eine gefährliche Verwirrung. Jetzt ist ganz evident, daß die stetige Staatskunst der Moskowiter allmählich verstanden hat, die direktionslosen diplomatischen Sonntagsreiter der Republik dahin zu bringen, wo der Kaiser von Rußland sie in ihrer Sprunghaftigkeit haben wollte. Die französische Regierung hat gelitten, daß die Angreifer der Türkei sich an der Pariser Börse mit dem nötigen Geld versorgen durften. Wie scharf würden die Minister nicht die Schnüre der Börse zugezogen haben, wenn sie die Konsequenzen ihres kulanten Entgegenkommen zugunsten der Glaubens- und Stammesverwandten Rußlands vorausgesehen hätten! Heute steht die französische Republik vor der ungeheuer schwierigen Frage, ob sie die dreijährige Dienstzeit wiedereinführen soll. Daß Frankreich mit seinen 38 Millionen Einwohnern ein ebenso zahlreiches stehendes Heer haben müsse wie Deutschland, welches

Digitized by Google

65 Millionen zählt, ist jenseits der Vogesen nationales Dogma. Die Franzosen sind zurzeit noch so wenig reif, jenem Vorurteil zu entsagen, daß die Republik, wenn sie den aussichtslosen keuchenden Wettlauf aufgäbe, ihren inneren Feinden eine tödliche Waffe in die Hand spielen würde.

Die Schwierigkeiten der unter allen Umständen unvernünftigen französischen Heeresvermehrung wachsen ins Endlose durch den Gleichheitsfanatismus der Franzosen, welcher schon vor Generationen den gewiß keiner aristokratischen Sympathien verdächtigen Cobden so seltsam berührte, und welcher noch heute die Einbürgerung des Instituts der Einjährigfreiwilligen in Frankreich unmöglich macht. Nachdem die Einjährigen nach preußischem Muster in das französische Heer eingeführt worden waren, rissen ihnen ihre Kameraden, welche des Privilegiums nicht teilhaftig waren, die Schnüre ab. Erst mußten die Schnüre abgeschafft werden, dann fiel die Institution. Damals gab es in der französischen Republik virtuell nur eine mäßig lange militärische Dienstzeit, gegenwärtig aber soll formell wie virtuell für alle jungen Männer ohne Ausnahme der dreijährige Dienst eingeführt werden. Drei Jahre wird dann die geistige und geschäftliche Ausbildung der Jünglinge der höheren Stände unterbrochen sein; ein praktisch kaum möglicher Zustand. Recht erbitternd würde die Maßregel auch auf die untere Schicht der Mittelklassen wirken. Frankreich ist besonders reich an Kunsthandwerkern, deren Qualitäts- und Luxusarbeit eine Säule des Nationalwohlstandes bildet. Alle diese Uhrmacher, Bronze- und Marmorarbeiter, Möbeltischler, Ziseleure, Friseure, Schneider, Köche, Confiseure usw. brauchen für ihr Gewerbe feine und gelenkige Finger. Wie werden nicht solche Berufsstände, wie die oben genannten, in ihrem Fortkommen beeinträchtigt, wenn die Dienstzeit unter der Fahne drei Jahre beträgt, wohl verstanden ohne „Königsurlaub"!

Die Rückkehr von der zwei- zur dreijährigen Dienstzeit, welche unter dem Ministerium Manteuffel-Westphalen in Preußen stattfand, hat bedeutend zu dem Ausbruch des Verfassungskonflikts beigetragen. Die Freunde der französischen Republik können es nur bedauern, daß der Kampf gegen das törichte Gesetz vornehmlich von den Sozialisten geführt wird, welche in diesem Falle die Sache der Vernunft und der Bildung führen.

Nach der Niederwerfung Napoleons I. wurde in einer Tischgesellschaft von Engländern die Ansicht ausgesprochen, die Gefahr der Weltherrschaft, welche soeben von der französischen Demokratie her gedroht habe, sei noch nicht endgültig beschworen: „Gentlemen", warf Lord Castlereagh ein, „die Aufgabe, mit den Franzosen endgültig fertig zu werden, wollen wir ihrem eigenen Erbrecht überlassen." Der torystische britische Staatsmann hat mit seinem scharfen Urteil über das extrem egalitäre französische Erbrecht eine außerordentliche Voraussicht gezeigt. Insbesondere die Pulverisierung des unbeweglichen ländlichen Eigentums ist eine der wirksamsten unter den Ursachen, welche die Volksvermehrung in Frankreich zum Aufhören gebracht haben. Die Heeresverfassung, welche man jetzt in Frankreich einzuführen beabsichtigt,

Digitized by Google

kann eine zweite Quelle der Schwächung des französischen Volks durch krasse Gesetzgebung werden. Was in Deutschland und England von der unerträglichen Kalamität der kostspieligen Friedensrüstungen gesprochen worden ist und manchmal noch gesprochen wird, war und ist alles Faselei, aber in dem Frankreich unserer Tage, welches mit seinen 38 Millionen Bürgern gegen unsere 65 Millionen ein gewaltsames Wettrüsten unternimmt, erhebt in der Tat der Moloch des Militarismus sein kulturfeindliches Haupt. Niemand in unserem Lande fürchtet sich vor dem militärischen Erfolg der französischen Heeresreform, selbst wenn sie gegen die rasch wachsende parlamentarische Opposition wirklich zustande kommen sollte. Was wir aufrichtig fürchten, ist das Erstarren und Sinken Frankreichs, worin wir eine ernste Gefahr für das europäische Gleichgewicht und einen schmerzlichen Verlust für die Gesittung der Welt erblicken würden. Daniels.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Alter, Wilh. — Die auswärtige Politik der ungarischen Revolution 1848/49. Brosch. Mk. 3,—, gebd. Mk. 4,—. Berlin, Gebr. Paetel.

Asch, Schalem. — Im Lande der Väter. Mk. 2,—, gebd. Mk. 3,—. Berlin, Jüdischer Verlag.

Aus drei Feldzügen 1812 bis 1815. — Erinnerungen des Prinzen August von Thurn und Taxis. Brosch. Mk. 4,—, Halbleinw. Mk. 6,—. Leipzig, Insel-Verlag.

Baesecke, Georg. — Seelenwanderungen. Novellen. Gebd. Mk. 2,80. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Bauerschmidt, Dr. Hans. — Staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung. Mk. 2,—. München, S. Lindauersche Buchhandlung.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin. 2. Band. Berlin, Carl Heymann-Verlag.

Bericht über den II. Internationalen Hausbesitzerkongress. Band I/IV. Mk. 10,—. Berlin, Julius Springer.

Bericht über den 6. Kongress deutscher Kunstgewerbetreibender und Handwerker in Stuttgart am 23. September 1912. H. Hendebett, Berlin SW.

Bericht des Instituts für Gemeinwohl zu Frankfurt a. M. über das sechzehnte Geschäftsjahr 1911/12. C. Adelmann. Frankfurt a. M. 1912.

v. Bernhardi, Fr. — Unsere Zukunft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Mk. 1,20, gebd. Mk. 1,75. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bhagavadgita. — Der Erhabenen Sang. Brosch. Mk. 2,—, gebd. Mk. 3,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Billroth, Th. — Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schriften, herausgegeben von E. Hanslick. Mk. 5,— Berlin, Gebr. Paetel

Bloem, W. — Volk wider Volk. Leipzig, Grethlein & Co.

—„— Das eiserne Jahr. Leipzig, Grethlein & Co.

Bode, W. — Karl August von Weimar Jugendjahre. Gebd. Mk. 5,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Bossert, A. — Histoire de la littérature allemande. 5,— Frc. Paris, Hachette & Co.

Buchner, Eberhard. — Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Zweiter und dritter Band 1700—1750 und 1750-1787. jeder Band, geh. Mk. 4.50, gebd. Mk. 6,—. Die Schlussbände werden im Frühjahr 1913 erscheinen. Verlag. Albert Langen, München.

Bücher, Karl — Ein Votum zur Dresdener Universitätsfrage, Leipzig, Joh. Wörner's Verlag 1912.

Busch, Paula. — Die Verkannten. Ein Circusroman. Preis Mk. 4,50. Berlin-Leipzig 1912. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

—„— Ehe biegen oder brechen. Roman. Mk. 5,—. Berlin-Leipzig 1912. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Campbell, R. J. — Zehn Predigten, autorisierte, deutsche Uebersetzung von Martha Puk Geh. Mk. 2,—, gebd. Mk. 3,—. Tübingen, J. C B. Mohr.

Charmatz, Richard. — Wegweiser durch die Literatur der Oesterreichischen Geschichte Mit einem Geleitwort von Heinrich Friedjung. Stuttgart und Berlin 1912. J. G Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

Coraicelius, M. — Heinrich von Treitschkes Briefe. Mk. 10,—, gebd. Mk. 12.50. Leipzig, S. Hirzel.

Deutscher Juristen-Kalender 1913. Mk. 3.20. Berlin, Otto Liebmann.

Digitized by Google

Dickens, Charles. — **Martin Chuzzlewit,** Roman in 3 Bänden, deutsch von Gustav Meyrink, 3 Bände geh Mk. 9,—, in Pappbänden Mk. 12,— in 3 Halbfranzbänden Mk. 18,—. Verlag Albert Langen, München.
Dohm, W. — Das Jahr 1848 im deutschen Drama. Mk. 7,—. Stuttgart, J. B. Metzlei.
Eigenbrodt, Professor Dr. A. — Bismarck und seine Zeit. Mk. 5,— gebd. Mk. 6,—. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
E. Elster & R. Lück. — Die wissenschaftliche Vorbildung für den deutschen Unterricht. Mk. 0,80. Leipzig, B. G. Teubner.
Engert, Dr. Th. Pfarrer. — Jesus im Banne des Modernisteneides. Preis Mk. 1,60. Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Eucken, R. — Erkennen und Leben. Geh. Mk. 3,—, gebd. Mk. 3,80. Leipzig, Quelle & Meyer.
Friedrich, Theodor. — Der arme Fischer. Erzählung. Brosch. Mk. 2,—, gebd. Mk. 2,80. Leipzig, L. Gustav Abel.
Frisberg, Louis von. — Das Landhaus am Rosenberg. Roman. Berlin-Leipzig, Modernes Verlags-Bureau Curt Wigand.
Ginsberg, Fritz. — Die Privatkanzlei der Metzer Patrizierfamilie de Heu (1350—1550) Teil I, Kap. A. Das Chartular von 1352. Dissertation Berlin 1912. Druckerei der Lothringer Zeitung G. m. b. H.
Goldstein, Moritz. — Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur. Preis Mk. 0,50. Berlin, Jüdischer Verlag.
Gerelik, Sch. — Die liebe Provinz. Mk. 2—, gebd. Mk. 3,—. Berlin, Jüdischer Verlag.
Greins, R. — Deutscher Literaturspiegel. Mk 0,20. Leipzig, L. Staackmann.
Harnack, A. — Die Benutzung der Kgl. Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek. Mk. 0,80. Berlin, Julius Springer.
Hartmann, Martin. — Islam, Mission, Politik. Mk. 3,60. Leipzig, Verlag Otto Wigand.
—„— Fünf Vorträge über den Islam. Leipzig 1912. Verlag Otto Wigand m. b. H.
Henrici, Emil. — Sprachmischung in älterer Dichtung Deutschlands. Berlin 1913 Julius Klönne Nachfl.
Herre, Paul. — Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde. Geh. Mk. 2,—, gebd. Mk. 2,50. Leipzig, Quelle & Meyer.
Hirschstein, H. — Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815. Leipzig, Quelle & Meyer.
Huch, Ricarda. — Der grosse Krieg und Deutschland, in 2 Bänden. Brosch Mk. 7,—, gebd. Mk. 10,—. Leipzig, Insel-Verlag.
Jahrbuch der Angestellten-Bewegung, erscheint in 4 Heften. Bezugspreis Mk. 6,—, einzelne Hefte Mk. 1,50 Industrie-Beamten-Verlag G. m. b. H., Berlin NW.
Keyserlingk, Gräfin Helene. — Märchen. Preis Mk. 2,—. Berlin-Leipzig, Modernes Verlags-Bureau Curt Wigand.
Lehmann, Dr. — Eine Bekenntnis-Predigt anlässlich der Traub-Krisis in der evangelischen Kirche. Mk. 0,40. Heidelberg, Evangel. Verlag.
Leick, Prof. Dr. W. — Astronomische Ortsbestimmungen. Brosch. Mk. 2,80, gebd Mk. 3,50. Leipzig, Quelle & Meyer.
Leimbach, G. — Das Licht, Wissenschaft und Bildung, Band 114. Brosch. Mk. 1,—, gebd. Mk. 1,25. Leipzig, Quelle & Meyer.
Lennarz, Dr. A. — Die wichtigsten Gebietsveränderungen der Staaten Europas. Düren, Wilh. Solinus.
Liepmann, Dr. M. — Die Todesstrafe. Ein Gutachten mit einem Nachwort. Mk. 4,—. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43

Digitized by Google

Ein neuer Monist.

Von

Arthur Drews.

In seinem Werk über die „Einheit der Erkenntnis und Einheit des Seins" (Alfred Kröner in Leipzig 1913) unternimmt es Friedr. Reinhard Lipsius die Grundzüge einer monistischen Weltanschauung zu entwickeln. Mit Recht wendet er sich in seinem Vorwort gegen die Naturforscher, die von einem agnostischen und antimetaphysischen Standpunkt aus den Monismus bekämpfen und die Ausschreitungen und Unzulänglichkeiten des modernen naturalistischen Monismus gegen die monistische Weltanschauung überhaupt ins Feld führen. Das Suchen nach einer monistischen Weltanschauung ist tief im Wesen des philosophischen Denkens begründet. Mag man auch den Standpunkt eines Haeckel oder Ostwald ablehnen, so ist damit der Monismus selbst noch nicht gerichtet.

Die Frage ist zunächst: inwieweit ist der monistische Standpunkt durch das Wesen unserer Erkenntnis gefordert.

Lipsius sucht zur Beantwortung dieser Frage durch eine Kritik der Kantischen Prinzipien zu gelangen. Er behandelt zunächst die Kantischen Gegensätze von Sinnlichkeit und Verstand, a priori und a posteriori, notwendigen und tatsächlichen Wahrheiten, von Erscheinung und Ding an sich, theoretischer und praktischer Vernunft, Sein und Bewußtsein. Diese Untersuchung enthält viel Treffendes und vertritt mit großem Scharfsinn dem Kantischen Dualismus gegenüber nicht bloß die Einheit der Erkenntnismittel, sondern auch die Einheit von Erkenntnis und Sein, von Sein und Bewußtsein. Trotzdem wäre es im Interesse seiner eigenen Ansichten vielleicht besser gewesen, wenn Lipsius die ganze Frage unabhängig von der Kantischen Erkenntnistheorie behandelt hätte. Der Kenner der Philosophie ist nachgerade so mit Kant übersättigt, daß er derartige

Digitized by Google

Untersuchungen im Anschluß an Kant nur noch mit Ueberwindung lesen kann, und dem Nichtkenner ist Kant „Hekuba", ganz abgesehen davon, daß der Umweg über die Kantische Philosophie nicht dazu beiträgt, ihm das Verständnis zu erleichtern. Auch ist es Lipsius leider nicht gelungen, seine eigene Ansicht, die er der Kantischen gegenüberstellt, überall klar herauszuarbeiten. Die historischen Betrachtungen lenken nur zu oft vom Wege ab, und das Ziel ist nicht immer deutlich erkennbar.

Im ganzen steht Lipsius in erkenntnistheoretischer Hinsicht auf dem Standpunkte Wundts. Er verwirft das Kantische Apriori in bezug auf die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit, versteht darunter aber, wie es scheint, nur ihr Enthaltensein im Bewußtsein als vorempirische leere Formen. Er selbst sucht die Entstehung der Raumanschauung vermittelst des Wundtschen Prinzips der „schöpferischen Synthese" zu lösen, die, wie er meint, ein rein psychologisches Prinzip ist und auf eine „synthetische Kraft unseres Bewußtseins" hinweist. Damit ist aber das Apriori in Gestalt einer Intellektualfunktion doch zugegeben; eine solche aber kann nach meiner Ansicht nur als vorbewußte und unbewußte verstanden werden. So recht Lipsius hat, die Kantische Annahme leerer Formen im Bewußtsein abzulehnen, so wenig vermag ich ihm darin beizustimmen, daß man von einer „raumsetzenden Funktion des Bewußtseins" als solchen reden könne, da dieses sich rein in den Empfindungen erschöpft: Bewußt-Sein gleich Empfindungs-Sein. Die schöpferische Synthese ist entweder eine Synthesis von Empfindungen, die an und für sich der räumlichen Bestimmtheit entbehren, aber selbst den Begriff des Bewußtseins konstituieren; und dann geht sie allem Bewußtsein vorher und ist nur a priori als vorbewußte und unbewußte. Oder aber sie ist eine Funktion „des" Bewußtseins; dann kann sie nicht a priori sein, sondern ist schon unmittelbar in den Empfindungen selbst enthalten, wie dies der sogenannte Nativismus annimmt. M. a. W. der Dualismus des Apriorischen und Aposteriorischen läuft auf den Gegensatz der Empfindungen und der vorbewußten Intellektualfunktionen hinaus; dieser aber kann nicht dadurch beseitigt werden, daß man das Vorbewußte ins Bewußtsein hereinzieht und es zu einer Funktion des Bewußtseins aufbauscht. Ich muß es also bestreiten, daß das Bewußtsein als solches „schöpferisch" sein könne, und glaube nicht, daß es möglich ist, auf erkenntnistheoretische Weise über den Gegensatz des Bewußten und des Unbewußten hinauszukommen.

Digitized by Google

Im Gegensatze zu diesem Dualismus hält Lipsius an dem Erfahrungsursprunge auch der von Kant sogenannten „Stammbegriffe" unseres Denkens, der Denkformen oder Kategorien fest. Im Gegensatze zum Sensualismus und Positivismus aber bestreitet er auch hier, daß die Kategorien ohne weiteres in und mit der sinnlichen Wahrnehmung gegeben seien, und will auch diese, insbesondere die Kausalität, als das Ergebnis einer „schöpferischen Synthese" verstanden wissen, die eine synthetische Funktion des Geistes, d. h. nach ihm des Bewußtseins, voraussetzt. Es gibt also auch nach Lipsius einen Besitz **a priori**, nämlich die logischen Fähigkeiten unseres Geistes.

Nun ist es ganz sicher, daß wir unsere Kategorial**begriffe** nur durch Abstraktion aus der Erfahrung gewinnen. Aber diese sind es auch nicht, welche die Erfahrung im Kantischen Sinne erst ermöglicht haben, sondern sie bilden einen aposteriorischen Inhalt unseres Bewußtseins. Die Kategorial**funktionen** hingegen, durch deren Anwendung auf das aposteriorische Empfindungsmaterial unser Intellekt die Erfahrung oder den Bewußtseinsinhalt zustande bringt, sind eben deshalb keine Funktionen unseres Bewußtseins, sondern vorbewußte und unbewußte Formen des logischen Vermögens unserer Seele, die uns nötigen, vom Bewußt-Sein eine Sphäre des unbewußt Geistigen zu unterscheiden. Eben dies aber will Lipsius aus Gründen des Monismus nicht und sieht sich daher zur Annahme von Funktionen des Bewußtseins gedrängt, von denen wir doch kein unmittelbares, sondern höchstens nur ein mittelbares Bewußtsein als abstrakten Kategorialbegriffen haben. Hier scheint mir Kant konsequenter zu sein, wenn er die Kategorialfunktionen mit den Kategorialbegriffen identifiziert und ein apriorisches Bewußtsein der apriorischen Denkformen annimmt. Denn die Schwierigkeit, in welche sich Kant hiermit verwickelt, nämlich, daß es ihm nicht möglich ist, vermittelst der Bewußtseinsformen über das Bewußtsein selbst hinauszukommen und eine Sphäre des Seins von derjenigen des Bewußtseins zu unterscheiden, ist auch von Lipsius nicht überwunden.

Sehr richtig erkennt Lipsius im **Cogito ergo sum**, der Verselbständigung der Bewußtseinsform oder des Bewußtseins rein als solchen (Ich), das **proton pseudos** der Kantischen Vernunftkritik. Aber leider steht er selbst auf dem Boden des **Cogito ergo sum**, wenn er das Bewußtsein für etwas Primäres, für ein selbständiges schöpferisches funktionierendes Subjekt betrachtet und den Geist oder

Digitized by Google

die Seele mit dem Bewußtsein gleichsetzt. Daß Kant von seinem Standpunkt aus kein Recht hat, ein Ding an sich zu postulieren, daran ist kein Zweifel möglich. Daß aber Lipsius den Begriff des Dinges an sich als einen unmöglichen und widersinnigen überhaupt verwirft, das ist doch nur die Folge davon, weil es ihm selbst nicht gelungen ist, sich aus den Schlingen des **Cogito ergo sum**, der von Kant sogenannten „Subreption des hypostasierten Bewußtseins" freizumachen. Wie man aber ohne die Annahme von Dingen an sich, d. h. eines Seins jenseits des Bewußtseins und unabhängig vom Bewußt-Sein, über den erkenntnistheoretischen Idealismus, ja, Nihilismus und Agnostizismus hinausgelangen will, das ist auch Lipsius nicht gelungen, aufzuzeigen, so zutreffend seine Kritik des Marburger Neo-Rationalismus, der sogenannten Philosophie des Als-ob und des Machschen Sensualismus und Positivismus auch sein mag.

Lipsius glaubt seinen erkenntnistheoretischen Realismus mit Wundt durch Abzug alles dessen vom „Vorstellungsobjekt" begründen zu können, was offenbar rein subjektiv ist. Er rühmt es als eine der wissenschaftlichen Großtaten Wundts, das **proton pseudos** der subjektivistischen Erkenntnistheorie, wonach uns nur das subjektive Erlebnis, das Bewußt-Sein, unmittelbar gegeben sei, aufgedeckt und gezeigt zu haben, wie eine hierauf gegründete Philosophie zu ewiger Unfruchtbarkeit verurteilt bleibe. „Wundts berühmte Lehre vom Vorstellungsobjekt bedeutet eine Revolution des Denkens, die mit ungleich größerem Rechte als diejenige Kants eine kopernikanische Tat genannt werden kann." Nicht objektive Realität zu schaffen aus Elementen, die selbst solche noch nicht enthalten, sondern objektive Realität zu bewahren, wo sie vorhanden ist, das ist nach Wundt die wahre und allein lösbare Aufgabe der Erkenntnistheorie. Aber ist eine solche objektive Realität in unserem Bewußtseinsinhalt unmittelbar vorhanden?

„Es steht fest," behauptet Lipsius, „daß wir nicht Vorstellungen wahrnehmen, sondern Dinge." Gewiß, das steht dem naiven Menschen vor aller erkenntnistheoretischen Ueberlegung fest. Aber eben diese Ueberlegung zeigt, daß alles, was wir als Inhalt in unserem Bewußtsein antreffen, Bewußtseinsinhalt, Bewußt-Sein oder Vorstellungs-Sein und also kein reales Sein ist. Das ist der sogenannte Satz der Immanenz", der den unerschütterlichen Ausgangspunkt aller erkenntnistheoretischen Untersuchung bildet, und gegen welchen kein Ergebnis verstoßen darf, um auf Wahrheit An-

Digitized by Google

spruch zu erheben. Wir haben es also unmittelbar nicht mit einem Sein, sondern nur mit unserem Bewußt-Sein zu tun. „Das Merkmal der Gegenständlichkeit kommt unseren Vorstellungen von vornherein und unmittelbar zu"; jawohl, aber diese wahrgenommenen Gegenstände sind eben deshalb auch nur Wahrnehmungsgegenstände, Gegenstände in der Form der Wahrnehmung oder Vorstellung, sind bloße Wahrnehmungen von Gegenständen, aber nicht die letzteren selbst. Und wenn wir auf Grund von Widersprüchen, die sich zwischen verschiedenen Wahrnehmungen ergeben, die bezüglichen Merkmale beseitigen, so kommen wir doch damit nicht zu einem Sein, sondern bleiben wir in der Sphäre des Bewußtseins, d. h. des Nichtrealen, stecken.

Ich halte es demnach für eine Illusion, auf dem Wege, wie Lipsius und Wundt es wollen, durch Abzug aller offenbar subjektiven Bestandteile vom Bewußtseinsinhalt zu einem Sein im wahren Sinne des Wortes zu gelangen. Weit entfernt, in Wundts berühmter Lehre vom Vorstellungsobjekt eine Ueberwindung des erkenntnistheoretischen Subjektivismus zu erblicken, vermag ich darin nur einen Rückfall in den naiven Realismus und eine bedauerliche Verwirrung der Begriffe zu finden. Denn das ist ja eben die Meinung des naiven Menschen, daß wir im Bewußtsein das Sein unmittelbar als solches besäßen und erfaßten. Der naive Realist verwechselt und identifiziert das Objekt mit dem Ding an sich. Er übersieht, daß das Objekt als solches immer nur Bewußtseinsinhalt und eben darum kein Sein im realen Sinne bezeichnen kann. Das „reale Objekt" ist Vorstellung, Bewußt-Sein. Seine Realität ist lediglich diejenige des Bewußtseinsinhalts, ideelles, aber kein reales Sein. So irrtümlich es ist, daß wir in den Sinneserscheinungen die Dinge selbst besäßen, so irrtümlich ist es auch, zu meinen, daß wir überhaupt in irgendwelchem „Objektsinhalt" ein reales Etwas vor uns hätten. Denn diese Behauptung verwickelt sich in den Widerspruch, daß der Vorstellungsinhalt, das Objekt, auf der einen Seite von der Vorstellungstätigkeit, der schöpferischen Synthesis des Bewußtseins hervorgebracht, auf der anderen Seite jedoch die Ursache dafür sein soll, daß das Bewußtsein seine schöpferische Tätigkeit entfaltet. Sie kann aber schon deshalb keine Wahrheit sein, weil sie dem Satz der Immanenz widerspricht, wonach der Bewußtseinsinhalt Bewußt-Sein und also kein reales Sein ist.

Ist hiernach die von Lipsius angenommene, ursprünglich in jedem Erlebnis vorhandene Einheit von Denken und Sein illusorisch, da

Digitized by Google

jene Einheit immer nur ein Denkend-Sein, ein Bewußt-Sein sein kann, so fällt damit auch aus diesem Gesichtspunkte der „erkenntniskritische Monismus" dahin, und es bestätigt sich, was wir schon oben sahen, daß es auf erkenntnistheoretischem Gebiete nicht möglich ist, über den Dualismus hinauszukommen. Denn nicht nur bleibt der Gegensatz von Bewußtem und Unbewußtem, sondern auch derjenige von Sein und Bewußtsein aus erkenntnistheoretischem Gesichtspunkt unaufhebbar. Soll es folglich einen Monismus geben, so kann er nur in der Ueberwindung dieses erkenntnistheoretischen Dualismus gesucht werden, d. h. der Monismus ist nur entweder in der Naturphilosophie oder der Psychologie oder in einer ihnen beiden übergeordneten Metaphysik zu finden.

Psychologische Betrachtungen im engeren Sinne liegen außerhalb des Gesichtskreises, den Lipsius sich in seinem Werke gesteckt hat. Um so eingehender behandelt er die Grundfragen der Naturphilosophie.

Gegenüber den Versuchen eines Ostwald und anderer, den Begriff der Materie durch denjenigen der Energie zu ersetzen, und den modernen Gegnern des naturwissenschaftlichen Mechanismus tritt Lipsius mit Scharfsinn und Entschiedenheit für eine rein mechanistische Ausdeutung des Naturgeschehens und den atomistischen Dynamismus im Sinne eines Systems gesonderter Zentralkräfte ein. Dabei nähert er sich dem von E. v. Hartmann in seiner „Weltanschauung der modernen Physik" vertretenen Standpunkte ebensosehr, wie er sich vielfach von Wundt entfernt. Er tritt auch mit Hartmann für die neuerdings so stark angefochtene Existenz des Aethers ein und wendet sich mit sehr beachtenswerten Gründen gegen die aus dem Relativitätsprinzip gezogenen naturphilosophischen Folgerungen, indem er zeigt, daß gerade das Relativitätsprinzip mit Notwendigkeit zu den Axiomen der klassischen Mechanik führt. Mit Hartmann und Wundt ist Lipsius aber auch überzeugt, daß die Naturwissenschaft als solche nicht imstande ist, das letzte Wort der Welterklärung zu sprechen. Schon die Tatsache der Wahrnehmung und ihrer Entstehung, d. h. des Bewußtseinsinhalts im Unterschiede vom Sein, nötigt zu einer Deutung des Wirklichen aus der eigenen Innerlichkeit des Geistes heraus und damit zu einem Ersatz des modischen naturalistischen Monismus im Sinne Haeckels und Ostwalds durch einen idealistischen Monismus.

Aber wie sollen wir uns die Umsetzung des Reizes in die Empfindung erklären?

Digitized by Google

Den sogenannten psychophysischen Parallelismus verwirft Lipsius mit Recht nicht bloß wegen der ihm anhaftenden Widersprüche, sondern auch aus Gründen des Monismus. Aber auch von der vermittelnden Theorie eines Hartmann, der den psychophysischen Parallelismus durch die von ihm sogenannte „allotrope Kausalität" und sein Unbewußtes, als Mittelglied zwischen Materie und Bewußtsein, zu überwinden sucht, will Lipsius nichts wissen. Nach ihr ist das Immaterielle, das mit dem Materiellen in Wechselbeziehung tritt, nicht der bewußte, sondern der unbewußte Geist. Aber gerade die Annahme eines solchen will Lipsius nicht gelten lassen, obwohl seine eigenen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen, wie oben gezeigt, auf die Hypothese eines Unbewußten führen und auch der erkenntnistheoretische Realismus nur widerspruchslos unter Zuhilfenahme des unbewußten Geistes zu begründen ist.

Was Lipsius vor allem gegen jene Hypothese einwendet, das ist ihr teleologischer Charakter. Die Naturteleologie aber wird von ihm verworfen. Lipsius hält mit dem naturalistischen Monismus an dem Glauben fest, daß die Lebensvorgänge aus der bloßen physikalisch-chemischen Gesetzlichkeit erklärbar seien, und beruft sich hierfür auf die synthetische Chemie und Biologie, insbesondere auf die den natürlichen Organismen scheinbar so nahe stehenden Gebilde hinsichtlich der Nahrungsaufnahme und des Wachstums, wie Leduc sie im Laboratorium hervorgebracht hat, und die nach seiner Meinung der Lehre von der Einheit der „lebendigen" und der „unlebendigen" Welt auch empirisch eine starke Stütze geben. Dabei ist jedoch wohl übersehen, daß zum wirklichen Leben nicht bloß Stoffwechsel, sondern noch sehr viel mehr, z. B. auch Fortpflanzung und Vererbung, gehören.

Die Annahme einer Naturteleologie setzt höhere, den anorganischen Zentralkräften übergeordnete und zu ihnen „hinzukommende" nichtmaterielle, d. h. nichtzentralisierte, Kräfte, sogenannte amechanische „Richtkräfte" voraus. Diese aber verwirft Lipsius, weil es, „physikalisch betrachtet", nur Zentralkräfte gibt und es nicht möglich sein soll, sich von jenen eine irgendwie befriedigende Vorstellung zu machen. Indessen wir stehen mit diesen Betrachtungen ja auch nicht mehr auf dem Boden der rein physikalischen Betrachtung; und warum die „hinzukommenden" nichtzentralen Kräfte Hartmanns (Reinkes „Dominanten") schwerer vorstellbar sein sollten, als die immateriellen Zentralkräfte der Physik, vermag ich nicht einzusehen. Wir können uns ja auch die zu den Empfindungen hinzukommenden

Digitized by Google

logischen Intellektualfunktionen und die auf ihnen beruhenden „schöpferischen Synthesen des Bewußtseins" nicht vorstellig machen, auf denen unser Bewußtseinsinhalt beruht. Jene sogenannten Richtkräfte oder Dominanten sind aber innerhalb der Natur oder des Daseins ganz dasselbe, was die Kategorien innerhalb der Welt des Bewußtseins sind; sie verhalten sich zu den Energien oder den atomistischen Zentralkräften genau ebenso, wie die Intellektualfunktionen sich zu den Empfindungen verhalten.

Lipsius lehnt die von Hartmann in seiner Kategorienlehre vertretene Annahme ab, wonach die Finalität nur die umgekehrte Kausalität und beide nur die untrennbar zusammengehörigen Seiten der logischen Notwendigkeit darstellen, die in der Wirklichkeit stets verbunden auftreten und nur von uns, in der Reflexion unterschieden werden können. Allein die Gründe, die er hiergegen anführt, erscheinen mir nicht stichhaltig, beruhen auch zum Teil auf Mißverständnissen, z. B. wenn er Hartmann behaupten läßt, der Organismus besitze die Fähigkeit, unter allen Umständen zweckmäßig zu reagieren. Und wenn er die Finalität mit Berufung auf Darwin bekämpft und meint, eine Entwicklung und Höherbildung der Arten auf rein mechanische Weise, durch den bloßen Kampf ums Dasein erklären zu können, so hat Hartmann, insbesondere in seinem „Problem des Lebens", einem Werke, das Lipsius nicht zu kennen scheint, den unwiderleglichen Nachweis geliefert, daß gerade die Entwicklungstatsachen zur Annahme nichtzentraler, teleologisch sich auswirkender Kräfte führen. Auch Lipsius ist überzeugt, daß die Naturgesetze ihrem Wesen nach logische Gesetze sind, die Logik sich aber nicht auf Darwinismus und Selektionismus gründen lasse. Wenn es folglich eine objektive Logik gibt, so ist nicht einzusehen, warum es in der Natur bloße Kausalität und nur im Bewußtsein neben der Kausalität auch Finalität geben sollte, da doch die Natur auch nach Lipsius ihrem Wesen nach ebenso geistig ist, wie das Bewußtsein, und dieses ebenso „natürlich" ist. „Der Geist ist Realität, und er ist zugleich die einzige Realität, die wir kennen." Mit Schopenhauer, Hartmann und Wundt sucht Lipsius die gesamte Welt aus Wille und Vorstellung zu erklären.

Genauer bestimmt Lipsius die Welt als ein System individueller Bewußtseinssubjekte (Monaden), die miteinander in empirischer Wechselwirkung stehen. Innerhalb eines jeden Individuums sind Wille und Vorstellung einander koordiniert, doch so, daß der Wille das Prius der Vorstellung ist und die Brücke zwischen den

Digitized by Google

verschiedenen Bewußtseinsindividuen herstellt, während die Vorstellung erst aus der Wechselbestimmung der Willen, und zwar zunächst in der Form der Empfindung entspringt. So leben die Geister nicht bloß ein jeder in seiner eigenen Welt, sondern sie betätigen sich zugleich in einer gemeinsamen Welt, die keine andere ist als die des Raumes, und dieses ist nur so zu verstehen, daß der Wille, mit Schelling und Hartmann gesprochen, „extensione prior" und der Raum erst von ihm selbst gesetzt ist.

Wenn man nur einzusehen vermöchte, wie die zahllosen Willenssubjekte, von denen jedes seine eigene Raumvorstellung realisiert, den einen gemeinsamen transzendenten Raum zustande bringen! Ohne einen gemeinsamen Raum ist keine Wechselwirkung der Willenssubjekte untereinander und damit keine innere Einheit aller möglich, die nach Lipsius eben nur auf jener Wechselwirkung beruhen soll. Und doch soll der gemeinsame Raum erst aus der Wechselwirkung resultieren! Das setzt voraus, daß die vielen individuellen Raumvorstellungen nur Teilvorstellungen, mosaikartige Ausschnitte, aufgehobene Momente einer und derselben Raumvorstellung sind, die aber alsdann nur die Vorstellung eines und desselben absoluten Willenssubjektes sein kann, das mit seinem Wesen über die vielen Einzelwollungen übergreift, und zu welchem sich diese gleichfalls nur als Momente oder individualisierte Funktionen verhalten. Dann muß aber die Vorstellung überhaupt etwas genau so Ursprüngliches und Wesenhaftes sein, wie Lipsius dies vom Willen behauptet. Denn da es nur die Vorstellung sein kann, durch welche die Willenssubjekte sich voneinander unterscheiden und eine Spaltung und Individualisierung des Willens in ein System von Teilwillensfunktionen nur vermittelst der Vorstellung und ihres konkreten Inhalts möglich ist, so kann die Vorstellung nicht, wie Lipsius mit Wundt behauptet, erst aus der wechselseitigen Beschränkung der Individualwollungen entspringen. Es ist ein Widerspruch, daß die Vorstellung erst ein sekundäres Ergebnis der Wechselwirkung der Willenssubjekte aufeinander sein soll, während doch nicht einzusehen ist, wodurch die vielen Willenssubjekte sich voneinander unterscheiden sollten, als eben durch ihre verschiedenen Vorstellungen. Ist aber die Vorstellung genau so ursprünglich, wie der Wille, so fällt sie mit demjenigen zusammen, was Hegel und Hartmann als „Idee" bezeichnen. Dann ist die Welt nichts anderes als die vom absoluten Willen verwirklichte einheitliche und identische Weltidee. Die Behauptung, daß die Idee sich nur innerhalb des Bewußtseins,

Digitized by Google

aber nicht im Dasein als Finalität offenbaren sollte, erweist sich also auch deshalb als unzulässig, weil schon die Spaltung des absoluten Willens in eine Vielheit von Teilwillensfunktionen vermittelst der Raumidee nur final zu verstehen ist, und Wille und Idee geben sich als die beiden Attribute oder Offenbarungsweisen einer und derselben absoluten geistigen Substanz zu erkennen, die sich immer zugleich als Wille wie als Idee betätigt.

Auch nach Lipsius sind die Einzelwollungen nichts Letztes und Ursprüngliches. Ueber den Pluralismus führt ihn die Erwägung hinaus, daß Wille und Vorstellung nur möglich sind, wenn dem Subjekt ein Objekt gegeben ist, auf das es wirkt und von dem es seinerseits Wirkungen empfängt, und dies ist, wie er mit Recht betont, nur möglich, wenn die Individualkräfte nichts Selbständiges für sich, sondern Teilfunktionen eines allumfassenden Weltwesens sind, wie dies vor Lotze schon Plotin gezeigt hat. „In allem Wechsel des Geschehens beharrt das Gesetz (!), im unaufhörlich veränderlichen Spiel der Gefühle und Vorstellungen dauert der Geist." Dieser ist aber nicht die bloße Summe der Einzelgeister, sondern, als das allgemeine Wesen der Dinge, das in jenen selbst unmittelbar gegenwärtig ist, ist der kosmische Gesamtgeist oder Allgeist, den Lipsius geradezu als „Gott" bezeichnet, das raum- und zeitlose Wesen des Universums, der gemeinsame metaphysische Grund und Träger der Welt, von welchem diese beständig ins Dasein herausgesetzt wird. Das ist eine Anschauung, die sich völlig mit derjenigen Hartmanns decken würde, wenn Lipsius nicht mit Wundt darauf bestände, den Allgeist seinem Wesen nach als bloßen Willen zu bestimmen und die Vorstellung als etwas dem Willen gegenüber Sekundäres aufzufassen, was erst aus dem Widerstreit der Wollungen untereinander hervorgeht. Allein diese Auffassung ist nicht aufrecht zu erhalten. Denn man sieht eben nicht, wie der eine absolute Wille sich in eine Vielheit von Teilwillensfunktionen sollte spalten können, ohne hierzu durch die Idee veranlaßt zu werden, die allein das Prinzip der Vielheit und der Weltbestimmtheit sein kann. Alle Einwände, die schon Hartmann selbst gegen die Wundtsche Metaphysik erhoben hat, treffen ebenso gut den Standpunkt von Lipsius. (Vgl. Preuß. Jahrbücher Bd. 66, Heft 1 u. 2: „Wundts System der Philosophie" und Geschichte der Metaphysik II den Abschnitt über Wundt.) Es ist ebenso unmöglich, eine Vielheit von Wollungen sich ohne Vorstellungsbestimmtheit vorzustellen, wie es unmöglich ist, die reale räumliche Bestimmtheit der Willensmonaden aus den Kon-

Digitized by Google

flikten der letzteren hervorgehen zu lassen, wenn jene nicht irgendwie in idealer Form schon in den letzteren darinsteckte. Kann aber der absolute Wille sich ohne die Vorstellung nicht individualisieren und zu konkreter Bestimmtheit fortentwickeln, dann besteht auch kein Grund mehr, wie Lipsius es tut, die Annahme eines Hervorgehens des Endlichen aus dem Absoluten im Sinne eines realen vorweltlichen Prozesses (Hartmann) als „gnostische Mythologie" von der Hand zu weisen. Erblickt doch auch Lipsius selbst in einer „vollendeten Unendlichkeit" einen Widerspruch; das müßte ihn zu dem Zugeständnis führen, daß auch der Weltprozeß als solcher endlich, und dies zwar sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts sein muß. Ein endlicher, durch die Idee bestimmter Weltprozeß aber ist nur als teleologischer zu verstehen. Damit sehen wir uns abermals zur Annahme einer objektiven Teleologie gedrängt, wonach das Dasein nur Mittel ist für den Geist, d. h. für das Bewußtsein, und das von Lipsius behauptete „naturgewollte Streben" (!) nach „kraftvollen in sich ruhenden Persönlichkeiten" (?) kann dieses nur insofern sein, als es im Wesen des natürlichen Daseins selber angelegt ist.

Es versteht sich, daß die logische Idee, die den Willen in eine Vielheit von Teilwillensfunktionen spaltet und dessen konkreten Inhalt bestimmt, sich hier im Dasein als Naturgesetzlichkeit, dort im Bewußtsein als synthetische Intellektualfunktion erweist, nur eine unbewußte sein kann, da das Bewußtsein (die Empfindung) ja erst aus dem Konflikt der Einzelwollungen entspringt. Von einem Unbewußten im Hartmannschen Sinne aber will Lipsius nichts wissen. Er glaubt mit Schopenhauer und Wundt an einen an und für sich selbst bewußten Willen, trennt also die Bewußtseinsform in unnatürlicher Weise vom Bewußtseinsinhalt, da dieser ja erst auf Grund der Empfindung durch die Willenskonflikte zustande kommen soll. Er bekämpft die Hartmannsche Lehre von der Passivität und Wirkungsunfähigkeit des Bewußtseins und behauptet, daß sich der Begriff des Unbewußten weder aus erkenntnistheoretischem noch aus psychologischem Gesichtspunkte heraus rechtfertigen lasse. Ich glaube, im Verlaufe dieser Darlegungen gezeigt zu haben, daß gerade das Gegenteil der Fall ist und Lipsius selbst im konsequenten Ausdenken seiner Gedanken zur Annahme eines unbewußten Geistes kommen müßte. Seine Einwände treffen an keinem Punkte den Kern der Sache, am wenigsten diejenigen gegen das unbewußt Psychische im engeren Sinne, da gerade Hartmann die Annahme von „unbewußten Empfindungen" abweist. Der Haupteinwand von

Digitized by Google

Lipsius ist auch nur der, daß die Annahme eines unbewußten Geistes, wie er meint, die grundsätzliche Ueberwindung des Dualismus vereitelt. Davon kann aber schon deshalb nicht die Rede sein, weil Bewußtes und Unbewußtes sich nach Hartmann nicht als selbständige Substanzen gegenüberstehen, sondern das Bewußtsein nur die aus den Willenskonflikten resultierende Erscheinung des Unbewußten ist und der Gegensatz des Wesens und der Erscheinung auch von Lipsius nicht geleugnet wird. Schließlich will ja auch Lipsius den Allgeist nicht als bewußtes, persönliches Wesen, auch nicht als unterpersönlich, sondern als überpersönlichen, überbewußten Geist gedeutet wissen. Das Ueberbewußte aber ist genau das Unbewußte Hartmanns, und damit trifft Lipsius auch an diesem Punkte doch schließlich mit der Hartmannschen Metaphysik zusammen.

Digitized by Google

Der oberste Kriegsherr.

Von

Hans Delbrück.

Vorbemerkung.

Vor einigen Wochen teilte mir die „Illustrierte Zeitung“ (Leipzig) mit, daß sie beabsichtige, angesichts des bevorstehenden Kampfes um die große Heeresvorlage mit einer besonderen „Wehr-Nummer“ hervorzutreten und forderte mich auf, ihr dazu einen Beitrag über das Thema: „Das Verhältnis des Heeres zum obersten Kriegsherrn“ zu schreiben. Ich ging auf den Vorschlag ein; nicht nur um des guten Zweckes willen, sondern weil es sich so traf, daß mir das vorgeschlagene Thema sozusagen schon lange in der Feder steckte. In der konservativen Presse und namentlich bei Militärs findet man zwar häufig genug den Hinweis auf den Kriegsherrn und die Treuverpflichtung, die die Armee ihm schuldet, aber wenn man unsere staatsrechtlichen Lehrbücher in die Hand nimmt, so hat man den Eindruck, als ob der Begriff des Kriegsherrn für die Rechtswissenschaft nicht mehr existiere. Man spricht von „Kriegshoheit“ und „Kommandogewalt“ und insofern mit Recht, als mit diesen Worten die juristischen Formen, in denen das Verhältnis des Kriegsherrn zu seiner Armee praktisch wirksam wird, zutreffend wiedergegeben sind. Aber eine so formal-rechtliche Behandlung der Sache genügt nicht. Sie ist viel zu äußerlich. In jenen Formen lebt eine Seele, und wer bei der Darstellung der Rechtsformen von dieser Seele keine richtige oder keine genügend starke Vorstellung erweckt, der ist in Gefahr, das Wesen unseres Staates in seinen Grundbeziehungen zu verkennen. Denn das Verhältnis der Armee zum obersten Kriegsherrn hat gewiß nicht geringere Bedeutung als jeder noch so fundamentale Paragraph der preußischen Staats- oder der deutschen Reichsverfassung. Wenn man es trotzdem ignoriert, so geschieht es, weil man sich noch nicht darüber klar geworden ist, wie man es in die konstitutionelle Theorie einpassen soll. Tatsachen aber werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß man sie ignoriert und es handelt sich hier um eine äußerst massive Tatsache.

Digitized by Google

Die Wehr-Nummer der „Illustrierten Zeitung“ ist nunmehr erschienen, prachtvoll ausgestattet, mit einer Reihe von sachlich wertvollen Beiträgen aus der Feder der allerkompetentesten Kenner unseres Heerwesens, ergänzt durch eine originelle Zusammenstellung von Berichten über die Produktion der sachlichen Bestandteile, die zur Ausrüstung einer Armee gehören. Die Fabriken und die Fabrikationen, in der die Waffen, das Uniformtuch, das Lederzeug, die Ferngläser, die Kochtöpfe, die Kokarden, die Automobile, die chirurgischen Instrumente usw. usw. für unsere Armee hergestellt werden, werden uns in Beschreibung und Bildern vorgeführt.

Indem ich unsere Leser auf diese interessante Erscheinung aufmerksam mache (die Einzel-Nummer kostet 2,50 Mk.), bringe ich meinen eigenen Beitrag auch an dieser Stelle zum Abdruck, in der Hoffnung, daß er trotz seiner populär gehaltenen Form sowohl den berufenen Politikern wie den Staatsrechtslehrern einen nicht unnützlichen Hinweis bieten werde für die richtige Einschätzung einer Kraft, die für unser Verfassungsleben direkt wie indirekt nicht weniger maßgebend sein dürfte, als etwa auf dem entgegengesetzten Pol das allgemeine gleiche Stimmrecht.

* * *

Der Begriff eines Kriegsherrn kann nur historisch gefaßt und erklärt werden. Im Reformations-Jahrhundert gab es in Deutschland noch nirgends ein stehendes Heer; die stehenden Truppen sind erst ein Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges, dessen Söldnerscharen nach Abschluß des Friedens nicht alle abgedankt, sondern zum Teil erhalten blieben und allmählich in den Charakter eines stehenden Heeres übergeführt wurden. Im besonderen gilt dies von dem Ursprung des preußischen Heeres, das sich damals unter der Hand des Großen Kurfürsten formte, des Kurfürsten von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen, von Pommern, Fürst von Halberstadt, Herzog von Cleve und Herr noch in mehreren anderen Landschaften war. Irgendeine Einheit existierte zwischen diesen weithin durch Deutschland zerstreuten Besitzungen nicht; die Armee aber wurde einheitlich. Sie war geknüpft weder an Brandenburg noch an Preußen noch an eine der anderen Landschaften, sondern allein an die Person ihres Herrn, ihres Organisators, der den einzelnen Kriegsmann anwarb, anstellte, in Pflicht nahm, bezahlte und kommandierte. Seiner Armee gegenüber ist Friedrich Wilhelm nicht Kurfürst oder Herzog, sondern er ist — der Kriegsherr, dem der einzelne Kriegsmann sich zum kriegerischen Dienst auf Leben und

Digitized by Google

Tod verpflichtet hat. Der Kriegsherr ist also der Inhaber eines besonderen Elements der Souveränität, das, von der Hoheit in den einzelnen Landschaften losgelöst, wenn schon nicht völlig getrennt, zu einem besonderen Leben gestaltet ist. Ein nicht geringer Teil der Krieger sind nicht einmal Söhne der verschiedenen dem Kurfürsten untertänigen Landschaften, öfter nicht einmal Deutsche, sondern Kinder irgendwelchen Stammes, die sich in den Dienst gerade dieses Kriegsherrn begeben und sich ihm durch den Fahneneid verpflichtet haben. So waren ja auch die Söldnerscharen des Dreißigjährigen Krieges sozusagen internationale Gesellen, die den Dienst irgendeines Kriegsherrn annahmen, nicht selten auch aus dem Dienst des einen in den Dienst des anderen übergingen.

Ein solcher Kriegsdienst hat etwas Handwerksmäßiges, aber er ist doch zugleich weit mehr. Eine Verpflichtung auf Tod und Leben ist doch etwas anderes als eine Verpflichtung zu irgendeiner bürgerlichen Arbeit, und selbst die rohen Kriegsknechte des Dreißigjährigen Krieges hatten ein starkes Gefühl von der Treue, zu der sie sich durch ihren Eid dem Kriegsherrn verpflichtet hatten. Als der gewaltige Wallenstein, der der Abgott seiner Soldaten war, den Versuch machte, seine Truppen von der Treuverpflichtung gegen den Kaiser loszulösen, versagten sie sich ihm, und er ging darüber zugrunde und wurde umgebracht. Kein historisches Ereignis kann uns deutlicher zeigen, wie stark die Gewalt ist, die dem Begriff des obersten Kriegsherrn innewohnt.

Bis in die germanischen Urwälder können wir diesen Zug der Treue des Kriegers gegen seinen Herrn verfolgen. Tacitus erzählt uns, daß die germanischen Fürsten umgeben waren von einem Gefolge von Kriegern, die ihm im Frieden Glanz, im Kriege Schutz gewährten (**in pace decus, in bello praesidium**). „Kommt es zur Schlacht," sagt er, „so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit gleichzukommen. Ehrlos und verachtet sein Leben lang ist, wer den Herrn überlebend aus der Schlacht zurückkehrt. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, ja, eigene Heldentaten ihm zum Ruhme anrechnen, ist die höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge kämpft für den Fürsten."

Was uns der alte Römer hier von unseren Vorfahren erzählt, kann man heute noch als die psychologische Struktur der Beziehung eines deutschen Offizierkorps zu seinem Kriegsherrn ansehen. Es ein Verhältnis wechselseitiger Treue, in der der freie Mann aus

Digitized by Google

freiem Entschluß sich dem Dienst eines Höheren widmet und von diesem dafür nicht nur ernährt, sondern der Ehre des Kriegerdienstes gemäß geachtet und gehalten wird. Der Kriegsherr fühlt sich nicht nur als Herr, sondern auch als Kamerad seines Offizierkorps. Von der Gefolgstreue zur Zeit Armins durch die ritterliche Vasallentreue im Mittelalter bis zur Offizierstreue in der Gegenwart lebt in wechselnden Formen derselbe Geist.

Der Große Kurfürst schuf die brandenburgisch-preußische Armee; aus der einheitlichen Armee erwuchs allmählich über den ursprünglichen, zersplitterten Landschaften der einheitliche Staat. Man hat gesagt, die gesamte preußische Verwaltung, mit Ausnahme der Justiz, Kirche und Schule, sei eigentlich ein Produkt und eine Abzweigung aus der Intendantur der Armee. Aus der Heeresverwaltung ging die Steuererhebung hervor; um das Land steuerkräftig zu machen, ließ sich die Verwaltung des weiteren die wirtschaftliche Wohlfahrtspflege und die allgemeine Ordnung angelegen sein. Nicht bloß Aushebung, Einquartierung, Lieferungen, Pferdezucht, sondern auch Wirtschafts- und Sozialpolitik, Wegebauten und Medizinalwesen sind vom Standpunkt der Armee aus Hauptaufgaben der Staatsverwaltung geworden.

Solange der Staat nur eine partikularistische Grundlage hatte, war im Grunde das Treuverhältnis der Armee zum Kriegsherrn neben der Pflichttreue des Beamtentums das einzige ideale Moment, vermöge dessen der Staat sich erhielt. Dies ist der Grund, weshalb Friedrich der Große darauf hielt, daß sein Offizierkorps ausschließlich, oder so gut wie ausschließlich, aus Edelleuten zusammengesetzt sei, denn der deutsche Adel ist dem Kerne nach die Fortsetzung und Nachkommenschaft des mittelalterlichen Rittertums. Die in diesem Stande überlieferten Begriffe der kriegerischen Ehre und der Vasallentreue erschienen dem König als die sicherste Bürgschaft für die Eigenschaften, die er von seinem Offizierkorps forderte, und auf die er vertraute. Mit der Erhebung von 1813 trat dazu die Kraft des Nationalgedankens, der Wille des gesamten Volkes, die nationale Unabhängigkeit gegen jede äußere Macht aufrechtzuerhalten. Auf der Verbindung des altpreußischen Staatsgedankens mit der Idee der nationalen Freiheit beruht die ungeheure Gewalt, die Preußen 1813 offenbarte, und dieses in der Erhebung von 1813 erzeugte Preußen ist der Kernstaat des Deutschen Reiches geworden. Die preußische Armee hatte und behielt dabei ihren Herzschlag in dem Treugelöbnis zu ihrem König. Der Reitersmann in den Freiheitskriegen nannte den Säbel an seiner Seite seinen „Friedrich Wilhelm".

Digitized by Google

Wer sich diese Entwicklungsreihe klarmacht, erkennt die unermeßliche Bedeutung des Verhältnisses des Heeres zu seinem obersten Kriegsherrn auch für das Werden des Deutschen Reiches.

Eine gewisse Abschattierung dieses idealen Aufrisses bringt der künstliche Aufbau des Deutschen Reiches als Bundesstaat. Dem ursprünglichen Rechte gemäß sind die einzelnen Bundesfürsten die Kriegsherren ihrer Kontingente. Die sämtlichen kleineren Bundesstaaten haben aber, mit Vorbehalt gewisser Ehrenrechte, die Ausübung ihrer Kriegshoheit dem Kaiser als König von Preußen in seiner Eigenschaft als Bundesfeldherrn übertragen. In den drei Königreichen Sachsen, Württemberg und Bayern jedoch sind den Bundesfürsten wesentliche Teile der Kriegshoheit geblieben; namentlich die bayrische Armee ist nur für den Kriegsfall, was freilich wieder die Hauptsache ist, unter den Oberbefehl des Kaisers gestellt. Die Bayern, Württemberger und Sachsen stehen also unter einer gewissen Doppelverpflichtung, aus der eine rein formalstaatsrechtliche Betrachtung innere Widersprüche ableiten könnte. Aber das tatsächliche Leben einer Nation wird niemals von den bloßen Rechtsformen bestimmt, und jene formale Unstimmigkeit wird überwunden und ausgeschaltet durch die Kraft des nationalen Gedankens, die uns das Vertrauen gibt, daß die Verpflichtung gegen den angestammten Herrscher und die Verpflichtung gegen den Kaiser niemals in praktischen Widerspruch zueinander treten, sondern in der Bundestreue ihren steten Ausgleich finden werden. Wie die Einzelstaaten sicher sind, daß das Reich ihre Sonderexistenz nicht aufhören wird zu achten und zu schützen, so ist das Reich nicht weniger sicher, daß die Einzelstaaten sich dem höheren Recht des Reichsgedankens niemals mehr entziehen oder versagen werden.

Man ersieht aus allem Vorstehenden, daß durch den Uebergang des preußischen Staatsgedankens in den deutschen Reichsgedanken der besondere Begriff eines obersten Kriegsherrn keineswegs etwa überflüssig geworden und von dem Begriff des Staatsoberhauptes aufgesogen worden ist — schon deshalb nicht, weil der Kaiser nicht Staatsoberhaupt (wie in Preußen), sondern nur Inhaber der mit bestimmten Befugnissen ausgestatteten Präsidialgewalt in dem zu einem Reich zusammengeschlossenen Bunde ist. Man kann es vielleicht so ausdrücken: gerade dadurch ist es möglich geworden, den föderativen Charakter der Reichsverfassung zu erhalten, den Einzelstaaten die Pflege der bürgerlichen Aufgaben weiter zu belassen, daß das Element der Kriegshoheit auf das Reich über-

Digitized by Google

tragen, die Eigenschaft als oberster Kriegsherr ganz oder zu wesentlichen Teilen auf den Kaiser übergegangen ist.

Freilich weder in der preußischen noch in der Reichsverfassung ist der Begriff oder das Wort „Oberster Kriegsherr" zu finden. In beiden Verfassungen steht nur, daß der König bezw. der Kaiser den Oberbefehl über das Heer führt; vom Standpunkt des Staatsrechts gibt es den Begriff des „Kriegsherrn" nicht mehr; staatsrechtlich gibt es, wie man es ausdrückt, nur eine Kommandogewalt. Die Kommandogewalt ist aber nur die äußere Form, deren lebendigen Inhalt und ethischen Untergrund eben das historisch gebildete Treuverhältnis zwischen dem Kriegsherrn und seinen Kriegern gibt.

Auch der Beamte tritt in den Dienst seines Landesherrn, leistet ihm den Treueid und untersteht daraufhin der Beamtendisziplin. In unendlich viel höherem Grade aber begibt sich der Offizier in die Gewalt seines Kriegsherrn. Er ist schon äußerlich durch eine bestimmte Kleidung, die Uniform, von allen anderen Staatsbürgern unterschieden und hat kein höheres Bestreben, als sich ganz und gar mit der Lebens- und Weltanschauung seiner Standesgenossen, ihrem Korpsgeist zu erfüllen. Dieser wiederum ist kein anderer als eben der Geist des obersten Kriegsherrn. In seinem Geist wird der junge Offizier erzogen, wird die Disziplin gehandhabt, walten die Ehrengerichte noch über den Wirkungskreis der Kommandogewalt hinaus ihres Amtes.

Die unermeßlich wichtige, praktische Folge dieser persönlichen Beziehung zwischen dem Kriegsherrn und dem Offizierkorps ist die Ausschaltung der Armee aus der Politik. Die Politik macht allein der Kriegsherr, und die Armee vertraut ihm, daß er auch ihre Interessen wahrnehmen und pflegen werde.

Um jede Berührung der Armee mit der Politik abzuschneiden, hat die Reichsverfassung bestimmt, daß für alle aktiven Offiziere und Soldaten sogar das Wahlrecht, das sonst jedem fünfundzwanzigjährigen Deutschen zusteht, ruht. Was diese Trennung der Armee von der Politik bedeutet, lehre uns ein Vergleich mit Frankreich. Hier ist das unbedingte Treuverhältnis zwischen dem König und der Armee in der großen Revolution untergegangen und zerstört worden. Die Folge waren unausgesetzte weitere Revolutionen. Mit Hilfe der Armee machte das Direktorium einen Staatsstreich nach dem andern. Dann machte die Armee den General Bonaparte erst zum Konsul, dann zum Kaiser. Im Jahre 1814, nach der Einnahme von Paris, fiel die Armee von Napoleon ab, und er mußte nach Elba; 1815 setzte sie ihn zum zweitenmal auf den Kaiserthron. Im Jahre 1830 fiel

Digitized by Google

die Armee von den Bourbonen ab, 1848 von Louis Philipp und machte 1852 Napoleon III. zum Kaiser. Seit 1870 ist Frankreich Republik und verzehrt sich im Durst nach der Revanche. Aber sobald man sich dem Kriegsentschluß nähert, machen die leitenden Staatsmänner sich klar, daß der Sieg ihnen selber zum Verhängnis werden würde. Denn der Feldherr eines Heeres, das Deutschland besiegt hätte, würde es unzweifelhaft in der Hand haben, sich selber, in der Art wie einst die Bonapartes, zum Herrscher von Frankreich zu machen. Heute wird die französische Armee regiert von Parlamentariern, die aus dem Stande der Rechtsanwälte und Journalisten hervorzugehen pflegen. Das Avancement der Offiziere, die Ernennung und Entlassung der Generale ist in der Hand von öfter noch jugendlichen Volksrednern, die die wechselnden parlamentarischen Kombinationen auf den Stuhl des Kriegsministers befördert haben. Daß diesem ein aus Generalen bestehender „oberster Kriegsrat" zur Seite steht, besagt nicht viel, da er nur beratende Befugnisse hat. Es ist zuzugeben, daß die Zivil-Kriegsminister sich schon manchmal recht talent- und verständnisvoll gezeigt haben. Aber wer bürgt dafür, daß es der Armee nicht doch auch noch einmal ergeht wie der Marine, die durch derartige parlamentarische Minister ruiniert worden ist? Und wie eigentlich im Kriege das Oberkommando geordnet sein soll, ist ganz unklar. Die ganze Gewalt in die Hand eines Oberfeldherrn zu legen, verhindert der politische Argwohn. Die Oberleitung behält sich deshalb der vielköpfige Ministerrat vor, dessen Organ der Kriegsminister ist, und dem ein Chef des Generalstabes beigegeben ist. Unter diesem „Hofkriegsrat" steht dann der General, der gegen Deutschland kommandiert, und daneben wieder die Generale, die etwa an der italienischen und spanischen Grenze befehligen. Weder gibt eine solche Organisation im Kriege gute Aussichten, noch im Frieden harmonische Verhältnisse.

Glaubt man, daß die von Patriotismus glühende französische Armee das gern erträgt? Was würde aus der deutschen Armee unter der Führung parlamentarischer Zivil-Kriegsminister werden? Wie würde sie sich dagegen aufbäumen! Die französische muß es sich schweigend gefallen lassen, weil sie immer noch die 1870 geschlagene ist. Immer wieder bemerkt man an einzelnen Kennzeichen, daß sie innerlich knirscht über das Unwürdige ihrer Stellung; der Sieg in dem großen Revanchekrieg gegen Deutschland würde ihr auch im Innern sofort wieder eine andere Position verschaffen. Aber dadurch stehen die heutigen parlamentarischen Regenten Frankreichs

Digitized by Google

in dem lähmenden inneren Widerspruch, daß sie ihren eigenen Sieg ebensosehr zu fürchten haben, wie sie ihn erhoffen.

In Deutschland sind wir frei von den Ketten, in die diese politische Gedankenreihe Frankreich schlägt, weil die Armee unter dem obersten Kriegsherrn steht, mit dem sie eine untrennbare, unzerstörbare Einheit bildet, und fast noch wichtiger als in Deutschland ist, um auch diesen Vergleich noch heranzuziehen, der Begriff des Kriegsherrn in der vielsprachigen Oesterreich-Ungarischen Monarchie.

Obgleich die Monarchie staatsrechtlich ein Doppelstaat ist, ist die k. u. k. Armee doch einheitlich, weil, wie ein ungarischer Minister einmal seinen separatistischen Landsleuten im Pester Parlament erklärte, der Geist der Armee nur Einer sein könne und dürfe, nämlich der Geist des Allerhöchsten Kriegsherrn.

Wo man dem Deutschen Reiche feindlich gesinnt ist in der Welt, weist man gern darauf hin, daß wir eine große, sehr große Partei im Lande haben, die die Grundlagen unserer Verfassung verwirft und bekämpft. Aber so groß sie ist, wir fürchten sie nicht, weder für jetzt noch für die Zukunft, denn der Grundstein unseres politischen Daseins, das Treuverhältnis des Heeres zu seinem obersten Kriegsherrn ist ein Granitblock, an dem niemand zu rütteln oder auch nur zu bröckeln vermag.

Die Opposition selbst bei allem theoretischen Bekenntnis zur Republik darf es doch nicht wagen, ihre Agitation in die Reihen der Armee zu tragen, und nirgends hat sich bis jetzt der leiseste Versuch gezeigt, die Festigkeit ihres Zusammenhalts zu erschüttern. Der Fahneneid gilt unverbrüchlich, und die Strenge der Disziplin baut den ethischen Grundbegriff der Treue aus zu dem fest geschlossenen, jeder Demagogie entzogenen System, auf dem im letzten Grunde die äußere wie die innere Politik Deutschlands beruht. Das Offizierkorps, als die kriegerische Gefolgschaft des Kaisers im altgermanischen Sinne, wirkt vermöge der allgemeinen Wehrpflicht und des Durchgangs der gesamten Jungmannschaft durch das deutsche Heer als Erzieher des gesamten Volkes zu jener Treugesinnung, an die sich einst Friedrich Wilhelm III. in dem Aufruf „An mein Volk" wandte, und die nach dem Siege von Belle-Alliance der von Gneisenau aufgesetzte, von Blücher erlassene Tagesbefehl an die „braven Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein" in die Worte kleidete: „Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehn, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen."

Digitized by Google

Allgemeine Religionsgeschichte im Schul- und Universitätsunterricht.

Von

Carl Clemen, Professor an der Universität Bonn.

Unterricht in allgemeiner Religionsgeschichte ist in der Schule wohl zuerst in Holland eingerichtet worden. Bei der Neuordnung des gesamten Unterrichtswesens i. J. 1876 wurde der bisherige konfessionelle Religionsunterricht beseitigt und für die höheren Schulen ein solcher in allgemeiner Religionsgeschichte zugelassen; doch ist er tatsächlich nur in wenigen Städten erteilt worden. Dann verlangte für Frankreich, wo die Abschaffung des bisherigen Religionsunterrichts wenigstens zu erwarten war, M. Vernes*) eine stärkere Berücksichtigung der Religion in dem Geschichtsunterricht der primären und einen zusammenfassenden Kursus in Religionsgeschichte für die sekundären Schulen. A. Loisy**) ist wohl geneigt, ähnliche Forderungen zu erheben, hält aber die Zeit dafür noch nicht für gekommen, und auch für Belgien, wo ein konfessioneller Religionsunterricht stattfindet, verlangte Graf Goblet d'Alviella***) nur für die höheren Schulen (genauer die rhétorique supérieuse) und nicht in einem besonderen Kursus Unterricht in Religionsgeschichte. Für die Vereinigten Staaten, in deren Staatsschulen man keinen Religionsunterricht kennt, wünscht M. Jastrow†) Berücksichtigung der Religionsgeschichte im Geschichtsunterricht an den höheren Schulen und in einem besonderen Kursus an den colleges, die ja wenigstens z. T. noch hierhergehören. Endlich in Schweden und ebenso in Deutschland findet jene bereits statt

*) In der Revue de l'histoire des religions für Januar 1881.
**) In der Correspondence de l'Union pour la Vérité vom 1. Februar 1910 = a propos d'histoire des religions 1911, 100 ff.
***) In der Revue de Belgique vom 15. März 1882 = Croyances, rites, institutions 1911, II, 16 ff.
†) The Study of Religion 1901.

Digitized by Google

und wird vereinzelt (in der Schule der freien Schulgemeinde in Wickersdorf bei Saalfeld) auch ein besonderer Kursus in Religionsgeschichte abgehalten. Außerdem aber verlangte (um von einzelnen Vertretern dieses Standpunktes, zu denen außerhalb Deutschlands auch Ellen Key gehört, hier abzusehen) i. J. 1905 die bremische Lehrer- und Bürgerschaft für alle Schulen Abschaffung des, wie in ganz Deutschland, bisher bestehenden konfessionellen Religionsunterrichts und für die letzten beiden Schuljahre dafür Einführung eines Unterrichts in allgemeiner Religionsgeschichte.

Ich glaube, es war durchaus berechtigt, wenn die Schuldeputation der bremischen Bürgerschaft die Erfüllung dieser Forderungen ablehnte. Wenn ihnen der Gedanke zugrunde lag, daß sich einzelne oder unser ganzes Volk an Stelle des Christentums auch für eine andere oder eine neue Religion entscheiden könnten, so wird in Wahrheit, zumal für unser ganzes Volk, wie die europäisch-amerikanische Kulturmenschheit überhaupt, noch auf lange nur das Christentum in irgendwelcher Form in Betracht kommen. Auch im einzelnen wird man aus anderen Religionen, wenn man sie erst genauer kennt, nur sehr wenig herübernehmen wollen; aber zunächst kennen ja auch die Lehrer, die über jene Religionen unterrichten sollen, sie zumeist noch nicht genauer. Es fehlt ferner nicht nur an Büchern, nach denen sie unterrichten könnten — die vorhandenen sind entweder zu mangelhaft oder zu hoch —, sondern auch an solchen, aus denen sie, soweit sie dazu Zeit haben, sich zunächst selbst belehren könnten; denn auch die Lehrbücher der Religionsgeschichte von P. D. Chantepie de la Saussaye und C. von Orelli (kürzere Werke würden kaum genügen) enthalten manche Angaben, die tatsächlich irrig oder wenigstens unsicher sind. Und doch sollten nun mindestens die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten noch etwas mehr von anderen Religionen erfahren, als es jetzt bereits der Fall ist; namentlich aber müßte, um das zu ermöglichen, auf der Universität auch allgemeine Religionsgeschichte vorgetragen werden.

Denn abgesehen von der Bedeutung, die diese an sich und für das Verständnis der Philosophie und Literatur, Kunst und Kultur hat, ist auch die äußere Geschichte bis auf die Gegenwart vielfach nur von ihr aus zu verstehen. Außerdem hat speziell die Religion der sog. Naturvölker noch ein besonderes Interesse für Juristen und Nationalökonomen, die die, mit jener eng zusammenhängenden ältesten rechtlichen und wirtschaftlichen Anschauungen studieren, sowie

Digitized by Google

für Mediziner, die die in der Hand von Zauberern und Priestern liegende ursprünglichste Behandlung von Krankheiten kennen lernen möchten. Vor allem würden Beamte und Kaufleute, die mit relativ primitiven Stämmen zu tun haben, viele Fehler vermeiden, wenn sie deren religiöse Anschauungen kennten; sofern auch solche Kaufleute manchmal auf unseren Universitäten studieren, sollten diese also zugleich deshalb für einen Unterricht in allgemeiner Religionsgeschichte sorgen.

Daß Missionare, die ein Volk oder einzelne in ihm zum Christentum bekehren wollen, deren bisherige Religion genau kennen müssen, versteht sich von selbst. Freilich stellt ihrer wenigstens das evangelische Deutschland überhaupt nicht allzuviel, und die verhältnismäßig wenigen, die sich bei den verschiedenenen Missionsgesellschaften melden, werden meistens nicht, wie das in anderen Ländern die Regel ist, auf der Universität vorgebildet. Aber auch diejenigen christlichen (und jüdischen) Theologen, die im Lande bleiben wollen, müssen außer mit der Geschichte ihrer, mit der anderer Religionen vertraut sein — und nicht nur sie, sondern in gewisser Weise alle, die das Christen- oder Judentum wirklich verstehen wollen.

Erstens nämlich enthalten diese beiden, wie alle anderen Kulturreligionen, wenngleich z. T. nur in der Form des Aberglaubens, manche Elemente, die aus ältester Zeit stammen und nur verständlich werden, wenn man sie bei relativ primitiven Stämmen studiert. Freilich, ob eine Anschauung oder Einrichtung, die wir bei einem oder einigen von diesen finden, deshalb auch schon bei den Vorfahren anderer Völker vorausgesetzt werden muß, ist in jedem Falle erst zu untersuchen; aber vielfach ist das allerdings nötig, und dann ist die Anschauung oder Einrichtung, die wir bei dem betr. Volk oder im Juden- und Christentum später finden, damit erklärt.

Auch weiterhin können auf beide Religionen andere, mit denen sie in Berührung kamen, eingewirkt haben: die kanaanäische, assyrisch-babylonische, ägyptische, persische, griechisch-römische, keltische, germanische, slawische. Gewiß muß man bei der Annahme solcher Einwirkungen viel vorsichtiger sein, als man es vielfach noch ist; aber daß sie überhaupt stattgefunden haben und daß soweit das Christen- und Judentum nur aus anderen Religionen zu verstehen ist, das läßt sich nicht leugnen.

Drittens endlich ist die Entwicklung des Juden- und Christentums auch dort, wo keine anderen Religionen auf sie eingewirkt

Digitized by Google

haben, doch häufig nur aus der Analogie solcher völlig zu verstehen. Ad. Harnack meinte zwar in seiner Rektoratsrede v. J. 1901*) wer die nahezu drei Jahrtausende umfassende Geschichte des Juden- und Christentums forschend, entziffernd, nachdenkend, nacherlebend durchmesse, der brauche kein Vielerlei von Religionen zu studieren, aber dabei hatte er im Augenblick übersehen, was er nachher anerkannte, daß man nämlich für dieses Verständnis des Juden- und Christentums doch von anderen Religionen schon manches gelernt habe. Namentlich die Langsamkeit der Entwicklung, die außerordentliche Zähigkeit der Vorstellungen (nicht bloß der in der Form des Aberglaubens fortlebenden) wird nur verständlich, wenn man in anderen Religionen gleiches beobachtet — und das ist auch für religiös interessierte, aber an ihrer Kirche oder Konfession irre gewordene Laien sehr lehrreich. Vor allem freilich müssen Theologen andere Religionen kennen lernen: das hat nach dem Vorgang anderer, übrigens auch sog. positiver und katholischer Theologen) Harnack selbst, namentlich in dem in der christlichen Welt vom 21. November 1901 erschienenen Nachwort zu seiner Rede durchaus anerkannt.

Steht es aber so mit der Bedeutung anderer Religionen namentlich für die Theologie, so war es begreiflich, daß hie und da auch die Forderung erhoben wurde, die theologischen Fakultäten möchten in religionsgeschichtliche umgewandelt werden. Das verlangte zuerst P. de Lagarde in einer in ihren Grundzügen schon 1859 niedergeschriebenen und in beschränkter Weise veröffentlichten Abhandlung über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion**) ohne damit aber wohl viel Eindruck zu machen. Glücklicher war C. P. Tiele, der unabhängig von Lagarde im Gids vom Mai 1866 dieselbe Forderung erhob — mit der originellen Begründung: „de theologie heeft even weinig recht op den naam van wetenschap, als het habsburgsche kaizerrijk aanspraak heeft op den naam van staat“ Freilich, wie es auch mit Oesterreich stehen mag, die verschiedenen theologischen Disziplinen werden doch durch den gemeinsamen Zweck der Kirchenleitung, wie es Schleiermacher ausdrückte, zusammengehalten, und können oder müssen daher auch zum Besten einer einzelnen Kirche betrieben werden. Immerhin wurden bei der schon erwähnten Neuordnung des holländischen Unterrichtswesens i. J. 1876 die theologischen

*) Reden und Aufsätze 1904, II, 188 ff.
**) Deutsche Schriften II, 1891, 67 ff.

Digitized by Google

Fakultäten wenigstens ihres bisherigen strengkonfessionellen Charakters im Prinzip entkleidet, außerdem aber im Jahre darauf durch je eine Professur für vergleichende Religionsgeschichte vergrößert, deren nunmehrige Inhaber auch vorher schon darüber gelesen hatten.

Ebenfalls bereits früher, nämlich i. J. 1873, war in der Schweiz, in Genf, ein Lehrstuhl für Religionsgeschichte gegründet worden, nachdem sein erster Inhaber, A. Bouvier, schon vorher Vorlesungen darüber gehalten hatte. Und zwar geschah dies zunächst innerhalb der theologischen Fakultät; doch wurde die Professur, nachdem sie i. J. 1894 aufgehoben worden war, das Jahr darauf in der **Faculté des lettres** neu errichtet. Jetzt besteht sie wohl nicht mehr, dafür gibt es eine solche in der freien evangelisch-theologischen Fakultät in Genf und einen Lehrauftrag für Religionsgeschichte in Lausanne; endlich wird diese, wenngleich nicht von eigens dafür angestellten Professoren, auch in den anderen theologischen Fakultäten der Schweiz behandelt.

In Nordamerika las an der **Harvard University** seit 1867 J. F. Clarke über Religionsgeschichte, ebenso seit 1873 W. F. Warren an der **Boston University**. Eine besondere Professur dafür wurde zuerst 1890 in der **Sage School of Philosophy** an der **Cornell University** errichtet, desgleichen 1892 an der Universität Chicago, doch bestehen beide wohl jetzt nicht mehr. Statt dessen hat Amerika seit 1892 Zyklen von Vorlesungen über Religionsgeschichte, die zugleich an verschiedenen Universitäten (Chicago, Columbia, Cornell, Johns Hopkins, Pennsylvania, Yale) und theologischen Seminaren (Hartford, Meadville und Union), sowie an einigen anderen Instituten (Brooklyn, Drexel, Lowell) stattfinden. Dazu sind 1908 noch die **Hartford-Lamson Lectures** gekommen, die nur in Hartford gehalten werden. Während ferner jene vorhin erwähnten Professuren wohl zugleich noch anderen Zwecken dienten, wurde 1904 an der **Harvard University** eine selbständige Professur für Religionsgeschichte geschaffen und 1910 an der **University of Pennsylvania** eine ganze Gruppe von nicht weniger als zwölf Dozenten gebildet, die freilich auch über Geschichte des Juden- und Christentums vortragen. Die zahlreichen Vorlesungen über allgemeine Religionsgeschichte, die sonst an Universitäten und theologischen Seminaren von nicht eigens dafür bestellten Professoren gehalten werden, bleiben dabei außer Betracht.

In England hat man wohl bisher (und zwar seit 1904) nur in Manchester eine Professur für vergleichende Religionsgeschichte, wofür auch am Manchester-College in Oxford seit 1876 eine Lecture-

Digitized by Google

ship besteht. Ebenso wurde eine solche 1912 in Cambridge eingerichtet — von den Vorlesungen, die von anderen Professoren über dasselbe Thema gehalten wurden und werden, wieder nicht erst zu reden. Ferner fanden von 1878 bis 1894 und neuerdings wieder in London und Oxford die **Hibbert-**, seit 1887 an den vier schottischen Universitäten die **Gifford-**, und endlich seit 1910 in Oxford alljährlich die **Wilde-Lectures** statt, die alle ähnliche Zwecke verfolgen. Außerdem haben auch in Schottland hie und da nicht eigentlich dafür bestellte Professoren doch über allgemeine Religionsgeschichte gelesen.

In Frankreich wurde zunächst im Januar 1880 eine Professur für Religionsgeschichte am **Collège de France** geschaffen. Im gleichen Monat begann an der **Université catholique** (dem späteren **Institut catholique**) Abbé de Broglie seinen Kursus über die Geschichte der nichtchristlichen Kultur, den er freilich später **cours d'apologétique chrétienne** nannte; so frägt es sich, ob man ihn wirklich hier mit aufzählen soll. Viel wichtiger war jedenfalls die Einrichtung einer besonderen Sektion für **sciences religieuses** an der **École pratique des Hautes Études** i. J. 1886, in der außer der Geschichte des Juden- und Christentums auch andere Religionen behandelt werden, zuerst von zwölf, jetzt von nicht weniger als fünfundzwanzig Dozenten. Nehmen wir endlich hinzu, daß auch die theologische Fakultät in Montauban vorübergehend einen Professor für Religionsgeschichte enthielt, so ergibt sich, daß diese auf den französischen Universitäten bisher bei weitem am stärksten vertreten ist.

In Brüssel begann i. J. 1884 Graf Goblet d'Alviella über allgemeine Religionsgeschichte zu lesen; auch in Louvain gibt es eine Professur für Fundamentallehren der Religion, nicht dagegen an den anderen belgischen Universitäten, für die der Genannte vor 30 Jahren in dem eingangs erwähnten Artikel in der **Revue de Belgique** die gleiche Forderung stellte. In Rom wurde 1886 an Stelle der aufgehobenen theologischen Fakultäten eine Professur für Religionsgeschichte gegründet, aber zwei Jahre später in eine solche für Geschichte des Christentums verwandelt; so gibt es jetzt in Italien keine Professuren für Religionsgeschichte. Vielleicht, daß sie neuerdings eingerichtet werden, nachdem R. Pettazzoni in der **Nuova Antologia** vom 1. Mai und Graf de Gubernatis im **Popolo Romano** vom 20. Mai 1912 kräftig dafür eingetreten sind.

Nachdem in Upsala schon bisher der Inhaber der Professur für **encyclopaedia et praenotiones theologicae** und außerdem ein

Digitized by Google

Privatdozent über Religionsgeschichte gelesen hatten, soll jetzt in der theologischen Fakultät in Lund eine eigene Professur dafür gegründet werden; bisher behandelten das Fach je ein Privatdozent der theologischen und der philosophischen Fakultät. Auch in Christiania tat das früher ein Privatdozent der letzteren Fakultät und in Kopenhagen tut es ein solcher noch jetzt; hier und in Helsingfors las und liest ebenso ein Professor der Theologie zugleich über allgemeine Religionsgeschichte.

Endlich werden auch an der theologischen Akademie in Preßburg und wurden früher an den beiden Instituten in Eperies und Ödenburg, wenn auch nicht von eigens dafür angestellten Professoren, Vorlesungen über Religionsgeschichte gehalten. Ebenso geschieht das seit 1882 in Athen; kurz, die allgemeine Religionsgeschichte ist jetzt an den Universitäten und theologischen Lehranstalten fast aller Kulturländer vertreten.

Man begreift danach die Verwunderung, mit der die amerikanischen und französischen Autoren, denen ich manche der vorstehenden Angaben verdanke*) konstatieren, daß in Deutschland in dieser Richtung bis vor kurzem so wenig geschehen war. Gewiß war, wenn auch nicht von eigens dafür angestellten Professoren, allerlei auf dem Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte gearbeitet worden; immerhin war es charakteristisch, daß der Verleger der Sammlung theologischer Lehrbücher, P. Siebeck, einen Holländer, der der Sammlung theologischer Handbücher, E. Weber, einen Schweizer um Abfassung der religionsgeschichtlichen Abteilung angehen, und daß ebenso im theologischen Jahresbericht, erst über Religionsgeschichte im allgemeinen, dann über den nichtsemitischen oder außerbiblischen Teil derselben, nach Pünjers Tode zunächst nacheinander ein Schweizer, Holländer, Däne und Schwede referieren mußten. Vorlesungen über allgemeine Religionsgeschichte wurden wohl zuerst von dem Sanskritisten Roth gehalten und von Tausenden besucht; ich habe dann auch von R. Pischel ein entsprechendes Kolleg gehört, und neuerdings sind von einzelnen katholischen und evangelischen Theologen (W. Bousset, E. Hardy, R. Otto, M. Rade, H. Schell) gelegentlich einmal solche Vorlesungen gehalten worden. Dagegen eigne Professuren für Religionsgeschichte sind erst 1910 in

*) Jastrow in seinem oben erwähnten Buch und Old Penn vom 11. und 25. März 1911, Jordan in seinem Werk Comporative Religion (1905) und den Expository Times von 1910/10, J. Réville in der Revue de l'histoire des religions vom Januar-Februar 1901.

Digitized by Google

der theologischen Fakultät in Berlin und 1912 in derjenigen in Leipzig, sowie in der katholisch-theologischen Fakultät in Münster ein Extraordinariat eingerichtet worden; außerdem existiert ein solches in der philosophischen Fakultät in Bonn, das ich selbst inne habe.

Diese bis vor kurzem und in geringerem Maße noch jetzt bei uns beobachtete Zurückhaltung hat verschiedene Gründe, denen zum Teil Harnack in seiner schon erwähnten Rektoratsrede bezw. dem Nachwort dazu Ausdruck verliehen hat.

Er bezweifelt zunächst, daß die nichtchristlichen Religionen genügendes Interesse finden oder auch nur hervorrufen würden. Aber wie wichtig sie in der verschiedensten Bedeutung sind, wurde doch schon oben angedeutet und wird sich immer mehr ergeben, je tiefer man in sie eindringt. Es geht eben hier, wie auf den verschiedensten anderen Gebieten: hat man sich mit einer Frage noch nicht eingehender befaßt, so begreift man nicht, wie sie Interesse erwecken könnte; tritt man ihr aber näher, so merkt man erst, welche Bedeutung sie hat. Ja, man kann hier auch an das von Harnack selbst zitierte Wort W. von Humboldts erinnern: die Wissenschaft gießt oft dann ihren wohltätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint. Und daß allgemeine Religionsgeschichte jetzt in weiten Kreisen einem immer größer werdenden Interesse begegnet, ist doch unverkennbar.

Ein zweites Bedenken, darin bestehend, daß andere Religionen im einzelnen überhaupt nicht mit dem Christentum verglichen werden dürften, wird in wissenschaftlichen Kreisen nicht erhoben, geschweige denn, daß für die Betrachtung irgendeiner Religion die Alternative gälte, die seinerzeit, als es sich um die Gründung der Professur für allgemeine Religionsgeschichte am **Collège de France** handelte, im französischen Senat E. de Laboulaye in die Form brachte: „**ou vous croyez qu'elle est vraie, et alors tout semble naturel, ou vous croyez qu'elle est fausse, et alors tout vous semble absurde.**“ Aber auch Harnack betont, daß man eine Religion nur verstünde, wenn man sie selbst erlebe, und eine oder gar mehrere fremde Religionen nachzuerleben vermöchten nur Virtuosen. Daß ist gewiß richtig, wenn ein bis in die tiefsten Tiefen eindringendes Verständnis verlangt wird; aber ein solches Verständnis ist doch auch für gewisse Formen der eigenen Religion, also etwa des Christentums, unmöglich, dem einen für diese, dem andern für jene und allen für einzelne, einer fernen Vergangenheit angehörige Formen. Wenn wir also gerade durch Harnack auch diese Formen des Christentums

Digitized by Google

besser zu verstehen gelernt haben, dann wird es zugleich möglich sein, einigermaßen in den Geist anderer, uns fremder Religionen einzudringen.

Aber es bleibt noch eine dritte Schwierigkeit übrig, auf die Harnack besonderen Nachdruck legt. Sie beruht darauf, daß man allerdings, um eine Religion aus dem Grunde zu verstehen, die Sprache, die wirtschaftlichen Zustände, politischen Erlebnisse und Institutionen eines Volkes kennen muß. Aber wenn es deshalb allgemeine Religionsgeschichte als Fach eines Einzelnen nicht geben soll, so würde ebenso eigentlich nicht nur über Kultur- und Kunst-, sondern auch über christliche Kirchengeschichte zu urteilen sein; denn wer kennt die Sprache und gesamte Geschichte auch nur aller der Völker, die sich bisher zum Christentum bekannt haben? Wie man sich hier in gewissem Umfange mit Uebersetzungen und sekundären Quellen behilft, so wird das also auch bei der allgemeinen Religionsgeschichte möglich sein. Gewiß, gründlicher wird eine Religion, soweit dafür Sprache und Geschichte des betreffenden Volkes in Betracht kommt und soweit nicht etwa namentlich erstere selbst noch stellenweise unklar ist, der zuständige Fachmann verstehen, aber abgesehen davon, daß sich nicht alle Sinologen, Indologen, Assyriologen, Arabisten, Aegyptologen, klassische und neuere Philologen auch mit Religionsgeschichte befassen, daß nicht sie alle an jeder Universität und Kenner der oder einiger Sprachen der sogenannten Naturvölker wohl überhaupt an keiner vorhanden sind — abgesehen von alledem fehlt diesen Spezialisten von Haus aus die Möglichkeit, andere Religionen zu vergleichen, wodurch der Religionshistoriker vielfach Rätsel löst, die jene bestehen lassen mußten, und Erkenntnisse erreicht, die sie nicht ahnen konnten. Allerdings brauchte diese Vergleichung nicht gerade von dafür bestimmten Professoren vorgenommen zu werden, aber wie deren Anstellung — wenigstens solange, als wir nicht auch außerhalb Leipzigs ein Forschungsinstitut für Religionsgeschichte bekommen — dieser Wissenschaft dienen würde, so wäre sie erst recht im Interesse der Bedeutung und des Ansehens unserer Universitäten. Am besten wäre es ja natürlich, wenn, wie an der **University of Pennsylvania** oder gar der **École pratique des Hautes Études**, an derselben Universität gleich mehrere Professuren für Religionsgeschichte errichtet würden, die sich dann in dieses weite Gebiet teilen könnten; aber das wird zunächst kaum zu erreichen sein. So wird man den Dozenten für allgemeine Religionsgeschichte überlassen müssen, zu derjenigen Religion, die sie vollständig beherrschen, allmählich andere hinzuzunehmen, — wie das ja

Digitized by Google

auf seinem engeren Gebiet auch der profane und Kirchenhistoriker, der Geograph, der Philolog ähnlich macht.

In welcher Fakultät die neuen Professuren für allgemeine Religionsgeschichte errichtet werden sollten, ist wohl nicht so leicht zu sagen. Da das Fach vor allem für die Theologen wichtig, ja eigentlich unentbehrlich ist und sie deshalb auch darin geprüft werden sollten, wie das in Holland und der Schweiz bereits geschieht, wird man zunächst an die evangelisch- oder katholisch-theologische Fakultät denken. Allerdings erheben sich dagegen zwei Bedenken. Einmal suchen, so wenig begründet es auch ist, politische und vollends kirchliche Parteien viel häufiger auf die Besetzung theologischer, als auf die philosophischer Professuren einen Einfluß auszuüben; die Fakultäten und Regierungen können also über jene weniger leicht nach rein sachlichen Gesichtspunkten entscheiden, als über diese. Und außerdem werden nun einmal herkömmlicherweise Vorlesungen, die in einer theologischen Fakultät stattfinden, unendlich viel seltener von Nichttheologen gehört, als Vorlesungen, die in einer anderen Fakultät gehalten werden, von Theologen; diejenigen über Religionsgeschichte würden also, wenn in einer theologischen Fakultät stattfindend, allen den Nichttheologen, die sich auch für dieses Fach interessieren sollten und tatsächlich sehr häufig interessieren, kaum zugute kommen. Man kann seine Vorlesungen über Religionsgeschichte auch nicht, wie das mit anderen an manchen Universitäten geschieht, für Angehörige aller Fakultäten anzeigen; denn erstens ist das nur bei ein- oder höchstens zweistündigen Vorlesungen üblich, zweitens erwartet man von solchen Vorlesungen für alle Fakultäten Leichtverständlichkeit, wie sie wenigstens auf vielen Gebieten der Religionsgeschichte nicht oder nur zum Schaden der Gründlichkeit zu erreichen ist, und drittens pflegt man Uebungen, auf die, wie überall, so auch hier besonderer Nachdruck zu legen ist, überhaupt nicht für alle Fakultäten anzuzeigen. Werden die Professuren für allgemeine Religionsgeschichte deshalb in der philosophischen Fakultät errichtet — vielleicht dürfen ihre Inhaber ihre Vorlesungen auch unter denen der evangelisch-theologischen Fakultät anzeigen — und ist Religionsgeschichte außerdem als Prüfungsfach im Doktorexamen anerkannt, so werden zugleich mehr umfangreichere und selbständigere Arbeiten darüber entstehen: denn auch von Theologen wird ja der Grad eines Doktors der Philosophie häufiger erworben, als der eines Licentiaten der Theologie — wenigstens solange als die bisherigen Bestimmungen über die Erwerbung des letzteren noch fortbestehen.

Digitized by Google

Doch das alles sind untergeordnete, technische Fragen, die man, vielleicht von Fall zu Fall, verschieden beantworten kann. Die Hauptsache ist natürlich, daß wir überhaupt, auch in Deutschland, mehr Professuren für allgemeine Religionsgeschichte bekommen, als bisher. Das ist nicht nur deshalb nötig, weil es solche in anderen Ländern, namentlich Frankreich, Holland und Nordamerika, in größerer Anzahl gibt und wir hinter diesen nicht zurückbleiben dürfen; im Gegenteil, das wäre noch nicht entscheidend, wenn es sich um ein Fach handelte, das in dieser Form nicht auf eine Universität gehörte. Ich glaube indes gezeigt zu haben, daß allgemeine Religionsgeschichte in derselben Weise, wie andere Disziplinen, wissenschaftlich betrieben werden kann, und da es außerdem keinem Zweifel unterliegt, daß sie in verschiedenster Beziehung von Wichtigkeit ist und in dieser Wichtigkeit immer mehr erkannt wird, so verlangt es der Fortschritt der Wissenschaften, dem unsere Universitäten dienen sollen, daß an ihnen allgemeine Religionsgeschichte künftig viel stärker vertreten ist, als bisher.

Digitized by Google

Die Leistungen der Feuerwaffen in den Feldzügen von 1740 bis 1905.

Von

W. Gohlke-Steglitz.

In einer Abhandlung „Der Menschenverbrauch in den Hauptschlachten der letzten Jahrhunderte“ (Preußische Jahrbücher von 1893, 72. Band, S. 105 u. ff.) hat Gustav Roloff die Frage aufgeworfen: Wird das rauchlose Pulver und der kleinkalibrige Schnellader mehr Opfer an Menschenleben erfordern als Zündnadel und Chassepot? Seit 1893 haben die Kriege verschiedener Staaten Material zur Beantwortung dieser Frage geliefert, das in dieser Studie verwertet werden soll. Hierzu genügt aber nicht, nur die einzelnen Verlustziffern nebeneinander zu stellen; es müssen vielmehr die Leistungen der Waffe, die im Kampfe, nicht auf dem Uebungsplatz, erzielt sind, in Betracht gezogen werden. Hierfür ist nötig zu wissen, wieviel Patronen und Artillerieschuß in der Schlacht verfeuert wurden, wieviel Gewehre und Geschütze in Tätigkeit kamen und welcher Verlust an Toten und Verwundeten (blutiger Verlust) durch sie erzielt wurde. Leider gibt die Kriegsgeschichte über diese Faktoren nur unvollkommene Auskunft. Am günstigsten liegen die Verhältnisse beim Feldzuge von 1870/71; hier ist für die meisten Gefechte die Zahl der deutschen Artillerieschuß, für sämtliche die Zahl der Gewehre und Geschütze und die Verluste, und für einige Gefechte auch die Zahl der verbrauchten Patronen bekannt. Diese Zahlen können daher einen Maßstab geben, an denen die Verhältnisse späterer und früherer Feldzüge gemessen werden können.

Der blutige Verlust der Franzosen soll 125000 Mann betragen haben*), von denen 73 v. H.**) = 91250 durch Gewehrfeuer,

*) Nach dem Militär-Wochenblatt Nr. 43, 1910 und Regensburg „1870/71“, X.
**) Nach Plönnies, Deutsche Gewehrfrage; Dr. Villaret, Die Handgranate, 1908.

Digitized by Google

25 v. H. = 31250 M. durch das Geschützfeuer und 2 v. H. durch die Waffe außer Gefecht gesetzt sein sollen. Die deutschen Truppen haben während des ganzen Feldzuges verbraucht:

30 Millionen Patronen,
362662 Artilleriegeschosse.

Rechnet man von den Patronen einen Verlust an verdorbenen und verloren gegangenen mit 5 Millionen ab, so bleiben 25 Millionen, die 91250 Mann außer Gefecht setzten. Ein blutiger Verlust erforderte mithin rund

274 Infanteriegeschosse,

und da jedes 31 g wog, rund 8,5 kg Blei.

Von den 362662 Artilleriegeschossen*) sind etwa 43000 Schuß abzurechnen, die zur Beschießung fester Plätze gedient haben, also hauptsächlich zur Zerstörung toten Materials; es bleiben mithin 319662 Artilleriegeschosse. Sie setzten 31250 Mann außer Gefecht, jeder blutige Verluste erforderte also

10,2 Geschosse.

Jedes Geschoß wog durchschnittlich 5,75 kg und lieferte 30 Sprengstücke, mithin erforderte jeder blutige Verlust

58,65 kg oder 300 Sprengstücke zu 194 g.

Das Verhältnis der Toten zu den Verwundeten betrug im Feldzuge 24,2 v. H.; es sind daher auf einen Gefallenen zu rechnen

1134 Infanteriegeschosse = 35,154 kg Blei
42,2 Artilleriegeschosse = 242,65 kg = 1266 Sprengstücke.

Der Vergleich der Gewichte zwischen Gewehr- und Geschützmunition, die denselben Erfolg hatten, könnte zu der Annahme berechtigen, daß die großen Kosten zur Unterhaltung der Artillerie sich durch ihre Wirkung nicht bezahlt machten. Hierbei wäre jedoch außer Acht gelassen, daß die Artillerie widerstandsfähige Ziele zerstören und auf weite Entfernungen wirken soll. Auch ihre moralische Wirkung muß in Betracht gezogen werden. Ein einschlagendes Artilleriegeschoß, das eine ganze Geschützbedienung oder Bespannung und ganze Sektionen niederstreckt und unter ohrenzerreißender Detonation die Körper gräßlich zerschmettert, stellt andere Anforderungen an die Nerven als die Wirkung des winzigen Bleis, das fast lautlos einschlägt und sein Opfer meist ohne sichtbare Wunde fällt.

*) S. Generalsstabswerk 1870/71, V, Seite 1461.

Digitized by Google

Für den Feldzug 1870/71 kann die Wirkung der deutschen Artillerie für jede Schlacht angegeben werden, die Gewehrwirkung dagegen nur für einige Schlachten, weil wohl die verfeuerte Artilleriemunition, nicht aber die verfeuerten Patronen für alle Schlachten bekannt sind. Der französische Munitionsverbrauch ist nur bei wenigen Schlachten angegeben, und ebenso spärlich fließen die Quellen zur Feststellung des Munitionsverbrauchs in den Schlachten vor und nach 1870/71.

Um einen annähernden Anhalt der Leistung der Waffen zu gewinnen, wo die Schußzahlen nicht bekannt sind, ist im Nachstehenden zu dem Hilfsmittel gegriffen, die Gewehrzahl und die Geschützzahl festzustellen, die einen Mann mit ihrer verschossenen, zunächst unbekannten Munition außer Gefecht gesetzt hat. Vereinzelte Angaben der Gefechtsberichte, wieviel Schuß ein Gewehr oder ein Geschütz durchschnittlich in der Schlacht oder in dem Feldzug abgegeben haben, setzen uns instand, zu beurteilen, welche Treffähigkeit der Waffe etwa zugesprochen werden kann. Setzt man als Einheitsmaß die am besten bekannten Leistungen der deutschen Waffen im Kriege 1870/71, so läßt sich wenigstens erkennen, ob diese größere oder geringere Leistungen aufwiesen.

Die durchschnittliche Leistung der deutschen Waffen sind, wie bereits angegeben: 274 Patronen und 10,2 Artilleriegeschosse. Wie sich diese Zahlen für die einzelnen Schlachten des Feldzuges von 1870/71 gestalten, ergibt die folgende Aufstellung. Die Zahlen der letzten Spalte geben das Verhältnis zur durchschnittlichen Leistung des Zündnadelgewehrs, 274 Patronen = 1 gesetzt.

Die Durchschnittsleistung des deutschen Geschützes für den ganzen Feldzug 1870/71 sind 0,06 Geschütze oder 10,2 Granaten, die aus 22 Schlachten und Treffen 0,19 Geschütze zu 42 Schuß = 7,9 Granaten. Erstere wird ebenfalls als Einheitsmaß angenommen werden.

Von der französischen Artillerie sind nur die Schußzahlen von zwei Schlachten bekannt; man erhielt einen blutigen Verlust:

bei Vionville-Mars la Tour

durch 0,35 Geschütze zu 60 Schuß = 21 Gr. = 0,49,

bei Gravelotte

durch 0,24 Geschütze zu 88 Schuß = 21 Gr. = 0,49

der Treffähigkeit der Deutschen.

Digitized by Google

Das Verhältnis der Verwundungen durch Gewehr- und Geschützfeuer: bei den Deutschen 91,6 : 8,4 bei den Franzosen 75 : 25.		Für einen blutigen Verlust die Munition von Gewehren	Patronen	die Munition von Geschützen	Schuß	Gewehr 1 : ?	Geschütz 1 : ?
Durchschnittlich im Feldzuge 1870/71	Deutsche .	5	274	0,05	10,2	1	1
bei Wörth 6. 8. 70	Deutsche .	11,9	333	0,12	4,9	1,2	0,48
	Franzosen	3,8	237	0,17	.	0,9	.
bei Spicheren 6. 8. 70	Deutsche .	8,5	.	0,08	2,3	.	0,22
	Franzosen	5,7	157	0,24	.	0,8	.
bei Vionville-Mars la Tour 16. 8. 70							
	Deutsche .	5,5	117	0,08	7,3	0,4	0,71 [1]
	Franzosen	6,0	.	0,35	21,0	.	2,06 [1]
bei Gravelotte-St. Privat 18. 8. 70							
	Deutsche .	18,5	586	0,32	17,7	2,1	1,7
	Franzosen	4,6	178	0,24	21,0	0,6	2,06
bei Noisseville 31. 8. u 1. 9. 70							
	Deutsche .	11,0	257	0,20	15,2	0,9	1,5
	Franzosen	15,6	.	1,14	.	.	.
bei Beaumont 30. 9. 70	Deutsche .	11,6	.	0,25	7,6	.	0,75
	Franzosen	9,6	.	0,75	.	.	.
bei Sedan 1. 9. 70	Deutsche .	5,4	143	0,14	7,8	0,5	0,76
	Franzosen	10,8	.	0,55	.	.	.
bei Amiens 27. 11. 70	Deutsche .	20,0	.	0,3	13,5	.	1,3
	Franzosen	24,1	.	0,56	.	.	.
bei Beaume la Rolande 28. 11. 70							
	Deutsche .	12,4	.	0,27	8,7	.	0,85
	Franzosen	53,2	.	2,03	.	.	.
Villepion-Loigny Poupry 1. u. 2. 12. 70							
	Deutsche .	6,8	.	0,14	11,4	.	1,1
	Franzosen	19,5	.	0,74	.	.	.
Orleans 3. u. 4. 12. 70	Deutsche .	18,1	.	0,31	13,2	.	1,3
	Franzosen	?	.	3,85	.	.	.
An der Hallue 23 u. 24. 12. 70							
	Deutsche .	23,2	.	0,33	11,3	.	1,1
	Franzosen	48,0	.	1,07	.	.	.
Villiers-Champigny 29. u. 30. 11. und 1. 12. 70	Deutsche .	3,7	.	0,06	1,4	.	0,14
	Franzosen	8,3	.	0,68	.	.	.
Bapaume 3. 1. 71	Deutsche .	8,3	.	0,18	5,5	.	0,54
	Franzosen	69	.	1,91	.	.	.
Le Mans 10. bis 12. 1. 71	Deutsche .	28,1	.	0,47	8,9	.	0,87
	Franzosen	53,8	.	1,69	.	.	.
Lisaine 15. bis 17. 1. 71	Deutsche .	7,7	.	0,09	7,4	.	0,73
	Franzosen	38 4	.	3,27	.	.	.
St. Quentin 19. 1. 71	Deutsche .	8,0	.	0 13	5,8	.	0,58
	Franzosen	13,8	.	0,44	.	.	.
Mt. Valerien 19. 1. 71	Deutsche .	7,8	86	0,10	3,2	0,31	.
	Franzosen	40,0	.	4,80	.	.	.
Durchschnittlich aus 18 Gefechten:							
	Deutsche .	12,0	280	0,2	8,5	0,9	0,81
	Franzosen	24,9	.	1,36	.	.	.

[1]) 38. pr.-Brigade mit etwa 50 Schuß einen blutigen Verlust der Franzosen.

Digitized by Google

Die Zahlen der Tabelle lassen die Ueberlegenheit des Chassepotsgewehrs während der Kämpfe mit dem kaiserlichen Heere erkennen, doch ist nicht außer acht zu lassen, daß das Zündnadelgewehr vielfach gegen den in Schützengräben usw. gedeckten Feind zu wirken hatte. Im Kampf gegen das republikanische Heer gewinnt das Zündnadelgewehr die Oberhand über die minderwertige Bewaffnung und die unzureichende Ausbildung, so daß schließlich der Durchschnitt aus 18 Treffen zeigt, daß erst die doppelte Anzahl der französischen Gewehre dasselbe leisten als das Zündnadelgewehr, selbst wenn man zugunsten der ersten annehmen wollte, daß auf beiden Seiten aus jedem Gewehr eine gleiche Zahl von Schuß abgegeben worden sei.

Die ungenügend ausgebildeten Mannschaften des Gambettaschen Aufgebots waren mit 15 verschiedenen Arten Gewehren ausgerüstet. Die Mannschaften des 13. Armeekorps (Vinoy) hatten zu ihrer Ausbildung nur je 3 Patronen verschossen und in der Schlacht bei Loigny-Poupry, 2. 12. 70, traf man Leute an, die nicht imstande waren, die Ladegriffe auszuführen. Arthur Chuquet in „La guerre 1870/71" schreibt: General Farre im Norden hatte 25000 Mann, wovon viele kaum ein Gewehr abzuschießen verstanden.

Die Minderwertigkeit des französischen Artilleriematerials spricht sich sowohl in der letzten Durchschnittsziffer (0,2 gegen 1,36 Geschütze für einen Verlust), als auch in den Schußzahlen der beiden Hauptschlachten aus, in denen die abgegebene Schußzahl bekannt ist. Uebrigens verbesserte sich das Artilleriematerial in der letzten Zeit des Krieges wesentlich, indem das Canon de sept, System Reffye, eingestellt wurde, das an ballistischen Leistungen das preußische Material übertraf und dessen Granaten bereits mit gut wirkenden Aufschlagzündern versehen waren. Die neue Artillerie hatte in Einzelfällen recht gute Leistungen aufzuweisen.

Bevor wir zu den Treffergebnissen der Waffen in den neuen Kriegen übergehen, soll uns ein Rückblick in die Zeit, wo mit Feuerstein- und Perkussionsgewehren, sowie mit glatten Geschützen gekämpft wurde, aufklären, ob und wieviel diese Waffen an Treffähigkeit der Zündnadel und dem Chassepot, sowie den gezogenen Geschützen nachstanden.

Die namhaften Fachmänner*) jener Zeit rechnen 400 bis 500 Schuß auf einen blutigen Verlust. Hierfür waren nötig:

*) Guibert: Essai general de tactique, 1792 rechnet 500 Kugeln,
Hennehen, Chef der Artill. Depots bei Wellington 495 „
Ploennies, Neue Studien 1861 . . . . . 400 „

Digitized by Google

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
1870, 71	Deutsche	5	274	0,05	10 2
	Franzosen	8,5[1]	201[2]	0,29	21,9[3]
In 18 Schlachten der 3 schlesischen Kriege, durchschnittlich	Preußen	5,5	.	.	.
	Oesterreich	13,3	.	.	.
Schlacht bei Czaslau 17. 5. 1742	Preußen	7,0	266[4]	0,27	.
„ „ Kunersdorf	„	2,6	100	0,95	.
In 12 Schlachten von 1800 bis 1809	Frankreich	6,15	.	0,14	.
	Gegner	6,5	.	0,72	.
Schlacht bei Aspern $\frac{21.\ 22.}{5.}$ 1809	Oesterreich	2,9	107	0,12	23,0
Schlacht bei Wagramm $\frac{5.\ 6.}{7.}$ 1809	Frankreich	3,5	.	0,11	43,0

Bedeutend geringer sind die Leistungen in den Kämpfen auf der pyrenäischen Halbinsel, 1809/12

Frankreich	8,3	.	0,17	.
Verbündete	17,0	(459)	0,62	.

Der Chef der Art. Depots bei Wellington, Oberst Hennehen, schätzte 459 Kugeln für 1 Verl. Hiernach müßte jedes Gewehr der Verbündeten durchschnittlich 27 Kugeln verschossen haben, ein Durchschnittsverbrauch, der etwas hoch erscheint.

Im Feldzug gegen Rußland, 1812	Frankreich	6,6	.	0,41	.
	Rußland	4,4	.	0,53	.
Schlacht bei Borodino	Frankreich	7,45	127	0,015	1,9

Die französische Artillerie setzte hier mit 60000 Schuß 32000 Mann außer Gefecht ($^3/_4$ des ganzen Verlust), jedes Geschütz verfeuerte 118 Schuß.

In 12 Schlachten der Freiheitskriege[5]) durchschnittlich	Franzosen	8,37	.	0,57	.
	Verbündete	8.24	.	0,55	.
Schlacht bei Bautzen	Franzosen	14.0	303	0,47	.
„ „ Großbeeren	Preußen	17,0	.	0,48	9
„ „ „	Franzosen	12,0	.	0,45	9
„ „ Leipzig	Verbündete	4.0	192	0,31	.
„ „ „	Franzosen	3,5	163	0,15	.
„ „ Belle-Alliance	Verbündete	4.0	81	0,12	12
„ „ „	Franzosen	2,8	.	0,13	.
In 3 Schlachten während der polnischen Revolution, 1831	Russen	6,8	.	0,36	.
	Polen	4,6	.	0,15	.

[1]) Aus 6 Schlachten.
[2]) Aus 3 Schlachten.
[3]) Aus 2 Hauptschlachten.
[4]) Bei Mollwitz preußisches Gewehr 350 Patronen.
[5]) In diesen und den vorangehenden Schlachten kämpfte man mit Steinschloßgewehren und glatten Vorderladergeschützen.

Digitized by Google

Die Schlachten, bei denen die Patronenzahl angegeben ist, die einen blutigen Verluste erzielte, lassen unmittelbar erkennen, daß in der geschilderten Zeit, wo Steinschloßgewehr gegen Steinschloßgewehr kämpfte, das Vergleichsmaß (274 Patronen des Zündnadelgewehrs) meistens nicht erreicht ist, d. h. die alten Gewehre haben größere Verluste verursacht. Aber auch die Anzahl Gewehre in der 1. Spalte lassen dies erkennen. Im Feldzuge 1870/71 hat der deutsche Infanterist i. g. durchschnittlich nur 54 Patronen verfeuert, in der hartnäckig geführten Schlacht bei Mars-la-Tour hat jeder Infanterist im Mittel nur 35 bis 40 Schuß abgegeben. Es ist daher für jene alten Steinschloßgewehre, die nicht so schnell zu schießen vermochten als die Zündnadelgewehre, eine günstige Annahme, wenn man ihnen durchschnittlich 30 Schuß für eine Schlacht zumißt: unter dieser Voraussetzung weisen alsdann die Gewehrzahlen in obiger Tabelle, die unter 9 liegen, bessere Leistungen auf als das Zündnadelgewehr ($9 \times 30 = 270$). Wie dieses Paradoxon zu erklären ist, soll später versucht werden. In der folgenden Periode, im Krimkriege, kämpft das minderwertige russische Gewehr*) gegen den gezogenen Vorderlader der Verbündeten. Nach allgemeiner Ansicht wird die Ursache des Unterliegens hauptsächlich dem überlegenen Gewehr oder Geschütz zugeschrieben. Die folgende Zusammenstellung wird zeigen, ob diese Ansicht berechtigt ist.

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
In den 3 Hauptschlachten des Krim-Krieges[1]) 1854/55 kommen auf 1 blutigen Verlust	Russen	16,2	324	0,53	.
	Verbündete	8,1	350[2])	0,13	.
Während der ganzen Belagerung, einschließlich der Schlachten gegen das Entsatzheer	Russen	.	340	.	190
	Verbündete	.	303	.	132

Außerdem zerstörte das Artilleriefeuer der Verbündeten 900 russische Geschütze und 3000 Lafetten.

Aus vorstehenden Zahlen ist eine Ausschlag gebende Ueberlegenheit der Waffen der Verbündeten nicht zu entnehmen.

*) Die ballistischen Eigenschaften der in den einzelnen Perioden in Gebrauch gewesenen Waffen sind aus der Anlage ersichtlich.

[1]) An der Alma verschossen die Russen durchschnittlich 14, die Engländer 22 Patronen pro Gewehr.

[2]) Nach den Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens, Wien 1873.

Digitized by Google

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
In 3 Schlachten des italienischen Krieges 1859	Franzosen .	8,5[1]	.	0,04	.
	Oesterreicher	16,2	.	0,26	5,5
Schlacht bei Magenta 4. 6. 59	Oesterreicher	15	384[2]	.	3,00
	Franzosen .	8,3	42	.	2,10
Montebello 20. 5. 59	Oesterreicher	.	.	0,35	6,10
Solferino 24. 6. 59	Oesterreicher	9,8	.	0,25	7,40
	Franzosen .	11,5	.	0,32	9,40

Die beiden Heere führten im italienischen Kriege gezogene Vorderlader, die österreichische Infanterie das Infanteriegewehr M 1854 (System Lorenz), die französische das Fusil M 1857 (System Minié). Im Krimkrieg empfing das Dorngewehr (Fusil à tige), mit dem die Zouaven ausgerüstet waren, die Feuertaufe; die Russen führten noch das glatte Perkussionsgewehr. Die französische Artillerie kämpfte in Italien zuerst mit seinen gezogenen Vorderladern (System Lafitte) gegen die noch mit glatten Geschützen ausgerüstete österreichische.

In den 36 Schlachten des Nordamerikanischen Bürgerkrieges 1861/64	Unierten . .	8,6	.	0,30	.
	Konföderierten	8,3	.	0,26	.

Die Patronenzahl und die Zahl der Artillerieschüsse sind nicht bekannt. Die Truppen waren teils mit gezogenen Vorderladern, teils mit dem Spenser Repetiergewehr, die Kavallerie größtenteils mit Revolvern bewaffnet. Bemerkenswert hierbei ist, daß Vorderlader und Repetiergewehre fast die gleiche Anzahl Patronen verschossen.[3] Interessante Daten über die moralische Verfassung der Truppen im Gefecht liefern die bei Gettysburg auf dem Schlachtfelde aufgelesenen Gewehre, die von beiden Seiten der Kämpfer herrührten. Die Hälfte dieser Gewehre waren mit 2 Ladungen, ein Viertel mit 3- bis 10fachen Ladungen, manche Gewehre mit 5 bis 6 Kugeln, ein altes glattes Gewehr sogar mit 22 mit Pulver vermischten Kugeln, nur ein Viertel war richtig geladen. Bei den verschiedenen gewechselten Stellungen war gewöhnlich das frühere oder erste Visier beibehalten worden.

[1] Sie verbrauchten im Feldzuge 7 Millionen Patronen, jedes Gewehr 140 Schuß.

[2] Die Franzosen wollen nur 5 Schuß aus jedem Gewehr abgegeben haben, die Oesterreicher 25,8 (?).

[3] Nach General Terry.

Digitized by Google

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
Im ersten schleswig-holsteinschen Kriege 1848/50 sind die Zahlen über verfeuerte Munition für einzelne Gefechte bekannt	1870/71 Deutsche	5	274	0,05	10,2
	Kolding-Eistrup 23. 4. 49 Verb.	17	159	0,9	37
	Dänen	36	.	0,7	.
	Gudsö 4. 5. 49 Preußen	.	361	.	121

Die Bewaffnung bestand auf beiden Seiten aus glatten Perkussionsgewehren, nur ein preußisches Bataillon (Füsilier-Regiment Nr. 12) war mit Zündnadelgewehren bewaffnet. An Geschützen kamen bei Freund und Feind glatte Vorderlader zur Verwendung. Die Dänen führten auch eine Espignolbatterie, eine Art Schnellfeuergeschütz, dessen Leistung jedoch nicht besonders hervortrat.

Im zweiten schleswig-holsteinschen Kriege 1864 waren die preußischen Bataillone mit dem Zündnadelgewehr 1841, das Füsilier-Regiment Nr. 35 mit dem Füsiliergewehr M. 1860, die Jäger mit der Zündnadelbüchse M. 54 bewaffnet, die österreichische Infanterie führte das Infanteriegewehr M. 1854 (Lorenz-Podewils) und den Jägerstutzen M. 55, die Dänische Infanterie das Minié-gewehr und eine Thouveninsche Büchse. Die Preußische Feldartillerie bestand aus einem Drittel gezogener Hinterlader und aus zwei Dritteln glatter Vorderlader; die österreichische Feldartillerie führte gezogene Vorderlader (System Lenk) und eine Raketenbatterie, die Dänen zur Hälfte gezogene Vorderlader französischen Systems (la Hitte), zur Hälfte glatte Vorderlader und Espignolen. Die Treffergebnisse waren die folgenden:

Oberselk 3. 2. 1864	Oesterreicher	13,2	.	0,19	4,14
	Dänen . .	9,3	.	0,19	.
Oversee 4. 2. 1864	Oesterreicher	6,3	.	0,08	3,8
	Dänen . .	9,2	.	.	.
Veile 8. 3. 1864.	Oesterreicher	16,0	.	0,70	13
	Dänen . .	36,0	.	0,45	.

Im ganzen Feldzuge verbrauchten die Oesterreicher 1 112 399 Patronen*) und setzten damit etwa 1800 Mann außer Gefecht; es kämen somit auf einen blutigen Verlust 618 Patronen, eine Zahl, die bei dem für diese Zeit vorzüglichem Gewehr viel zu

*) Nach österreichischen Quellen: Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genieweſens 1873.

Digitized by Google

hoch erscheint. Der Munitionsverbrauch im italienischen Feldzuge und im Kriege 1866 zeigt ebenfalls verhältnismäßig hohe Zahlen, die nicht anders zu erklären sind als durch die während der Feldzüge zahlreich verloren gegangenen oder verdorbenen Patronen. Das österreichische Gewehr soll 1864 im ganzen 51 Schuß verfeuert haben, das preußische nur 12. Die österreichische Artillerie verfeuerte 1864 im ganzen 966 Schuß; auf einen blutigen Verlust entfallen 5,6 Schuß.

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
Düppel 18. 4. 1864	Preußen	20	·	0,55	5,3
	Dänen	18,7	·	0,90	·
Alsen 29. 6. 1864	Preußen	26,0	·	0,8	·
	Dänen	32,0	·	2,4	·

Die Preußen verfeuerten im ganzen Feldzuge 1864 543 484 Patronen und setzten damit etwa 7000 Mann außer Gefecht, für 1 Verlust wurden also nur 78 Patronen gebraucht. Der Feldzug 1864 zeigt in einem kleinen Gefecht, bei Lundby, am 3. Juli, die nicht mehr übertroffene Glanzleistung des Zündnadelgewehrs; hier wurde ein blutiger Verlust mit 8,5 Patronen herbeigeführt. 70 Gewehre setzten mit 750 Patronen 88 Dänen außer Gefecht, von denen viele mehrere, einzelne 7 Schüsse erhielten.

Im Feldzuge 1866 sind von der preußischen Armee in Böhmen 1 390 210 Patronen und 30 932 Artillerieschuß abgegeben und 40 981 Mann durch sie außer Gefecht gesetzt worden; ein Verlust ist also durch nur 37,7 Patronen oder 18,8 Artillerieschuß erzielt worden, da etwa 36 883 (90%) durch Gewehrfeuer und 1639 (4%) durch Artilleriefeuer verwundet wurden.

Bei der Mainarmee kamen 102 Gewehrschuß oder 23 Artillerieschuß auf einen blutigen Verlust. Im ganzen Feldzuge wurden nur 2 Millionen Patronen verfeuert, etwa $^1/_8$ von dem, was die nur halb so starken Bataillone in Friedenszeiten jährlich beim Scheibenschießen verbrauchten, auf das Gewehr kamen nur 6 Schuß, ein Zeugnis von vorzüglicher Feuerdisziplin bei einem Schnellladegewehr.

Die Oesterreicher wollen allein bei der Nordarmee in Böhmen 11 670 193 Patronen verbraucht haben. Da der preußische Verlust 20 627 Mann beträgt, so kämen 565 Patronen auf einen Verlust, eine Zahl, die unmöglich erscheint, so daß auch hier wieder die größte Anzahl Patronen verloren gegangen oder verdorben zu sein scheint.

Digitized by Google

An Artilleriemunition hat die österreichische Nordarmee 77 367 Schuß verfeuert und 3024 Mann (16 %) Preußen außer Gefecht gesetzt, also einen Mann mit 25 Schuß.

		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
In 11 Gefechten der Heere in Böhmen 1866	Preußen . . .	18,8	132	0,56	22
	Oesterr. u. Sachsen	67,4	431	0,54	24
In der Schlacht bei Königgrätz 4. 7. 1866 . . .	Preußen. . . .	8,9	56	0,78	39.8
	Oesterr. u. Sachsen	27,1	.	0,54	34
In 4 Gefechten der Mainarmee	Preußen. . . .	22,6	102	0.62	34
	Bayern, Hessen pp.	24,5	.	0,64	35
In der Schlacht bei Custozza 24. 6. 1866	Oesterreicher . .	23,0	.	0,50	24
	Italiener . . .	17,7	.	0,37	.

Die preußische und verbündete Infanterie war mit dem Zündnadelgewehr bewaffnet, nur die nicht zu den Reservekorps eingeteilte Landwehr führte das gezogene Miniégewehr, die österreichische Infanterie und die der süddeutschen Truppen einen gezogenen Vorderlader von kleinerem Kaliber als das Zündnadelgewehr von guter Treffähigkeit mit Druckgeschossen. Die preußische Artillerie war zu zwei Dritteln mit gezogenen Hinterladern, der Rest mit glatten Vorderlader-Granatkanonen, die österreichische Artillerie mit gezogenen Vorderladern, die sächsische, hannöversche, bayrische, badische Artillerie mit Geschützen preußischen Systems ausgerüstet. Nächst dem preußischen Schulmeister sollte die Zündnadel in diesem Kriege die Schlachten gewonnen haben. Die Vorzüge der letzteren bestanden aber hauptsächlich nur darin, daß sie schnelleres Laden und das Laden in liegender Stellung erlaubte. Merkwürdig erscheint es daher, daß die Vorderlader eine viel größere Patronenzahl verfeuert haben als das Zündnadelgewehr, das in weiser Zurückhaltung seine Ueberlegenheit für die günstigen Gefechtsmomente ausgenutzt hat. Auffallend sind die gegen 1870 71 mit demselben Gewehr erzielten besseren Treffergebnisse; sie sind wohl dadurch zu erklären, daß man im Kampfe mit dem weitschießenden Chassepotgewehr gezwungen war, die größeren Schußweiten anzuwenden und häufig gegen Infanterie in Deckungen kämpfte. Auf beiden Seiten war die Anzahl der Artillerieschüsse, die einen blutigen Verlust verursachten, fast gleich, doch war die Anzahl der durch österreichische Artilleriegeschosse Verletzten größer; die Verluste durch Artillerie verhielten sich wie 16 : 4,2.

Digitized by Google

Der Grund hierfür dürfte in der ungenügenden Ausnutzung der preußischen Artillerie durch die Truppenführer liegen.

In den auf 1870 folgenden Kriegsperioden treten die Hinterladungs-Magazingewehre auf. Durch sie wird nicht allein die Schnelligkeit des Feuerns erhöht, sondern auch die Reichweite, Treffsicherheit der Waffe und die Durchschlagskraft der Geschosse vergrößert. Gewehr und Geschütz sind imstande, das Gelände auf Hunderte von Metern in Mannshöhe zu bestreichen, wobei das Geschoß von 8 mm auf 100 m Entfernung fünf bis sechs hintereinanderstehende Leute, auf 1200 m noch zwei bis drei Mann zu durchschlagen vermag. Die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses ist von 300 auf 860 m gewachsen, die Reichweite von 600 m auf 2000 m, die Feuergeschwindigkeit in der Minute von 6 auf 15 Schuß gestiegen.

Die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse der Feldartillerie wuchs von 322 auf 530 m, ihre Reichweite von 3400 auf 8500, die Zahl der Sprengstücke von 30 auf Hunderte, die Zahl der Schrapnellkugeln von 160 auf 500, die bis auf 5600 m ausgestreut werden können, während sie früher nur bis auf 2000 m wirkten. Die Feuergeschwindigkeit der Geschütze hat sich von $1^2/_3$ auf 20 Schuß in der Minute erhöht.

J. v. Bloch in seinem Werke „der Krieg, 1891" führt aus, daß das Gewehr 88 das Zündnadelgewehr an Tragweite einmal, an Feuergeschwindigkeit, Durchschlagskraft und Bestreichung dreimal, an Treffsicherheit ein und einhalbmal übertreffe, daß das Sechsmillimeter-Gewehr zehnmal todbringender sei als die Gewehre von 1870. Schon die Geschütze von 1890 sollen fünfzehnmal wirksamer, ihre Treffähigkeit dreimal größer sein, ein Drittel ihrer Geschoßmenge soll schon die Ergebnisse von 1870 erzielen. Aus den ballistischen Eigenschaften der Waffen und aus den Schießplatzergebnissen wird bewiesen, daß ein erfolgreicher Angriff unter diesen Verhältnissen undenkbar ist; man berechnet genau die Stelle, wo der letzte Mann der anstürmenden Tausenden, weit vor der beabsichtigten Einbruchsstelle, in den Staub sinken muß.

Die seit 1870 geführten Kriege haben Gelegenheit geboten, nachzuprüfen, ob diese Prophezeiungen sich verwirklicht haben, ob erfinderische Büchsenmacher und Kanonengießer uns den ewigen Frieden zu bringen vermögen oder ob Weltgeschichte und Kriegsgeschichte ihren alten Lauf nehmen.

Digitized by Google

Im russisch-türkischen Kriege 1877/78 waren die Russen teils mit dem Berdangewehr II, teils mit dem Gewehr 1856/68, System Krnka bewaffnet, ersteres war ähnlich konstruiert wie das deutsche Gewehr 1871: Patrone mit Messinghülse und Zentralzündung, Kaliber 10,66 mm, letzteres vom Kaliber 15,24, ebenfalls mit Zentralzündung und Stiftschlag. Die Türken führten besonders bei Plewna, das Henry-Winchester Mehrladegewehr, im übrigen das Henry-Martinigewehr, Kal. 11,43 mm, beide mit Metallpatronen. Die russische Artillerie war mit einem Vierpfünder (Kaliber 8,69 cm) und einem Neunpfünder (10,67 cm) ausgerüstet, die teils aus Bronze, teils aus Stahl hergestellt und mit Rundkeilverschluß versehen waren, außerdem hatte jedes Regiment eine Batterie Gatlingmitrailleusen. Die türkische Artillerie führte das Kruppsche Gußstahlgeschütz 1874, das sich von dem deutschen Geschütz C/1873 durch ein kleineres Kaliber (7,5 und 7,85 statt 7,85 und 8,8 cm) und durch die kupfernen Führungsringe der Granaten unterschied. Das türkische Material zeigte sich dem russischen glänzend überlegen.

Die Russen verfeuerten auf dem europäischen Kriegsschauplatz i. g. 14 326 342 Gewehrschuß und 188 378 Artillerieschuß und setzten durch sie etwa 45 000 Türken außer Gefecht, auf 1 blutigen Verlust kommen daher 354 Gewehr- oder 42 Artillerieschuß. Die verbesserte Waffe ist in ihrer Leistung gegen die deutschen Waffen im Rückstand geblieben. Bei den 3 Plewnaschlachten sind die von den Russen abgegebenen Infanterieschüsse bekannt, ihre Leistungen waren die nachstehenden:

		Auf einen blutigen Verlust			
		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
1870/71	Deutsche	5,0	274	0 05	10,2
1. Schlacht bei Plewna 20. 7. 77	Russen	4,4	33	0,26	.
	Türken	5,1	.	0,29	.
2. „ „ „ 30. 7. 77	Russen	8,6	439	0 45	.
	Türken	2,9	.	0,12	.
3. „ „ „ $\frac{10.-11.}{9.}$ 77	Russen	22,0	718	1,13	.
	Türken	2,1	.	0,04	.
Aus 5 Schlachten	Russen	11,2	396	0,47	42
	Türken	4,7	.	0,13	.

Aus der vorletzten Spalte ist die bedeutende Ueberlegenheit der türkischen Waffe ersichtlich; sie bleibt aber hinter der deutschen von 1870/71 bedeutend zurück.

Digitized by Google

Im Serbisch-Bulgarischen Kriege 1885 waren die Serben mit dem russischen Knka-Gewehr und dem Mausergewehr, die Bulgaren mit dem russischen Berdan- und Knka-Gewehr, die Bulgaren mit russischen Neunpfündern und 7 cm-Geschützen, die Serben größtenteils mit den französischen 80 mm-Stahlkanonen de Bange, 1877, außerdem noch mit Krupp- und Armstrongkanonen bewaffnet. Ueber Patronenverbrauch ist nur soviel bekannt, daß die Bulgaren in der Schlacht von Slivnitza in 2 Stunden pro Mann 175 Patronen verschossen, dies würde für die 11000 Mann Infanterie 1925000 Patronen ausmachen, also 534790 mehr als die preußische Infanterie während des ganzen Feldzuges in Böhmen 1866 verfeuert hat. Auf einen blutigen Verlust der Serben kämen etwa 400 Schuß.

Im Chilenischen Bürgerkriege 1891 war das Kongreßheer mit dem französischen Grasgewehr 1874, einem Einlader mit einer Feuergeschwindigkeit von 12 Schuß in der Minute und mit Mannlicher Mehrladegewehren, das Regierungsheer mit französischen Gras- und preußischen Gewehren 1871 bewaffnet. Die Artillerie beider Heere führten Kruppkanonen C/1876. In 2 bis 3 Stunden hatte sich die Infanterie beider Heere vollständig verschossen. Auf jeden außer Gefecht gesetzten Mann der Regierungstruppen kamen etwa 580 Patronen der Kongreßgewehre in der Schlacht bei Concon, 21. 8. 1891 und 297 Patronen in der Schlacht bei Placilla, dagegen auf einen blutigen Verlust der Kongreßtruppen etwa 1700 Patronen bezw. 829 Patronen der Regierungsgewehre.

		Auf einen blutigen Verlust			
		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
Schlacht bei Concon 21. 8. 1901	Kongreßtruppen	4,9	583	0,20	.
	Regierungstruppen	14,1	1700	0,41	.
bei Placilla 28. 8. 1901	Kongreßtruppen	2,47	297	0,09	4,7
	Regierungstruppen	6,9	829	0,18	.

Die Truppen haben hier zwar das schnelle Schießen, aber nicht die Treffähigkeit der neuen Gewehre ausgenutzt.

Im Spanisch-Amerikanischen Kriege auf Kuba 1898 in der Schlacht von El-Caney und San-Juan, am 1. 7. 1898	Amerikaner	5,5	.		
San-Juan	Spanier	3,5	600		
El-Caney	Amerikaner	11,9	.		
	Spanier	1,8	235		

Digitized by Google

Die Amerikaner waren mit dem 8 mm-Magazingewehr Krag-Jörgensen, die Spanier mit dem 7 mm-Magazingewehr Mauser M. 93 bewaffnet. Die 4 Geschütze der Amerikaner hatten keine Wirkung, die Spanier führten keine Geschütze ins Gefecht. Gegen die etwa 4000 Schritt ausgedehnte, durch 700 Gewehre besetzte vorgeschobene Stellung der Spanier bei San-Juan entwickelten die Amerikaner, etwa 400 bis 600 Schritt von den Spaniern entfernt, 7000 Gewehre, ohne jene niederkämpfen zu können. Im mehrstündigen Feuerkampf verloren sie 1400 Mann, die Spanier nur 130. Erst ein Sturm aus der Feuerlinie heraus machte der unerträglichen Lage der Amerikaner ein Ende. Bei dieser kurzen Entfernung brauchten die Spanier fast ebenso viele Geschosse, um einen blutigen Verlust zu verursachen als die Deutschen durchschnittlich im Feldzuge 1870/71 (235 : 274).

		Auf einen blutigen Verlust			
		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
Im Burenkriege 1899/1900 gestalteten sich die Verhältnisse, aus 4 der größeren Gefechte gezogen, im Durchschnitt wie folgt	Engländer	148	.	5,2	.
	Buren	4,6	.	0,05	.
Bei Maggersfontein 11. 12. 1899	Engländer	106	.	2,4	.
	Buren	4,4	.	—	.
bei Colenso 15. 12. 1899	Engländer	400	.	14,0	.
	Buren	6,2	.	0,07	.
bei Spion-Kop 24. 1. 1900	Engländer	66	.	2,0	.
	Buren	2,9	.	0,04	.
bei Paardeberg 12. 2. 1900	Engländer	21,3	.	2,4	.
	Buren	5,0	.	—	.

Die Patronen- und Schußzahlen sind nicht bekannt; die Engländer kämpften hauptsächlich gegen vorbereitete Stellungen, wie die obigen Zahlen zeigen, selbst wenn man ihnen nur eine geringe Schußzahl beilegen wollte, ohne jede Leistung, die ihren Waffen entsprechen mußten. Die Buren übertrafen erst die Leistungen des Zündnadelgewehrs vom Jahre 1870/71, wenn man annimmt, daß jedes Gewehr während der 4 Gefechte nicht mehr als 60 Patronen verschossen hat. Die Engländer führten das 7,7 mm Lee-Enfield-Gewehr, einen modernen Mehrlader, und als Feldgeschütz ein 7,62 cm Rohrrücklaufgeschütz ohne Sporn. Die Burenartillerie besaß 7,5 cm Kruppsche Schnellfeuerkanonen (14 Stück), 12,5 cm Kruppsche Haubitzen (4), 7,5 cm Creuzotkanonen (6) und 15 cm Creuzot-

Digitized by Google

kanonen (4), Long Tom, außerdem 19 Maxim-Nordenfeldt-Schnellfeuerkanonen (Pompoms).

Die gewaltigen und lang andauernden Kämpfe im russisch-japanischen Kriege 1904/5, in denen sich die modernsten Waffen gegenüberstanden, wären imstande gewesen, über deren Leistungen ein klareres Bild zu geben, als es die vorangeführten Kriege nach dem Jahre 1870/71 zu geben vermochten. Leider stehen über Schußzahlen wieder nur wenige Angaben zur Verfügung. Doch diese, wie auch die eingetretenen taktischen Verhältnisse lassen immerhin erkennen, daß nicht die Waffe mit all ihrer Vollkommenheit, sondern allein Mannesmut und Opferfähigkeit den Ausschlag im Kampfe gibt und der Angreifer am Erfolge auch heute nicht zu verzagen braucht.

Hatte man aus den ballistischen Leistungen und den Schießplatzergebnissen errechnet, daß ein Heeresteil von 10000 Mann, der in zerstreuter Ordnung eine befestigte Stellung angreift, beim Durchschreiten einer Entfernung von 2000 m seine sämtlichen Streiter auf der Strecke ließe, da der Verteidiger während dieser Zeit 1450 Kanonenschüsse abfeuern und 275000 Kugeln und Splitter ausstreuen könnte, von denen 10330 nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung treffen müßten, so haben in Wirklichkeit die Kämpfe ein ganz anderes Bild ergeben.

Bei Liaoyan z. B. gelang es der 5. japanischen Division, über eine deckungslose Ebene gegen befestigte Stellungen von 1800 m Entfernung aus, sich bis auf 500 m heranzuschieben, ohne einen größeren Verlust als 17 v. H. ihrer Stärke zu erleiden, also einen Verlust, der im siebenjährigen Kriege bei der primitivsten Bewaffnung nichts Außerordentliches war. Sowohl in den Feldschlachten als auch im Belagerungskriege vor Port Arthur gelang es den Angreifern, bis dicht an die Deckung zu gelangen; es entspannen sich hitzige Gefechte, die mit dem Bajonett ausgefochten wurden, dessen Nutzbarkeit man nur noch insoweit anerkennen wollte, daß es beim Zusammensetzen der Gewehre noch nötig sei. Man griff zu längst veralteten und vergessenen Kampfmitteln, schleuderte Handgranaten, rollte Balken und Felsstücke auf den Feind, ließ Minen spielen und kämpfte wie die Helden Homers mit Steinen, Fäusten und Zähnen.

Vergleicht man die Zahl der Gewehre und Geschütze und ihrer Munition mit dem blutigen Verlust in den Schlachten des Feldzuges 1904/5, wie dies für die vorhergehenden Kriege, vorstehend geschah, so kommt man zu folgendem Ergebnis:

Digitized by Google

		Auf einen blutigen Verlust			
		Gewehre	Patronen	Geschütze	Schuß
Schlacht 1870/71	durchschnittlich	5	274	0,05	10,2
am Jalu 1. 5. 1904	Russen	6,5	1098	0,15	.
	Japaner	17,0	.	0,71	.
bei Kintschu 26. 5. 1904	Russen	1,2	208	0,15	14,7
	Japaner	38,0	3207	1,60	326,0
bei Wafangou 15. 6. 04	Russen	15,0	.	0,47	24,0
	Japaner	11,0	.	0,49	28,0
bei Sö-ho-yan 19. 7. 04	Russen	11,1	.	0,57	.
	Japaner	31,5	.	0,85	.
bei Ta-schi-tschao 20. bis 25. 7. 04	Russen	31,0	.	0 60	.
	Japaner	51,0	.	0,71	.
bei Si-mu-tschen 30. 7. 04	Russen	24,4	.	0,81	.
	Japaner	15,9	.	0,46	.
bei Liao-yan 30 8. bis 4. 9. 04	Russen	5,7[1])	.	0,16	.
	Japaner	6,7	.	0,27	.
am Schaho 11. bis 18. 11. 04	Russen	11,6	.	0,25	.
	Japaner	4,8	.	0,12	.
bei Sandepu 25. bis 28. 1. 05	Russen	13,1	.	0,32	.
	Japaner	22,4	.	0,26	.
bei Mukden 26. 2. bis 10. 3. 05	Russen	5,0	.	0,14	.
	Japaner	6,2	.	0.12	.
durchschnittlich in 10 Schlachten[3])	Russen	12,5	449[2])	0,36	94[2])
	Japaner	20,4	.	0,57	.

Die Russen waren mit dem Dreiliniengewehr M. 1891, einem Mehrlader vom Kaliber 7,62 mm bewaffnet, die höchste Visierstellung zeigte 1917 m, die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses betrug 620 m. Die Japaner führten den Mehrlader M. 1897 (Arisaka) vom Kaliber 6,5 mm, die höchste Visierstellung war 2000 m, die Anfangsgeschwindigkeit betrug 710 m. Die ballistischen Eigenschaften waren ähnlich wie beim deutschen Gewehr 1898 (siehe Anlage). Das Kaliber von 6,5 mm, das sich nach Bloch zehnmal todbringender als die Gewehre von 1870 zeigen sollte, entsprach nicht dieser Voraussetzung. Das kleine Kaliber vermochte den Gegner nicht lange genug, d. h. möglichst für die ganze Dauer des Krieges, kampfunfähig zu machen. Von rund 36000 russischen Verwundeten konnten fast 17000 im Verlauf von kaum drei Monaten wieder in die Front zurückkehren; durchschnittlich 10 v. H. der Verwundeten wurden überhaupt nicht kampfunfähig.

[1]) Das 34 ostsibirische Schützenregiment verbrauchte pro Gewehr 300 bis 400 Patronen.

[2]) Aus nur 3 Angaben bezw. 4.

[3]) Wollte ihre Leistung die des deutschen Gewehrs von 1870/71 übertreffen, so dürfte das russische Gewehr durchschnittlich nur 21, das japanische nur 13 Schuß in 10 Schlachten verfeuert haben.

Digitized by Google

An Feldgeschütz führten die Russen ein Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf, ohne Schutzschilde, M. 1900 (Putilow), sein Kaliber betrug 7,62 cm, seine Reichweite 6400 (die des Zünders 5500) m, die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses 589 m, das Schrapnell war mit 260 Kugeln gefüllt, das Geschütz konnte in der Minute 15 Schuß abgeben.

Die Japaner hatten ein Rücklaufgeschütz von 7,5 cm Kaliber, System Arisaka, M. 1898, sein Rücklauf war aber nicht vollständig beseitigt. Seine Reichweite betrug 8000 m (mit Brennzünder 4300 m), die Anfangsgeschwindigkeit 490 m, die Schrapnellfüllung hatte 300 Kugeln; die Feuergeschwindigkeit erlaubte 8 bis 9 Schuß in der Minute. Das ausgerüstete Fahrzeug war 235 kg leichter als das russische, 1650 gegen 1885 kg. Bei Betrachtung der Tabelle für die Leistungen der Waffen im Kriege 1904/5 fällt zunächst der unverhältnismäßig große Patronenverbrauch der Russen am Jalu und der Japaner bei Kintschu auf, bei denen die Truppen zum ersten Male ins Gefecht kamen. 5000 Gewehre der Russen verschossen 80000 Patronen und setzten damit nur 728 Japaner außer Gefecht, 27000 japanische Gewehre verschossen sogar 2200000 Patronen, nach russischen Angaben sogar 4 Millionen, und setzten nur 686 Russen außer Gefecht. Die Leistungen verhalten sich in diesen Fällen zur Durchschnittsleistung des Zündnadelgewehrs von 1870/71 wie $^1/_4 : 1$, bezw. rund $^1/_{12} : 1$. Die größeren Zahlen der Gewehre und Geschütze gegen die gleichartigen der deutschen Waffen von 1870/71 lassen erkennen, daß die Leistungen der Gewehre und Geschütze von 1904/5 den deutschen bedeutend nachstehen, da man aus einigen bekannten Zahlen des Tagesverbrauchs jener Waffen annehmen darf, daß jedes Gewehr und Geschütz durchschnittlich mehr Schüsse*) abgegeben hat, als die deutsche Waffe. Aus der Durchschnittsleistung der russischen und japanischen Gewehre (12,5 bezw. 20,4 Gewehre auf einen blutigen Verlust letzte Querspalten der Tabelle) geht hervor, daß das russische Gewehr an den 42 Schlachttagen nur i. g. 22 Schuß, das japanische nur 13 Schuß abgegeben haben könnte, um auch nur die gleiche Leistung des Zündnadelgewehrs zu erreichen $\left(\frac{274}{12,5}\right.$ bezw. $\left.\frac{274}{20,4}\right)$. Aehnlich verhält es sich mit der Geschützleistung. Jedes Geschütz hätte bei beiden Parteien an den 42 Schlachttagen i. g. nur 18 Schuß abgeben können,

*) Der japanische Infanterist hatte 200 Patronen Taschenmunition und hat sich in verschiedenen Gefechten total verschossen.

Digitized by Google

um die Leistung der deutschen Geschütze zu erreichen $\left(\frac{10,2}{0,57}\right)$. Dem stehen aber folgende bekannte Angaben entgegen. Im Gefecht bei Ta-schi-tschoa verfeuerte eine russische Batterie an einem Tage 1000 Schuß (1. Batt. der ostsibirischen Schützenbrigade), eine andere 522 Schuß pro Geschütz, in der Schlacht bei Liao-yan verfeuerten am 30. 8. 04 — 72 Geschütze 7822 Schuß, es kommen also durchschnittlich 108 Schuß auf das Geschütz, am 31. 8. verschossen 2 Batterien der russischen 9. Artilleriebrigade 3730 Schuß, also jedes Geschütz 233 Schuß, am 1. 9. verfeuerten die Geschütze dreier Batterien der 31. Brigade während eines kurzen Kampfes jedes noch 28 Schuß. Am Schaho verfeuerten einige Batterien der Japaner 200 Schuß pro Geschütz, bei Kintschou eine japanische Brigade = 18065, also jedes Geschütz 250 Schuß, am Yalu jedes Geschütz durchschnittlich 280, am Schaho 2 Geschütze an einem Tage 800 Schuß, bei Liao-yan 2 Batterien aus jedem Geschütz 216 Schuß.

Im Kriege 1870/71 war der durchschnittliche Verbrauch aus 22 Gefechten für jedes Geschütz 42, die größte Schußzahl eines Geschützes, 2. Ref. Batterie VI bei Belfort betrug 247 Schuß. Die Französische Artillerie verfeuerte bei Vionville und bei Gravelotte durchschnittlich 60 bezw. 88 Schuß. Hieraus darf wohl, ganz abgesehen davon, daß 1904/5 Schnellfeuergeschütze in Gebrauch waren, mit Recht geschlossen werden, daß die Geschütze in diesem Feldzuge durchschnittlich mehr Schüsse verfeuerten als die im Feldzuge 1870/71, ihre Leistungen mithin hinter diesen zurückstanden.

Werfen wir einen Blick auf die Leistungen der Waffen der schlesischen Kriege bis auf die der Neuzeit zurück, so läßt sich ein Fortschritt in den Leistungen derselben mit der Verbesserung der Waffen nicht erkennen.

Das preußische glatte Steinschloßgewehr bei Kunersdorf mit 100, bei Czaslau mit 266 Patronen braucht weniger Schüsse, um einen blutigen Verlust hervorzurufen als das Zündnadelgewehr bei Gravelotte (586 Pat.) und auch weniger als das Zündnadelgewehr 1870/71 im Durchschnitt (274 Pat.) erforderte. Auch das vorzügliche Chassepotgewehr 1870/71 erreicht nicht die Leistung des preußischen alten Steinschloßgewehrs bei Kunersdorf, das ihm bei Czaslau gleichwertig ist. Die Wirkung des österreichischen Steinschloßgewehrs bei Aspern mit 150 Patronen übertrifft die des gezogenen Vorderladers bei Magenta um das Doppelte (384 Pat.) und die beim Kriege 1866 um das Dreifache. Die französischen Steinschloßge-

Digitized by Google

wehre bei Borodino brauchen nur 127, bei Leipzig 163 Schuß, um dasselbe zu leisten als die Gewehre in der Krim mit 350, bei Wörth mit 157, bei Spicheren mit 269 Schuß. Zu demselben Zweck sind bei den Russen 1812 beim Steinschloßgewehr 130 bis 150 Schuß nötig, ihr gezogener Hinterlader braucht hierzu bei Kintschou 208, am Yalu sogar 1098 Schuß, 1877 396 Schuß. Die modernen Hinterlader der Spanier setzen 1898 auf Kuba erst mit 235 bis 600, die Chilenen erst mit 583 bis 1700 Schuß einen Mann außer Gefecht. Die große Anzahl der Gewehre der Engländer, die im Burenkriege nötig waren, einen blutigen Verlust herbeizuführen, läßt erkennen, daß ihre Leistung geringwertig war. Wenn jedes Gewehr auch nur 2 Schuß verfeuert hätte, kommt man durchschnittlich auf 296, bei Colenso auf 800 Patronen für einen blutigen Verlust.

Aehnlich gestalten sich die Verhältnisse beim Geschützfeuer. Bei Borodino, 1812, setzen die französischen alten glatten Vorderlader einen Mann mit 1,9 Geschossen außer Gefecht. Die Leistung von Borodino wird überhaupt von keiner Artillerie der alten und der neusten Zeit übertroffen. Vorzüglich ist auch die Leistung der preußischen und französischen Geschütze bei Großbeeren (9 Schuß), der österreichischen und französischen im italienischen Kriege 1859, die den Leistungen der deutschen Geschütze 1870/71 entsprechen und gegen die die beste Leistung der modernen Geschütze des russisch-japanischen Krieges nicht heranreichen.

Nach diesen Feststellungen ist es unerfindlich, wenn in neueren Verluststatistiken*) behauptet wird, daß die Verwundungen durch Artilleriefeuer sich gegen 1870/71 um etwa 50% erhöht haben. Das Verhältnis der Verwundungen durch Gewehr und Geschützfeuer wird hierbei auf 91,6 : 8,4 gesetzt, das für Russen und Japaner auf 85:15.

Das Verhältnis für 1870/71 ist für die Wirkung der preußischen Geschütze zu klein angenommen; sie mag der der französischen, an deutschen Verwundeten aufgenommenen Wirkung entsprechen; die deutsche Waffenwirkung stellte sich Gewehr zum Geschütz 73 : 25**), schon 1866 stellte sich das Verhältnis auf 79 : 16 für die österreichischen Waffen, 1864 wie 86 : 10 für die preußischen.

Die Leistungen im Ernstfalle werden natürlich der Schießplatzleistung stets nachstehen. Die hier vielfach als Treffer bezeichneten Wirkungen beschädigen im Kriege zum Teil die Bekleidung und Ausrüstung des Mannes, viele der Leute werden durch mehrere

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1908. 1. Heft.
**) Ploennies und Wiegand: Deutsche Gewehrfrage II. und Dr. Villaret. 1908.

Digitized by Google

Schüsse oder Sprengstücke*) getroffen, Leichtverwundete, die nicht in ärztliche Behandlung kommen, werden nicht gezählt, Pferde werden außer Gefecht gesetzt, die Wirkungen der Artillerie gegen tote Ziele, wie Gebäude, Hindernismittel, Eindeckungen, Rohre, Lafetten, Protzen und Wagen sind bei Berechnung des blutigen Verlustes nicht in Betracht gezogen. Bei einem großen Teil der Gebliebenen wird bei der Beerdigung die Art der Verwundung nicht festgestellt, von diesen wird der größere Teil der Artilleriewirkung erlegen sein. Der Unterschied zwischen Schießplatz- und Ernstfallleistung der Waffen muß aber in der Psyche der Kämpfenden oder, wie sie Blücher treffend nannte, im Hundsfott des nervenbegabten Menschen gesucht werden, deren Einwirkung auf die Behandlung und Anwendung der Waffe ihre Leistung beeinträchtigt.

Wie ist aber der Widerspruch, daß die vorzüglichere Waffe nicht bessere, ja oft geringere Leistung aufweist, als die primitive Waffe, zu erklären?

Durch die geringe Reichweite der Waffe wurde früher der Angreifer gezwungen, dem Gegner auf den Leib zu rücken, die Ladeweise zwang beide, in aufrechter Stellung zu fechten, also größere Treff-Flächen zu bieten. Hatte der Schütze auch keine feinen Visiervorrichtungen an seinem Gewehr, so regelte der Stock des Offiziers die richtige Lage der Läufe zum Ziel. Nach dem preußischen Reglement von 1743 sollte der Kerl beim Anschlag das Gewehr mit der rechten Hand anlegen und wissen, wohin er feuert; die Offiziere aber sollten streng darauf halten, daß jener auf keinen Fall in die Luft oder in die Erde feuere. Der preußische Infanterist damaliger Zeit feuerte im Marsch und im Stillstehen stets mit der größten Genauigkeit und unter Beobachtung des Reglements. Bei Mollwitz gab man Salven wie auf dem Exerzierplatz. Wer nachkleckerte, wurde sofort mit der Fuchtel korrigiert.

Der Soldat im zerstreuten Gefecht ist sich mehr selbst überlassen; er scheut nicht allein, den Kopf aus der Deckung zu erheben, sondern auch Backenschlag und Rückstoß seines Gewehrs und feuert oft, ohne zu zielen, von der Hüfte aus. Die Reichweiten des neuen Gewehrs gestatten weite Entfernungen, bedingen größere Schätzungsfehler, die zunehmende Nervenaufregung des Schützen bei langandauernden Gefechten, macht sich durch zielloses Schießen Luft. Das

*) Von 5984 deutschen Verwundeten wurden 9% mehrfach verwundet: 5100 mit 2, 653 mit 3, 132 mit 4, 32 mit 5, 11 mit 6, 7 mit 7, 4 mit 8, 45 mit mehr als 8 Wunden (1 mit 11, 1 mit 16, 1 mit 17, 1 Offiz. mit 34 Wunden).

Digitized by Google

schnellschießende Gewehr erlaubt eine Massenerzeugung von Schüssen, ihnen haftet aber wie jedem Massenartikel der Mangel an Güte*) an. Nicht die Vorzüglichkeit der Waffe führt zum Siege, sondern der durch Drill und Erziehung zur Selbständigkeit, Manneszucht und Herzhaftigkeit herangebildete Schütze, wie das auch schon 1866 jener bayerische Jäger erkannte, der als Bestes am Zündnadelgewehr „den Preiß dahinter" erachtete.

Wie aus Vorstehendem hervorgeht, haben die erwarteten hohen Verluste, die aus den ballistischen Eigenschaften der Waffen und aus Schießplatzergebnissen errechnet und abgeleitet sind, durch die letzten Kriege keine Bestätigung erfahren, ebensowenig aber auch die Annahme, daß sich die Verlustziffer in stetig absteigender Linie bewegen. Sie sind vielmehr, wie das bereits Roloff erkannte, fortwährend schwankend und von den verschiedensten Einflüssen, wie Stärke der Armeen, Festigkeit der Stellung, Teilnahme der Waffen am Kampfe, gute Verfassung der Truppe, Energie der Kriegführung, Dauer des Kampfes und den taktischen Verhältnissen mehr, als von der Bewaffnung abhängig. Wie schwankend diese Verhältnisse, zeigt die nachstehende Tabelle.

Schlacht bei	Wirklicher blutig. Verlust (tot und verwundet)		Dauer der Schlacht	Täglicher Verlust		Blutiger Verlust in Prozent. d. Streitbaren	
	Sieger	Besiegter	Std.	Sieger	Besiegter	Sieger	Besiegter
Zorndorf 25. 8. 1758	12 000	18 000	12	12 000	18 000	33,3	42 9
Hochkirch 14. 10. 1758	5 300	7 110	4	5 300	7 110	8,2	19,2
Kunersdorf 12. 8. 1759	15 700	18 670	6	15 700	18 670	22,1	43 4
Torgau 3. 11. 1760	9 020	4 040	6	9 020	4 040	20,5	6,2
Marengo 14. 6. 1800	4 700	6 500	12	4 700	6 500	16,5	23 2
Austerlitz 2. 12. 1805	6 800	12 200	12	6 800	12 200	15,3	19,3
Eilau 8. 2. 1807	15 000	18 000	13	15 000	18 000	21,4	27 7
Friedland 14. 6. 1807	11 670	10 000	12	11 670	10 000	13,6	21,7
Aspern 21. u. 22. 5. 1809	22 520	23 000	21 = 2 Tg.	11 260	11 500	21,7	35 8
Wagram 5. u. 6. 7. 1809	23 000	19 110	14 = 2 Tg.	11 500	9 555	12,7	14 9
Borodino 7. 9. 1812	28 000	43 000	15	28 000	43 000	22,6	35 2
Salamanca 22. 7. 1812	5 160	10 000	1 Tg.	5 160	10 000	11,8	21 0
Bautzen 20. u. 21. 5. 1812	20 000	13 500	15 = 2 Tg.	10 000	6 750	12,3	14,0
a. d. Katzbach 26. 8. 1813	3 400	10 000	6 St.	3 400	10 000	3,6	12 5

*) Nach italienischen Erfahrungen sinken bei einer Feuergeschwindigkeit von 12 bis 14 Schuß in der Minute und bei zutreffendem Visier die Treffprozente auf $^2/_3$ derjenigen, welche bei einem langsamen Feuer — 5 bis 6 Schuß in der Minute — erreicht werden.

Digitized by Google

Schlacht bei	Wirklicher blutig. Verlust (tot und verwundet)		Dauer der Schlacht	Täglicher Verlust		Blutiger Verlust in Prozent. d. Streitbaren	
	Sieger	Besiegter	Std.	Sieger	Besiegter	Sieger	Besiegter
Leipzig 15., 18. und 19. 10. 1813	48 000	45 000	3 Tg.	16 000	15 000	16,2	26,3
Belle Alliance 18. 6. 1815	22 100	31 000	8 St.	22 100	31 000	15,2	33 2
Warschau 6. u. 7. 9. 1831	10 600	7 800	2 Tg.	5 300	3 900	13,6	21 0
Novara 23. 3. 1849	2 260	2 940	9 St.	2 260	2 940	5,5	4 9
Inkermann 5. 11. 1854	4 240	8 770	9 „	4 240	8 770	18,2	24 4
Solferino 24. 6. 1859	14 420	13 100	11½ „	14 420	13 100	8,9	10 3
Düppel 18. 4. 1864	1 200	1 210	3½ „	1 200	1 210	4,8	6 7
Alsenübergang 29. 6. 64	365	674	1 Tg.	365	674	1,8	6 3
Custozza 24. 6. 1866	5 150	3 400	1 „	5 150	3 400	7,0	3 8
Skalitz 28. 6. 66	1 369	3 200	4 St	1 369	3 200	4,6	14 8
Königgrätz 3. 7. 66	8 894	23 598	8 „	8 894	25 598	4 0	11,0
Wörth 6. 8. 70	9 270	8 000	8½ „	9 270	8 000	11,3	20,3
Mars la Tour 16. 8. 70	14 830	11 460	10 „	14 830	11 460	24 6	10,4
Gravelotte 18. 8. 70	19 640	7 850	9 „	19 640	7 850	16,1	8,5
Sedan 1. 9. 70	8 220	17 000	12½ „	8 220	17 000	10,8	17 2
Orleans 2., 3. u. 4. 12. 70	1 750	4 700	3 Tg.	583	1 566	2,0	2 7
a. d. Lisaine 15., 16., 17. 1. 1871	1 650	7 500	3 „	550	2 500	2,9	5,4
Beaugency-Cravant 8. u. 9. 10. 12. 70	2 611	5 000	4 „	653	1 250	9,5	8,4
St. Quentin 19. 1. 71	2 328	3 500	1 „	2 328	3 500	6,3	7,4
Mont Valerien 19. 1. 71	700	4 000	1 „	700	4 000	3,0	4,8
Plewna II 30. 7. 1877	3 500	7 500	1 „	3 500	7 500	17,5	22,7
Gornij-Dubnjak 24. 10 77	3 500	1 500	1 „	3 500	1 500	14,0	37 5
Slivnitza 17. bis 19. 11. 85	2 500	5 000	3 „	833	1 666	8,0	16,6
Placilla 28. 8. 91	1 600	3 400	1 „	1 600	3 400	14,6	24 3
El-Caney u. St. Juan 1. 7. 98	1 850	650	1 „	1 850	650	14,6	50 0
Elandslaagte 21. 10. 99	260	90	1 „	260	90	8,0	7,5
Maggersfontain 11. 12. 99	120	900	1 „	120	900	3,0	7,9
Spion-Kop 24. 1. 1900	200	760	1 „	200	760	44,0	15 2
Jalu 1. 5. 04	867	1 668	12½ St.	867	1 668	2,5	26,4
Kintschou 26. 5. 04	4 504	900	1 Tg.	4 504	900	11,5	7,0
Wafangou 15 6. 04	2 878	1 178	1 „	2 878	1 178	3,1	10,4
Liaojan 30. 8. bis 4. 9. 04	23 794	15 890	5 „	4 759	3 178	11,8	23,3
am Schaho 4. bis 18. 10. 04	26 000	35 478	8 „	2 500	4 435	15,2	11,7
Mukden 26. 2. bis 10. 3. 1905	41 000	60 093	13 „	3 154	4 623	12,0	17,4
				durchschnittlich		13,0	18,0
Belagerungen:							
Saragossa 1808/9	6 000	18 000	61 Tg.	98	295	6,0	70,0[1]
Varna 1828	6 000	8 000	89 „	67	91	30 0	65,0[1]
Silistria 1829	3 000	6 000	44 „	68	137	26 8	40 0
Sebastopol 1854/55	54 000	103000	11 Mo.	164	312	31,5	85 8[2]
Straßburg 1870	1 000	2 500	45 Tg.	22	57	2 3	11 0
Belfort 1870/71	2 200	4 800	105 „	21	46	9 0	26 8
Port Arthur 1904/5	44 000	30 000	7 Mon.	210	143	31 4	75,0

[1]) Einschl. Kranke.
[2]) Einschl. Vermißte.

Digitized by Google

Die Zahlenreihen des Feldkrieges lassen erkennen, daß die Prozente des blutigen Verlustes selten die Zahl 20 überschreiten, die Durchschnittszahlen für den Sieger sind etwa 13, für den Besiegten 18 v. H. der Stärke der Streiter. Auch in dem russisch-japanischen Kriege, von dem vielfach behauptet wird, er sei blutiger gewesen als die früheren Kriege, wird jene Prozentzahl nur zweimal erreicht; vergleicht man die Tagesverluste des Krieges von 1904/5 mit den eintägigen Verlusten von Königgrätz, Wörth, Mars-la-Tour, Gravelotte, Sedan, so erkennt man, daß in diesen der Verlust zwei- bis fünfmal größer gewesen ist, als in jenen.

Betrachtet man die wirklichen Verluste in den drei Hauptschlachten von 1904/5 (Spalte 3 und 4), so erscheinen diese größer als in den Schlachten früherer Zeit; anders gestalten sich die Verhältnisse, wenn man die Prozentzahlen (Spalte 7 und 8) betrachtet, die aus dem Verhältnis des Verlustes zu den sehr hohen Stärken der 1904/5 in den Kampf getretenen Streiter hervorgegangen sind, und noch günstiger erscheinen ihre Verluste, sobald man den Verlust eines Tages (Spalte 5 und 6) ins Auge faßt, weil diese Schlachten 3 bis 5 Tage dauerten, die Mehrzahl der übrigen aber nur einen Tag. Jene reichen i. a. bei weitem nicht an die Verlustzahlen der Schlachten, die nur einen Tag währten.

Die Belagerung von Port Arthur zeigt größere prozentuale Zahlen als die übrigen aufgeführten Belagerungen, dagegen bleiben die wirklichen Verluste hinter denen der Belagerung von Sebastopol und die täglichen der Besiegten selbst hinter denen der Belagerung von Saragossa zurück.

Weshalb man von der Verbesserung der Feuerwaffen nicht größere Wirkung, also größere Verlustergebnisse zu fürchten braucht, sucht Berndt in „Die Zahl im Kriege, Wien 1897" wie folgt zu erklären:

Um Verluste hervorzubringen, gehören immer Zwei dazu; einer, der sie beibringen will, und ein anderer, der sich denselben aussetzt. Angenommen, der erstere feuert mit einem glatten Vorderlader, der letztere geht, ohne zu feuern, nur mit dem Bajonett an. Auf, sagen wir, 500 Schritte herangekommen, hat dieser soviel Verluste erlitten, als er eben noch verträgt, z. B. 20 %, jetzt bleibt er liegen, deckt sich usw., ein weiteres Vorgehen ist ihm unmöglich.

Nehmen wir nun denselben Fall, nur daß der erstere nicht das schlechte Vorderlade-, sondern ein gutes Repetiergewehr besitzt. Der andere hat nun, infolge der weiterreichenden und verderblicheren

Digitized by Google

Wirkung der feindlichen Waffe, jene 20 % Verluste, d. i. die äußerste Grenze seiner Leistungsfähigkeit, schon bis auf die Distanz von 1000 Schritten erlitten. Es tritt nun ganz das nämliche ein, was im ersten Falle bei 500 Schritt geschah, der Angriff bricht zusammen. Das besser schießende Gewehr hat somit nur auf den Verlauf des Gefechtes, nicht aber auf die Höhe der Verluste einen Einfluß gewonnen. Was hier in einfachsten Zügen dargelegt wurde, spielt sich in der Schlacht im großen ab, nur sind die Rollen der Handelnden nicht so scharf getrennt, sondern sie wechseln beständig und gehen ineinander über. Jede Truppe erleidet im allgemeinen soviel Verluste, als es ihre Verhältnisse, ihr kriegerischer Wert gestatten; ob nun die Waffe des Feindes eine Steinschloßmuskete oder ein Repetiergewehr ist, das ist dabei vollständig gleichgültig."

Im ostasiatischen Kriege stand ein gegen Verluste ungemein unempfindlicher Angreifer einem sehr standhaften Verteidiger gegenüber. Die Brigade Nambu verlor bei Mukden 90 v. H., das japanische 11. Infanterieregiment 68, das 42. Infanterieregiment 62 v. H., das 21. Infanterieregiment 51 v. H., von den Russen das 3. Schützenregiment bei Sandepu 66, das 1. Schützenregiment 61 v. H., das 122. Infanterieregiment 57 v. H. In den eintägigen Schlachten bei Mars-la-Tour verlor das preußische Infanterieregiment Nr. 16 68, das Grenadierregiment Nr. 11 51 v. H., und im siebenjährigen Kriege bei Zorndorf das Regiment Kanitz 59, das von Below 59 v. H. Im wesentlichen zeigen sich auch hier für die verschiedensten Zeiten gleiche Ergebnisse. Die Umstände, wo Teile der Heere in einzelnen Fällen enorme Verluste erleiden, werden in Zukunft durch die Wirkung der Repetiergewehre und der Schnellfeuerkanonen, sowie durch das rauchlose Pulver wohl häufiger eintreten, im großen Rahmen der Schlacht aber werden sich diese Umstände kaum steigend geltend machen, und auch in der Zukunft wird trotz aller technischen Erfindungen der alte Soldatentrost wahr bleiben:

„Eine jede Kugel, sie trifft ja nicht!"

Digitized by Google

Angaben für Konstruktion und Leistung der Waffen.

1. Handfeuerwaffen.

Benennung	Art der Waffe	Kaliber mm	Länge ohne Beiwaffe m	Gewicht ohne Beiwaffe kg	Patrone	Gewicht der Kugel g	Gewicht der Ladung g	Anfangsgeschwindigkeit m	Wirksame Entfernung m	Ladegriffe	Schußzahl in einer Minute	Feldzug Jahr
Steinschloßmuskete des 18. Jahrh.	glatter Vorderlader	18-20	1,5	5,0	Papier	28,0	14,6	300	150	12	$1^1/_2$	bis 18. Jahrh.
Preuß. Infanteriegewehr M 1809	„ „	18,57	1,44	4,75	„	27,5	9,6	300	150	12	$1^1/_2$	1813/15
Franz. Infanteriegewehr M 1777/1800	„ „	17,52	1,47	4,075	„	30,0	12,5	300	150	12	$1^1/_2$	„
Preuß. Zündnadelgewehr 1841	gezogener Hinterlader	15,43	1,43	4,38	Papier mit Zündspiegel	31,26	4,83	300	600	6	6	1849. 1864. 1870/71
Franz. sog. Gardegewehr 1853/4	„ Vorderlader	17,8	1,48	4,30	Papier, Treibspiegelgeschoß	49,0	5,0	300	750	.	.	1854,5
Oesterr. Inf.-Gewehr 1855 (Lorenz)	„ „	13,9	1,34	4,00	Papier, Druckgeschoß	29,64	4	300	675	18	$1^1/_5$	1864. 1866
Preuß. gezog. Inf.-Gewehr 1839 (Minié)	„ „	18,04	1,44	4,50	Papier, Treibspiegelgeschoß	46,6	5,18	300	750	18	.	1864. 1866
Franz. gezog. Inf.-Gew. 1866 (Chassepot)	„ Hinterlader	11,44	1,305	4,06	Papier, Spitzgeschoß	24,5	5,5	420	1300	4	11	1870/71
Russisches Inf.-Gewehr 1872 (Berdan II)	Einlader	10,66	1,34	4,6	Messinghülse, Massivgeschoß	24,0	5,06	440	1125	3	12	1877/78. 1885
Franz. Inf.-Gewehr 1874 (Gras)	„	11,0	1,305	4,14	„	25,4	5,25	450	1800	3	12	1885. 1891
Engl. Inf.-Gewehr 1871 (Henry-Martini)	„	11,43	1,18	4,00	„	31,1	5,5	416	1600	3	12	1877/78
Oesterr. Inf.-Gewehr 1886 (Mannlicher)	Hinterlad.-Repetiergew.	11,0	1,32	4,52	„	24,0	5,0	.	1575	2[1]	12	1891
Engl. Inf.-Gewehr 1895 (Lee-Enfield)	„ „	7,7	1,25	4,3	„	13,82	2,08[2]	610	2548	2	20	1899/1900
Russ. 3-linien-Gew. 1891 (Mossin-Nagant)	„ „	7,62	1,30	4,1	„	13,75	2,48[2]	620	1917	2	15	1898
Amerik. Landheer-Gewehr 1892 (Krag-Jörgensen)	„ „	7,62	1,25	4,3	„	14,25	2,68[2]	600	1900	2	15	1904/5
Japan. Inf.-Gewehr 1897 (Arisaka)	„ „	6,50	1,27	3,9	„	10,50	2,14[2]	710	2000	2	15	„
Deutsches Inf.-Gewehr 1898 (Mauser)	„ „	8,00	1,25	4,1	„	10,00	3,20[2]	860	2050	2	15	.

[1]) Als Einzellader 3. [2]) Rauchloses Pulver.

Digitized by Google

2. Geschütze.

Benennung	Art der Waffe	Kaliber cm	Länge des Rohres m	Gewicht des Rohres kg	Gewicht des ausgerüsteten Fahrzeugs kg	Wirksame Schußweite m	Gewicht des Geschosses kg	Gewicht der Ladung kg	Anfangsgeschwindigkeit m	Schußzahl in einer Minute	Bespannung, Pferde	Feldzug Jahr
6pfündige Kanone 1740—1864 [1] . . .	glatter Vorderlader	9	1,62	453	1922	1200	2,8	0,9	470	5/3	6	1740—1864
Preuß. gezogene 6pfündige Kanone 1861	gezogen. Hinterlader	9,2	2,04	431	2262	3800	6,9	0,6	308	3	6	1864. 1866. 1870/71
Franz. gezog. 4pfünd. Kanone (la Hitte)	gezogen. Vorderlader	8,65	1,50	330	1830	3160	4,3	0,55	325	2	4	1859
Oesterr. gezog. 4pfündige Kanone (Lenk)	" "	8,08	1,33	263,5	1730	3390	3,62	0,51	333	2	4	1864. 1866
Preuß. schwere Feldkanone C/1873 . .	" Hinterlader	8,8	2,10	412	1940	6500	7,2	0,64	442	2—3	6	18777,78
Engl. 15pfündige Feldkanone 1884/85 .	" "	7,62	2,35	355	1760	5300	6,37	0,45	480	5—6	6	1899,1900
Russische Feldkanone (Putilow) 1900 .	Schnellader	7,50	2,29	380	1885	6400	6,56	0,84	589	15—20	6	1904/5
Japanische Feldkanone (Arisaka) 1898 .	"	7,50	2,20	315	1650	8000	6,00	0,52	490	8—9	6	"
Deutsche Feldkanone 1896	"	7,7	2,10	390	2110	8000	6,85	0,57	465	8 - 9	6	"

[1] Durchschnittszahlen.

Digitized by Google

Die zukünftige Erzversorgung der deutschen Eisenindustrie.

Von

Dr. F. Friedensburg d. J., Breslau.

Man begegnet in der nicht fachwissenschaftlichen Presse in den letzten Jahren nicht selten einem Hinweis auf große Gefahren, denen die Industrieländer der Welt infolge der zu befürchtenden Erschöpfung der natürlichen Eisenerzlagerstätten engegengehen sollen. Während die in der Erdrinde bekannten Kohlenmengen selbst bei der Annahme einer der Entwicklung der letzten Jahrzehnte entsprechenden weiteren Verbrauchssteigerung ohne Frage den Weltbedarf noch auf mehrere, vielleicht viele hundert Jahre hinaus zu decken vermögen, wird für das nicht minder notwendige Eisenerz unter derselben Voraussetzung eine bei weitem schlechtere Zukunft vorausgesagt. Die zurzeit als gut abbaufähig bekannten Eisenerzvorkommen der Welt dürften bei gleicher Verbrauchssteigerung wie im vergangenen Jahrhundert kaum 60 Jahre ausreichen. Diese Tatsache ist in der Oeffentlichkeit vielfach mißverstanden worden und hat zu vielen Fehlschlüssen geführt. Wurde doch sogar gelegentlich das Aufhören unserer Zivilisation innerhalb des nächsten Jahrhunderts prophezeit, da diese ohne die aus Eisen gefertigten Werkzeuge, Apparate und Maschinen nicht denkbar sei und ein Ersatz des Eisens selbst von der heutigen fortgeschrittenen Technik nicht gefunden werden könne. In der Tat sind die früher in der letzten Hinsicht auf das Aluminium gesetzten Hoffnungen stark enttäuscht worden; nach dem derzeitigen Stande unseres Wissens kann es als gleichwertiger Ersatz des Eisens keinesfalls in Betracht kommen, wenn auch im Falle späterer Notwendigkeit dieses Ersatzes die Herstellung und Verarbeitung des Aluminiums in Zukunft noch ganz ungeahnte Fortschritte machen mag.

Digitized by Google

Neben diesen allgemeineren Befürchtungen, die infolge der genannten kurzen Zeiträume alle Industriestaaten mehr oder minder gleichmäßig angehen, hat man ganz besonders die Zukunft der deutschen Eisenindustrie als bedroht hingestellt. Vor allem ist während des Verlaufs der Marokkoangelegenheit die deutsche Oeffentlichkeit von berufener und unberufener Seite auf diese Gefahren hingewiesen worden. Es wurde gefordert, daß die Regierung durch Besetzung eines Teiles von Marokko mit den dort angeblich überreichlich vorhandenen Eisenerzschätzen die Versorgung der deutschen Industrie für absehbare Zeit sicherstellen solle. Die Eisenerzlagerstätten Marokkos konnten hierbei nicht großartig genug, die des Reiches nicht kärglich genug geschildert werden. So behauptete z. B. die Neckarzeitung gelegentlich des Marokkostreites nach einer optimistischen Beschreibung der Vorkommen dieses Landes, daß Deutschland auf dem Kontinent das an Eisenerzen verhältnismäßig ärmste Land wäre und über kurz oder lang in die vollständige Abhängigkeit vom Auslande kommen müsse. Aehnliche Anschauungen vertrat in jener Zeit namentlich auch der bekannte Gelehrte und Politiker Dr. Wirth, München.

Ohne Frage sind die Lagerstätten in Marokko außerordentlich überschätzt worden, wobei politische und finanzielle Voreingenommenheit, vielleicht auch beides vereint, eine Rolle gespielt haben. Dazu verleiht die geologische Eigenart diesen Vorkommen häufig ein an der Oberfläche höchst verheißungsvolles Aussehen, das schon nach wenigen Metern in der Tiefe völliger Armut Platz machen kann. Sie sind bisher nur wenig von Fachleuten erforscht, und eine Untersuchung selbst von Fachleuten ist ohne langdauernde, mit zahlreichen Arbeitskräften und guten Maschinen unternommene Aufschließungsarbeiten so gut wie wertlos. Die von dort zurückgekommenen bergmännisch und geologisch geschulten Leute haben sich wohl durchweg sehr ungünstig geäußert, wenn auch ihre Stellung als Beauftragte die Veröffentlichung ihrer Ansichten allermeist ausschloß. Gewiß ist die Möglichkeit eines Bergbaubetriebes auf Eisenerze in Marokko nicht völlig zu leugnen, nach den bisherigen Erfahrungen sind aber die Aussichten hierfür gering, namentlich wenn man einen wirklich nennenswerten Einfluß auf die Eisenerzversorgung der deutschen Industrie hiervon erhofft.

Diese Tatsachen waren und sind wenig bekannt. Da ferner die Bedeutung der Eisenindustrie für das gesamte deutsche Wirtschaftsleben jedem wohl vertraut ist, gewannen die geschilderten Be-

Digitized by Google

fürchtungen einen beträchtlichen Einfluß in der Oeffentlichkeit. Im übrigen besitzt ja die Frage der Versorgung der deutschen Eisenindustrie mit Erz eine weit über jenes Tagesinteresse hinausgehende Bedeutung.

Für die Beurteilung der Zukunftsaussichten für die Eisenindustrie der Welt, insbesondere Deutschlands, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß es eine Erschöpfung der Eisenerzlagerstätten im allgemeinen Sinne nicht geben kann. Das Element Eisen macht etwa 5 % des in den Gesteinen der Erdrinde vorhandenen Gewichtes aus. Eisenerze nennt man nun solche Gesteine, aus denen man nach dem derzeitigen Stande der Technik und unter Zugrundelegung des derzeitigen Eisenpreises Eisen mit wirtschaftlichem Vorteil gewinnen kann. „Eisenerz" ist also ein durchaus relativer Begriff, im Gegensatz zu Kohle, die nur in verhältnismäßig sehr reiner Form verwertbar ist, die nur in verhältnismäßig geringen und stets von den übrigen Gesteinen äußerst scharf getrennten Mengen auftritt und bei der durch Verunreinigung wertlose Lagerstätten nur wenig bekannt sind. Die Konzentrierung des Eisens zu sehr reichen Lagerstätten stellt nur einen Ausnahmefall dar; mit abnehmendem Eisengehalt wächst die Zahl der Lagerstätten, schließlich gewissermaßen bis in das Unendliche.

Jedes Steigen der Eisenpreise — das wäre das erste Zeichen der eintretenden „Not" — oder auch jede Erfindung eines neuen billigen Anreicherungsverfahrens, schließlich jede Transportverbesserung dehnt daher den Kreis der abbaufähigen Lagerstätten weiter aus. Auf den Eintritt derartiger Ereignisse warten geradezu gewaltige Lagerstätten, besonders in Deutschland. Je höher die Preise steigen, desto breiter wird die Basis für die Eisenindustrie, desto stärker wird demnach die Kraft der der Eisennot entgegengesetzt wirkenden Momente.

Aber selbst wenn man die Schätzungen auf die unter den heutigen technischen und wirtschaftlichen Bedingungen abbaufähigen, also verhältnismäßig hochwertigen Lagerstätten beschränken will, geben die bisher festgestellten Ziffern nur eine überaus ungenaue Vorstellung.

Bei der Eisenerz-Inventur, die für den Internationalen Geologenkongreß zu Stockholm im Jahre 1910 vorgenommen wurde, konnte nur ein kleiner Teil der Festländer der Erde berücksichtigt werden. Denn der weitaus größte Teil der Erdoberfläche ist geologisch so gut wie unerforscht; auch in den besser bekannten Ländern ist man

Digitized by Google

sich über das Auftreten unterirdischer Schätze nicht selten jahrhundertelang im Unklaren. Nach dem, jenem Kongreß vorgelegten Bericht entfallen nur 13,3 % des gesamten Landareals der Erde auf solche Gebiete, in denen man die Eisenerzvorräte bereits berechnet hat, 10,3 % auf solche, in denen wenigstens ungefähre Schätzungen vorliegen. Wenn also der Eisenerzvorrat der Welt bei gleicher Verbrauchssteigerung wie in den letzten Jahrzehnten nur noch 60 Jahre ausreichen sollte, so trifft diese Angabe für einen Vorrat zu, der in kaum einem Viertel der Festlandfläche der Erde bekannt ist und der selbst in diesem verhältnismäßig geringen Bezirk noch jederzeit durch Neuentdeckungen vergrößert werden kann. Es ist recht charakteristisch, daß weit über die Hälfte der bisher bekannten Eisenerzmengen in Europa liegt, also in einem Gebiet, das nur $^1/_{24}$ des gesamten Festlandes und der Inseln einnimmt, dafür aber weitaus am meisten kulturell erschlossen und am eingehendsten wissenschaftlich durchforscht ist.

Selbst in den Kulturstaaten ersten Ranges sind die bisherigen Schätzungen wenig sicher; so wurden z. B. die großen Eisensteinlager der Cleveland-Hills in Yorkshire, heute der wichtigste Eisenerzbezirk Großbritanniens, in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts, der sehr bedeutende Briey-Bezirk, aus dem Frankreich zurzeit gegen $^2/_3$ seines Eisenerzes fördert, erst um 1900 aufgeschlossen und die umfangreichen Alberzlager bei Hollfeld in Bayern überhaupt erst in allerjüngster Zeit entdeckt.

Schließlich ist auch die letzte Unterlage für die pessimistischen Gedanken, die Annahme dauernder Verbrauchssteigerung in Eisenerzen, stark erschüttert. Naturgemäß sind alle derartigen Zukunftsschätzungen schon an sich recht bedenklich. Für die vorliegende besonders läßt sich aus den wirtschaftlichen Tatsachen kaum eine Stütze ableiten. Denn wenn für die fortgesetzte Steigerung der Eisenerzeugung das Tempo des letzten Jahrhunderts zugrunde gelegt wird, so zeigen gerade die letzten Jahrzehnte ein auffälliges Abschwellen dieses Ansteigens. Natürlich wächst die Welteisenerzeugung nach wie vor mit jedem Jahre. Während aber das Jahrfünft 1897/01 gegen das vorhergehende Jahrfünft noch eine Steigerung der Welterzeugung um 41 % aufwies, zeigte das Jahrfünft 1902/06 gegen das vorausgegangene eine Steigerung von 30 %, das Jahrfünft 1907/11 gegen das vorausgegangene schließlich nur von 21 %. Daß die durch diese Ziffern angedeutete Abschwächung anhält, scheint nicht ausgeschlossen zu sein. Der Ausbau des Eisenbahnnetzes der

Digitized by Google

Welt wird wohl kaum in dem gleichen Maße wie bisher zunehmen, auch deutet die teilweise erfolgende Verdrängung des Eisens als Baustoff durch Beton auf eine allmähliche Bedarfsminderung hin.

Man erkennt nach allem, wie wenig abschließend jedes Urteil über die Dauer der Versorgung der Industriestaaten mit Eisenerz sein kann.

Da also weder die Höchstmengen der vorhandenen Eisenerze, noch die Größe der zukünftigen Verbrauchssteigerung auch nur entfernt festgestellt werden konnten, noch eine Erschöpfung der Eisenerzvorräte überhaupt denkbar ist, kann von einer Bedrohung unserer heutigen, auf das Eisen gegründeten Zivilisation *im allgemeinen* nicht gesprochen werden.

Bedeutsam ist aber die Frage, wie sich in dieser Beziehung die Zukunft für Deutschland *im besonderen* gestalten mag. Es geht bereits aus dem Vorhergehenden hervor, daß bei der allgemeinen Verbreitung des Eisens die Entstehung eines natürlichen Monopols in diesem Rohstoff für begrenzte Bezirke nicht wohl denkbar ist, etwa derart, wie Deutschland in Kalisalzen, Chile in Salpeter, die Vereinigten Staaten in Erdöl, diese allerdings nicht unangefochten, natürliche Monopole besitzen. Schon dadurch wird in dem ganz besonders unentbehrlichen Eisen die Ausnützung der Allgemeinheit zugunsten einer begrenzten Minderheit unwahrscheinlich.

Dann aber kann das Deutsche Reich, das ja auch sonst mit Bodenschätzen so reich gesegnet ist, wie verhältnismäßig kaum ein anderer Landstrich auf der Erde, im Bewußtsein auskömmlichen eigenen Besitzes der Zukunft entgegensehen. Die erschlossenen Eisenerzlagerstätten setzen das Deutsche Reich in dieser Beziehung an die Spitze Europas, wo es ja auch mit der Eisenerzförderung in gewaltigem Vorsprung vor den anderen Ländern die Führung inne hat. Außer dem Minettebezirk in Lothringen, dem wichtigsten deutschen Bezirk, liegen über das Reichsgebiet verstreut eine große Reihe von Eisenerzvorkommen. Mit Ausnahme des schon stark erschöpften oberschlesischen Bezirks liegen die meisten in ungünstiger Frachtlage zu den Hauptsteinkohlenbezirken, in denen die Eisenindustrie konzentriert ist. Die Lagerstätten sind daher großenteils noch längst nicht zur vollen Leistungsfähigkeit angespannt und noch einer beträchtlichen Entwicklung fähig. Ganz besonders gilt dies von den Vorkommen am Nordrande des Harzes, ferner in Westfalen für das Gebiet zwischen Münster und der holländischen Grenze, und schließlich in der Fränkischen Alb für die Gegend von Hollfeld und

Digitized by Google

Amberg in Oberfranken. Hier sind überall gewaltige Erzmassen mit teilweise noch kaum übersehbaren Mengen in der letzten Zeit bekannt geworden. Es handelt sich um Erze, die infolge nicht allzu hohen Eisengehalts oder ungünstiger Zusammensetzung zurzeit keinen sehr hohen Wert besitzen und daher eine Verfrachtung nach den Hochofenbezirken noch nicht vertragen.

Die Eisenhütten arbeiten daher vorläufig in vielen Fällen wirtschaftlicher mit eingeführten ausländischen Reicherzen, die sie auf dem Seewege billig beziehen. Infolgedessen stellt das Deutsche Reich zurzeit fast die Hälfte seiner überaus großen Roheisenproduktion aus fremden Erzen dar, versendet aber umgekehrt auch wieder weit mehr als $^1/_8$ der aus Eisen gefertigten Fabrikate in das Ausland. Auch insofern ist der fremde Erzbezug wirtschaftlich nicht durchaus bedenklich, als er keinen dauernd entgangenen Gewinn darstellt; für jede eingeführte Tonne Erz bleibt die gleiche Menge im deutschen Boden erhalten und kann später nutzbar gemacht werden.

Für den Fall einer Eisenerznot, deren Eintritt sich zunächst durch Einfuhrerschwerung oder -verteuerung der fremden Erze kennzeichnen würde, bieten die deutschen Vorkommen einen durchaus hinreichenden Ersatz und Rückhalt auf absehbare Zeit. Das Anziehen der Eisenpreise, das die Eisenerznot begleiten würde, ließe ihre Förderung auf dem Erzmarkt sofort wettbewerbsfähig werden.

Zunächst ist aber eine derartige Entwicklung kaum zu erwarten. Die Eiseneinfuhr des Deutschen Reiches stammt vor allem aus Schweden und Spanien, in geringeren Mengen aus Frankreich und seinen nordafrikanischen Kolonien, Rußland und Oesterreich-Ungarn. Die beiden erstgenannten Länder liefern zurzeit zusammen reichlich $^2/_3$ der Gesamteinfuhrmenge; beide besitzen infolge des Fehlens von Steinkohlenvorkommen keine eigene Eisenindustrie von einiger Bedeutung; es ist auch kaum anzunehmen, daß sich eine solche entwickeln wird. Sie haben daher wenig Anlaß zur Zurückhaltung ihrer Erze und sind für die Entwicklung des Bergbaus auf den Auslandabsatz angewiesen. In beiden Ländern, insbesondere in Spanien, hat sich überdies die deutsche Eisenerz verbrauchende Industrie durch Erwerb von Bergwerkseigentum oder -beteiligungen einen Einfluß gesichert.

Allerdings müht sich die schwedische Regierung zur Erzielung eines möglichst hohen Gewinns für das eigene Land und einer möglichst langen Dauer des Bergbaus, durch staatliches Eingreifen, eine Verschleuderung der — übrigens recht großen — Erzvorräte an das

Digitized by Google

Ausland zu verhindern; sie kann aber darin, da Schweden kein Monopol in Eisenerz besitzt, niemals zu weit gehen. Eine dauernde übermäßige Erschwerung der Ausfuhr würde nur das Land selbst schädigen. Wie wenig Schweden imstande ist, seine Erzvorräte selbst zu verwerten, zeigt die Tatsache, daß es in dem Zeitraum 1885 bis 1910 seine Eisenerzförderung versechsfachte, während seine Roheisenproduktion in diesem Zeitraum, in dem die deutsche sich vervierfachte, nahezu auf dem gleichen Stande verharrte.

Vielfach wird angenommen, daß Schweden unter Ausnutzung seiner gewaltigen Wasserkräfte zur Erzeugung billiger elektrischer Energie in großem Maßstabe zur Darstellung des Eisens aus den Erzen auf elektrischem Wege übergehen wird, einem Verfahren, das in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht hat. Dabei wird jedoch vergessen, daß der elektrische Strom zunächst zum Betriebe von Bergwerksmaschinen und Erztransportbahnen verwendet werden soll, also die Selbstkosten der Erzgewinnung herabgesetzt und so mittelbar auch jedem Verbraucher zugute kommt. Mit der Erleichterung des Erzverkaufes wäre ferner gleichzeitig der Anreiz zur Verhüttung im eigenen Lande gemindert.

Die Erzeugung von Roheisen auf elektrischem Wege ist ja tatsächlich in Schweden eingeführt worden. Hierbei kann aber der elektrische Strom nicht etwa völlig die Kohle ersetzen. Er liefert die zum Schmelzen notwendige Hitze; zur Reduktion des Eisenerzes ist er aber seiner Natur nach nicht geeignet, hierfür ist nach wie vor Koks oder Holzkohle notwendig. Ferner ist der Stromverbrauch bei Ausnutzung von Wasserfällen, wenn auch billig, so doch infolge der Kosten für Anschaffung, Unterhaltung und Bedienung der Maschinen, Abgaben an den Wassereigentümer, Erwerb des zum Bau der Anlage notwendigen Grundbesitzes usw. durchaus nicht unentgeltlich; tatsächlich betragen die Kosten für elektrischen Strom auf eine Tonne Roheisen auf den am Trollhättan gebauten Werken etwa 7 Mark. Da Holzkohle ein sehr kostspieliger Brennstoff ist und der aus England oder Deutschland zu beziehende Koks durch die Fracht sehr verteuert wird, werden die Kosten für Strom und Brennstoff zusammen die Kokskosten eines westfälischen oder anderen Hüttenwerks immer noch übersteigen.

Die Erzlagerstätten finden sich zudem hauptsächlich in Lappland nördlich des Polarkreises, wo Witterungs- und Bevölkerungsverhältnisse die Entstehung einer Hüttenindustrie unmöglich machen. Südschweden dagegen, wo die wichtigsten Wasserkräfte liegen und aus-

Digitized by Google

gebaut werden, genießt hinsichtlich der Frachtlage zu Lappland kaum mehr einen Vorteil vor den westfälischen Hütten; die um ein Drittel kürzere Entfernung wird dadurch ausgeglichen, daß im Winter, d. i. reichlich in der Hälfte des Jahres, die Verfrachtung durch den Bottnischen Meerbusen infolge der Vereisung unmöglich wird. Die reine Eisenbahnfracht käme viel zu teuer zu stehen. Auch wird selbst in Südschweden die elektrische Verhüttung infolge der Vereisung der Wasserläufe im Winter höchst unangenehme Störungen zu erleiden haben, denen man nur durch — wiederum sehr kostspielige — Dampfreserven begegnen kann. Schließlich fehlt in dem verhältnismäßig menschen- und industriearmen Schweden die breite Basis der Verbrauchermassen.

Eine wirklich große Eisenindustrie ist also für Schweden und andere brennstoffarme Länder auch weiterhin ausgeschlossen. In Schweden mag die bisher bereits ausgeübte Qualitätsstahlerzeugung durch die neuen Verfahren eine gewisse Verbilligung und damit wohl auch Vermehrung erfahren. Den Weltmarkt berührt das nicht.

Schließlich soll im Zusammenhange hiermit ein neues Verfahren erwähnt werden, wonach Eisenerze ohne jedes Schmelzen reduziert und dann magnetisch von der anhaftenden Schlacke getrennt werden. Die geschilderte Brennstoffersparung durch elektrischen Strom wäre bei Durchführung dieses Verfahrens nicht mehr notwendig und die Verbilligung des Stromes käme nur den Kosten für Maschinenantrieb zugute. Ein modernes deutsches Hüttenwerk ist bereits durch sorgfältige Ausnutzung alles Abdampfs und aller Abgase imstande, Elektrizität so billig zu erzeugen, daß der Vorteil der an Wasserkräften reichen Länder kaum ins Gewicht fällt; ganz abgesehen davon, daß auch Deutschland sich eines recht beträchtlichen Reichtums an natürlichen Wasserkräften erfreut.

Schwierigkeiten im ausländischen Erzbezuge könnte das Deutsche Reich höchstens von einer Erschöpfung der spanischen Vorkommen und der daraus folgenden Verschärfung des Wettbewerbes auf dem nordischen Erzmarkte erwarten. In der Tat dürfte der Bilbao-Bezirk, aus dem namentlich englische Hüttenwerke ihr Erz beziehen, seine Förderung nicht mehr lange aufrechterhalten. Wie weit sich die Hoffnungen auf Ersatz durch Lagerstätten in anderen spanischen Bezirken erfüllen, steht noch dahin. Außerdem haben sich neuerdings sogar die Vereinigten Staaten an dem Verbrauch des schwedischen Erzes beteiligt.

Digitized by Google

Wahrscheinlich wird aber im kommenden Jahrzehnt Brasilien als sehr bedeutender Erzlieferant den Weltmarkt stützen; eine eigene Verhüttung ist hier aus denselben Gründen wie bei Schweden ausgeschlossen. Der nordamerikanische Bedarf kann außerdem in Neufundland Deckung finden, für das auf dem Stockholmer Kongreß ganz außerordentliche Vorräte angegeben wurden. Für Deutschland wird vor allem aber Frankreich mit von Jahr zu Jahr steigender Bedeutung als Erzlieferant wichtig. In den an Lothringen angrenzenden Eisenerzbezirken, die die unmittelbare Fortsetzung der dortigen deutschen Vorkommen bilden, ist infolge der Frachtlage kein englischer oder nordamerikanischer Wettbewerb zu fürchten. Ebensowenig ist an eine Hemmung der Ausfuhr zugunsten eigener Verhüttung zu denken. Die Vorräte sind so außergewöhnlich groß, daß das verhältnismäßig brennstoffarme Frankreich zur alleinigen Ausnutzung nicht imstande ist. Die Notwendigkeit, deutsche Kohle zu beziehen, wird außerdem die Lust zu zollpolitischen Erschwerungen dämpfen. Schließlich werden die Franzosen auch keinesfalls aus chauvinistischen Gründen die Ausfuhr unterbinden, wie gelegentlich gefürchtet wird. Zwar brachte man hin und wieder auch in der französischen Kammer Bedenken gegen die Auslieferung des Erzes an den Erbfeind geräuschvoll zum Ausdruck; die Interessen der Bergwerksbesitzer und der Bergleute, schließlich der ganzen Bevölkerung des Erzbezirks haben aber stets rasch die Stimmen wirtschaftlicher Unvernunft verstummen lassen.

Wie wenig Frankreich imstande ist, seine eigenen Erze zu verhütten, geht neben der Tatsache, daß reichlich ein Drittel der Erzförderung nach Deutschland und Belgien ausgeführt wird, aus der Entwicklung des Erzbergbaus in Algerien und Tunis hervor. Die dortige nicht unbeträchtliche Erzproduktion wird fast ausschließlich in England und Deutschland untergebracht, ein wirtschaftlicher Vorgang, der viel Interesse als Parallele zu der erwarteten Entstehung eines marokkanischen Eisenerzbergbaues bietet. Während der Marokkokrise war stets behauptet worden, der Uebergang des Landes in französischen Besitz bedeute das Grab aller Hoffnungen, aus den dortigen Lagerstätten den Erzbedarf der deutschen Eisenindustrie zu befriedigen.

Rußland nimmt insofern eine gewisse Sonderstellung ein, als die Entwicklung des dortigen Bergbaus und namentlich der Ausfuhr nicht von ausschließlich wirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmt wird. Da Rußland außer seinen bedeutenden Eisenerzvorkommen auch über

Digitized by Google

beträchtliche Kohlenlager verfügt, ist das Aufkommen einer größeren Eisenindustrie nicht ausgeschlossen, falls die Gesundung der inneren Verhältnisse, namentlich der als Hauptabnehmergruppe in Betracht kommenden Landwirtschaft, Fortschritte machen sollte. Selbst dann dürften wohl erhebliche Erzmengen aus den großen südrussischen Lagerstätten für die Ausfuhr freibleiben. Nun besitzen aber die russischen Erze ebensowenig wie auch die österreichisch-ungarischen ausschlaggebende Bedeutung für die deutsche Industrie. Die von der Zufuhr aus beiden Ländern aus örtlichen Gründen abhängigeren oberschlesischen Hütten könnten durch weitere Tarifmaßnahmen der preußischen Staatsbahnverwaltung für etwaige Ausfälle Ersatz durch heimische Erze aus den westlichen Bezirken finden. Im ganzen tritt jedenfalls die Versorgung aus diesen Ländern, ebenso wie aus den anderen, hier nicht näher genannten, hinter der Einfuhr der schwedischen, spanischen und französischen Erze sehr stark zurück und bedarf deshalb keiner eingehenderen Besprechung.

Es geht aber aus allem Vorhergegangenen schon deutlich genug hervor, wie wenig von einer Bedrohung der Zukunft der deutschen Eisenindustrie die Rede sein kann. Weder ist die Abschneidung unserer bisherigen Erzeinfuhr aus dem Auslande für absehbare Zeit zu fürchten, noch kann für unsere heimischen Lagerstätten die Möglichkeit naher Erschöpfung zugegeben werden. Allerdings ist es notwendig, um dem steigenden Verbrauch Rechnung zu tragen, die stärkere Entwicklung unseres heimischen Erzbergbaus zu fördern. Es liegen hier im eigenen Lande ungleich größere Zukunftsmöglichkeiten vor, als sie zum Beispiel für die berühmten schwedischen Vorkommen zu erwarten sind. Tatsächlich haben sich in den letzten Jahren einige große deutsche Eisenhütten wieder mit größerer Aufmerksamkeit den inländischen Hilfsquellen zugewandt. Auch hat der Staat durch Gewährung von Notstandstarifen die Vermittlung zwischen erzliefernden und erzbedürftigen Bezirken, besonders zwischen dem Siegerland und Oberschlesien, erleichtert und damit auf beiden Seiten fühlbare wirtschaftliche Not zu lindern versucht. In dieser und ähnlicher Richtung kann noch viel geschehen.

Daneben wäre aber der Bezug ausländischen Erzes nicht ganz zu vernachlässigen. Kein Land, besonders ein der Fläche nach so eng begrenztes wie Deutschland, kann über völlig unerschöpfbare Bodenschätze verfügen, und so bedeutet, wie schon ausgeführt ist, alles aus fremden Erzen erblasene Roheisen die Ersparung eines inländischen „eisernen Bestandes“ für die Enkel. Solange die Mög-

Digitized by Google

lichkeit besteht, fremdes Erz ohne allzu hohe Kosten zu erhalten, ist sie auszunutzen soweit als möglich.

Nur soll man nicht vergessen, daß eine etwaige Erschwerung der Erzeinfuhr noch keineswegs das Ende der deutschen Eisenindustrie bedeutet. Schließlich wird, wie es heute in so manchem Industriebezirk geschieht, der die alte Rohstoffgrundlage verlor, die jahrhundertelange Ansammlung von Uebung, Erfahrung und wissenschaftlicher Bildung auch bei Erschwerung der natürlichen Bedingungen den Wettbewerb gegen neue Nebenbuhler ermöglichen. Industrien lassen sich in ihrer heutigen verwickelten hohen Technik nicht aus dem Boden stampfen, selbst wenn Rohstoffe, guter Wille und selbst Geld vorhanden sind. Das Beispiel Japans sei angeführt, wo man sich jetzt seit einem Jahrzehnt bemüht, ein großzügiges Eisen- und Stahlwerk zu betreiben, aber trotz der Ueberschwemmung Deutschlands und Englands durch japanische Ingenieure und trotz der jedes Jahr von der Regierung hineingesteckten Unterstützungsgelder kein wirtschaftliches Gedeihen erzielen kann.

Digitized by Google

Ein Sozialist über römische Wirtschaftsgeschichte.

Von

Dr. Francis Smith.

Das Geschlecht der Polyhistoren ist ins Grab gesunken, und die Fachgelehrten haben die Herrschaft angetreten. So wenig in diesem Vorgang ein Zeichen intellektueller Erschöpfung erblickt werden darf, so lebhaft ist zu besorgen, daß der Geist in den Fesseln der Zunft verödet, eine Gefahr, der nur dann zu begegnen ist, wenn man der Arbeitsteilung eine Arbeitsvereinigung entsprechen läßt. Soll der von emsigen Spezialisten bestellte Acker Frucht tragen zum gemeinen Besten, dann muß das Getreide nicht allein in Garben gebunden, sondern auch in geräumigen Feimen und weiten Scheuern geborgen werden. Nur wenigen ist zwar das Können verliehen, die erwählte Wissenschaft in allen Verzweigungen zu umfassen und den Blick weit über ihren Bannkreis hinaus in die Fernen des Universums schweifen zu lassen, aber es wird selbst dem durchschnittlich begabten Gelehrten erlaubt sein, die eigenen Studienergebnisse mit denen der näheren und der entfernteren Berufsverwandten zu verknüpfen und willkürlich aufgerichtete Schranken zu beseitigen. Der eine widmet seine Zeit der Erforschung des alten Aegytens, ein anderer der von Hellas und Rom, ein dritter und vierter schreibt die Geschichte Englands oder die der Stadt Florenz. Dabei kann es aber nicht sein Bewenden haben. Bestimmte Hervorbringungen des menschlichen Geistes in Wirtschaft, Recht und Verfassung, in den Künsten des Friedens und des Krieges sind immer wieder in ihrer Totalität zu ergründen. Gleichwie es gestattet ist, vom Mittelalter zur Neuzeit Brücken zu schlagen, so verdient es Dank, wenn die das Altertum mit dem Mittelalter verbindenden Fäden im einzelnen oder insgesamt aufgedeckt werden. Auch wenn der Erfolg nicht in dem gewünschten Maße der Absicht entspricht, sind Bestrebungen in dieser Richtung

Digitized by Google

anzuerkennen, freilich nur insoweit der Dilettantismus ausgeschaltet bleibt. Durch eine vergleichende Betrachtung zeitlich getrennter Kulturſphären ſoll der Blick geweitet und die Urteilskraft gegenüber der Einzelerſcheinung geſteigert werden.

Joſeph Salvioli hat ſich durch rechts- und wirtſchaftsgeſchichtliche Arbeiten, die die Schickſale ſeiner Heimat im Altertum und im Mittelalter berühren, einen Namen gemacht. Aus der Feder des fruchtbaren Schriftſtellers ſind Abhandlungen über die Stellung der Kirchenväter zur Sklavenfrage und der Kanoniſten zum Wucher gefloſſen, er hat die ſizilianiſchen Kirchenzehnten behandelt und eine umfangreiche Rechtsgeſchichte Italiens verfaßt. Sein Fleiß hat ſich keineswegs auf das Mittelalter beſchränkt. Im Jahre 1906 ließ er in Paris unter dem Titel: Le capitalisme dans le monde antique ein Werk erſcheinen, das, auf einer älteren Studie*) ruhend, verſchiedene Probleme der antiken Geſchichte aufrollt und den auch auf dem Gebiet der mittleren Geſchichte bewanderten Forſcher mitunter erkennen läßt. Der jüngere Kautsky hat nunmehr eine deutſche Ueberſetzung beſorgt: ſie iſt im ganzen brauchbar, aber nicht gerade geſchmackvoll**).

Der Verfaſſer, der eine Profeſſur an der Univerſität Neapel bekleidet, rechnet ſich zur ſozialiſtiſchen Partei und empfindet als Gelehrter und Politiker lebhaftes Intereſſe für alle Fragen, die das Eigentum betreffen. Es iſt erfreulich, daß er ſich dem hiſtoriſchen Materialismus nicht völlig zu eigen gegeben hat. Allerdings teilt er den tiefen Widerwillen ſeiner Parteigenoſſen gegen den Geldhandel und die koloniale Ausbeutung, über die er ſich mehrfach in ungehobelten Phraſen ausläßt; auch in der Terminologie verrät ſich der Sozialiſt. Wenn er dagegen behauptet, die Agrarbewegung zur Zeit der Gracchen ſei mutmaßlich zum großen Teil nur Mache geweſen, ſo iſt dieſe Anmerkung gewiß ungerecht, ſie zeigt aber doch, daß wir es keineswegs mit einem tendenziöſen Schriftſteller von platter Gewöhnlichkeit zu tun haben.

Salvioli hat keine chronologiſch fortſchreitende Wirtſchaftsgeſchichte des Altertums ſchreiben wollen, ſondern nur eine Unter-

*) Sulla distribuzione della proprietà fondiaria in Italia al tempo del impero romano, Modena 1899. — Vgl. die Beſprechung Pöhlmanns, Hiſtoriſche Zeitſchrift 1900.

**) Joſeph Salvioli, Der Kapitalismus im Altertum. Studien über die römiſche Wirtſchaftsgeſchichte. Nach dem Franzöſiſchen überſetzt von Karl Kautsky jun., Stuttgart 1912. Verlag von J. H. W. Dietz Nachfl., G. m. b. H.

Digitized by Google

suchung über die Natur des römischen Kapitalismus, in dem die ökonomische Entwicklung der Antike gipfelte und ihren höchstmöglichen Ausdruck fand. Das Thema bedingt, daß die Frühzeit nur kurz berührt (Kap. I.) und die ganze Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der geldwirtschaftlichen Zeit verwandt wird (Kap. II—VIII). Ein interessantes Kapitel (IX.) behandelt den durch Luxus (!) und Verbrauch der Edelmetalle bedingten Niedergang der alten Kulturwelt, und in einem Schlußwort werden die universalen Zusammenhänge zwischen den Daseinsbedingungen Roms und der übrigen Mittelmeerländer aufgewiesen (Kap. X).

Die Disposition der dem Zeitalter der Vollreife gewidmeten Abschnitte ermangelt der Uebersichtlichkeit, und es fehlt nicht an Wiederholungen und Längen, die sich bei einem zweckmäßigeren Aufbau des Werkes hätten vermeiden lassen. Bedenklicher als dieser Schönheitsfehler ist eine rhetorische Eigentümlichkeit, die der aufmerksame Leser wieder und wieder beobachten wird. Der Autor versteigt sich nicht selten zu verblüffenden Behauptungen, die er genötigt ist, wenig später, aber in anderem Zusammenhang, wesentlich einzuschränken. Die Vorliebe für das Hochrelief schädigt den Gesamteindruck, das Werk ist erfüllt von den peinlichsten Widersprüchen. Manche auffällige Verallgemeinerung dürfte allerdings aus der ungenügenden chronologischen Gliederung zu erklären sein; überhaupt habe ich nicht immer erkennen können, auf welches Jahrhundert der Verfasser bei diesem oder jenem Urteil abzielte, und mithin, ob ihm beizupflichten sei oder nicht.

Im Mittelpunkte der Darstellung Salviolis steht die vielerörterte Frage, ob und inwieweit von einem Kapitalismus im Altertum und speziell in Rom gesprochen werden dürfe. Mit Recht weist der Autor die Doktrinen von Rodbertus und von Bücher zurück. Es kann keine Rede davon sein, daß in ständigem Fortschreiten die eine Produktionsweise auf die andere folgt, daß die antike Hauswirtschaft von der mittelalterlichen Stadtwirtschaft abgelöst wird und sich diese hernach zur neuzeitlichen Volkswirtschaft ausweitet. Kein Zweifel, daß schon das imperium Romanum Industrie, Handel und Kapital gesehen hat. Eine reinliche Scheidung der verschiedenen Entwickelungsstadien ist nicht möglich, vielmehr finden sich im Altertum je nach den örtlichen und anderen Bedingungen primitive neben höheren Produktionsformen, der Reichtum der ökonomischen Bildungen spottet der begrifflichen Uniformierung so gut wie der Ablauf der historischen Begebenheiten. Allerdings,

Digitized by Google

so scharf auch der italienische Gelehrte den prinzipiellen Standpunkt betont, die Ergebnisse seiner Forschung entfernen sich dennoch wenig von den Theoremen der befehdeten Nationalökonomen. Die Bedeutung der Hauswirtschaft wird energisch unterstrichen, und vom Handwerker des spätrepublikanischen Rom heißt es, er habe noch vielfach die vom Kunden gelieferten Rohmaterialien verarbeitet. Und nun folgert Salvioli (S. 130): „Solange noch die einfachsten Formen neben weiter vorgeschrittenen bestehen können, hat die Gesellschaft noch nicht das Stadium der primitiven Wirtschaft überwunden." Der Satz ist selbstverständlich grundfalsch, da ein Nebeneinander verschiedener Wirtschaftsformen auch in den entwickeltsten Kulturländern anzutreffen ist. Angesichts der Darlegungen Salviolis könnte man sich versucht fühlen, von einem kleinen Zwist im Hause der Nationalökonomen zu sprechen oder von einer Operation auf einem Nebenkriegsschauplatz, denn der Hauptangriff des Verfassers gilt nicht den Rodbertus und Bücher, sondern Mommsen, Meyer und Ferrero, überhaupt jenen Historikern, die da meinen, in den wirtschaftlichen Zuständen des Altertumes eine Antizipation des modernen Kapitalismus entdecken zu dürfen. In dem Bemühen, unzeitgemäße Vergleiche zurückzuweisen, ist Salvioli mitunter plus pape que le pape.

„Der Krieg war der Vater von Roms unerhörtem Reichtum; diese Rolle hat er im ganzen Altertum gespielt, er spielt sie noch heute" (S. 28). Es mag auf sich beruhen bleiben, ob diese These gemeingültig ist*), für Rom trifft sie zu. Freilich nicht in dem Sinne, daß die Kriegsbeute den Anstoß gab zur Akkumulation von Reichtum, denn die mühelos errafften Schätze zerrannen in den Händen der Sieger. Die großen überseeischen Kämpfe steigerten jedoch den römischen Unternehmungsgeist, und seit dem glücklichen Ausgang des Duells mit Karthago weitete sich das Feld der Tätigkeit für rührige Geschäftsleute und gewissenlose Beamte ins Ungemessene. Aus der systematischen Plünderung der eroberten Länder, aus Steuerpachtungen und Kreditgeschäften entsprangen die großen Vermögen. Mit dem Reichtum wuchsen die unproduktiven Ausgaben, wuchs der Luxus; es versteht sich aber, daß nur ein Teil der Gewinne verschleudert wurde. Die unberührten Kapitalien wurden mit Vorliebe benutzt, um Landgüter über Landgüter zu er-

*) In einer Besprechung von Ferreros Römischer Geschichte habe ich schon vor Jahren Gelegenheit gehabt, gegen die einseitige Lehre vom kapitalistischen Raubstaat Stellung zu nehmen. Preuß. Jhrb., Bd. 137, S. 34.

Digitized by Google

werben und Darlehen zu Konsumzwecken zu gewähren, sie wurden auf neue Steuerpachtungen, Armeelieferungen und öffentliche Bauten verwendet, in Bergwerken und Häuserspekulationen angelegt. Das Altertum kannte keinen Großhandel. Die Getreideversorgung der Welthauptstadt war Sache des Staates. Das „wucherischste aller Wuchergeschäfte", die Bodmerei, diente nicht dem Verkehr von Massengütern, sondern den Luxusbedürfnissen der Reichen. Salvioli erachtet es für unanständig, daß die Händler 50 % Gewinn einstreichen mochten, hält sich aber nicht damit auf, das Risiko des Geschäfts nach Billigkeit zu würdigen. Er behauptet mit Marx, die römischen Kapitalien hätten im wesentlichen nur Wucher und Handel gefördert, seien aber zu produktiven, industriellen Anlagen nicht verwandt worden. Die hohe technische Ausbildung des Geldhandels, insbesondere des Kreditwesens, darf nicht darüber täuschen, daß die argentarii sich um die Gütererzeugung wenig kümmerten. Sie wurden durch die Unsicherheit der politischen Zustände und die zum Teil dadurch bedingte beschränkte Aufnahmefähigkeit der Märkte abgeschreckt. Die Geldwechsler und Makler waren keine modernen Bankiers, die den Kreislauf des Blutes im Wirtschaftskörper regulieren. Die meisten Bedarfsartikel entstanden innerhalb der Hausgemeinschaft, und für eine Großindustrie war in Italien ebensowenig Raum wie für einen Großhandel. Die Schuld an diesem Zustande trug auch die Unvollkommenheit der Werkzeuge und der gänzliche Mangel an Maschinen. Die Produktion blieb der Handarbeit überlassen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß Salvioli auf die Existenz zahlreicher freier Handwerker und ländlicher Kleinbesitzer in der geldwirtschaftlichen Zeit hinweist. Die Sklavenhalter waren nicht imstande, jedwedes selbständige Leben zu ersticken, und es dünkt mir ein Rückschritt gegenüber Ferrero*), wenn der Verfasser gleichwohl behauptet, es habe an einem wohlhabenden Bürgerstande gefehlt. Die der sozialen Evolution bereiteten Widerstände dürfen allerdings nicht übersehen werden. Die wehrpflichtigen Bauern verschuldeten und wurden häufig aus ihrem Besitz verdrängt, die Sklaverei trug andererseits dazu bei, die Industrialisierung der größeren und kleineren Gewerbebetriebe hintanzuhalten. Wir hören, daß die unfreie Arbeit nicht etwa durch den Wettbewerb der freien Arbeit gefährlich wurde, sondern gerade durch ihre Unproduktivität. Die

*) Vgl. Preuß. Jhrb., Bd. 137, S. 20 ff.

Digitized by Google

Kapitalisten sahen in der Gütererzeugung keine lohnende Aufgabe, und ihre Tatkraft verpuffte.

Die Untersuchungen Salvioli's gipfeln in dem Urteil, daß die allgemeine Verschuldung der Römer die Geringfügigkeit ihres Kapitals beweise und daß obendrein die an und für sich beschränkte Kapitalmenge nicht der Wertvermehrung diente, vielmehr auf eine unproduktive Weise angewandt wurde. „Manche Kundgebungen des antiken Wirtschaftslebens tragen das Gesicht des Kapitalismus, aber ihr innerster Kern ist wesentlich anderer Art" (S. 233). Es wird Salvioli zuzugeben sein, daß das Risiko des Seehandels, die Kostspieligkeit des Landtransports, die geringe Dichte der Bevölkerung und die große Bedeutung der Hauswirtschaft dem Transitverkehr von Massengütern im Wege standen und ihre Produktion, wenn auch nicht ausschlossen, so doch schwer beeinträchtigten. Dagegen sollten die im Lokalhandel erzielten Umsätze nicht unterschätzt werden. Eine zahlenmäßige Grundlage für die rechnerische Erfassung des Güteraustausches ist zwar ebensowenig gegeben, wie für die der Produktion, immerhin bleibt zu bedenken, daß, von der Sklaverei abgesehen, die dem Altertum eigentümlichen wirtschaftlichen Hemmungen im wesentlichen auch im Mittelalter anzutreffen sind und trotzdem die Städte im romanisch-germanischen Kulturkreise durch Gewerbefleiß und Handel mächtig emporblühten. Die große Zahl der römischen Kleinhändler, die daheim und in der Fremde ihr Wesen trieb, ist Salvioli nicht entgangen, von noch höherem Belang dürfte freilich der direkte Warenaustausch zwischen Stadt und Land gewesen sein. Salvioli legt einen übergroßen Nachdruck auf die wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit des Grundbesitzes. Die Autarkie des Gutsbetriebes ist in Wirklichkeit zeitweilig durchbrochen worden.*)

Die größten Bedenken hege ich gegen die Meinung, daß die Landwirtschaft keine kapitalistischen Produktionsformen kannte. Die Latifundien sollen keine nennenswerten Erträge geliefert haben, da sie von Sklaven bewirtschaftet wurden und deren Arbeit unproduktiv war. Die durch die Weltbeute reichgewordenen Römer wurden von einem verzehrenden Landhunger geplagt. Sie verwandten ihre überschüssigen Kapitalien nicht etwa auf die Amelioration ihrer Güter und eine intensivere Gestaltung der Wirtschaft, sondern zu unverständigen Erweiterungen und Abrundungen ihres Besitzes. Ausschlaggebend waren nicht etwa ökonomische Erwägungen, sondern

*) Preuß. Jhrb., Bd. 137, S. 23.

Digitized by Google

Rücksichten auf die soziale Stellung. Salvioli meint im Gegensatz zu Ferrero, daß Wein und Oel gleich Delikatessen nur in geringen Mengen auf den italienischen Märkten abgesetzt wurden, er scheint auch den wirtschaftlichen Nutzen der Viehzucht zu unterschätzen. — Nach dem Ausgange des zweiten punischen Krieges machte sich in Italien ein empfindlicher Arbeitermangel geltend. Dieser Umstand gab den Anstoß zur Einführung gewaltiger Sklavenmassen. Ich möchte daran erinnern, daß die Landflucht der Bauern nicht allein Ursache, sondern auch Folge des Verhaltens der Gutsherren gewesen sein muß. Die Verhältnisse haben sich allmählich geändert, und Caesar ist genötigt gewesen, Maßregeln zum Schutz der ländlichen Lohnarbeiter zu ergreifen: offenbar ist ihnen die Arbeitsgelegenheit durch die Existenz der Sklavenherden verkürzt worden. Der Handel mit Menschenfleisch machte den Latifundieneigner verhältnismäßig unabhängig von der bäuerlichen Arbeitskraft, während die gegen eine Preisrevolution ankämpfenden kapitalarmen Landleute sich vom Wucher bedroht sahen. In der Gracchenzeit wurde die Agrarfrage brennend. Salvioli erklärt die soziale Erschütterung sehr eilfertig aus dem Widerwillen des römischen Volkes gegen die Feldarbeit (S. 64). Für ihn steht es fest, daß die Verwendung von Sklaven die Produktion verteuert, denn sie sind arbeitsscheu und kostspielig. Nach siegreichen Kriegen sanken sie im Preise, aber das sollen nur Ausnahmefälle gewesen sein. Selbst dem oberflächlichen Kenner der reichbewegten Geschichte der welterobernden Roma wird dieses Argument nicht gerade einleuchten. Immerhin war die unfreie Arbeit ebensowenig befähigt, den mittleren und kleinen Grundbesitz im Wettkampfe völlig zu überwältigen, wie der Import ausländischen Getreides den vom hauptstädtischen Markt durch geographische Verhältnisse abgesperrten Bauern das Dasein verkümmern konnte*). Das überseeische Korn schädigte Latium, aber in den entfernteren Gegenden Italiens wurde der Getreidebau keineswegs aufgegeben. Der Bauernstand blieb lebensfähig und erhielt sich, soweit er nicht etwa durch die Kriege rettungslos dezimiert oder von den Großen durch Wucher und offene Gewalt verdrängt wurde. Jedenfalls darf man sich von der Ausbreitung des Latifundiums keine übertriebene Vorstellung machen.

Im antiken Italien überwog die Landbevölkerung. Da die Massenausfuhr gewerblicher Produkte übersee nicht lohnte, erhebt

*) Vgl. meinen Essay über Ferreros Römische Geschichte, Preuß. Jbrb., Bd. 137, S. 8.

Digitized by Google

sich die Frage, wie das städtische Handwerk sich überhaupt hätte entwickeln können, wenn nicht das Land in bestimmtem Umfange aufnahmefähig gewesen wäre. Von den kleinen Parzellenbauern war wenig zu hoffen, aber die mittleren Besitzer und die Landmagnaten haben doch wohl gekauft und verkauft, sie müssen Konsumenten und Produzenten gewesen sein. Eine gewisse Inferiorität der Sklavenarbeit gegenüber der freien sei zugestanden, es ist aber nimmermehr zu glauben, daß sie überhaupt keine Reinerträge lieferte und das auf sie verwandte Kapital einfach verloren war. Ihre Minderwertigkeit ist den Alten nicht entgangen, aber die Ansicht, daß die Sklavenarbeit schlechthin unproduktiv sei, dürfte nicht vorherrschend gewesen sein und würde auch der inneren Berechtigung ermangelt haben. Wenn es im 1. Jahrhundert v. Chr. neben 4½ Millionen Freier nicht weniger als 1½ Millionen Sklaven in Italien gab, so muß dieses Resultat einer wirtschaftlichen Entwicklung von etwas mehr als von einer grotesken Verirrung des menschlichen Verstandes zeugen. Die antikapitalistische Wesensart des von Sklaven bestellten Latifundiums ist nur ein blendendes Paradoxon.

Die Beantwortung der Frage, ob gewerbliche Massengüter produziert und auf entfernten Märkten vertrieben wurden, wird dadurch erschwert, daß die Ueberlieferung für die Römerzeit keine ausreichende statistische Handhabe bietet. Der heutige Maßstab darf keinesfalls angewandt werden. Der primitive Zustand der Technik und die geringfügige Leistungsfähigkeit der Verkehrsmittel setzten der Entwicklung festgefügte Schranken. Aber so wenig ein Vergleich mit der modernen Weltwirtschaft am Platze ist, die mit tausend Fäden die ganze Menschheit zusammenbindet und mit unwiderstehlicher Macht sich jedes Leben unterwirft, die Antike ist dennoch ein beträchtliches Stück über die Hauswirtschaft hinausgelangt und auch in Italien hat es, gänzlich abgesehen von der Metropole, Mittelstädte gegeben, die neben den Ackerbürgern zahlreiche Gewerbetreibende nährten. Es ist sogar nicht zu bezweifeln, daß kapitalistische Unternehmungen emporwuchsen und der Kundenproduktion die Erzeugung von Marktwaren zur Seite trat. Nicht nur Ferrero bietet Beispiele für diesen Prozeß, auch Salvioli kann von ihnen nicht gänzlich absehen. Die ausschlaggebenden Faktoren für die Gütererzeugung mögen die Naturkräfte und die Arbeit gewesen sein, aber das Institut der Sklaverei verwischte die Grenzscheide zwischen Mensch und Kapital. Die Geldmatadore bevor-

Digitized by Google

zugten die Bankgeschäfte, den Handel, die Häuserspekulation und die Landwirtschaft, ihre Wirksamkeit war deswegen noch lange nicht unproduktiv. Salvioli unterschätzt die wertzeugende Kraft des römischen Geld- und Warenhandels, er verkennt auch, daß die Errichtung von Zinshäusern zu den kapitalistischen Unternehmungen gerechnet werden muß und an und für sich noch keinen Bodenwucher darstellt Der italienische Gelehrte berichtet von der industriellen Tätigkeit der Sklaven in der Stadt und namentlich auf dem Lande. Insoweit die von jenen erzeugten Güter auf den Markt gelangten, bot sich eine Möglichkeit, die investierten Kapitalien zu verzinsen. Es mag sein, daß die geschäftlichen Ergebnisse häufig enttäuschten und in Sklaven umgesetztes Kapital nicht amortisiert wurde, das Ziel des wirtschaftlichen Willens muß dennoch die Mehrung des ursprünglichen Vermögens gewesen sein.

Es kommt für das Bestehen einer kapitalistischen Wirtschaft gar nicht darauf an, von wem die Werte erzeugt worden sind, sondern lediglich darauf, daß sie vom Eigentümer und Unternehmer der weiteren Produktion dienstbar gemacht werden. Der Sozialist Salvioli bietet eine Definition des Kapitalismus, die zu wenig und zu viel enthält: „Drei Grundbedingungen sind für das Bestehen und das Wachstum des Kapitalismus notwendig: eine Klasse, die das wirkliche Monopol auf die Produktionsmittel besitzt, dann eine besitzlose Arbeiterklasse und schließlich ein System der Massenproduktion für einen ausgedehnten Markt" (S. 14). Diese Definition enthält zu wenig, weil sie nicht Art und Weise der Gütererzeugung, sondern nur den etwas flüchtigen Begriff einer „Massenproduktion" berücksichtigt, sie enthält zu viel, weil sie die „Monopolisierung" der Produktionsmittel und die Verwendung von besitzlosen Lohnarbeitern für charakteristisch ausgibt. In der Gegenwart befindet sich das Kapital ebensowenig wie im Altertum im ausschließlichen Besitz einer ausbeuterischen Kaste, neben den Großbetrieben gibt es zahllose kleine und kleinste Bauernhöfe und Werkstätten.*) Zudem können die gutbezahlten Angestellten ihre Ersparnisse in produktiven Anlagen verwerten. Solange der Kreis der Produzenten eine unendliche Fülle sozialer Schattierungen aufweist, kann von einer Monopolisierung des Kapitals nicht gesprochen werden; es ist zwar richtig, daß im Wettbewerb der Nachbar den Nachbarn niederringen will, aber das Ziel wird nicht immer zur vollendeten Tatsache.

*) Vgl. Sombart, Sozialismus und Soziale Bewegung, 5. Aufl., S. 77.

Digitized by Google

Selbstverständlich sind die kleinkapitalistischen Unternehmungen in alter und neuer Zeit dem Verfasser nicht entgangen, er hält sie aber für Bastardformen. Das mag zutreffen, und doch ist nicht jeder Zwitter belanglos. Ein Monopol ist nur dort vorhanden, wo die Zwitter keiner Erwähnung lohnen.

Salvioli setzt den antiken, als Embryo in der Sklavenwirtschaft verkümmernden Pseudokapitalismus in Gegensatz zum modernen „industriellen" Kapitalismus (S. 206, 207). Damit richtet sich seine Definition. Ein Begriff wird durch einen Zusatz wie „industriell" nicht präzisiert, sondern eingeschränkt. Praktische Unterschiede sind allerdings vorhanden, und so mag man denn getrost von einem antiken und einem modernen Kapitalismus reden.

Digitized by Google

Strömungen moderner Wissenschaft.

Von

K. Bruchmann, Berlin.

Wie auf unserem Erdsphäroid die Trachten der Schöpfung wechseln, Tiere auch ohne die brutale Jagdgier, Gewinnsucht und Sammelwut ihrer menschlichen Verwandten aussterben, Pflanzen wandern, sich ansiedeln und anpassen, Kontinente versinken, Meere austrocknen usw., so erfährt auch der mit Willen und Verstand ausgerüstete Mensch an sich die Wahrheit des Predigers: alles hat seine Zeit. Auch der Mensch unterliegt jenem ungeheuren Müssen der Geschichte, die noch nie eine kleine Hekuba-Lendenschwäche gezeigt hat. Hat alles seine Zeit, so könnten die Menschen auch die Wissenschaft einmal satt kriegen und sich auf ein bescheidenes Altenteil bequemerer Genüsse zurückziehen, ins Paradies der Kindheit, wennschon Hegel meint, das Paradies sei ein Park, wo nur die Tiere und nicht die Menschen bleiben können. Erscheint es als mystischer Dünkel, über eine vermutlich so späte Zukunft zu grübeln, so ist es doch ebenso begreiflich, wie Tatsache, daß wenigstens einzelne Wissenschaften ihre Zeit haben, aus objektiven, nicht von Stimmungen abhängigen Gründen. Gesteinsarten z. B., Tiere, Pflanzen werden inventarisiert und beschrieben, selbst wenn es mitunter lange dauert, wie denn (nach Taine) Lyonnett mit jenem Ernst, den keine Mühe bleichet, zur Beschreibung der Raupe des Seidenbohrers 20 Jahre gebraucht hat.

Eine über die Zukunft einer Wissenschaft gewagte Vermutung wird immer von einer Abschätzung ihrer bisherigen Leistungen und der noch zu erledigenden Aufgaben abhängen, die freilich in Zukunft unerwartet vermehrt werden können, gerade wie Völker durch ihre Leistungen überraschen. Auch den Deutschen konnte, wie Lexis bemerkt, Tacitus nach seiner Kenntnis keine große Zukunft voraus-

Digitized by Google

sagen. Aber in einer bestimmten Zeit muß ein Zauberhauch des Zukunftsvollen seine Anziehungskraft üben; diese schwindet, wo jener nicht gewittert wird. Wir ernähren uns ja nun so zähe von der Vergangenheit und von der Natur. Ist diese eine permanente Möglichkeit der Wahrnehmungen (Mill), so müßten diese wenigstens hier unendlich sein, wenn anders es die Welt ist.

In den Geisteswissenschaften haben wir die Philologie im weitesten Sinne. Sind nun z. B. die Griechen und Römer einige Jahrhunderte von den Gelehrten verschiedener Völker nicht mit unwahrscheinlichem Mißgeschick studiert worden, so wird man geneigt sein anzunehmen, daß die Zeit großer Entdeckungen und überraschender Lichter vorbei ist, selbst wenn Papyri gefunden und sogar ihre Fetzen von Fragmenten scharfsinnig verwertet, oder einzelne Autoren auf eine andere handschriftliche Grundlage gestellt werden. Da sagt uns aber ein gelehrter Kenner, daß die griechische Literaturgeschichte überhaupt noch in ihren Anfängen steht, und die Kultur des 21. Jahrhunderts hoffentlich mitleidig auf das geringe Maß unserer heutigen Kenntnisse herabschauen und manches unserer Urteile berichtigen wird. Wird die neue Darstellung, statt des sogenannten Klassizismus, die medizinische, astronomische, mechanische Literatur mit umfassen, so ist fraglich, ob wir sie als etwas uns so lebendig Berührendes empfinden werden, wie die Dichter und Prosaiker der sogenannten klassischen Zeit. Können wir uns hier noch eine wesentlich bessere Erkenntnis etwa der griechischen Philosophie, der Psychologie des Dramas denken? Sollen wir auf eine neue Darstellung der Stoischen Ethik in 10 Bänden warten? Bringen uns die Papyri Neues, auch von Persönlichkeiten wie Sophokles und Menander, so ist u. a. die deutsche Philologie gegen die Zeit vor 100 Jahren vor einer hitzigen Erregung durch neue Funde anscheinend ganz sicher, wenn auch noch nicht jeder Dichter einen oder mehrere Biographen gefunden hat, und die nordische Philologie neuerdings lebendiger geworden ist. Aber auch sonst ist das Studium der wertvolleren und wertloseren Literaturen zu hoher Vollendung gekommen. Die vor mehr als 100 Jahren schwärmerisch begrüßte indische z. B. ist in England, Frankreich, Deutschland ebenso eifrig wie erfolgreich durchforscht worden. Freilich wissen wir in geschichtlichen Dingen immer wieder hier da und nicht, wie etwas gewesen ist, und tappen an chronologischen Bestimmungen mühsam herum. Wohl glaublich, daß Gelehrte (beiderlei Geschlechts) gelegentlich noch immer etwas Interessantes über jene alten Dinge zu sagen wissen. Die

Digitized by Google

Theologie wird nicht nur die mit soviel Scharfsinn betriebene Erforschung der Bibelgeschichte fortsetzen, sondern auch die Ergebnisse der allgemeinen Religionsgeschichte weiter zu verwerten suchen. Die Rechtswissenschaft ist in der schwierigen und doch glücklichen Lage, durch die endlosen Bedürfnisse des Tages gelenkt zu werden und wird sich außerdem in dem angenehmen Garten der vergleichenden Rechtswissenschaft ergehen. Dasselbe gilt wohl für die Nationalökonomie, nachdem sie sich, obgleich immer reichlich mit Tatsachen ernährt, von einer mehr konstruktiven zu einer wirtschaftsgeschichtlichen Methode hin gewendet hat. Auch sie ist nicht blind für die Reize sämtlicher Wirtschaftsformen der Erde.

Die sogenannte Alte Geschichte hat seit etwa 20 Jahren ein verändertes Aussehen erhalten, und die Durchforschung Kleinasiens ist immerhin noch eine zukunftsvolle Aufgabe. Oder fühlen Historiker angenehme Schauer der Erwartung, wenn in den dunkeln Erdteil, noch über Aegypten hinaus, die historische Fackel hineinleuchten wird? Ueberhaupt haben wir in Deutschland und anderwärts im 19. Jahrhundert glänzende Leistungen der Geschichtschreibung mit Einschluß der Biographie gehabt, und es mag seit 30 Jahren manches Neue aufgestöbert sein. Nur scheint das **saeculum historicum** manchem Beobachter im Ablaufen. Mindestens sehen wir es nicht mehr als unsere Aufgabe an, alles, was jemals vor uns geschah, auch das gänzlich Unbedeutende, bloß darum, weil es einmal war, zu sammeln und aufzuheben. Nur die Brille wechselt, durch die wir die Tatsachen ansehen; immer wieder will man ihnen einen neuen Sinn geben, während wir doch bekennen müssen, daß wir dem Sinn der Geschichte als eines Ganzen völlig ratlos gegenüberstehen. Bei einer immer vervollständigten Induktion sucht schließlich, das ist wohl mit der innerste Beweggrund, das Auge nach Regel und Ordnung (Breysig) und nach umfassenden Begriffen für die geschichtlichen Ereignisse als Rahmen, nicht als vollgültige Erklärung der Wirklichkeiten. Die politische Richtung der Geschichtschreibung ist, wie auch Lamprecht zugesteht, neben anderen Bestrebungen unerläßlich. Aber ihm lohnt es sich, nach psychologischen Stufen und Zügen zu suchen, durch die verschiedene Zweige der Entwicklung einer Zeit gleichmäßig charakterisiert werden, gerade wie Breysig einen bestimmten Stufengang der Altertumsreiche, des Mittelalters und der neuen Zeit postuliert. Man will eine psychische Mechanik der Kulturzeitalter. Vermutlich wird man hier (wie analog bei Hegel) fragen, ob die Entwicklung mit diesen Stufen erschöpft ist,

Digitized by Google

ob die „Neue Zeit" immer bleibt oder bleiben kann, oder das Spiel von vorn losgeht. Sicher ergeben sich zwei Forderungen: eine genetisch-kausale Betrachtung der eigentlichen Faktoren des geschichtlichen Prozesses, die sich der National-Oekonomie nicht entziehen kann, und eine mühselige Historisierung der Völkerkunde. Nach dem einen Historiker gibt der ökonomische oder soziale Fortschritt das Grundmotiv der normalen Entwicklung; einem anderen ist alle Entscheidung der Entwicklungs-Ursprünge der Weltgeschichte nicht in Boden und Lage zu suchen, wenn sie auch wichtig sind. Die Wechselbeziehungen zwischen Wirtschaft und Geisteskultur bedürfen noch der Formulierung.

Die Kontinuität der Entwicklungen beeinflußt unser Denken und Suchen mehr als früher. Die Ethnologie legt den Gedanken an eine kontinuierliche Verbindung aller Kulturerscheinungen nahe, an eine Genealogie der Kultur, wie Dr. Ankermann sagt. Neben die leidigen Archive tritt das Erdarchiv. Die leidige Philologenfrage: woher hat dieser Schriftsteller dieses Zitat usw., wiederholt der Ethnologe: ist das Gerät, Ornament usw. original mehrmals entstanden, oder entlehnt, und wie dann gewandert. Ja, was passiert eigentlich in der Geschichte? Wir wissen noch nicht genug, wenn wir sie mit Hegel als diese Schlachtbank betrachten, auf welcher das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht wurden. Suchen wir den Geist jetzt mehr auch aus Dingen (wie nur aus Worten) zu begreifen, so droht auf diese Frühlingspracht ein Reif zu fallen, wenn es wahr wäre, was als Forderung des Tages verkündet wird, daß der eigentliche und letzte Zweck aller Wissenschaft die Voraussagung des Künftigen ist. Ehe sich die Nicht-Chemiker und Nicht-Physiker entschließen, unter melancholischer Absingung des Liedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" ihre Sachen zusammenzupacken, da sie nicht über die Prophetie eines sicheren Experiments verfügen, werden sie sich daran erinnern, daß jene Forderung mindestens eine sogenannte **petitio principii** ist. Wollen wir die Welt erkennen, so gehört der Geist und seine Geschichte um so mehr dazu, als wir ja unmittelbar nur den Geist und erst mittelbar durch ihn die Welt besitzen. Wird auf die Unfruchtbarkeit der geisteswissenschaftlichen Methoden verwiesen, so werden wir zwar von der gerechten Hochschätzung der Naturwissenschaften nichts abziehen (obgleich es auch ihnen an Enttäuschungen nicht fehlt), aber behaupten, daß sie nicht einmal auf ihrem Gebiet zu einer zukunftssicheren

Digitized by Google

Prophetie ausreichen, geschweige denn, daß sie Vermutungen über den Gang der geistig sittlichen Welt gestatten. Die Vergangenheit zu entschleiern werden wir also schon fortfahren dürfen, ohne das Schicksal des Erzvaters zu fürchten, der Leas Schleier lüftete, ohne die Kassandra-Stimmung: frommt's den Schleier aufzuheben, wo das nahe Schrecknis droht? Zu einer Weltanschauung, die wir doch haben wollen, gehören die Tatsachen des natürlichen und die des geistigen Lebens.

Eine Metaphysik gibt sie uns kaum. Sie hat nach redlicher Arbeit jetzt so ziemlich die Hände in den Schoß gelegt, sitzt auf einem bequemen Stuhle und wartet ruhig, bis der bitter cry der Einzelwissenschaften wieder lauter wird, um dann die Wissenschaft zu verschönern, wenn anders dies, wie Nietzsche sagt, ihr Bestreben ist. Der Philosoph kann heute nicht auf dem hohen, angenehmen Bergrücken spazieren gehen und bedeutende Fernblicke tun, ohne sich um die Täler und Schluchten, die seinen Weg zu beiden Seiten begleiten, zu kümmern. Außer der Erkenntnistheorie braucht er eine umfassende naturwissenschaftliche Bildung (wenn er es nicht auf ein Einzelgebiet, wie z. B. die Rechtsphilosophie, abgesehen hat) und eine — noch erst angestrebte — Kenntnis der irdischen Geschicke. Wir haben eine mühselige Neigung zur wirklichen Universalgeschichte, wie denn schon (in beschränkterem Sinne freilich) Ranke meinte, die Geschichte sei ihrer Natur nach universell. Zukunftsvoll ist sicher hierbei die etwa seit 100 Jahren betriebene Sprachwissenschaft. Viele Sprachen und Mundarten warten auf genauere Erkenntnis, alle zusammen auf festere Anschauungen vom Wandel der Laute und Vorstellungen. Verwandtschafts-Verhältnisse werden festgestellt werden, wobei nicht zu übersehen ist, daß auch neuere Sprachkenner für möglich oder wahrscheinlich hielten, daß alle Sprachen von einer einzigen abstammen.

Die Naturwissenschaften und die Biologie haben nun etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts so gewaltige, ungeahnte Fortschritte gemacht, daß sie fast allein ohne Einschränkung zukunftsvoll erscheinen. Es müßte denn sein, daß wir diese schätzbare Eigenschaft auch den glücklichen Weltverbesserern zuschreiben, die alle Tage theoretische Pädagogik ausscheiden. Nicht alle Fragen der Naturwissenschaft sind jedoch von gleichem Interesse für uns. Die Chemie steht freilich, wie die Physik, vielfach im Dienste des Lebens: beide sind somit von praktischer Bedeutung. Darüber hinaus jedoch geben uns beide (prophetische?) Kunde von der Beschaffenheit der Materie

Digitized by Google

und machen jetzt den Versuch, unsere Vorstellungen über sie umzuformen, also unsere Anschauung von der Welt zu beeinflussen. Aber vermutlich wird der Mensch für den Menschen am interessantesten bleiben. Der Versuch, sein Wesen wissenschaftlich zu ergründen, kann nur durch die kontinuierliche Einreihung in die gesamte andere Welt gemacht werden. Da sich das durch Metaphysik oder sonstige Methoden nicht genetisch konstruieren läßt, muß es empiristisch versucht werden. Lotze meinte (1879), einstweilen dürfe die Philosophie der großen Fülle höchst merkwürdiger naturgeschichtlicher Tatsachen, welche Darwins unermüdliche Beobachtungskunst aufgefunden hat, sich ebenso herzlich erfreuen, wie sie — mit vollkommenster Geringschätzung über seine anspruchsvollen und verfehlten Theorien hinweggehe. Fechner bekannte sich (1873) als zum Darwinismus bekehrt. Sehen wir von der manchem so wohligen Vision ab, daß der Darwinismus auf dem Sterbebett liegt, so glauben wohl die meisten, daß der Mensch genetisch mit den Tieren zusammenhängt; da er, anatomisch-physiologisch, ein Säugetier ist, so paßt auf ihn, was Oskar Hertwig behauptet: die Säugetiere müssen von Vorfahren abstammen, welche große dotterreiche Eier besessen haben, ovipar (Eier produzierend) gewesen sind, und bei denen sich infolgedessen die embryonalen Hüllen in gleicher Weise wie bei den Reptilien und Vögeln entwickelt haben. Hier ist nicht die Rede von Affen-Ahnen. Auch Branca sagt uns (soviel aus einer dürftigen Notiz der Sitz.-Ber. der Berliner Akademie 1910 zu ersehen ist), daß der Abstammung des Menschen selbst von solchen Anthropomorphen, wie sie heute gestaltet sind, starke Bedenken entgegenstehen. Auch der berühmte **Pithekanthropus erectus** von Trinil auf Java ist nach Branca kein direktes zeitliches Bindeglied zwischen Mensch und Affe.

So gewiß ärmlich erben erbärmlich ist, haben wir bis jetzt vom fossilen Menschen noch zu spärliche Stücke gefunden, um zur Aufstellung bestimmter Rassen oder gar ihrer Wanderzüge zu kommen, wie v. Baelz (August 1912, Weimar) sich ausdrückte. Die alte Mutter Erde hat ihren Raritätenkasten noch nicht genügend aufgetan und spielt ein schalkhaftes Versteckspiel mit uns, obgleich dem seit 1856 bekannten Schädeldach aus dem Neandertal bei Düsseldorf eine nicht verächtliche Schönheitskonkurrenz zur Seite steht. Mit den so beliebten „goldnen Lettern" sind in die „Blätter der Geschichte" einige Namen eingetragen, wie z. B. Spy, La Naulette, Malarnaud, Gibraltar, Galley-Hill, Schipka, Brünn, Brüx, Krapina, der Homo Heidelbergensis (dieser wohlklingende Name

Digitized by Google

repräsentiert einen Unterkiefer), **Moustierensis, Aurignacensis Hauseri.** Nach dem bekannten Muster der klassischen Archäologie kann die fossile sagen: ein Archäolog ist, wer Genuß hat an dem, was weder Hand noch Fuß hat. Nach den interessanten Untersuchungen über die Bluttransfusion und das Haar wird uns der Oberkiefer als der wahre Rassenknochen präsentiert, und die Osteologie für wichtiger als das Haar bezeichnet.

Gewiß besitzt der Geologe nicht das Geheimnis der Geschichte, wie Renan einmal übertreibend sagte. Aber wir sind genötigt, jetzt mehr in dem geheimnisvoll reizenden Folianten der Erdgeschichte zu blättern. Ein Frontwechsel des Interesses hat sich vollzogen, eine Hinneigung zum Realismus mühsam induktiver Erkenntnis des Menschen aus der gesamten Natur und Geschichte. Obgleich wir unter den mehr als je geschätzten Tatsachen keuchen, werden wir wohl mit Hiob behaupten, daß wir vom geistigen Grunde der Welt nur erst „die Säume des Waltens" kennen, nur „ein leises Geflüster" seiner Geheimnisse vernehmen, das freilich hinreicht, unsere Aufmerksamkeit unwiderstehlich zu fesseln.

Das Penelope-Gewebe der Vergangenheit liegt vor uns. Fühlen wir uns veranlaßt, seinen Fäden analysierend nachzugehen, so merken wir leider, wie kompliziert auch da mitunter gewebt wurde, daß Ein Tritt tausend Fäden regt usw. Wir denken uns zwar wohl, daß der Natur das Kunststück des Menschen nur einmal gelungen ist, aber wir wissen es nicht. Völker und „Rassen" beurteilen wir nach ihren Leistungen. Sind alle Rassen aus einer, haben dann Boden, Klima, Schicksale alle Unterschiede bewirkt? Soll die höhere Stufe nur von der höheren Rasse erklommen werden, wie entsteht sie? Sagt man uns, auch Geschwister sind zuweilen sehr verschieden begabt, so haben wir darin nur das Analogon eines Rätsels (Kant war das vierte Kind; dann folgten noch fünf; allerdings erreichten nur drei Schwestern und ein Bruder ein höheres Alter.) Ein Historiker läßt es dahingestellt, ob etwa auch eine andere Rasse als die arischen Kaukasier auf dem europäischen Boden das Größte erreicht haben würde. Seinem schlechten Wetter verdanke Europa seine hohe Kultur, sagt man mit scherzender Uebertreibung. Daß sich das Denken an das Erleben anschließt, oder daß die Hand der Natur immer auf uns liegt, wissen wir ja. Aber das Denken geht auch seine eigenen Wege. Wie weit es dabei durch geheime Fäden mit den profansten Verhältnissen des Daseins verknüpft ist, wissen wir nicht. Die allgemeine Entwicklungsgeschichte

Digitized by Google

drängt u. a. zu einer Historisierung der Völkerkunde. Diese und die Naturwissenschaft bieten sich dem Erkenntniskritiker zu einer Synthese an. Auf eine neue Erkenntnistheorie würden wir wohl vergeblich warten trotz allem Reformgezappel unserer Tage. Unter den vorhandenen wird wohl eine die richtige sein. Sie wird dann die Induktion jener beiden Gebiete benutzen, um ein zusammenhängendes Bild der Welt oder wenigstens unseres Erdsphäroids zu entwerfen.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Schlußwort über die Parsifaldichtung.

Wenn schon nach den ersten Angriffen auf meine Kritik der Parsifaldichtung kaum noch ein Zweifel bestehen konnte über die Berechtigung meiner Ausführungen, so haben die letzten, nicht nur in dieser Zeitschrift gegen mich gerichteten Publikationen vollends den Beweis erbracht, wie notwendig die ganze Untersuchung war und auf wie schwankendem Grunde in Wahrheit das ganze Werk aufgebaut ist. Aber eben dieser Streit hat auch den wahren Grund aufgedeckt, warum die Wagnerianer so ängstlich darauf bedacht sind, den Parsifal von aller Welt abzusperren. Denn — so erklärt schon Homunkulus in seiner Phiole —

„Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum."

Ich habe in meinem Aufsatze behauptet, daß die Parsifaldichtung auf einer völlig verfehlten Grundlage beruhe. Darauf antwortet im vorigen Heft dieser Zeitschrift Herr v. Zastrow, der Wert der Musikdramen Wagners hänge nur zum kleinen Teile davon ab, ob alle Einzelheiten des Textes einer verstandesmäßigen Betrachtung standhalten und ob die Aufgabe, die Wagner sich gestellt hat, restlos bezwungen worden sei. Heißt das sich gegen meine Behauptungen wenden? Wenn ich sage, im Parsifal werden die Dinge geradewegs auf den Kopf gestellt, dann antwortet Herr v. Zastrow, es verschlägt wenig, ob einige Punkte nicht standhalten; wenn ich sage: die Aufgabe sei nirgends bezwungen, dann antwortet er, es komme nicht darauf an, ob sie überall bezwungen worden sei. Wer hat dann gefordert, daß die Aufgabe überall restlos gelöst werden müsse? Verschlägt es aber, frage ich, etwa auch wenig, wenn zugegeben werden muß, daß eine Aufgabe überhaupt nicht gelöst worden ist, in keinem einzigen Punkte, daß das Ganze vielmehr ein einziger großer Widersinn ist? Das allein war es, was ich behauptete. Statt sich hiergegen zu wenden, konstruiert sich mein Gegner zunächst selbst ein Angriffsobjekt in Gestalt einer unhaltbaren Grundforderung, daß nämlich eine Dichtung bis ins Kleinste aufgehen müsse, um sie gleichsam für die meinige auszugeben und sie zu bestreiten, „denn die ewigen Wahrheiten und Schönheiten der Wagnerschen

Digitized by Google

Dichtungen bleiben bestehen, auch wenn ihm die Logik nicht so gelungen ist, daß sich die Kunstwerke wie gut gelöste Mathematikaufgaben ausnehmen". Man sieht, Herr v. Zastrow redet von den ewigen Wahrheiten und Schönheiten der Wagnerschen Werke wie von einer unbestrittenen Tatsache, obwohl diese ewigen Wahrheiten und Schönheiten doch gerade das sind, was hier zu beweisen ist. Ich sagte und suchte es unter Beweis zu stellen, daß der Grundgedanke des Stückes: Durch Mitleid wissend, sowie die Art, wie er durch Wagner veranschaulicht wird, die Dinge einfach auf den Kopf stellten: hieraus folgerte ich, daß das Werk weder von ewiger Wahrheit noch von ewiger Schönheit sei. Mein Gegner dagegen erklärt peremptorisch: das Werk ist von ewiger Wahrheit und Schönheit, folglich kommt es nicht darauf an, ob irgendwo in Kleinigkeiten gefehlt ist. Er macht also zur Voraussetzung seiner Ansicht gerade dasjenige, was bewiesen werden soll, um auf Grund dieser unbewiesenen Voraussetzung sich gegen eine Forderung zu wenden, die von niemandem erhoben worden ist! Wenn er mir eine mathematische Betrachtungsweise zum Vorwurf macht, so will ich ihm vorbehaltlos zugestehen, daß ich hiervon in seiner Widerlegung auch nicht eine Spur habe entdecken können.

Nun will aber Herr v. Zastrow mir sogar von meinem „mathematischen" Standpunkt aus die Verkehrtheit meiner Ansichten nachweisen. Bevor ich jedoch hierauf eingehe, möchte ich mich zunächst mit ihm über meinen Standpunkt verständigen. Ich erkläre daher: ich fordere von der Kritik die Anlegung eines Maßstabes, der der wahren Natur jedes Dinges angepaßt ist. Nun ist Parsifal eine Dichtung; folglich erfordert die unbefangene Betrachtung die Anlegung eines Maßstabes, an dem eine Dichtung gemessen werden kann. Das ist zwar, um mit Herrn v. Zastrow zu reden, verstandesmäßig, aber vielleicht — trotzdem richtig.

Um nun entscheiden zu können, ob eine Dichtung einer Prüfung standhält oder nicht, wird zweierlei zu beachten sein: erstens was beabsichtigt der Dichter? und zweitens mit welchen Mitteln führt er seine Absicht aus? Beides, die Verfehltheit der Idee wie der Mittel, soll mit Nachstehendem nochmals an der Hand der Ausführungen meiner Gegner dargetan werden.

Was zunächst die Grundidee „durch Mitleid wissend" im Prinzip betrifft, so sagte ich, daß hierdurch die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt würden, weil nicht ein reiner Tor durch Mitleid ein Wissender, sondern umgekehrt nur ein Wissender durch Mitleid ein reiner Tor werden könne. Dazu meint Herr v. Zastrow, daß die allgemeinen Lebenserfahrungen dieser Anschauung recht zu geben scheinen: erst durch langes Drehen, Deuten und Nachdenken komme man dahinter, was Wagner damit gemeint habe — eine unschätzbar hohe Weisheit, der Weg dahin sei jedoch zu kompliziert, um empfohlen zu werden. Müssen schon unschätzbar hohe Weisheiten, die erst durch langes Drehen und Deuten und noch dazu auf komplizierten Wegen zu erlangen sind, prinzipiell Verdacht erwecken, so muß dies erst recht der

Digitized by Google

Fall sein bei der Erklärung, die Herr v. Zastrow von dieser Weisheit zu geben versucht. Er meint, man müsse in bezug auf das Wissendwerden hinsichtlich des Amfortas, den Gegensatz zwischen dem Durchschnittsmenschen und den Höhenmenschen richtig erfassen: Der erstere gelange durch Sünde zur Erkenntnis, der letzte „bewiese" uns, daß dieses durch Mitleid möglich sei. Ja, wenn ich nur wüßte, wie? Ich kann nur wiederholen: um Mitleid mit einem andern empfinden zu können, ist eine Vorstellung von dem Seelenzustande desselben unbedingt notwendig: erst aus diesem Wissen entspringt das Mitleid. Der zur Erklärung des Wagnerschen Grundmotivs von meinem Kritiker aufgestellte Gegensatz zwischen dem Durchschnittsmenschen, der durch Sünde und dem Höhenmenschen, der durch Mitleid wissend werden soll, verwechselt Ursache und Wirkung in doppelter Hinsicht: weder Mitleid noch Sünde können das Wissen hervorbringen, sondern stets ist das Wissen, die Erkenntnis, die Voraussetzung von beiden. Um insbesondere Mitleid haben zu können, muß ich wissen oder vermuten oder ahnen, was dem Betreffenden fehlt: ohne dies ist ein Mitleid unmöglich. Ob ich diese Erkenntnis durch eine nüchterne Betrachtung, durch Reflektion oder durch Intuition erlange, berührt die Tatsache nicht, daß eine Erkenntnis in jedem Falle vorhanden sein muß, um Empfindungen auszulösen. Ohne Vorstellung von dem Zustande dessen, der unser Mitleid erweckt, ist ein Mitleid selbst undenkbar.

Werden somit durch die These „Durch Mitleid wissend" die Dinge schon im Prinzip auf den Kopf gestellt, so folgt hieraus, daß dies auch bei dem Versuche Wagners, diese These auf dem Theater zu veranschaulichen, der Fall sein muß. Für diesen Versuch hat Wagner vier Szenen geschaffen: Die Szene mit dem Schwan, die Gralsszene, die Szene mit der Kundry und endlich die Szene mit dem Speerwurf. Von der ersten Szene meint Herr v. Zastrow, sie sei ihm immer als ein artiges kleines Mittel, das erste Auftreten des Helden interessant und anschaulich zu machen, vorgekommen. Sehen wir uns also den Helden in dieser Szene noch einmal näher an! Wenn jemand, um mit Wagner zu sprechen, im Herzen die Schmerzen anderer fühlt, so fühlt er die Schmerzen in dem Augenblicke, in dem der andere sie empfindet. Was aber sehen wir bei Parsifal? Solange der Schwan infolge des Pfeilschusses Schmerzen hat, hat Parsifal keine, als aber der Schwan keine Schmerzen mehr fühlt, da bekommt Parsifal die Schmerzen! Wenn das ein „artiges kleines Mittel" ist, um den Helden interessant und anschaulich zu machen, dann möchte ich wissen, wie eigentlich nach Herrn v. Zastrow mißglückte Darstellungen aussehen. Daß er übrigens der Sache selbst nicht recht traut, geht aus seiner Schlußbemerkung über diese Szene hervor, von der er meint, daß sie am Ende auch hätte fortbleiben können. Ganz meine Meinung!

Ueber die zweite Szene des Stückes äußert sich die Polemik des Herrn v. Zastrow auch nicht mit einer Silbe. Ich muß also annehmen, daß er — als Verteidiger Parsifals — die schwerwiegenden Gründe gegen diese

Digitized by Google

Szene nicht zu bestreiten weiß und daher auch sie für überflüssig hält. Wie er sich allerdings den Parsifal denkt unter Preisgabe der beiden ersten Szenen, ist mir ein vollkommenes Rätsel. Die zweite Szene soll doch die dritte vorbereiten. Warum nun, so meint er von dieser dritten Szene, „der Liebe erster Kuß, nicht geeignet sein solle, in einem bisher reinen Jüngling, dem bisher geschlechtliche Dinge absolut fern lagen, erstmalig die Sinnenlust zu erwecken", wisse er nicht. Ich auch nicht! Aber ich weiß auch nicht, was bei dieser Sachlage eigentlich den „Höhenmenschen" Parsifal von dem Durchschnittsmenschen, dem dasselbe passiert, noch unterscheidet? Daß der Liebe erster Kuß die Sinnenlust erweckt, kommt alle Tage vor, aber deshalb werden doch die Kirchenglocken nicht geläutet, es werden keine Speere geworfen, und wenn ich denke, daß aus einem solchen Anlasse jedesmal, wie in Wagners Stück, ein Erdbeben entstünde, so würde auf diesem Planeten kein Mensch leben können. Es soll im übrigen schon vorgekommen sein, daß der Versuch, mit einem ersten Liebeskuß Sinnenlust zu erwecken, bei spröder veranlagten Naturen gescheitert ist, ohne daß diese deshalb den Anspruch erhoben hätten, für Höhenmenschen gehalten zu werden. Die von meinem Gegner angeführte siebenfache Steigerung der Verführungskünste Klingsors beweist nur, wie wenig gerade die Wagnerianer in die Ideen Wagners eingedrungen sind, denn diese Steigerung ist geeignet, um die moralische Widerstandskraft *normaler* Menschen von der Art des Amfortas zu kennzeichnen, nicht aber den Charakter eines reinen Toren, der überhaupt nicht weiß, was gut und böse ist, dem geschlechtliche Dinge absolut fernliegen, und bei dem der Uebergang von der reinen Torheit zur Erkenntnis schlechterdings nicht zu motivieren ist! Dies wird durch nichts schlagender bewiesen als durch das Mittel, das Wagner selbst anwendet, um den Liebeskuß dem reinen Toren mundgerecht zu machen. Dies Mittel ist die dem Kusse beigelegte Bedeutung eines Ersatzes für den Muttersegen. Herr v. Zastrow meint, eben dies, daß es ein Ersatzkuß sei, bewiese doch seine Eigenschaft als Liebeskuß der Kundry. Gewiß — so nennt sie ihn ja selbst! Aber die eigentliche Bedeutung des Liebeskusses liegt gleichwohl darin, daß er eben den Muttersegen vertreten soll! Der Muttersegen wird dem Liebeskuß gewissermaßen als Empfehlung mit auf den Weg gegeben, um ihn auf diese Weise für den reinen Toren, der überhaupt für nichts anderes als seine Mutter Sinn hat, annehmbar zu machen. Parsifal hat daher bei dieser Art der Motivierung auch nicht die geringste Veranlassung, sich über den Liebeskuß, und wenn es zehnmal ein solcher ist, sinnlich zu erregen; er könnte bei dieser Sachlage der Kundry sogar schon jetzt in aller Ruhe einen Kuß wiedergeben — das tut er bekanntlich erst im dritten Akte — mit dem Bekenntnis, daß durch diese Küsserei sein altes Leiden, die dumpfe Torheit, leider nicht behoben werden könne. Er hat umsoweniger Veranlassung, sich über den Kuß zu erregen, als sein Wesen in dem unmittelbar Vorhergehenden noch nicht die leiseste Veränderung zu erkennen gab. Man überlege nur: Unmittelbar vorher hat

Digitized by Google

ihn Kundry in liegender (!) Stellung umarmt, seine Stirne gefaßt und ihm nahegelegt, seine Not zu büßen im Trost, den Liebe (!) beut. Wenn er nun auch nach einem solchem Appell an seine Sinne ihr antwortet: „Nur dumpfe Torheit lebt in mir" — dann kann er ihr diese Antwort auch getrost geben, wenn sie ihn küßt, namentlich, wenn dieser Kuß in der beschriebenen Weise motiviert wird. Nichts ist also charakteristischer für die Widersinnigkeit der Idee eines reinen Toren, als gerade das Mittel, welches Wagner hier zu ihrer Darstellung angewendet hat. Sonst pflegt das böse Prinzip mütterliche und andere ideale Einflüsse mit Fleiß fernzuhalten. Als in der Walpurgisnacht Faust plötzlich die Gestalt Gretchens erscheint, sagt Mephisto:

„Laß das nur stehn! dabei wird's niemand wohl,
Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen ist nicht gut,
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut.
Und er wird fast in Stein verkehrt:
Von der Meduse hast Du ja gehört."

Und im „Freischütz", um ein zweites, naiveren Geist atmendes Beispiel zu erwähnen, als in der Wolfsschlucht dem Max seine Mutter erscheint, ruft Kaspar den Samiel zu Hilfe, um dieses Bild zu verscheuchen! Es ist also stets das natürliche, daß das böse Prinzip die Tendenz hat, Reminiszenzen oder Erscheinungen, die reinere Empfindungen erzeugen, fernzuhalten. Aber eben darum, weil dies das natürliche ist, läßt es sich auf eine so unnatürliche Idee wie die eines reinen Toren nicht anwenden. Bei dem normalen Menschen wird der Uebergang zur sexuellen Erkenntnis in einem gewissen Alter durch die Natur bewirkt; dann regt sich bei ihm, um mit Grillparzer zu sprechen,

„Das dunkle, kaum erwachende Verlangen,
Das brennend wünscht und zu begehren scheut".

Hierbei zeigen sich verschiedene Abstufungen einer gewissen sittlichen Widerstandsfähigkeit, aber ein grundsätzlicher Unterschied, wie sich der Uebergang vom Nichtwissen zum Wissen vollzieht, besteht hierbei nicht. Bei einem reinen, gleichsam jenseits von gut und böse wandelnden Toren aber führt keine Brücke vom Nichtwissen zur Erkenntnis — das ist durch nichts deutlicher als durch Wagners eigenen Versuch, durch Wagners selbstgewähltes Mittel, diese Brücke zu schlagen, dargetan worden.

Nun zur vierten Szene, zum Speerwurf, dessen Motivierung Herrn v. Zastrow ein leichtes dünkt. Er findet, daß die Erklärung von Prof. Meinck, der Speer sei aus Dummheit geworfen, unbefriedigend, die Erklärung Alexanders, er sei aus Hinterlist und Tücke geworfen, nichtssagend sei. Da er somit weder aus Dummheit noch aus Hinterlist geworfen sein soll, so war ich nicht wenig gespannt, den eigentlichen Grund des Speer-

Digitized by Google

wurfes von Herrn v. Zastrow zu erfahren. Seine Erklärung hierfür, die er seiner Versicherung zufolge nicht erst auf Anlaß der Polemik in den „Preußischen Jahrbüchern" sich ausgedacht hat, lautet: Klingsor ist die Verkörperung des Bösen. Aus dieser nicht gerade neuen Auffassung zieht er den Schluß, daß der Gedanke eines reinen unverführbaren Toren auf dieser Welt für Klingsor einfach unfaßbar sei. Darauf erwidere ich ihm zunächst: Das müßte er sein! Wenn Herr v. Zastrow zum Beweise für seine Ansicht auf Klingsors Aeußerung hinweist: „Feil sind sie alle, biet ich den rechten Preis", so scheint er zu übersehen, was dieser Geist unmittelbar darauf sagt:

„Den Gefährlichsten (!) nun gilt heut zu bestehen!
Ihn schirmt der Torheit Schild."

Diese Aeußerung zeigt mehr als alles andere, daß Klingsor selbst seiner Sache keineswegs sicher ist! Wer prinzipiell nicht an die Unverführbarkeit der Menschen glaubt, für den existieren in dieser Beziehung auch keine Gefahren, für den gibt es keinen schirmenden Schild, der die Unschuld decken könnte. Da ist Mephisto doch viel zuversichtlicher, wenn er dem Herrn in der ersten Szene erklärt:

„Mir ist für meine Wette garnicht bange."

Also nicht einmal vom Standpunkte Klingsors erscheint Parsifal schlechthin verführbar. Allein selbst wenn Klingsor die felsenfeste Ueberzeugung von der Verführbarkeit auch eines reinen Toren hätte: die Möglichkeit zum Speerwurf hat er erst in dem Augenblicke, in dem die Verführung tatsächlich gesiegt hat! Denn das ist eben die Eigenschaft des Speeres, daß er nur den tatsächlich Verführten trifft! Wenn die bloße Ueberzeugung von der Verführbarkeit Parsifals Klingsor schon das Recht gäbe, den Speer zu werfen, so hätte er ihn ja gleich bei seinem Eintritt in den Zaubergarten damit bewillkommnen können. Das geht indessen nicht, er muß warten, bis der reine Tor die Torheit begangen hat, sich verführen zu lassen! Was geschieht nun? Als Parsifal das nicht tut, vielmehr hartnäckig bleibt und bei Kundrys Kusse gar moralische Anwandlungen bekommt, erhebt die Kundry ein Geschrei, Klingsor erscheint auf der Burgmauer, und als er, wie Herr v. Zastrow nun behauptet, gewährt, daß Parsifal enteilen will — das tut er in Wahrheit noch gar nicht, sondern erst, nachdem er den Speer in Händen hat! — schleudert der Böse den Speer — überzeugt, daß ihm Parsifal wie jeder Sterbliche, der seinen Zaubergarten betritt, verfallen ist, da es eben nach seiner Ansicht keine unverführbaren Jünglinge gebe! Wodurch nun, frage ich, unterscheidet sich diese Erklärung des Herrn v. Zastrow von der Ansicht des Herrn Prof. Meinck, daß Klingsor den Speer aus Dummheit geworfen hat? Nach der Darstellung des Herrn v. Zastrow sieht es so aus, als ob Klingsor während der Vorgänge im Zaubergarten, wenn ich mich so ausdrücken darf, ander-

Digitized by Google

weitig in Anspruch genommen gewesen wäre und nun auf den falschen Lärm der Kundry hin, spornstreichs herbeigeeilt sei, um dann den Speer blindlings zu werfen, ohne zu wissen, ob dieser Wurf berechtigt war oder nicht. Er hätte also hiernach sogar eine doppelte Dummheit begangen: einmal, weil er die richtige Gelegenheit zum Speerwurf nicht abwartete, und sodann, weil er sich von seiner eigenen Helfershelferin in der schmählichsten Weise täuschen ließ! Und das soll man von einem Geiste, der der Ursprung alles Bösen ist, annehmen! Nein, Klingsor wußte erstens, daß der Speer nur den tatsächlich Verführten trifft, und er wußte zweitens, daß Parsifal nicht verführt worden war; sein Speerwurf ist daher in keiner wie immer gearteten Weise zu motivieren. Man braucht sich nur zu fragen, warum der Speer Parsifal nicht trifft, um über die Widersinnigkeit des Speerwurfes ohne weiteres im klaren zu sein. Wenn daher in der „Breslauer Zeitung" ein Kritiker der Jesunus-Artikel, der meinen Ausführungen vielfach zustimmt, die Frage aufwirft: Wozu die peinliche Komödie des Speerwurfes?, so glaube ich ihm darauf die Antwort bereits erteilt zu haben: weil ohne diesen Speerwurf der letzte Akt nicht geschrieben werden konnte und damit das Stück einfach unmöglich geworden wäre.

Ich glaube nunmehr meine Ausführungen über die Parsifaldichtung beschließen zu können. An der Hand der gegnerischen Ausführungen glaube ich nochmals dargetan zu haben, daß die Idee eines reinen Toren, der durch Mitleid wissend wird, im Prinzip wie auch in der Durchführung vermittelst der vier Szenen des Parsifal gegen jede Vernunft ist. Widersinnig ist das Verhalten Parsifals in der ersten Szene mit dem Schwan, widersinnig in der zweiten Szene mit Amfortas, widersinnig ist sein Gebaren der Kundry gegenüber und vollkommen sinnlos ist der Speerwurf Klingsors. Die ganze dichterische Komposition ist somit ein einziger großer Widersinn, nicht ist Parsifal etwa nur ein Stück, in dem einige nebensächliche Einzelheiten unerklärbar bleiben, sondern in dem die Dinge von A bis Z auf den Kopf gestellt worden sind! Zu diesem, wie ich nunmehr hoffe, unmißverständlichen Ergebnis führt mich eine Methode, die lediglich der wirklichen Beschaffenheit der Dinge gerecht zu werden sucht, hier also einen Maßstab anlegt, der einer Dichtung zukommt. Das durchaus berechtigte Verlangen, in Dichters Lande zu gehen, nötigt den Beurteiler, dorthin zu gehen, um den Dichter zu *verstehen*, aber nicht, um einen blinden Kultus mit ihm zu treiben.

Noch eine kurze Aeußerung sei mir über den zweiten Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern" gestattet. Der Verfasser erörtert darin die Frage, ob Parsifal für Bayreuth vorzubehalten sei, und verneint sie, denn, so erklärt er zum Schluß, Parsifal ist kein heiliges Stück. Was ich von dem Stück halte, ersieht der Verfasser aus dem Vorstehenden, aber gleichwohl — welch eine seltsame Schlußfolgerung! Denn wenn Parsifal ein heiliges Stück wäre, so müßte es erst recht freigegeben werden! Sind denn die Heiligtümer der Menschheit dazu da, um der Menschheit vorenthalten zu

Digitized by Google

werden? Ich frage diejenigen, die für den Parsifal keine andere Bezeichnung als die eines Evangeliums im Munde führen: Was würden sie dazu sagen, wenn der Stifter des wirklichen Evangeliums gefordert hätte, daß seine Lehre nur an dem Ort ihrer Verkündigung gelehrt werden dürfe, daß ein jeder sich dorthin begeben müsse, um ihrer teilhaftig zu werden? Das wäre in der Tat ein schwächliches Evangelium, das die Berührung mit der Welt zu scheuen hätte, ja, das nicht gerade durch den Zusammenprall mit der Welt seine wahre Stärke und Größe offenbarte! Aber das eben ist es, was die Wagnerianer fürchten; sie zittern, daß ihr Heiligtum bei dem ersten Windstoß, der aus der realen Welt kommt, sich in seine Bestandteile auflösen könne, und darum verlangen sie besondere Vorsichtsmaßregeln, um es zu schützen! Dies und zuletzt die Eigenliebe, die Hoffnung, mit dem Parsifalschutz Wagner und sich selbst ein Denkmal errichten zu können, sind die eigentlichen Triebfedern für die sog. Hüter des Bayreuther Gedankens, denen schon Goethe prophetischen Blickes ins Stammbuch schrieb: „Ja, wer Euere Verehrung nicht kennte! Euch, nicht ihm setzt ihr Monumente."

Jejunus.

Philosophie.

Hermann Lotze, Logik. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Misch. Verlag von Felix Meiner, Leipzig. 1912. CXXVII und 632 Seiten.

Als 141. Band der „Philosophischen Bibliothek", die bekanntlich eine Sammlung der philosophischen Hauptwerke alter und neuer Zeit darstellt, ist u. a., z. B. neben einer trefflichen Neuübersetzung vorläufig des zweiten Bandes von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand", jetzt auch die bisher im Buchhandel gänzlich vergriffen gewesene Logik Lotzes erschienen, und zwar diejenige Logik, welche den ersten Teil seines dreigliederig gedachten „Systems des Philosophie" ausmacht und 1874 zum erstenmal veröffentlicht wurde. Der zweite, die Metaphysik enthaltende Teil dieses „Systems", kam erst 1879 heraus, während der dritte, der die Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie umfassen sollte, überhaupt nicht mehr zur Ausführung gelangte. Die Wiederveröffentlichung dieser Logik, der die der Metaphysik folgen wird, hat der Herausgeber in der Ueberzeugung unternommen, daß die begriffliche Arbeit, die Lotze vornehmlich in diesen beiden Werken geleistet hat, nicht genügend in den Vermögensbestand unserer Wissenschaft aufgenommen ist und doch noch berufen scheint, aufklärend und fördernd einzugreifen in die gegenwärtigen Bestrebungen des wieder intensiver gewordenen Denkens. So hat er denn das Werk zunächst mit einer ausführlichen, ca. 80 Seiten langen Einleitung versehen, worin er Lotzes Ausgangspunkt, den ersten Entwurf des Systems in Metaphysik und Logik, den Fortgang in der Psychologie, Geistesphilosophie und Wertlehre, daneben den Entwicklungsgang Lotzes, und schließlich die Logik und Metaphysik als Glieder des „Systems der Philosophie" beleuchtet; darauf

Digitized by Google

hat er die auch heute noch lesenswerte, 1880 in der Contemporary Review erschienene, ca. 30 Seiten lange Abhandlung Lotzes über „Die Philosophie in den letzten 40 Jahren", von ihm, dem Herausgeber, selbst ins Deutsche zurückübersetzt zum Abdruck gebracht und alsdann den drei Büchern der „Logik" Raum gegeben, deren erstes „Vom Denken", d. h. vom Begriff, Urteil, Schluß und den systematischen Formen, deren zweites „Vom Untersuchen", d. h. von den Formen der Definition, der Begrenzung der Begriffe, von schematischen Anordnungen und der Bezeichnung der Begriffe, den Formen des Beweises, der Auffindung der Beweisgründe, von Beweisfehlern und Dilemmen, von allgemeinen Sätzen aus Wahrnehmungen, der Auffindung von Gesetzen, der Bestimmung singularer Tatsachen, von Wahlen und Abstimmungen und deren drittes endlich „Vom Erkennen", d. h. von dem Skeptizismus, der Ideenwelt, dem Apriorismus und Empirismus, der realen und formalen Bedeutung des Logischen und von den aprioriſchen Wahrheiten handelt. Erwähnenswert ist auch das hiernach noch in der Neuausgabe folgende sorgfältige Sachregister, sowie das dem Buche vorangestellte Porträt Lotzes. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Werk auch jetzt wieder einen ausgedehnten Leserkreis finden wird, zumal es auch durch stilistische Vorzüge vor gar mancher Logik ausgezeichnet ist.

Adalbert Knauth, Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg, 1912. XVI und 207 Seiten.

Reinkes Schriften sind im einzelnen schon öfters besprochen worden, und zwar nicht nur seine Hauptwerke „Die Welt als Tat", die „Einleitung in die theoretische Biologie" und die „Philosophie der Botanik", sondern auch seine kleineren Arbeiten, worunter u. a. seine „Grundzüge der Biologie" zu zählen sind, über die auch ich seinerzeit in diesen Jahrbüchern ziemlich ausführlich referierte. Hingegen ist seine Gesamtleistung bis jetzt nur selten, wie Knauth berichtet, nur durch zwei Schriften zur Darstellung gebracht und beurteilt worden, durch eine uneingeschränkt beifällige von Kreyes und eine abfällige von Koltan. Aus verschiedenen Gründen findet Knauth jedoch, daß beide Schriften Reinkes Werk nicht gerecht geworden, und dies hat ihm Veranlassung gegeben, darüber selber eine Schrift und zwar die vorliegende zu verfassen, worin er zugleich mehrmals die Gelegenheit ergreift, Reinke insbesondere gegen den Monisten Koltan in Schutz zu nehmen. Doch ist Knauth nicht etwa auch ein blinder Parteigänger Reinkes, sondern übt freimütig Kritik an allen Stellen, die ihm einer solchen bedürftig scheinen, wobei es sympathisch berührt, daß er sich unvoreingenommen vielfach auf E. v. Hartmann beruft, sofern ihm dieser hier und da als maßgebender Denker erscheint. Aber deshalb ist Knauth noch nicht Hartmannianer; viel mehr dürfte er in den letzten Fragen mit dem Jesuitenpater Wasmann harmonieren, was sich besonders gegen den Schluß seines Buches bemerkbar macht.

Digitized by Google

So betrachtet er nach Erörterung einiger erkenntnistheoretischer und methodologischer Vorfragen, die ihn dazu führt, ganz zutreffend den transszendentalen Realismus, dann aber bedauerlicherweise auch den methodologischen Agnostizismus Reinkes als „recht günstige Auspizien" für eine Untersuchung der Naturphilosophie desselben anzusehen, im ersten Teil seines Buches Reinkes Begriffe von Raum, Zeit, Ursache, Zweck, Kraft, Energie, Materie, Richtung, worauf er im zweiten Teil dessen Theorie vom Wesen und vom Ursprung des Lebens, seine Stellung zur Entwicklungstheorie, seine psychologischen Ansichten und seinen Neovitalismus sowohl darstellt als auch kritisiert und schließlich im dritten Teil auf das Verhältnis seiner Naturphilosophie zur Gottesidee zu sprechen kommt.

Während nun an der übersichtlichen Darstellung der Lehren Reinkes nichts auszusetzen ist, ist dagegen Knauths Kritik derselben nicht so ganz akzeptabel. Im allgemeinen ist sie dies nur im ersten Teil und noch mehr in demjenigen Kapitel des zweiten Teiles, der vom Wesen des Lebens handelt. Die in diesem Kapitel an der Dominantentheorie geübte Kritik, mittels derer er zeigt, daß es Reinke bis jetzt noch nicht gelungen ist, den Widerstreit der mechanistischen, vitalistischen und psychischen Elemente seines Naturbildes durch gegenseitig abwägende Kompensation seiner naturwissenschaftlichen und naturphilosophischen Grundanschauungen zu einer Harmonie zusammenzuschließen, ist sehr anerkennenswert. Hingegen kann ich Knauth nicht beipflichten, wenn er im Hinblick auf den Ursprung des Lebens mit Reinke schließlich zur Schöpfung desselben durch zweckbewußte Handlung und Tat Gottes seine Zuflucht nimmt und sogar erklärt, das „Gott sprach: die Erde bringe hervor grünendes Gras, das Samen hervorbringt nach seiner Art", sei für uns die letzte biologische Weisheit. Ebenso muß ich Knauths mit Reinke und Wasmann geteilte Meinung ablehnen, mit der er sein sonst ganz annehmbares Kapitel über Reinkes Stellung zur Entwicklungstheorie beschließt und die er auch später noch wiederholt, die Eigenart der menschlichen Psyche widerstrebe dem Versuch, sie aus tierischen Anfängen abzuleiten, wie ich dies schon in meinem oben erwähnten Aufsatz Reinke gegenüber tun mußte. Ueberdies findet Knauth selber, daß das, was Reinke über die elementarpsychischen Vorgänge in seinen einzelnen Schriften gesagt habe, sich nicht zu einem völlig widerspruchslosen Ganzen zusammenfügen lasse. Und so kann ich schließlich auch weder Reinkes zwischen Theismus und Pantheismus schwankender noch Knauths theistischer Gottesidee zustimmen. Deshalb bleibt es aber doch dabei, daß Knauths Arbeit, soweit sie Reinkes Philosophie des Unorganischen und Organischen betrifft, sehr beachtenswert ist.

Bad Homburg v. d. H. Anton Korwan.

Digitized by Google

Theologie.

Mose und seine Zeit. Ein Kommentar zu den Mosesagen von Hugo Greßmann. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1913. Preis geh. 12 M., geb. 13 M.

Das Buch ist als erstes Heft der Neuen Folge der Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments erschienen, die von Bousset und Gunkel in Verbindung mit Ranke und Ungnad herausgegeben werden. Der erste Teil, die Analyse der Mosesagen, aus denen die gesetzlichen Partieen ausgeschieden sind, umfaßt zwei Drittel des Buches; das letzte Drittel, Teil II—IV, stellt die auf Grund der Analyse gewonnenen literar-, profan- und religionsgeschichtlichen Ergebnisse zusammen. Eine Uebersetzung des biblischen Textes ist nicht beigefügt, erscheint aber mit gesondertem Druck der Quellenschriften in den „Schriften des Alten Testaments in Auswahl" (Band I, Teil 2: Die Anfänge Israels. Vandenhoeck & Ruprecht, 1912).

Daß der Verfasser wie wenige dazu berufen ist, in den Geist der alten Geschichten einzudringen und ihren Sinn dem modernen Menschen faßlich zu machen, hat er schon in mehreren Werken bewiesen (vgl. die Besprechung seines Werkes: „Die älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels" in den Preuß. Jahrb., Band 145, Heft III). Er wird auch den eigenartigen Quellen der Mose-Ueberlieferung gerecht, die neben historischem Scharfsinn ein hoch entwickeltes poetisches Verständnis und religiöses Feingefühl verlangen. Daß hin und wieder eine warme persönliche Anteilnahme an dem behandelten Stoff zum Durchbruch kommt, gereicht dem Buch gewiß nicht zum Schaden.

Die Einzeluntersuchungen des ersten Teils haben im Vergleich zu den üblichen exegetischen Schriften einen hohen Grad von Lesbarkeit, da Text- und Quellenkritik, Parallelen, Auseinandersetzungen mit den Meinungen anderer Forscher in Anmerkungen unter dem Text gegeben sind. Die Erklärung schreitet ferner nicht von Wort zu Wort, von Satz zu Satz weiter, sondern geht von der Erzählung als einem Ganzen aus. Auf die sorgfältige Herauslösung und richtige Abgrenzung der Einzelsage ist große Aufmerksamkeit verwendet. Bei den reichlich herangezogenen Parallelen sind neben den Uebereinstimmungen auch die charakteristischen Abweichungen gebührend berücksichtigt. Die Technik des Erzählers, die Stimmung, die die Erzählung erwecken möchte, werden scharf zu erfassen gesucht. Bei der in den Mosesagen ganz besonders schwierigen Quellenkritik hat Greßmann darauf verzichtet, innerhalb des jahvistischen und des elohistischen Werkes noch durch größere Partieen der Mosesagen hinlaufende Sonderstränge entwirren zu wollen (J^1, J^2, E^1, E^2); erscheint doch schon die Zuteilung der Varianten an diese beiden Werke oft aus Mangel an entscheidenden Gründen kaum durchführbar. Er ist also weit entfernt von der Auffassung Bernhard Luthers, der in dem Jahvisten eine scharf umrissene Persönlichkeit, einen Historiker mit ganz bestimmten Tendenzen sehen will, der in höchst eigen-

Digitized by Google

mächtiger Weise mit dem überlieferten Stoff schaltet und auch den Anschauungen seiner eigenen Zeit ganz selbständig gegenübersteht. Mit Smend, der in seiner „Erzählung des Hexateuch" (Berlin 1912) den älteren J als Verfasser eines durchaus einheitlichen Werkes preist, den jüngeren J seinem Vorgänger nicht nur völlig ebenbürtig findet, sondern in ihm auch den bedeutendsten historischen Autor des ganzen Alten Testaments und zugleich einen großen Dichter sieht und auch dem E ein in sich widerspruchsloses und wohldisponiertes Werk zuschreibt, hat sich Greßmann ausführlich auseinandergesetzt (S. 369, Anm. 4). Am nächsten steht ihm Eduard Meyer (Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, Halle, 1906), der zwar Luthers Beiträge in sein Werk aufgenommen hat, seinen abweichenden Standpunkt aber in der Vorrede kennzeichnet. Wie Greßmann verzichtet er darauf, jedesmal zu scheiden, „was echter Jahvist (J^1) ist, was lediglich eine alte Ueberlieferung, die aber zu seinen Tendenzen nicht stimmt." Sein Hauptinteresse gilt, wie das Greßmanns, den Erzählungen, nicht der Persönlichkeit des Erzählers. Auch in einem anderen Punkte steht Greßmann E. Meyer, dem er neben H. Gunkel sein Buch als einem der Männer, von denen er am meisten gelernt habe, gewidmet hat, nah: Meyers Anschauung, daß „die kritische Analyse der Texte keineswegs Selbstzweck ist, sondern nur eine gesicherte Grundlage für die Untersuchung der Sagen schaffen soll" (S. 20), entspricht Greßmanns Ueberzeugung, daß die Quellenkritik nicht in erster, sondern in zweiter Linie stehe; „denn wenn die Quellen geschieden sind, ist die Aufgabe des Interpreten nicht beendet, sondern sie beginnt erst."*) Die Quellenkritik ist dabei durchaus nicht zu kurz gekommen. Daß sie in den Mosesagen besonders mühsam ist, ist eine anerkannte Tatsache. Ex. 1, 2, 7 ff. (Bedrückung des Volks, Jugendgeschichte Moses, Auszug, Plagen) bieten trotz aller Vorarbeit, wie Meyer betont, äußerst schwierige literarische Probleme, „deren völlige Lösung weder, soweit ich sehen kann, bisher gelungen noch mir trotz wiederholter Versuche geglückt ist" (S. 19). In diesen verwickelten Fragen bedeutet Greßmanns Arbeit einen entschiedenen Fortschritt. Seine Vertrautheit mit literar- und religionsgeschichtlichen Fragen hat es ihm ermöglicht, klarer als bisher die einzelnen Schichten von einander zu lösen, daneben aber auch die Entwicklung der einzelnen Sage aufzuzeigen, die Jahresringe abzulösen, die sich nach und nach um den ursprünglichen Kern gelegt haben. Daß er neben der literarischen Entwicklung auch die Bedeutung der mündlichen Tradition nicht außer acht läßt, unterscheidet ihn vorteilhaft von so manchem anderen Forscher, der die Entstehungsweise moderner literarischer Produkte ohne weiteres auch für jene alte Zeit voraussetzen zu können glaubt. In diesen Forschungen scheint mir Greßmann das Beste seines Buches gegeben zu haben. Wenn

*) Vergl. hierzu und zum Folgenden den Prospekt, den Greßmann, der seinem Werke keine Einleitung vorangeschickt hat, der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellt hat.

Digitized by Google

auch natürlich noch manche Einzelfrage zu lösen bleibt, so sind doch hier Wege gebahnt, auf denen man sich in dem Trümmerfeld der Ueberlieferungen zurechtfinden kann. Bruchstücke, mit denen man nichts Rechtes anzufangen wußte, sind wieder zu einem Ganzen zusammengefügt worden. Sagen, wie die von der Beschneidung (Ex. 4, 24 ff.), von Jethros Besuch bei Mose (Ex. 18), von dem Murren Aarons und Mirjams (Num. 12), gewinnen so teilweise oder ganz neue Bedeutung.

Im zweiten Teil des Buchs, der die literargeschichtlichen Ergebnisse enthält, werden in vier Paragraphen die Lieder, die Sammlungen, die Einzelsagen und die Sagenkreise behandelt. — Im Gegensatz zu Eduard Sievers (Metrische Studien II), der geneigt ist, die Sagen als Bruchstücke eines großen Epos, also als Poesie anzusehen, hält Greßmann an der Anschauung Gunkels fest, daß sie in Prosaform vorliegen und wahrscheinlich stets prosaisch gewesen sind; fehlt ihnen doch neben der äußeren poetischen Form (rhythmische Gebundenheit, Parallelismus der Glieder) auch die innere (schmückende Beiwörter, Bilder, Vergleiche). Nur hin und wieder steigert sich an Höhepunkten die Sprache der Erzähler zu poetischem Schwunge (Bileamlieder), nur gelegentlich wird ein wenige Zeilen umfassendes volkstümliches Lied eingefügt. Zu dem Brunnenliede (Num. 21 17 f.) werden arabische, zu dem Segensspruch (Num. 6 24–26) altbabylonische Parallelen aufgezeigt; das der Kunstpoesie angehörige Hesbonlied wird mit den durch ihren geringen Umfang (2—3 Zeilen) sich auszeichnenden volkstümlichen Liedern, die meist einer kultischen oder profanen Handlung als Begleitung dienen, kontrastiert.

In dem Abschnitt über die Sagensammlungen hat Greßmann das Wesen der Sagenerzählung mit ihrem Uebergreifen ins Gebiet des Wunderbaren, Uebernatürlichen im Unterschied von der gelehrten literarischen Geschichtsschreibung sowohl wie von der in der mündlichen Tradition wurzelnden Geschichtserzählung eingehend untersucht und gezeigt, daß auch diejenigen Erzählungen über Mose, bei denen das mythische resp. märchenhafte Element zurücktritt, wegen des Fehlens politischer Gesichtspunkte nicht als Geschichtserzählungen zu werten sind.*) Der Unterschied zwischen Märchen und Sage hätte an einigen Stellen schärfer gefaßt werden können: ein Märchen wird, trotzdem die Unterschiede zwischen beiden Gattungen gewiß in mancher Beziehung fließende sind, nicht dadurch zur Sage, daß es „an einen geographisch genau fixierten Ort und in eine historisch bestimmte Situation verlegt ist" (S. 324). — Bei der Behandlung der schwierigen Frage, wieweit sich aus den Sagen Historisches erschließen läßt, weist Greßmann mit Recht auf den starken kulturellen Einschlag, der bei den Mosesagen das Milieu ihrer Entstehung widerspiegelt. Auch auf

*) Vgl dazu Hans Schmidt: Die Geschichtsschreibung im Alten Testament (Tübingen 1911) und Gunkels Artikel Geschichtsschreibung in „Religion in Geschichte und Gegenwart".

Digitized by Google

religionsgeschichtlichem Gebiete läßt sich bei genauer Vergleichung der Varianten manches aus ihnen erkennen. Freilich sind meist nur die Voraussetzungen der Sage zu verwerten, nicht die Erzählungen selbst. Durch Kombinieren einer Reihe einzelner gut gestützter Beobachtungen läßt sich so allmählich ein Gesamtbild gewinnen, dessen historische Glaubwürdigkeit freilich immer eine bedingte bleiben wird: das Bewußtsein, ein mögliches Bild entworfen zu haben, muß häufig als tröstender Ersatz für das mit Sicherheit nie mehr zu rekonstruierende wirkliche Bild gelten. — In J und E sieht Greßmann Sagensammlungen, die zu verschiedenen Zeiten und wahrscheinlich auch an verschiedenen Orten stattfanden. Da sich in den Mosesagen Einflüsse der Schriftprophetie fast gar nicht finden, erscheint 750 v. Chr. als der späteste Termin für E; J wird etwa 850 v. Chr. anzusetzen sein, während der Priesterkodex wahrscheinlich in die nachexilische Zeit gehört.

Bei den Einzelsagen wird auf die Erfassung der spezielleren Stilart Gewicht gelegt. Zahlreiche Mosesagen lassen sich sowohl unter dem Gesichtspunkt der Kultsage als auch unter dem der Helden- und der ethnologischen Sage betrachten. Von den Ortssagen haften einige in Gosen, andere am Sinai, im Negeb, in Moab; weitaus die meisten weisen nach Kades und dessen Umgebung, während aus dem Ostjordanland kaum irgendwelche Spuren lokaler oder historischer Erinnerungen erhalten sind. Findet dies letzte seine einfachste Erklärung in dem Umstande, daß der Aufenthalt der Stämme, in deren Mitte die Sagen gesammelt sind, dort nur ein vorübergehender gewesen ist, so betont Greßmann andererseits wohl mit Recht, daß man Ortssagen mit einem so echten Lokalkolorit wie die von Kades, Massa, Rephidim, aus freier Phantasie später in Kanaan, selbst wenn man es gewollt hätte (wozu kein zwingender Grund vorliegt), nicht hätte schaffen können: ein Argument, das neben anderen dafür sprechen würde, daß hier sehr alte Schichten vorliegen, deren Erinnerung noch in die Zeit des Wüstenzuges zurückreicht. Die erste mündliche Fassung der Ursagen, die uns vorliegt oder sich noch erschließen läßt, mag aus der Richterzeit stammen.

Sagenkränze, die darauf deuten, daß es schon vor J und E Sammlungen gegeben hat, lassen sich in größerem und kleinerem Umfange nachweisen. Die durch die literarhistorische Betrachtung ermöglichte Auseinanderlösung der älteren und jüngeren Schichten wirft auch auf das schwierige Problem der Auseinandersprengung der Kadessagen durch die Sinaisagen, das sich durch mechanische Umsetzungen nicht lösen läßt, neues Licht. Sie zeigt, daß das Interesse für den Sinai erst den jüngeren Schichten eigen ist, während frühere Kades als den wichtigeren Ort erkennen lassen; ja, aus dem noch älteren Sagenkranz, der sich um die Beziehungen Moses zu Jethro gebildet hat, glaubt Greßmann erschließen zu können, daß der frühesten Tradition der Zug der Israeliten nach dem Sinai überhaupt fremd gewesen sei.

Digitized by Google

Die profangeschichtlichen Ergebnisse (Teil III) sind naturgemäß bei der Beschaffenheit der Quellen geringe. Doch meint Greßmann auf Grund der Genesis annehmen zu dürfen, daß die Vorfahren Israels aus dem Hauran stammten und zu den Aramäern gehörten. Nach der Eroberung Palästinas übernahmen sie die Sprache Kanaans, die von der ihren nur durch unwesentliche Dialekteigentümlichkeiten verschieden war. Wahrscheinlich haben sich diese Hebräer nach dem ersten gewaltsamen Vordringen der in den Keilschrifttafeln von Tell Amarna erwähnten Chabiru (= Hebräer) als eine zweite sanftere Welle in den Süden Palästinas ergossen, im Laufe des 14. Jahrhunderts den südlichen Negeb und die Wüste Juda erobert und dort lange als Halbnomaden gewohnt. Dürre und Hungersnot veranlaßten einen Teil der hebräischen Stämme, mit ihrem Vieh nach Aegypten zu ziehen. In dem Grenzland, dem Weideland Gosen (Wadi Tumilat), wo sie Aufnahme fanden, konnten wohl kaum mehr als 5000 Mann als Halbnomaden wohnen. — Zeigt sich schon in der Wertung der Genesissagen für die Erschließung der Urgeschichte ein Abweichen Greßmanns von der radikalen Kritik, so tritt seine konservative Tendenz gegenüber der Tradition in den Mosesagen noch stärker hervor.*) Die wahrscheinliche Mitwirkung der Israeliten beim Bau von Pithom und Ramses ergibt, wenn man sie mit der Notiz in dem Siegesliede auf König Menephtah (Israel-Stele) kombiniert, für den Auszug etwa das Jahr 1260. Der Aufenthalt in Gosen scheint nicht länger als zwei Generationen gedauert zu haben. Gegen Meyers Meinung, daß Israel überhaupt nicht in Aegypten gewesen sei, trotzdem er andererseits zugibt, daß derartige Züge sich gewiß oft genug ereignet haben mögen und ein historischer Kern ihm nie zweifelhaft gewesen sei, macht Greßmann geltend, wie unwahrscheinlich es ist, daß die Israeliten sich selbst oder ihren Vorfahren die Schande einer Knechtschaft zugeschrieben hätten, wenn diese nicht historisch gewesen wäre. Für einen geschichtlichen Kern der Katastrophe am Schilfmeer, die mit einem Ausbruch des Sinai in Zusammenhang gebracht wird, spricht das uralte kurze Siegeslied Mirjams (Ex. 15 21). Der Vulkan ist in der arabischen Küstenlandschaft südöstlich vom Golf von Akaba zu suchen, den Greßmann mit dem Schilfmeer indentifiziert. Ein Aufenthalt der Israeliten am Sinai ist unwahrscheinlich; dagegen haben sie wohl etwa während einer Generation in Kades gewohnt. Wenn Meyer den brennenden Busch in Kades vermutet und ihn durch ein Erdfeuer erklären will, so ist Greßmann der Ansicht, daß hier eine Feuererscheinung vorliegt, die nur am Sinai, aber nicht in der unvulkanischen Landschaft von Kades denkbar ist. Nach Kanaan sind einzelne Stämme, wie Simeon, Juda, Kaleb, Kain, die Greßmann zu den Hebräern rechnet, während Meyer (S. 248) echte Kanaanäer in ihnen vermutet, von Süden vorgedrungen. Die Umgehung Edoms durch die später vom Ostjordanland einbrechenden Stämme hält Greßmann mit Wellhausen gegen Meyer für

*) Vgl. ihm nahestehend Gunkel im Artikel Mose in „Religion in Geschichte und Gegenwart".

Digitized by Google

wahrscheinlich und nimmt an, daß das Eindringen ins Westjordanland bis etwa 1230 erfolgt ist. — Die beigefügte Doppelkarte von der Sinaihalbinsel und von Palästina unterstützt das Verständnis der geographischen Fragen.

Im vierten Teil, der die religionsgeschichtlichen Ergebnisse zusammenfaßt, erschließt Greßmann für die vormosaische Zeit auf Grund der keilschriftlichen Notiz, die die ilāni (= Götter) der Hebräer erwähnt, sowie der zahlreichen Ortssagen der Genesis, deren Held ursprünglich ein El ist, dessen Taten später auf Jahve übertragen wurden, und der häufigen uralten Eigennamen auf El eine El-Religion. Die Elim, die nicht wie Geister und Dämonen als Gattungswesen, sondern als nach Wohnort und Funktion scharf gesonderte Individuen erscheinen, sind als Götterwesen menschlicher Art, nicht in Tier- oder Misch-Gestalt, gedacht; obgleich dämonische Ueberbleibsel gelegentlich hervortreten, beginnen sie schon geistig-sittliche Persönlichkeiten zu werden (vgl. El Berith = Bundesgott), und wenn einer von ihnen El Eljon (der höchste Gott) genannt wird, so ist der Keim einer Systematisierung gegeben. Der Kultus der polytheistischen El-Religion kennt Altäre und Masseben, Erstlingsopfer von Tieren und Menschen und Nomadenfeste wie Pascha und Schafschur. Der Abschnitt über die Religionsstiftung in Kades führt uns in die schwierigsten und interessantesten, natürlich auch am heißesten umstrittenen Fragen. Die Bedeutung Jethros und der Midianiter für die mosaische Religion haben schon eine Reihe von Forschern, zuerst Stade und Budde, betont, Meyer Kades als das Zentrum der Sinai-Religion aufgezeigt. Aber während Meyer in Mose nur den erdichteten Ahnherrn der Priester von Kades sehen will, hält Greßmann an der Geschichtlichkeit seines Helden fest. Den Erwägungen, die ihn dazu veranlassen, ließe sich wohl noch die allgemeine Beobachtung hinzufügen, daß eine starke religiöse Bewegung, die doch hier kaum geleugnet werden kann, im letzten Grunde immer von starken religiösen Einzelpersönlichkeiten ausgeht, und daß es sehr schwer und in historischer Zeit wohl kaum nachweisbar sein dürfte, daß eine solche Persönlichkeit später durch eine andere — noch dazu erdichtete — ersetzt worden sei. Das Bild, das Greßmann von den Ereignissen in Kades entwirft, und das er selbstverständlich nur als ein möglich es angesehen wissen will, ist in den Hauptzügen dieses: die Elreligion der israelitischen Vorfahren ist während des Aufenthaltes in Kades durch die vorher unbekannte Jahvereligion verdrängt worden. Jahve, der Gott des Sinai, ist ein midianitischer Gott, dessen Priester Jethro den Mose, der als Priesterlehrling ihm gegenüber erscheint, in dem neuen Kult unterweist. Für Israel, dem Mose die Jahvereligion übermittelt, ist Mose der Entdecker Jahves geworden; auf ihn mögen ursprünglich midianitische Sagen, die am Sinai spielen (Entdeckung des Dornbuschs, Offenbarung des Namens Jahve, Beschneidung usw.), übertragen sein. Als poetischer Nachklang historischer Erinnerungen an die Religionsstiftung in Kades mag das Inthronisationslied im Segen Moses gelten (Dtn. 33 2–5). Wenn Greß-

Digitized by Google

mann den Glauben an die Rettung Israels aus der Schilfmeerkatastrophe durch den Vulkangott als treibendes Motiv für die Zuwendung Israels zu Jahve ansieht, so ließe sich diese vielleicht schon dadurch wahrscheinlich machen, daß, da die Erinnerung an die den Vätern heiligen, aber in Süd-Palästina lokal gebundenen Elim in Aegypten wohl stark verblaßt war, in religiöser Beziehung eine Art Vacuum entstehen mußte, das sich bei der relativen Einigung des Volks durch den Auszug besonders fühlbar machte und am besten von dem Gott des midianitischen Volkes ausgefüllt werden konnte, in dessen Bereich man vorläufig zur Ruhe gekommen war. Auffallend bleibt bei dieser Annahme des midianitischen Ursprungs der Jahvereligion immerhin, daß die späteren Israeliten in den Midianitern lediglich Heiden gleich den Edomitern und Moabitern sehen. — Das Hauptheiligtum des Kultus der mosaischen Zeit ist die Lade, die in jener Zeit, wie die bei ihrem Aufheben und Hinstellen gesungene Liturgie zeigt, als der Thronsitz Jahves aufgefaßt wurde. Das heilige Zelt dient ursprünglich Jahve und seinen Scharen (Engeln, Keruben, Saraphen) als Versammlungsort. Für die Menschen ist es in erster Linie Orakelstätte: in dem Zelt „befragt man Gott". Die Urim und Thummim weisen, da die Worte (ebenso wie Jahve und Sabbath) aus der hebräischen Etymologie nicht zu erklären sind, auf fremdländischen, wahrscheinlich midianitischen Ursprung. Kultobjekt bleibt bis auf Hiskias Zeit die eherne Schlange, die mit dem Asklepios- und Hermesstabe zu vergleichen und mit dem Zauberstabe Moses und Josuas siegbringender Lanze wahrscheinlich identisch ist. Midianitischer Ursprung ist für den Ritus der Beschneidung, der auf Zippora zurückgeführt wird, zu vermuten, ebenso für das spezifische Jahvefest, den Sabbath, der nach dem Priesterkodex den Höhepunkt und Abschluß der Sinaigesetzgebung bildet, dessen Bedeutung für die älteste Zeit aber auch schon der ethische Dekalog (Ex. 20_{8} ff.) erkennen läßt. Priester des neuen Kults werden die Leviten, die zu den Hebräern in ein Schutzverhältnis treten, aber nicht wie die freien Männer Teil am Grundbesitz erhalten. Die Geschichtlichkeit dieser Neuerung sieht Greßmann durch die mehrfach erwähnten Kämpfe gegen die neue Priesterschaft sowohl von seiten der früheren Elpriester (Aaron) wie auch von seiten der Laien (Nadab und Abihu, Rotte Korah) bestätigt. In nachmosaischer Zeit schlossen sich die Leviten zu einem Stande zusammen, der als Stamm betrachtet wurde, und als dessen Ahnherrn Levi und Mose galten. Nicht das Opfern, sondern das Orakelerteilen blieb für lange Zeit ihre Hauptfunktion. — Dem mosaischen Kult haftet im Vergleich mit anderen Religionen ähnlicher Kulturstufe auffallend wenig Zauberhaftes an. Die Zentralisation des Kultus an der Lade, dem Wanderheiligtum, erscheint bei der geringen Zahl der Israeliten und ihrer primitiven Lebensweise natürlich. Aus der Einfachheit der wirtschaftlichen Zustände erklärt sich auch die Bildlosigkeit des Kultus, zu der religiöse Scheu freilich mit beigetragen haben mag. — In betreff der Religion und Sittlichkeit jener Zeit ist zunächst zu betonen, daß

Digitized by Google

die Israeliten, wenn der mosaische Kult und das levitische Priestertum tatsächlich midianitischen Ursprungs sind, sich das Fremde schnell angeeignet, es gewiß aber auch durch Anpassung an ihre nationalen Eigentümlichkeiten stark umgestaltet, d. h. in diesem Falle zu höherer Stufe entwickelt haben. Der Vulkangott, dessen Machtbereich ohnehin relativ groß ist, wird vom Sinai losgelöst und durch seine Verpflanzung nach Kades — falls der Schilfmeerkatastrophe tatsächlich die religiöse Wucht zuzuschreiben ist, die Greßmann ihr beimißt — aus einer Naturgottheit zu einem Gott der Geschichte. In den Augen der von ihm Erretteten wächst er über die Götter der Aegypter hinaus. Als Moses heiligste Pflicht erscheint in Kades die Rechtsprechung; dadurch, daß man die schwierigeren Fälle zur Entscheidung durch das Orakel vor Jahve bringt, stellt man das gesamte Recht unter seinen Schutz: so wird er zur sittlichen Macht. Da später alle Gesetzgebungen Mose zugeschrieben wurden, so ist anzunehmen, daß er für seine Zeit tatsächlich der Gesetzgeber war. Der Urkern des ursprünglich mündlich überlieferten ethischen Dekalogs (Ex. 20), der zum Teil noch Sitte und Recht des halbnomadischen Lebens in der Steppe widerspiegelt, könnte aus mosaischer Zeit stammen; ägyptische und babylonische Parallelen zu ihm sind schon für das 15. Jahrhundert v. Chr. nachweisbar. — Zum Schluß zeichnet Greßmann mit wenigen kräftigen Strichen das gewaltige Bild nach, das die alte Ueberlieferung von ihrem Helden entworfen hat: ein Bild, dessen wuchtiger Größe sich so leicht kein religiös und ästhetisch empfindender Mensch entzieht, wie er sich auch immer zu den rein historischen Fragen stellen mag.

Greßmanns Buch bringt eine Fülle neuer Beobachtungen und Ergebnisse. Manche seiner Hypothesen wird umstritten werden; aber da er keine ohne gewichtige Gründe aufstellt, wird jeder, der sich kritisch mit der Moseüberlieferung beschäftigt, sich mit ihm auseinandersetzen müssen. Auch wer nicht als religionsgeschichtlicher Forscher an das Buch herantritt, wird bei der Flüssigkeit des Stils und der Klarheit der Darstellung bald ein lebhaftes Interesse für die Probleme gewinnen und reiche Anregung davontragen.

Margarete Plath.

Das Johannesevangelium als einheitliches Werk, geschichtlich erklärt von **Bernhard Weiß**. Berlin, 1912. Verlag: Trowitzsch & Sohn. 365 S.

Ein neues Werk aus der Feder Bernhard Weiß', des 86 jährigen Nestors der neutestamentlichen Forschung, war ein überraschendes Ereignis. Es ist nicht etwa eine Umarbeitung seines bekannten, zuerst 1880 erschienenen Kommentars über das Johannesevangelium, überhaupt kein Kommentar, sondern nur vergleichbar den früheren mühsamen Arbeiten desselben Verfassers über Matthäus und Lukas, in welchen, um den uns erhaltenen

Digitized by Google

Markus als Quelle für die beiden anderen Synoptiker zu erweisen, nicht nur jede Uebereinstimmung aufgezeigt, sondern auch den Gründen jeder Abweichung Schritt für Schritt nachgespürt wird. Aehnlich wird hier, und zwar so, daß die Einzelerklärung mehr vorausgesetzt als erst gewonnen wird, in zusammenhängender Darstellung das Johannesevangelium nach seinem gesamten Umfang durchmustert, um im Gegensatz zu der mit größter Konsequenz zuletzt von F. Spitta verfolgten quellenscheidenden Kritik die These des Verfassers zu erhärten, daß das Johannesevangelium ein einheitliches Werk ist, daß der Evangelist überall Geschichte, nirgends Lehrdichtung bieten will, daß er aber aus Leben und Worten Jesu nur diejenigen Gruppen auswählt, welche seinem Zwecke dienen, die Ueberzeugung zu stärken, daß in der geschichtlichen Erscheinung Jesu die volle Gottesoffenbarung erschienen ist.

Daß der Nachweis überall einwandfrei gelungen ist, vermag der Referent freilich nicht anzuerkennen. Um z. B. die johanneische Ueberlieferung von der Uebernahme der ersten Jünger Jesu aus der Gefolgschaft des Täufers als geschichtlich ansehen zu können, muß der Verfasser zu dem mißlichen Versuche zurückgreifen, zwischen einer ersten Bekanntschaft dieser Jünger mit Jesus und ihrer Berufung, die dann Johannes gar nicht erzählen würde, zu unterscheiden. Um an der Geschichtlichkeit der Ueberlieferung von der Hochzeit zu Kana festzuhalten, wird er zu der Annahme gedrängt, daß (S. 40) es Jesus auf natürlichem Wege gelungen sei, dem Weinmangel bei der Hochzeit abzuhelfen, woraus erst nach Schwinden der Erinnerung an die das ermöglichende Mittel eine Verwandlung des Weines in Wasser geworden sei, eine rationalistische Erklärung, welche in ähnlicher Weise für die Deutung des Volksspeisungswunders versucht wird.

Hier wird zugleich einmal eine Hypothese wie eine Tatsache verwertet. Einen Vorzug des vierten Evangeliums hinsichtlich der geschichtlichen Treue sieht Weiß unter anderem darin, daß den Umstand, daß Jesus sich nach der Speisung von den Jüngern trennt, nur dieses, nicht aber die synoptischen Evangelien, begreiflich macht, nämlich dadurch, daß Jesus sich vorher mit dem Volk, das ihn zum König ausrufen wollte, auseinandersetzen mußte, und zwar ohne die Gegenwart der Jünger, welche vielleicht die Wünsche des Volkes geteilt hätten (S. 117). Aber von dieser Auseinandersetzung, welche die vermißte Erklärung abgeben soll, enthält in Wirklichkeit der Text gar nichts; denn ganz anderen Inhalts ist die am folgenden Tage, dazu in Gegenwart der Jünger, gehaltene Rede an das Volk über das Brot des Lebens.

Erst in zweiter Linie steht für Weiß in diesem Werke die brennende Frage nach dem Verfasser des vierten Evangeliums. Die noch im Kommentar vom Verfasser bekundete Sicherheit der Ueberzeugung von der apostolischen Abfassung des Evangeliums hat hier größerer Unbestimmtheit Platz gemacht. Daß er selbst noch immer dazu neigt, in ihm die Darstellung eines Augenzeugen zu sehen, wird jedoch mancherwärts bemerkbar, wobei dann aber

Digitized by Google

im Leser das Bedenken aufsteigen muß, ob denn wirklich für einen Augenzeugen sich in der Erinnerung Vorsehungswunder, wie sie Weiß in den Begebenheiten auf der Hochzeit zu Kana und bei der Volksspeisung sehen will, zu Allmachtswundern haben verschieben können.

Wenn der Leser daher auch nicht erwarten darf, in dem Buche eine endgültige Lösung des johanneischen Rätsels zu finden, so wird er dem greisen Verfasser doch für eine Fülle feiner Bemerkungen und Einblicke in den Zusammenhang des Evangeliums großen Dank wissen.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Pädagogik.

Paul Rühlmann, Der staatsbürgerliche Unterricht in Frankreich (als Nr. 9 der Schriften der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung"). — Leipzig und Berlin, 1912. Verlag: B. G. Teubner. Preis: geh. 1,40 Mk. 76 S.

Der Verfasser hat im Jahre 1910 während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in Frankreich den Betrieb des staatsbürgerlichen Unterrichtes in den französischen Volksschulen (gern würde man auch etwas über die höheren Schulen erfahren!) kennen gelernt und sich ebenfalls in der einschlägigen statistischen und pädagogischen Literatur des Landes gut umgesehen, nur daß ihm entgangen zu sein scheint, welche Rolle die unter klerikalem Einfluß stehenden Privatschulen, welche 1911 960 011 gegen 4 135 886 der Staatsschulen zählten, noch immer spielen. Die Kenntnis des dort gepflegten gesonderten staatsbürgerlichen Unterrichtes, mit dem zugleich der Moralunterricht verbunden wird, ist gewiß nützlich, aber für uns nicht unmittelbar verwendbar, weil die Mehrheit der deutschen Schulmänner dahin neigt, die Bürgerkunde nicht als besonderes Unterrichtsfach zu behandeln, sondern dem Geschichts-, Religions- und dem deutschen Unterricht an geeigneten Stellen einzugliedern. Auch sonst urteilt der Verfasser nicht unbedingt günstig über diesen seit 1882 in der französischen Volksschule eingeführten Unterrichtszweig, durch dessen Pflege sie der Republik, die sie geschaffen hat, den Gegendienst zu leisten hat, deren Bestand dadurch zu sichern, daß der heranwachsenden Generation von vornherein der Gedanke der demokratischen Republik eingeimpft wird. Daß aber ein solcher gesonderter Unterricht durchaus nicht trocken auszufallen braucht, sondern durch anschauliche Beispiele und geschickt geleitete Gespräche belebt werden kann, zeigen manche der Lehrproben, welche dem Buch dankenswerterweise beigegeben sind.

Daß auch der Moralunterricht eingehend vom Verfasser berücksichtigt ist, wird, wie dem Rezensenten, so auch vielen Fachgenossen sehr willkommen sein. Auch hier wird nicht nur die Handhabung des Unterrichtsfachs selbst, sondern auch seine Geschichte verfolgt. Wenn dabei aber die Linie der Entwicklung, wie es im ganzen gewiß richtig ist, so gezeichnet wird, daß

Digitized by Google

die ältere Lehrergeneration, den amtlichen Bestimmungen folgend, noch an einen in Haus und Oeffentlichkeit vorausgesetzten Theismus angeknüpft hat, daß dann im zweiten Jahrzehnt der Moralunterricht auf der französischen Deutung der Kantischen Philosophie aufgebaut wurde, während gegenwärtig alle Religion ausgeschaltet und an deren Stelle etwas wie Solidarität der Gesellschaft gesetzt wird, so ist dagegen doch etwas zu erinnern. Mir liegt aus dem Jahre 1884 das damals in Paris und den meisten großen Städten Frankreichs gebrauchte Lehrbuch von A. Burdeau (L'instruction morale à l'école) vor, in welchem zwar zunächst (p. 136, 137) Achtung gegenüber fremden religiösen Ueberzeugungen gelehrt und deren Wert für das Leben anerkannt wird. Daß das aber nur eine Verbeugung gegenüber den amtlichen Anweisungen sein soll und in Wahrheit die Abwesenheit aller religiösen Ueberzeugung gleich gewertet wird, zeigt sich darin, daß dieser Abschnitt mit einem Bilde schließt, das zwei sich die Hand reichende Blusenmänner darstellt, von denen der eine in die Kirche, der andere in die Volksbibliothek einzutreten im Begriff ist. Darunter findet sich die Unterschrift: „Tu vas à l'église, je vais à la bibliothèque, à chacun ses convictions! On n'est pas moins bon ami."

Daß übrigens Kirchenfeindlichkeit und Religionslosigkeit sich in Frankreich durchaus nicht decken, hat Sabatier in seinem in den „Preußischen Jahrbüchern" (Januar 1913) besprochenen Buche „L'orientation religieuse de la France actuelle" überzeugend nachgewiesen. Sabatier beurteilt auch die letzte Phase der französischen Moralliteratur sehr viel günstiger als Rühlmann und will, weit entfernt, ihre negative Stellung zu aller Religion zuzugeben, in dem Gedanken der Solidarität und in anderen von den französischen Ethikern aufgestellten Prinzipien, wie der Mitarbeiterschaft an der Entwicklung der Menschheit, die Anfänge einer neuen Religion erkennen, woran soviel richtig sein mag, daß jene Gedanken, wenn ernstlich gemeint, eine Kryptoreligion in sich schließen.

W. Sohm, die Schule Johann Sturms und die Kirche Straßburgs (Historische Bibliothek, Bd. 27). München und Berlin, 1912. Verlag: R. Oldenbourg. Preis: kart. 8 M. 317 S.

Man hört aus dem Titel dieses Buches schon heraus, daß es nicht eigentlich geschrieben ist, um die pädagogische Leistung Johann Sturms zu würdigen, dessen Straßburger Gymnasium lange weithin in Deutschland vorbildlich gewirkt hat. Auf das Verhältnis des großen Schulmannes zur Kirche Straßburgs kommt es dem Verfasser an, und auch in dieser Begrenzung nicht so sehr auf die äußere Entwicklung des Kampfes bis zu seinem erschütternden Ausgang, der nach 45jähriger rühmlicher Wirksamkeit erfolgenden Amtsentsetzung des 74jährigen Greises, der sich durch seine ganze Vergangenheit verpflichtet gefühlt hatte, die von den Geistlichen und dem einflußreichsten Mitglied der bürgerlichen Obrigkeit angestrebte Einführung der Konkordienformel zu bekämpfen. Die schwierige Aufgabe viel-

Digitized by Google

mehr, welche sich der jugendliche Verfasser gestellt und welche er mit sorgsamer Verwendung des reichen, zum Teil ungedruckten Quellenmaterials und mit feinem Verständnis durchführt, ist die, die innerliche Notwendigkeit dieses Kampfes aufzuzeigen, der einerseits durch Sturms humanistisches Ideal vom Orator als dem allgebildeten und durchs Wort herrschenden Gelehrten, der daher auch berufen ist, in die Gestaltung der religiösen und kirchlichen Zustände einzugreifen, und andererseits durch die starre Eigenart des damaligen Luthertums bedingt war, welches die Objektivität der „reinen" Lehre um keinen Preis subjektiven Auffassungen des „Kirchenvolkes", dem auch Lehrer und weltliche Obrigkeit zugezählt wurden, ausgesetzt wissen wollte. So erhebt sich über dem Interesse an dem persönlichen Schicksal Sturms das allgemeinere Interesse an der Auseinandersetzung der Kirche Luthers mit dem humanistischen Bildungsideal.

K. Reinhardt, die schriftlichen Arbeiten in den preußischen höheren Lehranstalten. Berlin, 1912. Verlag: Weidmannsche Buchhandlung. 109 S.

Die vorliegende Schrift des vortragenden Rates im Kultusministerium, Dr. K. Reinhardt, enthält auch im übrigen vortreffliche pädagogische Winke, wie sie nur ein Fachmann geben kann, der selbst eine reiche Erfahrung hinter sich hat und viele Fachgenossen bei ihrer Arbeit beobachtet hat. Sie hat aber insbesondere den Zweck, den Sturm der Entrüstung zu dämpfen, der dem sogenannten Extemporaleerlaß vom 21. Oktober 1911 mit seiner Beschränkung der eigentlichen Extemporalien und seiner Bevorzugung kleinerer Uebungsarbeiten auf dem Fuße gefolgt ist.

Es darf auch unumwunden zugegeben werden, daß Reinhardts Schrift geeignet ist, die sich bisher am breitesten hervortretenden Bedenken zu zerstreuen. Aufgegeben ist die selbst von Matthias angewandte Verteidigungsweise, für die Notwendigkeit des Erlasses hauptsächlich die Extemporale-Gewaltigen unter den Lehrern verantwortlich zu machen; daß die Schuld auch nach oben hin sich verteilt, liegt in dem Zugeständnis (S. 24), daß, wenn die Extemporalien immer mehr in den Mittelpunkt des Unterrichtes gerückt waren, dies mit verschuldet war durch die vorgeschriebenen, vermeintlich der raschen und sicheren Orientierung der Direktoren und Schulräte dienenden Klassenbuchlisten, in welche für sämtliche schriftlichen Arbeiten jedes Schülers die Prädikate einzutragen waren, eine Kontrolleinrichtung, welche, wo sie jetzt noch fortbesteht, bei der verminderten Zahl der Probearbeiten immer weniger ein zutreffendes Bild von den Leistungen der Klasse geben kann. Tatsächlich aber wird durch die Erinnerung an die Geschichte des Extemporales, welche lehrt, daß die Klassenarbeiten, wie sie zuerst (1734) von Gesner empfohlen sind, keine Prüfungsarbeiten, sondern Uebungsarbeiten waren und daß sie bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus (S. 12) diesen Charakter nicht allgemein verloren hatten, ein besseres Verständnis des Erlasses gewonnen; es wird auch seine innere Berechtigung

Digitized by Google

durch den Vorrang dargetan, den sachgemäß die Uebungsarbeit, unter welcher übrigens bemerkenswerterweise auch die Uebung in schwierigeren Aufgaben, als sie sonst in Rücksicht auf die zu erwartende Fehlerzahl gewagt werden können, mitverstanden wird, vor der Prüfungsarbeit hat.

Nur versucht auch Reinhardt vergeblich, die vielbemängelte Bestimmung des Erlasses zu rechtfertigen, daß „von der Zensierung der Probearbeiten abzusehen ist, wenn ein erheblicher Teil der Arbeiten, etwa ein Viertel, geringer als genügend ausgefallen ist". Die formelle Rechtfertigung bleibt aus, weil diese Bestimmung, anstatt als eine nur für die Kenntnisnahme der Lehrerkollegien berechnete Weisung behandelt zu werden, in einen Erlaß aufgenommen ist, welcher der breitesten Oeffentlichkeit, also auch Eltern und Lehrern zugänglich gemacht wurde, so daß diese sich ein Recht daraus herleiten können. Aber auch sachlich genommen bleibt der Einwurf bestehen, daß der nur noch für eine Zensierung der Probearbeiten in Betracht kommende Ausfall entweder eine ideale Klasse voraussetzt oder eine Herabminderung der Anforderungen, von welcher auch der Minister nur einen unheilvollen, die Verweichlichung fördernden Einfluß erwarten könnte.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Attila, der Held des 5. Jahrhunderts.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1806 in Wien eine anonyme Broschüre; sie enthielt scheinbar eine aus seinen Zeitgenossen Jornandis, Priscus u. a. geschöpfte Schilderung des Hunnenkönigs, in Wirklichkeit aber einen Aufruf an Europa zum Widerstande gegen den Helden des 19. Jahrhunderts, Napoleon I. Mit Sachkenntnis und Geschick waren die Aehnlichkeiten zwischen den beiden Männern zusammengestellt: die kleine Gestalt, die dunkle Hautfarbe, die gesuchte Einfachheit in Kleidung und Lebensweise in grellem Unterschied von dem Pomp ihrer Umgebung; dabei aber in Haltung und Gesichtsausdruck das Bewußtsein ihrer Macht und Würde, worin sie, ihre schwarzen Augen hier- und dorthin werfend und selten lächelnd, stolz einherschritten. Neben diesen mehr äußerlichen Zügen ihre innere Verwandtschaft als Gottesgeißeln und Demütiger des alten Kaisertums; beide nicht nur als Feldherren (Attila freilich nicht immer glücklich), sondern fast noch mehr als Diplomaten hervorragend, welche mit sicherem Blick die Schwächen des Gegners erspähten und zu benutzen wußten.

Der Urheber dieser amüsanten, obwohl sehr ernst gemeinten historischen Maskerade war der berühmte Johannes v. Müller, der damals als Wirkl. Hofrat in der österreichischen Hof- und Staatskanzlei angestellt war. Drei Jahre später finden wir denselben Mann als westfälischen Minister bei der Sisyphusarbeit, in einem französischen Vasallenstaate deutsche Art zu er-

Digitized by Google

halten. Dieser befremdliche Wechsel in der Gesinnung und Tätigkeit dieses bedeutenden Mannes erklärt sich nicht nur aus der bezaubernden Wirkung, die die Persönlichkeit seines Pseudo-Attila auf ihn ebenso wie auf Goethe ausübte, sondern in sachlicherer und erfreulicherer Weise aus seiner veränderten Auffassung der Weltlage seit der Niederlage Preußens im Herbst 1806. Jetzt, so meinte er, sei das Unglück unermeßlich, und jeder Widerstand zunächst Raserei; an Napoleon habe Gott seine Welt dahingegeben, durch ihn stürze er das Alte zu Trümmern, um etwas Neues zur Ehre seines Namens aufzurichten, sobald an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten wieder mächtig geworden sei.

Ohne Zweifel hat es einen Reiz, der von Müller angeregten Vergleichung der beiden seltsamen Männer gerade im Lichte dieses Wortes von dem durch sie vollzogenen Umsturz des Alten, auf daß für besseres Neues Raum werde, nachzugeben. Aber wir widerstehen dieser Lockung, um statt dessen Müller einmal beim Worte zu nehmen, indem wir fragen: ist Attila etwa wirklich, nicht nur vorgeblich, der Held des 5. Jahrhunderts, d. h. nimmt er unter den Gestalten dieses merkwürdigen Jahrhunderts eine so hervorragende Stellung ein, daß er seiner Zeit und der Folgezeit den Eindruck seiner Eigenart und seiner Tätigkeit gemacht und hinterlassen hätte?

Die Völkerwanderung bildet ja ebenso wie die Reformation und die französische Revolution einen jener Wendepunkte in der Weltgeschichte, wo infolge der Erstorbenheit des bisherigen Guten das Alte zu Trümmern gestürzt ward, um etwas Neuem Platz zu machen. 400 Jahre zuvor war das Christentum als eine neue Lebensmacht in die antike Welt eingetreten, die am Ende ihrer bisherigen Weisheit angelangt war. Der drohenden Zersetzung ward damit Einhalt getan, aber der Sieg war kein vollständiger und dauernder, weil die amtlichen Vertreter des Christentums es an absoluter Treue fehlen ließen. Sie gaben die kirchliche Oberleitung dem (nicht einmal getauften) Kaiser, die kirchliche Lehrentwicklung dem Einflusse griechischer Philosophie preis. Beide gereichten der Kraft des Guten zur schwersten Schädigung. Seit die Kirche sich kaiserlicher Gunst erfreute und es ein Vorteil war, Christ zu sein, strömten unbekehrte Massen in die Gemeinden hinein, die sich mit einem christlich gefärbten Heidentum begnügten und durch ihren Aberglauben und ihre Sittenlosigkeit den christlichen Namen schändeten. Was die Entwicklung der Lehre anbetrifft, so war freilich eine Grenzbestimmung zwischen Rechtgläubigkeit und Irrlehre nötig, und es unterliegt keinem Zweifel, daß z. B. ein Sieg des Arianismus auch kulturell die unheilvollsten Wirkungen gehabt hätte. Auch ist nicht zu leugnen, daß auf diesem Gebiet eine Zuhilfenahme dessen, was der Menschengeist bisher an Schulung und Denkinhalt empfangen hatte, unvermeidlich war. Aber im Spekulieren über die Geheimnisse der Dreieinigkeit und der Inkarnation überschritt man die Grenze des Erlaubten und erging sich in gewaltigen Ausschreitungen und verwegenen Abirrungen. Durch die Völkerwanderung ward beidem, der erdrückenden kaiserlichen Kirchen-

Digitized by Google

hoheit, wenigstens im Westen, und den Grübeleien der philosophischen Geister über die Geheimnisse des Glaubens Einhalt geboten, indem über ihre Geistesprodukte ein Meer von Barbarei und Unwissenheit sich ergoß. Durch diese Zertrümmerung des Alten war Raum gemacht für das Neue, welches in der Errichtung germanischer Staatenbildungen auf dem Boden des weströmischen Reiches unter der geistlichen Obhut und Vormundschaft des römischen Bischofs, zusammengefaßt in der wiederhergestellten römischen Kaiserwürde, bestand.

Welche Rolle Attila bei der Zertrümmerung des Alten gespielt hat, liegt klar zutage und findet in seinem Beinamen, „Gottesgeißel" prägnanten Ausdruck. Aber mit dieser Arbeit waren auch andere befaßt, und sie haben sie zum Teil weit gründlicher und schonungsloser ausgeführt als der Hunne. Es ist doch sehr merkwürdig, daß dieser nicht nur überhaupt im deutschen Epos eine stets wiederkehrende Gestalt bildet, sondern daß er auch dabei mit einem gewissen Wohlwollen geschildert und mit menschlich gewinnenden Zügen ausgestattet wird, wie es z. B. in Scheffels Uebersetzung des Walthariliedes von dem Empfang der fränkischen Gesandten durch ihn heißt:

Höflich empfing sie Etzel, es war das so sein Brauch,
Sprach: Mehr als Krieg taugt Bündnis, das sag ich selber auch;.
Auch ich bin Mann des Friedens, nur wer sich meiner Macht
Töricht entgegenstemmt, dem wird der Garaus gemacht.

Und diese Darstellung ist durchaus keine licentia poetica, sondern entspricht dem, was zuverlässige Berichte der Zeitgenossen von ihm sagen. Danach war er gegen Bittsteller milde, als Richter streng, aber gerecht, in seinen Worten zuverlässig. Der Anblick eines Bildes in Mailand, auf welchem die Gesandten der Skythen vor dem römischen Kaiser auf den Knieen lagen, veranlaßte ihn nur, ein Pendant dazu malen zu lassen, welches den Kaiser Tribut zahlend vor dem Hunnenthrone darstellte, ein witziges Pendant zu Josephs 2. „tempi passati". Ueber einen von Konstantinopel aus gegen ihn angezettelten Mordversuch ging er mit einer Mischung von Großmut und Verachtung zur Tagesordnung über. Daß er durch Ermordung seines Bruders Alleinherrscher geworden sei, ist nicht erwiesen. So beherrschte er 10 Jahre lang von seinem zierlich in Holz ausgeführten Palais in Ungarn aus sein ausgedehntes Reich, dessen Untertanen, sehr im Unterschied von den Insassen des römischen Reiches, nach außen hin in Sicherheit, im Inneren frei von Steuerdruck in Zufriedenheit lebten.

Aber sein Reich zerfiel, kaum daß er die Augen geschlossen hatte. Ist er da doch nur einem Meteor vergleichbar, das keine Spuren hinterläßt? Wir meinen, daß er doch eine positive Aufgabe von dauernder und wesentlicher Bedeutung zu lösen hatte und gelöst hat in einer politisch erziehlichen Einwirkung auf die Germanen. Es ist dafür bezeichnend, daß er gar nicht mit seinem eigentlichen hunnischen Namen, sondern mit einem offenbar

Digitized by Google

germanischen Kosenamen Attila, d. h. Väterchen, auf die Nachwelt gekommen ist. Dies ist nicht nur ein weiteres Zeugnis von seiner persönlichen Beliebtheit, sondern er ist damit auch ein Seitenstück zu jenem Cappadozier, den wir nur unter seinem gothischen Adoptivnamen Ulfila kennen. Wie nun dieser Bischof ein Wegbereiter der Germanen zu Christentum und Bildung gewesen ist, so der Hunnenkönig ein Lehrer in den ersten Rudimenten politischer Bildung.

Attila als Erzieher! Auf den ersten Blick ein wunderliches Seitenstück zu Rembrandt, Bismarck u. a. Aber es ist doch wohl etwas daran. Die Germanen, die auf dem Boden des weströmischen Reiches neue Staatengebilde ins Leben rufen sollten, steckten noch in den Kinderschuhen patriarchaler Verfassung und stammesmäßiger Isolierung. Das römische Staatswesen war viel zu kompliziert, als daß sie davon schon hätten lernen können. Da bot sich Attilas Staat, dessen Holzschloß auch ein Mittelding zwischen den Marmorpalästen der römischen Kaiser und den Wagenburgen germanischer Könige bildete, als eine Zwischen- und Uebergangsstufe dar, deren einfachere Verhältnisse ihnen einleuchten und von ihnen nachgeahmt werden konnten. Indem Attila, der sich stolz den Herrn aller germanischen und skythischen Völker nannte und sich mit einem Gefolge von germanischen Königen umgab, in seinem Heere und Reiche verschiedene Stämme zu Einem Werk verband, lehrte er sie den Vorteil solcher Koalition. Indem er außerdem die ihm nicht untertänigen Stämme nötigte, sich mit den Römern zu gemeinsamer Abwehr gegen ihn zu verbünden, so daß bei Chalons schon, wie sie oft später in der Geschichte, Germanen gegen Germanen beiderseits unter fremder Führung kämpften, veranlaßte er den ersten Schritt zu jener Verbindung und Verschmelzung römischen und germanischen Wesens, worauf die Geschichte des abendländischen Mittelalters beruht. Hat Attila es ungewollt und unbewußt getan, was ändert das an der Tatsache, daß ers getan? Wie mancher ist in der Geschichte weniger bedeutsam durch das, was er gewollt, als durch das, was er wirklich veranlaßt hat? Und haben nicht jedenfalls die Deutschen in ihrem Heldenepos ihn wie den Ihrigen behandelt, ja das Hildebrandlied ihn sogar als Christen dargestellt?

Das führt uns auf die berühmte Begegnung Attilas mit dem Bischof Leo von Rom. Während Alarich, Radagais und später Geiserich, mit dem derselbe Leo verhandelte, ohne Scheu in die ewige Stadt eindrangen, ließ sich Attila zur Umkehr bestimmen, ohne die Stadt auch nur gesehen zu haben. Mag der Gedanke an das Schicksal Alarichs oder die Befürchtung, seine Truppen möchten in Italien verweichlichen, und die ihm in Aussicht gestellten Vorteile Attilas Entsagung mitbeeinflußt haben, die Sache hat doch auch ihre symbolische Bedeutung als eine Huldigung der in der Völkerwanderung losgelassenen und in Attila gleichsam inkarnierten wilden Naturkraft vor der Geistesmacht, die bestimmt war, sie zu bändigen und zu heil-

Digitized by Google

samer Tätigkeit zu erziehen. Leo hatte gerade ein Jahr zuvor durch seinen Brief an den Patriarchen Flavian den Zweinaturenstreit und damit die ganze bisherige theologische Entwicklung zu einem Abschluß gebracht. Hinfort sollte das Abendland durch seine germanische Okkupation vom Morgenlande getrennt leben und damit freilich von den Quellen wissenschaftlicher Bildung einstweilen abgeschlossen sein. Aber darin lag zugleich die Nötigung, auch auf kirchlichem Gebiet eigene Wege zu gehen. Und schon waren ihm diese Wege gewiesen durch den Mann, der 20 Jahre zuvor in seiner von Vandalen belagerten Bischofsstadt Hippo mit Bußpsalmen auf den Lippen entschlafen war: Augustinus löste die im gewissen Sinne erledigte Theologie (im eigentlichsten Sinne des Wortes) durch Anthrogologie ab, und seine Gedanken über Sünde und Gnade beherrschten dogmatisch wie praktisch das Mittelalter, zunächst nach der Seite der Betonung der in Rom gipfelnden Kirche als alleiniger Heilsanstalt, von welcher aus auch die Völker neues Leben empfangen müßten, bis 1200 Jahre später der große Augustiner in Wittenberg die andere Seite des persönlichen Verhältnisses des einzelnen zu Gott zur Geltung brachte.

Augustinus Einfluß auf die geistige Entwicklung der Nachwelt ist freilich größer gewesen als das, was Attila zu Wege gebracht, und insofern gebührte dem Kirchenlehrer der Kranz als dem Helden des 5. Jahrhunderts. Aber er gehört doch mehr der Kirchen- als der Weltgeschichte an, soweit man diese beiden Größen von einander trennen kann. So halten wir denn an unserm Helden Attila fest. Gewiß gibt es andere Säkularmenschen, die ihn in Schatten stellen, wie Konstantin für das 4., Mohamed für das 7., Luther für das 16., Napoleon für das 19. Jahrhundert. Aber unter den weltlichen Größen seiner Zeit sehen wir niemanden, der auf die Zeitgenossen einen ähnlichen Eindruck gemacht und für die fernere Entwicklung gleiche Dienste geleistet hätte. So bleibe es denn bei Müllers Formulierung auch im eigentlichen Sinne: Attila der Held des 5. Jahrhunderts!

Carl Wagener.

Vor einigen Monaten ist die berühmte, zuerst von Dahlmann herausgegebene, dann 1869 in dritter Auflage von Waitz gründlich umgearbeitete „Quellenkunde der Deutschen Geschichte“ in 8. Auflage erschienen, herausgegeben von P. Herre, Verlag K. F. Koehler, Leipzig.

Ein stattlicher Band von über 80 Bogen, fast schon zu stattlich: aber Herausgeber und Verleger haben mit Recht sich davor gescheut, das Nachschlagebuch in zwei Teile zu zerschlagen, da es dadurch für den Handgebrauch noch unhandlicher geworden wäre, als es jetzt durch seine Schwere ist.

Da das Werk seit seinem Erscheinen jedem Fachgenossen zur Hand sein muß und zur Hand ist, wäre das Erscheinen einer neuen Auflage vielleicht an sich kein genügender Grund, an dieser Stelle darauf einen

Digitized by Google

besonderen Hinweis zu geben, aber diese neue Ausgabe bietet dazu Veranlassung wegen ihrer besonderen Eigenart. Schon bei der Vorbereitung der vorletzten (7.) Auflage war dem Verlage die Unmöglichkeit klar geworden, die ganze Arbeit von einem einzigen Herausgeber bewältigt zu sehen. Er hatte daher eine Reihe von jüngeren Gelehrten mit der Redaktion der einzelnen Abteilungen beauftragt. So sehr diese Arbeitsteilung dem Werke zu Gute gekommen war, so hatte sie doch wieder den Nachteil, daß dadurch ihre Einheitlichkeit gefährdet wurde.

Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke, die neue Auflage einem Hauptredakteur, dem für derartige Arbeiten vorzüglich veranlagten und erprobten Privatdozenten Professor Dr. Paul Herre, zu übertragen, jedoch mit der Maßgabe, daß er für die einzelnen Abschnitte, und zwar in erheblich größerem Umfange wie bei der 7. Auflage die Mitarbeit von Spezialisten sich erbat und verschaffte. So verfügte er über einen Stab von 42 Mitarbeitern, unter welchen wir Namen, wie Bachmann, Brandi, Breßlau, Friedjung, Hauck, Hörnes, Kautsch, Mirbt, Redlich, Seeliger, Steinhausen usw. finden. Dadurch ist eine sachverständige Behandlung der zahlreichen einzelnen Abschnitte nicht nur angestrebt, sondern auch erreicht, so daß zweifellos diese Auflage den früheren gegenüber nicht nur die durch die Arbeit der Zwischenzeit seit der letzten Auflage bedingte Vermehrung, sondern auch eine tiefgehende sachliche Verbesserung erfahren hat.

Aber die Nachteile dieser Arbeitsteilung hat doch die sachverständige und energische Gesamtleitung Herres nicht vollkommen beseitigen können. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, verschiedene seinem Arbeitsgebiete naheliegende Abschnitte zu prüfen, wird sich dem Eindrucke nicht verschließen können, daß die einzelnen Herren verschieden gearbeitet haben. Es liegt diese Verschiedenheit selbstverständlich zunächst in der verschiedenen Individualität der einzelnen Bearbeiter begründet, ebensosehr aber in der verschiedenen Auffassung der gestellten Aufgabe.

Ich halte es im Interesse der Sache für günstig, auf diese Verhältnisse etwas näher einzugehen, und zwar an diesem neutralen Orte, da ja das Buch nicht nur für die engeren Fachgenossen von Wert ist, sondern auch jedem Gebildeten Gelegenheit bietet, sich ebenso schnell wie eingehend darüber zu unterrichten, wo er zur Erläuterung einer bestimmten Frage aus der deutschen Geschichte — im weitesten Umfange gefaßt — das nötige Material finden kann.

Die beiden Hauptgesichtspunkte, welche den meisten Bearbeitern vorgeschwebt haben, sind die Erreichung möglichster Vollständigkeit und möglichster Aktualität. Sie stehen, was nicht gleich auf den ersten Blick hervortritt, unter einander in einem gewissen Zusammenhange, treten aber auch zu einander in Gegensatz, wenn das sehr berechtigte und von Herre besonderes betonte Bestreben hinzukommt, den Band nicht zu sehr anschwellen und damit unhandlich werden zu lassen.

Digitized by Google

Wenn man auch in neuerer Zeit bei den Geschichtschreibern immer mehr die Neigung sich hervorzutun sieht, darstellend die Ergebnisse der Einzelforschung zusammenzufassen, so wird doch auch noch heutzutage die eigentlich fördernde Forschung mehr in Zeitschriftenaufsätzen als in zusammenhängender Behandlung umfassender Themata geleistet. Daher verlangt die Aktualität die Berücksichtigung einer schier unübersehbaren Menge von Zeitschriftenaufsätzen, während die Vollständigkeit eine Ausmerzung älterer Literatur nur in geringem Maße gestattet. Wie kann unter diesen Umständen dem zu großen Anschwellen vorgebeugt werden? Wenn mich nicht alles täuscht, haben die meisten Mitarbeiter sich entschlossen, durch Ueberbordwerfen älterer Literatur den üppig ins Kraut schießenden neuen Einzelabhandlungen Raum zu schaffen. Unter diesen Umständen ist es wohl nicht nur erlaubt, sondern sogar notwendig, die Frage nach der Berechtigung dieses Verfahrens zu stellen. Es kann m. E. nur dann als berechtigt anerkannt werden, wenn die eingefügte neue Literatur wirklich wertvoller ist, als die ältere ausgemerzte. Um das beurteilen zu können, bedarf es einer vollständigen Kenntnis des ganzen verarbeiteten Materials in allen seinen Einzelheiten. Ich glaube aber nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß nicht alle Mitarbeiter das Riesenmaterial, welches sie aufgeführt haben, so genau durchgearbeitet haben, um mit Sicherheit die ausgemerzte ältere Literatur als wirklich veraltet, die eingeführte neue Literatur als wirklich bedeutsam und fördernd erklären zu können. Und doch soll und will der „Dahlmann-Waitz" ein zuverlässiger Wegweiser für seinen Benutzer sein! Einzelne Bearbeiter haben daher den umgekehrten Weg eingeschlagen und einschlagen müssen: sie haben wichtige ältere Literatur, welche in den früheren Auflagen nur lückenhaft angeführt war, nachgetragen, von den neueren Erscheinungen, besonders den Einzelaufsätzen, nur die wichtigsten und wirklich fördernden Arbeiten aufgenommen. Und zwar mit Recht: denn über Neuerscheinungen bis zu den unbedeutendsten Zeitschriftenartikeln unterrichten die Jahresberichte der Geschichtswissenschaften, welche jetzt ja sehr gut gefördert werden.

Ihnen sollte man die Vollständigkeit in der Aufführung neuer Forschungen überlassen und für den „Dahlmann-Waitz" die neuere Literatur ebenso sorgfältig prüfen und sieben, wie die ältere, d. h., man sollte ebenso, wie man von der älteren alles wirklich Bedeutende aufnehmen oder beibehalten müßte, von den neueren Arbeiten nur denen Zugang gewähren, welche wirklich eine Förderung der Wissenschaft bedeuten, nicht jedoch die gerade in unserer Zeit so mächtig ins Kraut schießende Literatur der Doktordissertationen und Einzelaufsätze in lokalhistorischen Zeitschriften unbedingt aufnehmen, wie das von einzelnen Mitarbeitern offenbar prinzipiell durchgeführt ist.*) Denn wir dürfen nicht vergessen, wieviel wir unseren

*) Dadurch soll einer Geringschätzung und vornehmen Abweisung dieser Literatur in keiner Weise das Wort geredet werden. Sie liefert vielmehr oder könnte wenigstens in bedeutendem Umfange der allgemeinen Forschung das Material

Digitized by Google

Vorgängern verdanken. In ihren Arbeiten läßt sich häufig bessere Auskunft über bestimmte geschichtliche Fragen finden, als in neueren Einzelaufsätzen, welche nur einzelne Züge in scheinbar neuer Beleuchtung zeigen. Ich glaube, nicht nur der Verfasser dieser Zeilen, sondern alle sorgfältigen und eifrigen Benutzer des Buches werden manchen älteren Schriftsteller schmerzlich vermissen und manchen neueren darin aufgeführten Zeitschriftenaufsatz schwer enttäuscht aus der Hand legen. Hier kann nur Wandel geschaffen werden, wenn der Kreis der Mitarbeiter noch mehr erweitert und jeder darauf verpflichtet wird, daß er die Auswahl der aufzunehmenden Schriften einzig und allein nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung trifft, was allerdings eine wirkliche Beurteilung jeder einzelnen Schrift zur Voraussetzung hat. Da muß denn allerdings zugegeben werden, daß ein solches Urteil bei der großen Menge des zu bewältigenden Stoffes nicht vollkommen auf eigener Kenntnis beruhen kann; aber es müßte sich doch jeder Mitarbeiter über jedes von ihm aufgenommene Buch wenigstens aus zweiter Hand, d. h. guten Beurteilungen sachverständiger Herren ein begründetes Urteil gebildet haben, nicht aber ohne eigene Nachforschung aus zweiter Hand, wie das offenbar öfter geschehen ist oder geschehen mußte, Titel von Werken übernehmen, deren Brauchbarkeit er nicht zu beurteilen vermochte.

Wenn also, was mit Sicherheit zu erwarten steht und worauf auch schon hingearbeitet wird, in einigen Jahren eine neue Auflage herzustellen sein wird, möchte der Herausgeber, als den man sich gerne wieder P. Herre denkt, noch mehr Bearbeiter anwerben und ihnen noch genauere Richtlinien für die Auswahl und Beurteilung der aufzunehmenden Literatur geben müssen. Dabei wäre besonders der Gesichtspunkt zu betonen, daß man absolute Vollständigkeit den Jahresberichten der Geschichtswissenschaften überlassen könne, auf vollständige Mitteilung jedoch der wirklich fördernden Literatur, also auf eine kritische Sichtung den Hauptwert zu legen habe. F. P.

Staatswissenschaft.

Sozialpolitik und Unternehmertum.*)

Zugleich ein Beitrag zum Methodenstreit in der Privatwirtschaftslehre.

Von Prof. Dr. jur. et phil. Fr. Lenz.

Die Wirkung unserer bisherigen wie die Möglichkeit jeder künftigen Sozialpolitik wird im Urteil der öffentlichen Meinung und der Inter-

zur Verbreiterung ihrer Grundlagen bieten, wenn sie stets deren Stand und Bedürfnisse berücksichtigte. Leider aber entspringt diese Literatur vielfach lediglich dem Wunsche literarischer Betätigung nicht immer genügend vorgebildeter Leute, zu der auch die Doktordissertationen mancher Universitäten in ihrer großen Mehrzahl leider zu rechnen sind. Gerade hier wäre eine sorgfältige Auswahl durchzuführen, bei welcher noch mehr die berufenen Vertreter dieser Literatur, die Vorsteher der betreffenden staatlichen Archive oder die beteiligten Universitätsprofessoren zur Hilfe herangezogen werden könnten und müßten.

*) Zum gleichen Thema vgl. den Herausgeber dieser Jahrbücher im Januarheft 1913 sowie Dr. Freund in der „Sozialen Praxis" vom 27. März 1913.

Digitized by Google

essenten abhängig gemacht von der befriedigenden Beantwortung einer Vorfrage: Läßt unsere Sozialpolitik nicht etwa die produktiven Kräfte der deutschen Volkswirtschaft versiegen oder schwächer fließen, auf deren Ergiebigkeit letzten Endes das Wohlergehen der Unternehmer wie ihrer Angestellten und Arbeiter gleichmäßig beruht? Bringt unsere Sozialpolitik, indem sie die Rentabilität der Unternehmungen herabdrückt, uns nicht in die Gefahr, „das Huhn zu schlachten, welches die goldenen Eier legt"? Nachzuweisen, daß wir dieser Versuchung bereits erlegen seien oder ihr zu erliegen drohen, ist das Bestreben aller Gegner unserer jetzigen oder künftigen Sozialpolitik; während ihre Freunde zwar die Existenz einer solchen Gefahr in der Theorie zugeben, die Verwirklichung aber für jetzt und eine absehbare Zukunft leugnen. Wenn es gelingen sollte, einen hemmenden Einfluß der Sozialreform auf Produktivität und Rentabilität zu erweisen, so wäre damit zwar nicht der Stab gebrochen über Notwendigkeit und Nutzen der Sozialreform an sich, aber doch der Verwirklichung des sozialen Gedankens eine genau erkennbare wirtschaftliche Grenze gezogen.

Daß jedes Unternehmen heute materielle Opfer zu bringen hat, von denen ihm beim Wegfall jeder Sozialpolitik ein Teil vielleicht erspart bliebe, versteht sich von selbst und hat mit einem Urteile über Wirkung und Fortführung der Sozialreform in Deutschland nichts zu tun. Wenn aber die Produktivität der auf ein wirtschaftliches Unternehmen verwandten Kräfte herabgedrückt wird durch die Zunahme seiner sozialen Belastung, so muß eine solche nachgewiesene Kausalbeziehung jedermann vor die entscheidende Frage stellen: Rechtfertigen die in jenem Unternehmen wahrnehmbaren sozialen Mißstände ein Fortschreiten auf dem Wege der Sozialreform, oder ist die festgestellte Einbuße an volkswirtschaftlicher Produktivität das größere Uebel? Die Entscheidung dürfte dann regelmäßig zu ungunsten unserer ohnehin vielfach angefeindeten Sozialpolitik ausfallen.

Nun kann angesichts des gewaltigen Aufsteigens unserer gesamten Volkswirtschaft — gegenüber der eigenen Vergangenheit wie gegenüber der weltwirtschaftlichen Konkurrenz — nicht die Rede davon sein, daß die volkswirtschaftliche Produktivität oder auch nur die privatwirtschaftliche Rentabilität unter dem Drucke unserer Sozialpolitik gelitten habe; die Linien des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Verwirklichung des sozialen Gedankens in Deutschland laufen in den letztvergangenen Jahrzehnten parallel, sie kreuzen sich nicht! Um so mehr, als bekanntlich das Ausland in wachsendem Maße dem deutschen Vorbild nachzueifern beginnt und seinen etwaigen Vorsprung vor uns dadurch verringert; und indessen wir selbst auf dem Weltmarkt angeblich durch unsere sozialpolitische Rüstung hie und da behindert werden, spüren wir ein Nachlassen des ökonomischen Elans eher bei jenen Nachbarn, die ihre Wettbewerbsfähigkeit noch am wenigsten mit sozialen Gewichten beschwert haben.

Somit wird die Frage nach den Beziehungen zwischen Sozialpolitik und Unternehmertum für die Volkswirtschaft im ganzen zurzeit als gelöst

Digitized by Google

gelten müssen und eine Antwort nur noch für das begrenzte Gebiet bestimmter einzelner Unternehmungen und Unternehmungszweige erheischen. Sie wird ihre Beantwortung also auf dem Felde der Privatwirtschaften und erwerbswirtschaftlicher Einzelgruppen suchen; hier könnte in der Tat die eine oder andere Untersuchung lehren, daß die soziale Belastung in einem konkreten Falle zum Hemmnis der Produktivität und Rentabilität geworden sei. Wäre dies exakt festgestellt, so käme als praktisch-politisches Ergebnis zwar niemals ein Abbau oder Stillstand unserer gesamten Sozialpolitik, wohl aber eine sozialpolitische Entlastung des betreffenden Unternehmungszweiges in Frage!

Eine solche Beschränkung unseres Themas auf die Erfassung eines bestimmten Produktionsherganges muß in ihrer Durchführung auf mancherlei Ausblicke Verzicht tun, die dem Betrachter der großen volkswirtschaftlichen Zusammenhänge sich bieten. Ministerialrat Zahn hat in zusammenfassender Darstellung die Belastung geschildert, die dem Haushalt des Arbeiters, des Arbeitgebers und der Oeffentlichkeit durch die deutsche Arbeiterversicherung erwächst. Präsident Kaufmann*) betont, gleich Zahn**), mit Recht, daß den materiellen Opfern eine Reihe ideeller wie materieller Vorteile gegenüberstehe, welche auch den Unternehmern in Gestalt vermehrter Arbeitskraft und Konsumtionsfähigkeit zugute kommen. Diese ausgleichenden Erwägungen finden in dem Bilde, das sich von einem kleinen Ausschnitt volkswirtschaftlichen Geschehens entwerfen läßt, keinen Raum; ebenso könnte über die Konkurrenzfähigkeit eines bestimmten Industriezweiges auf dem Weltmarkt erst die vergleichende Heranziehung ausländischer Daten Klarheit schaffen; dem steht aber die Verschiedenheit der sozialen Institutionen, der Industrieorganisation, der Handelspolitik im Wege***). Demnach beschränkt die engere Fassung des Themas uns auf die ausschließliche Untersuchung jener Faktoren, welche im Rahmen eines bestimmten Produktionsherganges die sozialpolitische Belastung des Arbeitgebers anteilmäßig erkennen lassen; dabei können wir die freiwilligen sozialen Aufwendungen neben den sozialen Zwangslasten mit einbeziehen.

Aber auch in diesem engen Rahmen bietet die einigermaßen befriedigende Erfassung privatwirtschaftlicher Daten noch genug Hindernisse dar, die ihrem Wesen nach nur schwer oder gar nicht zu beseitigen sind. Inwieweit wird der Einfluß der sozialen Belastung innerhalb eines Betriebes durchkreuzt von anderen Faktoren? Läßt er sich zahlenmäßig überhaupt aussondern? Die Bewegungen des Kapitalkontos, der Löhne und sonstigen Unkosten, der Abschreibungen und Dividenden gehorchen einer Reihe ganz verschiedener Einwirkungen; Konjunktur, Konkurrenz, Kartelle, Zölle und

*) Licht und Schatten bei der deutschen Arbeiterversicherung, 2. Auflage, Berlin 1913, Seite 7 bis 10.

**) Belastung durch die deutsche Arbeiterversicherung (Zeitschrift für Versicherungswissenschaft, November 1912, Seite 1146 bis 1149).

***) Zahn a. a. O., Seite 1133.

Digitized by Google

Verbrauchsabgaben beeinflußen neben und mit den sozialen Aufwendungen den Umfang und die Kosten eines Betriebes, seine Preisfestsetzungen und Rentabilität. Die Dividendenpolitik und das sogenannte Frisieren der Bilanzen erschwert häufig das Erfassen sonst feststellbarer Kausalzusammenhänge. Sonach könnte die Bemerkung Zahns gerechtfertigt scheinen, auch aus einer fortgeschrittenen Produktionsstatistik und Produktionskostenstatistik werde sich „die wirkliche Sozialbelastung des Arbeitgebers" nicht ersehen lassen; in der Tat geben die von ihm gebrachten Beispiele keinen zur Lösung der Aufgabe geeigneten Hinweis.

Jedoch glaube ich bereits vor einiger Zeit die Wege gezeigt zu haben, auf denen wir den Einwirkungen unserer Sozialpolitik auf die Erwerbswirtschaften methodisch einwandfrei und mit Erfolg nachgehen können.*) Die seitdem erschienenen Veröffentlichungen suchen dem Problem jede auf ihre Weise gerecht zu werden.**) Wie die Ergebnisse solcher Untersuchungen von der jeweiligen Vorentscheidung über die Methode maßgebend beeinflußt werden, möge ein Blick auf die folgende Tabelle lehren.

(siehe Seite 317)

Offenbar hängt die Brauchbarkeit derartiger Versuche völlig ab von der Art der Fragestellung; ein Klarwerden über die methodologische Grundlage ist unabweisbare Voraussetzung erfolgreichen Arbeitens. Aus Gründen, deren Wiederholung mir erlassen sei, habe ich die Gesamtausgabe und den Rohgewinn, sodann im Bergbau noch Wert und Zahl der geförderten Tonnen Kohle als alleinige Vergleichsmaßstäbe für den sozialen Aufwand bezeichnet; danach kämen aus unserer Zusammenstellung allein die in Spalte 1, 3, 5, 7, 10 und 11 enthaltenen Ziffern in Frage!

Der relative Anteil der sozialen Aufwendungen an Gesamtausgabe, Rohgewinn und Tonnenwert wird dem überschießenden Teil des Produktionsaufwandes entgegengesetzt verlaufen, wie ein Vergleich von Spalte 7 mit den Spalten 3, 10 und 11 bestätigt; doch braucht ein Wachsen des im Verhältnis zum gesamten Produktionswert noch nicht $^1/_{10}$ ausmachenden Anteils der Soziallasten keineswegs gerade einen Rückgang des zur Verteilung bleibenden Reinertrages zu verursachen!***) So ist in den Jahren 1907 bis 1909 zwar der Anteil der sozialen Lasten am Tonnen-

*) Zur Frage der sozialen Belastung unserer Industrie (Schmollers Jahrbuch, Band XXXV, Heft 3).

**) Zeitschrift des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins, Juni 1911.
Zentralblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, 1911, Nr. 36 und 37, 1912, Nr. 51. (E. E. Caspari.)
Denkschrift des Hansa-Bundes, Die öffentlich-rechtlichen Belastungen von Gewerbe, Handel und Industrie.
Reichs-Arbeitsblatt, Januar 1912.

***) Da die Höhe des Reinertrages regelmäßig nur für einzelne Unternehmungen, nicht für ganze Unternehmungszweige, wie die oberschlesische Montanindustrie, bekannt ist, so ist weiterhin stets die Ziffer der sozialen Aufwendungen dem vom Produktionswert verbleibenden „Ueberschuß" gegenüber gestellt worden.

Digitized by Google

Privater oberschlesischer Steinkohlenbergbau[1])					Fiskalischer oberschlesischer Steinkohlenbergbau		
Vereinsstatistik[2])		Gewerkschafts-Statistik[4])			Gewerkschafts-Statistik		
Gesamtaufwendungen		Je 100 Mark Produktionswert[3])			Je Tonne Förderung		
im Jahre	Je Tonne Förderung Mk.	Je Kopf der Belegschaft Mk.	Gesamtaufwendungen Mk.	Lohnanteil Mk.	Gesamtaufwendungen[5]) Mk.	Lohnanteil Mk.	Produktionswert[3]) Mk.
	1	2	3	4	5	6	7
1900	0,59	206	7,35	38,27	0,21	2,77	7,74
1901	0,69	217	6,88	37,38	0,24	2,92	8,47
1902	0,77	228	8,24	39,88	0,26	2,84	8,25
1903	0,78	230	8,68	42,38	0,28	3,08	7,98
1904	0,80	238	9,22	44,28	0,29	3,08	7,80
1905	0,80	245	9,32	44,65	0,30	3,12	7,85
1906	0,81	260	—	—	0,30	3,24	8,40
1907	0,81	270	7,84	39,26	0,31	3,59	9,35
1908	0,90	285	8,12	39,64	0,34	3,78	9,92
1909	0,98	287	8,98	42,73	0,38	3,92	9,68
1910	—	—	—	—	0,38	3,93	9,52

Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G.					Montanindustrie			
Werk-Statistik			Meine Statistik		Statistik des Hansa-Bundes			
Gesamtaufwendungen[6])			Gesamtaufwendungen[7])		Zwangslasten[9])		Freiwillige Aufwendungen	
im Jahre	Je Kopf der Belegschaft Mk.	Je 100 Mark Reingewinn Mk	Je 100 Mark Gesamtausgabe Mk.	Je 100 Mark Rohgewinn Mk.	Je 100 Mark Aktien-Kapital[8]) Mk.	Je 100 Mark Dividende Mk.	Je 100 Mk. Aktien-Kapital[8]) Mk.	Je 100 Mk. Dividende Mk.
	8	9	10	11	12	13	14	15
1900	117	23,6	—	—	2,8	25,0	0,6	2,5
1901	115	31,0	—	—	3,2	32,3	0,3	6,3
1902	125	36,8	—	—	3,5	41,5	0,6	6,8
1903	140	38,6	—	—	3,7	38,0	0,6	6,7
1904	141	42,3	—	—	4,0	38,3	0,7	7,6
1905	148	44,6	27,1	13,2	3,5	34,2	0,5	5,3
1906	165	46,8	25,4	13,0	3,6	30,9	0,7	5,8
1907	149	34,8	22,0	13,5	3,9	33,8	0,8	6,3
1908	162	54,2	30,1	19,4	4,6	51,8	0,8	8,4
1909	169	56,9	30,6	19,9	4,6	63,5	0,7	8,7
1910	188	53,1	—	—	—	—	—	—

[1]) Freiwillige und Zwangslasten. [2]) Einschließlich Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung! [3]) = jährl. Durchschnittswert der Tonne Förderung. [4]) Ausschließlich Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung! [5]) Nur die fiskalischen Beiträge zur Sozialversicherung. [6]) Steuern und Versicherung, ausschließlich Arbeitnehmerbeiträge. [7]) Soziale Zwangslasten. [8]) Eingezahltes. [9]) Einschließlich Pensionsversicherung!

Digitized by Google

wert gestiegen (Spalte 3) und der nach Abzug der Soziallasten verbleibende Ueberschuß entsprechend gefallen, trotzdem steht aber jener Anteil 1907 bis 1909 mit durchschnittlich 8,31 v. H. nur unwesentlich über dem Niveau der Jahre 1900 bis 1907 von 8,28 v. H.; das stärkere Wachstum der sozialen Belastung hat also den Spielraum für die Dividende des Kohlenbergbaus in diesem Jahrzehnt nicht merkbar zu beeinflussen vermocht. Um neben den Anteilziffern noch die absoluten Zahlen sprechen zu lassen, so betrugen im oberschlesischen privaten Steinkohlenbergbau.*)

	Sozialbelastung Mark je To.	Produktionswert Mark je To.	v. H. des Produktionswertes %
1900	0,466	7,000	6,66
1901	0,549	7,917	6,93
1902	0,618	7,503	8,24
1903	0,634	7,244	8,76
1904	0,647	7,019	9,22
1905	0,649	6,965	9,31
1906	—	—	—
1907	0,653	8,325	7,84
1908	0,718	8,841	8,12
1909	0,783	8,729	8,96

Von 1900 bis 1909 stieg die absolute Höhe der Soziallasten auf über das $1^1/_2$fache, der Tonnenwert der Förderung auf $1^1/_4$, so daß sich der absolute Ueberschuß des Tonnenwertes über die Soziallasten noch von $6^1/_2$ auf fast 8 Mark je Tonne heben konnte!

Während also die Zunahme der sozialen Lasten keine wahrnehmbare Beziehung zur Bemessung der Dividende aufweist, erkennen wir bei genauerem Zusehen deutlich, daß es vielmehr die Konjunktur und jeweilige Marktlage ist, welche das Auf und Ab der Rentabilität nach wie vor beeinflußt! (S. in Spalte 7 die Jahre 1900/01, 1902/04, 1905/08, 1909/10.) Der Ueberschuß vom Tonnenwert steigt und sinkt entsprechend den erzielten Verkaufspreisen, während das Gewicht der sozialen Lasten trotz seiner absoluten Zunahme in Zeiten der Hochkonjunktur und steigender Ueberschüsse fällt, in Zeiten der Depression und weichender Verkaufspreise dagegen zunimmt. Das durch unsere Gesetzgebung veranlaßte Wachstum der sozialen Lasten vollzieht sich ohne Rücksicht auf die Konjunktur, deren Verlauf es nicht zu beeinflussen vermag; die Rentabilität der Montanindustrie ist bedingt ausschließlich durch die Wirtschaftslage, die auch den jeweiligen relativen Anteil der sozialen Lasten im Produktionsprozeß bestimmt. Um aus den absoluten Ziffern der sozialen Belastung

*) Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, 1911, a. a. O., Seite 579 (ergänzt).

Digitized by Google

eines Industriezweiges Schlüsse ziehen zu können,*) bedarf es der Kenntnis ihrer relativen Bedeutung im Produktionsprozeß, mithin der dafür maßgebenden Daten, sowie der Einsicht in die wirtschaftliche Gesamtlage der betreffenden Industrie. Es wäre zu wünschen, daß die Geschäftsberichte unserer Aktiengesellschaften eine reichere Ausbeute an Zahlen und Nachrichten für solche Untersuchungen böten!

Die vorliegende Arbeit bestätigt somit das Ergebnis, welches bereits meine oben genannte Studie über die soziale Belastung unserer Industrie gezeitigt hatte.**) Die für das Schicksal unserer Sozialpolitik bedeutsame Vorfrage, *ob die sozialen Lasten einen hemmenden Einfluß auf Rentabilität und Produktivität der deutschen Industrie ausüben*, muß nach den bisherigen Forschungen unbedingt in *verneinendem* Sinne entschieden werden; eine *kausale Beziehung* zwischen sinkender oder stagnierender Rentabilität und steigender sozialer Belastung läßt sich *nirgends* feststellen! Vielmehr dürfen wir als Resultat den Satz festhalten, daß trotz starker absoluter Zunahme *der relative Anteil der sozialen Lasten am Produktionswert bei steigender Konjunktur sinkt, bei sinkender Konjunktur steigt*; und daß die wirkliche wie die verhältnismäßige *Höhe des verbleibenden Ueberschusses* nicht durch das Ausmaß der sozialen Lasten, sondern heute wie früher durch *die Gunst und Ungunst der Konjunktur geregelt wird*. Damit entfallen bis auf weiteres alle Einwendungen, welche aus diesem Grunde gegen das Bestehen und die Fortführung unserer Sozialreform von beteiligter Seite erhoben worden sind;***) denn der Einwand, daß ohne jede Sozialpolitik vielleicht die Ertragsziffern sich um einen Teilbetrag der heutigen Lasten erhöhen würden, bedarf — wie ich gleich zu Anfang bemerkte — keiner Widerlegung. Solange die Kurve der privatwirtschaftlichen Rentabilität den normalen Einwirkungen der in der Konjunktur enthaltenen *wirtschaftlichen* Motive gehorcht, macht es nichts aus, ob sie frei von den *sozialen* Faktoren noch um einige Grade jeweils höher verlaufen würde; nicht die *Tatsache* der Sozialreform, nur ihre *Begrenztheit* durch wirtschaftliche Voraussetzungen steht ja zwischen ihren Gegnern und Freunden bisher zur Diskussion und war auch der Gegenstand meiner Untersuchungen.

Anhangsweise möchte ich das eben abgehandelte Verhältnis der sozialen Lasten zum Produktionswert vergleichen mit den *Beziehungen des Arbeitslohns zum Produktionswert*, die ich seinerzeit einmal methodisch klarzulegen versucht habe.†) Wie wir feststellen konnten, bewegt sich der

---

*) Vgl. Deutsche Wirtschafts-Zeitung, 1. Juli 1910, Seite 588, Anmerkung 1.
**) Vgl. auch Zentralblatt der Generalkommission a. a. O. 1911, Seite 578.
***) S. neuerdings *Steller* (Ostdeutsche Industrie, 1. November 1912); ferner *A. Tille*, Berufsstandspolitik, Band III, 1910
†) Deutsche Wirtschafts-Zeitung, 1. Juli 1910, in Anknüpfung an die Arbeiten von Bosenick, Jüngst und Herbig.

Digitized by Google

Anteil der sozialen Lasten im Produktionsprozeß entgegengesetzt dem Verlauf der Konjunkturkurve. Ganz die gleiche Entwicklung ergab sich für den Anteil, den die Löhne im Wandel der Konjunktur für sich beanspruchen! Der Lohnanteil, gemessen am Produktionswert, stieg z. B. in Oberschlesien 1900 bis 1908 bei sinkender und fiel bei zunehmender Konjunktur; die Bewegung der Lohnkurve entsprach dem Anteil der sozialen Lasten, beide Linien müssen also der Konjunkturkurve entgegengesetzt verlaufen. Stellen wir für den oberschlesischen privaten Bergbau die Anteile der sozialen Aufwendungen, der Löhne und der verbleibenden Ueberschüsse vom Produktionswert nebeneinander, so wird unsere Annahme bestätigt.

Auf 100 Mark Produktionswert*) kamen in Prozent:

	Soziallasten	Löhne der Arbeiter	Löhne der Arbeiter und Angestellten	Summe	Summe	Ueberschüsse gegenüber	
	a	b	c	a und b	a und c	a und b	a und c
1900:	7,30	33,4	38,3	40,7	45,6	59,3	54,4
1901:	(—)6,88	(—)32,4	(—)37,4	(—)39,3	(—)44,3	(+)60,7	(+)55,7
1902:	(+)8,24	(+)34,2	(+)39,9	(+)42,4	(+)48,1	(—)57,6	(—)51,9
1903:	(+)8,68	(+)36,1	(+)42,4	(+)44,8	(+)51,1	(—)55,2	(—)48,9
1904:	(+)9,22	(+)37,7	(+)44,3	(+)46,9	(+)53,5	(—)53,1	(—)46,5
1905:	(+)9,32	(+)38,0	(+)44,6	(+)47,3	(+)53,9	(—)52,9	(—)46,1
1906:	.	(—)37,6	.	.	.	(+)	.
1907:	(—)7,84	(—)34,9	(—)39,3	(—)42,7	(—)47,1	(+)57,3	(+)52,9
1908:	(+)8,12	(—)34,2	(+)39,6	(—)42,3	(+)47,7	(+)57,7	(—)52,3
1909:	(+)8,98	.	(+)42,7	.	(+)51,7	.	(—)48,3

Die Parallelität der Löhne und sozialen Lasten ist vollständig; eine Ausnahme zeigt nur das Jahr 1908, in dem die Gesamtbelegschaft um 13,4 %, die Lohnsumme nur um 11,5 % zunahm und überdies eine Erhöhung der gesetzlichen Knappschaftsbeiträge stattfand. Löhne und Soziallasten machen mit Einschluß der Angestellten rund die Hälfte, ohne sie gut $^4/_{10}$ des Produktionswertes aus; aber weder die Löhne noch die Soziallasten sind für die Entwicklung der Rentabilität entscheidend gewesen. Die Rentabilitätskurve folgt auch bei Einbeziehung der Löhne nicht den sozialen Faktoren, sondern wirtschaftlichen Motiven; der nach Abzug von Löhnen und Soziallasten bleibende absolute Ueberschuß vom Tonnenwert übertraf 1908 den aller vorangegangenen Jahre! Angesichts der überragenden Bedeutung, die dem Faktor „Arbeit" gerade im Bergbau zukommt, darf das Ergebnis bis auf weiteres auch für andere Zweige der Volkswirtschaft als typisch gelten.

*) = jährlicher Durchschnittswert der Tonne Förderung.

Digitized by Google

Ob innerhalb des dergestalt von Konjunktur und Marktlage beherrschten Produktionsprozesses den Löhnen und damit überhaupt dem Faktor „Arbeit“ eine im ganzen steigende Quote an den Produktionsunkosten zufällt, wie vielfach vermutet wird, könnte erst auf Grund umfassenderer Untersuchungen festgestellt werden. Für den oberschlesischen und den Steinkohlenbau an der Saar jedenfalls ist der Lohnanteil im Durchschnitt der letzten zwei Jahrzehnte gefallen,*) während im letzten Jahrzehnt der Anteil von Löhnen und Soziallasten durchschnittlich der gleiche geblieben ist; für den Bergbau scheint daher der Anteil des Faktors „Arbeit“ am Produktionsprozeß in letzter Zeit zum mindesten stabil geblieben zu sein!

Wenn trotz des festgestellten Parallelismus zwischen Lohnanteil und Anteil der sozialen Lasten doch von den Beteiligten über das Wachsen der Sozialbelastung stärker geklagt wird als über die Lohnerhöhungen, so mag dies zum Teil psychologisch erklärt werden können; sind doch die sozialen Lasten ihrer absoluten Höhe nach einer willkürlichen Verminderung nicht fähig, während das Lohnniveau der unmittelbaren Bestimmung des Werkleiters unterliegt.

In welchem Zusammenhange steht nun der Versuch, den sozialen Aufwendungen ihren richtigen Platz im Aufbau unserer Erwerbswirtschaften anzuweisen, mit der Frage, welches die richtige Methode für privatwirtschaftliche Untersuchungen sei? Wir sahen, daß das Thema: Sozialpolitik und Unternehmertum für die Volkswirtschaft im ganzen beantwortet und nur mehr für einzelne Unternehmungen und Unternehmungszweige strittig sei; und ein Blick auf die bisherigen Lösungsversuche zeigte uns, daß hier alles von einer richtigen Fragestellung abhänge. Wo bei der Betrachtung wirtschaftlicher Teilgebiete, wie eines lokalen Industriezweiges, die Grenze zwischen privat- und volkswirtschaftlichen Studien liege, braucht uns dabei nicht zu kümmern;**) genug, daß die Frage der sozialen Belastung unserer Industrie privatwirtschaftlicher Studien und deren methodischer Fundierung unbedingt bedarf. Somit finden wir in dieser Frage wie in einem Brennpunkt zwei höchst aktuelle Probleme konzentriert: neben der sozialpolitischen Kontroverse den neuesten Methodenstreit in unserer Wissenschaft!

Gerade an dem Versuch, die soziale Belastung konkreter Erwerbswirtschaften zu bestimmen, läßt sich die von mir in diesen Heften verfochtene These erhärten, daß der methodische Ausgangspunkt dabei nicht das private „Geschäfts“- oder „Rentabilitäts“-Interesse, sondern allein der allgemeine

*) Deutsche Wirtschafts-Zeitung a. a. O., Seite 589.

**) Der Privatwirtschaftslehre bleibt als unbestrittenes Gebiet die Untersuchung der privaten Einzelwirtschaften, während die Abgrenzung des weltwirtschaftlichen vom bisherigen volkswirtschaftlichen Forschungsgebiet viel problematischer und wenig überzeugend scheint; vgl. die Themata der Arbeiten des neuen Kieler „Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft“ (Jena).

Digitized by Google

volkswirtschaftliche Gesichtspunkt sein dürfe.*) Durch die „Brille“ des Erwerbsinteresses sehen sich alle sozialen Aufwendungen als Lasten an, als Schmälerungen des um ihren Betrag notgedrungen gekürzten Erträgnisses! Den Reinertrag zu steigern, ist das Ziel jedes erwerbswirtschaftlichen Strebens; unter diesem Gesichtspunkte untersucht und wertet der „typische“ Unternehmer die seinem Erwerbsinteresse vom „öffentlichen Interesse zudiktierten sozialpolitischen oder wirtschaftspolitischen Bindungen. Und nur insoweit gehört er in das „Milieu“ der „spezifisch“ privatwirtschaftlichen Betrachtungsweise; eine Fragestellung, welche den doch schließlich ausschlaggebenden volkswirtschaftlichen Standpunkt mitberücksichtigt, verstößt gegen die methodische Grundregel solcher Forschungen — mag auch mancher weiterblickende Unternehmer in Wirklichkeit sich von dieser Ignorierung aller volkswirtschaftlichen Voraussetzungen bereits freigemacht haben. Die Anwendung auf unseren Fall kann nicht zweifelhaft sein: Nicht nur wird der Privatwirtschaftler als Politiker sein Urteil über Gegenwart und Zukunft unserer Sozialpolitik in ablehnendem Sinne bilden, während der Volkswirtschaftler diese Folgerung in unseren Untersuchungen widerlegt findet**); schon der Wissenschaftler wird zu Fragestellungen kommen, welche „im Gegensatz zur sozialökonomischen Betrachtung“ ausschließlich von der „Betätigung für sich selbst besorgter Wirtschaftssubjekte zur Erzielung eines gewissen Ertrages“ ausgehen und darum rein methodisch auf Irrwege führen, die ich im Vorstehenden von neuem aufgezeigt und widerlegt zu haben glaube. Berücksichtigt dagegen der privatwirtschaftliche Forscher alle für die Struktur des Unternehmens bedeutsamen Momente, wie ich dies zu zeigen seinerzeit versucht habe, so wüßte ich nicht, wodurch eine solche „Erfassung privatwirtschaftlicher Probleme unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten“ methodologisch sich von ähnlichen Arbeiten der historischen Schule etwa über Landwirtschaft und Bankwesen unterschiede und wie für sie sich die Notwendigkeit eines „spezifisch“ privatwirtschaftlichen Standpunktes demonstrieren ließe! Eine auch nur „fiktive“ Loslösung solcher Probleme aus den sozialen Verkettungen dürfte sich methodisch wie praktisch um so mehr als abwegig und unfruchtbar erweisen, je enger ihrer Natur nach die Beziehungen sind, welche Privatwirtschaften und Volkswirtschaft im realen Wirtschaftsleben auf Gedeih' und Verderb unlösbar an einander ketten.

*) Im Septemberheft 1912. — Prof. Weyermann hat seine oben skizzierte Stellungnahme in einer neuerdings veröffentlichten Berner Antrittsrede wiederholt und ergänzt, ohne zu den Ausführungen etwa Prof. Herkners über das Werturteil in der Nationalökonomie oder zu den meinigen über die Methodenfrage sich zu äußern. S. Weyermann, Das Verhältnis der Privatwirtschaftslehre zur Nationalökonomie, Bern 1913.

**) Die „wertfreie“ Privatwirtschaftslehre soll zugleich eine „objektive, orientierende Grundlage für die Wirtschaftspolitiker abgeben“ (s. Septemberheft 1912, Seite 499). So tief das Ansehen der Wirtschaftswissenschaft bei den enragierten Unternehmervertretern gesunken war, so lebhaft begrüßen sie jetzt „die neue Schule der Volkswirtschaft“. So zum Beispiel „Ostdeutsche Industrie“ a. a. O., Seite 245 und 251.

Digitized by Google

Naturwissenschaft.

Biologisches Experimentierbuch. Von C. Schäffer. (Bastian Schmids naturwissenschaftliche Schülerbibliothek, Bd. 18.) Leipzig, Teubner 1913. 272 S., geb. 4 Mark.

Ich glaube, es ist das erste Mal, daß ein Buch, wie das vorliegende, speziell den Schülern in die Hand gegeben wird. Der Verfasser hat aus dem so wichtigen Gebiete der Lehre vom Leben eine Anzahl leicht ausführbarer Experimente zusammengestellt, um seine jungen Leser gewissermaßen spielend mit den Lebensvorgängen bei Pflanzen und Tieren bekannt zu machen. Er hat überall den richtigen Ton getroffen und kann sicher sein, daß er sich zahlreiche Freunde unter der Jugend erwerben wird, deren Wissen er durch unverlangte Arbeit bereichern und deren Beobachtungsgabe er schärfen wird.

Zunächst erfährt der junge Naturfreund, woraus die Nahrung der Pflanze besteht; dann zeigen ihm einfache Versuche, wie sie aufgenommen wird, wobei die Aufnahme des Kohlenstoffes in den Vordergrund gestellt wird. Die Experimente zum Nachweis, daß farbiges Licht die Assimilationstätigkeit bei Wasserpestsprossen verschieden beeinflußt, sind etwas umständlich (Seite 25). Der junge Experimentator wird sicher bald darauf kommen, zwischen Beobachtungsglas und Fenster farbige Gelatineplatten zu stellen und dann mit der Taschenuhr in der Hand die aufsteigenden Sauerstoffblasen zu zählen. Hat die Pflanze die nötigen chemischen Grundstoffe aufgenommen, so handelt es sich darum, sie dorthin zu transportieren, wo sie nötig sind. Wie das geschieht, wird eingehend erläutert. Bei der Betrachtung der Zellwände und des Zellinhalts wird besonders die künstliche Zelle zum Nachweis des Turgors die Aufmerksamkeit fesseln. Zu den Versuchen über Plasmolyse (der Name fehlt!) ist zum ersten Male das Mikroskop nötig, doch ist über die mikroskopische Technik nichts gesagt. Es ist übrigens das einzige Instrument, dessen Anschaffung größere Kosten verursacht; die sonst zu den Versuchen notwendigen Hilfsmittel sind sehr billig zu beschaffen. Die Umwandlung von Stärke in Zucker läßt sich einfacher zeigen, als auf Seite 53 und 54 angegeben wird. Man hat dazu nur eine reife und eine unreife Banane nötig. Zieht man ein Stück Schale ab, kratzt innen ein wenig los und betrachtet es in einem Tropfen Wasser mit dem Mikroskop, so macht die Beobachtung keine Mühe. Sehr gut gelungen sind die Kapitel 6 und 7, welche von dem Licht-, Wärme- und Richtungssinn der höheren Pflanzen handeln. Auch die Tierbiologie ist reichlich vertreten. Leider ist das ganze Buch nur recht sparsam mit Abbildungen versehen. Wenn es wirklich, wie der Untertitel sagt, eine „Anleitung zum selbsttätigen Studium der Lebenserscheinungen für jugendliche Naturfreunde" sein soll, darf mit Abbildungen und Figuren nicht gespart werden. Das Kapitel über die Sinnesorgane des Menschen, das überhaupt sehr knapp ist, leidet am meisten darunter. Bei dem Schnitt

Digitized by Google

durch das menschliche Auge fehlt jede Erklärung, so daß es keinen Sinn hat, wenn Seite 246 darauf verwiesen wird. Bei Versuchspflanzen- und tieren ist stets der wissenschaftliche Name angeführt, doch fehlt die Angabe der Betonung.

Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaften. Von E. Picard. Autorisierte deutsche Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen von F. und L. Lindemann. (Leipzig, Teubner. 1913. 292 S. Geb. 6 Mark.)

Gelegentlich der Weltausstellung zu Paris im Jahre 1900 erstattete Picard einen Bericht über die letzten Fortschritte auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiete. Dieser (erweiterte) Bericht liegt heute in deutscher Uebersetzung (besorgt von F. und L. Lindemann) vor und bildet den 16. Band der bekannten Teubnerschen Sammlung „Wissenschaft und Hypothese".

Vielleicht erweckt der Titel des Werkes hier und da Kopfschütteln, läßt er doch eine lexikalische Aufzählung von wer weiß wie vielen Büchertiteln vermuten. Doch zu Unrecht. Wir haben mehrere Unternehmen, die so verfahren, oder die uns alljährlich dadurch über die Fortschritte der Mathematik und Naturwissenschaften unterrichten, daß sie lose zusammenhängende Referate über neue Arbeiten bringen oder aus der Fülle des Materials einige Punkte herausgreifen und ausführlicher darstellen. Picard hat den schwierigen Versuch gewagt, das Wissen der letzten Jahre in Mathematik und Naturwissenschaften zu einem Gemälde zu vereinigen, und zwar mit Glück. Die Darstellung ist streng sachlich. Wo von Theorien und Methoden die Rede ist, wird keine auf Kosten der anderen bevorzugt. Rein philosophische Diskussionen sind vermieden, das Ganze ist selbst eine Philosophie der Wissenschaften.

Suchte man nach einem Motto für das Buch, so könnte das der alte Satz sein, daß alle Dinge sich durch Zahlen ausdrücken. Denn das Buch enthält in 9 Kapiteln die Entwicklung der mathematischen Analysis und ihre Beziehungen zu anderen Wissenschaften: Astronomie, Mechanik und Energetik, Physik des Aethers, Physik der Materie und Chemie, Mineralogie und Geologie, Physiologie und biologische Chemie, Botanik und Zoologie, Medizin und Bakteriologie. Es ist so in gewissem Sinne eine Geschichte der mathematischen Wissenschaft und ihrer Theorien und ein glänzendes Beispiel für die Anwendungen in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen. Es besteht tatsächlich eine gewisse Wesensverwandtschaft zwischen der Mathematik und anderen Wissenschaften.

Nach einem historischen Ueberblick beginnt der Hauptteil des Buches, der uns so recht den wechselseitigen Einfluß der einzelnen Wissenschaftsgebiete zeigt und Galileis Worte bewahrheitet, daß im Buche der Natur die tiefsten Geheimnisse stets in dem Charakter der mathematischen Analysis geschrieben sein werden. Zu loben ist, daß der Verfasser stets versucht,

Digitized by Google

die Problemstellung scharf zu charakterisieren, um dann, daran anknüpfend, zu zeigen, wie durch Ventilieren der einschlägigen Fragen die zahlreichen klassischen Untersuchungen in einzelnen Gebieten der Mathematik hervorgerufen wurden. Wenn das auch in erster Linie den Fachmann interessiert, so muß es doch auch dem gebildeten Laien Achtung abnötigen und ihm zeigen, daß die Mathematik mehr ist als (nach Schopenhauers bekanntem Worte) eine Sache, die höchstens den Nutzen haben kann, flatterhafte Köpfe an Aufmerksamkeit zu gewöhnen.

Von allen Naturwissenschaften hat die Physik am meisten die mathematische Form angenommen, dementsprechend ist ihr auch ein großer Raum gewidmet. Der Ueberblick, welcher hier gegeben wird, weist im großen und ganzen kaum eine Lücke auf. Er setzt mit der Optik ein und belehrt uns zunächst über Michelsons Absicht, das Metermaß auf eine Wellenlänge des Lichts zurückzuführen, um so wirklich das zu schaffen, was man ursprünglich bei Festsetzung des Meters (ein zehnmilliontel des Erdquadranten) haben wollte, nämlich ein aus der Natur genommenes und jederzeit reproduzierbares Maß. Den Uebersetzern ist hier ein Versehen unterlaufen: das französische trillion bedeutet 1 Million mal 1 Million, also eine Billion für uns. Deshalb sind die Schwingungszahlen für rotes und violettes Licht (Seite 113) nicht richtig angegeben. Das Problem, stehende Lichtwellen zu erzeugen, veranlaßte Lippmanns und Wieners Arbeiten über Farbenphotographie, von der gerade in der letzten Zeit überall die Rede ist. Auch die so schwierige Aethertheorie wird aufgerollt, und die Widersprüche nebst den Erklärungsversuchen werden erörtert. Außer dem Lichte überträgt der Aether noch andere Erscheinungen, auf welche ebenfalls eingegangen ist. Dazu gehören die schwer zu beobachtenden Erscheinungen des Lichtdrucks. Nachdem Maxwell im Jahre 1873 gesagt hatte: „Im Raume entdecken wir Sterne mit Hilfe ihres Lichtes, und zwar ausschließlich durch dieses, die so weit voneinander entfernt sind, daß nichts Materielles jemals vom einen zum andern hinübergewandert sein kann", mag es eigentümlich erscheinen, daß derselbe große Forscher im gleichen Jahre die Kraft voraussagte, mit deren Hilfe die Materie von Stern zu Stern transportiert wird — den Strahlungsdruck des Lichtes. Bartoli hat übrigens nicht nur, wie Picard meint, den Strahlungsdruck vorausgesagt, sondern drei Jahre nach Maxwells Aeußerung bewiesen, daß nicht bloß Lichtstrahlen, sondern jede Art von Strahlungsenergie Druck ausübt. Bekannter als seine Arbeiten sind die von Peter Lebedew geworden. Bequem zugänglich sind diese Abhandlungen durch die von P. Lasareff besorgte Ausgabe in Ostwalds Klassikern der exakten Wissenschaften (Nr. 188), wie ich beiläufig bemerken möchte. F. Lindemann weist in Anmerkung 67 kurz auf die Bedeutung des Strahlungsdruckes für die kosmischen Erscheinungen hin. Ich glaube, S. Arrhenius war der erste, der (im Jahre 1900) zeigte, wie man eine ganze Reihe bisher unverständlicher Erscheinungen in der Natur dadurch ganz einfach erklären kann. Doch nicht nur in der kosmischen

Digitized by Google

Physik kann die Druckkraft des Lichtes manches sonst Rätselhafte lösen. Auch bei der Lichtempfindung der Pflanzen kann es sich um Wahrnehmung von Druckempfindungen handeln. Oder warum sollen wir zurückschrecken vor einer solchen Erklärung des Heliotropismus? Haben wir doch im Protoplasma der Pflanzenzelle für Druckveränderungen das Empfindlichste, was wir kennen. — Doch zurück zur Optik! Es ist selbstverständlich, daß bei einer Betrachtung der Entwicklung der Optik auch des Mikroskops gedacht wird. Der Verfasser führt uns den interessanten Weg bis zur Konstruktion des Ultramikroskops. Auch der jüngst wieder eifrig studierten Brownschen Bewegung gedenkt er und versäumt nicht, auf Widersprüche aufmerksam zu machen, die sich gegen scheinbar ganz fest begründete Gesetze der Physik erheben, wenn wir die Gedanken weiter denken, welche beim genauen Studium der Brownschen Bewegung auf uns einstürmen, wonach nämlich ein Wassertropfen mit etwas mineralischem oder organischem Staub Sitz andauernder Bewegung zu sein scheint.

Optik und Elektrizität sind seit den klassischen Untersuchungen von Maxwell und Hertz keine getrennten Gebiete mehr. Die Erscheinungen der Interferenz, Reflexion, Brechung, Diffraktion, Doppelbrechung finden wir bei den elektrischen Strahlen ebenso wie in der Optik. Eine Anwendung der Hertzschen Wellen ist von ungeahnter Bedeutung geworden: die drahtlose Telegraphie, Radiotelegraphie oder auch Funkentelegraphie, wie sie in unserem Heere heißt. Leider ist dieser Teil sehr knapp; er umfaßt kaum 20 Zeilen. F. Lindemann hat in Anmerkung 70 einige Werke angegeben, die weiter in den Gegenstand einführen. Sie sind alle schon einige Jahre alt, und das ist nirgends so sehr von Nachteil, wie auf diesem Gebiete mit seinem raschen Vorwärtsschreiten. Deshalb sei hier nachtragend auf das „Lehrbuch der drahtlosen Telegraphie" von Zenneck (2. Aufl. 1913) hingewiesen, welches auch die neusten Ergebnisse berücksichtigt und außerdem leichter zu studieren ist als das von Lindemann angeführte Hauptwerk Zennecks (Elektromagnetische Schwingungen) aus dem Jahre 1905. Bei den Namen Zenneck und Ruhmer hat sich ein Schreibfehler eingeschlichen. Diejenigen Leser, welche sich für die Verwendung der Radiotelegraphie im Heere besonders interessieren, finden viel darüber bei F. Anderle (Lehrbuch der drahtl. Telegraphie und Telephonie. 2. Aufl. Wien.).

Von der Wellentelegraphie, diesem jüngsten Zweige der Elektrotechnik, wendet sich Picard zu den Kathodenstrahlen und X-Strahlen (warum nicht Röntgenstrahlen?). Unter seiner Führung legen wir den Weg zurück, den die Entdeckungsgeschichte seit den Arbeiten Crookes genommen hat, der übrigens von Eigentümlichkeiten beim elektrischen Entladungsvorgang in verdünnten Gasen ausging, die der Deutsche Hittorf mehrere Jahre vorher beobachtet hatte. Wir lernen die Eigenschaften der Kathodenstrahlen kennen und sehen, wie sie indirekt den Anlaß zur Entdeckung der Röntgenstrahlen waren. Was über die Magnetokathodenstrahlen gesagt wird, ist unverständlich. Merkwürdigerweise sind die von Goldstein entdeckten Kanalstrahlen nicht

Digitized by Google

erwähnt. Der Uebersetzer suchte diesem Mangel abzuhelfen, indem er in einer Anmerkung kurz auf Goldsteins Arbeiten hinwies.

Daß auch der radioaktiven Forschung ein besonderes Kapitel gewidmet wird, ist selbstverständlich. Zu Beginn wird „auf verschiedene merkwürdige Experimente" aufmerksam gemacht, die Gustave Le Bon in seinem Buch „L'Évolution de la Matière" beschrieben hat. Welcher Art diese Experimente sind, und welche Bedeutung sie haben, erfahren wir nicht von Picard, so daß man nicht recht versteht, was die Bemerkung an der Stelle soll. Den Uebersetzern ist entgangen, daß seit 1909 eine deutsche Uebertragung von Le Bons Buch existiert (besorgt von Max Iklé; bei Joh. Ambrosius Barth in Leipzig verlegt). Wer sich für den Standpunkt Le Bons interessiert, sehe sich folgenden Satz an: „Nichts entsteht; alles vergeht. Aus der bei der Dematerialisation der Materie freiwerdenden Energie stammen die meisten Kräfte im Weltall." Er gibt das Leitmotiv des Buches wieder.

Obwohl an der radioaktiven Forschung auch eine große Anzahl deutscher Physiker beteiligt ist, nennt Picard nur französische Namen, vergißt aber dabei den Poincarés, der durch eine einmal ausgesprochene Vermutung (auf die ich hier nicht eingehen will) Becquerel zu seinen planmäßigen Versuchen veranlaßte. Gewiß, „man" konnte das Atomgewicht des Radiums bestimmen; Frau Curie tat es und in neuerer Zeit Hönigschmid nach den modernsten Methoden und mit etwa 1,5 g Radiumchlorid als Ausgangsmaterial. Selbst in der knappen Skizze, die Picard geben will, hätten einige deutsche Forscher genannt werden müssen, beispielsweise wo von den verschiedenen Geschwindigkeiten der β-Strahlen die Rede ist. v. Baeyer, Hahn und Lise Meitner haben die genauere Bestimmung durchgeführt.

Ueber die Ausbildung der Theorie der Elektronen, zu welcher die neuen Strahlungserscheinungen führten, erfahren wir allerlei Interessantes. Die Hertzschen Gleichungen über die Veränderungen im Zustand des Lichtäthers, wie sie durch Rowlands Versuche hervorgerufen werden, enthalten einen Druckfehler, der so augenfällig ist, daß er keine weitere Erwähnung finden kann.

In dem speziellen Kapitel über die Physik der Materie läßt uns der Verfasser einen Blick in die so überaus lehrreiche Geschichte der Verflüssigung der Gase tun. Bei der Erwähnung des Lindeschen Gegenstromapparates ist das Jahr falsch angegeben. Die Betrachtung des Abschnitts schließt mit der Verflüssigung des Wasserstoffs durch Dewar. Seitdem ist doch auch das Helium verflüssigt worden, das solange Widerstand leistete. Es folgt weiterhin eine Erörterung der kinetischen Theorie der Materie, wobei mit Recht der klassischen Arbeiten von Clausius und Maxwell gedacht wird. Seit Clausius pflegen wir die mittleren Geschwindigkeiten der Wasserstoffmoleküle (im Text steht Wassermoleküle) bei 0 Grad auf 1844 anzugeben (statt 1840). Doch das nur beiläufig.

Digitized by Google

Diese und andere Kleinigkeiten tun dem Werte des inhalts- und gedankenreichen Buches keinen Abbruch. Heutzutage, wo die ganze Wissenschaft spezialisiert ist, wird man ein Werk, wie das vorliegende, nicht ohne Nutzen aus der Hand legen. Die zumeist literarischen Anmerkungen von F. Lindemann werden besonders den Studierenden der Mathematik und Naturwissenschaften willkommen sein. Wenn ein Sachregister vorhanden wäre, könnte das Buch für sie zu einem brauchbaren Nachschlagewerk werden.

Königsberg i. Pr. K. Schmitt-Wendel.

Literatur.

Der große Krieg in Deutschland. Dargestellt von Rikarda Huch. Leipzig, Inselverlag 1912. Bd. 1 und 2.

Vielleicht ist es notwendig, den Untertitel dieses Werkes dahin zu ergänzen, daß es sich um keine geschichtliche Arbeit handelt, sondern um eine rein künstlerische. Es hat nicht die Kunst die Historie unterstützen wollen, sondern die freischaffende Künstlerin hat sich, bis zu einem gewissen Grade, für ihre rein künstlerischen Zwecke gewisser historischer Elemente bedient. Als Dichterin erzählt sie nicht Geschichte, sondern schafft Legende, und es wird nicht eine Person im Buche vorkommen, die nicht in höherem Maße das Bild der Dichterin selbst wiedergibt als die Gestalt, die die Historie nach ihren Quellen konstruiert. Bei allen diesen Kindern des Dichtergeistes wird das mütterliche Erbteil so stark überwiegen, daß die Wissenschaft unter Umständen Mühe haben mag, ihre Vaterschaft anzuerkennen. Wäre es nicht so, dann könnte es sich vielleicht um eine gewissermaßen kunstgewerbliche Arbeit handeln, aber nicht um ein Kunstwerk. In der Dichtung gilt nie eine historische Wahrheit, nie und allerwege keine andere als nur die dichterische.

Ist so das Werk dem Urteilsbereich des Historikers entzogen und vor seiner, sicherlich nicht berechtigten, Kritik sichergestellt worden, so wird man zu einer Großtat des schöpferischen Geistes, wie sie dieses legendäre Epos vom dreißigjährigen Kriege darstellt, ohne weitere lobende Aufzählung seiner Vorzüge der Verfasserin und nicht minder dem Publikum von Herzen Glück wünschen dürfen. Nicht, wie der Historiker es tut, ist hier einer Epoche Leben und Existenz für die Ewigkeit gegeben worden. Der Historiker hält das Einmalige, das Geschehene, fest und zeigt, wie etwas war oder sein müßte. Hier dagegen wird es neu geschaffen, so, wie es gewesen sein könnte oder vielleicht sollte, nicht als das Einmalige, das vergangen ist, sondern, gewissermaßen in der Verklärung, als ein Spiegel des ewigen, unendlichen und immer wiederkehrenden Geschehens. Und nun nicht etwa, als ob Gesetze bloßgelegt wären: auch nicht soziologische, sondern rein dichterische Arbeit liegt vor: das Einmalige wird so erzählt, wie es sich

Digitized by Google

in einem fruchtbaren Geist gestaltet: als ob es ewig wäre, oder das Ewige, wie es einmal erscheinen könnte.

Es wird für eine Bemerkung um Erlaubnis gebeten, die keinesfalls mit dem Anspruch auf Richtigkeit, nur zweifelnd, als eine Beobachtung oder ein Einfall, ausgesprochen werden soll.

Als vollkommen in ihrer Art und daher klassisch erschienen mir bisher im ganzen Werk der Rikarda Huch nur ihre biographischen Aufsätze in dem Buche: Das Risorgimento. Der nachprüfende Vergleich mit den Romanen schien zu ergeben, daß diesen gegen jene eine Trübung der Stilreinheit anhaftete, insofern sie die Verfasserin nicht gleichmäßig auf der Höhe ihrer Kraft zeigten. Ein Schema soll versuchen, diese Unterschiede zu bezeichnen. Es zeigte sich, daß den höchsten Wert diejenigen Partien beanspruchten, die ihren Ursprung allein in der Erkenntniskraft der Autorin hatten, der objektiven, reinen Kraft des Geistes. Während nun im allgemeinen der dichterische Wert eines Werkes wächst, je nachdem die persönliche Anteilnahme des Verfassers zunimmt, da, wo der Autor nicht als kühldenkender Kopf, sondern so subjektiv wie möglich mit der ganzen Wärme eines leidenschaftlichen Menschen, der in Leid und Freude, Sehnsucht und Furcht, Liebe und Haß stark persönlich erlebt, hintritt und den Reichtum seines Menschseins mitteilt, scheinen hier gerade diese Partien die schwächeren zu sein. So möchte man, bei aller Bewunderung des Garibaldiwerkes, doch die Frage offen lassen, ob es dem Herzensanteil, den die Verfasserin an ihrem Helden nimmt, gelungen ist, den Leser völlig zu überzeugen und auch jenen Rest von Lächerlichkeit, der dem ewig begeisterten und immer schönen Manne bei seinen abenteuerlichen Heldentaten anhaftet, völlig in Bewunderung und Ehrfurcht aufzulösen. Die Verfasserin erzählt nicht nur. Sie tritt zugleich mit ihrer Person vor ihren Helden hin, und es muß sich nun erst zeigen, ob der Schutz, den sie ihm leiht, hinreichend ist. Sie ist nicht lediglich Künstlerin. Das Ich, mit dem sie uns entgegentritt, ist nicht das All-ich. Ihr Leid und ihre Freude, ihre Sehnsucht und ihre Befürchtungen, ihre Liebe und ihr Haß sind nicht unbedingt die aller und entzünden daher nicht mit Sicherheit in allen das gleiche Gefühl. Es scheint ihr die letzte Befähigung zum subjektiven Schaffen, zur Darstellung eigenen Gefühlserlebnisses als Inhalt einer großen Kunst weniger vollständig gegeben zu sein. Aber da, wo sie objektiv und uninteressiert, rein erkennend sieht (nicht das Erkennen historischer Tatsachen, sondern rein menschlicher Möglichkeiten und Notwendigkeiten ist gemeint), wo sie nur sieht und nach den unpersönlichen Gesetzen der Wahrnehmung menschlichen Geschehens die Elemente aufbaut, wie der Mathematiker den Raum schafft, in dem er nach den eigenen, aber unpersönlichen Gesetzen der Anschauung die gegebenen Empfindungen ordnet, wo das, was draußen um sie herum geschieht, in ihr gestaltetes Leben wird, ohne Rücksicht auf die eigene Person, deren Schicksal, deren Sympathien und Wünsche, da tragen ihre Schöpfungen den Stempel der Vollkommenheit, und der Leser erlebt das erhabene Glück,

Digitized by Google

einmal irgend eine Kraft ohne jede Einschränkung siegreich und erfolgreich zu sehen.

Diese reine Kraft des Geistes, der allein jener Humor und jenes Lachen möglich ist, von dem man nicht sagen kann, ob es eigentlich gütig und froh oder grausam und höhnisch ist, jenes unbegreifliche Lachen der Götter, jener Humor, der die Szene vom Kurfürsten von Sachsen mit Heinrich Schütz und dem Gänseknochen zeichnete — macht die Verfasserin groß. Aber sie macht nicht den idealen, den vollkommenen, nicht den glücklichen Menschen. Sie gibt einen Reichtum, dem auf der anderen Seite eine Armut das Gleichgewicht hält. Sie macht darum nicht den großen Lyriker, der auf sich weisen darf, vielleicht auch nicht den großen Dramatiker, aber sie macht den großen Epiker. — Wahrscheinlich ist überhaupt keine Kunst. Natur, gesehen durch ein Temperament. Sicherlich nicht die epischer Sondern: gesehen und gestaltet von einem großen und starken Geist. der die Kräfte zum Herrschen besitzt über das, was er umfaßt. der, ohne seinen Unterworfenen das Leben zu nehmen, wie der Wissenschaftler, dessen Begriffe töten, — ihnen mit königlicher Gewalt ihren Platz anweist und sie nach seinem Willen, durchaus nach seinem reinen, weil gesetzmäßigen Willen bewegt, der zusammenschließt, gliedert, gruppiert, auswählt und scheidet und dem Lebendigen Form aufzwingt.

Das neue große Werk zeigt nun die Verfasserin rein in dieser ihrer höchsten Kraft. Hier tritt ihre Person vollkommen zurück, und es gibt keine Trübungen mehr. Das „Risorgimento" war noch Betrachtung, nicht Erzählung, noch Wissenschaft, nicht völlig Kunst. Aber dieselben Kräfte, die dort, gewissermaßen auf dem kleinen Schlachtfelde, Vollkommenes schufen. haben sich jetzt an die große Aufgabe gewagt. Das Werk, das geschaffen wurde, ist ein reines, großes Epos. —

Um so mehr erregte es — bei der Lektüre freilich zunächst nur, da zum eingehenden Studium die Zeit noch nicht reichte — Befremden, daß, so stark und plastisch die Linien und Formen im einzelnen sind, das Werk als Ganzes eine Linienführung nicht erkennen läßt, wenigstens keine unbedingt beherrschende. Wenn die Ereignisse vor Troja zusammengefaßt und geordnet wurden als Elemente der Geschichte vom Zorn des Achilles, so wäre eine solche Technik den Absichten der Verfasserin entsprechend vielleicht zu primitiv gewesen, und, sollte es nicht als ein armseliges, romanhaftes Kunstmittel wirken, dessen Absichtlichkeit zu lächerlich wäre, um zu verstimmen — man vergleiche Zolas „Zusammenbruch", dessen oberflächlich: spießbürgerliche Nichtigkeit seine Erwähnung in der Nähe dieses Epos eigentlich verbietet — müßte das persönliche Schicksal ein sehr überragendes sein, das eine solche Fülle und Breite von Ereignissen sich unterwerfen und beherrschen sollte. Die stärkste Persönlichkeit in dem bis jetzt vorliegenden Teil, Gustav Adolf, leistet dies denn auch durchaus nicht. In der Tat scheint die Verfasserin von einem persönlichen Helden abgesehen und, indem sie die Personen und Schicksale einander koordinierte, gewissermaßen

Digitized by Google

die Gesamtheit, das „Volk" im Sinne der Völkerpsychologie, zum Träger des Geschehens gemacht zu haben. Aber sollte auf eine Gruppierung durch Tatsächliches, gewissermaßen eine führende Melodie, verzichtet werden, so war doch eine dynamische Gliederung des Ganzen denkbar, eine bestimmte Verteilung des Nachdrucks, irgend eine aus der Fülle der Einzelbilder sich aufbauende Gesamtsteigerung, irgendwie ein Anwachsen der Spannung, ein deutlicher Zusammenschluß der Einzelfäden. In der Tat zeigt der erste Band, mit dem Untertitel „Das Vorspiel", einen solchen das Ganze beherrschenden Aufbau in vollendeter Weise. Es wird ein Netz gewoben. An allen Enden zugleich entwickelt sich und schießt an, was werden soll, langsam, aber höchst bestimmt nähern sich die Fäden dem Vereinigungspunkt, und aus allen Vorbereitungen wird das Ereignis geboren, das dann längst schon da ist, bevor es noch als solches erkannt wird: der Ausbruch des verheerenden, alles umstürzenden, die Welt revolutionierenden Krieges, der Anbruch des Weltschicksals. Der zweite Band dagegen, mit dem die eigentliche Handlung einsetzt, läßt uns ohne Führung in der Fülle der Bilder. Und so erlahmt die Spannkraft der Phantasie im Leser, da sie sich gewissermaßen selbst einen Weg bahnen oder einen Faden spinnen muß, und es wird mühsam, diesen Band zu lesen, wiewohl das Ende die Mühe reichlich vergilt, wo jene in sich zusammenhängende Gruppe, die durch das Schicksal Gustav Adolfs bestimmt wird, mit dessen Ausgang einen Aktschluß von großer Pracht und Mächtigkeit liefert.

Indessen ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Künstlerin von solchen Qualitäten, wie sie diese beiden Bände aufweisen, insofern unkünstlerisch gearbeitet haben sollte, ohne den Willen, ein in sich ruhendes Werk mit eigenem Rückgrat zu schaffen. Vielmehr wird man zu beachten haben, daß, was vorliegt, nur erst ein Torso sein kann und die folgenden Bände das Befremden vielleicht vollständig zerstreuen werden. Vielleicht bringen sie erst jenen Kraftpunkt, von dem ausstrahlend rückwärts wirkende Kräfte dem Ungegliederten die Gliederung noch aufzwingen. Vielleicht wird sich zeigen, daß, was als Gerade erschien, in Wahrheit der Ausschnitt einer Kurve, der erste Aufstieg eines außerordentlich weit gespannten Bogens war, dessen Krümmung erst in größerem Abstande dem Auge erkennbar wird. Dann freilich wird man wohl verpflichtet sein, jene geforderte Mühe bereitwillig auf sich zu nehmen und einer Führung zu neuen, noch ungewohnten Möglichkeiten der Kunst zu folgen, sich selbst den größeren Anforderungen, die neue und unerhörte Ausmessungen der Bogenstellung bringen, anzupassen und für die neue Kunst mit dieser selbst zu wachsen. Ein Moment, das sich wohl als der Beginn oder wenigstens die Ankündigung einer „Krümmung" auffassen ließe, ist vielleicht in der seltsamen Vorbereitung des Wallensteinschicksals gegeben. Vielleicht erscheint der Verfasserin dieser Mann, von dem bisher noch kaum besondere Taten berichtet wurden, der allein durch seine reicheren Geisteskräfte die Aufmerksamkeit auf sich zog, überragend genug, um doch dem Werke einen persönlichen Helden zu geben

Digitized by Google

und seinen Aufbau durch ein persönliches Schicksal zu bestimmen. Die Fortsetzungen werden es zeigen, ob der Wallensteintragödie ein Rivale erwachsen ist in einem Wallensteinepos.

Um so stärker wird die erwartungsvolle Spannung sein, in der der Leser, jedenfalls dankbar für das außerordentliche Gegebene, den Folgebänden entgegensieht. Dr. Siegfried Krebs.

„Der Semmelmilchtanz und andere Geschichten." Von Ilse Leskien. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 159 S.

Die neun Dorf-Episoden aus dem Königreich Sachsen, die Ilse Leskien hier vereinigt hat, kann jedermann lesen. Sie handeln von leicht übersehbaren, einfachen Seelen, von Männern, Frauen, Kindern, die ohne Aufsehen ihr Tagewerk auf dem Lande verrichten. Ilse Leskiens Darstellung ist nicht originell, nicht jagend, will auch nicht packend sein, ebensowenig rüttelt sie an den Schlössern zu letzten Daseinsrätseln. Ruhig wie die Natur, ganz ohne Nervosität zieht die Schilderung dahin . . . Der eigentliche Wert der Autorin scheint mir dort zu liegen, wo ihr Frauen-Empfinden tiefer greift, als die Gestaltungskraft es vermag. Die zusammengedrängte kurzweilige Form der Skizzen ist um so mehr zu loben, als dabei dennoch die Ruhe der Schilderung erhalten bleibt, die nur das Wesentliche zeigt. Und wenn man das Buch sinken läßt, schwebt vor einem ein Nachbild von grünen Hügeln und Waldwiesen, von Feldern und verstaubten Dorfstraßen; und man sieht ein, daß man solch einfaches, allerdings jeder eindrucksvollen Besonderheit entbehrendes Buch auch einmal lesen kann.

„Das Domgut". Die Geschichte einer Familie. Von Karl Neurath. 1913. Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 352 Seiten.

Nach der Lektüre dieses Romans ist man verwundert darüber, daß die tiefere Wirkung ausbleibt, daß sich fast nichts von der Darstellung im Gemüt eingeprägt hat. Man durchblättert noch einmal die Arbeit: sie ist äußerlich einwandfrei, Charaktere und Schilderungen sind gut durchgeführt, von kleinen psychologischen Schiefheiten und historischen Verbiegungen abgesehen im großen richtig getroffen, das Werk eines Könners. Sind wir zu sehr durch zähere und tiefer greifende Eindrücke verwöhnt? Es wäre kein Grund, um ein Werk zu verdammen, das Vielen Erquickung und Erschütterung bereiten kann.

Das Domgut, das ist der Marienhof bei Mainz, und auf ihm walten seit vier Jahrhunderten die Rothmüllers. Alle waren Bauern, die Reichsten in dem rheinhessischen Dorf. Aber seitdem durch eine Ahnensünde eine Zigeunerin in die Familie kam, beunruhigt ein flackerhafter Drang ins

Digitized by Google

Weite den steten Ablauf der Generationen: in jeder ist einer, der die angestammte Scholle verläßt. Der Bürgermeister Rothmüller, in der Franzosenzeit auf den Namen Jean Baptist getauft, will seine Söhne studieren lassen. Wir sehen die Zwillingsbrüder auf dem Lande aufwachsen, die 30er Jahre entgleiten in der stillen Sonnenheiterkeit und dem summenden Duft der Rheinniederung, Kindheitseindrücke hinterlassend von sommerschweren Feldern und Rebenhügeln, von dem Lachen der Winzerinnen in der Mittagsglut und dem dunklen Hintergrund der Taunusberge ... Nach Freiheit und Aufklärung drängende Einflüsse machen sich im Dorfe geltend, und sie sind es, die den Bürgermeister bestimmen, seine Söhne in das Mainzer Konvikt zu schicken. Dadurch entzweit er sich mit dem Pfarrer, dessen Meinung auf Erhaltung und ruhige, natürliche Entwicklung gerichtet ist. Die gymnasiale Laufbahn der Söhne endet mit lautem Mißerfolg; sie kehren zurück; dann folgt Schlag auf Schlag: nach tosenden Zerwürfnissen unter den Familienmitgliedern sterben die Einen, die Andern siechen hin, verkümmern; die Wirtschaft geht zurück, das Domgut wird verkauft; alles bröckelt auseinander und löst sich auf. Der Pessimismus des 19. Jahrhunderts legt sich finster und bergeschwer auf die Ueberlebenden.

Man fragt: wozu das alles? War es nötig? Ein äußerlich vortreffliches, großes und mühevolles Kunstwerk bleibt eindruckslos. Die Bruchstellen liegen im Innerlichen. Der Dichter macht es sich oft zu leicht und salviert sich dann. Durch kluge Dorfgreise läßt er darlegen, warum dies alles hat geschehen müssen. Dann seufzen die Helden: alles ist sinnloser Zufall; und damit ist dann eine Flickwand von Begründungen zurechtgepappt, hinter der der Autor sich verkriechen kann, wenn jemand über Taten und Schicksale seiner Gestalten Rechenschaft fordert. Immerhin steht Neurath mit dankenswerter Parteilosigkeit über seinen eigentümlich widerspruchsvollen Ackerbürgern. Sie rufen nach Einigkeit und Freiheit, aber reiben einander auf in partikularistischem Gemeindegezänk und verschließen sich mit mißtrauischem Haß vor den Odenwaldnachbarn. Von Napoleon behaupten diese Rheinhessen begeistert, er habe sie erst zu Menschen gemacht. In merkwürdigem Gegensatz zu dem tobenden Widerstreit zwischen Erhaltenden und Fortschreitenden steht das schattenhafte Vorüberhuschen des Revolutionsmärzes, mit schnüffelnden Häschern und vorsichtig versteckten Kokarden.

Ein lichter Rahmen umschließt das dunkle Gemälde: die Vorgeschichte voll sonniger Verheißung und Jugendkraft, und die Nachgeschichte, ein halbes Jahrhundert später, da still geworden ist, was einst zärtlich flüsterte und grausig dröhnte, und alles Wünschen und Hoffen verstummt ist. Darin liegt Können und Empfinden. Aber immer gewissenhafter und unerbittlicher muß Neurath an sich arbeiten. Nichts Unverantwortliches darf er stehen lassen. Das Domgut, im ganzen ein kraftvoller Wurf, ist dem Anschein nach eine der späteren Anfängerarbeiten eines ziemlich viel Versprechenden. Wir werden seine nächsten Werke mit Interesse ergreifen.

Hans A. Kihn.

Digitized by Google

Ernst Lissauer, 1813. Ein Zyklus. Mit einem Bild von Hodler. Jena, Eugen Diederichs, 1913. 80 S.

Wir stehen zwar noch am Anfang des Jahres und wissen über das, was es uns an dichterischen Gaben bringen wird, nicht viel mehr als über das, was es uns an sonstigen Ereignissen droht. Dennoch glaube ich, daß Ernst Lissauers eben herausgekommene Dichtung „1813" die Jahrhundert-Dichtung von 1813 bleiben werde. Ich habe vor diesem Buch schlechthin nur Bewunderung. Mir fehlt der Ansporn für kritische Bemerkungen. Hier ist alles Einzelne aus dem Geist des Ganzen heraus gesehen und gestaltet. Hier scheint das Notjahr selbst eine lebendige mythologische Gestalt gewonnen zu haben und mit befehlender Gebärde vor uns zu treten. Das ist alles wie Stahl und Eisen und wie Klang von Stahl gegen Eisen. Hodlers gewaltiger „Auszug der Jenaer Studenten in die Freiheitskriege" paßt zu dieser Dichtung wie Feuer und Esse zusammenpassen. Beide, Hodlers Bild und Lissauers Dichtung, ganz ohne jede äußerlich notierende Beziehung aufeinander, wirken wie die Materialisierung eines und desselben Geistes in zwei verschiedendimensionalen Körpern. In beiden dieser gleiche strenge Ernst, der das Leben sich hart an die Böschung des Todes gestellt sieht. In beiden dieser selbe Entschluß ins Aeußerste; dasselbe große Pathos wie ein Wollen über weite Zeiten, die kommen sollen; dieses selbe immanente Klingen wie vom Schritt von Jahrhunderten, die reif werden. Bei Hodler vielleicht um einen Grad verschlossener; bei Lissauer um einen Ton erregter, leidenschaftlicher. Bei beiden etwas, das den Geist des Betrachters unmittelbar zwingt, ein rhythmisches Raunen in sich selbst zu vernehmen, wie Fließen von Blut, das man in Momenten hört, in denen selbst die Zeit stille zu halten scheint, weil Gedanken und Entschlüsse geboren werden, die über sie hinweg schauen. Das Kleid der Worte, der Wortklänge und der Wortsinne sitzt den Lissauerschen Gebilden absolut fest an. Kein an den Fingern abzuskandierendes Versmaß; Länge oder Kürze der Reimzeile völlig dem schnellen oder langsamen Schritt des Gedankens, dem heftigeren oder wuchtigeren Aufschlag des Gefühls überlassen. Es ist immer die ganze Masse des Geschehens, das sich in die allzu enge Form des einzelnen Vorfalls hineinzupressen sucht, es fast sprengend und so mit dem inneren Gehalt erfüllend, daß es übermenschlich ins Symbolische, ja Mythische hineinwächst.

Auch hat sich Lissauer eine so freie Form für diesen Stoff geschaffen, daß nirgends, wie es in eigentlich epischen Dichtungen so oft geschieht, der Fortgang der Handlung ihn zwang, eine ihm weniger liegende Schilderung, Erklärung, Verknüpfung auszudichten. Er hat die rein aus der Betrachtung des Geschehenen in ihm aufgestiegenen Gesichte nebeneinander gestellt und darauf vertraut, daß sie, wie sie aus einem einheitlichen Bild der großen Zeit in ihm aufgestanden waren, so auch in der Seele des Aufnehmenden zu einer einheitlichen Widerspiegelung zusammenschießen würden. Doch will ich hiermit nicht ein naturalistisches Bild von dem Vorgang der Kon-

Digitized by Google

zeption dieser Dichtung zu geben versucht haben. Ich will vorsichtiger sagen: der Eindruck beim Aufnehmen der Dichtung ist der, als seien rhapsodische Visionen aus der Seele eines die Zeit mit kongenialem Enthusiasmus Nacherlebenden aufgestiegen, vom Leben noch bewegt und gierig, wieder Leben zu werden.

Die Dichtung beginnt mit der Erscheinung Napoleons, mit dem Gesicht, will das sagen, das die „schauenden Lande" haben: Die höllische Dreifaltigkeit: „Satan der Ungott . . . ihm zur Rechten sein eingeborner Sohn, Napoleon, Feuer in Händen, zu Schwert gerammt", um sie fliegend ein Adler, „der widerheilige Geist". Dann die „Windsäersage": die Notzeit und der aus ihr aufglimmende Glaube. Einer aus der Gegend der kurischen Nehrung hat das Gesicht vom Wind säenden Gott. Silhouetten: Kleist und Fichte. Letzteren setze ich als Beispiel für die Sprachgewalt und Wirkungssicherheit der dichterischen Schöpfung:

„Unten ziehen Franzosen mit Marschschritt und Paukenprall,
Die Bänke schüttern im Auditorium,
Doch rufender dröhnt der redenden Stimme Schall.
Aus dem mächtigen Haupt, in eherner Schwere,
Zieht Mahnung und Lehre,
Worte in Waffen, gesprochene Heere,
Unsichtbare Trommeln gehen um."

Die Scharen der Völker beginnen ostwärts zu ziehen „tausendfüßig, tausendhufig, tausendrädrig", das Land liegt in horchender Stille, schlaflos, denn die Erwartung lagert über ihm. „Haßhungrig fressen sie in sich jegliche Kunde: Napoleon trägt seine Siege wie Fackeln tief in die russische Nacht hinein. . . . Noch ist nicht die Stunde." —

Moskau. — Das Irrenhaus, der Widerschein des großen Geschehens im kleinen eitlen Wahn, der im großen Feuer erstickt. Und nun „die Kunde". — York in der Poscheruner Mühle:

„Befehl
Scholl an ihn, er folgt dem Befehl."

Die Mühlenlegende: Durch die Nacht der Wind bläst Neujahr. Er bläst in die breiten Flügel einer Mühle,

„Da werden zerbrochen
Knochen
Und Gebein,
Schmerzen und Qualen
Werden gemahlen,
Tod
Wird gemahlen wie Korn für Brot."

Ein Bauer sieht es und läutet Sturm.

„Da sahen es alle, —
. . . Gottes Mühle stand da mit großem Schalle,
Und mahlte, und mahlte."

Digitized by Google

Silhouetten: York, Friedrich Wilhelm III., — die zweite Windsäer-sage, Erntezeit:

„Sämänner schritten im Land, — wie trunken bebte ihr Gang.
O taumelnde Saat, die aus den gesegneten Händen sprang!
Sie säeten Wind,
Sie säeten heiligen Wind."

Vom ungläubigen Thomas im Berliner Schloß.

Die Freiwilligen ziehen, Stein, der Landsturm bricht auf. Die eisernen Eheringe. Arndt.

Das Volkspfingsten:

„Da war Apostel ein jeder und schritt entzündet,
Mit rufenden Zungen sprachen die Lüfte Nacht und Tag,
Da wurde überall der Geist verkündet,
Mit jedem Wort, mit jedem Schritt, mit jedem Atem, jedem Hammerschlag."

Indessen man gerät in Gefahr zuviel zu zitieren. Ich beschränke mich. Ich notiere noch den Hainauer Ueberfall. Unter den Silhouetten: Blücher und Gneisenau:

„Gneisenau: denkendes Heerhaupt; Blücher: einhauender Pallaschарm;
Gneisenau: leuchtend in Maß und Gesetz; Blücher: lachend von Lärm und Alarm.
Gneisenaus Schrift erglänzt, ein schwingender Stahl, Blüchers Zuruf spornt wie [ein Attackensignal, —"

Dann die haßgetränkte Racheschilderung: die Entladung und den Ansturm der Toten, dazu die Schlacht bei Leipzig, eingerahmt von zwei Bildern Napoleons, vorher der anordnende und befehlende, nachher der schlafende. Die Kugeln schlagen ins Feuer neben ihm ein. Er erwacht und entschlummert, erwacht und entschlummert wieder.

„Wieder geschichtet die Hölzer und Reiser,
Fern wie abrauschende Flut der Rückzug brandet und braust,
Schwerhäuptig schläft der Kaiser.
Eine Kugel schlägt in die Flammen
Wie eine Faust,
Sie stürzen zusammen.
Der Kaiser erwacht
Und blickt mit Staunen.
Fern schreit die Flucht durch die Nacht.
Die Marschälle murmeln nnd raunen."

Zum Schluß das Satirspiel vom Krebs im Mohriner See — man weiß, wenn er hochkommt, so wird alles zurückentwickelt. Und endlich das Kyffhäuserfest. Bonus.

Digitized by Google

Kurt von Stutterheim. Gedichte. Leipzig, Insel-Verlag, 1912. Herbert Eulenberg, Deutsche Sonette. Zweite Auflage. Leipzig 1912. Ernst Rowohlt, Verlag. Hermann Löns, Der kleine Rosengarten. Eugen Diederichs, Jena.

Hermann Hesse hat einmal in einem hübschen Artikel auseinandergesetzt, wie schwierig es sei, aus den Probestücken junger Dichter mit Bestimmtheit zu erkennen, ob sie Talent haben oder nicht, und dabei auf Schillers Jugendgedichte verwiesen, in denen sich ganz erstaunliche Geschmacklosigkeiten und Naivitäten finden. Und in der Tat dürften nur ganz listige Literarhistoriker, die schon in jedem geringen Jugendwerk eines Großen die Klaue des Löwen zu erkennen gelernt haben, zu solchem Urteil befähigt sein. Wer aber nicht zu diesen Propheten ex eventu gehören will, beschränkt sich besser, ohne zu orakeln, schlecht und recht auf das, was er wahrnimmt, freilich auf die Gefahr hin, das große Genie, das sich aus so unbedeutenden Anfängen entwickeln kann, nicht gleich gebührend anerkannt zu haben. Bei Kurt von Stutterheim zeigt sich nur selten (Frühling) Banales, aber auch nicht mehr als Keime zu Gedichten. Es genügt nicht, ein poetisches Detail auszusprechen, das uns das Herz schneller klopfen machte, man muß es auswachsen lassen zum selbständigen Organismus. Wenn z. B. drei Mädchen bei Sonnenaufgang den Fluß entlang gehen und sich ein wenig fester aneinander schmiegen, als ihnen ein Bursche begegnet, so ist das ein poetischer Zug, der, so ausgesprochen, in der Luft steht, aber noch kein Gedicht, und ähnlich verhält es sich, mit Ausnahme der hübschen „Dreizehnjährigen", mit allen Stücken des schmalen Bändchens. Besonders charakteristische Züge vermögen sie nicht aufzuweisen, sind aber andererseits auch so gut wie frei von fremden Anklängen.

Von Herbert Eulenbergs Sonetten hatte ich mehr erwartet. Sollte es wirklich wahr sein, was seine letzten Stücke, sein Roman und seine Artikel vermuten lassen, daß wir ein großes und kühnes Talent verlieren und dafür nur einen gewandt spekulierenden Journalisten mehr bekommen? Nicht als ob es im vorliegenden Bande an ein paar hübschen weichen Gedichten fehlte, aber keins ist von bezwingender Kraft und in vielen findet der ruhige Leser verletzende Härten und Geschmacklosigkeiten. Man greift eben nicht ungestraft zu klassischen Formen, sie wachsen dem Kecken über den Kopf und fesseln ihm Empfindung und Gedanken. Ein deutsches Sonett aber, wenn es der Deutsche schon nicht lassen kann zu dieser, seiner Sprache (bei weitem nicht nur wegen der relativen Armut an Reimen) wenig angemessenen Form zu greifen, muß notwendig etwas anderes sein als ein italienisches oder ein Renaissancesonett nach der Art Shakespeares. Das italienische Wort ist nicht nur Ausdruck, hat auch schon Formwert, der einfachste Satz kann an richtiger Stelle ohne weiteres zum schwerwiegenden Formenelement werden. Der deutsche Satz enthält Bild, Stimmung, Empfindung, aber eine Form bildet er erst im Zusammenhang mit anderen. Darum bedarf das deutsche Sonett, soll es nicht leer oder nur glatt er-

Digitized by Google

scheinen, der größeren Fülle bildnerischen Inhalts und wo der nicht vorhanden ist, mag es wohl klingen, aber es wirkt nicht tief. Oder anders ausgedrückt: der Romane darf sich mit der Melodie der Einzelstimmen begnügen, der Deutsche aber bedarf polyphoner Harmonie. Und diese Polyphonie lassen Eulenbergs Sonette vermissen. Zur Charakteristik des Menschlichen im Künstler findet man allerlei Interessantes in ihnen.

Ganz voll von Klängen, die, auch wo sie trivial werden, immer echt volkstümlich und niemals süßlich sind, ist der „Kleine Rosengarten" von Hermann Löns. Besonders unsere Liedersänger und Wandervögel seien auf diese frischen Stücke gewiesen, die alle wirklich echte Lieder sind und die natürliche Melodie in sich tragen, man braucht nur hinzuhören und sie nachzusingen.

Charlottenburg. R. Schacht.

Heimweh. Roman von Grazia Deledda. Autorisierte Uebersetzung von C. F. von Vincenti. München 1912. Süddeutsche Monatshefte. G. m. b. H.

Frau Grazia Deledda soll in Italien für die erste Romandichterin der Gegenwart gelten und weit höher gestellt werden, als einst Matilde Serao. Man rühmt ihre tiefe Kenntnis der Seele, besonders der weiblichen, die sichere psychologisch richtige Entwicklung ihrer Charaktere und ihre poetische und dabei schlichte Sprache. Man urteile, ob dieses Lob dem vorliegenden Romane zukommt. Regina, eine Lombardin aus guter Familie, die in einem unweit des Po am Waldsaume gelegenen Landhause aufgewachsen ist, heiratet einen jungen Beamten aus Rom, der sie leidenschaftlich, „mit der ganzen Kraft seines Herzens und seiner Sinne", liebt und für den sie „jene unbeschreibliche, aus Träumen und Sinnenzauber gewobene Liebe empfindet, die man nur einmal fühlt". Der erste Winter, den sie mit ihm in Rom verlebt, ist kalt und regnerisch, und nach kurzer Zeit „geht ihre Seele unter in der dunstigen, schmutzigen Feuchte." „Das soll Rom sein, die Wunderstadt voll Sonne und Blumen?" „Diese enge, schmutzige Straße, wo die Leute sich wie eine Schafherde drängen, um den Wagen voll alter häßlicher Damen auszuweichen, der Korso?" „Und das war St. Peter? Sie hatte sich ihn größer vorgestellt." „Das der Pincio? Sie hatte sich ihn schöner gedacht." „Das das Kolosseum? Sie hatte es imposanter erwartet". Alles kam ihr öde und traurig vor. Wenn sie ihr Gewissen prüfte, erkannte sie zwar, daß der Untergrund ihrer Eindrücke der Groll war, daß andere es besser hatten als sie, und daß ihr Mann ihr nicht die Mittel zu einem glanzvollen Leben verschaffen konnte; aber diese Erkenntnis milderte nicht die Verdüsterung ihres Gemütes. Für alle ihre Enttäuschungen machte sie ihren Mann verantwortlich, auch für die Kleinbürgerlichkeit seiner Familie, über „die sie oft vor Wut erstickte", obgleich er ihr vor der Ehe

Digitized by Google

weder seine Herkunft noch seine bescheidene Einnahme verschwiegen hatte. In seiner unerschöpflichen Liebe und Langmut schiebt er alle ihre Unliebenswürdigkeiten auf Heimweh, und als es in Rom zu heiß wird, läßt er sie zu den Ihrigen reisen. Aber weder das Zusammensein mit der Mutter und den Geschwistern, noch die heimische Landschaft, deren Reize sie in Rom idealisiert hat, vermögen sie glücklich zu machen. Sie ist froh, als ihr gütiger Antonio kommt, sie zurückzuholen, und die Ihrigen sind es augenscheinlich auch. Er hat während ihrer Abwesenheit eine größere und schönere Wohnung gemietet; aber sie ist ebenso unzufrieden wie vorher. Als sie fühlt, daß sie Mutterhoffnungen hat, freut sie sich selbst darüber nicht, und als das Kind da ist, vergießt sie Tränen des Widerwillens und des Schmerzes über seine Häßlichkeit und überläßt es gänzlich einer Amme. Läßt es sich glauben, daß eine junge Frau, die ihren Mann aus Liebe geheiratet hat, die von ihm aufs innigste geliebt wird, und die vor der Ehe gut und liebenswert war, so unausstehlich werden kann, weil nicht alle ihre Blütenträume gereift sind? Ist diese Entwicklung psychologisch richtig? Die Verfasserin ist der Ansicht, Heimweh sei keine Krankheit, sondern eine Leidenschaft, die zu dummen Streichen führe; mag sein, aber Unausstehlichkeit ist kein dummer Streich, den verzeiht man leicht, sondern ein Charakterfehler, für den es keine Entschuldigung gibt. Um ihr Verlangen nach einer eleganteren Lebensführung befriedigen zu können, hat Antonio im Nebenamt die Vermögensverwaltung einer abschreckend häßlichen russischen Fürstin übernommen; sie argwöhnt, daß er deren Geliebter sei, und quält nun ihn und sich mit unsinniger Eifersucht. Auf einem Abendspaziergang stellt sie ihn zur Rede. Als er auffährt und sagt, sie mache ihn rasend, ermahnt sie ihn, nicht „kleinlich" (! !) zu sein; er ist denn auch nicht kleinlich, sondern „schaut liebend in ihre Augen, die leuchtend und traurig zugleich sind wie der Abendschein". Aus dem Hin- und Hergerede darüber, ob er schuldig ist oder nicht, das ganz leidenschaftslos verläuft, erfährt sie zwar nicht, wie sich die Sache verhält, aber sie empfindet „bei dem Wiegenlied des rauschenden Stromes und dem Abendfrieden rings um sie her die feierliche Unbekümmertheit der Natur um armselige Menschenschicksale", und dann gehen beide Hand in Hand nach Hause, „wie zwei Eheleute, die sich nach langer Trennung wiedersehen und sich schweigend geloben, sich gegenseitig zu stützen wie zwei Blinde". Daß eine Eifersuchtsszene zwischen einem heißblütigen Römer und seiner Frau, auch wenn sie aus der Lombardei ist, so lyrisch endet, dürfte der Wirklichkeit kaum entsprechen; aber wenn ein Roman auf eine spannende Handlung verzichtet und das Hauptgewicht auf die Darstellung des Seelenlebens der Helden legt, darf der Leser nicht an dessen folgerichtiger Entwicklung zweifeln, sondern muß überzeugt sein, daß diese genau so verlaufen mußte, wie es geschildert wird. — Was die Sprache anbetrifft, so ist diese in der Tat poetisch und dabei schlicht, wenn von der Schönheit der Landschaft, der lombardischen sowohl wie der römischen, die Rede ist, für deren feine Reize Grazia Deledda das rechte Dichterauge hat; bei der Schilderung

Digitized by Google

von Personen begegnen wir dagegen Bildern, die weder poetisch noch anschaulich sind. „Eine Glatze, die wie ein Suppennapf aus Rosaporzellan erglänzt", „ein pfauenblaues Gesicht" und ähnliche Vergleiche sind bedauerliche Entgleisungen. An manchem, was unser Sprachgefühl verletzt, wie „heiß haben", „kalt haben", „in jemand verbrannt sein" ist die Uebersetzung schuld. — Das Gesagte dürfte beweisen, daß der Roman „Heimweh" keinen Aufstieg der Verfasserin bedeutet und die Zahl ihrer Bewunderer kaum vermehren wird.

Harmen Pols. Ein Bauer. Roman von Maarten Maartens. Verlag von Albert Ahn. Bonn.

Auch dieser Roman beweist, daß Maarten Martens nicht nur ein Erzähler ersten Ranges, sondern auch ein Gestalter ist, der seine Personen mit plastischer Deutlichkeit vor uns hinzustellen und Anteil an ihrem Geschick in uns zu erwecken weiß. Wenn auch der Humor, mit dem er über Menschliches und Allzumenschliches zu lächeln pflegt, anstatt es lieblos zu verurteilen, weniger darin hervortritt, als es sonst bei ihm der Fall zu sein pflegt, so entschädigt uns dafür die Güte, mit der er die Armen im Geist umfaßt, bei denen er soviel wahre Größe sucht und findet, und die er uns zu verstehen und zu lieben lehrt. Der Aufbau der Handlung ist geschickt; unsere Spannung wächst, bis der Knoten, den er geschürzt hat, im letzten Kapitel gelöst wird und wir erleichtert aufatmen. Es ist eine Bauerngeschichte, wie schon der Titel sagt. Nach Maarten Maartens, der es ja wissen muß, ist die ältere Generation der holländischen Bauern politisch vollkommen gleichgültig, aber in ihrer Seele flammt wie zur Zeit der spanischen Herrschaft noch immer das Feuer religiösen Eifers, und die reformierte Kirche mit ihrer alttestamentlichen Strenge bestimmt noch immer ihre Anschauungs- und Handlungsweise. Der harte und schweigsame Bauer Steven Pols legt Jahr für Jahr alles durch schwere Arbeit und Entsagung ersparte Geld heimlich in eine Kasse, um es, wenn es ihm genug scheint, der Kirche zu schenken und dadurch seine Frau zu entsühnen, von der er fälschlich glaubt, daß sie ihn zu Anfang ihrer Ehe betrogen hat, die er aber trotzdem liebt und gegen die er innerlich gerecht und gütig, wenn auch äußerlich rauh und streng ist. Aus den Urtiefen der Seele seiner Frau quillt, obgleich sie nicht kirchlich religiös ist, eine Feinfühligkeit des Gewissens, die sie nicht zur Ruhe kommen läßt. Sie quält sich mit Vorwürfen, daß sie den Mann, den sie vor ihrer Verheiratung in allen Ehren geliebt hat, nicht vergessen kann; daß sie ihn auch jetzt noch, wenn er in der Ferne an ihrem Hofe vorüberreitet, nicht sehen kann, ohne seiner zu begehren, hält sie nach Matthäus 5, Vers 28, für Ehebruch. Ihr Sohn Harmen liebt und verehrt sie wie eine Heilige, die sie im Grunde auch wirklich ist, und als er durch böswilligen Klatsch anfängt, an ihr zu zweifeln, ist sein wortloser Schmerz grenzenlos. Dieser Schmerz und seine Liebe zu der Adoptivtochter des mit seiner Mutter einst verlobt gewesenen Mannes, auf die er nun glaubt ver-

Digitized by Google

zichten zu müssen, sind mit einer Zartheit und psychologischen Feinheit geschildert, die nicht zu übertreffen sind. Wie er zu der Erkenntnis gelangt, daß er seiner geliebten Mutter unrecht getan hat, und wie diese endlich Frieden findet und alles zu einem guten Ende kommt, zeugt ebenso sehr von des Verfassers Kenntnis des menschlichen Herzens wie von seiner schriftstellerischen Begabung.

Andrej Bjely. Die silberne Taube. Roman. Aus dem Russischen übersetzt von Lully Wiebeck. Literarische Anstalt Rütten & Loening. Frankfurt a. M. 1912.

„Willst den Dichter du verstehen,
Mußt in Dichters Lande gehen."

Dies Wort gilt ganz besonders, wenn es sich um einen russischen Schriftsteller handelt. Rußland bildet nicht bloß geographisch das Uebergangsland zwischen Europa und Asien, auch in seiner Kultur mischen sich Asiatentum und Europäertum, und die Seele seines Volkes mit ihrer Mischung von Lethargie und Fanatismus, ihrer Mitleidsfähigkeit und ihrer Abgestumpftheit gegen Blutgeruch ist uns kaum verständlich. Wenn die Armen und Elenden zum Bewußtsein des Joches erwachen, unter dem sie seufzen, überlassen sie sich den wildesten Ausschreitungen, oder sie flüchten sich aus der irdischen Not in eine mystische Sekte mit himmlischen Hoffnungen. Solch eine Sekte, deren Symbol eine silberne Taube ist, spielt auch in Andrej Bjelys Roman eine große Rolle. Wie die meisten russischen Schriftsteller der Gegenwart ist er Pessimist; für ihn gibt es keine Sonne, lacht kein Lenz, singt keine Nachtigall. Er führt uns Bilder vor aus dem müden Leben einer adligen Schloßbesitzerin, dem dumpfen Vegetieren von Bauern und Handwerkern, dem grotesken Treiben im Hause eines Popen uud den ekstatischen Orgien einer religiösen Sekte; sie sind alle Grau in Grau gefärbt und wirken herzbeklemmend. Es ist nicht leicht, der viel verschlungenen Handlung und der staunenswerten Mannigfaltigkeit der Bilder zu folgen. Das Ganze beweist, daß der Gegensatz zwischen dem halbasiatischen, slawischen Rußland und Westeuropa trotz der triple entente noch immer unüberbrückbar ist, und daß Rußland nicht bloß politisch und geographisch anders ist als Westeuropa, sondern daß es auch seine eigene Psychologie hat.

Pendelschlag. Roman von Walter Friedemann. Berlin W. 38. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.

Walter Friedemann hat seinem Roman die Verse aus der Ilias:

„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.
Einige streuet der Wind auf die Erd' hin, andere wieder
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlings Wärme.
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet"

zum Geleitwort mitgegeben und uns dadurch und durch den Titel „Pendelschlag" darauf vorbereitet, daß er uns darauf hinweisen will, wie zwar

Digitized by Google

die Menschen vergehen, die Wirkungen ihres Lebens und Strebens aber, auch wenn sie lange unter Schutt und Trümmern geschlummert haben, immer wieder wach werden und ans Licht kommen, daß alle Kraft erhalten bleibt und nichts den Pendelschlag der Weltenuhr aufzuhalten vermag. Der Kaufmann Longinus, der einer uralten Familie des Münsterlandes entstammt, ist teils aus geschäftlichen Gründen, teils aus Begeisterung für Kaiser und Reich nach Berlin übergesiedelt und setzt alles daran, seinen einzigen Sohn und Erben zu einem ebenso tüchtigen Kaufmann und glühenden Patrioten zu erziehen, wie er selbst ist. Wolfgang Longinus artet aber nicht seinem Vater nach, sondern einem Vorfahren, der ein Phantasiemensch und mehr Künstler als Kaufmann gewesen ist. Widerstrebend erlaubt er ihm, zu studieren und nach Heidelberg zu gehen, wo das Studentenleben mit seiner Poesie und seinen jugendlichen Torheiten und die Schönheit der Gegend ihn zunächst bezaubern, er schließlich aber in allerlei Irrungen und Wirrungen verstrickt wird, die sein Vater für schlimmer hält, als sie sind, so daß er zuletzt nichts mehr von ihm wissen will und ihn sich selbst überläßt. Voller phantastischer Pläne für Volksbeglückung gerät er durch die Bekanntschaft mit einem Russen und einer schönen Frau, die seine Liebe gewinnt, in die Gesellschaft von Spiritisten und Anarchisten, die ihn seines Reichtums willen für ihre Pläne gewinnen wollen. Als er sich noch gerade zur rechten Zeit von ihren Fesseln befreit und die geliebte Frau ihrem Leben, das immer ein sehr leidvolles gewesen ist, ein Ende gemacht hat, reist er planlos umher, bis er in der Schweiz einen Hamburger Kaufmann kennen lernt, der auch aus dem Münsterlande stammt. Er heißt Lange und kommt im Laufe verschiedener Gespräche mit ihm zu der Ueberzeugung, daß sie beide desselben alten Geschlechts sind und der Name Longinus nur eine Lateinisierung des Namens Lange ist. Daher und auch wegen seiner Persönlichkeit nimmt er ein warmes Interesse an ihm und rät ihm, in die westfälische Heimat zurückzukehren, in Münster im Stammhause der Langes, das ihm noch gehört, Genesung des Leibes und der Seele zu suchen und nachher einen gut bürgerlichen Beruf zu ergreifen und seßhaft zu werden. In Münster fällt eine uralte, kaum noch leserliche Chronik in seine Hände, aus der er unter anderem die Geschichte eines Jakob Lange erfährt, dessen Denkungsart und Erfahrungen vielfach Aehnlichkeit mit den seinigen haben. In dieser Chronik entrollt sich vor unseren Augen ein sehr reizvolles Bild von Alt-Münster, in dem schon im 15. Jahrhundert Klassenkämpfe und geistige Bestrebungen geherrscht haben, die denen unserer Zeit überraschend ähnlich sind. Walter Longinus gewinnt aus der Geschichte seines Vorfahren eine Richtschnur für sein eigenes Leben. Die Liebe zu der ebenso klugen und guten wie hübschen Tochter der Frau, die der Hamburger Lange als Hüterin seines Stammhauses eingesetzt hat, tut dann das Uebrige. Er wird Teilhaber einer Fabrik, in der er die chemischen Kenntnisse verwerten kann, die er sich einst auf der Universität erworben hat. Sein einziger Kummer ist,

Digitized by Google

daß sein Vater, der unversöhnt mit ihm gestorben ist, dies nicht erlebt hat. Das Geschick, mit dem die Ereignisse zweier Zeitalter miteinander verknüpft sind, und die kunstvoll verschlungene Handlung, deren Einzelheiten wie die Räder eines Uhrwerks ineinandergreifen, verdienen unbedingte Anerkennung. Der Grundgedanke des Buches, daß das Denken und Wirken des Einzelnen wie der Völker nicht verloren geht, sondern dem physikalischen Gesetz von der Erhaltung der Kraft entspricht, tritt überall deutlich hervor, ohne durch tendenziöse Glanzlichter beleuchtet zu werden, was auch ein Verdienst ist. Ist Walter Friedemann ein Sohn der roten Erde? Jedenfalls kann die Eigenart des Münsterlandes und der stille Zauber seiner Landschaft nicht anschaulicher und liebevoller geschildert werden, als er es tut. Aber auch für die Schönheit der Alpenwelt hat er den nötigen dichterischen Tiefblick und weiß uns durch ihre Schilderung in eine mit ihrer Erhabenheit zusammenklingende Stimmung zu versetzen. Zu diesen Vorzügen kommt noch die Richtigkeit seiner Psychologie und die Knappheit seiner Sprache. Es ist ein Buch, das sicher das Interesse weiter Kreise erregen wird und an dem nachdenkliche Leser ihre Freude haben werden.

Sein Junge. Roman von Paul A. Kirstein. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Berlin W 35.

Eine Liebesgeschichte für anspruchslose Leser harmloser Familienblätter, ganz liebenswürdig, aber recht unbedeutend. Die Wahrheit, die darin verkündet wird, daß das Glück niemand geschenkt wird, sondern erworben, wenn nicht gar erkämpft werden muß, hätte mit tieferer Seelenkenntnis und durch eine geschicktere erfundene und spannendere Handlung veranschaulicht werden können. Das Hin- und Hergezerrtwerden der Liebenden zwischen einer Pflegemutter, die ein wenig liebenswürdiges, durch eine freudlose Jugend und durch langes vergebliches Warten auf den Rechten verbittertes älteres Mädchen ist und die unglaublichsten Ansprüche auf Dankbarkeit macht, und einem gutmütigen etwas törichten Vater, der, es koste, was es wolle, „seinen Jungen“ glücklich sehen will und daher die Vorsehung zu spielen sucht, wirkt auf die Dauer ermüdend, und man sollte denken, daß jeder Leser froh sein müßte, wenn das Buch zu Ende ist. Dem muß aber doch wohl nicht so sein, denn es hat eine zweite Auflage erlebt, muß also doch ziemlich viel gelesen worden sein. M. Fuhrmann.

Matthias Tedebus, der Wandersmann, von Ottomar Enking. Berlin, Bruno Cassirer. 1913. 366 S. 8°.

Es ist doch ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß ein Verleger — der das ohne wohlbegründete Aussicht auf Erfolg doch nicht kann — einen Roman, der fast ganz in Darstellung seelischer Entwicklungen aufgeht, auf den Markt zu bringen wagt. Freilich eines Dichters, der im letzten Jahr-

Digitized by Google

zehnt das Glück gehabt hat, durch seine wundervolle Kenntnis des Menschenherzens, seinen Hellblick in das Intimste der inneren und äußeren Lebensvorgänge, seine glückliche Erfindungsgabe und gefällige und fesselnde künstlerische Erzählung sich immer mehr einen Namen zu machen und der lockenden Kraft für immer mehr Leser, wie ich glaube, immer sicherer wird.

Für Leser der höheren Gesellschaftsklassen ist es auch ein gutes Zeichen, wenn sie, wie hier nötig, sich bereit finden, ein ganzes Buch hindurch mit dem Leben eines Handwerksmeisters — denn dieser Tedebus ist ein Buchbinder — zu beschäftigen. Darin liegt einmal die edle, hoffahrtsfreie Erkenntnis, daß trotz aller Standesunterschiede der Mensch sich dem Menschen, dem Menschlichen in ihm, auf welcher Stufe er auch stehe, nahe und teilnehmend fühlen kann und soll. Zweitens allerdings aber auch das Vertrauen, daß der Dichter, dessen Geschöpfe der Held und alle Personen eines Romans sind, mit der hohen Begabung seines seltenen Dichterberufes, das Menschliche aller seiner Figuren so reich, voll und verklärt, bei dennoch unverkennbarer Aehnlichkeit mit einem in Wirklichkeit möglichen Grundstock des Wesens, herausarbeiten wird, wie es keiner Wirklichkeit außerhalb ihres Ergriffenseins vom Dichtergeiste möglich sein würde.

Matthias Tedebus ist rechtschaffen, tüchtig, vorwärtsstrebend, voll gesunden Ehrgefühls: sein Besonderstes ist aber, daß „wo er etwas von der Herzensgabe des Mitgefühls zu spenden vermag, er stets bereit dazu ist", daß sein Beruf ist, Liebe auszusäen, und er allen Menschen, mit denen ihn das Leben in Berührung brachte, gerecht zu werden strebt. So macht er denn oft im Leben die Erfahrung, daß „auf Erden nichts Stärkeres lebt als die Schwachen", daß für solche Naturen, wie er eine ist, deren Leiden den ärgsten Zwang ausübt.

Doch das eigentlichste Problem seines Wesens wird noch ein anderes, als in dieser Beziehung sich etwas mehr beherrschen zu lernen, wie er sich das denn auch wirklich abringt. Er wird eine Art Faust des Herzens, ein Wandersmann von Herzen zu Herzen, in der heißen Sehnsucht, eines endlich gänzlich Eins mit dem seinen zu wissen, um in tiefbeglückter Doppeltheit sein Bestes noch einmal, auch außer sich, zu leben. Weit entfernt, daß er etwa ein Schmetterling von Blüte zu Blüte wäre: es sind ganz gegebene Herzen, an denen er mit Inbrunst und mit hoffender, geduldiger Klugheit das Innerfüllunggehen dieses Ideals abwartet: an der Geliebten, die dem noch unbemittelten Anfänger in einer kurzen, wahrhaft packenden Szene durch die Härte ihres gefühllosen Vaters versetzt wird, an der Frau, die er in einem originell erfundenen changez les dames später gewinnt, an der Tochter, an dem Enkelsohn. Erst gegen Ende des Romans wird man gewahr, wieso denn der Seßhafteste der Sterblichen auf dem Titel der Wandersmann genannt werden kann: diese seine Wanderschaft von Herzen zu Herzen ist gemeint, siehe besonders das poetische Selbstbekenntnis (S. 360). Ganz rührend ist, wie er in der toten Mutter sein Ideal einmal besessen hat. Aber der lebenserfahrene Dichter meidet die

Digitized by Google

Eintönigkeit und Unwahrheit, lauter ideale Menschen zu zeichnen: alle die Prüflinge auf ihr Herz werden zu leicht befunden, indem sie schon in der wichtigsten Vorbedingung, der tiefen Lauterkeit des Fühlens, nicht nur versagen, sondern sogar in schlagenden Tatsächlichkeiten grob enttäuschen.

Gegen den Schluß des Romans möchte ich mit dem Verfasser rechten; nicht, als ob ihm die poetische Gerechtigkeit fehlte, aber dieses direkte Eingreifen Gottes selbst in der von ihm ausdrücklich herbeigeführten Spende eines sanften, seligen Todes buchstäblich zwischen zwei Sekunden — aber so, daß Gott selbst vor der ersten Sekunde nicht daran gedacht hat! — kann ich nicht mit dem Gesetz der diesseitigen Erfahrungsgemäßheit des Geschehens reimen, auch ist ein so bestimmtes Eingreifen einer transzendenten persönlichen Vorsehung in der Führung der Erzählung und dem Glaubensstande des Dichters, wenn auch bisweilen, so doch nicht voll genug vorbereitet.

Der dämonische falsche, zuletzt als ein betrügender Heilgehilfe entlarvte Zahnarzt Leowulf, der Behexer der Köpfe und Herzen des Städtchens, und der „sein vergiftetes Gewebe um den Vertrauensseligen spinnende" Arthur Schenk, ein kleinbürgerlicher Jago, ein mit Recht verkanntes, verkommendes, eingebildetes Malergenie, sind prächtige Charakterkonzeptionen; natürlich spielen sie in der Erzählung eine überall bestens motivierte, eingreifende Rolle. Das Allerschönste in Charaktererfindung ist aber die alte, aufs eigensinnigste ganz in beschränkteste Zähigkeit des Festhaltens an dem in ihrem kümmerlichen Gesichtskreise Herkömmlichen eingesponnene, aller echten Liebe mangelnde Großmutter Clasen: denn Ein Zug macht sie doch zur Weisen: ihr stereotypes „All nich wohr" auf die ewigen Ganz- oder Halblügen des Lebens, die ihr in den Worten und Werken der meisten Personen der jüngeren Generation entgegenschlagen. An ihrem Sarge wird natürlich von dem Geistlichen ihre Eigentümlichkeit ins Löbliche verkehrt: da hört der ehrliche Tedebus „aus dem Sarge heraus" die Stimme „All nich wohr".

Sehr dankbar bin ich Herrn Ottomar Enking für manche fernab von den ausgetretenen Gleisen liegenden feinsinnigen und überwältigenden Sentenzen, z. B. S. 116, 121, 144, 261 usw. usw.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Bruno Frank: Flüchtlinge. Novellen. — Albert Langen, München.

Bruno Frank, dessen schöne Gedichte „Die Schatten der Dinge" ich vor kurzem hier gewürdigt habe, ist auch als Prosadichter mit wenigen raschen Schritten auf eine Höhe gelangt, die ein Fünfundzwanzigjähriger selten schon erreicht. Seine erste kleine Arbeit, „Im dunklen Zimmer" betitelt (bei Carl Winter, Heidelberg), ist insofern bemerkenswert, als sie einige treffliche psychologische Betrachtungen enthält und durch ihre stark reflektierende Art den Gedankendichter ankündigt. Einen tüchtigen Schritt

Digitized by Google

vorwärts bedeutet „Die Nachtwache“ (auch bei C. Winter), ein wirklich schon recht gehaltvoller und auch nicht übel gestalteter Künstlerroman, dem man freilich anmerkt, daß der Verfasser inzwischen bei Thomas Mann in die Schule gegangen ist. Thomas Manns Einfluß verraten auch noch die „Flüchtlinge“, und zwar vor allem in ihrem edlen, von dem ernstesten künstlerischen Streben zeugenden Stil, daneben aber auch in der Art, wie der Verfasser in einigen Novellen, besonders im „Glücksfall“, graziös-ironisch mit seinem Stoffe spielt. So sehr nun Br. Frank durch seine offenbare geistige Verwandtschaft mit Th. Mann befähigt wird, von diesem bewunderungswürdigen, aber ganz eigenartigen Künstler wahrhaft zu lernen und unter seinem Einfluß sein eigenes Talent zu entfalten, — vor den Verführungen der ironischen Zauber Thomas Manns sollte er sich hüten, weil er sich hier in seiner Anlage — wie mir scheint, zu seinem Vorteil — von Th. Mann unterscheidet. Thomas Mann liebt, bei allem Ernste seines Wesens, das Bizarre. Er gestaltet kaum eine Figur, ohne sie ein wenig ins Lächerliche zu verzerren. Bruno Frank dagegen zeigt in den „Schatten der Dinge“, in denen er völlig er selbst ist, einen Ernst, der sich nicht hinter Ironie und Bizarrerie versteckt, einen ehrlichen, rechten, ernsten Ernst, dem die bunte Narrenkappe nicht steht. Diesen Ernst zeigt er auch in den „Flüchtlingen“ im Grunde überall. Auch im „Glücksfall“. Hier wird uns an dem Beispiel eines armseligen Notariatsschreibers, der das große Los gewinnt, überzeugend gezeigt, wie fragwürdig ein solches „Glück“ sein kann. Die Pointe ist nicht, daß der arme Teufel in seinem Rausch das gewonnene Geld töricht verjubelt, um dann wieder der arme Teufel zu sein. Das wäre banal. Herr Matuteit verschwendet vielmehr sein Geld mit vollem Bewußtsein, er will die Welt und das Leben einmal in vollen Zügen genießen, aber — das ist das Merkwürdige — er kann es nicht. In dem ausgelassenen Treiben der Lebewelt, zu dem ihm sein Portemonnaie Zugang verschafft, bleibt er jeden Genusses bar. Denn auch mit all seinen Tausendmarkscheinen in der Tasche bleibt er der trockene, fade, ärmliche Notariatsschreiber, dem die Hauptbedingung eines wirklichen Genußlebens fehlt: die innere Fähigkeit, zu genießen. Das ist fein erdacht und unterhaltend ausgeführt. Aber die Geschichte ruht auf einer falschen Voraussetzung. Wenn auch Br. Frank dem Leser einzureden sucht, es handle sich hier um einen allerseltensten Ausnahmefall, — wir schütteln doch den Kopf und behaupten: einen Notariatsschreiber, der einen hohen Lotteriegewinn in einem monatelangen Treiben vertut, von dem er nicht den mindesten Genuß hat, einen solchen Notariatsschreiber gibt es nicht, hat es nicht gegeben und wird es auch in Zukunft nicht geben.

Frei von einem solchen Mangel, aber nicht minder fesselnd und geistreich sind die übrigen sechs Novellen des Bandes, unter denen „Die Melodie“ und „Ein Abenteuer in Venedig“ besonders zu rühmen sind. Jene hat etwas von der Zartheit und Melancholie, die uns in Storms Novellen entzückt; diese zeigt, was unter den Händen eines echten Dichters aus einer

Digitized by Google

Verbrechergeschichte werden kann. Am wertvollsten aber erscheint mir ein kleines Stück, „Das Böse", das zwar gräßliche Vorstellungen erweckt, dafür aber einen wahrhaft bedeutenden ideellen Gehalt besitzt. Es macht uns mit einem edlen Florentiner bekannt, der eines schönen Abends in liebenswürdigster Laune durch die Straßen von Florenz schlendert und dabei plötzlich aus dem Himmel seines Wohlseins und Wohlwollens in die tiefste Hölle menschlicher Verworfenheit hinabgestoßen wird. Er begegnet nämlich einem Kerl, der einen zappelnden und winselnden kleinen Hund am Fell gepackt hält und im Gehen quält, indem er ihn fortwährend roh gegen die Kanten und Vorsprünge der Mauern schleudert. Vergebens fragt er sich: „Geht das mich etwas an?" Ein Etwas in seinem Innern zwingt ihn, umzukehren und hinter dem Burschen herzulaufen. Er entdeckt ihn in einem Hofe, wo er gemeinsam mit einem andern Scheusal in Menschengestalt damit beschäftigt ist, dem Tierchen mit einem glühenden Eisen die Augen auszubohren. Herr Antonio ist zunächst vor Schrecken und Abscheu gelähmt, dann aber springt er mit gezogenem Revolver auf die Kerle zu, erschießt das schreiende Hündchen, wobei der eine Verbrecher entspringt, und steht dann vor dem andern, in der Mauerecke hockenden Scheusal, indem sein fieberndes Hirn sich vergebens müht, die Frage zu beantworten: „Was soll ich mit diesem Menschen tun?". Ihn zur Polizei bringen? — Die Polizei (wohlgemerkt: in Italien) straft dergleichen nicht. Ihn erschießen? — Das wäre keine Strafe. Ihn quälen, wie er gequält hat? — Das hieße mit dem Verbrechen selber strafen. Antonio steht ratlos, und die Empfindung seiner Ratlosigkeit gegenüber dem Abscheulichen bringt ihn zur Verzweiflung. „Der ganze weite Luftraum war verpestet durch die Ausdünstung dieses Niedrigsten, — in ihrer Entrücktheit erzitterten die Sterne vor seinem unentrinnbar ekelhaften Anhauch. Alles erstickte . . . Und im Ansturm des Entsetzens, den Kopf in Glut, fliegende Raserei den ganzen Leib entlang, setzte Antonio sich selber den Revolver an die Schläfe und drückte ab."

Man wird geneigt sein, diesen Ausgang befremdlich zu finden und Herrn Antonio einer krankhaften Reizbarkeit zu zeihen. Der Dichter meint es nicht so. Er schildert Herrn Antonio als einen gesunden Mann, der nur ein sehr weiches Herz und ein sehr lebhaftes sittliches Empfinden hat. Und auf dieses sittliche Empfinden kommt es an, wenn man die kleine, tiefsinnige Geschichte recht verstehen will. Das Böse ist nun einmal in der Welt und erhebt überall seine Anklage gegen den Schöpfer und Lenker der Welt. Die meisten Menschen hören die Anklage kaum oder finden sich leicht damit ab, wenn es nur sie persönlich nicht trifft. „Geht das mich etwas an?" fragen sie und gehen vorüber, wie der Priester und Levit an dem mißhandelten Samariter. Antonio aber geht nicht vorüber. Er *kann* nicht vorübergehen. Er fühlt sich verantwortlich und zum Richter und Rächer berufen für das Böse um ihn her, und als er seiner Machtlosigkeit dagegen inne wird, tötet er sich selbst. Lieber sterben, denkt er, als das

Digitized by Google

Böse, das gräßlich Böse dulden und sich dadurch mitschuldig machen. Eine Welt, in der das Abscheuliche straflos geschehen kann, stößt er von sich, trotz aller ihrer Herrlichkeit. Ich meine, so fragwürdig uns der Ausgang der Novelle erscheinen mag, dies Empfinden ist uns auf jeden Fall verständlich und ehrwürdig. Dieser Antonio wirkt wie ein echter tragischer Held. Er selbst verzweifelt und geht unter, aber eben durch seinen Untergang erhebt er uns und gibt uns eine sittliche Lösung des furchtbaren Problems. Auch der edle Mensch gehört ja zur Schöpfung Gottes, ja, er ist Ziel und Gipfel dieser Schöpfung. Wenn irgendwo, so erfassen wir in ihm den Geist und Willen des Schöpfers. Der edle Mensch aber kämpft gegen das Böse, und wo er vergeblich kämpft, erschüttert es sein Innerstes, und es kann geschehen, daß er in der Stärke seines Abscheus lieber stirbt, als das Böse in seiner Welt zu ertragen und sich damit abzufinden. So sehr haßt der Gott im Menschen das Böse. Ich meine, in diesem menschlichen Kampf und Haß gegen das Böse liegt die einzige wirksame Rechtfertigung Gottes. Jede andere Theodizee ist oberflächlich und unbefriedigend.

Richard Freyen: Städte und Sterne. — Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg.

Unser Vaterland leidet an einer starken Ueberproduktion auf lyrischem Gebiet. Das ist eine bedauerliche Vergeudung nationaler Energie. Wir täten im ganzen zweifellos besser, mehr Weizen und Roggen und dafür etwas weniger Lyrik zu produzieren. Je mehr aber der heimische Büchermarkt mit mittelmäßigen oder minderwertigen lyrischen Erzeugnissen überschwemmt wird, um so ernster muß der Rezensent bemüht sein, das Gute herauszuheben, damit es nicht unversehens in das Massengrab mit hineinfalle, welches das Publikum für die zahllosen lyrischen Verseschmiede vernünftigerweise jederzeit bereit hält. Zu diesem Guten, das der Errettung und Beachtung wert ist, gehören Rich. Freyens Gedichte. Hier ist keine Spur von der heute so beliebten Mache der „Eigentöner", die ein leeres Denken und ein dürftiges Empfinden hinter neuartigen, gesuchten Worten zu verbergen trachten. Hier rauscht mit starkem Brausen ein Strom echten Gefühls, der uns mit fortreißt und von dessen glitzernden, spiegelnden Fluten wir uns gern dahintragen lassen. Er führt uns, sich trüber färbend und dunkler rauschend, „durch das düstre Land der dumpfen Massen", vorbei an grauen Gassen und engen, lichtlosen Höfen; er durchzieht, freundlicher blinkend, kleine altertümliche Städte, von deren hohen gotischen Türmen man weit über das Treiben der Menschen hinwegsehen kann; er trägt uns, sehnsüchtig schwellend und rascher dahineilend, in weite, blaue, sonnige Fernen, wo am südlichen Meere in einer Villa holde Liebestage dämmern und herrliche Sternennächte leuchten, um schließlich in die Unendlichkeit auszumünden, die Himmel und Erde, Gott und Welt in Eins verschwimmen läßt. Man muß diese Gedichte hintereinander, nicht einzeln lesen, um voll zu empfinden, was sie besonders auszeichnet: die starke, einheitliche Stim-

Digitized by Google

mung, die sie alle umspannt. Es ist eine Sehnsucht darin, die jeden Empfänglichen bezwingen muß, eine Sehnsucht ins Weite und Ferne, nach Freiheit und Größe, nach Licht und Sternen, ein heißes Harren und Verlangen,

„. . . . daß es über die Hügel käme,
Wie ein Weib in rotem, flammendem Kleid."

Ich zweifle, ob die eigentümlichen, süß-schmerzlichen Empfindungen, mit denen wir im Frühling einen Schnellzug der blauen Ferne zu dahinrasen sehen, schon jemals so zum Ausdruck gekommen sind, wie in diesem Buche, vor allem in dem schönen „Im Nebel". — Am wertvollsten erscheinen mir die Gedichte mit der Kapitelüberschrift „Städte und Sterne", aus denen oft ergreifend ein tiefes soziales Empfinden spricht. Vor allem sind zu rühmen die Gedichte „Im Schatten", „Feiertage" und „Fliedermonat". Das letzte stehe hier zur Probe.

„Bist du wohl in frühlingsheißen Nächten durch den Park gekommen,
Wenn die reinen silberweißen Frühlingsblüten rings erglommen?
Sahst du auf umbuschten Bänken manchmal Menschen brünstig flüstern,
Ihre Arme eng verschränken und sich küssen lang und lüstern?

Fühltest du nicht mit Erschaudern, wie sie heimlich schleichen müssen,
Um verborgen hier zu plaudern, um verborgen hier zu küssen?
Ahntest du das Weh und Weinen, das aus solcher Nacht wird sprießen,
Wo die silberweißen, reinen Fliederblüten sich erschließen?"

Vortrefflich sind z. T. auch die Liebesgedichte des Kapitels „Villa am Meer". Sie atmen eine so einheitliche schwärmerische Stimmung, daß man denken könnte, sie seien alle in einer einzigen Julinacht entstanden. Man beachte besonders „Schmerzen", „Am Brunnen" und „Erlebnis".

Was mir an Freyens Gedichten mißfällt, ist erstlich ein gewisser Wortreichtum, der bisweilen ganz in Rhetorik ausartet (z. B. in „Abenderkenntnis"). Hier ist das berühmte „Bilde, Künstler, rede nicht!" am Platze. Ferner fehlt es Freyens Versen vielfach an formeller Korrektheit. Sie haben Schwung, aber zu wenig Glätte. Die Verse sind metrisch oft nachlässig gebaut, und auch sprachlich vermißt man hier und da ein wenig die Feile.

Zum Schluß noch das schöne letzte Gedicht der Sammlung:

„Licht wird sein! — Du wirst wie auf Gipfeln stehen,
Trotzigen Kinns und zerbrannter Stirn,
Hoch, wo die mächtigen Stürme gehen,
Hoch auf dem silbern leuchtenden Firn
Ueber den letzten einsamen Tannen
Und wirst lächelnd hinunterseh'n —

Und dann magst du die Hände spannen
Ueber das abendlich leuchtende Land,
Ueber die bläulichen, brausenden Meere —
Hoch über Wolken und Sonnenschein —

Als ob das alles dein eigen wäre —
Und es wird alles dein eigen sein."

Martin Havenstein.

Digitized by Google

Im Banne Homers, Eindrücke und Erlebnisse einer Hellasfahrt von Leo Weber. Leipzig 1912. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weichert). 291 S. Preis geh. 5, geb. 7 Mk.

Griechenland wird uns ewig neu und unerschöpflich bleiben, und jede neue Publikation über diese versunkene Blüte höchster Kultur ist gerade in unserer idealarmen Zeit mit Freuden zu begrüßen, sofern sie uns etwas Neues oder Großes zu sagen hat und den Tiefblick in jene Epoche erweitert. Das vorliegende Buch Leo Webers gehört entschieden in diese Reihe, wenn es auch nicht geniale Intuition, sondern mehr begeisterte und doch etwas trockene Gelehrsamkeit zu Paten zählt. Es ist sozusagen philologisch-historisch geschrieben und prunkt nicht mit plötzlichen Aufhellungen, wie wir sie bei Burckhardt, dem jungen Nietzsche oder Walter Pater über das Altertum erhalten. Dennoch ist genug von dem blauen Himmel des Südens und den Schwingungen einer großen Vergangenheit an diesen von schönen und zahlreichen Illustrationen durchsetzten Blättern haften geblieben. Wir begleiten den Autor durch einen dalmatinischen Sommer in den griechischen Herbst und werden überall zum warmen Miterleben dieser Wanderung von Karst über Delphi und Athen bis Chaironeia genötigt. Kleinasien, das eigentliche Homerland, kommt nur sehr kurz weg, während dann ein griechischer Winter Olympia, dem Peloponnes und entlegeneren Gegenden gewidmet ist.

Am Schluß befindet sich ein größerer Artikel: „Was ist uns Hellas?" und hier möchte ich am ehesten die kritische Sonde einsetzen, denn die Polemik, die hier angeschlagen wird und der Versuch einer Zurückführung Griechenlands und des Christentums auf ein gemeinsames Element ist doch nicht fesselnd, tiefgründig und unanfechtbar genug, um uns zu einer seelischen Bereicherung oder gar zu einer Ueberzeugung zu werden. Gerade an diese Schilderung landwirtschaftlicher und sozusagen historischer Eindrücke angeschlossen, wirkt diese Erörterung eher störend, so ungeheuer wichtig auch ihr Thema für unsere Zeit sein könnte.

Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, textlich überarbeitet, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Karl Wolff. Verlag der Lese, München 1911. 119 S. Preis brosch. 1,50 Mk., in Leinen 2,50 Mk.

Goetzens Denkwürdigkeiten sind keine Autobiographie und auch kein Geschichtswerk. Man kann diese kunstlose Erzählung von Episoden aus seinem Leben eher eine Art Apologie nennen, die sich zu einer nicht organisch durchgearbeiteten Aneinanderreihung von Anekdoten erweitert. Gerade in dieser Unmittelbarkeit, in dieser ursprünglichen Naivität, die Staatskriege und gelegentliche Prügeleien mit dem gleichen Akzent wertet, liegt kulturgeschichtlich viel Wertvolles. Wir tun einen deutlichen Blick in das unverhüllte Leben dieser wilden Fehdezeit, in der das Rittertum nicht gerade glänzend zu Ende ging. Götz hat seine Aufzeichnungen meist im Alter gemacht, vielleicht mit Benutzung früherer Notizen. Handschriften fanden sich

Digitized by Google

allmählich sechs; der erste Druck erschien 1731 in Nürnberg. Diese Steigerwaldsche Ausgabe besaß Goethes Vater, sie lag also wohl auch dem Dichter zu seinem Erstlingsdrama vor. — Unser Büchlein sucht eine wünschenswerte Mitte zwischen einer gelehrten Edition des Urtextes, wie sie meist nur spärlich kommentiert vorhanden sind, und einer populären „Verhochdeutschung" einzuschlagen. Das ist dankenswert. Denn die philologische Treue wird hier nicht verletzt, dennoch manches unserm Sprachempfinden angepaßt. Vor allen Dingen aber sorgen zahlreiche Fußnoten für die nötige Erklärung. Zum erstenmal wird der Versuch „fortlaufender Hinweise zur Vergleichung des Goethischen Götz mit seiner Quelle" gemacht. So ist die neue Ausgabe also durchaus wertvoll, gediegen und wird auch neben der Glorie Goethes dem alten Haudegen neue Freunde wachrufen.

Detlev von Liliencron, Gesammelte Werke. Neue endgültige Ausgabe in acht Bänden, herausgegeben von Richard Dehmel. Preis für den Band geh. 4 Mk., geb. Halbfr. 6 Mk. Berlin. 1911/12. Bei Schuster & Löffler.

Testamentarisch hatte Liliencron Richard Dehmel mit einer endgültigen Gesamtausgabe seiner Werke betraut, denn keiner war als Freund und auch als Dichter so sehr wie der Genannte mit den künstlerischen Endabsichten Liliencrons vertraut. In großzügigster Weise kam der Verlag von Schuster & Löffler dem Bedürfnis nach einer solchen abschließenden, authentischen Ausgabe entgegen, und das Ergebnis der gemeinsamen, gleichgesinnten Arbeit war die wundervolle Edition in acht Bänden, wie sie nun dem Lebenswerke des Dichters in würdigster Weise gerecht wird. Schon von außen ist es eine wahre Freude, diese stattlichen, in ihrer gediegenen Einfachheit so vornehm wirkenden Bände zu betrachten. Das Format, die Handlichkeit, der schöne, klare Druck vermehren noch den Genuß, und der außerordentlich billige Preis wird hoffentlich das Eindringen dieser Ausgabe in alle deutschen, der Liliencronschen Eigenart zugeneigten Häuser besonders fördern. — Schon zu Lebzeiten Liliencrons war eine Gesamtausgabe in 17 Bänden erschienen. Aber ihr hafteten noch manche Mängel, Unklarheiten und organische Unzulänglichkeiten an, während die neue Ausgabe mit reifster Ueberlegung, mit großer Pietät und mit der ruhigen Ueberschau über das ganze Werk vorgehen, gruppieren und abschließen konnte. Dehmel verfuhr nach einem einheitlichen Plan und ästhetischen Gesetzen, denn alles Gruppieren nach Schemen oder chronologischen Gesichtspunkten wäre nicht in Liliencrons Sinn gewesen. So ist denn das Hauptwerk, das Epos Poggfred, dem ersten Band zugewiesen worden. Die Werke in gebundener Rede schließen sich an: zwei Bände Lyrik und ein Band Dramen. Die zweite Hälfte der Ausgabe vereinigt die Prosaschriften, zwei Bände Romane, ein Band Novellen, ein Band Miszellen. Dieser letzte Band bedeutet eine Vermehrung den bisherigen Ausgaben gegenüber, denn neben etlichen, unbekannten Gedichten bringt er auch autobiographische, essayistische, feuilletonistische und kritische

Digitized by Google

Arbeiten, die nicht ohne Einfluß in der Entwicklungsepoche dieser Literaturjahre gewesen sind. — Besonders wichtig war es, in dieser neuen Ausgabe endlich einmal den endgültigen Wortlaut festzulegen. Liliencron hat vielfach umgeschmolzen, ja er hat in seinen Hand- und Vortragsbüchern noch vielfache Verbesserungen und Varianten angebracht, und nur ein so vertrauter, kongenialer und in alle Absichten eingeweihter Freund wie Dehmel konnte hier die kanonische Gestalt bestimmen. Daß dabei die feinfühligste Pietät bestimmend war, braucht nicht betont zu werden. Das Kunterbunt der Gedichtfolge, die Eigenheiten der Orthographie, auch die vielen Motti hat Dehmel unangetastet gelassen und zwar mit Recht. Die Verehrer Liliencrons werden es ihm und dem Verlage nicht genug zu danken wissen, daß hier ein toter Dichter so rasch die ihm zukommende dauernde Form in der schönsten Zusammenfassung dessen, was er geschaffen hatte, finden durfte.

Goethe und Ilmenau, unter Benutzung zahlreichen, unveröffentlichten Materials dargestellt von Julius Voigt. Mit sieben Handzeichnungen Goethes, einer Karte, einem Faksimile u. 22 Bildbeigaben. Leipzig 1912. Xenien-Verlag. XVI. und 392 S. Preis geh. 5 Mk., Leinen 6,50 Mk.

Das Leben Goethes ist so reich und vielseitig, daß sich der bergehohen Goetheliteratur immer noch Wirkungsgebiete des Dichtergenius zeigen, die noch nicht genügend durchforscht und gewürdigt wurden, ohne daß man dabei an eine absurde Aufzeichnung von Kleinigkeiten zu denken braucht. So war das Wirken Goethes in und für Ilmenau bisher eigentlich ein Brachland der Goetheforschung. Wohl wußte und registrierte man die poetischen Beziehungen zu dem kleinen Thüringer Ort, auch Goethes Erneuerungsversuche des Ilmenauer Bergwerkwesens beachtete man, wenn auch nicht genügend, all das sonstige segensreiche Wirken, besonders auf dem Gebiete des verwahrlosten Steuerwesens, blieb jedoch fast ununtersucht und höchstens genannt. Hier setzt nun Julius Voigt ein und hat aus den Archiven alles Einschlägige zusammengebracht, hat auch nochmals das Material der poetischen und lebenslustigen Beziehungen zusammenfassend dargestellt und das Lebensbild der amtlichen Tätigkeit Goethes ausgebaut. Ein großer Abschnitt ist dazwischen den Schützlingen Goethes in Ilmenau, Peter wie Baumgarten und Krafft gewidmet. Die Teile über das Steuer- und Bergwerksweſen waren nicht leicht derart lebendig zu gestalten, daß auch das Publikum leicht und gern in die Materie eindringe. Aber gerade dies hat Voigt bewußt versucht, die Darstellung zu beleben und durch Zeichnungen und Abbildungen reizvoll zu machen. Das ganze Werk ist fleißig, zuverlässig und mehr, es war notwendig. Jetzt ist von berufener Hand diese fühlbare Lücke der Goetheforschung ausgefüllt, und auch das äußere Kleid, in das der Xenienverlag die Untersuchung gehüllt hat, ist von erlesenstem, würdigem Geschmack, so daß das Werk auch den Nichtforschern durchaus ein warm zu empfehlender Genuß sein wird.

Digitized by Google

Clemens Brentano. Sämtliche Werke in 18 Bänden. Historisch-kritische Gesamtausgabe unter Mitwirkung hervorragender Kenner, herausgegeben von Carl Schüddekopf. Preis des Bandes geh. 6 Mk., geb. 8,50 Mk. Bei Georg Müller, München.

Daß der Verlag von Georg Müller in die Zahl seiner großen, wunderbar schönen Klassikerausgaben auch Brentano aufnahm und ihm endlich eine prachtvolle neue Edition in 18 Bänden, fußend auf letzter und strengster Forschung sicherte, war mehr als eine Ehrenpflicht. In gewissem Sinne ist es eine Kulturtat, diesen Ganzgroßen der Romantik unserm Volk einmal in dem Denkmal seiner eigenen Werke wieder nachdrücklich vor Augen zu stellen. Gehört doch Brentano zu jenen verehrten, gar nicht gekannten und nur mit ein paar populären Schlagworten abgetanen Autoren und wäre ohne „Des Knaben Wunderhorn" vielleicht noch verschollener. Und das ist ein Unrecht, das heut immer mehr als solches erkannt wird. Brentano ist ein so reicher Dichtergenius, daß wir noch sehr viel von ihm lernen und genießen können, und gerade der romantische Einschlag heutiger Literatur kann in häufig spielerischer Kleinlichkeit an Brentano die Größe eines wirklich romantischen Temperamentes, die Schaffenskraft eines vielleicht nicht immer geklärten, jedenfalls aber heißen und reichen Dichterherzens lernen.

Die neue Ausgabe bei Müller liegt in den bewährten Händen Carl Schüddekopfs und ist bisher ziemlich sprunghaft erschienen. Gerade jetzt liegt der zweite Teil des 9. Bandes vor mir, der dem bisher unbekannten Drama „Aloys und Imelde" gewidmet und von Agnes Harnack ediert ist. Die Existenz des Stückes, meist unter dem Namen „Corningo", war bekannt, aber private Gründe im Zusammenhang mit Varnhagen, dann aber auch der Uebertritt Brentanos zum Katholizismus, verhinderten die Veröffentlichung, die doch für die lückenlose Kenntnis Brentanos so notwendig gewesen wäre. Erst Ende 1910 kam das Manuskript in den Besitz der Berliner Kgl. Bibliothek. Es bestand aus zwei Teilen, die zwei Fassungen entsprachen, von denen hier zunächst die erste Fassung und die beiden ersten Akte der zweiten publiziert werden. Eine 74 Seiten lange äußerst wertvolle Einleitung befaßt sich eingehend mit diesem doch immerhin gewaltigen Stück deutscher Literatur, das so lange verborgen schlummern mußte. Der Raum verbietet hier ein näheres Eingehen auf die Untersuchung, zumal eine Einsicht allen Literaturkennern sowieso notwendig wird.

Von der Gesamtausgabe sind bisher „Die Romanzen vom Rosenkranz" (Bd. 4), „Goderi" (Bd. 5), „Die Gründung Prags" (Bd. 10), „Spanische Novellen, „Der Goldfaden" (Bd. 13) und „Religiöse Schriften" (Bd. 14, I. u. II.) erschienen. Ueber die herrliche Ausstattung ein Wort zu verlieren, ist überflüssig, da die Müllerschen Klassikerausgaben so bekanntermaßen an der Spitze stehen, daß sie restlos den höchsten Anforderungen echter Buchkultur genügen. —

Im Zusammenhang mit dieser Anzeige wäre es angebracht, auf eine Einzelpublikation der „Nachtwachen von Bonaventura" hinzuweisen,

Digitized by Google

die Erich Frank bei Carl Winter (Heidelberg 1912) unter dem Namen Clemens Brentanos herausgibt. Bisher war das Rätsel der Autorschaft nie endgültig gelöst, und das Buch wurde bald Schelling, E. T. A. Hoffmann und zuletzt einem kaum bekannten Romantiker F. G. Wetzel zugeteilt. Frank hat nun durch methodisch-philologisches Verfahren Brentano als Autor so gut wie sicher gestellt und schon in der germanisch-romanischen Monatsschrift IV, 7, seinen Standpunkt glänzend verteidigt. Orthographische und sprachliche Eigentümlichkeiten der Schreibart treten zu stilistischen Kennzeichen, die durchaus nur auf Brentano weisen. Innere und äußere Beweise sind beigebracht und scharfsinnig in einer 105 Seiten langen Einleitung zu einem kaum mehr widerlegbaren Gewebe verflochten. Man wird das vielbesprochene Werk der Romantik unter dem neuen Gesichtspunkt mit erhöhtem Interesse lesen, wozu die hübsche Ausgabe bei C. Winter (Preis 3,70 Mk.) viel beitragen wird.

Berlin. Dr. Thassilo von Scheffer.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Zwischenfall von Skutari. — Teilungspläne in betreff Türkisch Asiens. — Deutschland und England. — Die Polen und der Weltkrieg.

Der Krieg der christlichen Balkanliga gegen die Osmanen ist nicht zu Ende gegangen, ohne daß schließlich doch noch eine bewaffnete Einmischung der Großmächte erfolgt wäre, und sogar eine militärische Separataktion Oesterreichs scheint bevorzustehen. Die internationale Blockade der nordalbanesischen Küste war nötig geworden, um das Widerstreben Montenegros und Serbiens gegen eine Beendigung der militärischen Operationen zu brechen. Rußland hat zwar keine Kriegsschiffe in das adriatische Meer geschickt, auch lange gezögert, bis es dem Vorgehen der übrigen Mächte gegen die beiden serbischen Balkanstaaten seine Zustimmung erteilte, aber schließlich konnte man sich in Belgrad und Cetinje keinen Illusionen mehr darüber hingeben, daß in dem Rate des Kaisers Nikolaus die vorsichtige Politik des Ministers Sasonow über die panslavistischen Stürmer und Dränger gesiegt hatte. Ein an der Newa veröffentlichtes gouvernementales Communiqué teilte urbi et orbi den definitiven Entschluß der russischen Regierung mit, sich um des Sonderinteresses kleiner Slawenvölker willen nicht in einen europäischen Krieg hineinreißen lassen zu wollen.

Daraufhin hat Serbien griechische Transportschiffe gechartert, welche den Verkündigungen des Kabinetts von Belgrad gemäß die vor Skutari lagernden serbischen Truppen über Salonichi in die Heimat zurückbefördern sollten. König Nikita von Montenegro wäre ohne serbische Hilfe außerstande gewesen, Skutari einzunehmen. Nun ist Nikita aber in die heißbegehrte Stadt dennoch als Eroberer eingezogen. Dazu verholfen hat ihm u. a. die schwere serbische Artillerie, welche, entgegen den Versprechungen der Regierung in Belgrad, zur Verfügung des Königs von Montenegro geblieben ist. Hinzu kamen serbische Freiwillige in Massen, welche, wie die Minister Peters angeben, nicht Disziplin genug besaßen, um dem aus der Heimat ergangenen Befehl zum Abzug von Skutari nachzukommen. Daß Serbien ein doppeltes Spiel spielt, erscheint auch nach anderer Richtung hin als sicher. Weigert sich der kleine Staat doch trotzig, Durazzo und Medua zu räumen, obwohl die Admirale der internationalen Flotte die Erstreckung der Blockade, welche

Digitized by Google

ursprünglich nur über die montenegrinischen Häfen verhängt wurde, auch auf die Seeplätze Nordalbaniens verfügt haben. Serbien hat, wie der Balkanbund überhaupt, die Friedensvermittelung der Großmächte unter einigen Vorbehalten angenommen und ist wiederholt mit der Erklärung hervorgetreten, sich bezüglich seiner Gebietsansprüche dem einstimmigen Schiedsspruch des europäischen Areopags unterwerfen zu wollen. Jetzt aber hat Europa, nachdem durch die Londoner Botschafterkonferenz die Grenzen des neuen albanesischen Gemeinwesens festgesetzt worden waren, zu Zwangsmaßregeln gegen Serbien schreiten müssen, um endlich Albanien von serbischen Truppen zu säubern.

Die Montenegriner ihrerseits haben sich zwar zum Abschluß des Friedens mit der Türkei bereit erklärt, aber kaum jemals zugegeben, daß sie die Neuregelung der albanesischen Verhältnisse gemäß den Beschlüssen der Londoner Botschafterkonferenz annehmen würden, ein Zugeständnis, welches sogar die Serben den Kabinetten gemacht haben, wenn auch mit Hintergedanken. Offenbar spekulieren die beiden serbisch redenden Balkanländer auf die moralische Macht der panslavistischen Leidenschaften, welchen sie Stärke genug zutrauen, um die endgültigen friedfertigen Beschlüsse der russischen Regierung schließlich doch noch umstoßen zu können. Die nach dem Falle Skutaris zu Belgrad, Prag und Petersburg in Szene gesetzten Volkskundgebungen dienen jenem serbisch-montenegrinischen Plan, welcher im Interesse der Kleinstaaten am Balkan die Ruhe des Weltteils noch einmal ernstlich gefährdet.

Nach den Kapitulationsbedingungen durfte die türkische Garnison Skutaris die Stadt in allen Ehren verlassen, mit den Waffen, einschließlich der Feld-Artillerie und Munition. General Essad hat sich mit 30 000 Mann, fast alles Nizams (Linie), nach Tirana gewendet, im inneren Albanien, wo die Serben ihm auffälligerweise Platz machen. Wer weiß, ob die Südslawen das gegen sieben Monate erfolgreich verteidigte Skutari bekommen hätten, wenn der Pforte daran gelegen gewesen wäre, den Waffenplatz noch länger zu halten? Nun sind aber die Türken, nachdem sie die Mediation Europas angerufen hatten, im Prinzip auf einen Frieden eingegangen, welcher die ganze Balkanhalbinsel, die Landschaft an den Meerengen ausgeschlossen, der Liga abtritt. Vielleicht wird der europäische Areopag noch bestimmen, daß der Sultan die Suzeränität über Albanien behalten soll. Aber um den Anspruch der Türkei auf die Oberhoheit über Albanien durch tatsächliche Verhältnisse begründen zu können, brauchte Skutari nicht in osmanischen Händen zu bleiben. Für diesen Zweck genügen Essads Streitkräfte in Tirana und andere türkische Truppen, von denen wir noch sehen werden, daß sie in der Gegend von Avlona stehen. Uebrigens legt man in Stambul keinen allzu hohen Wert auf den rein formellen Nexus mit einem skypetarischen Vasallenstaat, welcher von den direkten Besitzungen des Großherrn durch die vergrößerten christlichen Balkanstaaten abgeschnitten sein würde. Wohl aber ist dem Großvezier Schefket zuzutrauen, daß er die

Digitized by Google

Traditionen seines ausgezeichneten Vorgängers Reschid hochhält, welcher in der Aera des Zaren Nikolaus I. durch Schlauheit die westlichen Giaurs dazu zu drängen verstand, daß sie für die Integrität der Türkei Ströme Blutes vergossen. Wie Reschid 1853 vorsätzlich die Niederlage von Sinope herbeiführte, um die russophoben Leidenschaften in England aufzustacheln, und in der Tat dadurch den Krimkrieg anzettelte, so mag Schefket heute unter der Hand die Kapitulation des mit Lebensmitteln noch versehenen Skutari verfügt haben. Denn der Einzug König Nikitas in die Hauptstadt Albaniens bildet für die momentan obenauf befindlichen jungtürkischen Politiker, welche stark zu politischen Baissespekulationen neigen, vielleicht die letzte Chance, die erbarmungslosen gräcoslavischen Todfeinde des Islams in einen Krieg mit dem Dreibund verwickelt und von diesem zerfleischt zu sehen.

Wenn die Staatsmänner am Goldenen Horn wirklich versucht haben sollten, durch die Vermittelung des reichen albanesischen Großgrundbesitzers Essad, der sich, angeblich vom Stambuler Albanesenkomitee, d. h. vom Großvezier, aufgestachelt, zum Fürsten von Albanien machen will, wieder eine so verzweifelte Politik wie vor dem Krimkrieg zu treiben, so dürften sie ihre Machinationen schwerlich gelingen sehen, obwohl Oesterreichs angedrohte militärische Intervention zeigt, wie ernst die Situation plötzlich wieder geworden ist. Auch die Panslaviſten an der Newa sind zum Teil einsichtig genug, um die Tripelentente nicht sprengen zu wollen. Die englische Nation aber, deren orientalische Interessen mit den russischen vielfach kollidieren, will den Krieg mit dem Dreibund gegenwärtig weniger als je. Es ist in hohem Grade Englands Schuld gewesen, daß sich Skutari doch noch den Slawen ergeben mußte. Drei Wochen hindurch hat das internationale Geschwader an der montenegrinischen Küste erst bloß demonstriert und dann hier das langatmige Manöver einer Blockade des Hafens Antivari vorgenommen, während in einer Entfernung von ein paar Meilen das schwere Geschütz der Belagerer die Werke von Skutari in Grund und Boden schoß. Oesterreich machte den zweckmäßigen Vorschlag, die Flotte der Mächte solle in Antivari Truppen ausschiffen, aber wesentlich mit auf Veranlassung Großbritanniens wurde das Ansinnen des Wiener Kabinetts abgelehnt und blieb es bei halben Maßregeln. Jetzt aber, nach der Ergebung Skutaris, hält Premierminister Asquith die durch die Provokation der Habsburgischen Monarchie geschaffene Weltlage für gefährlich genug, um England von der Tripelentente sich einen Schritt entfernen und als ponderierende Macht in Tätigkeit treten zu lassen. Die Londoner offiziöse Presse geht sogar soweit, den Balkanstaaten, welchen man sonst jenseits der Nordsee so starke Sympathien entgegenbringt, damit zu drohen, daß Oesterreich-Ungarn doch noch mit einem europäischen Mandat zur Besetzung des Sandschak bekleidet werden würde.

Hatte sich doch das englische Volk bereits an den behaglichen Gedanken gewöhnt, daß die das Gedeihen der europäischen Volkswirtschaft beeinträchtigende Balkankrise beschworen sei. Von dem Kampfe der Monte-

Digitized by Google

negriner gegen Skutari abgesehen, welcher der öffentlichen Meinung Englands fast wie der Froschmäusekrieg erschien, herrschte in Albanien, ebenso wie in Mazedonien, Thrazien und auf den Inseln, Waffenruhe. Im südlichen Albanien, bei Avlona, stehen unter Dschavid Pascha noch 15000 Türken, welche für die griechische Armee bei ihrem Vordringen über Janina hinaus eine leichte Beute abgegeben haben würden, aber die Drohungen Italiens haben die Hellenen gehindert, nach dem nördlichen Epirus vorzugehen und jene letzte Frucht zu pflücken. Dagegen vermochte die griechische Flotte und Landmacht auf den Sporaden die Operationen dadurch zu Ende zu bringen, daß sie sämtliche feindliche Truppenabteilungen überwältigte. Abgesehen von den 13 Inseln, welche die Italiener besetzt haben, ist die gesamte Gruppe der Sporaden durch angeblich 70 000 hellenische Bajonette okkupiert worden, bis hin zu dem winzigen Eiland Castelorizo an der Küste Lyciens.

Serben und Griechen haben nur virtuell Waffenstillstand mit den Türken, die Bulgaren dagegen sind schon eine formelle Waffenruhe eingegangen. Der Beherrscher aller Gläubigen hat sich den Forderungen der Angreifer ziemlich unbedingt gefügt, wenn er sich auch noch bemüht, bei den Großmächten gemilderte Friedensbedingungen zu erwirken. So wenig wie für die Montenegriner, Serben und Griechen gibt es heute für die Bulgaren noch Objekte, welche zwischen ihnen und dem Sultan streitig wären und ein Blutvergießen lohnten. Was die Kriegskosten betrifft, so hat das Kabinett von Sofia diese heikle Frage nicht sowohl mit der Pforte zu regeln als mit Frankreich, England, Deutschland, den Hauptgläubigern der Türkei. Der Vorschiebung der bulgarischen Grenze bis Rodosto am Marmarameer soll Rußland ein ausdrückliches Veto entgegengesetzt haben, eine Nachricht, welche sehr glaubwürdig klingt. Wenn die Bulgaren die Russen hätten zu dem großen Kampf des Slawentums gegen das Germanentum fortreißen können, so würden sie das ebenso gern getan haben, wie Serben und Montenegriner es noch immer versuchen. Zar Ferdinand hat nach der Einnahme Adrianopels den General Radko Dimitriew zum Zaren Nikolaus geschickt, um den Beherrscher Rußlands zum Eintreten in den Türkenkrieg, überhaupt zu einer Deutschland und Oesterreich herausfordernden Orient-Politik fortzureißen. Einen Weltkrieg, dessen entscheidende Aktionen sich in Mittel- und Nordeuropa abzuspielen versprechen, halten auf der Balkanhalbinsel Christen wie Türken, kluge Rechner wie verzweifelte Va banque-Spieler für erstrebenswert.

Immerhin dürfte gemäß der vorwiegenden Ansicht trotz Skutari der Friede zwischen der Liga und der Pforte zustande kommen, obgleich es merkwürdig bleibt, daß der russische Botschafter in Konstantinopel, allein von allen seinen Kollegen, letzthin wieder ohne Instruktionen dastand und daß zugleich in den maritimen Arsenalen von Nikolajeff Maßregeln für den Krieg getroffen wurden. Aber dann erhebt sich sofort die gleichfalls das allgemeine europäische Wohl in Mitleidenschaft ziehende Frage, wie das ungeheure der Türkei entrissene Gebiet zwischen den Siegern ver-

Digitized by Google

teilt werden soll. Die Verträge, welche die Balkanstaaten vor dem Angriff auf die Türken über die Verteilung der Beute geschlossen haben, erfahren von bulgarischer, serbischer, griechischer Seite eine sehr verschiedene Auslegung, von allen drei Kabinetten werden sie für überholt durch nicht vorherzusehende Umstände erklärt. Serbien und Montenegro fordern von den Bundesgenossen Kompensationen für das ihnen schließlich ja doch wohl unvermeidlich entgehende Albanien, die Bulgaren wollen von der Liga reichlich für Silistra entschädigt werden, welches sie, die stolzen Sieger, den Rumänen abtreten müssen. Und dann die Perle der Eroberungen, Salonichi! Soll die große Hafenstadt wirklich den Griechen bleiben, welche zwar mit ihren Truppen zuerst dort anlangten, aber doch militärisch sehr viel weniger geleistet haben, als die Bulgaren? Die Hoffnung russischer und englischer Austrophoben, daß die Balkanliga ihren unmittelbaren Zweck überleben und sich zu einem Staatenbund für ewige Zeiten entwickeln werde, erscheint schon heute ganz deutlich als eine Illusion. Noch ist der Friede mit der Türkei nicht geschlossen und schon marschieren im westlichen Mazedonien Bulgaren und Serben, im südlichen Bulgaren und Griechen mit großen Truppenmassen gegeneinander auf.

In Belgrad und Athen herrscht eine furchtbare Gereiztheit gegen Bulgarien, welches durch seine zahlreiche und gut disziplinierte Armee den Löwenanteil der türkischen Besitzungen errungen hat und nun seine schwächeren Alliierten nicht genügend wachsen lassen will. Die Serben sind mit ihrem Zorn, wie es scheint, kaum im Recht. Denn sie verlangen von dem Zaren Ferdinand, er solle ihnen im westlichen Mazedonien Abtretungen über den bulgarisch-serbischen Bündnisvertrag hinaus machen, um Serbien für das Entgleiten der albanischen Hafenplätze S. Giovanni di Medua und Durazzo schadlos zu halten. Wie schmerzlich die Serben empfinden, daß sie kraft der allerdings noch nicht ausgeführten Beschlüsse des Konzerts der Mächte über Albanien vom adriatischen Meer ausgeschlossen bleiben, geht besonders anschaulich aus einer der europäischen Presse zugegangenen kleinen Agitationsschrift des serbischen Preßbureaus hervor. Es handelt sich um den Wiederabdruck eines Artikels, den Herr Kosta M. Stoyanovitch schon vor einiger Zeit im „Economiste Serbe“ veröffentlicht hat. Hier heißt es: „Wenn die Ausfuhr von Waren in Frage kommt, die so schnell wie möglich auf den Markt der Verbraucher gebracht werden müssen, spielt die Kürze des Weges die erste Rolle. Das ist der Fall bei dem Export von Vieh, tierischen Produkten und Früchten, der Hauptausfuhrartikel Serbiens. Alle diese Gegenstände erfordern eine Route, die so kurz wie möglich ist. . . . Es ist klar wie der Tag, daß die Ausfuhr jener Produkte nicht etwa bloß vorteilhafter sondern vielmehr einzig möglich ist auf dem Wege über das adriatische Meer, während der Export der genannten Artikel auf dem ägäischen Meer sich durchaus verbietet. Die Adria ist die einzige benutzbare Route für die Ausfuhr von lebendem Vieh nach allen Mittelmeermärkten, nur Aegypten ausgenommen. Die großen Gewichtsverluste, welche das von

Digitized by Google

Salonichi nach Neapel, Genua, Palermo und Mailand verfrachtete Vieh erleidet, können nur vermieden werden durch den Gebrauch eines kürzeren Weges, und diese kürzeren Wege gehen lediglich über das adriatische Meer.

Wissen wir doch aus Erfahrung, daß sich unser Vieh zuweilen bis zu 27 Tagen unterwegs befindet, um auf der Route über Salonichi nach Genua zu gelangen, während es vermittelst des adriatischen Meeres die Reise in 5—8 Tagen zurücklegen würde, unter Benutzung der italienischen Eisenbahnen. Die Straße von Serbien nach Neapel durch die adriatische See ist dreimal kürzer als dieselbe Entfernung, gemessen über Salonichi. Unter dem Gesichtspunkt der Ausfuhr sind alle diese Gründe einleuchtend bezüglich des gegenwärtigen Serbiens, wenn man jedoch die neuen serbischen Territorien in Erwägung zieht, erscheint die Verschiedenheit der Länge der Wege über Salonichi und die Adria als noch viel größer."

Herr Stoyanovitch erinnert daran, daß im Zeitalter des Staats von Venedig und der Republik Ragusa die Häfen Albaniens, ebenso wie im südlichen Dalmatien Spalato und Cattaro, eine kommerzielle Bedeutung hatten, welche erst im 19. Jahrhundert verloren gegangen ist. Der Artikel des „Economiste Serbe" erklärt für naturwidrig, daß die Mächte auf Verlangen Oesterreichs das vergrößerte Serbien von den Häfen Albaniens wegdrängen. Hierzu ist zu bemerken, daß bei der Neuordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel Serbien wahrscheinlich ein unter dem Schutz des europäischen Konzertes stehendes Recht auf den baldigen Bau einer neutralen Donau-Adriabahn zugesprochen werden wird. Im übrigen will ich die in ein so kritisches Stadium getretenen albanischen Fragen heute nicht weiter verfolgen; nur zu oft wird der Skypetarenstaat, besonders nachdem ihn die Jungtürken zum Stützpunkt der friedensgefährlichsten Intriguen gemacht zu haben scheinen, unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nehmen. Die einem Schiedsgericht mit Zwangsbefugnissen ähnliche Vermittelung, durch welch: das Konzert der Mächte dem Orientkrieg ein Ende bereitet, wird allerdings in Belgrad und Cetinje am allerschmerzlichsten empfunden, aber auch am Ilissus sieht man sich, wie gleich auseinandergesetzt werden wird, durch Europa mit einer sehr empfindlichen Verkürzung der Kriegsbeute bedroht. Allein in Sofia erträgt die öffentliche Meinung mit Gleichmut, daß der europäische Areopag den Frieden diktiert, denn der bereits gesicherte Zuwachs Bulgariens an Land ist gewaltig, und einiges mehr gedenkt Zar Ferdinand noch auf Serbiens und Griechenlands Kosten gewinnen zu können.

Was den Serben trotz bedeutender Blutopfer zu gewinnen nicht vergönnt war, Meeresküste, besitzen die Hellenen im Ueberfluß; dafür ist der Boden des Königreichs Griechenland im allgemeinen wenig fruchtbar, so daß die zur Ausfuhr geeigneten Objekte fehlen, welchen Serbien seinen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung verdankt. Um so größer ist die Sorge, mit welcher das griechische Volk erwartet, daß die neuen Grenzen seines Staates und Volkstums endgültig bestimmt werden. An den thrazischen Gestaden ist bereits uraltes hellenisches Sprachgebiet den Bulgaren endgültig aufgeopfert worden.

Digitized by Google

Hierzu kommt der noch unsichere Ausgang des schwebenden Grenzstreites mit Bulgarien, welcher das Schicksal der griechisch redenden Bezirke Mazedoniens und der Chalcidize betrifft. Von diesen Opfern und Gefahren abgesehen, sind die Griechen bei ihren Expansionsbestrebungen auch noch auf die Opposition Italiens gestoßen. Das Kabinett von Rom hat in Athen positiv erklärt, es erlaube die Ausdehnung des griechischen Königreichs in Epirus nur bis zum Flusse Kalamas. Immerhin wird also auf epirotischem Boden die wohlhabende Stadt Janina griechisch, nahe dem antiken Dodona, die Landschaft, von welcher der Hellenenname überhaupt ausgegangen sein soll. Viel zweifelhafter aber ist das Schicksal der Sporaden, welche, gleich Mazedonien, wirtschaftlich sehr wertvoll sind. Kreta freilich ist dem Königreich Griechenland von den Mächten schon so gut wie versprochen, aber was die Inseln an der asiatischen Küste betrifft, so haben die Italiener nicht übel Lust, den von ihnen besetzten Teil des Archipels zu behalten. Dann würden nach einer Schätzung im letzten Heft der „Oesterreichischen Rundschau" 125 000 asiatische Inselgriechen unter das Szepter des Königs von Italien kommen, 375 000 für den Heimfall an das Königreich Griechenland übrig bleiben. Wie es heißt, ist Victor Emanuel von Italien begeisterter Anhänger des Gedankens, den alten levantinischen Waffenplatz der Johanniter mit dem modernen Königreich Italien zu vereinigen.

Zum Glück für die Politik des Kabinetts von Athen kollidieren die Ausdehnungstendenzen der Italiener in Anatolien mit den englischen Interessen. Italien ist den Briten als Mittelmeermacht schon zu stark. Baut man doch beispielsweise italienischerseits jetzt ein Geschwader von Ueberdreadnoughts, welche schwerer sind als irgendwelche bisher von England besessenen Schiffe. Die Engländer lassen verlauten, es könne ihnen nicht passen, Italien mit seinen wohlgeordneten Finanzen, das in 10—15 Jahren Frankreich an Bevölkerungszahl übertroffen haben werde, sich an der Straße zwischen Konstantinopel und Port Said festsetzen zu sehen. Sei es doch ohnehin schon bedrohlich genug für Großbritannien, daß Italien in der neuen libyschen Dependenz bei Derna und Tobruk Flottenstationen anlege, welche den Seeweg nach Indien flankierten. Zum Ueberfluß aber habe Italien noch die Erwerbung Avlonas diplomatisch vorbereitet. Wenn es dem Kabinett von Monte Citorio gelinge, sich an der Küste von Epirus wie in der Cyrenaica zu etablieren, werde das mittelländische Meer von den Italienern sozusagen mitten entzwei geschnitten: „In der Geschichte der Seemacht", ruft „Quarterly Review" warnend seinen Landsleuten zu, „gleicht Italiens reißender und glänzender Aufschwung demjenigen Preußens auf dem festen Lande. . . . Die Flottenpolitik Englands muß sorgfältig mit Italien rechnen, als einem unaufhaltsam sich verstärkenden Machtfaktor. . . ."

Es scheint, als ob das Kabinett von St. James durch einen mehr oder weniger sanften diplomatischen Druck das apenninische Königreich nötigen wird, die 13 okkupierten Sporaden wieder zu räumen. Ob dann die Insel-

Digitized by Google

gruppe um Rhodus, mit Autonomie ausgestattet, an die Türkei zurückfallen oder in griechische Hände übergehen wird, läßt sich zur Stunde so wenig beurteilen, wie das Schicksal der übrigen Eilande im ägäischen Meer, immer Kreta ausgenommen. Daß es den Hellenen endlich glückt, diese große und fruchtbare Insel zu erwerben, dürfte wesentlich mit auf den italienisch-englischen Gegensatz zurückzuführen sein. „Quarterly Review" und „Oesterreichische Rundschau" stimmen in ihren letzten Nummern darin überein, daß die britische Staatskunst an der Annexion Kretas gearbeitet habe, schließlich aber von dem genannten Projekt zurückgetreten sei. Während des Balkankrieges wehte noch auf einem der kretischen Küste vorgelagerten Inselchen die Flagge mit dem Halbmond, als Symbol der Suzeränität des Großherrn. Die Griechen durften die Fahne nicht herunterholen, da der unklare völkerrechtliche Status Kretas von England, Frankreich, Italien und Rußland garantiert war. Als sich nun aber vom Anfang des Balkanfeldzuges an das Kriegsglück gegen die Osmanen wendete, entfernten Matrosen eines englischen Stationärs vor Kreta das Halbmondbanner, welches den Hellenen in die Augen stach. Ob in der Absicht, Platz für das weiße Kreuz des Königreichs Griechenland zu machen? Vielleicht dachte Sir Edward Grey damals noch daran, an Stelle des untergehenden Halbmonds den Union Jack aufziehen zu lassen und den kretischen Querriegel mitsamt der strategisch besonders wertvollen Sudabai für sein Vaterland mit Beschlag zu belegen: „Aber das Schicksal vereitelte den Plan", sagt „Quarterly Review" wehmütig. Die Engländer können eben die Italiener zur Enthaltsamkeit bezüglich der Sporaden nur bewegen, wenn sie gleichfalls das Zugreifen unterlassen.

Die britische Feindschaft gegenüber dem italienischen Bestreben, sich unmittelbar neben allen Hochstraßen des mediterraneischen Schiffsverkehrs einzunisten, wird später einmal auch die griechischen Absichten auf Avlona fördern, obwohl das Kabinett von Athen vorläufig das nördliche Epirus dem albanesischen Gemeinwesen überlassen muß, dem eben wegen seiner voraussichtlichen Ohnmacht alle drei interessierten Großmächte seine Position an der Straße von Otranto gönnen. Schon heute wird Griechenland von den Engländern nicht nur nicht länger in seinen kretischen Aspirationen gehindert sondern positiv umworben. Mit Großbritannien vereinigt, wenn gewisse Anzeichen nicht trügen, Oesterreich seine Bemühungen, die Freundschaft Griechenlands zu erwerben. Die „Oesterreichische Rundschau" schätzt die Kopfzahl der griechisch sprechenden Menschen auf nicht weniger als zwölf Millionen. Ein großer Teil dieses Volkstums wird durch den Frieden unter das Szepter des Königs Konstantin kommen. Die Wiener Hofburg soll mit dem Zarentum Bulgarien einen Geheimvertrag haben. Die Staatskunst Ferdinands ist aber Schaukelpolitik zwischen Oesterreich und Rußland, und deshalb würde es für das Kabinett von Wien sehr nützlich sein, wenn man sich österreichischerseits in Griechenland ein Gegengewicht wider Bulgarien schaffen könnte. Die englische Publizistik behauptet, in Bukarest,

Digitized by Google

Jassy, Braila und anderen Teilen Rumäniens bereite sich eine russenfreundliche Bewegung vor. Es ist nicht unmöglich, daß die Beobachtungen, welche die Briten in Rumänien gemacht haben wollen zutreffend sind. Die Rumänen erhalten Silistria auf Grund der Beschlüsse einer in Petersburg zusammengetretenen bulgarisch-rumänischen Konferenz, welche unter der Aegide des Kaisers Nikolaus tagt und gemäß den Intentionen des erhabenen Vermittlers nicht nur den konkreten Streit zwischen Rumänien und Bulgarien aus der Welt schaffen, sondern auch die beiden Staaten moralisch zusammenschweißen soll.

Die Rumänen befolgen zwischen Oesterreich und Rußland dieselbe Schaukelpolitik wie die Bulgaren. Sehr charakteristisch für die Begierde, mit welcher die rumänische Nationalität ihre Stammesgenossen sowohl im österreichisch-ungarischen Gebiet der Bukowina und Siebenbürgens als auch im russischen Bessarabien aufzusaugen strebt, ist ein Artikel in der Märznummer des Pariser „Correspondant", betitelt: „Les suites de la guerre des bulkans. Le point de vue romain". Verfasser ist der Bukarester Universitätsprofessor Pompilu Eliade. Dieser Herr sagt: „Unsere politische Situation ist sehr schwierig, weil unsere geographische Lage so schlimm ist. Wir sind zwischen zwei großen Reichen eingezwängt, die von den besten Absichten gegen uns erfüllt sind, aber von welchen das eine uns unsere (sic) Bukowina und Siebenbürgen vorenthält das andere Bessarabien. Beide haben viel für unsere Zivilisation getan, und einer hat uns in der Vergangenheit immer mit Erfolg gegen den anderen verteidigt. Unter diesen Verhältnissen müssen wir vorsichtig sein, beständig auf der Hut, stets mobil. Nach welcher Richtung hin sollen wir unsere Sympathien lenken? Das Klügste ist, mit Jedermann gut zu stehen, uns zu entwickeln, zu vermehren und zu warten. Das Gefährlichste ist, uns auszusprechen und besonders in einer Weise, welche definitiv erscheint. In der Tat, wenn wir nach beiden Seiten schauen, auf das große katholische und auf das große orthodoxe Reich, und wenn wir in der Tiefe unserer Seele alles zusammen abwägen, ihre Worte und ihre Handlungen, ihre Haltung heute und gestern, was wir ihnen schulden und was sie uns schuldig sind (im französischen Text gesperrt gedruckt), fühlen wir ein großes Schwanken in unserem Geist. Die Versuchung wandelt uns an, bezüglich eines jeden der beiden Nachbarstaaten den berühmten Ausspruch Corneilles über seinen Gönner, den Kardinal, zu zitieren: „Er hat mir zu viel Gutes getan, um Böses über ihn zu sagen, er hat mir zuviel Böses getan, um Gutes über ihn zu sagen."

Der sehr lebendig und geistreich geschriebene Essay des Professors Eliade gipfelt in leise geäußerten Zweifeln an der Richtigkeit der auswärtigen Politik, welche der greise Karol I., „der größte der Könige", ziemlich ungestört von den Parteiführern treibt. Das Prestige des rumänischen Herrschers wird steigen, wenn Silistria, was kaum noch bezweifelt wird, zu Rumänien kommt. Trotzdem darf die Habsburgische Monarchie,

Digitized by Google

als die Besitzerin Siebenbürgens und der Bukowina, nicht mit Zuversicht auf die unbegrenzte Fortdauer der rumänischen Freundschaft bauen. Mithin erweckt die gesamte Lage auf der Balkanhalbinsel den Eindruck, als ob die „Oesterreichische Rundschau" mit gutem Bedacht ihre früher nicht immer griechenfreundlichen Spalten dem philhellenischen Artikel in der Nummer vom 15. April geöffnet hätte. Hier wird auch erwähnt, daß die britische Regierung den Oberkommissar von Cypern nach London berufen habe. Nach der Empfindung der „Oesterreichischen Rundschau" liegt die Union Cyperns mit dem Mutterkönigreich Hellas in der Luft. In der Tat hat vor kurzem ein Mitglied des house of commons in bezug auf den Stand der cyprischen Frage den Premierminister Asquith interpelliert. Die englische Publizistik meint, nachdem die britischen Pläne auf Kreta gescheitert seien, müsse England gegenüber Griechenland verfahren, wie so mancher Romanheld, der, um seine ausgewucherte Familie wieder in die Höhe zu bringen, die Tochter des schuldigen Geldmannes heirate. So müsse Großbritannien eine Allianz mit Griechenland schließen, um an dem aufstrebenden levantinischen Seevolk eine Stütze gegen den Ehrgeiz Italiens zu gewinnen. Die Engländer, welche länger als ein Menschenalter auf Cypern sitzen, haben noch immer nicht verstanden, wirtschaftlichen Nutzen aus der Insel zu ziehen. Gleichwohl würden sie nicht wie die ruinierten Verschwender vor Griechenland dastehen, wenn sie dem Königreich das heißbegehrte Cypern auslieferten, wie sie ihm 1863 die ökonomisch für Großbritannien gleichfalls wertlosen Jonischen Inseln abtraten. Im Gegenteil, der britischen Nation würde durch einen solchen großmütig erscheinenden Entschluß von Seiten des gesamten christlichen Orients her ein neues Kapital moralischer Autorität zuwachsen.

Welche konkreten Gründe militärischer und politischer Natur bewirken, daß England das von Lord Beaconsfield erworbene Eiland für seine morgenländische Machtstellung nicht mehr nötig zu haben glaubt, ist bisher unbekannt geblieben. Jedenfalls hat sich, wie wir gleich sehen werden, der Charakter Englands als einer orientalischen Macht seit dem Zeitalter des Berliner Kongresses nicht verflüchtigt, sondern vielmehr noch bedeutend schärfer ausgeprägt. Wenn die Engländer Cypern aufgeben sollten, würden sie das sicherlich nicht aus Schwäche tun, sondern geleitet durch kluge Berechnung. Ob das Kabinett von Athen aus der Rivalität der am ägäischen und ionischen Meer diplomatisch miteinander ringenden Großmächte Vorteil zu ziehen weiß, muß sich bald zeigen. Das europäische Konzert hat durch moralische Pression auf den Balkanbund erzwungen, daß dieser sich zum Waffenstillstand und Frieden bereit erklärt hat, ohne bestimmte Versprechungen über die Vereinigung der Sporaden mit Hellas erhalten zu haben. Solche den Griechen zu geben, waren die Mächte teils nicht gewillt, teils außerstande. Es macht jedoch den Eindruck, daß die griechische Diplomatie hofft, bei den Friedensverhandlungen durch Lavieren und Oszillieren den Heimfall der gesamten ägäischen Inselwelt an das Mutterland

Digitized by Google

durchsetzen zu können, ausgenommen die kleinen Eilande Samothrake, Imbros und Tenedos, welche nahe der Einfahrt in die Dardanellen liegen und aus militärischen Gründen für die Türkei kaum entbehrlich sind.

Vor einer Reihe von Wochen glaubten die Osmanen noch ziemlich fest, Europa würde die Abtrennung der Asien vorgelagerten großen Inseln vom türkischen Reichskörper nicht leiden. In der Tat betonte damals die europäische Diplomatie das Prinzip der Integrität der asiatischen Türkei um eine Nüance schärfer als heute. Denn der Zweifel daran, ob das Reich der Osmanen in Asien den Zusammenbruch auf dem Boden unseres Weltteils lange überdauern werde, greift unaufhaltsam weiter um sich. Schon beschäftigt sich die öffentliche Meinung Englands mit der Teilung der asiatischen Türkei als mit einem unvermeidlichen Uebel, welches man hoffentlich noch einige Zeit werde hinausschieben können, aber jeden Augenblick vorbereitet sein müsse, über sich ergehen zu lassen. Bei der hohen Meinung, welche die englische Nation von ihrer Macht und zivilisatorischen Sendung hat, ist es kein Wunder, daß man britischerseits das schönste Stück der türkischen Spolien für sich selber beansprucht. Daß die Engländer Mesopotamien und Arabien für ihr zukünftiges Eigentum ansehen, war bekannt, aber jetzt erklärt die britische Publizistik auch noch bezüglich Palästinas für: „wahrscheinlich, daß es schließlich mit Aegypten kombiniert werden wird. . . .“ Zugleich erfahren wir, daß Frankreich vor einigen Monaten in Downingstreet eine abschlägige Antwort erhalten hat, als es von seinem Partner bei der Entente Cordiale die Zusage verlangte, im Falle einer Teilung der asiatischen Türkei nicht weiter nördlich greifen zu wollen als bis Akko. Palästina waren die Franzosen bereit, England zu lassen, wenn dieses sich verpflichtete, die französischen Ansprüche auf Syrien anzuerkennen. Das Kabinett von St. James hat den Vorschlag, welcher ihm von der Seine her gemacht wurde, abgelehnt, aber, wie verlautet, nur aus Opportunitätsrücksichten. Daß die französische Republik sich in Syrien festsetzt, ist ein Gedanke, mit welchem sich die leitenden Männer in London abgefunden haben. Während aber, wie wenigstens englischerseits behauptet wird, die Franzosen ungeduldig darauf hindrängen, daß Syrien nicht allein durch England, sondern von allen Mächten als französische Interessensphäre anerkannt werde, hält man an der Themse den Augenblick zu einer derartigen Abmachung noch nicht für gekommen.

Auch an ihre deutschen Vettern haben die Engländer für die Eventualität gedacht, daß in Vorderasien das Fell des Bären verteilt wird. Sie meinen, Cilicien werde eine genügende Abfindung für uns sein, wenn Großbritannien Aegypten, Palästina und Mesopotamien sich einverleibt, obgleich sicher zugleich mit jenen Eroberungen auch zur Annexion Südpersiens geschritten werden würde, denn jenseits der Nordsee wird schon von der Eisenbahn gesprochen, vermittelst deren man in absehbarer Zeit von Kalkutta über die Hauptstadt des präsumtiven orientalischen Weltreichs der Briten, Delhi, immer unter dem Union Jack nach Jerusalem werde fahren können.

Digitized by Google

Es ist sehr freundlich von den Engländern, daß sie uns für jene morgenländische Universalmonarchie, welche die farbenreichsten politischen Erzeugnisse der glühenden Einbildungskraft Benjamin Disraelis in Schatten stellt, Cilicien zu überlassen im Sinne haben. Eigentlich ist noch nicht einmal in präziser Weise von jener immerhin sehr fruchtbaren Landschaft die Rede, sondern lediglich von Mersina, Alexandrette und einer Flottenstation in Jumurtalik. Alexandrette liegt schon jenseits Ciliciens, in Syrien, und wird uns von der britischen Publizistik vielleicht gerade zu dem Zwecke angeboten, um den deutsch-französischen Gegensatz zu verschärfen. Jedenfalls aber scheinen unsere freigiebigen englischen Gönner den Wunsch zu hegen, daß Deutschland durch unbedachtes Zugreifen am Golf von Alexandrette sich mit Rußland in unfreundliche Berührung bringen möge. Denn an der Themse wird vermutet, daß zu den allumfassenden orientalischen Plänen des Zarenreichs auch die Absicht gehört, eine Flottenstation am Pajas zu errichten. Der Platz liegt an der cilizisch-syrischen Grenze, gerade gegenüber von Jumurtalik, wo nach der „Quarterly Review" wohl einmal die deutsche Flagge aufgezogen werden wird.

Obwohl es durchaus in der Ordnung ist, daß die Westmächte sich auf alle Möglichkeiten vorbereiten, aus welchen über Nacht Wirklichkeiten und Notwendigkeiten hervorgehen können, dürfte doch wohl bezüglich der Teilung der asiatischen Türkei die Birne noch lange nicht reif sein. Da wir Deutschen von Begierde nach türkischem Gebiet absolut frei sind und uns mehr als irgendein anderes Volk freuen würden, wenn die Osmanen durch inneres und äußeres Erstarken allen Anschlägen auf den Rest ihres Reichs ein Ende bereiteten, so greifen wir mit der lebhaftesten Wißbegierde nach dem neuen Buch des Generalfeldmarschalls von der Goltz: „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung" (Berlin. Gebrüder Paetel. 1913.). Leider bereitet das Schriftchen dem Leser eine Enttäuschung. Zwar wehrt der Verfasser sich siegreich gegen die Anklage, er und die preußischen Instrukteurs im allgemeinen seien an der Niederlage der Türkei schuld. Aber solche Absurditäten waren auch leicht zu widerlegen. Brauchte der Generalfeldmarschall doch nur auf die Verdienste hinzuweisen, welche er sich vor zwei Jahren erworben hatte, als er die Neubefestigung Adrianopels durchführte. Dagegen befriedigen die historisch-politischen Teile der Broschüre so wenig, wie einst „Roßbach und Jena" von demselben Verfasser den Ansprüchen der Historiker an Kritik und Methode zu genügen vermochte*). Die richtige Erkenntnis blitzt dem Verfasser manchmals auf, erlischt aber dann sofort wieder. Dies gilt natürlich nur von dem Grundgedanken, hinsichtlich der Einzelheiten läßt sich von dem geistreichen und erfahrenen Mann manches lernen. Wenn aber von der Goltz diejenigen Beurteiler, welche die Niederlage der osmanischen Armee wesentlich mit auf die moralische

*) Vgl. Hans Delbrück „Historische und Politische Aufsätze". Zweite Auflage. Seite 318. Berlin 1907 bei Stilke.

Digitized by Google

Zersetzung und geistige Erstarrung des Islams zurückführen der Oberflächlichkeit bezichtigt, weil er selber, wie andere Europäer auch, in der Türkei viele charaktervolle und kluge Militärs kennen gelernt habe, so ist in Wahrheit der Generalfeldmarschall selber der Irrende. Und zwar fällt er in einen der fundamentalen Fehler von „Roßbach und Jena" zurück, indem er sich durch die Menge der fremden Zeugnisse und eigenen Beobachtungen verwirren läßt. Nur methodische historische Kritik vermag den Schriftsteller vor dieser Gefahr zu erretten.

Sehr skeptisch wird der geschichtlich Gebildete auch solchen Ansichten unseres Autors gegenüberstehen wie diejenige, daß der Türkei jetzt die für eine Regeneration nötige Ruhe zufallen werde, weil ihre asiatischen Besitzungen viel weniger als die verlorenen europäischen von Christen durchsetzt seien und deshalb nicht länger die unaufhörlichen Einmischungen Europas in die inneren Angelegenheiten des Reichs stattfinden würden. Im Gegensatz zu Leopold von Ranke, der immer den inneren Verfall des osmanischen Reichs für unaufhaltsam hielt, erwartet von der Goltz nach der Abtrennung der Hauptmasse Rumeliens, die Türkei sich in „einen islamitischen Kulturstaat" verwandeln zu sehen. Ein solches mit verjüngter muhammedanischer Gesittung erfülltes Gemeinwesen, welches auch militärisch fähig gewesen wäre, seine Unabhängigkeit zu behaupten, würde nach der Ueberzeugung des Verfasser sogar auf dem so stark schwankenden rumeliotischen Boden entstanden sein, wenn nicht Sultan Abdul Hamid die politische Mentalität des Islams verdorben, oder wenn wenigstens der äußere Feind ein einziges Jahrzehnt mit dem Angriff gewartet hätte.

Möglicherweise wird sich weder die optimistische Prophezeiung des Generalfeldmarschalls von der Goltz noch die pessimistische Voraussicht der Engländer bewahrheiten und die Türkei bis auf weiteres bleiben, was sie war, ein wirtschaftlich langsam vorwärts hinkender, militärisch unter Umständen ziemlich leistungsfähiger, zu zeitgemäßer Evolution aber ganz untüchtiger Vergangenheitsstaat. Freilich wäre es vermessen, über das fernere Schicksal der türkischen Staatsruine irgend etwas mit Bestimmtheit behaupten zu wollen. In Großbritannien handelt man deshalb sehr verständig, wenn Vorbereitungen für den Fall getroffen werden, daß die extremsten Eventualitäten morgen zur Wirklichkeit werden. Auch unsere Militärvorlage und außerordentliche Vermögenssteuer sollen ja neben dem Zweck das Gleichgewicht der Macht vor Verschiebungen zu bewahren, dem deutschen Volke eine Garantie dagegen geben, daß es leer ausgeht, wenn andere europäische Völker ihr Gebiet kolossal erweitern. England würde die ungeheuren Länderstrecken, welche es vom Sultan zu erben erwartet, nach dem Wegfall ihres jetzigen Besitzers sich nicht direkt einverleiben, sondern den Khedive von Aegypten zum arabischen Khalifen machen und ihn vielleicht, an die ruhmreiche Ueberlieferung von den Abbassiden anknüpfend, nach Bagdad versetzen. Aber neben diesem moralischen Hebel muß England auch eine große Militärmacht in Bereitschaft halten, wenn Georg V. einmal ein

Digitized by Google

größerer Harun al Raschid werden will. Die letzte Nummer der „Revue de Paris“ enthält einen Aufsatz: „L'Angleterre et les armements continentaux“ von ***. Der Verfasser urteilt, England verfüge über eine Expeditionsarmee von 160 000 Mann, alles Truppen welche an den Dienst in exotischen Ländern gewöhnt seien. Nach der Entsendung jenes Heeres, meint ***, würden nur noch etwa 70 000 Reguläre in Großbritannien vorhanden sein, also gerade genug Soldaten, um für die Feldarmee den nötigen Ersatz zu stellen. *** hat dabei eine europäische Kampagne im Auge. Für einen Krieg unter ungünstigen klimatischen Bedingungen würde die bezeichnete Ersatzreserve kaum völlig ausreichen, wie die soeben veröffentlichten offiziellen Zahlen der italienischen Militärverwaltung über den Abgang von Erkrankten während der Operationen in Lybien erweisen. Zwar würden der englischen Regierung für eine morgenländische Eroberungspolitik, außer den 230 000 Kombattanten in Großbritannien noch ungefähr die gleiche Menge im indischen Kaiserreich zur Verfügung stehen, aber die Verhältnisse am Indus und Ganges sind unsicher, und dann — was verschlagen 450 000, selbst 500 000 aktive und Ersatztruppen, wenn es gilt, in unseren waffenklirrenden Zeiten die unerhörten äußerpolitischen Prätentionen Disraelis zu realisieren?

Bei solchem Mißverhältnis zwischen der englischen Staatskunst und einem hochwichtigen Zweig der materiellen Mittel kommt um so mehr auf die diplomatische Vorbereitung durch Downingstreet an. In dem blutroten grellen Lichte des grenzenlosen orientalischen Ehrgeizes, nicht in dem milden, ruhigen Schein des humanitären oder manchesterlichen Pazifismus haben wir die Annäherung zu betrachten, welche das Kabinett von St. James an das von Berlin vollzogen hat. Die Russen wollen, wie man englischerseits überzeugt ist, nicht allein nach wie vor Konstantinopel und Gallipoli haben, dazu Smyrna und einen unberechenbar großen Teil Kleinasiens, sondern sie gedenken auch von Armenien über Mesopotamien nach dem Heiligen Land hinüberzugreifen, welches Großbritannien, wie oben ausgeführt, neben dem Land der alten Assyrer und Babylonier für sich selber begehrt. Russische Armeekorps zu Mosul, Jerusalem, Gaza in Garnison liegend, die Ueberdreadnoughts des Zaren an der Einfahrt vom Schwarzen in das Mittelländische Meer stationiert — lange würde die Stellung Englands einem solchen Druck nicht gewachsen sein, weder am Suezkanal noch in Aegypten, noch im Sudan, für dessen Bepflanzung mit Baumwolle das englische Parlament soeben wieder vermittelst der Uebernahme einer Zinsbürgschaft durch den Staat ohne Kleinlichkeit und Doktrinarismus eingetreten ist.

Angesichts der ungeheuren Kluft, welche sich, die Tripelentente zwar noch nicht zerreißend, aber jeden Tag mehr erschwerend, in Vorderasien zwischen Rußland und England aufgetan hat, tritt der maritime Gegensatz Deutschlands und Großbritanniens in den Hintergrund zurück. Die maßlose Eroberungslust der Moskowiter gefährdet ebenso wie das britische Reich auch das deutsche und besonders die habsburgische Monarchie. Einerseits

Digitized by Google

will man sich russischerseits bis zu der Stadt ausdehnen, wo die Wiege des Christentums gestanden hat, andererseits erstreben die Politiker an der Newa einen Staatenbund aller orthodoxen Gemeinwesen. Nicht bloß die Slawenvölker der Bulgaren, Serben und Montenegriner sollen in die Föderation unter dem Kaiser von Rußland hineingezogen werden, sondern auch die Rumänen und Griechen. Da alle orientalischen Kirchen unter sich etwas Verwandtes haben, besonders dem abendländischen Christentum gegenüber, so hoffen die Russen, wenn sie nur erst politisch an die Stelle der Türken getreten sind, auch das nicht unierte Armenier- und Nestorianertum, die Kopten usw. für ihren grandiosen Gedanken einer politischen Verbrüderung aller morgenländisch-christlich denkenden Menschen gewinnen zu können.

Die Verstärkung des deutschen Landheeres, welche durch die Umwälzungen und Gärungen innerhalb der gräkoslawischen Welt hervorgerufen worden ist, wird die Finanzen unseres Vaterlandes für längere Zeit dermaßen in Anspruch nehmen, daß inzwischen an einen Ausbau der Flotte Deutschlands in einem rascheren Zeitmaß als dem gesetzlich beschlossenen gar nicht zu denken ist. Deshalb und wegen der Weltlage, welche den Krieg zwischen dem mitteleuropäischen Dreibund und der gleichfalls zur Tripelallianz gewordenen Tripelentente unwahrscheinlich macht, hat die deutsch-englische Flottenrivalität ihr allerschärfstes Gift verloren. Dies ist neben den Schwierigkeiten der praktischen Durchführung der Grund, aus welchem sich die Presse beider Länder fast gar nicht mit der Idee einer wechselseitigen mäßigen Reduktion der beschlossenen Schiffsbauten abgegeben hat, obwohl der Vorschlag vom britischen Staatssekretär der Marine in die parlamentarische Oeffentlichkeit geworfen, vom deutschen Reichskanzler ebendort unter gewissen Vorbehalten freundlich aufgenommen worden war. Trotz der schon erfolgten Besserung in dem Verhältnis zwischen den beiden großen Nationen würde es noch immer ein Segen für sie und die gesamte Erde sein, wenn sich ein Weg fände, um die Konkurrenz der Seerüstungen zu mildern. Da aber soeben gemeldet wird, daß England zwei auf seinen Werften im Bau befindliche Dreadnoughts, welche die türkischen Besteller nicht zu bezahlen imstande sind, anzukaufen beabsichtige, so ist von neuem klar, daß das von Sir Winston Churchill angebotene „Ferienjahr" mit den deutschen Interessen schwerlich vereinbar sein dürfte. Vielmehr müssen freiere Formen der gegenseitigen Selbstbeschränkung gefunden werden, wie das der Herausgeber dieser Zeitschrift in unserem vorigen Heft befürwortet hat.

Zwei wegen dessen, was sie zu verlieren haben, an der Erhaltung des Weltfriedens so eminent interessierte Nationen wie die englische und deutsche können angesichts der obwaltenden internationalen Spannung gar nicht Anstrengungen genug machen, um das Unkraut des zwischen ihnen wuchernden Mißtrauens auszujäten. Kein Engländer oder Deutscher ist imstande, zu sagen, vor welchen bestehenden Grenzen irgendwo auf der Erde der durch

Digitized by Google

den Balkankrieg hervorgerufene Geist der territorialen Neuerung Halt machen wird. Nur ein paar Beispiele mögen zeigen, was heute bei unruhigen Parteien und Völkern alles für möglich gilt. Angesichts der Verlegenheiten, in welchen sich die österreichische Orientpolitik befindet, tauchen in der panslavistischen Partei Rußlands die merkwürdigsten Projekte auf, beispielsweise der Gedanke, Kongreßpolen an Oesterreich abzutreten gegen die Zustimmung der Donaumonarchie zur Annexion Konstantinopels und anderer türkischer Gebiete an das Zarenreich. In diesem Zusammenhang und auch überhaupt verdient eine Flugschrift Interesse, deren Verfasser Wladyslaw Ritter von Gizbert-Studnicki ist und welche sich betitelt: „Die österreichisch-ungarische Frage". Krakau, im Verlage des Verfassers, 1913. Von Gizbert-Studnicki sieht als Pole mit Ungeduld dem österreichisch-russischen Kriege entgegen und sucht die Hofburg zum Losschlagen aufzureizen, aber die Lostrennung Kongreßpolens von Rußland würde ihm nur als Abschlagszahlung erscheinen. Nicht bloß die 12 Millionen Bewohner des Weichsellandes, so fordert er, müssen vermittelst einer Realunion mit der österreichisch-ungarischen Monarchie vereinigt werden, sondern gemäß den geschichtlich überlieferten Herrschaftsansprüchen der polnischen Nation die 40 Millionen Polen, Juden, Littauer, Klein- und Weißrussen bis hin an Beresina, Düna und oberen Dnjepr. Auch einen „Korridor" nach der Ostsee verlangt unser polnisch-österreichischer Patriot für die Habsburgische Monarchie, indem seinen Wünschen gemäß ein schmaler, nach den Häfen Libau und Polangen führender Landstrich gleichfalls zu Oesterreich geschlagen werden soll.

Zahlreich und gefährlich sind die Unterströmungen, welche den Weltteil in den Abgrund des Krieges zu reißen drohen. Möge der Deutsche Reichstag sich in solchen Zeiten nicht durch Sensationen und Skandale davon zurückhalten lassen, seine Pflicht sowohl im vollen Maße als auch ohne Zögern und in eindrucksvollen Formen zu tun. Daniels.

Die Liebknechtschen Enthüllungen.

Im April 1892 veröffentlichte der „Rektor aller Deutschen", Ahlwardt, eine Broschüre „Judenflinten", in der er behauptete und mit Zeugnissen und Tatsachen zu belegen schien, daß die von der Löweschen Waffenfabrik für die deutsche Armee gelieferten Gewehre unerhört mangelhaft seien. Viele Gewehre seien nicht vorschriftsmäßig angeschossen, sondern falsch gestempelt, oder es seien durch doppelte, hintereinandergestellte Scheiben die abnehmenden Offiziere betrogen worden. Nachdem die Gewehre verladen und die Wagen plombiert worden, seien in der Nacht die Plomben gelöst, andere Gewehre hineingetan und mit dem unverwahrten Plombenstempel neu plombiert worden. Um zu verdecken, daß viel weniger Gewehre angeschossen worden, als abgeliefert, habe man aus dem mit einem Nachschlüssel geöffneten Patronenkasten immer soviel Patronen gestohlen, als die

Digitized by Google

Differenz betrug. Eine Anzahl Büchsenmacher seien bestochen worden. Viele Gewehrläufe seien tatsächlich gesprungen oder die Visiere lösten sich ab.

Was ist aus diesen unerhörten Beschuldigungen, die damals in ganz Deutschland ein ungeheures Aufsehen erregten, geworden? Es scheint, kaum jemand erinnert sich noch an den Zwischenfall und niemand zweifelt an der Vorzüglichkeit unserer Gewehre.

Um dieselbe Zeit spielte eine andere Anklage gegen ein großes rheinisches Eisenwerk, daß es dem Staat geflickte Schienen liefere, nachdem es dieselben mit falschen Stempeln versehen. Ein Eisenbahnunglück ist deshalb noch niemals gemeldet worden.

Nicht lange darauf wurde gegen die Regierung der Stadt Hamburg der Vorwurf erhoben, daß sie die Stadt mit ihren eigenen Wasserwerken, in die bei der Ebbe schmutzige Gewässer einströmten, verseuche.

Wer nachforscht, wird vermutlich feststellen können, daß wir in Deutschland alle ein bis zwei Jahre ein solches kleines „Panama" gehabt haben. Im Geh. Zivilkabinett des Kaisers selber wurden einmal Durchstechereien bei Begnadigungen erwiesen, und vor noch nicht langer Zeit wurden die Steuerzahler erschreckt durch die Nachricht, daß die Marine sich bei Verkauf ihres Altmaterials in ungeheuerlicher Weise betrügen lasse, oder sogar nicht verbrauchte Materialien ins Wasser werfe, damit die Etatsaufstellungen nicht reduziert würden.

Kommen nicht auch bei den großen Banken unausgesetzt Unterschlagungen vor? Bei den Arbeiterkrankenkassen? Sogar bei einer Institution wie dem Roten Kreuz? Hat nicht ein ungetreuer Beamter Banknoten, die verbrannt werden sollten, genommen und seiner Maitresse geschenkt? Ist mit alledem nicht klärlich erwiesen, daß Deutschland im Begriff ist, an moralischer Fäulnis zugrunde zu gehen?

In Wahrheit handelt es sich bei allen diesen Dingen entweder um Einzelheiten, wie sie in einem so ungeheuren Staatswesen naturgemäß, d. h. gemäß der menschlichen Sündhaftigkeit, immer wieder vorkommen, oder um Kleinigkeiten, oder überhaupt um Unwahrheiten. In der guten alten Zeit machte Eugen Richter sich ein Gewerbe daraus, den preußischen Staat, das Deutsche Reich und seine leitenden Männer wegen solcher Vorkommnisse in Grund und Boden zu verdammen. Dann übernahmen zeitweilig die Antisemiten seine Funktion. Allmählich sind die Sozialdemokraten in die so überaus dankbare und vorteilhafte Stellung der Tugendwächter eingerückt und haben uns jetzt den Fall „Deutsche Waffenfabriken" und den „Fall Krupp" beschert.

Man muß es dem Abgeordneten Liebknecht zugestehen, daß er seinen Feldzug meisterhaft angelegt und durchgeführt hat. Zunächst als ihm die Mitteilungen über die Kruppschen Verfehlungen zugegangen waren, hat er nicht dem Kitzel nachgegeben, sofort damit in die Oeffentlichkeit zu treten, sondern fast 5 Monate darüber geschwiegen, nachdem er in der korrektesten Weise dem Kriegsminister von dem Tatbestand Mitteilung gemacht. Er

Digitized by Google

wußte ja, daß eine große Militärvorlage kommen würde. Jetzt ist sie da. Das deutsche Volk ist im Begriff, in patriotischer Erregung den Entschluß zu dem großen Opfer zu fassen. Die Voruntersuchung soll die zum wenigsten partielle Wahrheit der Denunziation ergeben haben. Das war der Augenblick; die Situation war reif. Herr Liebknecht trat auf die Tribüne des Reichstags und schleuderte seine Bombe, und mit vollendeter Gewandtheit warf er gleich eine zweite hinterher, indem er die schon drei Jahre zurückliegende Geschichte, wie die Direktion der „Deutschen Waffenfabriken" eine hetzerische Nachricht in eine französische Zeitung zu bringen suchte, wieder hervorholte.

Für den großen Zusammenhang der Dinge ist der Zwischenfall bedeutungslos. Der Schluß, daß, weil einige Waffenfabriken in ihrem Geschäftsinteresse unerlaubte Manipulationen vorgenommen haben, alle die großen Rüstungen der modernen Völker auf die Machenschaften skrupelloser Geschäftspatrioten zurückgehen, ist zu albern, um irgend einen Eindruck zu machen. Ebensowenig Eindruck kann der Vorwurf machen, daß die Waffen-Fabriken auch ans Ausland lieferten und diese Lieferungen einmal gegen uns selbst verwandt werden könnten. Denn wenn wir nicht lieferten, würden Andere liefern und nicht nur der pekuniäre Gewinn kommt unserem Lande zu Gute, sondern auch rein militärisch die Größe der an den ausländischen Bestellungen genährten Waffen-Fabriken.

Die jetzt vorgebrachten Tatsachen aber sind darum doch recht peinlich. Es ist leider wahr, daß zwei leitende Direktoren der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken" den Auftrag gegeben haben, eine falsche Nachricht über Anschaffung von französischen Maschinengewehren in den „Figaro" zu bringen, um dadurch Stimmung für ähnliche Bestellungen in Deutschland zu machen, und wenn auch die gerichtliche Untersuchung über die Krupp-Angelegenheit noch nicht zum Abschluß gebracht ist, so kann man sich doch der Ueberzeugung nicht erwehren, daß Beamte des Kriegsministeriums von einem Kruppschen Beamten durch Zuwendungen bewogen worden sind, die Amtsverschwiegenheit zu verletzen.

Der Außenstehende faßt sich zunächst an die Stirn und fragt: Wie ist es möglich, daß eine Firma wie Krupp, die doch naturgemäß bei unseren höchsten Behörden eine Vertrauensstellung einnimmt, deren ganzes Produzieren ohne eine solche Vertrauensstellung gar nicht denkbar ist, wie ist es möglich, daß eine solche Firma solche Schleichwege gebraucht oder auch nur nötig hat?

In Wirklichkeit liegen die Dinge anders. Ein gewisses gegenseitiges Vertrauen zwischen den führenden Persönlichkeiten ist da, schließt aber nicht aus, daß beim Abschluß der einzelnen Geschäfte gekämpft wird, wie bei Geschäften überhaupt. Die Beamten in den Ministerien haben einen gewissen Ressort-Patriotismus, sind, wie man es gewöhnlich zu bezeichnen pflegt, sehr fiskalisch gesinnt und suchen bei den Ankäufen die Preise zu drücken, so sehr sie immer können. Der Staatssekretär des Reichs-Marine-

Digitized by Google

amtes hat z. B. die Ruchlosigkeit gehabt, herauszufinden, daß die Werften an den Reparaturen der Schiffe am meisten verdienen, da man dabei nicht so leicht alles nachrechnen kann. Deshalb läßt er die Reparaturen auf den eigenen Werften machen und läßt den Privatwerften die Neubauten, wo man Kosten und Gewinn genau zu kalkulieren vermag. Durch das Submissionssystem zwingt man die Lieferanten, sich gegenseitig zu unterbieten. Die Verhandlungen zwischen den Verwaltungsbeamten und den Fabrikanten sollen zuweilen erstaunlich gereizte Formen annehmen. Auch die Beamten der großen Firmen, wie etwa von Krupp, haben ihren Ehrgeiz und suchen, selbst wenn sie nicht durch Tantiemen und dergl. interessiert sind, so viel herauszuschlagen für ihren Brotherrn, wie sie nur immer können. Bald sucht man den Konkurrenzkampf auszuschalten durch geheime Kartelle, wovon Herr Liebknecht ebenfalls ein Beispiel vorgebracht hat, bald sucht man durch irgendwelche Tricks dem Konkurrenten den Rang abzulaufen. Da ist denn die Grenze zwischen den erlaubten und unerlaubten Mitteln oft nicht so leicht zu erkennen, und ist sie einmal überschritten, so treibt eben die Konkurrenz sich gegenseitig noch weiter. „Sie machen es alle so", heißt es, oder „wenn ich nicht mitmache, scheide ich überhaupt aus." Der Pferdehandel hat von je auch den Edelmann in Versuchung geführt, und die alten Griechen machten Hermes zum Gott der Kaufleute zugleich und der Diebe. In den deutschen Volkserzählungen gilt die Ehrlichkeit nicht für eine Tugend der Schneider und der Müller, und in meiner Heimat waren die Schiffskapitäne verdächtig, weil ihre Ausgaben für Lebensmittel und Reparaturen in der Fremde nicht zu kontrollieren waren.

Die Wirtschaftshistoriker sind sich einig darüber, daß im Lauf der Weltgeschichte die Ehrlichkeit im Geschäftsverkehr sich nicht nur gebessert, sondern sich sogar sehr wesentlich gehoben hat. Auf vielen Gebieten ist sie bei den großen Kulturvölkern heute so gut wie unantastbar. Aber eine starke neue Versuchung hat sich allmählich wachsend eingestellt: das ist das Geschäft nicht zwischen den Interessenten selbst, sondern vermittelt durch Beamte. Nicht bloß Staat und Gemeinde, sondern auch die großen Firmen werden ja jetzt wesentlich vertreten durch Beamte, und das erzeugt die Beamtenbestechung, das Unwesen der Schmiergelder. Bei gewissen exotischen Staaten ist ohne solche Nebenaufwendungen überhaupt kein Geschäft zu machen, aber auch in Deutschland denken viele durchaus ehrenwerte Leute in diesem Punkt recht lax.

Der „Vorwärts" hat bei dieser Gelegenheit einmal wieder das bekannte Diktum von Marx zitiert: „Für 100 % stampft das Kapital alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß. 300 % und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streik Profit bringen, wird es sie beide enkouragieren. Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel." Das ist eine von den vielen schillernden Halbwahrheiten, aus denen das Marxsche System ja überhaupt aufgebaut ist und

Digitized by Google

deretwegen es auf die Massen so starke Wirkung ausübt. Ist es wirklich das Kapital, das um des Gewinns willen Verbrechen begeht, sind es nicht vielmehr die Menschen? Und sind es bloß die Kapitalisten, die durch höheren Gewinn zu umso größeren Untaten verführt werden? Die ganze Tirade ist nichts als eine andere Form für den Cynismus „jeder Mensch hat seinen Preis, es kommt nur darauf an, wie hoch er ist" — oder für jenen Ausspruch, den Fontane einem seiner märkischen Edelleute in den Mund legt: „im Grunde sind wir ja alle wert, gehängt zu werden".

Herr Liebknecht hat uns einige Geschäftspraktiken enthüllt, die an sich verwerflich, einen besonders unangenehmen Eindruck gemacht haben durch den Gegenstand, auf den sie sich beziehen, die vaterländischen Rüstungen, und die Namen, von denen sie getragen werden.

In dem Falle Krupp hat man es in der Firma übel empfunden, daß bei den Lieferungen von Geschossen oder Geschoßteilen, worin man früher annähernd ein Monopol besaß, Unterbietungen erfolgt waren, vermöge deren die Firma aus diesem Geschäft völlig verdrängt zu werden schien. Man suchte zu erfahren, wo die Konkurrenz stecke und wie sie arbeite. Die Firma unterhält in Berlin zwei Vertretungen, eine für Kriegsmaterial, eine für Friedensmaterial (Schienen ꝛc.) Der Vertretung für Kriegsmaterial wurde ein Beamter beigesellt, ein ehemaliger Feuerwerker, Brandt, dem es gelang, die gewünschten Nachrichten zu beschaffen. Er bezog neben seinem Gehalt 3500 Mark „Repräsentationsgelder", deren erbetene Erhöhung auf 5000 Mark ihm abgeschlagen worden ist. Es handelt sich also in der Tat um nichts Großes, denn daß von Essen außerdem noch direkt Gelder gegeben worden sind, scheint nicht einmal behauptet zu werden. Aber, so minimal die Aufwendung ist, so kann es doch keiner Frage unterliegen, daß die höheren Beamten in Essen sich klar darüber gewesen sind, daß die wertvollen Informationen, die Herr Brandt brachte, nicht auf korrektem Wege erlangt sein konnten. Trotzdem haben sie es geschehen lassen und es liegt sogar der Verdacht vor, daß die Informationen, die Herr Brandt von seinen Freunden im Ministerium eingezogen hat, sich nicht bloß auf Kaufmännisches, sondern auch auf Konstruktionsgeheimnisse bezogen haben, denn die Untersuchung, die eingeleitet worden ist, ging oder geht nicht bloß auf Beamtenbestechung, sondern auch auf Verrat militärischer Geheimnisse.

Wie Herr Liebknecht selber anerkannt hat, hat der Kriegsminister auf seine Mitteilungen hin sofort mit Energie eingegriffen, und die Gerichte walten ihres Amtes ohne Ansehen der Person. Einige hochstehende Persönlichkeiten sind bereits in Untersuchungshaft gewesen und nur gegen Kaution freigelassen. Ob ihnen schließlich etwas strafrechtlich zu Ahndendes nachgewiesen wird, ist abzuwarten.

Aber es ist klar, daß mit der strafrechtlichen Ahndung, mag sie nun bloß niedere oder auch höhere Beamte treffen, der Zwischenfall nicht abgeschlossen sein kann.

Digitized by Google

Hat Herr Liebknecht nicht recht, wenn er ausgeführt hat, daß die Beamten, deren Pflichttreue einmal vor den Zumutungen des Kruppschen Mittelsmannes kapituliert haben, leicht auf der schiefen Bahn weiter hinabgleiten und sich vielleicht auch einmal Anerbietungen des Auslandes zugänglich erweisen?

Herr Liebknecht hat die Folgerung gezogen, daß die ganze Waffen-Industrie verstaatlicht werden müsse. Ich würde das für sehr verkehrt halten. Sicher werden die Waffenfabrikanten an den Staatslieferungen immer viel verdienen, und wenn die Familie Krupp binnen zwei Generationen die reichste in ganz Deutschland geworden ist, so verdankt sie das zwar keineswegs allein der Waffenfabrikation, aber doch zum recht erheblichen Teil den Staatslieferungen, wennschon mehr denen ins Ausland als fürs Inland. Aber es wäre sehr kurzsichtig, ihr das nicht zu gönnen. Denn die private Initiative, der Erfindungsgeist, der Wagemut und das Organisationstalent des Einzelnen sind schlechterdings unentbehrlich für den technischen Fortschritt, und der Verlust, den das deutsche Volk durch Ausschaltung solcher Kräfte erlitte, würde unendlich viel größer sein, als der Gewinn, den der Staat durch den Selbstbetrieb dieser Fabrikationen erzielen könnte. Mit den 200 Millionen, oder wieviel es gewesen sind, die die Kruppschen Töchter von ihrem Vater geerbt haben, ist das, was Alfred Krupp und das von ihm geschaffene Werk für Deutschland geleistet haben, wahrlich nicht zu hoch bezahlt.

Der Reichstag hat eine Resolution angenommen, es solle eine parlamentarische Kommission zur Untersuchung der Staatslieferungen eingesetzt werden. Ich hoffe, daß der Bundesrat auf den Vorschlag eingehen wird, obgleich ich mir nicht vorstellen kann, daß etwas Positives von Bedeutung dabei herauskommt. Die Abgeordneten sind doch schwerlich die Leute, und ist auch gar nicht ihr Beruf, so komplizierte wirtschaftliche und rechtliche Verträge mit Preisfestsetzung und Qualitätsfragen nachzuprüfen. Aber trotzdem wird die Kommission eine sehr wohltätige Wirkung ausüben, indem sie die aufgeregte öffentliche Meinung wieder beruhigt. Gerade je weniger sie schließlich bessern kann, desto mehr hat man nachher Veranlassung, wieder Vertrauen zu den Verwaltungsbehörden zu fassen. Sollte sie etwa an die Stelle des jetzigen Submissionssystems der Lieferungen ein anderes vorschlagen, das als brauchbar akzeptiert werden kann, so wäre das sogar ein großer Segen. Aber die Forderung ist schon oft gestellt und es sind Vorschläge gemacht worden; über kleine Besserungen im Einzelnen ist man aber nicht hinausgekommen.

Wenn von dieser Kommission also nicht gar viel zu erwarten ist, was ist zu tun, um die bösen Vorkommnisse in Zukunft zu verhindern? Der Kriegsminister und die Regierung überhaupt können direkt nichts weiter tun, als mit aller Energie die Verfolgung der strafrechtlich Schuldigen betreiben. In der einleitenden Betrachtung habe ich dargelegt, daß in dem großen Zusammenhang der Dinge die Sache überhaupt nichts zu bedeuten

Digitized by Google

hat und wir uns deshalb nicht zu beunruhigen brauchen, aber eines scheint mir doch erforderlich, was freilich durch kein Gesetz zu erreichen ist, das aber doch Regierung und öffentliche Meinung sich zusammentun sollten, zu erzwingen.

Wenn in der Armee irgendwo eine schwere Störung der Ordnung, im besonderen eine Verfehlung im Offizierkorps vorkommt, so ist es Grundsatz, daß die Vorgesetzten dafür verantwortlich gemacht werden. Dieser Grundsatz wirkt unter Umständen recht ungerecht, geradezu grausam; so mancher kommandierende General oder Divisionskommandeur hat sich schon in seiner Karriere vorzeitig gebrochen gesehen, weil irgend welche Untergebene sich etwas zuschulden hatten kommen lassen. Das ist hart für den Einzelnen, aber für die Armee als Ganzes wohltätig. Von den großen Firmen, die den jetzt vorliegenden Skandal erregt haben, ist zu fordern, daß sie denselben Grundsatz anwenden. Das gerichtliche Urteil mag ausfallen, wie es will, die höheren Vorgesetzten in Essen mögen wegen der Beamten-Bestechung vollständig freigesprochen werden, sie sind verantwortlich zu machen dafür, daß sie ihre Untergebenen nicht besser beaufsichtigt, daß sie sie nicht anders erzogen haben. Die Firma Krupp und die „Deutschen Munitions- und Waffen-Fabriken" haben dem deutschen Volk ein schweres Aergernis bereitet und es vor der gesamten Kulturwelt kompromittiert. Sie sind ihm dafür eine weithin sichtbare Genugtuung schuldig. Man könnte auch wohl davon reden, was Firmen von solcher Vornehmheit sich selber und ihrem Rufe schuldig sind. Aber das ist ihre Sache. Unsere Sache aber ist, so wenig wir darauf rechnen dürfen, daß für alle Zeit und unter allen Umständen nie wieder Staatslieferanten den Versuch machen, Beamte zu bestechen, oder Vertreter von Waffenfabriken im Interesse ihres Geschäftes die Völker zu verhetzen suchen, hier wo solche Fälle evident geworden sind, auch seitens der Inhaber der Gewalt, also seitens des Herrn v. Bohlen-Krupp und seitens des Aufsichtsrats der „Deutschen Waffen-Fabriken" deutlich und unverkennbar gezeigt werde, daß sie solches Gebaren mißbilligen. Ich kann es mir nicht denken, daß wenn solche Forderung ernstlich gestellt wird, man sich ihr versagen würde.

* * *

Das Vorstehende hatte ich geschrieben, als die Erklärung des Vorsitzenden des Kruppschen Direktoriums, Herrn Hugenberg, in der „Kölnischen Zeitung" erschien, die die von mir am Schluß ausgesprochene Hoffnung nur gar zu sehr herabzustimmen geeignet ist. In der Darstellung des Tatsächlichen stimmt die Erklärung des Herrn Hugenberg ja mit dem, was ich selber erfahren und oben dargelegt habe, überein; mit Ausnahme freilich des wesentlichen Punktes, daß die Aufwendungen des Herrn Brandt zwar aus eigenem, aber doch aus einer ihm besonders gewährten Zulage stammten. Herr Hugenberg will nun um der Unbedeutendheit des Objekts willen den ganzen Zwischenfall mit Geringschätzung behandeln. Aber damit wird er nicht durchkommen. Man hat den Eindruck, daß die Herren in

Digitized by Google

Essen sich den Ernst der Situation noch garnicht klar gemacht haben. Um so mehr muß man es sagen. Wenn wir die Sache, weil das Objekt diesmal geringfügig war, auch moralisch leicht nehmen würden, so würde dadurch der Korruption Tor und Tür geöffnet. Wie sollen, wie werden denn sich die Kruppschen Beamten zukünftig verhalten, wenn ihr Vorgesetzter solche Grundsätze öffentlich predigt? Freilich spricht er als Verteidiger, und das mag ihm zur Entschuldigung dienen. Die öffentliche Meinung aber wird sich dadurch nicht täuschen lassen, und die Lage ist durch die Hugenbergsche Erklärung nicht nur nicht verbessert, sondern im allerübelsten Sinne verschlimmert. Herr Hugenberg wird darin recht haben, daß das Deutsche Reich bei seiner Kriegsrüstung mehr auf die Firma Krupp angewiesen ist, als die Firma Krupp auf das Deutsche Reich. Aber darum braucht das Deutsche Reich sich von der Firma Krupp moralisch nicht vergewaltigen zu lassen. Ich wiederhole es: die gerichtliche Sühne, mag sie ausfallen, wie sie will, genügt nicht und darf nicht genügen. Je weniger seine Beamten sich der Lage gewachsen gezeigt haben, desto mehr ist es an Herrn v. Bohlen-Krupp selber, zu zeigen, daß er weiß, was er dem deutschen Volk schuldig ist.

26. 4. 13. Delbrück.

Die Wehrvorlage und Deckung im Reichstag.

Der Reichstag ist bereit, mit großer Majorität die ungeheure Vermehrung der Armee zu bewilligen und ebenso die für diese Aufwendung nötigen Steuern. Aber die prinzipiell vorhandene Majorität ist praktisch gespalten über die Art, wie die Steuern aufgebracht werden sollen, und da man nun fordert, daß dieselbe Majorität, die die Heeresvorlage bewilligt, auch die Steuern bewillige, so bleibt zum großen Schaden des internationalen Ansehens des Deutschen Reiches die Heeresvorlage in der Schwebe.

Der entscheidende Punkt ist, daß die Konservativen nach wie vor nicht an irgend eine Form der Erbschaftssteuer heran wollen. Wie hartnäckig sie darin sind, möge man daran ermessen, daß der Chefredakteur des „Reichsboten", Herr Dr. Kropatscheck, ein Sohn des vormaligen Redakteurs der „Kreuzzeitung", der für die Erbschaftsbesteuerung eingetreten war, seinen Platz hat räumen müssen. Mit gutem Grund hat man darauf hingewiesen, daß die Differenz sachlich gar keine Bedeutung habe, weil die Erbschaftsbesteuerung, die, für sich betrachtet, sowohl im Reichstag wie im Bundesrat eine sichere Majorität hat, unter allen Umständen in naher Frist kommen müsse; sowohl die Nationalliberalen können also ohne Gewissensbedenken für diesmal darauf verzichten, weil der schließliche Erfolg ihnen ja auf alle Fälle sicher ist, wie die Konservativen sie annehmen aus

Digitized by Google

demselben Grunde, weil sie sie auf die Dauer ja doch nicht verhindern können. Aber auch mit dieser Beweisführung kommt man nicht durch, weil hüben wie drüben der Eigensinn gestärkt wird durch den Fraktionsstolz, sich nicht dem Willen der Gegenpartei unterwerfen zu wollen. So ist denn in dem Monat, der seit Einbringung der Vorlage verflossen ist, die große Aufgabe nicht vom Fleck gerückt. Es ist, als ob derselbe Reichstag, der den guten Willen hat, die Tat zu tun, gleichzeitig Obstruktion machte, um die Tat zu verhindern. Ueber die elendesten Bagatellen, einige Kommandanturen, einige prinzliche Adjutanten, einige Pferderationen, verbringt er seine Zeit und faßt himmelstürmende Entschlüsse wegen einiger Mark. Die Liebknechtschen Enthüllungen will ich noch gar nicht einmal zu den Obstruktions-Vehikeln rechnen, da sie, wenn auch sachlich sehr kleinlich, doch moralisch eine erhebliche Bedeutung haben.

Die Vorfrage für die große Entscheidung ist, ob man nicht von dem Satz loskann, daß dieselbe Majorität die die Heeresvorlage gutheißt, auch die Steuern schaffen muß. Warum kann man nicht die Konservativen die Soldaten bewilligen lassen, und die Sozialdemokraten die dafür nötigen Gelder vermöge der Erbschaftssteuer? Sie sind ja bereit dazu. So plausibel das scheint, so ist dieser Weg doch — man soll ja in der Politik nicht das Wort unmöglich aussprechen — aber jedenfalls sehr schwer gangbar. Freilich, daß die konservative Partei aus Aerger, weil sich die Regierung von den Sozi eine ihr nicht genehme Steuer bewilligen läßt, die für die Zukunft und Sicherheit des Deutschen Reiches nötige Kriegsrüstung verweigern sollte, das ist natürlich ausgeschlossen. Jede solche Vorstellung muß die konservative Partei als eine schwere Beleidigung zurückweisen. Aber umgekehrt muß man ihr zugestehen, daß sie einen moralischen Anspruch habe, daß, solange sie ihrerseits ihre Pflicht gegen das Reich erfüllt, das Reich auch auf ihre Wünsche und Bestrebungen Rücksicht nimmt. Die Sozialdemokraten erfüllen ihre Pflicht gegen das Reich nicht: deshalb haben sie auch trotz ihrer 110 Stimmen nicht das Recht, daß man sich bei der Ausgestaltung des Reiches irgendwie nach ihnen richtet. Das ist ein Satz, der prinzipiell festgehalten werden muß, wenn nicht moralisch die größte Verwirrung eintreten soll. Bei minder fundamentalen Gesetzen hat man sich freilich schon öfter der Hilfe der Sozialdemokraten bedient, und wir haben jedesmal eine erfreuliche Erscheinung darin gesehen, weil eine Annäherung an die positive Politik seitens der bis dahin rein negativen Partei darin liegt. Aber die Uebertragung auf das heute vorliegende Problem wäre, wenn nicht absolut ausgeschlossen, so doch jedenfalls eine gefährliche Methode der Politik, denn man würde der sozialdemokratischen Partei damit eine Stellung im Staatsleben einräumen, die ihre zukünftige Bekämpfung im höchsten Maße erschweren würde, die Parteien aber, die das Reich bisher wesentlich getragen haben, in ihrem Pflichtbewußtsein erschüttern. Ehe es also zum Aeußersten kommt, muß alle Kraft darauf gerichtet sein, einen Mittelweg ausfindig zu machen, der es, wenn auch

Digitized by Google

nicht den Freisinnigen, doch wenigstens den Nationalliberalen ermöglicht, mit den Konservativen und dem Zentrum zusammen ein Steuergesetz zu schaffen, das keiner von den drei Gruppen eine zu schwere Verletzung der Eigenliebe und zu große Abweichung von dem einmal eingenommenen Standpunkt zumutet.

Ueber den Modus, den die Regierungsvorlage vorschlägt, ist kein Wort mehr zu verlieren. Es stellt vielleicht ein unvermeidliches Durchgangsstadium für die Bildung der neuen Ideen dar. Prinzipiell aber ist er zu verwerfen und taktisch ist er undurchführbar. Mögen die Konservativen und das Zentrum, die ja als Parteien partikularistischen Ursprungs sind, darauf eingehen können, daß statt der Reichssteuern Landessteuern für die Reichslasten herangezogen werden; mögen diese Parteien es verantworten wollen, daß die versprochenen Besitzsteuern in Einkommensteuern umgewandelt werden — die Nationalliberalen können sich auf solche Schiebungen unmöglich einlassen, wollen sie nicht ihren Charakter als Liberale, ihre Vergangenheit, ihre Fühlung nach links vollständig aufgeben. Auch die Konservativen und das Zentrum aber können der sozusagen Einschmuggelung der Erbschaftsbesteuerung in die Besteuerung des Vermögens-Zuwachses, wenn auch nur in einem Eventualgesetz, nicht wohl zustimmen.

Dieser und jener Mittelweg wird vorgeschlagen, untersucht und in kleineren Kreisen debattiert. Man denkt z. B. an eine Erhöhung des Wehrbeitrages unter Verteilung auf mehrere Jahre, um die dauernden Steuern zu verringern. Von allen Vorschlägen aber, die mir bekannt geworden sind, scheint mir derjenige der beste zu sein, der an die Unterscheidung zwischen dem Vermögen und dem Vermögens-Zuwachs anknüpft. Er läuft etwa folgendermaßen.

Es ist den Konservativen zuzugestehen, daß eine Erbschaftssteuer nichts ist, als intermittierende Vermögenssteuer, und daß eine Vermögenssteuer ungerecht wirkt und im Besonderen das landwirtschaftliche Vermögen zu hoch belastet, weil dieses sich sehr viel geringer rentiert, als Vermögen, das in Industrie und Handel angelegt ist. Es ist den Konservativen ferner zuzugestehen, daß, wenn einmal eine Erbschaftssteuer eingeführt ist, eine demokratische Volksvertretung im Reichstag sehr leicht geneigt sein wird, alle zukünftige Neuforderungen auf diese Stelle zu legen. Wenn die Konservativen deshalb erklärt haben, daß sie viel eher bereit sein würden, im preußischen Landtag eine Erbschaftssteuer anzunehmen als im Reichstag, so kann man ihnen auf diesem Punkt entgegenkommen. Man schaffe also die Erbschaftssteuer jetzt von Reichs wegen, überweise aber den Ertrag den Einzelstaaten als Ersatz für die Stempelsteuern, die sie dem Reiche abzutreten haben. Damit soll zugleich die etwaige Weiterentwicklung der Erbschaftssteuer dem Reichstag entzogen und den Gliedstaaten zugewiesen werden. So ist sowohl dem Wunsch der Konservativen gewillfahrt, insofern die Gliedstaaten die zukünftige Verfügung haben, die die Erbschaftssteuer nicht

Digitized by Google

über eine erträgliche Höhe wachsen lassen werden, wie den Liberalen, die die Erbschaftssteuer als solche durchgesetzt haben.

Weiter aber führt das Reich gleichzeitig eine Erbzuwachssteuer ein und behält sie für sich. Die Erbzuwachssteuer vermeidet die oben bezeichnete Prägravation des ländlichen Besitzes. Denn wo eine geringe Rente erzielt wird, wird auch ein geringer Vermögenszuwachs stattfinden. Die Hauptlast der Steuer fällt auf die Vermögenswerte, die die höchste Rente abwerfen und deshalb am schnellsten anwachsen. Das ist nicht mehr als recht und billig, denn wo große Vermögen angesammelt werden, da ist auch immer große Leistungskraft anzunehmen.

Hier und da im Grundbesitz, wesentlich aber in Industrie und Handel, gibt es Vermögen, die mit unheimlicher Schnelligkeit wachsen und doch nach der bisherigen Gesetzgebung nur ganz mäßige Steuern zahlen, weil der Hauptzuwachs nicht etwa aus erspartem Einkommen besteht, sondern aus Wertsteigerungen, die nicht steuerpflichtig sind. In dem soeben ausgegebenen „Jahrbuch der Millionäre in der Provinz Schlesien" von Rud. Martin (das sonst wenig zuverlässig sein mag) sind aus der amtlichen Steuerstatistik, also wenigstens statistisch ganz zuverlässig, einige höchst interessante Zusammenstellungen ausgezogen und mitgeteilt. Z. B. das Vermögen des F. H. ist von 1895 bis 1911 von 71 auf 254 Millionen gestiegen, obgleich das jährliche Einkommen nur 4 bis 12 Millionen Mark betrug. Das Vermögen des H. v. U. ist in derselben Zeit von 45 auf 154 Mill. Mark gestiegen, obgleich das Einkommen nur zwischen 2,7 und 7 Mill. betrug. Ein drittes Vermögen stieg von 19 auf 87 Millionen bei einem jährlichen Einkommen zwischen 500 000 und 4 270 000 Mark. Alle diese Steigerungen entstammen Bergwerksbesitz und Industrie.

Das Kruppsche Vermögen ist von 1895 bis 1911 von 119 auf 283 Millionen gewachsen, obgleich im Jahre 1902 das Erbteil der Witwe und der jüngeren Tochter Friedrich Krupps abgezweigt wurde. Das Einkommen bewegte sich zwischen 7,1 und 21 Millionen.

Nicht nur eine gesunde Steuerpolitik, sondern auch eine verständige Volkswirtschaft verlangt, daß diese enormen Werte, deren Erwerb bisher, soweit er nicht akkumuliertes Einkommen darstellt, steuerfrei war, endlich ihrer Tragkraft gemäß zu den Staatslasten herangezogen werden, und das kann nur in der Form einer progressiven Vermögens- oder Erbzuwachssteuer geschehen. Von diesen beiden Formen ist die Erbzuwachssteuer die bessere.

Eine solche Erbzuwachssteuer können auch die Konservativen dem Reichstag ohne Gefährdung der von ihnen hauptsächlich vertretenen Interessen anvertrauen. Auch die Liberalen können sie aber annehmen. Einerseits, weil ja die Grundlage von allem, die allgemeine Erbschaftssteuer geschaffen ist, andererseits, weil die Billigkeit, die schnell wachsenden Vermögen stärker zu besteuern als die stagnierenden, auf der Hand liegt.

Digitized by Google

Ein besonderer Vorzug einer derartigen Steuer wäre noch, daß nicht nur diejenigen Personen, Familien, Stände, die weniger Vermögen ansammeln, sondern auch diejenigen deutschen Gliedstaaten und Landschaften, die wirtschaftlich weniger prosperieren, im Vergleich zu den blühenderen geschont werden.

Die vorstehende Skizze soll nichts weiter sein als ein Fingerzeig, in welcher Art und auf welchem Wege etwa der so dringende wünschenswerte Kompromiß gefunden werden könnte. Der entscheidende Moment liegt, um es noch einmal zu wiederholen, in Unterscheidung zwischen dem Vermögen und dem Vermögens-Zuwachs.

Sollte man wirklich nicht zu einem Kompromiß in der Reichssteuer gelangen, sondern den traurigen Ausweg der Erhöhung der Matrikular-Beiträge, sei es der veredelten oder nicht veredelten, betreten, so ist schweres Unheil zu gewärtigen. Man denkt daran, wie ich höre, den Gliedstaaten vorzuschreiben, daß sie für die erhöhten Matrikular-Beiträge nur diejenigen Steuerstufen heranziehen dürfen, die das Reich auch für den Wehrbeitrag heranzieht. Dabei will man von dem vorgeschlagenen Einkommen über 50000 Mk. auf 30000 Mk. für den Wehrbeitrag herabgehen. Es ist richtig, daß damit eine genügende Belastung des Besitzes, wie versprochen worden ist, erreicht werden würde. Aber nicht nur wäre die Schädigung des Reichsgedankens durch die Flucht in den Partikularismus kaum zu ertragen, sondern die Ungerechtigkeiten und Härten der neuen Belastung würden auch eine stürmische Opposition unter den Besitzenden hervorrufen. Die deutschen Gliedstaaten sind doch sehr verschiedenartig in ihren Erträgen, wie in ihrer Entwickelung. Jede Form für die Matrikular-Beiträge belastet also die ärmsten Staaten am stärksten. Wieviel wirklich wohlhabende Leute gibt es denn in Sachsen-Meiningen oder Waldeck? So milde man auch den landwirtschaftlichen Besitz einschätzen mag, die vorwiegend agrarischen Staaten wären dennoch die Leidtragenden. Können die Konservativen das gutheißen?

Weiter aber, wie würde sich das Volk bei den nächsten Wahlen zu einer solchen Lösung stellen? Die Erbschaftsbesteuerung hat einmal die öffentliche Meinung für sich gewonnen. Wird das Problem bei dieser Gelegenheit nicht gelöst, so wird es in den nächsten Wahlkampf geworfen, und die Konservativen mögen sich überlegen, was das für sie bedeutet. Ich habe gewiß an der konservativen Partei mancherlei auszusetzen, aber für den großen Zusammenhang ist sie doch unentbehrlich und ihr Verschwinden wäre für unser gesamtes Dasein ein Verlust. Setzt sie sich in der Besitzsteuerfrage nicht im richtigen Kontakt mit der öffentlichen Meinung, so wird ihr das bei der nächsten Wahl sehr teuer zu stehen kommen.

27. 4. 13. Delbrück.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Achleitner, Arthur. — Reisen im slawischen Süden. Brosch. Mk. 6.—. Berlin, Gebr. Paetel.

L'Action Française. — Organe du Nationalisme intégral Abonnements étranger 3 mois = 10, 6 mois = 18 un an = 36 Fr. Paris rue au croissant 19.

Adrianopel und die Zukunft Europas. — Ein Mahnwort an die Grossmächte und Völker Europas. Preis 40 Pfg. Modernes Verlags-Bureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig 1913.

Altkirch, Ernst. — Spinoza im Porträt. Gebd. Mk. 10.—, Ganzleder Mk. 15.—, Jena, Eugen Diederichs.

Ameluxen, B. — Rechtsstudium und Sozialarbeit. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Angell, Normann. — Offener Brief an die deutsche Studentenschaft. Buchdruckerei Friedrich Haensch, Göttingen.

Arndts Werke I/IV. — Mk. 6.—. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Arndt, P. — Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 179. Gbd. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Bauerschmidt, Dr. H. — Lesebuch für staatsbürgerliche Bildung. Gbd. Mk. 2.40. München, J. Lindauersche Buchhandlung.

Behm, Dr. Paul. — Der Handels-Agent, seine soziale Stellung und wirtschaftliche Bedeutung. Berlin, Franz Siemenroth.

Benedict, C. S. — Richard Wagners Parsifal in seiner menschlich-ethischen Bedeutung. Oskar Eulitz' Verlag. Lissa i. P. 1913.

Benz, R. — Die deutschen Volksbücher. Mk. 1.—. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

—„— Die deutschen Volksbücher. Gebd. Mk. 4.—. Fortunati Glückssäckel und Wunschhütlein Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Birt, Theodor. — Preussen und der Befreiungskrieg. Mk. 0.60. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Beckmer, H. — Die Jesuiten. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 49. Leipzig, B. G. Teubner.

Benseis, Waldemar. — Das Anjekind. Brosch. Mk. 3.—, gebd. M. 4.—. Berlin, Schuster & Loeffler.

Borchardt, Ludwig. — Die Pyramiden. Mk. 1.—. Berlin, Carl Curtius.

Brentano, L. — Syndikalismus und Lohnminimum. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.

Brod, Dr. Max und Weltsch, Dr. Felix. — Anschauung und Begriff. Leipzig, Kurt Wolff Verlag.

Bund für Schulreform. — II. Deutscher Kongress für Jugendbildung. Mk. 2.80. Leipzig, B. G. Teubner.

Caffo, Ernesto. — L'Umanesimo Nella Letteratura e Nella Cultura Tedesca. Roma, Edizione Della Rivista D'Italia.

Conrad, Heinrich. — Das Leben des Benvenuto Cellini, von ihm selbst geschrieben, übersetzt. Pappbd. M. 3.—, Leinen Mk. 4.—. München 1913. Martin Mörikes Verlag.

Darmstaedter, Paul. — Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas I. Brosch. Mk. 7.50, gebd. Mk. 9.50. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung G.m.b.H.

Der deutsche Kulturträger. — Monatsschrift für die Kulturarbeit des Germanentums deutscher Zunge. Verlag der Kulturträger Publishing Company Fredericksburg. Tex. Grand Harn Mich.

Die Befreiung 1813, 1814, 1815. — Urkunden, Berichte, Briefe. Mit geschichtlichen Verbindungen von Klein, Dr. Tim. Biegsam, aber haltbar kartoniert Mk. 1.80. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.

Drängende Fragen — Die Orientkrise und ihre Folgen für Oesterreich-Ungarn und das deutsche Reich von einem österreichischen Politiker. Wien 1913. Verlag von L. W. Seidel & Sohn.

Dreecken, Wilh. — Ueber die absolute Wertung ästhetischer Objekte. Mk. 0.60. Berlin, Schuster & Löffler.

Fishberg, Dr. Maurice. — Die Rassenmerkmale der Juden. Brosch. Mk. 5.—, gebd. Mk. 6.50. München, Ernst Reinhardt.

Fliegenschmidt, M. — Deutschlands Orientpolitik I. Mk. 10.—. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Franz, W. — Der Wert der englischen Kultur für Deutschlands Entwicklung. Mk. 0.90. Tübingen, J. C. B Mohr.

Freese, H. — Der freie Werkvertrag und seine Gegner. Brosch. Mk. 0.80, gebd. Mk. 1.50. Jena, Gustav Fischer.

Freytag, Gustav. — Briefe an seine Gattin, fünfte und sechste Auflage. Erschienen bei Wilhelm Borngräber, Berlin.

Frost, J. Dr. — Was muss der deutsche Staatsbürger von der deutschen Landwirtschaft wissen? Preis Mk. 1.20. M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.

Gerdtell, Ludwig von. — Die unchristlichen Wunder vor dem Forum der modernen Weltanschauung. Mk. 1.50. Eilenburg, Beckersche Buchhandlung.

Gerrlets-Purkswarf, Johs. — Oldenburgische Wesermarsch. — Arbeiten der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft. Heft 239. Berlin SW. 11, Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft 1913.

v. d. Goltz. — Der jungen Türkei Niederlage. Mk. 1.—. Berlin, Gebr. Paetel.

Grimms — Kinder- und Hausmärchen I/II. Gebunden à Mk. 3.—, in Leder à Mk. 5.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.

Digitized by Google

Gröber, G. — Ueber die Quellen von Boccaccios Dekameron. Mk. 1.50. Strassburg i. E. J. H. Ed. Heitz.
Harnack, O. — Wilhelm v. Humboldt. Band 62 der Biographien Geisteshelden. Berlin 1913. Ernst Hofmann & Co.
Hausmeister, Dr. Paul. — Deutsche Eisenbahnkunde. Gebd. Mk. 1.20. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.
Hildebrandt, E. — Michelangelo. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 392. Mk. 1.25. B. G. Teubner, Leipzig.
Hirschstein, H. — Die französische Revolution im deutschen Drama und Epos nach 1815. Preis Mk. 9.—. Stuttgart, J. L. Metzlersche Buchhandlung G. m. b. H.
Hoeniger, R. — Deutschtum im Ausland. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 402. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Janson, A. v. — Hans Karl v. Winterfeldt, br. Mk. 9.—, gebd. Mk. 11.—. Berlin, Georg Stilke.
Jschchanian, Dr. phil. — Die ausländischen Elemente in der russischen Volkswirtschaft. Geh. Mk. 7.—, gebd. Mk. 8.—. Berlin, Franz Siemenroth.
L'Istruzione primaria e popolare in Italia. 1907—1908. Volume IV. Roma, Tip, Operaia Romana Cooperativa 1912.
Keblitz, H. — Im blauen Abend. Brosch. Mk. 2.50, gebd. Mk. 3.50. Leipzig, Verlag Erdgeist.
Kopsch, Dr. Joh. — Interkommunale gewerbliche Unternehmungen in Deutschland. Mk. 3.—. Berlin, Franz Siemenroth.
Kotzde, Wilh. — Der Gott, der Eisen wachsen liess. Mk. 0.20. Berlin, Martin Warneeke.
Krieger, E. — Das Kriegsschiff. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Band 389. Leipzig, B. G. Teubner.
Kuczynski, R. — Arbeitslohn und Arbeitszeit in Europa und Amerika. Brosch. Mk. 24.—, gebd. Mk. 26.40. Berlin, Julius Springer.
Kulenkampff, Dr. L. — Der erste vereinigte preussische Landtag 1847 und die öffentliche Meinung Südwestdeutschlands. Mk. 3.50. Berlin-Leipzig, Dr. W. Rothschild.
Langenbeck, W. — Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Aus Natur und Geisteswelt. Band 174. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
Lásár, B. — Die Maler des Impressionismus. Mk. 1.25. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 395. Leipzig, B. G. Teubner.
Lissauer, E. — 1813, ein Cyklus. Brosch. Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.50. Jena, Eugen Diederichs Verlag
List, Albr. — Der Kampf um's gute alte Recht (1815—1819) nach seinen Ideen und parteigeschichtlichen Seiten. Mk. 6.—. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Mackay, Dr. B. Laurenz, Frhr. v. — Das Mittelmeerproblem, Deutschland und England, Heft 4, Probleme unserer Zeit. Beiträge zur Geschichte der Gegenwart. Preis Mk. 1,—. Hans Sachs-Verlag, München-Leipzig.
Matthias, Adolf. — Lebensbilder der Jugend, Band 18. Frau Aja. Goethes Mutter, gebd. Mk. 2,50. Verlag von George Westermann, Braunschweig.
Maurenbrecher, M. — Das Leid. Brosch. Mk. 3,—, gebd. Mk. 4,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
Meinhold, Paul. — Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5.—. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Meltzig, Dr. Otto. — Staatspapierkurs und Versicherungsgesellschaft. Mk. 8,—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Melo, W. v. — Ums Menschentum. Ein Schillerroman. Geh. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5,—. Berlin, Schuster & Löffler.
Nadherny-Borutin, Sophie Freifr. — Spiel und Gegenspiel. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau C. Wigand.
„Ostland". — Jahrbuch für ostdeutsche Interessen, 1. Jahrgang. Brosch. Mk. 4,—, gebd. Mk. 5,—. Lissa i. Posen, Oscar Eulitz Verlag.
Philippi, Felix. — Alt-Berlin. In Pappband Mk. 3,—, Leinenband Mk. 3,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
Popper-Lynkeus. — Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der sozialen Frage. Dresden 1912. Verlag Carl Reimer.
v. Prittwitz und Gaffron. — Geschichte des I. Seebataillons. Kart. Mk. 7,—, gebd. Mk. 8,—. Oldenburg, Gerh. Stalling.
Profé, A. Dr. med. — Die Ertüchtigung unserer Frauen. Mk. 0,50. Leipzig, B. G. Teubner.
Ritter, Herm. — Rheinisches Grenzland. Brosch. Mk. 6,—, gebd. Mk. 7,—. „Deutsche Erde." Bücher der Heimat, Band III. Berlin, F. Fontane & Co.
Relef, Dr. G. — Die rheinische Landgemeindsverfassung seit der französischen Zeit. Brosch. Mk. 5.—. Berlin, Dr. Walter Rothschild.
Rüppel. — Kriegsgefangene im Herzen Russlands. Mk. 4,—. Berlin, Gebr. Paetel.
Sakmann, Paul. — Jean Jacques Rousseau. Brosch. Mk. 3,—, gebd. Mk. 3,80. Berlin, Reuter & Reichard.
Scheel, O. — Die Kirche im Urchristentum. Religionsgeschichtliche Volksbücher, IV. Reihe, 20. Heft. Mk. 0,80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Scherer, Valentin. — Deutsche Museen, Entstehung und kulturgeschichtliche Bedeutung unserer öffentlichen Kunstsammlungen. Mit 24 Abbildungen. Brosch. Mk. 10,—, gebd. Mk. 12,—. Eugen Diederichs, Jena 1913.
Schleich, Carl Ludwig. — Es läuten die Glocken. Phantasien über den Sinn des Lebens. Mk. 8,50, gebd. Mk. 10,—, Halbfr. Mk. 12,—. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.
Schlözer, Kurd von. — Römische Briefe 1864—1869. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt 1913.

Digitized by Google

Schmidt, H. — Die religiöse Lyrik. Religionsgeschichtliche Volksbücher, II. Reihe, Band 18. Brosch. Mk. 0,50, gebd. Mk. 0,80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
Schmitz, Oskar A. H. — Wenn wir Frauen erwachen. Ein Münchener Roman. Der längst erwartete Schlag gegen die Frauenemansipation. München-Leipzig 1918. Georg Müller.
Schmoller, Gust. — Charakterbilder. Brosch. Mk. 7,—, gebd. Mk. 8,50. München-Leipzig, Duncker & Humblot.
Schneider, Dr. phil. — Bismarcks Finanz- und Wirtschaftspolitik. Mk. 7,—. München Duncker & Humblot.
Schnitzer, Joseph, Prof. Dr. — Der katholische Modernismus. Band III der Sammlung: Die Klassiker der Religion, herausgegeben von G. Pfannmüller. Brosch. Mk. 1,50, gebd. Mk. 2,—. Berlin-Schöneberg, Protestant. Schriftenvertrieb G. m. b. H.
Schrenck, E. — Wagner als Dichter. Mk. 4,—. München, J. C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Schroeder, Otto — Vom Papiernen Stil. Mk. 2,40, gebd. Mk. 3,—. VIII. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.
Schueler, Alexander. — Der Rassenadel der Juden. Mk. 0,80. Berlin, Jüdischer Verlag.
Schultze, Friedrich. — 1813—1815 die deutschen Befreiungskriege in seitgenössischer Schilderung. Mit 79 Abbildungen auf 67 Einschalttafeln, 14 farbigen Bildern und 4 farbigen Karten. R. Voigtlander's Verlag in Leipzig.
v. Werner, A. — Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890, br. Mk. 15.—, gebd. Mk. 17.50. Berlin, E. S Mittler & Sohn.
Wer ist's? — Unsere Zeitgenossen. Biographien nebst Bibliographien, Angaben über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke, Lieblingsbeschäftigungen, Parteiangehörigkeit, Mitgliedschaft bei Gesellschaften, Adresse, andere Mitteilungen von allgemeinem Interesse. Begründet, redigiert und herausgegeben von Hermann A. L. Degener. VI. Ausgabe. Leipzig, Verlag von H. A. Ludwig Degener.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand, Berlin-Leipzig:

Armenische Dichter, übertragen von Artur Leist. Neue vermehrte Ausgabe. M. 2.50.
Bucolica, Die, — des Publius Vergilius Maro, übersetzt von Heinrich Bollinger. M. 1.50.
Haber, Leo. — Definitionensammlung von juristischen Begriffen. M. 2.50.
Hartwig, Thora. — Aus Märchenlanden. M. 2.—.
Heppner, Ernst. — Das alte Lied, Dichtungen. M. 1.50.
Leis, Martin. — Gedichte. M. 2.—.
Leitner. — Die Verneinung als Weltprinzip, Ein philosophisches Programm.
Mayer, M. — Der Haushalt auf dem Lande und die junge Mutter. M. 2.—.
Roffan Henry. — Der Weg zur Sonne, Novellen. M. 6.—.
Rüdt, Otto Max. — Der Pfarrer von Gretsch, Erzählung. M. 3.50.
Rüter, Hans. — Gedichte. M. 4.—.
Stark, Hedwig. — Und weil der Grund zu seicht . . . Jahres- und Tages-Aufzeichnungen einer jungen Frau. M. 2.—.
Vilmers, Ilonka. — Umsonst geopfert! Novellen. M. 4.—.
Zucker, Dagobert. — Frühlingserwachen, Gedichte. M. 2.—.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Emil Daniels, Berlin W., Luitpoldstr. 3.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 66/67, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preußischen Jahrbüchern" ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Krieg und modernes Verkehrswesen.

Von

H. von Beseler, General der Infanterie z. D.

Krieg und Kriegführung sind von technischen Erfindungen und ihrer Vervollkommnung immer viel weniger berührt geblieben, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Selbst mit der allgemein als völlig umgestaltend auf Krieg und Kriegswesen angesehenen Erfindung des Schießpulvers verhält es sich nicht anders; es hat wohl neue Formen des Kampfes und damit neue Grundlagen für Heeres-Organisationen und Wehrsysteme geschaffen, es hat auch in Verbindung mit anderen Faktoren geistigen und staatlichen Lebens das Seine zu der Entwicklung des modernen Staates aus den unvollkommenen staatlichen Gebilden des Mittelalters beigetragen: das Wesen von Kampf und Krieg hat es nicht verändert. Dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen und ihn deshalb, wenn nötig, zu überwältigen, sich selbst aber seiner zu erwehren, um sich Freiheit des Willens und Handelns zu bewahren, das ist von jeher der Zweck jedes Menschenkampfes, also auch jedes Krieges gewesen und wird es in alle Zukunft bleiben.

Aber dieser, zuletzt immer nur diesen einen Zweck verfolgende Kampf, der Krieg, hat im Wandel der Zeiten durch die unendliche Verschiedenheit und Abwandelung der Kampfmittel und der ihn sonst noch bestimmenden Faktoren sein Antlitz oft verändert. Die Geschichte der Kriegskunst zeigt keine organische Entwicklung, sondern seltsame Sprünge. Die Perserkriege und die Züge Alexanders, Roms Kämpfe um die Vorherrschaft am Mittelmeere und seine welterobernden Kriegszüge zeigen eine Höhe der Kunst, die heute trotz ganz anderer Mittel der Kriegführung kaum übertroffen ist. Durch einen wahren Wirrwarr der verschiedenartigsten kriegerischen Erscheinungen ringt sie sich dann aus dem Mittelalter allmählich

Digitized by Google

zu den mehr oder weniger festen Formen der modernen Kriegskunst durch, deren Anfänge wir etwa in den Landsknechts- und Schweizerheeren des XVI. Jahrhunderts erblicken können, und deren Entwicklung bis zu den Kriegen unserer Tage viel mehr unter der Einwirkung staatlicher und nationaler, als mechanischer und technischer Kräfte steht. Ja, die Fortschritte der Technik sind bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinein sogar auffallend gering! Dann erst beginnen Eisenbahn- und Dampfschiffbau in militärisch bedeutungsvollem Umfange, und gleichzeitig setzt die für die taktischen Formen im Kampfe selbst entscheidende Umbewaffnung der Heere mit Hinterladern und gezogenen Geschützen ein, allmählich vervollkommnet durch rauchschwaches Pulver, Brisanzgeschosse Rohrrücklaufgeschütze und Maschinengewehre, während die Verwendung des Eisens in den Schutzschilden der Artillerie und den Panzern des Schiffs- und Festungsbaues den gewaltigen neuen Trutz- auch ebenbürtige Schutzwaffen entgegenzustellen ermöglicht.

Wie alle diese Neuerungen im Waffenwesen die Kämpfe selbst beeinflussen werden, läßt sich noch gar nicht übersehen. In den letzten großen Kriegen erst teilweise und ohne rechten Zusammenhang erprobt, haben sie noch kein abschließendes Urteil über ihren Wert und ihre Bedeutung gewinnen lassen; nur soviel läßt sich sagen, daß sie wohl gewisse Veränderungen in den taktischen Formen und dem Verhalten der Kämpfer im Gefecht bedingen, auf die Führung der großen Operationen aber an und für sich nicht von wesentlichem und unmittelbarem Einfluß sein werden.

Trotzdem ändert sich auch auf diesem Gebiet manches — aber vorwiegend aus anderen Gründen. Es ist vor allem das ungeheure Anschwellen der Heere, das die strategische Kriegführung, die Operation, vor neue oder doch veränderte und vergrößerte Aufgaben stellen wird. —

Die preußisch-deutschen Siege von 1864 bis 1871 zeigten der Welt, was die allgemeine Wehrpflicht bedeute. Die festländischen Großmächte beeilten sich, sie einzuführen. Damit änderte sich die militärpolitische Lage Europas sehr zuungunsten des, allerdings durch seine Einigung gewaltig erstarkten Deutschlands und gab ihm einen starken Antrieb zur weiteren Entwicklung seiner kriegerischen, von einem mächtig aufwärtsstrebenden Volkstum getragenen Kraft. Gleichviel, ob es darin genug getan (die Vorgänge unserer Tage erlauben daran zu zweifeln!), jedenfalls wuchs die Kriegsstärke seines Heeres, ebenso wie bei seinen europäischen Nach-

Digitized by Google

barn und — Freunden, gewaltig an und zwang zu der Frage, wie ein künftiger Krieg mit solchen Massen geführt werden sollte.

Das Problem der Versammlung und Bewegung großer Heeresmassen hatte bis zur Einführung der Eisenbahnen mit sehr einfachen Mitteln, in der Hauptsache durch Fußmärsche, gelöst werden müssen. Welche Zeit gehörte in der napoleonischen Epoche dazu, Heere von 200 000 oder gar über 400 000 Mann auf den Kriegsschauplatz zu bringen, und was bedeuten diese Ziffern gegen die Massenheere unserer Zeit! Die Kriegsstärken der einzelnen festländischen Heere betragen heute vielleicht soviele Millionen, wie damals Hunderttausende; sie mit Fußmärschen in den Grenzgebieten zu versammeln, würde soviel Zeit, Unterkunfts- und Verpflegungsmittel verlangen, daß selbst die reichen Kulturländer Mitteleuropas schon vor Beginn der eigentlichen Kämpfe mit ihren Kräften halb zu Ende sein würden!

Da hilft die Verkehrstechnik aus. Das Naturgesetz vom Ausgleich der Kräfte tritt in sein Recht. Die aus den heutigen Volks- und Heereszahlen entstehenden Schwierigkeiten werden durch die moderne Technik zum guten Teil beseitigt; erst ihre Hilfsmittel ermöglichen die Versammlung, die Bewegung und selbst die Führung der modernen Massenheere: was heute den friedlichen Verkehr der Völker untereinander vermittelt und regelt, verwertet der Krieg für seine Zwecke.

Man pflegt zu sagen, unser Zeitalter stehe im Zeichen des Verkehrs, der Raum und Zeit überwindet. Den Verkehr von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk, den Austausch ihrer Produkte und Waren besorgen die modernen *Transportmittel*, den Gedanken- und Nachrichtenaustausch die *Verständigungsmittel*. Beiden — aus den Bedürfnissen des Völkerlebens und Verkehrs entstanden — fallen entsprechende Aufgaben im Kriege zu.

Die Hilfsmittel des modernen Verkehrswesens lassen sich in bestimmte Gruppen zusammenfassen. Unter den *Transportmitteln* stehen die *Eisenbahnen* obenan, neben ihnen — für den Weltverkehr sie an Bedeutung überragend, für kriegerische Zwecke nur unter besonderen Verhältnissen in Betracht kommend — die *Dampfschiffe*. Eine wichtige Ergänzung der Eisenbahnen bilden die *Kraftwagen*, während die *Luftfahrzeuge* für Transportzwecke und daher für den Weltverkehr noch nichts bedeuten, für den Erkundungs- und Nachrichtendienst im Kriege aber immer wichtiger werden. Sie leiten damit von den Transportmitteln hinüber zu

Digitized by Google

dem wichtigsten Verständigungsmittel des modernen Verkehrswesens, der Telegraphie.

Soweit all diese Verkehrsmittel für kriegerische Zwecke in Betracht kommen, lassen sie sich kurz wie folgt schildern und charakterisieren.*)

Die Unterscheidung von Voll- und Neben-, Feld- und Förderbahnen im Eisenbahnwesen ist im allgemeinen bekannt. Nebenbahnen mit leichterem Unterbau, aber gleicher Spurweite wie Vollbahnen, vermitteln im eigenen Lande den Verkehr seitlich der großen Hauptlinien; schmalspurige Feldbahnen mit Lokomotivbetrieb, die für Kriegszwecke in ansehnlicher Menge vorrätig gehalten werden, sollen mit schnellem Bau da helfend eintreten und den Bewegungen des Heeres folgen, wo in Feindesland gründliche Zerstörungen oder der Mangel an Betriebsmitteln den Gebrauch der Eisenbahnen verbieten, oder wo sie fehlen. Förderbahnen mit Pferdezug, wie sie vielfach in großen industriellen und Bau-Betrieben benutzt werden, dienen namentlich in und vor Festungen zur Verbindung der Munitionsdepots und Parks mit den Batterien, und sonstigen Zwecken der Verteidigung und des Angriffs.

Für den militärischen Wert des eigenen Bahnnetzes sind seine allgemeine Anordnung, die Leitung seines Betriebes, die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Personals, die Güte und Zahl der Betriebsmittel entscheidend, was sich alles bei einem möglichst vollständig durchgeführten Staats-Eisenbahn-System am besten erreichen läßt. Bei aller Rücksicht auf die Hauptaufgabe des dem öffentlichen Verkehr dienenden Eisenbahnwesens muß bei wichtigen Bauten oder Betriebs-Einrichtungen immer das militärische Interesse gewahrt werden, um sich unter allen Umständen im entscheidenden Augenblick auf das sichere Funktionieren der Bahnen verlassen zu können. Daß dabei zuweilen Interesse gegen Interesse steht, ist natürlich. So wird z. B. gegenwärtig die Frage der Elektrisierung unserer Bahnen lebhaft erörtert. Wenn sich auch die großen Vorzüge elektrischer Bahnen vor Dampfbahnen nicht verkennen lassen, so müssen doch nicht allein vom wirtschaftlichen und betriebstechnischen, sondern mehr noch vom militärischen Standpunkt Bedenken dagegen erhoben werden. Der Betrieb hängt von den Kraftstationen ab, deren Sicherung durch eine sorgfältig ausgewählte Lage, möglichst in Festungen, oder durch besondere Befestigungsanlagen nötig sein

*) Vgl. Schmiedecke, die Verkehrsmittel im Kriege; v. Bernhardi, Vom heutigen Kriege; Wagner, Grundlagen der Kriegstheorie.

Digitized by Google

würde, da Akkumulatorenbetrieb sich in dem großen Umfange eines ganzen Staatsbahnnetzes schwerlich einrichten lassen würde. Allenfalls ließe sich der Ausweg finden, daß der Dampfbetrieb neben dem elektrischen bestehen bliebe. Für die Kriegführung wäre im besonderen noch die Schwierigkeit des Ueberganges vom elektrischen zum Dampfbetriebe an den Grenzen eines nicht zum elektrischen übergegangenen feindlichen Staates schwierig, ja kaum durchzuführen. Ohne eine sehr gefährliche Uebergangszeit ist die ganze Frage nicht zu lösen, daher größte Vorsicht geboten.

Bei der Langsamkeit des Baues von Vollbahnen und namentlich der in ihrem Zuge liegenden Kunstbauten sind die wenigstens dreimal so schnell herzustellenden Feldbahnen im Kriege von der größten Bedeutung. Natürlich ist ihre Leistungsfähigkeit wesentlich geringer wie die der Vollbahnen, aber im Verhältnis zur Zahl der Fahrzeuge und Zugtiere der Kolonnen und Trains immer noch sehr viel größer wie der Transport durch Fuhrwerk. Die Feldbahnen sind für die Beförderung von Munition, Verpflegung und Belagerungsmaterial aller Art in großen Verhältnissen oder bei langen rückwärtigen Verbindungslinien (wie z. B. seinerzeit in Südwestafrika), gelegentlich auch für Mannschafts- und Verwundeten-Transport ein unschätzbares Hilfsmittel. Wie sie für besondere Zwecke durch sog. Förderbahnen mit animalischem Zug ersetzt werden können, ist schon oben angedeutet worden. —

Der großartige Aufschwung des Eisenbahnwesens hat auf die Bewertung und Pflege der binnenländischen Wasserstraßen ungünstig eingewirkt. Doch stehen wir auch hier vor neuen Entwickelungen. Einst wußte man sie militärisch besser auszunutzen wie heute:*) ich erinnere an die Römer, die im Anfange unserer Zeitrechnung durch die Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe von der See her stromaufwärts in das Innere von Deutschland vordrangen, an den Gebrauch der Donau als Wasserstraße bei den Kreuzzügen und den Türkenkriegen, an die Kanalbauten der Niederländer, Vaubans, des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, der auf die militärische Bedeutung der Wasserstraßen mit den Worten hinwies: elles seules peuvent maintenir l'abondance dans l'armée; ähnliche Aeußerungen kennen wir von Napoleon, der sich in seinen deutschen Feldzügen der Elbe und Donau für die rückwärtigen Verbindungen des Heeres bediente. Auch wir haben 1870 die Wasserstraße des Rheines für die Bildung von Maga-

*) Vgl. für das Folgende: Wagner, Grundlagen Seite 70 ff.

Digitized by Google

zinen, für Verwundeten- und Krankentransporte benutzt: im ganzen ist dieser Zweig des öffentlichen Verkehrs etwas vernachlässigt worden, wird aber bei dem steigenden Bedarf an Transportmitteln, namentlich zur Beförderung von Massengütern, die nicht vom Wassertransport leiden und deren Eintreffen nicht an kurz bemessene Fristen gebunden ist, wieder mehr zur Geltung kommen. Wie sie sich dann auch für Kriegszwecke nutzbar erweisen werden, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Die Veränderung der Seetransportmittel gegen früher läßt ein Blick auf die Größe und Schnelligkeit der heutigen Seeschiffe erkennen. Wenige große Dampfer leisten jetzt dasselbe, wie 100 Segelschiffe; Transporte, die einst fünf Wochen brauchten (Bonaparte von Toulon nach Aegypten), dauern heute vielleicht eine, und die Verhältnisse werden mit Zunahme der Größe und Geschwindigkeit und mit der technischen Vervollkommnung der Schiffe noch immer günstiger. Es liegt auf der Hand, wie die Möglichkeit überraschender, aber auch großartiger kriegerischer Unternehmungen über See (man denke an die Leistungen Englands im Burenkrieg) durch die Entwicklung des Schiffbaues und Seetransportwesens gewachsen ist.

Eine eigentümliche Ergänzung hat das ganze Transportwesen zu Lande und zu Wasser in den letzten Jahrzehnten durch die Motor-Industrie erhalten, die das militärische Interesse ganz besonders durch die Kraftwagen und die Luftfahrzeuge in Anspruch nimmt.

Der Kraftwagen, dessen rasch dahineilende Personenfahrzeuge jetzt das Straßenbild unserer Großstädte bestimmen, ist eine junge Erfindung. Der Gedanke, Lasten durch mechanischen Zug an Stelle von Zugtieren zu bewegen, ist zwar schon alt, aber es hat lange gedauert, bis er sich praktisch verwirklichte. Im Gebrauch von Straßenlokomotiven, mit dem Dampf als Kraftquelle, gingen die Engländer voran, die sie schon in der Krim benutzten. Sie erwiesen sich als besonders geeignet für stabile Verhältnisse, für den Etappendienst, den Dienst vor Festungen und später zur Hilfsleistung beim Bau, sowie zur Unterstützung und Ergänzung von Feldbahnen; doch drängte gerade die Entwickelung des Feld- und Förderbahnwesens das Interesse an ihnen für längere Zeit zurück; erst die Erfindung und Vervollkommnung der Explosions-Motoren brachte dem Studium des mechanischen Zuges einen neuen Aufschwung. Anfänglich fanden sie nur bei Motorbooten Verwendung,

Digitized by Google

bald folgten Versuche mit Personenfahrzeugen, und Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begann man mit der Konstruktion von Lastkraftwagen, die zuerst noch recht ungünstige Ergebnisse hatte; man prüfte deshalb neben dem Explositionsmotor noch lange den Dampfmotor weiter, der in verschiedenen, namentlich englischen und französischen Konstruktionen wesentlich vervollkommnet wurde. Da aber bei der Frage des Lastkraftwagens das Verhältnis von Leistung und Eigengewicht bestimmend ist, so erwies sich allmählich der Explosionsmotor allen anderen überlegen, doch schien er sich für schwere Lastzüge nicht recht eignen zu wollen. Nach und nach überflügelte er jedoch bei verbesserter Konstruktion den Dampfmotor, und augenblicklich ist ein gewisser vorläufiger Abschluß erreicht: im Prinzip ist der Lastkraftwagen, der mit einem Anhängewagen zusammen einen Armee-Lastzug bildet, angenommen. Da es nicht richtig sein würde, bei der rastlos vorwärtsstrebenden Technik große Friedensbestände davon anzuhäufen, so ist man zur Subventionierung solcher Lastzüge geschritten, die schon jetzt in großer Zahl (1910 etwa 500) in den Großbetrieben der Industrie und einzelnen Gewerbszweigen Deutschlands im Gebrauch sind, um sich für den Mobilmachungsfall die Verfügung darüber zu sichern.

Abgesehen von den Personenwagen gibt es außer den Fahrzeugen der Armeelastzüge noch besondere Kraftwagenformationen für die Heereskavallerie und für Sanitätszwecke. Einzelheiten würden hier zu weit führen.

Schiffsmotoren kommen für militärische Zwecke einstweilen noch kaum in Betracht. Man wird sich der Motorboote mit Vorteil bei der Leitung von Brückenschlägen und zum Wachtdienst auf bedrohten Strömen bedienen können; ob es zweckmäßig sein wird, sie jemals in die eigentliche Pioniertechnik einzuführen, ist fraglich.

Von unermeßlicher Bedeutung ist dagegen der Motorbau für den neuesten und merkwürdigsten Zweig der gesamten Verkehrstechnik geworden: für die Luftfahrzeuge.

Sie werden sich wohl kaum jemals zu einem wirklich brauchbaren und zuverlässigen Verkehrsmittel entwickeln, vielmehr hauptsächlich der Wissenschaft und dem Sport dienen; ihre Pflege und Förderung ist aber mit Rücksicht auf ihre unzweifelhafte militärische Bedeutung von besonderer Wichtigkeit. Zu unterscheiden sind Luftschiffe und Flugzeuge; erstere, durch Ballons mit Gasfüllung gehoben, also leichter wie die Luft, letztere schwerer, also erst durch Motorkraft unter Mitwirkung der Luft selbst zu heben.

Digitized by Google

Die älteste Form ist der kugelförmige Freiballon, der nicht lenkbar, ein Spiel der Luftströmungen und Winde und daher nur von sehr bedingtem militärischen Wert ist, den er erst als Fesselballon gewinnt. Besser, weil viel stabiler, ist der später konstruierte Drachenballon, der als eine durchaus brauchbare, vielfach bei unseren Uebungen erprobte bewegliche Beobachtungsstation bezeichnet werden kann.

Der Wert des Luftschiffs ist durch die Erfindung seiner Lenkbarkeit wesentlich gestiegen. Der Wettstreit der Systeme, das starre (Zeppelin), halbstarre (Militär-Luftschiff) und unstarre (Parseval) ist für die allgemeine Beurteilung seiner Verwendbarkeit nicht entscheidend. Alle drei haben ihre Vorzüge und ihre Nachteile. Stehen beim Zeppelin Betriebssicherheit und Tragfähigkeit obenan, so sind die halb- und unstarren Systeme leichter zu transportieren und bei Landungen und Ruhepausen weniger abhängig von Ballonhallen und Ankerplätzen; das wichtigste ist bei allen die Eigengeschwindigkeit, die bis jetzt am höchsten beim starren System entwickelt ist. In ihr ist die Lösung des eigentlichen Problems der Luftschiffahrt, der Ueberwindung der Luftströmungen, enthalten, und das letzte Ziel aller Konstruktionsverbesserungen ist ihre möglichste Steigerung.

Das ganze Gebiet der Luftschiffahrt steckt noch in den Anfängen. Was die Zukunft ihm bringen wird, läßt sich noch nicht übersehen: große Enttäuschungen sind ebensogut denkbar, wie überraschende Entwickelungen. Jedenfalls darf nichts vernachlässigt, aber auch nichts übereilt werden, um nicht in falsche Bahnen zu geraten.

Aehnlich verhält es sich mit den Flugzeugen, die sich ohne Gaskörper durch eigene Kraft, unabhängig vom Winde heben und bewegen. In noch höherem Maße wie die Luftschiffe werden sie im allgemeinen Verkehrsleben voraussichtlich auch künftig Sportzwecken dienen, militärisch aber bei zunehmender Sicherheit des Betriebes eine wichtige Rolle im Beobachtungs-, Erkundungs- und Nachrichtendienst spielen. Beeinträchtigt wird ihr Wert als Beobachtungsmittel dadurch, daß sie nicht in der Luft still zu stehen vermögen; versagt die Tätigkeit des Motors, so ist es dem Flugzeug nur noch möglich, im Gleitflug zu landen, wobei die Luft als Bremsmittel dient. Welche Gefahren dem ganzen Flugwesen aus diesen Verhältnissen entstehen, lehren die täglichen Berichte über Flieger-Unfälle. Die bis jetzt allein militärisch brauchbare Konstruktion haben die sogenannten Drachenflieger, deren Prinzip

Digitized by Google

auf der Hebung schräg gegen die Luft gestellter, durch Motoren vorgetriebener Flächen beruht. Die sogenannten Schrauben- und Schwingenflugzeuge haben noch keine brauchbaren Konstruktionen ergeben. Wichtig ist die Möglichkeit der Aufnahme von zwei Personen, eines Führers und eines Beobachters. Auf die Einzelheiten und Unterschiede der verschiedenen Systeme gehe ich nicht weiter ein.

Luftschiffe, Flugzeuge und mit ihnen die ebenfalls durch Motoren vorbewegten Personen-Kraftwagen bilden gewissermaßen den Uebergang von den modernen Transportmitteln zu den Nachrichten- oder Verständigungsmitteln, im wesentlichen also zu dem großen Gebiet der Telegraphie. Soweit im Kriegsfalle der militärische Telegraphendienst nicht durch das Staatstelegraphennetz selbst besorgt werden kann, d. h. sobald die Operationen beginnen, treten die besonderen Telegraphen-Formationen des Heeres in Tätigkeit. Zum Verständnis ihrer Organisation sei hier vorgreifend ihre militärische Verwendung angedeutet. Man kann beim Nachrichtenwesen innerhalb des operierenden Heeres drei Zonen unterscheiden:

1. die der vorausgesandten Heereskavallerie,

2. die der Armeen und

3. deren Verbindung mit dem Großen Hauptquartier und dem Etappengebiet, das den Anschluß an den Staatstelegraphen der Heimat vermittelt. Den verschiedenartigen Verhältnissen dieser Zonen entspricht das in ihnen verwendete Telegraphengerät. Vorn der Kavallerie-Telegraph, ein leichter Fernsprecher mit dünnem Leitungsdraht, beim Heer die Korps- und Reserve-Divisions-Telegraphen-Abteilungen mit Telegraph und Telephon an einem Draht, daneben besondere Fernsprecher-Abteilungen zur Verbindung der Truppenteile unter sich und mit den Befehlsstellen, endlich die noch widerstandsfähiger ausgerüsteten Armee-Telegraphen-Abteilungen für Ober-Kommandos und Etappengebiet. Neben diesen, auf Drahtleitung beruhenden telegraphischen Verbindungen tritt ergänzend die drahtlose oder Funkentelegraphie, die, durch eigene Formationen bedient, besonders wertvoll für die direkte Verbindung der Heereskavallerie mit den Armee-Ober-Kommandos ist. Auf die hohe Bedeutung der drahtlosen Telegraphie in Festungen, bei der Küsten-Verteidigung und der Flotte, zur Verbindung der Schiffe untereinander und der Flottenteile mit der Heimat und den Küstenbefestigungen sei hier beiläufig gleich hingewiesen.

Digitized by Google

Soweit das Riesengebiet des modernen Verkehrswesens für kriegerische Zwecke nutzbar gemacht werden soll, bedarf es natürlich sorgfältiger Vorbereitung, Pflege und Uebung im Frieden, und soweit dabei die technische Handhabung der Verkehrsmittel in Frage kommt, müssen besondere technische Truppen dafür geschult werden. Diese Notwendigkeit hat zur Schaffung einer vollständig neuen Waffengattung, der Verkehrstruppen, geführt, deren Bedeutung von Jahr zu Jahr wächst, und die eine große Zukunft vor sich haben. Noch 1870 wurden sämtliche für den Krieg nötigen derartigen Formationen, die Eisenbahn-, Telegraphen- und Etappen-Telegraphenabteilungen, vollständig improvisiert und sämtlich vom Garde-Pionier-Bataillon aus Mannschaften des Beurlaubtenstandes der ganzen Armee aufgestellt. Die namentlich bei der Wiederherstellung zerstörter Eisenbahnen und Kunstbauten gewonnenen Kriegserfahrungen erwiesen die Notwendigkeit, Friedensformationen für diese Zwecke zu bilden, und führten noch 1871 zur Aufstellung des ersten Eisenbahn-Bataillons. In den seitdem vergangenen 42 Jahren hat sich gleichzeitig mit dem Aufschwung des allgemeinen Verkehrslebens auch diese Waffe mächtig entwickelt; immer weiter zog sich der Kreis ihrer Tätigkeit, neben die Eisenbahntruppen traten Luftschiffer-, Flieger-, Kraftwagen- und Telegraphen-Bataillone, eine Militär-Eisenbahn nebst Betriebsabteilung, eine Kriegstelegraphenschule und Militär-Fliegerstationen, und gerade jetzt ist man im Begriff, den Stand dieser Truppen nahezu zu verdoppeln!

Die Lostrennung dieser „fünften Waffe", wie man sie wohl nennt, von ihrem ursprünglichen Stamm, dem Ingenieur- und Pionierkorps, die nicht in allen Armeen stattgefunden hat, war eine weise Maßregel. Die Technik des „Ingenieurs" im militärischen Sinne verfolgt von Grund aus andere Zwecke wie die der Verkehrstruppen. Bedeutet *jene* die unmittelbare Steigerung der Kampf- und Gefechtskraft der Truppen durch Gelände-Korrekturen aller Art zu *taktischen* Zwecken, so unterstützt diese die *operative* Leistungsfähigkeit des Heeres dadurch, daß sie ihm den Gebrauch der modernen Verkehrsmittel vorbereitet und erleichtert, wobei natürlich, namentlich durch die Befehls- und Nachrichten-Uebermittelung, ebenso auf das taktische Gebiet hinübergegriffen wird, wie bei der Tätigkeit des Ingenieurs, z. B. in der Landesbefestigung, auf das strategische. Die gemeinschaftliche Leitung dieser großen Zweige militärischer Tätigkeit wäre nicht mehr möglich; sie können von *einer* leitenden Persönlichkeit nicht mehr übersehen werden, ja es ist vorauszusehen,

Digitized by Google

daß sich auch bei den Verkehrstruppen in Zukunft die einzelnen Teile noch zu selbständigen Truppengattungen unter besonderen obersten Kommandobehörden entwickeln werden. —

Für die Veranschaulichung und Beurteilung der Bedeutung der Verkehrsmittel für den heutigen Krieg ist es notwendig, sich zunächst einmal dessen Wesen und Erscheinungen zu vergegenwärtigen.

Ein Krieg zwischen zwei oder mehreren Großmächten würde heute mit dem Massenaufgebot der gesamten, lange Friedensjahre hindurch in sorgfältig organisierten Heeren geschulten Volkskraft beginnen. In eine Anzahl von „Armeen" gegliedert, hinter denen zahlreiche Reserve- und Ersatz-Formationen entstehen, sammeln sich die Heere kampfbereit an den Grenzen und weisen schon durch ihre Gruppierung und Verteilung im Gelände, durch die Art, wie sie seine natürlichen und künstlichen Verstärkungen, — Gebirgszüge, Ströme und Befestigungssysteme — bei ihrer ersten Versammlung berücksichtigen und benutzen, auf den leitenden Gedanken ihrer beabsichtigten Operationen hin. Wo der Wille zum Angriff vorwaltet, gilt es, Wege, Pässe und Stromübergänge offen zu halten, wo verteidigungsweise verfahren werden soll, sie zu sperren. Wie die Gestaltung der Grenzen für beide Zwecke ausgenutzt werden kann, ist von einer weitvorausschauenden Politik in Augenblicken staatlicher Neubildungen (1815, 1871) zu bedenken, Schwächen der natürlichen und politischen Grenzen müssen durch geschickt angelegte Befestigungen beseitigt werden.

Zugleich mit der Versammlung des Heeres, dem sog. „Aufmarsch", muß der des Gegners, wenn möglich, gestört, jedenfalls erkundet werden, um die eigenen Operationen in die richtigen Bahnen zu lenken und sich von vornherein durch schnellere Bereitschaft und Klarheit über die Lage die Vorhand — die „Initiative" — zu sichern. Die letzte Absicht ist immer auf die Beugung des feindlichen Willens, die „Ueberwältigung"*) des Gegners gerichtet, ein Ziel, das freilich auf vielen Wegen und durch die mannigfaltigsten Mittel erreicht werden kann.

Wie anfänglich verfahren wird, hängt von soviel verschiedenen Verhältnissen und Erwägungen politischer und militärischer Art ab, daß sie sich hier auch nicht einmal andeuten lassen. Wer den kraftvollen und wahrscheinlich am schnellsten zum Ziele führenden Angriff wählen kann, hat von vornherein das gewaltige Ueber-

*) Vgl. Wagner, Grundlagen der Kriegstheorie.

Digitized by Google

gewicht stolzen Selbstbewußtseins für sich — er gibt dem Feinde das Gesetz. — Aber auch die besonderen Kräfte der Verteidigung sind unter Umständen bestimmend für deren Wahl, die namentlich da getroffen werden muß, wo es sich, wie bei einem Kriege auf mehreren Fronten zugleich, anfänglich um Zeitgewinn und Abwarten des Ausganges der Kämpfe auf der entscheidenden Front gegen den gefährlichsten, mit allen irgend verfügbaren Kräften zuerst anzupackenden Feind handelt. Eine Kriegführung ohne Angriff von der einen Seite ist undenkbar. Der heutige Krieg sucht die Entscheidung und weicht ihr nicht aus: wo aber die Entscheidung gesucht wird, darf man sich natürlich nur dann verteidigungsweise verhalten, wenn man den feindlichen Angriff sicher erwarten kann.

Es wird also bei einem ernst gemeinten Krieg — und einen anderen wird eine Großmacht von heute nicht führen — bald zum Zusammenstoß und Kampf der Massen kommen. Mit Recht geht die Kriegsvorbereitung darauf aus, diese ersten Schläge so rasch und so entscheidend wie möglich zu führen: daher von vornherein die denkbar höchste Kraftentwickelung, die vollkommenste Ausnutzung aller Hilfsmittel der Kriegführung, die Wahl der absolut entscheidenden Angriffsrichtung als des Weges zur Ueberwältigung, ja Vernichtung des Gegners. Freilich wohl ein selten oder nie erreichbares Ideal! Selbst nach Cannä, nach Jena und nach Sedan lebte die Widerstandskraft der Geschlagenen wieder auf, die bei diesen klassischen Niederlagen schon vor Beginn des Kampfes an Zahl oder innerem Wert die Schwächeren gewesen waren. Ein Zukunftskrieg führt vielleicht Massen gegeneinander, die, gleich an Zahl und Wert, nur der Ueberlegenheit ihrer Führung den Sieg verdanken werden. Welcher Ausblick auf die Aufgaben künftiger Heerführer, welche Mahnung zur Stärkung der eigenen Wehrmacht!

Wenn die ersten großen Kämpfe nicht zur Kriegsentscheidung führen, wird sich infolge der Verschiedenartigkeit ihres Verlaufs an den verschiedenen Punkten des Kriegsschauplatzes die große einheitliche Kriegshandlung in eine Reihe von selbständigen Einzelfeldzügen auflösen, — ein Schauspiel, das uns sogar nach Sedan und Metz schon der Krieg von 1870 geboten hat. Mit dem Vordringen des überlegenen Heeres erweitert sich der anfänglich eng begrenzte Kriegsschauplatz, zugleich werden die auf kleine Räume angehäuften Massen sich mehr verteilen; die einzelnen Kampfgruppen sich wieder mehr den Verhältnissen und Formen früherer Kriege

Digitized by Google

nähern, in ihrer Gesamtheit freilich den Charakter riesenhafter Massenkämpfe bewahren.

Keine Theorie vermag sich ihren Verlauf und Ausgang zu konstruieren. Die innere Kraft der kriegführenden Nationen, die Fülle und Unerschöpflichkeit ihrer materiellen Mittel und vor allem die geistige Ueberlegenheit ihrer politischen und kriegerischen Führung werden den Ausschlag geben. Was aber als neues Problem im heutigen Kriege hervortritt, ist die Bewältigung der Massen und der Räume, und dazu verhelfen jene oben charakterisierten Verkehrsmittel, deren Bedeutung in den einzelnen Phasen des Krieges nun kurz betrachtet werden möge.

Mit der Kriegserklärung, bei hoher politischer Spannung schon vorher (1866), beginnt die Mobilmachung von Heer und Flotte mit den verschiedenen damit zusammenhängenden Maßregeln (Armierung der Festungen, Pferdeaushebung usw.). Der Telegraph hat den Befehl mit Gedankenschnelle über das Land verbreitet, die Eisenbahnen gehen an ihre erste große Aufgabe: die Zuführung der Ergänzungstransporte an die Truppen des stehenden Heeres und die Versammlung der für Reserve-, Landwehr-, Ersatz- und Besatzungsformationen bestimmten Mannschaften und Pferde an den für jeden einzelnen Truppenteil im voraus bezeichneten Punkten. Die vorbereitende Arbeit der Eisenbahn-Abteilung des Großen Generalstabes und der Linien-Kommandanturen, die im Frieden die Eisenbahntätigkeit der 26 militärischen Eisenbahnlinien des Reichsgebietes leiten, legt ihre erste Probe ab. Zugleich tritt an den gefährdeten Grenzen der „Grenzschutz" in Tätigkeit; die für die Sicherung und Aufklärung bestimmte Heeres-Kavallerie wird an ihren Sammelplätzen zusammengezogen, des Befehls zum Einbruch in Feindesland gewärtig. Die ersten vorgesandten Patrouillen und Aufklärungs-Schwadronen verbinden sich durch den Kavallerie-Telegraphen mit ihren Gros, und sobald diese sich von dem heimischen Telegraphennetz entfernen, machen sich die Funkenstationen bereit, die mittlerweile in die Nähe der Grenzen vorgegangenen Armee-Ober-Kommandos von allen wichtigen Beobachtungen und Vorgängen unmittelbar zu verständigen. Inzwischen ist die Mobilmachung der vorderen Heeresstaffeln, des Feldheeres, beendigt, und das große Werk des Eisenbahn-Aufmarsches nimmt seinen Anfang.

Welche Summe von vorbereitender Arbeit und technischer Leistung in diesem Worte enthalten ist, sei hier durch einige kurze Angaben erläutert.

Digitized by Google

Das ganze Eisenbahnnetz des Landes steht mit dem Beginn des Aufmarsches zur Verfügung der Heeresleitung, alle anderen Interessen werden nur soweit berücksichtigt, als es die höchste nötige Anspannung seiner Leistungsfähigkeit für militärische Zwecke zuläßt; nur so ist es möglich, die Massentransporte des Aufmarsches zu bewältigen. Der Gebrauch der Eisenbahnen hat sich zu einer militärischen Hilfswissenschaft für sich entwickelt. Nach den beachtenswerten Leistungen der Franzosen im Jahre 1859, der Preußen und Oesterreicher 1866 wurde bis 1870 durch ausgezeichnete Generalstabsoffiziere (an erster Stelle ist hier der General von Brandenstein zu nennen) der Transport großer Truppenmassen in ein vollständiges System gebracht, das sich in unserem großen Kriege vortrefflich bewährte und nach dem im wesentlichen noch heute verfahren wird. Seine Grundlage bildet die schon erwähnte Linien-Einteilung des Reichsgebiets. Die Ausnutzung der einzelnen Linien regelt der Militärfahrplan, der auf Grund genauester Berechnungen die zuverlässige militärische Leistungsfähigkeit der einzelnen Linien angibt, die einen mittleren Durchschnitt von täglich 15 Zügen bei eingleisigen und 30 bei zweigleisigen Bahnen ergibt.*) Die möglichst absolute Sicherheit des Betriebs wird durch eine verhältnismäßig geringe Geschwindigkeit der Züge und die sogenannte Perioden-Einteilung des Tages in sechs vierstündige Perioden (Abschnitte) gewährleistet, von denen man eine als Spielraum zum Ausgleich von Reibungen vollständig unbenutzt läßt (Tages-Intervall). Auf der Grundlage dieses Militärfahrplans wird nun ein allgemeiner Truppenbeförderungsplan mit Rücksicht auf die beabsichtigte Versammlung des Heeres im Aufmarschgebiet entworfen; die Fahr- und Marschtafeln geben die Verteilung der Truppen auf die einzelnen Züge an. Grundsätzlich werden die fechtenden Truppen zuerst, und zwar so, daß die Verbände sich von selbst nach der Kriegsgliederung zusammenschließen, später erst die Munitionskolonnen und Verpflegungstrains befördert; doch schiebt man einzelne Verpflegungszüge in die vorderen „Echelons", d. h. die an einem Tage laufenden Züge, ein. Bedenkt man, daß zum Transport eines einzigen Armeekorps mit sechs Verpflegungszügen, aber noch ohne Maschinengewehr-Abteilungen und schwere Artillerie, 118 Züge bis zu je 110 Achsen erforderlich sind, daß das mobilisierte Friedensheer aus 25 Armeekorps besteht und daß sich diesem noch

*) 1866 waren diese Zahlen noch 8 und 12, 1870 12 und 18 Züge: Vgl. Schmiedecke a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

eine ansehnliche Zahl von Reserve-Divisionen, Belagerungsformationen usw. anschließen, sowie daß *vor* ihm noch große Kavalleriemassen befördert werden, so kann man wohl von der für den „Aufmarsch" zu leistenden Arbeit, zugleich aber auch von der Bedeutung eines gut angelegten und verwalteten Eisenbahnnetzes eine Vorstellung gewinnen.

Der Aufmarsch ist die *größte*, aber nicht die *letzte* Leistung der Eisenbahnen im Kriege. Für die Operationen *selbst* freilich werden sie nur unter gewissen Umständen, z. B. bei Truppenverschiebungen von einem Kriegsschauplatz auf den anderen (Oesterreich 1866), also bei einem Krieg nach zwei oder mehreren Fronten, eine Rolle spielen, allenfalls auch, namentlich im eigenen Lande, zur Verstärkung einzelner Heeresteile, Fronten oder Flügel benutzt werden, ebenso bei Rückzügen, wobei gelegentlich der Eisenbahntransport der Fußtruppen neben dem Fußmarsch der berittenen Waffen einhergehen kann. *Taktischen* Zwecken dienen die Eisenbahnen gewissermaßen auch beim Heranführen von Geschützen und Material bei Belagerungen und wenn bei der Verteidigung großer Ströme oder der Küste Truppen aus Zentralstellungen schnell an bedrohte Punkte geworfen werden müssen. In der Schlacht oder im Gefecht *selbst* können sie nur selten taktisch ausgenutzt werden, da ihr Gebrauch als Transportmittel für *kurze Strecken* umständlich und zeitraubend ist. Auch ist das Vorhandensein passender Eisenbahnstrecken und des nötigen rollenden Materials auf Schlacht- und Gefechtsfeldern vom Zufall abhängig, denn die Zusammenstöße der Heere entstehen meist aus Verhältnissen, zu deren Entwicklung die Eisenbahnen doch nur vorbereitend und mittelbar beigetragen haben. Ihre volle Bedeutung gewinnen sie während des Krieges erst wieder als *Hauptstraßen der rückwärtigen Verbindungen*.

Mit dem Anwachsen der Heere ist deren Versorgung mit allen materiellen und Lebensbedürfnissen von rückwärts her wieder unendlich wichtig geworden. Eine Zeitlang beherrschte der Gedanke, die Heere „aus dem Lande leben" zu lassen, die Kriegführung. Napoleon sorgte wenig für die Ausstattung seiner Heere mit Verpflegungsfahrzeugen, und sie litten selbst in verhältnismäßig gut angebauten Ländern öfter bittere Not, ja der russische Krieg ging nicht zum wenigsten durch diesen Mangel an Fürsorge verloren. Was besagen aber die Zahlen jener Heere gegen die heutigen! Auch der reichste Kriegsschauplatz würde die Massenheere unserer Zeit auch

Digitized by Google

nicht auf Tage ernähren können. Alles muß daher auf Nachschub eingerichtet sein, und der Vermittler des riesigen Personen- und Güterverkehrs, wie man den Nachschub an Mannschaften, an Munition und Verpflegungsmitteln, den Rücktransport von Kranken, Verwundeten und Gefangenen wohl nennen kann, vermittelt das heimische, und im Anschluß daran, wenn das Heer in Feindesland eingedrungen ist, das feindliche Eisenbahnnetz. Es wird ihn auch voraussichtlich ohne besondere Schwierigkeiten bewältigen, die erst weiterhin die Verteilung der nachgeführten Personen und Güter auf die einzelnen Heeresteile, deren Vormarsch der Eisenbahnverkehr nicht überall hin zu folgen vermag, bereiten wird. Hierbei treten die Feldeisenbahn, die Lastzüge und die mit Zugtieren bespannten Trains und Kolonnen der einzelnen Heereskörper helfend ein. Den Uebergang von dem einen Transportmittel auf das andere zu regeln, den gesamten Nachschub zu verteilen und den Truppen zuzuführen, ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben des Feld-Eisenbahn- und Etappendienstes, deren Lösung ohne die Hilfe und Ausnutzung der modernen Verkehrsmittel unmöglich sein würde. Gewisse kriegerische Unternehmungen der Neuzeit, z. B. der russisch-japanische Krieg 1904/05, wären ohne sie einfach undenkbar gewesen.

Wo in der Kriegführung die Eisenbahnen und überhaupt das moderne Transportwesen weniger zur Geltung kommen, bei den eigentlichen Operationen der Heere und der Gefechtstätigkeit der Truppen, erweisen sich die Nachrichten- und Verständigungsmittel der modernen Verkehrstechnik um so nützlicher. Sobald die Heeresbewegungen beginnen, setzt die beobachtende, aufklärende und verschleiernde Tätigkeit der Kavallerie ein, für die die Luftfahrzeuge eine erweiternde und ergänzende Hilfe bedeuten. Gerade bei den einleitenden Operationen, wo alles noch im unklaren über Verhalten und Absichten des Gegners ist, können kühne Aufklärungsfahrten von Luftschiffen oder Flugzeugen eine entscheidende Bedeutung erlangen. Die Aufklärung auch der kühnsten Reiterei leidet an der Beschränktheit ihres Sehvermögens, das allenthalben durch die wechselnde Gestaltung, die Bedeckung des Geländes und die Hinderung durch den Gegner eingeengt wird. Eine erste Hilfe gewährt ihr der Fesselballon, der, an seinem Standort mit dem Erdboden fest verbunden, zwar eine sehr viel weitere Uebersicht gestattet, als sie dem Kavalleristen möglich ist, sich aber doch, weil wenig beweglich, schutzbedürftig und an Aufstellungs-

Digitized by Google

punkte innerhalb der eigenen Sicherungslinien gebunden, mit einem ziemlich begrenzten Gesichtsfeld begnügen muß. Luftschiff und Flugzeug bedeuten einen ungeheuren Fortschritt, können aber beide noch nicht als vollkommen zuverlässige Kriegsmittel angesehen werden. Noch immer ist ihre Verwendung allzu abhängig von Wind und Wetter; mit Sicherheit kann nur auf kriegsmäßige Aufstiege an einer gewissen Anzahl von Tagen im Jahr gerechnet werden, und die Notwendigkeit, sich in der feindlichen Gefahrszone zum Schutz gegen Geschosse in größeren Höhen zu bewegen, ist für eine gute und zuverlässige Beobachtung ungünstig. Trotzdem können sie unter Umständen Vorzügliches leisten; die Kriegserfahrung ist zwar noch gering — was wir aus den letzten Kriegen davon gehört haben, scheint nicht von großer Bedeutung —, aber bei Uebungen ist sowohl in Frankreich wie bei uns schon sehr Beachtenswertes geleistet worden.

Es ist daher ratsam, sich bei der Versammlung und den Märschen der Truppen möglichst gegen Luftbeobachtung zu sichern. Mehr wie früher wird man bei Nacht marschieren, die Anhäufung großer Truppenmengen bei ihrer Versammlung vermeiden, also ihnen lieber zahlreiche, möglichst im Gelände versteckte Sammelplätze anweisen und ebenso bei der Anordnung von Biwaks und Parkplätzen verfahren, Ortschaften und Waldungen dafür ausnutzen, kurz, auf Mittel sinnen, wie dem Einblick von oben und auch dem Gebrauch der Fern-Photographie seitens des aus der Luft beobachtenden Feindes begegnet werden kann. Die Fernaufklärung durch die Luftfahrzeuge im Feldkriege kann unter Umständen viel weiter reichen wie diejenige der Kavallerie; Nachrichten über Versammlung, Gruppierung, Stärke und Anmarschrichtung der feindlichen Streitkräfte, die früher hauptsächlich durch Agenten und Zeitungsnachrichten, oft auf dem Wege über das Ausland gewonnen wurden, können heute bei günstigen Witterungs- und Beobachtungsverhältnissen durch unmittelbare Erkundung der Luftfahrzeuge eingeholt werden. Auf den ungeheuren Schlachtfeldern der Zukunft können durch sie verdeckte Artilleriestellungen, weit zurückgehaltene oder tief gestaffelte Reserven, Befestigungen mit ihren Vor- und Scheinstellungen erkannt, bei Belagerungen die Verteilung der Streitkräfte des Angreifers, seine Park- und Depot-Anlagen, woraus sich die wichtigsten Schlüsse auf seine Absichten ziehen lassen, und umgekehrt die Batteriebauten und Zwischenstellungen des Verteidigers erkundet, im Küsten- und Seekrieg die Flottenbewegungen überwacht, die Gruppierung der Küstenverteidigungstruppen festgestellt werden.

Digitized by Google

Diese wichtigen, hier kurz angedeuteten Aufgaben können die Luftfahrzeuge nur nutzbringend lösen, wenn sie durch sichere und gut arbeitende Verständigungsmittel die Ergebnisse ihrer Erkundungen möglichst unmittelbar den in Frage kommenden Befehlsstellen mitzuteilen vermögen. In Verbindung mit den verschiedenen Zweigen der militärischen Luftschiffahrt muß daher unausgesetzt an der Uebung und Vervollkommnung des Signal- und Funkentelegraphenwesens gearbeitet werden; für nächtliche Erkundungen wird die Technik die Luftschiffe allmählich mit Scheinwerfern, zur Nachrichtenübermittlung neben dem Funkentelegraphen mit Lichtsignalen aller Art ausstatten und soweit wie irgend möglich auch die Flugzeuge mit ähnlichen Einrichtungen versehen.

Wenn auf diese Weise ihre Hilfe für das Erkundungs- und Nachrichtenwesens und gelegentlich auch für die Befehlsübermittlung von höchster Bedeutung werden kann, so werden sie bei den Kämpfen selbst wahrscheinlich niemals entscheidend mitwirken. Die Ausstattung der tragfähigen Luftschiffe mit leichten Geschützen und mit Sprengmunition ist zwar möglich, die Bewaffnung ihrer Mannschaft und auch der Flieger geboten — schon um sich ihrer Haut bei unfreiwilligen Landungen wehren und feindliche Luftfahrzeuge bekämpfen zu können, auch werden hier und da feindliche Biwaks oder Sammelplätze, Magazine, Parks, Werften, Häfen, Festungsstädte, kurz, große Truppenansammlungen oder ausgedehnte militärische Anlagen von ihren Geschossen belästigt und geschädigt werden können: bei guten Vorkehrungen zu ihrer Abwehr, die sie zwingen, in großen Höhen zu bleiben, wird auch eine ausgebildete Schießkunst bei kleinen oder schmalen Zielen, z. B. bei Panzerbauten, Artillerielinien, Feldbefestigungen, auch einzelnen Schiffen, nicht allzuviel Schaden anrichten. Dagegen wird es an Kämpfen zwischen den Luftschiffen in den Lüften selbst nicht fehlen. Wie sich einst die Segelflotten den Wind abgewannen, so werden die Luftschiffe einander zu überfliegen suchen, um durch Brandgeschosse den Ballon des gegnerischen Schiffes zur Explosion zu bringen, sich selbst aber zunächst durch ihn gegen die Insassen und Waffen der feindlichen Gondel zu schützen. Daß den Schrecknissen des Krieges durch solche Kunst neue und unerhörte hinzugefügt werden, ist leider nicht zu leugnen!

Die Tätigkeit der Luftfahrzeuge ist in den ersten Stadien des Krieges besonders wichtig und wird in seinem weiteren Verlauf immer da besonders bedeutungsvoll sein, wo sich Krisen und Entscheidungen

Digitized by Google

vorbereiten. Man denke an die deutschen Operationen vor Sedan! Der glückliche Flug eines einzigen Flugzeuges hätte den Linksabmarsch der Armee Mac Mahons viel schneller und sicherer erkennen lassen, wie die unsicheren Anzeichen ihrer Absichten und Bewegungen, auf Grund deren der schwierige und im einzelnen nicht überall glückliche Rechtsabmarsch der Maas- und dritten Armee angeordnet wurde. Freilich — in diesem Falle hätte der Erfolg kaum glänzender sein können. Auch bei den Kämpfen selbst wird das Luftschiff- und Flugwesen sich allmählich eine immer bedeutendere Rolle erobern: um so wichtiger die reichliche Ausstattung des Heeres mit einer beweglichen, möglichst leicht transportablen Luft- und Fliegerflotte mit zahlreichem, wohlgeschultem Personal, die Bereitstellung von Luftfahrzeugen in Festungen und Kriegshäfen, die unausgesetzte Pflege und Förderung dieser neuen Waffe im Frieden, die jedenfalls einer großen, vielleicht noch einer ungeahnten Entwicklung entgegengeht.

Wie bei diesem modernsten aller Transportmittel beruht auf der Güte und Zuverlässigkeit der Motoren auch die militärische Brauchbarkeit der Kraftwagen. Ihren Wert als Lastfahrzeuge zeigte die Betrachtung des Etappenwesens, nicht weniger wertvoll erweisen sie sich für die Führung, die Befehls- und Nachrichtenübermittlung als Personenfahrzeuge — allerdings nur da, wo ein gut entwickeltes Straßennetz ihren Gebrauch ermöglicht. Die Typen des 2—4sitzigen Kleinautos und des 4—8sitzigen Tourenwagens sind bis jetzt die militärisch am meisten brauchbaren. Sie dienen der Beförderung von Stäben, der schnellen Ueberbringung von Briefschaften, Befehlen und Nachrichten, die nicht gut durch Telegraph oder Funkspruch übermittelt werden können. Dazu leistet, beiläufig bemerkt, auch das einfache Fahrrad gute Dienste, das außerdem zur schnellen Fortbewegung kleiner Infanterie-Abteilungen, die rasch an entlegene Punkte entsandt oder auch den großen Kavallerie-Verbänden beigegeben werden können, gebraucht wird. Uebrigens hat man sich in Deutschland bis jetzt noch nicht zur Bildung besonderer Radfahrertruppen entschlossen, sondern begnügt sich mit der Zuteilung einzelner Radfahrer zu den Truppenteilen. Fast scheint es, als ob die fortschreitende Entwicklung des Kraftwagenwesens die militärische Bedeutung des Fahrrades stark zurücktreten ließe.

Die Leistungsfähigkeit der höheren Stäbe wird durch die Kraftwagen wesentlich erhöht. Die langen und langweiligen Tagemärsche

Digitized by Google

der Truppen werden für sie auf Bruchteile von Stunden verkürzt; sie können vor dem Aufbruch ihre Befehle und Verwaltungsanordnungen in Muße beendigen und erreichen ihre neue Unterkunft frisch und zu neuer Arbeit und Tätigkeit bereit. Wo gute Straßen sind, leisten ihnen die Kraftwagen auch im Gefecht die besten Dienste. Je länger und ungestörter die höheren Führer ihren einmal gewählten Standpunkt auf dem Gefechtsfelde beibehalten können, um so besser; bei jedem Stellungswechsel muß erst wieder ein neuer Ueberblick gewonnen und ein neuer Befehls- und Meldegang eingerichtet werden; bei der Schnelligkeit der Beförderung kann man jetzt den neuen Standpunkt je nach dem Gange des Gefechts schnell weit nach vorwärts oder rückwärts verlegen. Man durcheilt den trennenden Raum rasch und gewinnt dadurch Zeit; die Fahrt selbst kommt dem Ueberblick und der Ueberlegung bei den fortwährend wechselnden Eindrücken nur wenig zugute, aber sie ist gegen den früher nötigen, oft langen und beschwerlichen Ritt nur kurz. Doch muß man sich hüten, sich durch diese Verhältnisse allzusehr zu verwöhnen, um, wenn die Straße fehlt oder der Kraftwagen versagt, ihn auch heute noch durch einen raschen und rücksichtslosen Ritt ersetzen zu können.

Der Wert der der Erkundung, der Führung, der Befehls- und Nachrichtenübermittlung dienenden Transportmittel wird ergänzt und gesteigert durch die Anwendung des wichtigsten Verständigungsmittels der Kriegstechnik, des Telegraphen. Sobald die Heereskavallerie und die Luftfahrzeuge ihre Fühler gegen den Feind ausgestreckt und die ersten Nachrichtenverbindungen nach rückwärts gelegt haben, die Versammlung der Armeen im Aufmarschgebiet beendigt und je nach den Absichten der obersten Heeresleitung der Vormarsch oder, bei abwartender Haltung, die Einrichtung in den gewählten Stellungen begonnen haben, spannt auch schon der Telegraph sein Netz zwischen den Truppenteilen und Befehlsstellen aus, das, weiterhin an den heimischen Staatstelegraphen angeschlossen, die Nachrichtenverbindung aller Heeresteile unter sich und mit der Heimat vermittelt. Auf seine Ergänzung durch die drahtlose Telegraphie wurde schon hingewiesen; ihr hoher Wert für den Weltverkehr in Friedenszeiten kann im Kriege unter Umständen durch ihre Unabhängigkeit von den verletzbaren oder nur im Einvernehmen mit fremden Staaten benutzbaren Seekabelverbindungen von entscheidender Bedeutung werden. Die Möglichkeit drahtloser Nachrichtenübermittlung auf Tausende von Kilometern, an die fernsten Küsten,

Digitized by Google

mitten ins Weltmeer und in die Tiefen ferner Kontinente hinein hat die Grundlagen von See- oder überseeischen Kriegen vollständig verändert; Nachrichten, Weisungen und Befehle lassen sich heute in Sekunden auf Entfernungen austauschen, die die schnellsten Boten zu Lande und zu Wasser früher in Wochen und Monaten zurücklegten, ohne daß dabei eine empfindliche Drahtleitung durch den Feind oder sonst verletzt werden könnte. Allerdings hat auch die drahtlose Telegraphie ihre Mängel; die gleichmäßige ringförmige Verbreitung ihrer Wellen ermöglicht dem Feinde, bei zufällig oder absichtlich*) mit den „Gebern" gleichgestimmten „Empfängern", die drahtlosen Telegramme mitzulesen, eine Gefahr, die übrigens auch bei der Leitungstelegraphie vorliegt, sobald sich das eigene Netz irgendwie mit dem feindlichen berührt. Die ausgedehnte Anwendung einer zuverlässigen Chiffreschrift ist das beste Mittel dagegen. Der einstige Wahn manches großen Heerführers — der selbst einen Napoleon beherrschte, als er von Rußland aus Einzelheiten der Kriegführung in Spanien zu regeln dachte —, als ob sein Geist gewissermaßen in die Ferne wirken könne, ist heute ein ganz berechtigter Gedanke. Eine Heeresleitung, die von Berlin aus Operationen an der West- und Ostgrenze des Reiches, dabei vielleicht noch eine Flottenoperation in der Nordsee und Kämpfe in den Kolonien gleichzeitig leiten und in eine den höchsten Zwecken des ganzen Krieges entsprechende Uebereinstimmung bringen wollte, ist tatsächlich nicht undenkbar. Die Gefahr, daß ein weit entfernter, auf veraltete Meldungen und Berichte angewiesener heimatlicher Hofkriegsrat seinen Feldherren Weisungen für die Kriegführung zugehen lassen könnte, die bei ihrem Eintreffen längst von den Ereignissen überholt wären, ist vorüber: die oberste Heeresleitung hat heute die vollste Freiheit, sich je nach den allgemeinen Verhältnissen des Krieges ihren Aufenthaltsort zu wählen, ohne dabei von der Rücksicht auf die schnelle und sichere Nachrichten- und Befehlsverbindung mit ihren Armee-Oberkommandos usw. abhängig zu sein.

Was der Telegraph in seinen verschiedenen Systemen für die strategische Leitung der Operationen bedeutet, wiederholt sich in kleinen Verhältnissen bei der Armee- und Truppenführung. Der Feldtelegraph, der die Meldungen der aufklärenden und sichernden Kavallerie und der mit ihr gemeinschaftlich arbeitenden Luftfahrzeuge aufnimmt, den hohen Befehlsstellen zuführt und sie mit

*) Dazu würde natürlich eine genaue Kenntnis der Stations-Einrichtungen und ihres Betriebes gehören.

Digitized by Google

den ihnen unterstellten Truppenverbänden, diese wieder untereinander verbindet, wird zum Vermittler der geistigen Führerarbeit des Heeres. Wie ein feinverästeltes Nervensystem spielen die Leitungen der Kavallerietelegraphen, der Korps-, Reserve- Divisions- und Armeetelegraphen-Abteilungen ineinander, verbinden die nebeneinander oder auch auf getrennten Kriegsschauplätzen operierenden Heere, leiten über das Etappengebiet zur Heimat hinüber und geben den Führern dauernd ein zusammenhängendes Bild der Lage, der sie ihre Entschlüsse und Befehle anzupassen haben und die für die Art und Weise, wie sie ihrerseits die von oben her erhaltenen Befehle ausführen, bestimmend ist.

Aber man darf der Wunderkraft des elektrischen Funkens oder der Hertzschen Welle doch nicht blindlings vertrauen. Feindliche und böswillige Zerstörungsarbeit, Unbilden der Witterung, Mißverständnisse, Verlust oder vorzeitiger Verbrauch und Schadhaftwerden des Materials sind ebensoviele die Benutzung des Telegraphen beeinträchtigende Fehlerquellen. Wenn auch die Technik sich immer weiter entwickelt, die Leitungen immer sicherer oder zum Teil gar ganz entbehrlich werden, die Apparate immer zuverlässiger arbeiten: man darf sich doch nie absolut auf sie verlassen. Alle von alters her erprobten sonstigen Verständigungs- und Nachrichtenmittel müssen in Uebung bleiben. Sowenig die Luftfahrzeuge den kühnen Reiter ersetzen, den Sturm, Regen und Nebel nicht kümmern, so wenig werden sich Kraftwagen und Telegraph den Anforderungen des Melde- und Befehlsdienstes unter allen Umständen gewachsen zeigen. Wo beim Fortschreiten der Operationen das Leitungsmaterial knapp wird, wo der Leitungsbau mit schnellen Heeresbewegungen nicht Schritt zu halten vermag, oder wo die Operationen sich in Einzelkämpfen getrennter Heereskörper über weite Gebiete verbreiten, wird der Gebrauch des Telegraphen beschränkter, sein Nutzen geringer werden. Ordonnanzoffizier und Meldereiter kommen dann wieder zu ihrem Recht, Fanale, Lichtsignale und primitive optische Verständigungsmittel müssen herhalten, und mehr und mehr nähert sich der Meldebetrieb und die Befehlsübermittlung den alten Formen, auf die wir deshalb bei unseren Friedensübungen nicht hochmütig als auf etwas Veraltetes und Ueberlebtes herabsehen sollten. Eine ernste Mahnung für die Ziele der Truppenausbildung und Führererziehung!

Auch sonst fehlt dem Licht der modernen Erfindungen nicht der Schatten. Die Möglichkeit, jeden Augenblick nach oben melden

Digitized by Google

und Befehle erbitten zu können, trägt nicht eben dazu bei, die Führer zur Selbständigkeit zu erziehen. Unsicherheit und Scheu vor der Uebernahme der Verantwortung werden bei schwachen Naturen leicht die Folgen dieser unausgesetzten Abhängigkeit von der höheren Leitung sein, und wie leicht können, wo diese doch einmal fehlt, Unentschlossenheit und Mangel an Selbstvertrauen die Gunst der Lage ungenutzt vorübergehen oder ihre Gefahren verderblich werden lassen. Es muß dabei bleiben, daß geistige Selbständigkeit und Entschlossenheit nach wie vor das Ziel soldatischer Erziehung und Charakterbildung bleiben. „Wo die neuen Kriegsmittel nicht zu Gebote stehen", sagt einer unserer größten Kriegsgelehrten*), „werden immer noch die alten und einfachen ihre Dienste leisten, und wer da glauben sollte, ohne die neuesten Mittel nichts leisten zu können, würde kein rechter Kriegsmann sein."

Wenn nun auch die modernen Verkehrsmittel gewisse, zum Teil sogar recht ernste Schattenseiten besitzen, sind doch andererseits nicht nur ihre Vorteile, ja unter Umständen ihre geradezu entscheidenden Eigenschaften für die heutige Krieg- und Heerführung anzuerkennen. Sie haben die Organisation der Heere verwickelter, den Heeresdienst vielseitiger, die Zusammensetzung der gemischten Truppenkörper bunter, die einzelnen Truppenverbände schwerfälliger gemacht und dadurch ihre Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit verringert; sie vermehren die Arbeit der Truppenführung, nötigen zur Vermehrung ihrer Organe, zu einer Vergrößerung der Stäbe, einer sorgfältigen Arbeitsteilung in ihnen, — gewähren aber andererseits der Heer- und Truppenführung die Mittel, Heeresmassen zu bewegen, zu leiten und schließlich auch im Kampfe selbst zu führen, vor deren Größe die alten Hilfsmittel versagen würden. Das Anwachsen der Völker hat neue, große Bedürfnisse ihres wechselseitigen Verkehrs hervortreten lassen; der Austausch der Waren und Produkte von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil hat einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen; Eisenbahn- und Dampferlinien spannen ein immer ausgedehnteres und dichteres Netz von Verkehrsstraßen über den Erdball, sinnreiche Verständigungsmittel ermöglichen den fast augenblicklichen Nachrichten- und Gedankenaustausch zwischen allen Punkten seiner Oberfläche — und wie die Völker dieser Mittel zu ihrer Existenz bedürfen, so auch bei kriegerischen Konflikten für den Gebrauch ihrer in den modernen Heeren verkörperten krie-

*) R. Wagner, a. a. O. S. 212.

Digitized by Google

gerischen Kräfte. Das Hinausstreben der großen Kulturnationen in die weite Welt und über die Meere ruft Reibungen und Kämpfe zwischen Völkern hervor, die früher kaum voneinander wußten; die friedlichen Handelszwecken dienenden Verkehrsmittel führen Krieger und Kriegsgerät in die fernsten Himmelsgegenden, die großen Weltstraßen werden zum Kriegspfade, die Drähte, Kabel und Wellen der Telegraphie zum Sprachrohr kriegerischer Befehle. Die Entfernungen schrumpfen zusammen, Wochen leisten Jahresarbeit, und die ersten Entscheidungen fallen, wenn der Krieg kaum erklärt ist. Und auf den Kampffeldern selbst durchforscht das Luftfahrzeug die versteckteften Falten und Schluchten des Geländes, erkundet vielleicht durch einen einzigen kühnen Flug Stärke und Aufstellung des Gegners, Gruppierung und Verteilung seiner Kräfte, die sich einst nur nach Anzeichen vermuten oder durch blutige Kämpfe bestätigen ließen. Meldungen und Befehle kreuzen sich mit Gedankenschnelle, in kurzen Momenten erreichen die Führer entlegene Teile des Kampfplatzes, wo folgenschwere Entscheidungen ihre Anwesenheit fordern; das große Verkehrsnetz, das die Massen der Kämpfer auf den Kriegsschauplatz gebracht hat, führt ihnen, sich immer weiter nach vorn verästelnd, ihre Verpflegungs- und ihre Kampfmittel und ihren Ersatz zu und entlastet sie von Kampfunfähigen oder dem schweren Impediment der Gefangenen; überall greifen die Mittel des modernen Verkehrs helfend, fördernd, vermittelnd ein, sie dienen den großen Gedanken der Heeresleitung ebenso wie der taktischen Arbeit des Truppenführers, dem Transport der Massen ebenso wie ihrem Unterhalt, sie scheinen unentbehrlich, wo der Krieg die der modernen Entwickelung der Nationen, der Heere, der Kampfmittel entsprechenden Formen angenommen hat.

Aber die letzte Entscheidung bringen sie nicht; der Kampf wird ohne sie ausgefochten. Der Glaube, sich durch die Mittel der modernen Technik den Sieg sichern zu können, ist irrig. Ihr hoher Wert kann auch überschätzt werden. Sie dienen der Vorbereitung der Operationen, ihrer Leitung, der Erhaltung und Erneuerung der Streitkräfte: aber in die großen Krisen der Kämpfe selbst greifen sie doch nur helfend mit einigen wenigen Zweigen ihrer vielseitigen Tätigkeit ein. Sie sind eben nur Hilfsmittel der Kriegführung, die sie allein niemals bestimmen dürfen. „Es wäre verderblich — sagt Reinhold Wagner*) — wenn die Masse der

*) Wagner, Grundlagen S. 212.

Digitized by Google

materieller Hilfsmittel dahin führte, durch technische Erwägungen und Rücksichten die Kriegsgedanken zu überwuchern und zu ersticken. Niemals dürfen die ideellen Zwecke des Kampfes aus den Augen verloren werden. Vielmehr muß es sich stets darum handeln, die neueren wie die alten Kriegsmittel diesen Zwecken: der Ueberwältigung des Gegners, seiner Ueberraschung und Ueberlistung, sowie der eigenen Sicherung und Vorsicht dienstbar zu machen."

Die entscheidende Handlung im Kriege, der Kampf, bleibt schließlich eben immer derselbe, mag er mit Fäusten oder den ebenso sinnreichen wie furchtbaren Waffen der Neuzeit ausgefochten werden, die eigentlich doch nichts anderes sind, als unermeßliche Steigerungen der Menschenkraft. Wie die Waffen- und Kriegstechnik ist auch die des modernen Verkehrswesens nur eine starke und treue Gehilfin des Kriegers; zuletzt steht er auch heute im Kampfe auf sich selber, und trotz aller technischen Errungenschaften entscheiden der Mut und die Waffentüchtigkeit des Einzelnen, der kriegerische Geist des Volkes, seine Wehrbarkeit und die überlegene Kriegskunst seiner Führer über die Geschicke der Nationen. —

Digitized by Google

Zur Vereinfachung des altsprachlichen Unterrichts.

Von

Martin Havenstein.

Unter diesem Titel habe ich im „Tag" vom 18. Dezember 1912 den Gedanken entwickelt, daß es an der Zeit sei, auf unseren Gymnasien und Realgymnasien das Uebersetzen aus dem Deutschen in die alten Sprachen aufzugeben, sich auf die Lektüre der alten Schriftsteller zu beschränken und die grammatischen Uebungen demgemäß umzugestalten. Daß dieser Vorschlag Widerspruch erfahren würde, war um so gewisser zu erwarten, als ich ihn in der gedrängten Form eines Zeitungsartikels gemacht hatte. Um nun allen Einwendungen und Mißverständnissen zu begegnen, will ich ihn im folgenden ausführlich begründen.

Ich behaupte zunächst, daß das Uebersetzen in die alten Sprachen weder formal noch material einen Bildungswert hat, der es rechtfertigen könnte, daß man diesen Uebungen eine selbständige Bedeutung im Unterricht beimißt.

Daß das Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische einen materialen Bildungswert nicht besitzt und niemals besessen hat, liegt auf der Hand. Aber auch das Uebersetzen ins Lateinische hat heute keinen materialen Bildungswert mehr. Daß es so ist, dafür können wir niemand verantwortlich machen. Denn nicht die Willkür einzelner Menschen hat es dahin gebracht, sondern der stille, aber unaufhaltsame Gang der Geschichte. Die Geschichte hat das deutsche Volk in seiner Kindheit bei den Römern in die Schule geschickt. Es lernte ihre Sprache und benutzte sie als Ausdrucksmittel für all die höheren Dinge, die ihm die überlegene römische Kultur mitteilte und für die es selber noch keinen Ausdruck hatte. So blieb es lange Zeit. Noch im späteren Mittelalter war das Lateinische bei uns eine lebende

Digitized by Google

Sprache. Es konkurrierte noch immer ganz ernsthaft mit der Muttersprache, es war gleichsam die Stiefmuttersprache des deutschen Volkes. Wer teilhaben wollte an dem höheren Kulturleben der Nation, der mußte Latein schreiben und sprechen lernen. Diese Notwendigkeit verringerte sich in dem Maße, als der deutsche Geist erwuchs und heranreifte und selber einen Ausdruck fand für das, was er in der Schule der Römer gelernt und sich zu eigen gemacht hatte. Eine Zeitlang erhielt sich das Lateinische noch als Gelehrtensprache und mußte daher noch von allen gelernt werden, die der gelehrten Kaste angehören und der Wissenschaft dienen wollten. Seitdem aber die zu voller Kraft und Schönheit erblühte Muttersprache diese überlieferte Gelehrtensprache auch aus ihrem letzten Zufluchtswinkel, der Doktordissertation, verdrängt hat, besteht für niemanden mehr die Nötigung, Latein sprechen oder schreiben zu lernen. Die echte Mutter hat über die Stiefmutter völlig den Sieg davongetragen. Das Deutsche — die „gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt" — ist heute ein wundervolles, dem Lateinischen weit überlegenes Organ zum Ausdruck dichterischer, philosophischer und wissenschaftlicher Gedanken — vom täglichen Leben zu schweigen —, und so bedient sich ihrer denn auch jeder, der etwas zu sagen hat und dem daran gelegen ist, sich verständlich zu machen. Die alten Sprachen sind nun eben tot, und keine philologische Begeisterung kann sie wieder auferwecken. Damit will ich natürlich nicht sagen, die griechische und römische Literatur sei tot, und es könnten von der Lektüre und dem Vortrage der alten Schriftsteller in der Ursprache keine Wirkungen mehr ausgehen. Mein Vorschlag zielt ja gerade darauf ab, daß die alten Literaturwerke im Unterricht mehr zur Geltung und Wirkung kommen, als das heute geschieht. Wenn ich von den alten Sprachen sage, sie seien tot, so meine ich das in dem Sinne, in dem man nun einmal von toten Sprachen spricht: ihr Leben ist beschlossen in den Literaturen, die sie hervorgebracht haben, sie entwickeln sich nicht fort und dienen daher nicht mehr dem Ausdruck des gegenwärtigen Lebens. Diese Tatsache macht sich sehr fühlbar in unseren Uebungsbüchern zum Uebersetzen in die alten Sprachen. Ich kann es mir ersparen, auf diesen Punkt genauer einzugehen. Der Inhalt dieser Uebungsbücher wird schwerlich einen Fürsprecher finden. Zu deutlich gähnt dem Leser daraus die Fadheit, Leere und Wirklichkeitsferne entgegen, die in irgendeinem Grade allen Versuchen, eine tote Sprache zu beleben, anhaften müssen. Es ist, als putzte man einen Leichnam

Digitized by Google

an und setzte ihn auf einen Stuhl, als ob er lebte. Einen materialen Bildungswert haben darum auch die Uebungen im Lateinsprechen und Lateinschreiben nicht, die man heute wieder vielfach treibt. Diesen Uebungen fehlt notwendigerweise der rechte Ernst, der über den Sprach- und Schreibübungen in den neueren Fremdsprachen waltet. Ihn verleiht schließlich doch immer nur das Leben, das wirkliche, lebendige Leben, innerhalb dessen doch auch die Schule steht und das unaufhaltsam durch alle Türen, Fenster und Ritzen zu ihr hereindringt, sie mag dies wünschen oder nicht. Non scholae, sed vitae discimus. Das ist nicht nur eine Mahnung, sondern auch eine Tatsache. Was dem Leben nicht dient, behauptet sich auf die Dauer nicht. Es sinkt dahin, und keine Kraft der Liebe kann es halten. Im Licht des Lebens aber erscheint unser heutiges Latein zwecklos und schemenhaft, ein Luxus, den sich zu leisten im Grunde niemand reich genug ist. Wer heute also das Lateinsprechen und Lateinschreiben auf unseren Gymnasien und Realgymnasien pädagogisch rechtfertigen will, der muß beweisen, daß diese Uebungen für das Verständnis der alten Schriftsteller oder als formales Bildungsmittel erforderlich oder wünschenswert sind. Einen selbständigen materialen Bildungswert haben sie nicht.

Wollte man die Behauptung für den Beweis nehmen, so wäre an dem hohen formalen Bildungswert des Uebersetzens aus dem Deutschen in die alten Sprachen, besonders ins Lateinische, nun freilich nicht zu zweifeln. Man begegnet dieser Behauptung fort und fort in Büchern, Zeitschriften und Gesprächen. Es wird aufs bestimmteste versichert, ja, es ist geradezu ein Dogma in gymnasialfreundlichen Kreisen, daß das Uebersetzen ins Lateinische die hohe Schule der Logik und daher ein ganz unentbehrliches Bildungsmittel sei. Nach einem überzeugenden Beweis dieser Behauptung habe ich mich indessen vergebens umgesehen. Vielleicht ist mir manches entgangen, was zugunsten der herrschenden Anschauung geltend gemacht werden kann. Was mir zu Augen und Ohren gekommen ist, hat mich in der Ueberzeugung nicht erschüttert, daß wir es hier mit einem eingewurzelten Vorurteil zu tun haben, das man als Vorurteil nicht erkennt, weil man — wie so oft bei überlieferten Wertschätzungen — versäumt, es ernstlich und gründlich zu prüfen. Die Prüfung, die ich für meine Person vorgenommen habe, hat mich zu dem Ergebnis geführt, daß das Uebersetzen aus dem Deutschen in die alten Sprachen nicht entfernt den

Digitized by Google

Bildungswert hat, den man ihm zuschreibt und den das umgekehrte Uebersetzen, das Uebersetzen aus den alten Sprachen, tatsächlich besitzt.

Um dies zu begründen, möchte ich zunächst auf eine Beobachtung hinweisen, die mir sicherlich viele Leser bestätigen werden. Ich habe bemerkt, daß die Fähigkeit, *in* die alten Sprachen zu übersetzen, im gleichen Verhältnis mit der Entfernung von der Schule abnimmt, während die Fähigkeit, *aus* den alten Sprachen zu übersetzen, mit der Entfernung von der Schule nicht nur nicht abnimmt, sondern im allgemeinen sogar erheblich zunimmt. Wer zehn Jahre oder mehr von der Schule fort ist und sich geistig weiter entwickelt hat, ohne indessen noch ernsthaft Latein oder Griechisch getrieben zu haben, kann nach meinen Erfahrungen einen römischen oder griechischen Schriftsteller, wie sie auf der Schule gelesen werden, leicht verstehen, viel leichter sogar als in seinen Primanertagen, — eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische dagegen, wie er sie als Primaner machen konnte, kann er nicht mehr machen. Was aber beweist dies anders, als daß *das Uebersetzen in die alten Sprachen wesentlich Gedächtnissache ist, das Uebersetzen aus den alten Sprachen dagegen wesentlich Verstandessache*? Jenes erfordert in der Hauptsache ein bestimmtes *Wissen*, das mit der Entfernung von der Schule begreiflicherweise abnimmt, dieses dagegen nimmt vor allem die *Denkkräfte* in Anspruch, die bei dem normalen Menschen nach dem Verlassen der Schule noch erheblich wachsen und reifen.

Zu demselben Ergebnis führt eine genauere Analyse des Uebersetzungsprozesses. Beim Uebersetzen *aus* dem Deutschen ist der *Sinn* des Satzes mit den deutschen Wörtern im allgemeinen ohne weiteres *gegeben*. Man wählt die Sätze vernünftigerweise so, daß sie dem Schüler sofort verständlich sind. Ist dies einmal ausnahmsweise nicht der Fall, so verwandelt sich die Lateinstunde, solange die Erklärung des Satzes dauert, in eine deutsche Unterrichtsstunde. Ist aber der zu übersetzende Satz verstanden, so ist zu seiner Uebersetzung ein Doppeltes nötig: die grammatischen Formen und Beziehungen der gegebenen Wörter müssen *erkannt* und die entsprechenden altsprachlichen Formen *gebildet* und für die deutschen Wörter eingesetzt werden. Welcher von diesen beiden geistigen Vorgängen der logisch wertvollere ist, liegt, dächte ich, auf der Hand. Das Bilden der fremden Wortformen erfolgt zuerst nach eingeübten Musterbeispielen, später mechanisch und ist in beiden

Digitized by Google

Fällen durchaus Gedächtnissache. Auch die Abweichungen vom Deutschen erfordern bei der Uebersetzung nichts als eine Beachtung dessen, was gelernt worden ist. Daß sol männlich und luna weiblich ist und jenes daher das Adjektiv in der männlichen, dieses in der weiblichen Form bei sich hat; daß apud den Akkusativ regiert, postquam den Indikativ Perfekti und persuadere den Dativ; daß nach iubere der Accusativus cum Infinitivo steht, nach imperare dagegen ein Satz mit ut, — das alles läßt sich durch kein noch so angespanntes Denken finden, es muß gelernt und gewußt und bei der Uebersetzung beachtet werden. Einen logischen Bildungswert hat nicht das Uebersetzen selbst, sondern nur das, was ihm — bei den Anfangsübungen stets, später nur bisweilen — vorausgeht: die grammatische Analyse des Satzes. Wenn der Sextaner, um ein ganz einfaches Beispiel zu nehmen, den Satz übersetzen soll: „Der König schenkte den Armen Geld", so muß er „den Armen" als Dativ erkennen und „Geld" als Akkusativ, was sich für den Sextaner durchaus nicht von selbst versteht. Wenn man freilich diesen grammatischen Feststellungen, die das Uebersetzen notwendig macht, vielfach eine hohe Bedeutung für die geistige Erziehung beimißt, so ist dagegen dreierlei zu sagen. Erstens weiß der Erfahrene, daß der Sextaner zu einem wirklichen Verständnis der grammatischen Beziehungen der Satzteile nicht gebracht werden kann, so wenig der Quartaner zu einem wahren Verständnis der Konstruktionen des Accusativus cum Infinitivo oder des Ablativus absolutus gelangt. Wer hier nicht zu gewissen Mechanisierungen greift und den Kleinen äußerliche Hilfsmittel an die Hand gibt, der scheitert im Unterricht. Um z. B. die Kasus zu erkennen, läßt man den neunjährigen Grammatiker die bekannten Fragen „wer oder was? wessen?" usw. stellen und rekurriert damit auf das Sprachwissen und Sprachgefühl, das der Junge in der Muttersprache, ganz ohne grammatische Belehrungen, bereits erworben hat. Es zeigt sich hier eben die zweifellose und jedem tieferen Denken sofort begreifliche Wahrheit, daß das abstrakte, wissenschaftliche Verständnis der Sprache dem kindlichen Geiste durchaus noch verschlossen ist. Der Geist des Kindes ist naturgemäß nach außen gerichtet. Schauend, denkend, sprechend soll es sich die Welt, die es umgibt, zu eigen machen. Dies Schauen, Denken, Sprechen selber zu betrachten, dazu hat es weder Anlaß noch Fähigkeit. So wenig ein Kind das Denken über das Denken, die Logik, verstehen kann, so wenig kann es das Denken über das Sprechen, die Gram-

Digitized by Google

matik, wirklich begreifen. Dies pflegt man, von Wackernagel belehrt, mit Bezug auf die Muttersprache zuzugeben, eben darum aber die frühzeitige Erlernung fremder Sprachen zu empfehlen. Es hat ja auch sicherlich manches für sich, die Kinder fremde Sprachen, oder doch eine fremde Sprache möglichst früh erlernen zu lassen. Nur sollte man diese Praxis nicht damit rechtfertigen, daß die Kinder dadurch ein abstraktes Verständnis der Sprache erwürben, das sie an der Muttersprache nicht erwerben könnten. Dies ist ein sonderbarer Irrtum. In Wahrheit lernt das Kind die fremde Sprache nicht viel anders, als es die Muttersprache gelernt hat. Die Grammatik ist für es nur eine praktische Zusammenfassung der zahllosen sprachlichen Einzelheiten, die die mechanische Erlernung der Sprache sehr wesentlich vereinfacht. Ein wirkliches grammatisches Verständnis der fremden Sprache gewinnt der Schüler dagegen nur genau in demselben Maße, wie er die Muttersprache grammatisch verstehen lernt. Denn — das ist das zweite, was ich gegen die Verteidiger des Uebersetzens in die alten Sprachen in diesem Zusammenhange einzuwenden habe — die grammatische Zergliederung des Satzes, die dem Uebersetzen vorausgeht, erfolgt ja durchaus in und an der Muttersprache. Die Formenlehre wie die Satzlehre der fremden Sprache wird nur erlernt und kann nur erlernt werden, indem die Formen- und Satzlehre der Muttersprache zugrunde gelegt wird. Ein Junge, der nicht deutsch deklinieren und konjugieren kann, kann die lateinische Deklination und Konjugation nicht lernen, und wie sollte man einem Kinde die Bedeutung und die Beziehungen der Satzteile wohl anders klar machen können, als an Sätzen der Muttersprache? Man sieht also, was von der Behauptung zu halten ist, man müsse in der Schule Grammatik an fremden Sprachen lehren, nicht an der eigenen. Man sagt z. B., was ein Finalsatz oder ein Konsekutivsatz sei, lerne der Junge weit besser am Lateinischen als am Deutschen. Als ob er es am Lateinischen überhaupt lernen könnte, ehe er es am Deutschen gelernt hat! Wenn unsere Schüler für lateinische und überhaupt für fremdsprachliche Grammatik vielfach ein so geringes Verständnis zeigen, so liegt das — abgesehen von ihrer Unreife für diese Dinge — daran, daß man es an der rechten grammatischen Belehrung in der Muttersprache fehlen läßt. Denn diese ist eben unerläßlich, wenn man im fremdsprachlichen Grammatikunterricht etwas erreichen will. Ein guter Lehrer, der nicht bloß „paukt", sondern vor allem Verständnis erzielen will, verfährt im fremdsprachlichen Unterricht ganz

Digitized by Google

von selbst dieser Einsicht gemäß. Jede gute fremd[illegible]
matikstunde ist notwendigerweise zum Teil [illegible]
deutscher Grammatik, und dieser muttersprachliche [illegible]
ist. Das leuchtet, denke ich, jetzt ein. [illegible]
Teil. Was an dem Uebersetzen in die Fremdsprache [illegible]
lich logisch bildend ist, das ist also, wie wir [illegible]
in Wahrheit gar nicht dem Uebersetzen selbst zu[illegible]
sondern der vorbereitenden Analysis des Satzes [illegible]
und an der Muttersprache erfolgt. Der formale [illegible]
der Uebersetzungsübung haftet an dieser nur, [illegible]
Unterricht im Deutschen ist. Man könnte also, [illegible]
formale Bildung handelt, das Uebersetzen [illegible]
lassen und sich auf die grammatische Zergliederung [illegible]
scher Sätze beschränken. Glaubt man aber [illegible]
matischen Uebungen der fremden Sprache wegen [illegible]
Satzanalysis, den sie ausübt, nicht entraten zu können, [illegible]
drittens, daß das Uebersetzen aus den alten Sprachen [illegible]
sinnlich dieselben, ja, höhere Ziele leistet als [illegible]
Uebersetzen. Was beim Uebersetzen ins Lateinische [illegible]
ganz im Anfang, später aber nur noch zum [illegible]
das Analysieren und Konstruieren, das ist beim [illegible]
dem Lateinischen von Sexta bis Prima [illegible]
Ich komme darauf gleich ausführlicher zu [illegible]
es, darauf hinzuweisen, daß der Schüler der [illegible]
Uebersetzen aus dem Lateinischen bei jedem [illegible]
die Vokabeln und ihre Bedeutungen [illegible]
Herr herausbekommen soll. Um also der [illegible]
im Lateinunterricht zu lernen, dazu [illegible]
ins Lateinische nicht.

Ja, kommen andere Gründe [illegible]
ins Auge, in denen bei der Uebersetzung [illegible]
rische Tätigkeit zu leisten ist, wie z. B. bei der [illegible]
vom Lateinischen. Eben der Lateinsatz macht [illegible]
die [illegible] von der [illegible]
das Deutsche [illegible] das ist [illegible]
[illegible], und wenn man [illegible]
Uebersetzen [illegible] z. B. daß er [illegible]
die [illegible], [illegible]
[illegible]

stellt. Allein auch hier liegt die Schwierigkeit und das Bildende offensichtlich nicht in dem Uebersetzen selbst, sondern in der Erfassung der grammatischen Bedeutung der deutschen Wörter. Dazu kommt, daß derartige Unterscheidungen beim Uebersetzen in den unteren Klassen doch nur relativ selten zu machen sind.

Beim Aufsteigen in die oberen Klassen stellt nun freilich das Uebersetzen ins Lateinische immer höhere Anforderungen an das Denken. Je schwieriger nämlich die zu übersetzenden Sätze sind, um so mehr Unterscheidungen der genannten Art sind zu machen. So muß bei der Uebersetzung der indirekten Rede der Aussagesatz vom Aufforderungssatz, die eigentliche von der bloß rhetorischen Frage, der eigentliche Relativsatz von dem bloß relativisch eingeführten Hauptsatz unterschieden werden; es muß festgestellt werden, ob wenn mit si, cum oder quod zu übersetzen ist, ob lassen ein Zulassen, Befehlen oder Darstellen bedeutet, ob die Handlung des abhängigen Satzes zu der des übergeordneten Satzes im Verhältnis der Gleichzeitigkeit, Vorzeitigkeit oder Nachzeitigkeit steht. In allen solchen Fällen ist eine Denkarbeit erforderlich, die zu leisten nicht jeder fähig ist, die man freilich auf philologischer Seite oft sehr überschätzt. Denn es handelt sich dabei doch nur um grammatisches Denken, das man sich hüten muß, mit dem Denken überhaupt zu verwechseln. Man kann den Gedanken, den ein Satz ausdrückt, aufs schärfste erfassen, ohne den Satz grammatisch analysieren zu können. Wenn ein Schüler bei dieser Analyse versagt, so haben wir noch durchaus kein Recht, an seiner Denkkraft zu zweifeln und ihn dumm zu nennen. Denn es ist sehr wohl möglich, daß seine Denkkraft sich in einer dem Grammatischen abgewandten Richtung bewegt und auch beweist. Alles Denken wird ja vom Triebleben heimlich geleitet, über das der Erzieher und Lehrer nur eine beschränkte Gewalt hat. Es gibt Schüler, die durchaus nicht unbegabt sind, die aber für alles Grammatische kein Verständnis haben, weil ihr Intellekt, anderen Dingen zugewandt, sich gegen das Grammatische verschließt. Sie könnten, absolut genommen, sehr wohl die grammatische Zergliederung der Sprache begreifen, aber sie wollen sie nicht begreifen, ihre Instinkte wollen es nicht, und darum können sie es auch tatsächlich nicht. — Allein, wie man die Denkbarkeit, die bei den in Rede stehenden Unterscheidungen zu leisten ist, bewerten mag, jedenfalls liegt sie auch hier wieder nicht in dem Uebersetzen, sondern in den geistigen Operationen, die ihm voraufgehen. Das Uebersetzen selbst ist Ge-

Digitized by Google

von selbst dieser Einsicht gemäß. Jede gute fremdsprachliche Grammatikstunde ist notwendigerweise zum Teil zugleich Unterricht in deutscher Grammatik, und dieser muttersprachliche Teil der Stunde ist — das leuchtet, denke ich, jetzt ein — ihr logisch wertvollster Teil. Was an dem Uebersetzen in die Fremdsprache wirklich logisch bildend ist, das ist also, wie wir gesehen haben, in Wahrheit gar nicht dem Uebersetzen selbst zuzuschreiben, sondern der vorbereitenden Analyse des Satzes, die in und an der Muttersprache erfolgt. Der formale Bildungswert der Uebersetzungsübung haftet an dieser nur, sofern sie zugleich Unterricht im Deutschen ist. Man könnte also, sofern es sich um formale Bildung handelt, das Uebersetzen getrost fallen lassen und sich auf die grammatische Zergliederung deutscher Sätze beschränken. — Glaubt man aber bei diesen grammatischen Uebungen der fremden Sprache wegen des Zwanges zur Satzanalyse, den sie ausübt, nicht entraten zu können, so sage ich drittens, daß das Uebersetzen aus den alten Sprachen in dieser Hinsicht dieselben, ja, bessere Dienste leistet als das umgekehrte Uebersetzen. Was beim Uebersetzen ins Lateinische regelmäßig nur ganz im Anfang, später aber nur noch zuweilen notwendig ist, das Analysieren und Konstruieren, das ist beim Uebersetzen aus dem Lateinischen von Sexta bis Prima fast überall unerläßlich. Ich komme darauf gleich ausführlicher zu sprechen. Hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß der Schüler der Unterklassen beim Uebersetzen aus dem Lateinischen bei jedem nicht ganz leichten Satze die Satzteile und ihre Beziehungen feststellen muß, wenn er den Sinn herausbekommen soll. Um also die grammatische Satzanalyse im Lateinunterricht zu lernen, dazu bedarf es des Uebersetzens ins Lateinische nicht.

Zu keinem anderen Ergebnis führt es, wenn man die Fälle ins Auge faßt, in denen bei der Uebersetzung ins Lateinische schwierigere Denkarbeit zu leisten ist, wie z. B. bei der Uebertragung von Synonymen. Schon der Quintaner muß das Zeitadverbium da (tum) von der gleichlautenden kausalen Konjunktion (cum), das Demonstrativum das (id) von dem gleichlautenden Relativum (quod) unterscheiden, und wenn man ihm hier nicht äußerliche Unterscheidungsmerkmale gibt (z. B. daß er statt des demonstrativen das „dieses", statt des relativen „welches" einsetzen kann), so erliegt er diesen Schwierigkeiten leicht. Man verlangt hier auch wirklich etwas von ihm, was seine Denkkraft auf eine schwere Probe

Digitized by Google

stellt. Allein auch hier liegt die Schwierigkeit und das Bildende offensichtlich nicht in dem Uebersetzen selbst, sondern in der Erfassung der grammatischen Bedeutung der deutschen Wörter. Dazu kommt, daß derartige Unterscheidungen beim Uebersetzen in den unteren Klassen doch nur relativ selten zu machen sind.

Beim Aufsteigen in die oberen Klassen stellt nun freilich das Uebersetzen ins Lateinische immer höhere Anforderungen an das Denken. Je schwieriger nämlich die zu übersetzenden Sätze sind, um so mehr Unterscheidungen der genannten Art sind zu machen. So muß bei der Uebersetzung der indirekten Rede der Aussagesatz vom Aufforderungssatz, die eigentliche von der bloß rhetorischen Frage, der eigentliche Relativsatz von dem bloß relativisch eingeführten Hauptsatz unterschieden werden; es muß festgestellt werden, ob wenn mit si, cum oder quod zu übersetzen ist, ob lassen ein Zulassen, Befehlen oder Darstellen bedeutet, ob die Handlung des abhängigen Satzes zu der des übergeordneten Satzes im Verhältnis der Gleichzeitigkeit, Vorzeitigkeit oder Nachzeitigkeit steht. In allen solchen Fällen ist eine Denkarbeit erforderlich, die zu leisten nicht jeder fähig ist, die man freilich auf philologischer Seite oft sehr überschätzt. Denn es handelt sich dabei doch nur um grammatisches Denken, das man sich hüten muß, mit dem Denken überhaupt zu verwechseln. Man kann den Gedanken, den ein Satz ausdrückt, aufs schärfste erfassen, ohne den Satz grammatisch analysieren zu können. Wenn ein Schüler bei dieser Analyse versagt, so haben wir noch durchaus kein Recht, an seiner Denkkraft zu zweifeln und ihn dumm zu nennen. Denn es ist sehr wohl möglich, daß seine Denkkraft sich in einer dem Grammatischen abgewandten Richtung bewegt und auch beweist. Alles Denken wird ja vom Triebleben heimlich geleitet, über das der Erzieher und Lehrer nur eine beschränkte Gewalt hat. Es gibt Schüler, die durchaus nicht unbegabt sind, die aber für alles Grammatische kein Verständnis haben, weil ihr Intellekt, anderen Dingen zugewandt, sich gegen das Grammatische verschließt. Sie könnten, absolut genommen, sehr wohl die grammatische Zergliederung der Sprache begreifen, aber sie wollen sie nicht begreifen, ihre Instinkte wollen es nicht, und darum können sie es auch tatsächlich nicht. — Allein, wie man die Denkbarkeit, die bei den in Rede stehenden Unterscheidungen zu leisten ist, bewerten mag, jedenfalls liegt sie auch hier wieder nicht in dem Uebersetzen, sondern in den geistigen Operationen, die ihm voraufgehen. Das Uebersetzen selbst ist Ge-

Digitized by Google

dächtnissache und kommt erst an die Reihe, wenn die logische Arbeit bereits getan ist.

Selbst die stilistischen Uebungen, die in den Oberklassen des Gymnasiums beim Uebersetzen ins Lateinische vorgenommen werden, haben nicht den hohen formalen Bildungswert, den man ihnen gewöhnlich zuschreibt. Es ist gewiß keine leichte Aufgabe, wenn man den Primanern zumutet, einen geeigneten Abschnitt aus einem deutschen Schriftsteller ins Lateinische zu übersetzen. Aber in erster Linie gehören auch dazu Kenntnisse. Was geht denn im Geiste vor, wenn man eine gegebene Reihe von Sätzen zur Uebersetzung umformen, ins Lateinische „umdenken" muß? Man erkennt zuerst, daß man diese oder jene Wendung, Stellung, Verknüpfung nicht wörtlich wiedergeben kann, und man sucht dann nach den entsprechenden lateinischen Wendungen, Stellungen und Verknüpfungen. Das sind natürlich Denkvorgänge, aber keine logisch sonderlich wertvollen. Denn wenn ich erkenne, daß man sich im Lateinischen so nicht ausdrücken, einen Satz nicht so anfangen oder abschließen, zwei Sätze nicht so verknüpfen kann, wie in dem gegebenen Text, so entnehme ich dies nicht einem Nachdenken über die auszudrückenden Gedanken, sondern dem sprachlichen Wissen, das ich, zu einem lateinischen Sprachgefühl verdichtet, bereits erworben habe. Ebenso ist das Suchen nach der richtigen Uebersetzung im wesentlichen ein Nachblättern im Buche des Gedächtnisses. Wenn ich nicht weiß, wie man im Lateinischen im Unterschiede vom Deutschen die Wörter zu stellen, einen Satz zu bauen und dies oder das auszudrücken hat, so nützt mir alles Suchen nicht das geringste, und wenn ich die zu übersetzenden Sätze noch so scharf durchdenke und grammatisch zergliedere. Der Geübte gewinnt bei einiger Sprachbegabung allmählich einen Schatz lateinischer Worte und Wendungen und ein Gefühl für die Architektonik, den Tonfall und Rhythmus lateinischer Satzgebilde, die ihn instand setzen, sich meist instinktmäßig korrekt lateinisch auszudrücken und also bis zu einem gewissen Grade lateinisch zu denken. Allein man glaube nicht, daß diese Fertigkeit für die Ausbildung der Denkkraft einen besonderen Wert hätte! In einer Sprache denken bedeutet ja, daß sich beim Denken die Worte einstellen, ohne daß ihre Erzeugung andere Denkprozesse erforderte, als die durch den Gegenstand des Denkens gebotenen. Von einer Denkübung durch den Gebrauch der lateinischen Sprache kann also gerade dann am wenigsten die Rede sein, wenn sich dieser Gebrauch instinktmäßig, ohne Reflexion auf

Digitized by Google

die sprachlichen Vorgänge vollzieht, — man müßte denn annehmen, daß es Probleme gäbe, die ein Deutscher des 20. Jahrhunderts besser lateinisch durchdächte als deutsch. Nun gelangt ja sicherlich kein Primaner bis zu dieser völligen Fertigkeit. Aber bis zu einer gewissen Instinktmäßigkeit im Gebrauche der lateinischen Sprache bringen es doch viele. Eine solche Instinktmäßigkeit ist das selbstverständliche Ziel bei der Erlernung jeder Sprache, deren Kenntnis einen materialen Wert hat, d. h. jeder lebenden Sprache. Wo es sich dagegen nur um formale Bildung handelt, ist sie von zweifelhaftem Wert. Glaubt denn auch nur wirklich jemand im Ernst, er sei dadurch geistig wahrhaft gefördert worden, daß er in Prima mit einer gewissen Gewandtheit Phrasen über die Helden des Altertums, über Cicero und die Tugenden aneinanderzureihen lernte?

Man könnte nun einwenden, wenn das Uebersetzen ins Lateinische auch selber kein wertvolles logisches Exerzitium sei, so bilde es doch eine treffliche Vorübung zum Denken, da es eine gewisse geistige Zucht fordere und fördere. Dies ist zuzugeben. Denn alles Denken im eigentlichen Sinne (im Unterschiede von der bloß assoziativen Aneinanderreihung von Vorstellungen) ist im Grunde ein Wollen und fordert daher eine Erziehung, eine Erziehung zu dauernder Anspannung und Sammlung der inneren Kräfte. Und dazu ist das Uebersetzen in die alten Sprachen sicherlich ein gutes Mittel. Die Schüler müssen dabei sehr aufmerksam sein, denn stets ist dies und jenes zu beachten, und jede Unachtsamkeit rächt sich sofort durch einen Fehler. Ich schlage dies nicht niedrig an, allein hiermit den großen Zeitaufwand, den das Uebersetzen in die alten Sprachen kostet, rechtfertigen zu wollen, das schiene mir denn doch ein seltsames Unterfangen. Denn erstens gibt es andere, nicht sprachliche Unterrichtsgegenstände, die von dem Schüler mindestens denselben Grad von geistiger Anspannung und Konzentration verlangen: vor allem das Rechnen und die Arithmetik, ja, die ganze Mathematik. Zweitens gilt das, was vom Uebersetzen in die alten Sprachen gilt, — freilich in geringerem Grade —, doch auch vom Uebersetzen in die neueren Sprachen. Auch hier gibt es Gelegenheiten, Fehler zu machen oder zu vermeiden, in Hülle und Fülle. Drittens würde die in Rede stehende Erziehung auch im altsprachlichen Unterricht nicht fehlen, wenn das Uebersetzen in die alten Sprachen fortfiele. Denn das Uebersetzen aus den alten Sprachen erfordert, wenn es ernstlich betrieben wird, ein mindestens ebenso beharrliches Achtgeben und Sich-Konzentrieren des Schülers. Endlich aber kommt

Digitized by Google

es bei dieser Erziehung, wie bei jeder Erziehung, weit mehr auf den Lehrer an als auf den Stoff, an dem die Kräfte geübt werden. Der rechte Lehrer bedarf der Uebersetzungsübungen nicht, um die Schüler zu fesseln und dauernd bei einem Gegenstande festzuhalten. Bei ihm ist jede Stunde ganz von selbst eine Erziehung zur Aufmerksamkeit und Konzentration.

Vielleicht wendet man auch ein, das Uebersetzen ins Lateinische müsse um der damit verbundenen Gedächtnisübung willen beibehalten werden. Das rein Gedächtnismäßige habe im Unterricht einen höheren Wert, als ihm hier beigemessen werde. Denn durch eine starke fortgesetzte Inanspruchnahme des Gedächtnisses werde die Kraft des Gedächtnisses gesteigert, und dies sei ein sehr wesentliches Stück der formalen Ausbildung des Geistes. — Hierauf erwidere ich folgendes: Gewiß hat das Gedächtnis eine ganz außerordentliche Bedeutung für die Entwicklung und Leistungsfähigkeit des Geistes. Die Reproduktion ist die Grundlage aller geistigen Tätigkeit überhaupt und ein gutes Gedächtnis die Hälfte der Begabung. Allein es fragt sich erstlich, ob das Gedächtnis wirklich in der hier angenommenen Weise gestärkt werden könne. Sicherlich wächst die Lernfähigkeit mit der Uebung im Lernen. Aber wächst sie nicht allein auf dem Gebiet, auf dem sie geübt wird? Der Lateinschüler, der lateinische Vokabeln anfangs recht schwer lernt, lernt sie nach und nach immer leichter. Aber, frage ich, lernt er deshalb auch Geschichtszahlen, mathematische Lehrsätze und deutsche Gedichte leichter? Das allmähliche Leichterlernen beruht, wie mir scheint, doch nur auf einer Erleichterung der assoziativen Verknüpfung, wie sie sich bei der Erlernung immer neuer Vokabeln ergibt. Die ersten lateinischen Vokabeln sind dem Sextaner etwas völlig Fremdes. Diese Fremdheit aber schwindet in dem Maße, wie sich seine Vokabelkenntnis mehrt. Denn die neu zu lernenden Wörter sind stets mit früher gelernten irgendwie verwandt oder doch ihnen ähnlich und werden eben deshalb leichter gelernt. Aus diesem Grunde lernt man auch französische und überhaupt romanische Vokabeln so schnell, wenn man Lateinisch kann. Daß man darum aber auch das, was nicht in Aehnlichkeitsbeziehungen zu lateinischen Vokabeln steht, leichter lernte oder gar besser behielte, daß also die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses überhaupt durch das Vokabellernen gesteigert würde, bezweifle ich entschieden. Es ist mit dem Gedächtnis wie mit dem Verstande. Die üblichen Verallgemeinerungen geistiger Fähigkeiten sind viel fragwürdiger, als der psychologisch Ungeschulte glaubt.

Digitized by Google

Denn wir haben hier wie überall im Grunde kein Recht, die Form vom Inhalt zu sondern. Alle geistige Tätigkeit bezieht sich auf bestimmte Gegenstände und ist von diesen Gegenständen nur bis zu einem gewissen Grade ablösbar. Wie grammatisches Denken nicht Denken überhaupt ist, so ist das Gedächtnis für Worte — und nun gar nur für lateinische Worte — nicht das Gedächtnis überhaupt. Was man — abgesehen von der sittlichen Erziehung, der Erziehung zur Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Ausdauer in der Arbeit — aus der geistigen Arbeit auf einem Gebiet für die Bearbeitung eines anderen gewinnt, beruht meines Erachtens stets auf den Verwandtschaftsbeziehungen der Objekte. Durch das Studium der Mathematik wird mir beispielsweise das der Physik erleichtert, nicht aber das der Geschichte oder der Philologie. So wird durch das Lernen lateinischer Vokabeln und durch die fortdauernd geübte Reproduktion lateinischer Wendungen und Sätze wohl die Erlernung alles dessen erleichtert, was mit dem Lateinischen in Verwandtschaftsbeziehungen steht, die Kraft zu lernen und zu behalten überhaupt wird dadurch jedoch nicht gesteigert. Aber selbst wenn dies der Fall wäre und also die Kraft des Gedächtnisses durch Auswendiglernen überhaupt gesteigert werden könnte, so ist zweitens zu sagen, daß damit die Notwendigkeit des üblichen Lateinunterrichts doch gewiß nicht erwiesen wäre. Um Stoff zum Auswendiglernen und zur Uebung des Gedächtnisses sind wir wahrlich nicht verlegen. Dazu brauchen wir das Lateinische nicht. Wenn wir es aber, wie jeden Unterrichtsgegenstand, doch auch dazu benutzen, so bedarf es — drittens — wieder des Uebersetzens ins Lateinische nicht. Statt seiner könnten wir die Schüler weit mehr als heute aus griechischen und römischen Dichtern und Schriftstellern auswendig lernen lassen, wodurch wir nicht nur ihre Lernfähigkeit (in den besprochenen Grenzen) stärken, sondern ihnen zugleich auch einen wertvollen geistigen Besitz mitgeben würden.

Also, um zusammenzufassen, auch der formale Bildungswert des Uebersetzens in die alten Sprachen ist nicht so beträchtlich, daß es wirklich berechtigt wäre, um seinetwillen diesen Uebungen eine selbständige Bedeutung im Unterricht beizulegen.

Wie anders steht es dem gegenüber mit dem Uebersetzen aus den alten Sprachen! Daß die Lektüre der alten Dichter und Schriftsteller in materialer Hinsicht bildend ist, darüber ist kein Wort zu verlieren. Es ist freilich eine sehr ernst zu nehmende Frage, ob vom materialen Gesichtspunkte aus das Studium guter Ueb..

Digitized by Google

setzungen in unseren höheren Schulen nicht den Vorzug verdiente. Aber auf diese Frage gehe ich in diesem Zusammenhange nicht ein, da es mir hier nur darauf ankommt, die unbedingte Ueberlegenheit des Uebersetzens aus den alten Sprachen gegenüber dem umgekehrten Uebersetzen zu erweisen. Diese Ueberlegenheit ist in materialer Hinsicht über jeden Zweifel erhaben. Daß die Lektüre der alten Literaturwerke den Geist in jeder Hinsicht zu bereichern geeignet ist, das kann niemand leugnen und leugnet auch niemand, der diese Literaturwerke kennt und imstande ist, sie zu würdigen.

Aber auch der formale Bildungswert des Uebersetzens aus den alten Sprachen ist sehr beträchtlich. Hier liegt ja die Sache ganz anders als beim Uebersetzen aus dem Deutschen. Der Sinn des Satzes ist hier nicht gegeben, sondern ihn eben gilt es zu ermitteln. Es gilt aus gegebenen, zunächst rätselhaften Symbolen — den fremdsprachlichen Worten — den Gedanken herauszurechnen, den sie ausdrücken, und das ist eine geistig weit reizvollere und weit weniger mechanisch zu lösende Aufgabe, als einen gegebenen Gedanken ohne Veränderung des Sinnes mit anderen Zeichen auszudrücken und Worte mit Worten zu vertauschen. Die Richtung der geistigen Tätigkeit ist in beiden Fällen entgegengesetzt, im ersten geht sie nach innen, im zweiten nach außen. Denn jeder Satz hat ein Innen und ein Außen, eine Seele gleichsam und einen Leib. Der Leib sind die Wörter, in denen auf eine geheimnisvolle Weise die Seele — der Sinn — enthalten ist. Und zwar steckt sie nicht in den einzelnen Wörtern, sondern in allen zusammen, die eben in ihrer Gesamtheit einen lebendigen, seelenvollen Organismus bilden, der wieder mit anderen, ähnlichen Organismen, den vorangehenden und folgenden Sätzen, in einem bestimmten geistigen Zusammenhange steht. Daher geht es nicht an, einen lateinischen oder überhaupt einen fremdsprachlichen Satz rein gedächtnismäßig zu übersetzen. Man bekommt den Sinn nicht oder doch nur bei ganz leichten Sätzen heraus, wenn man mechanisch Wort für Wort in die Muttersprache überträgt. Jeder Satz ist gleichsam ein verhüllter Geist, der sich nur dem Geiste, dem wachen, tätigen Geiste entschleiert. Freilich muß man auch beim Uebersetzen aus der fremden Sprache sein Gedächtnis befragen. Man muß die Bedeutung der fremden Wörter kennen. Aber damit ist es durchaus noch nicht getan. Denn kaum ein einziges Wort ist eindeutig. Die meisten haben eine Fülle von Bedeutungen, die sich um einen Kern gruppieren, von dem sie nach allen Seiten hin ausstrahlen. Welche der vielen Bedeutungen und

Digitized by Google

Bedeutungsnuancen ein Wort hier oder da hat, das sagt mir nicht das Wort selbst, sondern nur der Zusammenhang, in dem es steht. Auf diesen also gilt es von Anfang an sein Augenmerk zu richten, die einzelnen Wörter in ihrer gegenseitigen Bedingtheit zu erfassen, das Ganze durch das einzelne und das einzelne im Ganzen zu erkennen. Das aber ist nicht Sache des Gedächtnisses, sondern des Verstandes und der Phantasie. Die geistigen Vorgänge, die sich beim Uebersetzen eines schwierigen fremdsprachlichen Satzes vollziehen, sind dieselben, die uns die Analyse jeder produktiven Geistestätigkeit erkennen läßt. Wir bemerken dabei stets ein kompliziertes Ineinander von Intuition und Denken, von induktiven und deduktiven Prozessen. Fast immer ist zunächst eine „Idee" vorhanden, eine ungefähre, ahnungsartige Vorstellung von dem Sinn des zu übersetzenden Satzes. Sie stellt sich schon beim ersten Ueberlesen des Satzes ein und ist nicht nur eine Wirkung dieses Ueberlesens, sondern beruht ebensosehr darauf, daß man das Voraufgegangene erfaßt und im Sinne hat und, mit dem Schriftsteller denkend, aus ihm unwillkürlich auf das Folgende schließt. Diese Idee des Ganzen wirft über den Satz ein Licht, das freilich noch schwach und unsicher ist, in dem aber die Einzelheiten in ihren Umrissen doch schon einigermaßen zu erkennen sind. Diesen Einzelheiten gilt es nun, sich mit aller Aufmerksamkeit zuzuwenden, das Zusammengehörige zusammenzufassen, das nicht Zusammengehörige zu trennen, die hauptsächlichsten, wesentlich sinnbestimmenden Wörter herauszusuchen, wenn ihre Bedeutung zweifelhaft ist, auf ihre Grundbedeutung — das Zentrum, den Kern des oben geschilderten Bedeutungskreises — zurückzugehen, und von diesem Mittelpunkte aus, tastend und suchend, zusammenhaltend und unterscheidend, prüfend und wählend zu den übrigen Gliedern des Ganzen fortzuschreiten, bis alles einzelne durchforscht und in seinen gegenseitigen Beziehungen erkannt ist. Und hierbei handelt es sich keineswegs um ein zielloses Herumtappen. Vielmehr wird der Schüler von Anfang an angeleitet, bei der Zergliederung eines altsprachlichen Satzes einen fest bestimmten Weg einzuschlagen, der allein sicher zum Ziele führen kann: er muß vom Prädikat des regierenden Satzes zum Subjekt und darauf zu den Bestimmungen dieser beiden beherrschenden Satzteile fortschreiten, sich dann zu den Nebensätzen wenden, sie selbst in derselben Weise analysieren und ihr Verhältnis zum regierenden Satze feststellen. Wenn nach alledem der Sinn des Ganzen — das, was der Autor damit sagen wollte — zweifellos klar geworden und das an-

Digitized by Google

fängliche Dunkel gänzlich aus dem Satze vertrieben ist, dann gilt es schließlich in dem so gewonnenen Lichte zum einzelnen zurückzulenken und das, was zunächst nur probeweise, ungefähr und verschwommen aufgefaßt werden konnte, aus dem Sinne des Ganzen heraus deutlich und genau zu bestimmen und so den Gedanken des Schriftstellers bis in seine feinsten Nuancierungen in sich nachzubilden.

Diese Analyse könnte man für gesucht und übertrieben halten. Und sie ist es ohne Zweifel, wenn man dabei an französische oder englische Normalsätze denkt. Im Hinblick auf altsprachliche Texte dagegen ist sie im ganzen nicht übertrieben. Bei den altsprachlichen Dichtern und Schriftstellern bilden solche Sätze, an denen der Schüler tüchtig herumdenken muß, wenn er sie enträtseln soll, die Regel. Das beruht auf der Fremdartigkeit der alten Srachen, die hauptsächlich in der subordinierenden Art ihres Satzbaus sowie in ihrer vom Deutschen abweichenden Wortstellung besteht, daneben aber auch auf der Knappheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks, zumal im Lateinischen. Wie zahllose Bedeutungen hat das Wort res! Was kann cum alles heißen! Wie verschieden können die Verba agere, facere, committere übersetzt werden! Kommen in einem längeren Satze — und diese bilden ja die Regel — mehrere derartige Wörter vor, so ist der oben beschriebene komplizierte logische Prozeß unumgänglich notwendig. Und darauf eben beruht der hohe formale Bildungswert, den das Uebersetzen der alten Schriftwerke besitzt. Das Uebersetzen aus den neueren Fremdsprachen ist ihm in dieser Hinsicht im allgemeinen längst nicht gleichwertig, weil diese Sprachen in ihrem ganzen Gefüge dem Deutschen weit ähnlicher sind und das Uebersetzen aus ihnen daher weit weniger die geistigen Kräfte in der geschilderten Weise in Anspruch nimmt. Wenn der Tertianer ein Cäsarkapitel, der Primaner einen Abschnitt aus Cicero, Livius oder Tacitus ohne Hilfe „herausbekommen" soll, so muß er seine Denkkraft erheblich anstrengen. Daher ist das Uebersetzen aus den alten Sprachen ein gutes Mittel zur Prüfung und Erprobung der Intelligenz. Mich haben die Erfahrungen eines langjährigen Lateinunterrichts, bei dem ich auf diese Dinge geachtet habe, gelehrt, daß die Begabung der Schüler nach dem Uebersetzen aus dem Lateinischen weit sicherer zu beurteilen ist, als nach dem Uebersetzen ins Lateinische. Ich weiß, wie vorsichtig man bei allen Intelligenzprüfungen verfahren muß. Man gelangt nur dann zu einigermaßen zuverlässigen Resultaten, wenn man nicht nur eine Art von Tests

Digitized by Google

— so nennt man die Methoden der Intelligenzprüfung — zugrunde legt, sondern stets auf mehreren Gebieten Beobachtungen macht und diese miteinander vergleicht. Aber so bin ich auch immer verfahren, wenn ich über die Bedeutung des Lateinunterrichts für die Erprobung und Beurteilung der Intelligenz Aufschluß suchte. Was ich dabei fand, ist in Kürze folgendes: die zweifellos intelligenten, geistig regen, mit Phantasie und Denkkraft begabten Schüler ziehen das Uebersetzen aus dem Lateinischen dem umgekehrten Uebersetzen weit vor und zeigen sich auch sämtlich mehr oder weniger fähig dazu, während sie beim Uebersetzen ins Lateinische zum Teil nur recht Mäßiges leisten. Schüler dagegen, die man bei jeder anderen Gelegenheit als dumm oder doch als schwach begabt erkennt, sehen in dem Uebersetzen ins Lateinische das geringere Uebel (weiter geht ihre Anerkennung nicht) und leisten darin oft auch Erträgliches, wenn sie nur fleißig sind und sich zusammennehmen, — einen nicht ganz einfachen lateinischen Satz zu enträtseln sind sie dagegen schlechterdings außer stande. Die Erklärung dieser von mir beobachteten Tatsachen ist nach den obigen Ausführungen leicht zu geben. Was an dem Uebersetzen ins Lateinische Verstandessache ist, bereitet dem Begabten natürlich keine ernsten Schwierigkeiten, aber auch das Gedächtnismäßige daran fällt ihm im allgemeinen nicht schwer, da zur geistigen Begabung, wie gesagt, ein gutes, oder doch ein leidliches Gedächtnis gehört. Wenn er trotzdem beim Uebersetzen ins Lateinische zum Teil versagt, so liegt dies daran, daß er wegen seiner geistigen Regsamkeit mehr als andere nach einem rechtschaffenen *Inhalt* hungert und dürstet und daher oft schwer dazu zu bringen ist, diesen inhaltsleeren Uebungen sein Interesse zuzuwenden. Daß er dagegen beim Uebersetzen aus dem Lateinischen interessiert ist und seinen Mann steht, während der stumpfe, phantasielose, geistig schwerfällige Schüler hierbei durchaus versagt und viel eher imstande ist, ins Lateinische zu übersetzen, das ist nach allem, was gesagt wurde, ohne weiteres begreiflich.

Aber wenn das Uebersetzen in die alten Sprachen eine selbständige Bedeutung im Unterricht nicht verdient, so ist es vielleicht notwendig *als Mittel zum Zweck*, weil man dahne nicht imstande wäre, das Uebersetzen aus den alten Sprachen mit der wünschenswerten Sicherheit zu erlernen. Man behauptet es mit großer Bestimmtheit, aber mir scheint, daß man es auch hier an der nötigen Ueberlegung fehlen läßt, weil man an der überlieferten Praxis festhalten *will* und daher ihr langjähriges Bestehen ohne

Digitized by Google

weiteres für einen Beweis ihrer Berechtigung und Notwendigkeit nimmt. Jedenfalls sollte man nicht glauben, mich mit dem Worte „Erfahrung" schon widerlegt zu haben. Auf alle hier entwickelten Gedanken hat mich gerade die Erfahrung gebracht. Die Erfahrung aber, die hier allein völlige Sicherheit geben könnte, ist meines Wissens bisher überhaupt noch nicht gemacht worden. Ehe man es nicht ausprobiert hat, ob man einem Schüler oder einer ganzen Klasse Latein oder Griechisch beibringen kann, ohne dabei ins Lateinische oder Griechische übersetzen zu lassen, hat man kein Recht, mit dem Hinweis auf die Erfahrung über meinen Vorschlag abzuurteilen.

Diesen Versuch habe ich nun freilich bis jetzt leider auch noch nicht gemacht, und so entbehrt meine Argumentation in diesem Punkte der vollen Beweiskraft. Sie kann nicht zur Gewißheit führen, sondern nur zur Wahrscheinlichkeit. Diese Wahrscheinlichkeit ist aber, wie ich meine, stark genug, um auch den zweifelnden Leser davon zu überzeugen, daß mein Vorschlag jedenfalls Beachtung verdient.

Es sind, wie wir gesehen haben, keineswegs dieselben Geistestätigkeiten, die beim Uebersetzen aus der Muttersprache und in die Muttersprache erfordert werden. Gemeinsam scheint beiden Uebungen am ersten die Inanspruchnahme des Gedächtnisses. Ich muß bei beiden wissen, wie die gegebenen Wörter in der anderen Sprache heißen. Darauf gründet man denn auch vor allem den Widerspruch gegen meinen Vorschlag. Man meint, das zum Uebersetzen aus den alten Sprachen nötige Wissen werde unsicher werden und daher das Uebersetzen in ein bloßes Raten ausarten, wenn man nicht mehr in die alten Sprachen übersetze. Aber mir scheint, man übersieht hierbei, daß der Unterschied der beiden in Rede stehenden Geistestätigkeiten sich auch auf die Reproduktion erstreckt, die beide erfordern. Es ist ein doppeltes Assoziationsfädchen, das die Bedeutung mit dem fremdsprachlichen Worte verknüpft und dieses mit der Bedeutung. Beide laufen — um im Bilde zu bleiben — nebeneinander her, aber in entgegengesetzter Richtung. Sie unterstützen sich daher wohl, sind aber doch viel unabhängiger voneinander, als man glauben könnte. Es ist und bleibt etwas ganz anderes, ob ich mit dem Sinneseindruck des gegebenen fremdsprachlichen Wortes den im Geiste jederzeit bereit liegenden Ausdruck der Muttersprache verknüpfen oder das fremdsprachliche Wort auf Grund des muttersprachlichen Ausdrucks reproduzieren soll. Das eine ist mit dem anderen durchaus noch nicht gegeben. Ich kann mich beispielsweise schlechterdings nicht

Digitized by Google

darauf besinnen, was dies oder das im Griechischen heißt; sehe oder höre ich aber das griechische Wort, so weiß ich sofort, was es bedeutet. Wer hätte diese Erfahrung nicht hundertmal gemacht? Als Lehrer macht man aber auch die umgekehrte Erfahrung. Die Schüler haben die bei unserem System sehr begreifliche Tendenz, die Vokabeln ganz vorwiegend so zu lernen, daß sie vom Deutschen ausgehen und sich allein das fremde Wort einprägen. Das Umgekehrte zu üben versäumen sie oft. Sie vergessen über dem Schwereren das Leichtere. Und ehe der Lehrer hier seine Erfahrungen gemacht hat, ist er wohl meist geneigt, sie dabei gewähren zu lassen. Aber dann zeigt sich, daß nicht nur das Schwerere mit dem Leichteren, sondern auch das Leichtere mit dem Schwereren noch keineswegs gegeben ist. Ein Junge, der intellegere mit allen Stammformen ohne Besinnen „herunterschnurrt", wenn er gefragt wird, was „einsehen" heißt, kann ratlos sein, wenn man ihn — freilich nicht unmittelbar darauf — fragt: was heißt intellegere? Und begegnet ihm das Wort gar in einem Satzzusammenhange, so ist die Gefahr des Nichtwissens noch bedeutend größer. Heute muß man daher die Schüler von Anfang an dazu anleiten, die Vokabeln doppelt, in beiden Richtungen zu lernen, und demgemäß auch beim Abfragen verfahren. Wenn nun heute beim Uebersetzen aus dem Lateinischen die Schüler vielfach ähnlich klingende Worte, wie cervus, acervus und acerbus, verwechseln, so liegt das also, wie mir scheint, nicht daran, daß sie sich diese Wörter nicht fest genug eingeprägt haben, sondern daß in ihrem Geiste diese Wörter nicht fest genug mit ihren Bedeutungen verknüpft worden sind. Um dies zu erreichen, müßte man mehr, als es heute geschieht, die selteneren Wörter der alten Sprachen, einzeln und in verschiedenen Zusammenhängen, gesprochen, geschrieben und gedruckt, vor die Augen und Ohren der Schüler bringen und dann stets nach ihrer Bedeutung fragen. Man verfährt heute nicht so, und man kann nicht so verfahren, solange die Hauptzielleistung der Schüler eine Uebersetzung ins Lateinische ist. Denn diese Leistung stellt so hohe Anforderungen an das Gedächtnis der Schüler, daß man als Lehrer sein Hauptaugenmerk notgedrungen darauf richten und die meiste Zeit darauf verwenden muß, ihnen die fremden Wörter, Wortformen und Wortverbindungen einzuprägen und die assoziative Verknüpfung der Bedeutungen mit ihnen darüber zu vernachlässigen. Sollte es nun wirklich nicht angehen, umgekehrt zu verfahren und also mit aller Energie die Assoziation der Be-

Digitized by Google

deutungen mit den gegebenen altsprachlichen Wörtern zu befestigen, die Einprägung dieser altsprachlichen Wörter selbst dagegen im wesentlichen der unwillkürlichen Reproduktionskraft der Gehirne zu überlassen? Diese Reproduktionskraft würde zweifellos verhüten, daß die Schüler die Vokabeln, die sie nicht mehr eigens lernten, nun auch gar nicht behielten. Die gebräuchlichsten würden sich ihnen, da sie sie immer wieder sehen und hören würden, von selbst einprägen. Darauf käme freilich nichts an. Es fragte sich einzig, ob so die Assoziation der gegebenen fremdsprachlichen Wörter und Wendungen mit ihren Bedeutungen ausreichend fest werden würde. Und daß dies zu erreichen wäre, ist um so wahrscheinlicher, als die Assoziation des altsprachlichen Wortes mit seiner Bedeutung gegenüber der Einprägung des altsprachlichen Wortes unleugbar große Vorteile besitzt. Sie kostet weit weniger Zeit und Mühe und ist dabei doch weit dauerhafter. Beides lehrt die Erfahrung. Daß sich die Bedeutung fremdsprachlicher Wörter und Wortverbindungen sehr viel leichter lernt als diese Wörter und Wortverbindungen selbst, bezweifelt wohl niemand, der einmal Vokabeln gelernt hat. Daß sich diese Assoziation gleichwohl weit länger im Gedächtnis behauptet, ist ebenfalls Tatsache. Wenn, wie schon oben gesagt, ein alter Gymnasiast schon längst keinen Tertianersatz mehr ins Griechische übersetzen kann, ist er oft noch ganz wohl imstande, Homer und Plato zu verstehen. Die griechischen Wörter können nicht mehr reproduziert werden, die Assoziationsfädchen aber, die von ihnen zu den Bedeutungen laufen, sind erhalten. Sollten also wirklich die Schüler nicht imstande sein, die ihnen gegebenen lateinischen Wörter und Wendungen sicher zu übertragen, wenn man von Anfang an ganz vorwiegend diese Uebertragung mit ihnen geübt hat?

Die Gefahr, daß die Schüler sich beim Uebersetzen mehr als heute aufs Raten legten, wäre doch eigentlich nur dann mit meinem Vorschlage gegeben, wenn man sie nicht dazu bringen könnte, die lateinischen Wörter genau anzusehen und scharf aufzufassen. Dies aber wäre kaum zu befürchten, wenn man nur das Lateinische stets laut lesen und bisweilen auch schreiben ließe. Heute steht es mit dem Lesen der alten Texte schwach genug. Es kann ja auch kaum anders sein. Denn um das Lesen wirklich zu üben, dazu hat man heute, wo das Uebersetzen ins Lateinische soviel Zeit verschlingt, einfach keine Zeit. Würde das Verständnis der alten Schriftwerke zum alleinigen Ziel des altsprachlichen Unter-

Digitized by Google

richts, so hätte man Zeit, das Lesen zu üben, und die Texte gut zu lesen würde eine der hauptsächlichsten Forderungen der Gymnasien und Realgymnasien sein. Wenn aber so die fremden Wortbilder den Schülern nicht nur optisch und akustisch gegeben, sondern auch motorisch immer wieder von ihnen selbst erzeugt werden würden, wäre die Gefahr, daß sie ähnliche Wörter verwechselten, schwerlich größer als heute.

Daß man *aus* einer fremden Sprache übersetzen lernen kann, ohne *in* diese Sprache zu übersetzen, dafür sprechen überdies allerlei Erfahrungen, deren Beweiskraft man bei ruhiger Prüfung nicht ganz in Abrede stellen wird. Nur erwähnen will ich das Beispiel der Assyriologen und Aegyptologen, die die Keil- und Bilderschrift doch gewiß enträtseln, ohne das Uebersetzen ins Assyrische und Aegyptische geübt zu haben. Bei der Erlernung des Hebräischen spielt das Uebersetzen ins Hebräische — vernünftigerweise, wie ich finde — gewöhnlich eine so bescheidene Rolle, daß davon kaum zu reden ist. Und doch kann man es im Uebersetzen aus dem Hebräischen zu einer Sicherheit bringen, wie sie unsere Gymnasiasten im Uebersetzen aus dem Lateinischen nicht haben. — Auch das Gotische lernt man, ohne ins Gotische zu übersetzen. Ein Kollege, der vortrefflich Gotisch kann, hat mir versichert, daß er nie einen Satz ins Gotische übersetzt habe. — Und wie steht es mit dem Griechischen an unseren Gymnasien? Hier entspricht der Unterricht ja z. T. meinem Vorschlage. Von Obersekunda ab wird nicht mehr ins Griechische übersetzt, sondern nur noch aus dem Griechischen. Lernen die Gymnasiasten die griechischen Schriftwerke deshalb schlechter verstehen? Nach den Erfahrungen, die ich als Schüler gemacht habe, ist es eher umgekehrt. Ich selbst trieb als Primaner viel griechische Privatlektüre und lernte dabei sehr viel besser aus dem Griechischen übersetzen als aus dem Lateinischen. Und auch meine Mitschüler hatten, soviel ich mich erinnere, eine größere Gewandtheit im Uebersetzen aus dem Griechischen als aus dem Lateinischen. Und dabei ist doch das Griechische im Unterricht mit einer weit geringeren Stundenzahl bedacht als das Lateinische. — Endlich müssen mir die Altphilologen gestatten, sie selbst als Beispiel anzuführen. Abgesehen von den Oberlehrern, übersetzen die Herren, die sich berufsmäßig mit den alten Sprachen beschäftigen, doch wohl kaum aus dem Deutschen in die alten Sprachen, und doch sind sie weitaus die gründlichsten Kenner der alten Sprachen und vor allem auch am fähigsten, die alten Schriftwerke zu verstehen und zu deuten.

Digitized by Google

Ein zwingender Beweis ist freilich mit alledem nicht gegeben. Man wird mir stets einwenden können, das Verständnis einer fremden Sprache beruhe doch immer auch darauf, daß man einmal in diese Sprache oder überhaupt in eine fremde Sprache übersetzt habe. Diese Uebung wirke in den unbewußten Tiefen der Seele nach. Wenn jemand z. B. Jahrzehnte nach dem Verlassen der Schule keinen Satz mehr ins Griechische übersetzen und doch noch ganz gut Plato verstehen könne, so könne er dies vornehmlich deshalb noch, weil er früher einmal ins Griechische übersetzt und sich dadurch die griechischen Wörter und Wendungen wirklich zu eigen gemacht habe. Solche Einwände zu entkräften bin ich außerstande. Denn hier kann einzig und allein der Versuch, das Experiment entscheiden. Zu einem solchen aufzufordern, ist der Zweck dieses Aufsatzes, wie es schon der Zweck meines Artikels im „Tag" war. Natürlich werde ich mich für meine Person bemühen, experimentelles Beweismaterial für meine Anschauung zu beschaffen. Aber ich meine, man sollte auch in einer öffentlichen Schule den Versuch machen, ob man im altsprachlichen Unterricht nicht ohne das Uebersetzen in die alten Sprachen auskommen könne. Hat man Bedenken dagegen, eine Generation von Gymnasiasten bei diesem Experiment aufzuopfern, so versuche man es an einem Realgymnasium. Denn es wäre doch wohl kein allzu großer Schade, wenn — im Falle des Mißlingens — ein Dutzend Realgymnasiasten den Cäsar, Livius und Cicero noch etwas schlechter übersetzen lernten, als sie es heute schon lernen. Sie werden es aber schwerlich schlechter lernen. Die klägliche Rolle, die das Lateinische auf dem Realgymnasium spielt, beruht m. E. neben dem zersplitternden Vielerlei, das den Schülern dieser Anstalt zugemutet wird, vor allem darauf, daß die Zahl der lateinischen Unterrichtsstunden in den Mittelklassen längst nicht ausreicht, um beiden Aufgaben, dem Uebersetzen ins Lateinische und aus dem Lateinischen, auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Zweimal ¾ Stunden wöchentlich sind für einen unreifen Jungen viel zu wenig, um sich im schriftlichen Gebrauch dieser schweren Sprache wirklich zu vervollkommnen. Sie reichen kaum aus, um das in den Unterklassen mit vieler Mühe Gelernte nicht wieder in Vergessenheit geraten zu lassen. Ebensowenig können die Schüler in zwei bis drei Kurzstunden wöchentlich den für Tertianer gar nicht leichten Cäsar mit einiger Sicherheit übersetzen lernen. Beide Uebungen stören hier einander nur, da keine der anderen die Zeit läßt, um es darin wirklich zu

Digitized by Google

etwas zu bringen. Die Schüler merken dies sehr bald selbst, und da sie fühlen, daß sie in diesem Fache aus der Halbheit und Stümperei nicht herauskommen, so erlahmen sie und verlieren die Lust und Liebe zur Sache, die sie in den Unterklassen haben. Die Folge ist, daß sie in beidem, was man von ihnen verlangt, mehr und mehr versagen. In dem Uebersetzen ins Lateinische schreiten sie, was die grammatische Sicherheit betrifft, zurück, und in dem Uebersetzen aus dem Lateinischen kommen sie so wenig vorwärts, daß man den Eindruck gewinnen muß, dieser ganze Unterricht lohne sich überhaupt nicht. Wer diese Misere aus Erfahrung kennt, der kann nur wünschen, daß man sich auf dem Realgymnasium wenigstens schon von Untertertia an auf die Lektüre (man könnte und müßte dann freilich auch anderes lesen als immer nur Cäsar) beschränkte und die grammatischen Belehrungen an sie anknüpfte. Man könnte aber, wie ich meine, auch noch einen Schritt weiter gehen und einmal den hier vorgeschlagenen Versuch an einem Realgymnasium machen. Und zwar täte man dann wohl am besten, ihn an einem Reformrealgymnasium zu machen, wo der Lateinunterricht erst in Untertertia beginnt.

Auch darüber, wie wir dann am zweckmäßigsten im grammatischen Unterricht verfahren würden, kann uns mit Sicherheit nur der Versuch belehren. Daß man des Grammatikunterrichts überhaupt entraten könnte, ist meine Meinung durchaus nicht. Daohne mag man eine Sprache zu erlernen suchen, die man sprechen und praktisch gebrauchen will. Wo es sich, wie bei den alten Sprachen, nur um das Verständnis der Literaturdenkmäler und um formale Bildung handelt, wäre es verkehrt, die große Erleichterung zu verschmähen, die die Erlernung der Sprache durch die Grammatik erfährt. Aber natürlich wird der Grammatikunterricht sich erheblich vereinfachen und verkürzen lassen, wenn er nicht mehr wie heute wesentlich im Dienste des Uebersetzens in die alten Sprachen steht. Vor allem gilt dies von der Syntax. Daß hier keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden wären, liegt auf der Hand. Vermutlich würde es sich empfehlen, die syntaktischen Belehrungen an die Lektüre anzuschließen, aus den vorgekommenen Fällen die Regeln abzuleiten und die Grammatik nur zur Systematisierung der gewonnenen Erkenntnisse zu benutzen. Wenn man dabei, um eine Konstruktion den Schülern bewußter zu machen, gelegentlich auch einmal ein paar Sätzchen ins Lateinische oder Griechische übersetzen ließe, so wäre das natürlich durchaus kein Schade. Man

Digitized by Google

nehme doch nur meinen Vorschlag mit derselben Ruhe und Besonnenheit auf, mit der ich ihn gemacht und gemeint habe! Was ich sagen will und hier doch auch wohl deutlich genug gesagt habe, ist, daß dem Uebersetzen in die alten Sprachen eine selbständige Bedeutung nicht zukommt, daß es daher nur soweit eine Berechtigung hat, als es für das Verständnis der alten Schriftwerke wirklich erforderlich ist. Daß unsere heutige Unterrichtspraxis, zumal im Lateinischen, an diesem Maßstabe gemessen, unberechtigt ist, erscheint mir zweifellos. Man sage, was man will, wir behandeln das Uebersetzen ins Lateinische und auch ins Griechische, als hätte es eine selbständige Bedeutung. Wenn man wirklich Ernst mit der Erkenntnis macht, daß es für uns nur auf das Verständnis der alten Schriftsteller ankommen kann, so wird man ganz von selbst das Uebersetzen in die alten Sprachen auf ein Minimum einschränken. Daß aber nie und unter keiner Bedingung ins Lateinische oder Griechische übersetzt werden dürfte, ein solcher Gedanke ist mir nicht in den Sinn gekommen. Wenn man viel mit einer fremden Sprache umgeht, so prägen sich die häufigeren Worte und Wendungen ja ganz von selbst ein, und es liegt nahe und die Schüler verfallen von selbst darauf, nicht nur eindrucksvolle Stellen des Gelesenen sich zu merken, sondern auch dies oder jenes in der fremden Sprache nachzubilden. Daß man diesem Triebe nicht zu wehren hätte, versteht sich, dächte ich, von selbst.

In der Formenlehre wird man, wie mir scheint, nicht sehr viel anders zu verfahren haben als heute. Die Aenderungen oder Erleichterungen — denn es sind alles Erleichterungen — ergeben sich aus der Beschränkung auf das eine Ziel des Unterrichts. Mit allen unflektierten Wörtern wird man viel weniger Mühe haben als heute. Daß z. B. propter „wegen" heißt, muß gelernt werden, aber daß es den Akkusativ regiert, bedarf keiner Einprägung. Die Deklination und Konjugation wird man entwickeln und einprägen wie heute, nur daß man vorwiegend die fremdsprachlichen Formen sagen und übersetzen lassen wird. Ich sage vorwiegend, denn daß der Schüler auch die fremden Flexionsformen bilden und Paradigmata wie rex und laudare deklinieren und konjugieren lernen muß, ist klar, da er sonst nicht imstande sein würde, die vorkommenden Wortformen richtig abzuleiten. Aber bekanntlich macht dies Erlernen der regelmäßigen Flexion keine erheblichen Schwierigkeiten, da ja die Anzahl der wirklich verschiedenen Endungen nicht groß ist [illegible] weit größeren Schwierigkeiten der unregelmäßigen Flexion

Digitized by Google

und der Geschlechtsbestimmung verringern sich dagegen beträchtlich, wenn das Uebersetzen aus dem Deutschen nicht mehr gefordert wird. Turrim z. B. wird der Schüler als Akkusativ erkennen und civium als Genitiv, auch wenn man ihn die Nomina, die diese Kasusendungen haben, nicht mühselig hat lernen lassen; und die Genusregeln müssen doch auch nur deshalb heute so fest eingeprägt werden, damit beim Uebersetzen ins Lateinische nicht allzuviele Fehler gemacht werden. Doch ich fürchte, den Leser zu langweilen, wenn ich fortfahre, diese ganz speziellen technischen Fragen zu besprechen, über die sich jeder Lehrer der alten Sprachen leicht eine Meinung bilden kann und auf die uns der Versuch, den ich vorschlage, sehr bald eine ganz bestimmte Antwort geben würde. Ich will nur noch bemerken, daß für diesen Versuch unsere Lehrbücher kaum einer Umarbeitung bedürfen würden. Unsere altsprachlichen Schulgrammatiken enthalten außer den Regeln und Paradigmen nur altsprachliche Beispielsätze, in ihnen brauchte also kein Wort geändert zu werden. Die lateinischen Uebungsbücher — die neueren griechischen kenne ich nicht — enthalten in den neuesten Bearbeitungen wohl alle mindestens ebensoviele lateinische Uebungsstücke wie deutsche. Man würde jene sämtlich durcharbeiten und diese weglassen und von Tertia an gar kein Uebungsbuch mehr brauchen. Doch würde man — selbst bei verminderter Stundenzahl — sicherlich nicht drei Jahre dazu brauchen, die Formenlehre und die Rudimente der Syntax mit den dazu gehörigen Uebungsstücken zu bewältigen, und es wäre daher auch aus diesem Grunde gut, wenn die Probe an einem Reformrealgymnasium gemacht würde.

Man hat gemeint, ich verfolgte mit meinem Vorschlage die Absicht, es den Schülern bequemer zu machen und ihnen den erfolgreichen Besuch der höheren Schulen zu erleichtern. Wer mich kennt, weiß, daß mir nichts ferner liegt als dies. Wiederholt schon habe ich es auch öffentlich ausgesprochen, wie sehr ich es beklage, daß unsere höheren Schulen infolge des Zudranges der Massen auf ein immer tieferes Niveau herabgezogen werden. Ich glaube aber nicht, daß eine Umgestaltung des altsprachlichen Unterrichts, wie sie mir wünschenswert erscheint, diese Entwickelung notwendig befördern müßte. Leichter würde es für die Schüler doch nur insofern werden, als im altsprachlichen Unterricht ihr Gedächtnis weniger belastet werden würde. Die Anforderungen an die höheren geistigen Kräfte würden dagegen gesteigert werden. Denn wenn das Schwergewicht von Anfang an ganz auf das Uebersetzen aus den

Digitized by Google

alten Sprachen fiele, so würde man natürlich hierin weiter kommen und mehr fordern müssen als heute. Die Abiturienten müßten es wirklich zu einer gewissen Sicherheit und Gewandtheit im Uebersetzen der alten Schriftsteller bringen, zu der sie es heute im großen und ganzen doch keineswegs bringen; sie müßten auch anders als heute imstande sein, das Gelesene sich wirklich zu eigen zu machen und geistig zu verarbeiten. Damit aber würde man ihnen weit Schwereres zumuten als jetzt, insofern nämlich dazu eine höhere Begabung erfordert wird. Die Voraussetzung dafür wäre nur, daß es gelänge, in den Schülern den rechten Ernst zum Uebersetzen der antiken Schriftwerke zu wecken. Von diesem Ernste kann keine Rede sein, solange die Schüler in der üblichen Weise gedruckte Uebersetzungen benutzen und sich damit um das Wertvollste im altsprachlichen Unterricht, das Kopfzerbrechen bei der Enträtselung der Texte, herumdrücken. Kann man hier nicht Wandel schaffen, so ist mein Vorschlag von zweifelhaftem Wert. Aber dann ist der altsprachliche Unterricht überhaupt von zweifelhaftem Wert.

Digitized by Google

Künstlerische Eindrücke aus Rußland.

Von

Werner Weisbach.

Rußland gehört zu den europäischen Gebieten, die im Ausland am wenigsten bekannt sind. Es hat keinen jährlich sich erneuernden Zustrom von Vergnügungsreisenden und wird fast nur von Menschen aufgesucht, die dort irgend etwas zu tun haben. Ein geheimnisvolles Dunkel, dem sich ein gewisses Grauen vor einer auf weitgehende polizeiliche Befugnisse sich stützenden Staatsgewalt beimischt, umgibt das Land und seine Bewohner. Wirkliche und eingebildete Schwierigkeiten beim Ueberschreiten der Grenze üben eine abschreckende Wirkung aus. Während sich die großen Werke der russischen Literatur, denen in Uebersetzungen auch jenseits der Grenzpfähle ihr Weg gebahnt wurde, die Welt erobert haben, ist man über alles, was die bildenden Künste betrifft, draußen nur wenig unterrichtet. Läge die Petersburger Eremitage an einer anderen zugänglicheren Stelle, sie würde Scharen von Menschen anlocken. So ist es eins der am wenigsten gekannten Museen. Jeder Kunstfreund darf aber sicher sein, in Rußland auf seine Kosten zu kommen, nach verschiedenen Seiten Eindrücke wertvollster Art zu empfangen und interessanten Ueberraschungen zu begegnen.

Wer mit künstlerischen Interessen nach Rußland geht, hat gewöhnlich zwei Hauptziele: die Eremitage in Petersburg und das Stadtbild und die Monumente von Moskau. Die größte Ueberraschung meines russischen Aufenthaltes war für mich, daß Petersburg als Stadtanlage einen viel imposanteren Eindruck auf mich machte, als ich irgend erwartet hatte, und daß Moskau gänzlich anders aussah, als ich es mir in meiner Phantasie vorstellte, ja in gewisser Weise enttäuschte.

Digitized by Google

Moskau, die alte Residenz der Zaren, hat sich um den Kreml herum, den Burghügel, auf dem sich die weltliche und die kirchliche Gewalt die Hand reichte, entwickelt. Auf dem linken Ufer der Moskwa, auf dem der Hauptteil der Stadt liegt, ziehen sich Straßen konzentrisch um den Kreml, der die Form eines ungleichmäßigen Dreiecks hat und seine Schauseite dem Fluß zukehrt. Diese sehr charakteristische konzentrische Anlage wird von großen Radialstraßen durchkreuzt, die von der Peripherie nach der Mitte führen. Unmittelbar an den Kreml schließt sich auch das heutige Handelszentrum an. Dem Klein- und Großhandel hat man Ende der achtziger Jahre die gewaltigen mehrstöckigen Gebäude der Handelsreihen errichtet, die sich mit ihrer Front dem weiträumigen „roten Platz" zuwenden, der auf der gegenüberliegenden Seite von der Kremlmauer begrenzt wird. In nächster Nähe die Börse und die Duma, das Haus der Stadtverwaltung. Dieses Handelszentrum und der Kreml bilden gleichsam das Herz des gewaltigen städtischen Organismus, von dem er all sein Leben empfängt. Hier münden die Radialstraßen, die als Hauptadern den Verkehr ab- und zuführen. Um diesen Kern schließen sich in einem riesigen Halbkreis die anderen Stadtteile mit ihrem Netz von unregelmäßigen, gewundenen, kreuz und quer laufenden Straßen. Der Eindruck des Stadtbildes hat etwas Verwirrendes. Straßenfluchtlinien gibt es in manchen Gegenden gar nicht. Bald sieht man irgendwo ein modernes Warenhaus zwischen alten Spelunken sich erheben. Oder in einem Viertel, wo man es gar nicht erwarten sollte, taucht inmitten eines Parkes ein palastartiges Gebäude auf. Zahllose Kirchen durchbrechen mit ihren goldenen und farbigen Kuppeln das Auf und Ab der Häusermassen. Unausgesetzt verschieben sich die Ansichten, wechseln die Perspektiven in dem hügeligen Terrain, auf dem sich die Stadt ausbreitet. Das Auge gewinnt keine Anhaltspunkte das Labyrinth zu entwirren. Unregelmäßigkeit scheint ein hervorstechendes Merkmal des ganzen Organismus. Wo sich reizvolle Stadtbilder ergeben, sind sie malerischer Art, wirken sie mehr wie zufällig als beabsichtigt.

Man hat in Moskau durchaus das Gefühl, inmitten einer großen Handelsmetropole zu sein. Der Handel drückt dem Ganzen seinen Stempel auf. Straßen und Gassen sind die Furchen, die er in das städtische Gebilde gegraben. Orientalisch Asiatisches und Europäisches klingt hier aneinander. Man glaubt noch den Uebergang von der Karawanserei und dem Bazar zur westeuropäischen

Digitized by Google

Art des Großbetriebs zu spüren. Der Gesamtcharakter der Stadt hat aber nichts Orientalisches.

In den Formen der über das ganze Stadtgebiet sich ausbreitenden Kirchen des „russischen Rom" leben orientalische Elemente nach, die sich in seltsamer und oft wenig harmonischer Weise mit westeuropäischen mischen. Als Moskau zu einer prächtigen Residenz gemacht werden sollte, verschrieb man sich im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts Architekten aus Italien, die auf dem Kreml Kathedralen errichteten. Es waren natürlich nicht die allerbesten, die kamen. Und sie arbeiteten nicht in den ihnen gewohnten Formen der Frührenaissance, sondern hatten sich zum Teil einem in Rußland schon eingebürgerten halborientalischen Kirchenstil anzupassen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts bildete sich dann in Moskau eine nationale Bauweise aus, die am Aeußeren der Gotteshäuser Renaissanceformen in den verschiedensten Ab- und Umwandlungen mit dem Kuppelsystem verbindet. Ein eigentümliches Barock folgt. Ein westeuropäisches Auge wird sich für diesen krausen und im Grunde nüchternen Stil kaum wirklich begeistern können, wenn es wohl auch auf die malerischen Reize einzelner Anlagen reagiert.

Der alten russischen Kirchenarchitektur fehlt eine ins Große gehende Baugesinnung. Dieses „Halb"-Orientalische hat einen besonderen Beigeschmack. Es entbehrt einer in irgendeinem Zeitpunkte wirklich zur Reife gelangten künstlerischen Kultur. Der russische Volksgeist hat die orientalische Formensprache nie im vollen Umfange aufgenommen und in kongenialem Mitempfinden zur Anwendung gebracht, wie etwa das mittelalterliche Deutschland die französisch gotische. Den edlen und großartigen Denkmälern aus der Blütezeit byzantinischer und islamischer Kunst läßt sich nichts an die Seite stellen. Wer im Orient gewesen ist, wird unwillkürlich zu Vergleichen geneigt sein. Aber so imposante, farbenprächtige, unmittelbar hinreißende Wirkungen, wie Konstantinopel oder Kairo, hat Moskau nicht zu bieten. Man darf auch nicht vergessen, daß es ursprünglich eine Holzstadt gewesen ist, und daß all diese Kirchen mit ihren blauen und grünen und goldenen Kuppeln auf ein Piedestal von Holzhäusern berechnet waren. Als bunte Holzstadt, überragt von Türmen und hunderten kleiner Kuppeln, mag es wohl einstmals einen eigenartig phantastischen Eindruck gemacht haben. Aber dieser Eindruck ist nicht mehr. Das moderne Leben hat mit hohen Warenhäusern und Fabriken von der Stadt

Digitized by Google

Besitz ergriffen. Viele Teile hat es sich noch nicht unterworfen. Und daher kommt das sonderbar Unfertige und Unorganische, das sich in dem Stadtbild zeigt. Man ergeht sich in einer schrankenlosen individuellen Ausnutzung aller Ausdehnungsmöglichkeiten. Alte Wirkungsfaktoren städtebaulicher Schönheit werden dadurch ausgeschaltet und aufgehoben. Ob die Zeit reif ist, für die neuen Bedürfnisse auch ästhetisch befriedigende Lösungen zu gewinnen, muß die Zukunft zeigen. Bis jetzt hat es noch nicht den Anschein.

Der Kreml mit seinen ausgedehnten weltlichen und kirchlichen Gebäuden wird in dem Zustand, wie er ist, konserviert. Die ältesten Bestandteile der Kirchen gehen, wie schon erwähnt, bis ins Ende des 15. Jahrhunderts zurück. Am meisten Umfang nehmen die weltlichen Bauten des 18. und 19. Jahrhunderts ein. Der alte Ruhm, den der Kreml genießt, läßt sich, wie ich glaube, heute nicht mehr ganz rechtfertigen. Das ist keine Stätte, welche die Seele in höhere Sphären hebt und zu unwiderstehlicher Bewunderung zwingt. Wie vieles fordert die Kritik heraus. Der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erbaute riesige, unförmige, außen wie innen gleich geschmacklose Kaiserpalast verdirbt ebenso wie das vor kurzem errichtete Denkmal Alexanders II. die Silhouette nach der Flußseite. Den in ihrer Massenverteilung nicht sehr glücklichen Kathedralen sieht man eine lieblose Wiederherstellung nach den durch die Zeit und die Franzosen erlittenen Unbilden ohne weiteres an. Die stärkste Wirkung übt die Umfassungsmauer mit ihren prachtvollen alten Türmen aus.

Es gibt manche weniger berühmte Klosteranlage, die in ihrem malerischen Ensemble der Phantasie reichere Nahrung bietet. Wer Moskau genießen will, wird sich an Stimmungen halten, die aus den Bedingungen glücklicher Momente geboren werden.

Ganz anders die Wirkungen, die sich aus der städtebaulichen Anlage von Petersburg ergeben. Dem Willen eines mächtigen Herrschers entsprungen, ist der Bau der Stadt gleich in einheitliche Bahnen gelenkt worden. Sie erhielt den Typus einer Residenz- und Verwaltungsstadt. Zwei Gewaltnaturen, Peter der Große und Katharina II., haben über ihrem Entstehen und Erblühen gewacht. Durch die Lage an beiden Ufern des breiten Newa-Wassers, das nach verschiedenen Seiten kleinere Arme entsendet, ist für den dem Sumpfgebiet abgerungenen Ort eine besondere Situation geschaffen. Aber auch davon abgesehen, kann nichts verschiedener sein, als die

Digitized by Google

Grundrisse von Moskau und Petersburg. Hier Vorherrschen von geraden, vielfach rechtwinklig sich kreuzenden Straßen. Allem von vornherein seine Richtung gegeben; die öffentlichen Gebäude an bestimmten Stellen verteilt. Westeuropäischer Einfluß ist durchaus maßgebend. Wir finden eine Aufnahme und Weiterführung jener städtebaulichen Gedanken, wie sie Renaissance und Barock in Italien aufgebracht, die in Frankreich dann ihre Fortbildung erhalten und von hier aus dem übrigen Europa vermittelt werden. Und dazu kommen in den Wasserpartien Anregungen durch holländische Motive, die Peter der Große während seines Aufenthaltes in der niederländischen Republik empfangen hatte. Grachten wechseln ab mit Anlagen, die nach den Prinzipien der italienisch-französischen Stadtbaukunst disponiert sind.

Ein langes Stück auf beiden Ufern der Newa ist einem Teil der bedeutenderen Monumentalgebäude reserviert, auf der linken Seite vom Marmorpalais bis zum Senat, auf der rechten von der Börse bis zur Akademie der Künste. Schon Peter der Große hat die monumentale Ausgestaltung des linken Newa-Ufers in die Wege geleitet, indem er hier das gewaltige Gebäude der Admiralität errichtete und sich selbst eine bescheidene Wohnstätte erbaute. Unter der Kaiserin Anna Joannowna (1730—1740) wurde neben der Admiralität als neue Residenz das umfangreiche Winterpalais von dem Italiener Rastrelli begonnen. Die Newa-Kais als monumentales Zentrum der Hauptstadt auszubilden, ist eine deutliche stadtbaukünstlerische Absicht. Früher, als die Wasserseite der Admiralität noch nicht durch andere Häuser verbaut war, muß der Eindruck noch viel wirkungsvoller gewesen sein.

Da auch weiterhin die Stadt als Residenz in ihrer baulichen Entwicklung durch einen zentralen Willen geleitet werden konnte, so weist diese ähnliche Erscheinungen auf, wie wir sie in anderen europäischen Residenzstädten antreffen. Monumentale Gebäude werden so verteilt und angelegt, daß sie als künstlerische Akzente für das Stadtganze eine Rolle spielen, und werden zu ihrer näheren Umgebung in eine harmonische Beziehung gesetzt. Diese gesunden stadtbaukünstlerischen Prinzipien sind bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts in Geltung gewesen. Dann beginnt auch hier der Niedergang und die Verwirrung wie im übrigen Europa. Und die neueste Zeit hat leider mit viel Unverstand und Pietätlosigkeit die einheitlichen und geschlossenen Anlagen durch Um- und Neubauten gesprengt und zerstört.

Digitized by Google

Durch die römische Stadtbaukunst des Barock ist die Ausnutzung von Gebäudefronten und Monumenten als Blickpunkte für Straßenprospekte zuerst wohl in systematischer Weise betrieben worden. In Petersburg treffen sich auf dem breiten Platz vor der Admiralität drei strahlenförmig auslaufende Straßen, der Newski-Prospekt, die Gorochowaja und der Wosnessenskij-Prospekt, und alle sind sie auf den unter der Kaiserin Anna errichteten zierlichen Admiralitätsturm mit seiner goldenen Spitze eingestellt, der das Auge des in der Richtung nach der Newa Zuschreitenden auf sich zieht. Das zusammenhängende System von Platz und Straßenbündel erinnert an ähnliche Anlagen in Rom (Piazza del Popolo mit Corso, Via Babuino und Ripetta), in Versailles (Schloßplatz mit den ausstrahlenden Avenuen), oder in Karlsruhe. Die Entwicklung Petersburgs fügt sich ganz in jene große westeuropäische städtebauliche Bewegung ein.

Das zeigt sich auch darin deutlich, daß die Anwendung der einheitlichen Blockfront ein Hauptmotiv ist für die Erzielung stadtbaukünstlerischer Effekte. In einer anregenden Schrift über „die einheitliche Blockfront als Raumelement im Stadtbau" (Berlin 1912) hat Walter Curt Behrendt dieses Problem näher beleuchtet und die ästhetische Bedeutung, die einer gleichmäßigen Behandlung von Platz- und Straßenwandungen zukommt, erläutert. In Petersburg hat man von diesem Prinzip einen weitgehenden Gebrauch gemacht und auf solcher Grundlage ausgedehnte, zum Teil höchst großartige Raumschöpfungen ins Leben gerufen. Es gibt vielleicht kaum einen anderen Ort, wo die auf diesem Wege zustande kommenden Wirkungen so deutlich und in solchen Abmessungen zutage treten, wenn vieles leider auch nicht mehr im alten Zustande erhalten ist. Der in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts tätige italienische Architekt Rossi hat eine Reihe der bedeutendsten Anlagen geschaffen. Er umzog den Platz vor dem von Rastrelli in reichem Barock errichteten Winterpalais in einem riesigen Halbkreis mit einer Reihe ganz einfach gehaltener und völlig gleich behandelter Gebäude, in denen Ministerien und der Generalstab ihren Sitz haben. Ein großer Bogen innerhalb dieses Gebäudekranzes nimmt die dem Palais gegenüber einmündende Straße auf, so daß die Absicht, den Platz als geschlossene Raumeinheit auszubilden, deutlich zutage tritt.

In der Nähe des sehr schönen, von Rossi in klassischem Stil erbauten Alexandra-Theaters ist ein Stück der Umgebung in ähnlichen Formen weitergeführt und ein dem Stadtviertel sein Ge-

Digitized by Google

präge gebender zusammenhängender Komplex von bestimmter Eigenart geschaffen. Die von der Rückseite des Theaters ausgehende Theaterstraße hat einheitliche Blockfronten und mündet auf einen halbkreisförmigen Platz, der von öffentlichen Gebäuden eingefaßt ist, deren Fassaden denselben Typus zeigen. In ähnlicher Weise war das von Rossi entworfene Neue Michael-Palais, das heutige Museum Alexanders III., mit dem großen Platz, auf dem es steht, und mit der auf die Mittelachse des Palais gerichteten, von dem Newski-Prospekt ausgehenden breiten Michailowskaja-Straße zu einer baukünstlerischen Einheit zusammengefaßt. Auch noch an anderen Stellen und bei kleineren Anlagen, wie bei der lutherischen Peterskirche mit den beiden benachbarten, nach dem Newski-Prospekt vorgeschobenen und ganz gleichmäßig behandelten Häuserblocks, finden wir denselben Gedanken durchgeführt. Ein Gefühl für das, was ein künstlerisch geleiteter Stadtbau bedarf, war lebendig. Zu derselben Zeit, als Schinkel für Berlin als der letzte Stadtbaukünstler großen Stils neue Anlagen durchführte und noch mehr projektierte, hat Petersburg zum großen Teil das Gepräge erhalten, dem es noch heute im wesentlichen seine Schönheiten verdankt.

Von den Monumentalgebäuden zeigt das meiste die Formen eines reich verzierten Barock des 18. Jahrhunderts oder in überwiegender Zahl eines einfachen und kernigen Klassizismus. Die beiden Hauptkathedralen, die Kasansche und die des hl. Isaak, sind mit ihren großen beherrschenden Zentralkuppeln im Stil der Renaissance und nicht des Orients ausgebildet. Römischer Geist hat hier — im Aeußeren wenigstens — über griechischen triumphiert.

Einer der überraschendsten Eindrücke ist, daß Petersburg in seinen wichtigsten Partien eine bunte Stadt war und zum Teil noch ist. Stein wurde nur ausnahmsweise als Material verwandt. Die meisten Monumentalgebäude haben Fassaden, die mit einer Stuckschicht überzogen und in verschiedenen Farben angestrichen sind. Leider sind die alten Färbungen später öfter verändert worden. Rastrelli, der Hauptarchitekt in der Mitte des 18. Jahrhunderts und der bevorzugte Künstler Katharinas II., hat schon seine Gebäude in verschiedenen Tönen abgestimmt. Das Winterpalais schimmerte ursprünglich in Blau und Silber, während es im vorigen Jahrhundert den grellen roten Anstrich erhalten hat, der damals bei den öffentlichen und Regierungsgebäuden bevorzugt wurde. Wer den für Katharina II. ausgeführten riesigen Schloßbau Rastrellis in Zarskoje Selo gesehen hat, dessen Fassade grün, weiß und

Digitized by Google

braun bemalt ist, muß versuchen, ähnliche Wirkungen auf das Winterpalais zu übertragen. Den alten Anstrich hat man vor kurzem dem Smolny-Kloster in der Stadt wiedergegeben, einer in ihrer Bizarrie höchst reizvollen und prächtigen Anlage: eine in barocken Formen gehaltene griechische Kuppelkirche, deren Plan auf Rastrelli zurückgeht, inmitten eines von lebhaft bewegten Barockfassaden eingefaßten Hofes. Heute eines der reichsten und farbigsten Bilder, die man in Petersburg genießen kann.

Die in strengen klassischen Formen der Rossi-Periode gehaltenen Bauten haben an den Fassaden Weiß und Gelb als Hauptfarben und grüne Dächer. Gelb sind die Mauerflächen, weiß Säulen, Einfassungen und Zierglieder. Das Stadtbild erhält durch die an den verschiedensten Stellen auftretenden gelb-weißen Paläste noch heute eine bestimmte Eigenart. Und auch in Moskau trifft man entzückende Gebäude des Klassizismus von derselben Färbung. Die bevorzugte Hauptfarbe an den monumentalen Fassaden der alten Zarenstadt ist aber Weiß.

Es gab also in Petersburg eine vortreffliche Tradition auf stadtbaukünstlerischem Gebiete, und es wäre zu wünschen, daß man sich heute wieder auf diese Tradition besänne, rettete, was noch zu retten ist, ehe das Wichtigste und Beste ganz der Zerstörung anheimfällt, und die weitere Entwicklung in gesunde Bahnen lenkte, damit man nicht dieselben traurigen Erfahrungen macht, die anderen Großstädten in der jüngst verflossenen Zeit nicht erspart geblieben sind. Ansätze zu neuen, modernen Kombinationen sind kaum zu spüren. Was ich von architektonischen Leistungen der letzten Zeit gesehen habe, hat das Stadtbild gewiß nicht abgerundet und verschönt.

Leider muß das auch von der soeben fertig gewordenen Deutschen Botschaft am Isaaksplatz gesagt werden, die Peter Behrens gebaut hat. Der Bau steht an hervorragender Stelle. Ein gewaltiges Areal, das von der Newa stadteinwärts gerichtet ist, wird durch die Isaakskathedrale in zwei Platzhälften zerlegt. Den dem Fluß zugewandten Teil leiten die beiden einander gegenüberliegenden, in entsprechender Weise behandelten, gelb und weiß getönten Säulenfronten der Admiralität und des Senats ein, zwischen denen sich eine als stilisierter Garten ausgebildete Freifläche ausdehnt; in der Mitte der Parkanlage Falconets berühmtes Reiterdenkmal Peters des Großen auf seinem Felssockel, das mit dem emporsprengenden, die Vorderbeine weit in die Luft streckenden Pferd eine mehr

Digitized by Google

elegante als monumentale Pose zeigt. Ungemein wirkungsvoll wird dieses Stück durch die Isaakskathedrale abgeschlossen, die mit ihrem von einem Giebel bekrönten Säulenportikus und darüber aufsteigender großer Kuppel an das Pariser Panthéon erinnert, ein Werk des Franzosen Montferrand, 1819 begonnen. Dem auf der entgegengesetzten Seite der Kathedrale sich hinziehenden unregelmäßigen Teil der Platzgruppe, der von zwei schräg aufeinander zulaufenden Wandungen eingefaßt wird, kehrt die Deutsche Botschaft ihre Hauptfront zu, während ihre Seitenfassade in der Morskaja-Straße liegt.

Man darf an einen öffentlichen Zwecken dienenden Bau wohl den Anspruch stellen, daß er in irgendeiner Weise seine Bestimmung zum Ausdruck bringt. Aber wie hier die öden Fensterreihen durchlaufen, wie die auf den Platz gerichtete Schauseite durch die röhrenförmigen Stützen — denn das Wort Säule, das eine bestimmte Proportionierung voraussetzt, darf man kaum anwenden — ihre die Achsen betonende Einteilung erhält und über dem Hauptportal Balkons zwischen diese Stützen geklemmt sind, das ist von einer Nüchternheit der Auffassung, die einer Fabrik oder Kaserne ganz gut anstehen würde, aber von einer repräsentativen Vornehmheit, wie sie einem Botschaftshotel angemessen wäre, weit entfernt ist. Auch die das Dach krönenden großen bronzenen Pferdegruppen von Encke vermögen dem Bau nicht die gewollte Monumentalität zu verleihen. Und dann, wie die Ecklösung gegeben ist, indem die Einteilung der Straßenfront nach dem Platz zu ein Stück von drei Fenster Breite weitergeführt ist und hier erst die besonders ausgebildete Platzfassade einsetzt, das ist doch ein etwas zu billiger Kompromiß. Da das Dach der Platzseite nach der Ecke zu abfällt, so wird an dieser wichtigen Stelle dem Platzgefüge nicht die nötige Geschlossenheit und Festigkeit gegeben, die man wünschen möchte.

Indem durch die Bauweise innerhalb des Petersburger Stadtbilds ein ganz neuer Ton angeschlagen wurde — auch hinsichtlich des Materials, es ist Granit —, durfte wohl erwartet werden, dem Wesen des Gebäudes und seiner Einfügung in die Umgebung würde damit irgendwie gedient werden. Daß man dort, wo man die Vorbedingungen dieses Stils nicht kennt, enttäuscht ist und solch einem Werke ziemlich fassungslos gegenüber steht, ist nicht verwunderlich. In unmittelbarer Nähe der formvoll abgeklärten Isaakskathedrale war die Entfaltung einer so brutalen und etwas barbarisch wirkenden Kraft gewiß nicht am

Digitized by Google

Platze. Und bei aller Achtung vor dem originalen Baugedanken wird man doch sagen dürfen, daß den Grazien weder im Aeußeren noch im Inneren dieses Baus gehuldigt worden ist. Peter Behrens hat den Petersburgern kein nachahmenswertes Beispiel für den künftigen Ausbau ihrer Stadt gegeben. Sie werden andere Ziele ins Auge fassen müssen, wenn sie das künstlerische Stadtbild so wie es sich bis zu Rossi entwickelt hat, weiter ausgestalten wollen.

Während die städtebaulichen Schönheiten von Petersburg noch ziemlich unentdeckt sind — eine russische Malerei hat sich bis jetzt nicht dafür begeistert —, beruht sein künstlerischer Ruhm seit langem auf den Schätzen der Eremitage. Es war ein Deutscher, Leo von Klenze, der bayrische Hofarchitekt, der unter Nikolaus I. für die kaiserlichen Sammlungen das Museum in dem von ihm bevorzugten antikisierenden Stil baute, das mit dem Winterpalais durch einen Gang verbunden ist. Im Erdgeschoß enthält es die Antiken, der erste Stock wird zum größten Teil durch die Gemälde-Galerie eingenommen. Wer in die einzelnen Abteilungen näheren Einblick erhält, der fühlt, wie unter dem Regime des feinsinnigen und liebenswürdigen derzeitigen Generaldirektors, Grafen Tolstoi, allenthalben ein reges Leben und Schaffen herrscht. In technischer Beziehung ist das Museum während der letzten beiden Jahre in einen modernen Ansprüchen genügenden Zustand gebracht worden. Eine Warmwasserheizung wurde eingeführt, im Laufe dieses Sommers soll eine neue Ventilation angelegt werden, wie sie noch kein Museum besitzt. Die Gemäldegalerie, die bei dieser Gelegenheit umgehängt worden ist und lange geschlossen war, ist erst vor kurzem wieder eröffnet worden. Wenn ich die Veränderungen auch nicht im Vergleich mit der früheren Aufstellung, die ich nicht kannte, beurteilen kann, so zeigt doch der Augenschein ohne weiteres, daß die Anordnung im großen und ganzen gelungen ist, mögen auch manche Wünsche offen bleiben, wie es bei einem so riesigen Bildermaterial kaum anders denkbar ist.

Die Galerie, die nicht nach historischen Gesichtspunkten gesammelt wurde, sondern dem Geschmack und der Laune fürstlicher Kunstfreunde ihre Entstehung verdankt, zeigt diese Herkunft deutlich ausgeprägt. Man hat solchem Charakter Rechnung getragen, indem man sich bei der Aufstellung nicht an einen starren historischen Schematismus band. Das einzelne Bild als solches in seiner künstlerischen Wirkung möglichst zur Geltung zu bringen und in jedem Raum durch Verteilung von Hauptakzenten

Digitized by Google

den Blickbahnen Weisung und Halt zu geben, waren leitende Gesichtspunkte. Wenn auch in der mangelhaften Beleuchtung einer Anzahl von Sälen mit Seitenlicht manch Hindernis liegt, so darf der Durchführung des Programms nur der lebhafteste Beifall gezollt werden. Am besten scheinen mir die drei großen Oberlichtsäle und die sie begleitenden Kabinette ausgefallen zu sein. Der mittlere Oberlichtsaal mit den anschließenden Kabinetten enthält die Italiener, von den beiden anderen der rechte die Spanier, der linke Rubens und van Dyck. Die Zusammenstellung von Rubens und van Dyck in einem Saal mit den Snydersschen großen Marktbildern als oberen Abschluß erweist sich als sehr glücklich. Hier wie in anderen Fällen hat sich Dr. James von Schmidt um die Neuordnung besonders verdient gemacht. Die Rembrandts, der Stolz der Eremitage, mehr als 40 an Zahl, zum großen Teil schon unter Katharina II. erworben, sind alle in einem länglichen Saal mit Seitenlicht untergebracht, der durch Scheerwände geteilt ist, so daß sie das Licht möglichst unmittelbar von den Fenstern erhalten. Aber da nicht weit vor den Fenstern eine Mauer aufsteigt, so kommen sie nur an besonders hellen Tagen ganz zur Geltung. Hat man das Glück, die Wände von der Nachmittagssonne erleuchtet zu sehen, so verbreitet sich eine Rembrandt-Stimmung, deren Weihe etwas Ueberwältigendes hat.

Wie die Gemälde-Galerie, so ist auch die Antikenabteilung der Eremitage einer Reorganisation unterworfen worden, die noch im Gange ist. Die Beleuchtungsverhältnisse im Erdgeschoß sind weit ungünstiger als im ersten Stockwerk. An sonnenlosen Tagen sind einzelne Räume in ein nahezu undurchdringliches Dunkel gehüllt. Den wertvollsten Bestandteil der Sammlungen bilden die Gegenstände der Kleinkunst und der Goldschmuck aus den Funden in Südrußland. Der Boden der alten griechischen Kolonien in der Umgebung des Schwarzen Meeres hat Kostbarkeiten zutage gefördert, wie sie in gleicher Reichhaltigkeit nur wenige andere Museen besitzen. Aber auch in den Abteilungen der Vasen und der Plastik gibt es Stücke von hervorragender Qualität. Man hat sich bemüht, wie bei der Gemälde-Galerie das Beste in möglichst gutes Licht zu bringen und durch die Art der Aufstellung herauszuheben, wobei Dr. Waldhauer, ein Schüler Furtwänglers, eine sehr glückliche Hand gehabt hat. Es ist dem jungen Gelehrten auch gelungen, unter den in weiteren Kreisen wenig bekannten Skulpturen Entdeckungen zu machen, welche die archäologische Welt wohl noch eingehend beschäftigen werden.

Digitized by Google

Unvergeßlich wird jedem Besucher der Eremitage die durch Zahl und Qualität sich auszeichnende Abteilung der antiken Gläser bleiben, deren höchst reizvolle Anordnung Dr. von Wahl zu verdanken ist. In Schränken, die mit schwarzem Samt ausgeschlagen sind — ein sehr gelungenes Experiment —, sind die einfarbigen und die irisierenden Gläser mit sicherem Geschmack verteilt. Das Auge überfliegt eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von den einfachsten bis zu den kapriziösesten Formen. Wie die einen weichen, milden Glanz ausstrahlenden oder auf ihrer Oberfläche in dem phantastischsten Bunt spielenden Gefäße aus der dunklen Tiefe heraus ihre geheimnisvollen Reize enthüllen, das ist ein Schauspiel von berückendem Zauber.

Von der allgemeinen Rührigkeit, die in den kaiserlichen Sammlungen herrscht, ist nur eine Abteilung gänzlich unberührt geblieben, die der Handzeichnungen und der Graphik, die noch im behaglichen Schlummer der guten alten Zeit liegt. Den in den Schaukästen ausgelegten Blättern wird ihr Alter durch den Staub von Jahren beurkundet. Mein Wunsch, die Sammlung der Handzeichnungen Rembrandts durchzusehen, brachte den Herrscher in diesem Reich in die größte Verlegenheit, denn er konnte einen Teil der Stücke nicht finden.

Was in der Eremitage in museumstechnischer Beziehung geleistet worden ist, sollten sich die großen Galerien russischer Kunst zum Muster nehmen: das in dem schönen alten Michael-Palais untergebrachte Museum Alexanders III. in Petersburg und die eigens gebaute städtische Tretjakoff-Galerie in Moskau. In beiden Häusern eine verwirrende Ueberfüllung der Räume, eine wie Magazinierung wirkende Unterbringung der Kunstwerke. In dieser unerfreulichen Aufmachung wird den Russen ihre nationale Malerei dargeboten.

Was hier dem Ausländer besonders auffällt, ist das Fehlen durchgehender spezifisch russischer Züge in der Ausdrucksweise. Von dem 18. Jahrhundert an, seitdem Rußland in nähere Beziehungen zu dem Westen getreten war, sieht man die verschiedensten europäischen Richtungen sich in seiner Malerei widerspiegeln. Rokoko-Geschmack, französischer Klassizismus, Düsseldorfer Genre, Historienmalerei im belgischen Sinne zieht an einem vorüber. Eine Vorliebe für sachlich breite Ausmalung von Haupt- und Staatsaktionen ist für eine ganze Richtung im vorigen Jahrhundert bezeichnend. Wenn man die sensationslüsternen, auf irgend-

dramatischen Effekt zugespitzten und zum Teil in Grau-

Digitized by Google

samkeiten sich ergehenden Bilder sieht, muß man an einen Satz von Dostojewski in den Dämonen denken: „Im Grunde freut nun einmal den Russen nichts mehr, als ein kräftiger öffentlicher Skandal, mit möglichst viel Tumult und Dramatik.“ Wer in Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert das Kapitel über Rußland gelesen hat, das in einem Hymnus auf den russischen Naturalismus ausklingt, wird sich in seinen Erwartungen enttäuscht sehen. Ansätze zu einer empfindungsvollen und koloristisch feinen Landschaftskunst, wie sie Arbeiten von Stchedrin (1791—1830) und Lebedeff (1812—1837) zeigen, die beide jung gestorben sind und wesentlich in Italien gearbeitet haben, sind im Keime stecken geblieben. Der sogenannte Naturalismus ist von ziemlich platter Art und bezieht sich rein auf das Gegenständliche, während eine aus lebendigem Formgefühl und neuartigen optischen Erlebnissen heraus geborene Anschauung — worauf doch jede selbständige Kunst beruht — kaum zu finden ist. Es gibt hier nichts, was sich an eindringender bildnerischer Kraft und psychologischer Vertiefung den grandiosen Erzeugnissen der russischen Literatur an die Seite stellen ließe. Eine große seelische Erregung wird nicht in malerische Werte umgesetzt. Die der Wirklichkeit entnommenen Vorstellungen erscheinen in einer banalen Uebertragung und finden keine einer starken inneren Vision entspringende artistische Gestaltung.

Ein Zweig der russischen Kunst, die kirchliche Malerei, ist seit jeher antinaturalistisch gewesen. Mit der griechischen Religion ist die hieratische byzantinische Malerei übernommen und immer als sakrosankt beibehalten worden. Zum Teil mit plastischen Draperien von Silber und Gold bekleidet, die nur Gesicht und Arme frei lassen, bedecken die starren Idole Wände und Pfeiler der Kirchen und rufen die Gläubigen zur Anbetung und zum Kusse. Sie sind frei von irgendwelchen irdischen Wallungen und lassen Vergleiche mit wirklichen menschlichen Gestalten nicht aufkommen.

In Moskau fand Anfang dieses Jahres eine archäologische Ausstellung statt, die eine Uebersicht über die alten Ikone gab, von den Anfängen in der Schule von Nowgorod bis ins 18. Jahrhundert. Die frühsten, in ihrer hieratischen Strenge der Erfindung der Typen noch am nächsten stehenden Erzeugnisse sind die eindrucksvollsten und koloristisch am besten abgestimmten. In zahlreichen Wiederholungen erscheinen immer wieder dieselben Gestalten und Kompositionen. Der ganze Darstellungskreis ist auf wenige

Digitized by Google

Schemen reduziert, deren Heiligkeit durch Approbation der Kirche festgelegt ist. Abstraktionen einer weit zurückliegenden Zeit, in besonderen Momenten religiösen Lebens für die kirchlichen Bedürfnisse geschaffen, ziehen sich mit geringen Abwandlungen durch Jahrhunderte und schließen jede Erfüllung mit neuem Leben aus. Jene immer wieder einsetzenden Verjüngungen der abendländischen Kirchenkunst, wenn das Licht einer neuen Naturanschauung über erstarrten und abgestorbenen Formen aufleuchtete, sind Rußland nicht zuteil geworden. Die wenn oft auch noch so versteckten Orientierungen an der Wirklichkeit haben die westeuropäische Entwicklung bestimmt. Es war kein Zufall, daß die von einem gesunden Naturgefühl und einem rein menschlichen Schönheitsideal beherrschte Welt der klassischen Antike für die Renaissance wieder die Erfüllung sehnsüchtiger Wünsche in sich schloß.

Es gibt heute eine Auffassung, die zwei verschiedene Arten künstlerischer Betätigung einander gegenüberzustellen liebt: Das eine Mal nimmt das künstlerische Schaffen die durch die Anschauung unmittelbar gegebene Natur zum Ausgangspunkt, indem das individuell Gefühlte auf die sichtbare Welt der Erscheinungen übertragen, in sie „eingefühlt" wird, und die Phantasie inspiriert und begeistert sich an der Schönheit und dem charaktervollen Ausdruck des lebendigen Lebens. Im anderen Fall bewegt sich die schöpferische Tätigkeit in Abstraktionen, die gar nicht oder nur mittelbar auf die Natur zurückgehen, die Symbole sein sollen für innere Erlebnisse und in naturfernen Formbildungen die Verklärung einer transzendenten Welt bewirken. Und man hat sich versucht gefühlt, einer Ueberlegenheit des zweiten Prinzips das Wort zu reden, eine Theorie, der eine gewisse Richtung der neuesten Kunst entgegenkommt. Ohne die innere Berechtigung und die Tragweite einer solchen Entgegensetzung der beiden Darstellungsweisen hier näher prüfen zu wollen, darf doch wohl darauf hingedeutet werden, daß nichts eindringlicher als die russische Sakralkunst zeigt, wie eine in ihrem Jenseitsstreben immer und immer wieder in überkommenen Abstraktionen sich ergehende Malerei, die der verjüngenden Kraft einer Berührung mit der Natur entbehrt, schließlich nur tote Formen hervorbringt, deren ästhetischer Wert hinter dem symbolischen gänzlich zurücktritt. Wie die russische Kirche im wesentlichen auf dem Kultus der Justinianischen Zeit beruht, so hat die Malerei an den von Byzanz übernommenen Schemen festgehalten. Was aber für die unter den Wirkungen eines zeremoniösen

Digitized by Google

hierarchischen Staatsgebildes sich entwickelnde byzantinische Kunst noch Ausdruck eines unmittelbaren Lebensgefühls war, das ist von den später zur griechischen Religion sich bekennenden Völkern fertig übernommen worden, ohne wesentliche Modifikation durch nationale und einer selbständigen Anschauung entspringende Züge.

„Die morgenländische Kirche ist in kultureller, philosophischer und religiöser Hinsicht das versteinerte 3. Jahrhundert", sagte Harnack vor kurzem in einem Akademie-Vortrag.*) Die russische Kirchenmalerei ist versteinerter Byzantinismus. So stehen sich in Rußland in der religiösen und in der weltlichen Malerei morgenländischer und abendländischer Geist noch schroff gegenüber. Es trat kein Mann wie Giotto auf, der Italien von byzantinischer Kunstauffassung, in deren Fesseln auch das Gebiet der römischen Kirche bis zum 13. Jahrhundert lag, erlöste, indem er einer freieren Naturanschauung und einem individuellen Gefühl Eingang verschaffte. Es konnte und kann eine solche Persönlichkeit innerhalb der griechischen Kirche nicht geben, weil diese jedes Persönliche ausschließt, weil sie nur Bildern, deren sakrale Tradition verbürgt ist, Wert beimißt.**)

Als Peter der Große seine neue Hauptstadt gründete, konnte er sich auf keine autochthone Kunst stützen und verschaffte dem abendländischen Geist für seine weltlichen Zwecke Eingang. Dem morgenländischen Moskau gegenüber wurde Petersburg eine abendländische Stadt. Von da an lenkte der Hof und der Adel durch Heranziehung ausländischer Künstler und Ankauf von Werken der verschiedensten Nationen die Entwicklung in abendländische Bahnen. Durch eine Sammeltätigkeit, die in dem kaiserlichen Besitz der Eremitage ihr glänzendstes Dokument hat, wurde dieses Ziel gefördert. Daß die besten Vorbilder für die Entstehung einer lebendigen Kunst aber nicht genügen und bestimmend sind, zeigt die Entwicklung der russischen Malerei im 19. Jahrhundert. Die vom Staat ins Leben gerufenen offiziellen Akademien nahmen, wie die westeuropäischen,

*) Adolf Harnack, Der Geist der morgenländischen Kirche im Unterschied von der abendländischen. Sitzungsbericht der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, 1913, VII.

**) Vgl. die höchst anregenden Ausführungen bei Karl Holl, Die religiösen Grundlagen der russischen Kultur in „Rußlands Kultur und Volkswirtschaft, Aufsätze und Vorträge im Auftrage der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin herausgegeben von Max Sering."

Digitized by Google

einen klassizistischen Standpunkt ein und ließen ein freieres Leben nicht aufkommen. Was aus selbständiger Anschauung heraus erwachsen ist, hält, an den höchsten europäischen Maßstäben gemessen, nicht stand. Einen Künstler von welthistorischer Bedeutung hat Rußland bisher nicht hervorgebracht.

Da der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Entfaltung kommende naturalistische Geist so wenig wertvolle Resultate gezeitigt hat, so sucht man vom Auslande wieder frische Luft zuzuführen. Die Augen sind hauptsächlich auf Frankreich gerichtet. Das zeigt sich in den Studienfahrten der jungen Künstler und in der Betätigung der Sammler.

Die Art des Sammelns ist durch eine Reihe von Fäden mit der Entwicklung der künstlerischen Kultur eines Landes verknüpft. In Rußland wird, wie auch in anderen europäischen Ländern, der Besitz der heute besonders hoch bewerteten alten Kunst allmählich abgestoßen. Was nicht von Museen aufgenommen wird, wie die reiche Sammlung niederländischer Bilder des Staatsrats Semenoff in Petersburg, die in den Besitz der Eremitage übergeht, wandert meist durch Vermittlung des internationalen Kunsthandels in das Ausland. Das Hauptinteresse der heutigen kapitalkräftigen Sammler richtet sich auf die moderne Malerei. Die Handelsmetropole Moskau ist das Zentrum für diese Bestrebungen.

Hier besitzt der Großkaufmann Tschukine die bedeutendste Galerie moderner Bilder, die jeden Sonntag-Vormittag für den allgemeinen Besuch zugänglich ist. Ich fand die Räume gedrängt voll Menschen, die die sich hier bietende Gelegenheit benutzen, die Erscheinungen der französischen Malerei in den letzten Dezennien kennen zu lernen. Eine ausgezeichnete Uebersicht der Hauptmeister wird geboten. Die Impressionisten des vorigen Jahrhunderts, Claude Monet, Sisley, Renoir, Degas, Cézanne, sind durch hervorragende Werke vertreten, die jeden dieser Künstler in seiner ganzen Eigenart zur Geltung bringen. Den Schwerpunkt seiner Sammeltätigkeit hat aber Herr Tschukine in letzter Zeit auf jene Art von Malern der jüngsten Zeit verlegt, die die unmittelbare Gestaltung von Anschauungsbildern zu überwinden und durch bestimmte Abstraktionen zu neuen, stilbildenden Faktoren zu gelangen suchen. In dieser Hinsicht berühren sich Maler, wie Gauguin, Henri Matisse und Picasso, so verschieden sie auch sonst ihrem Temperament und ihrer

Digitized by Google

Ausdrucksweise nach sein mögen, von denen jeder an dieser Stelle in einer ungewöhnlich großen Zahl von Bildern erscheint.

Von Gauguin, den ich hier in einer Menge und Qualität wie nirgends sonst auftreten sah, bekam ich eine wirklich neue Vorstellung. Die Längswand des großen Speisesaals ist ganz mit Gemälden von ihm, Rahmen an Rahmen gehängt, bedeckt, die in den Farben aufs feinste gegeneinander abgestimmt sind. In dieser bunten Bilderfülle hat das Exotische der Taitanischen Motive etwas üppig Berauschendes und regt die Phantasie zu träumerischem Genießen an, wie Märchen aus Tausendundeine Nacht; das Arabeskenhafte der einzelnen Bilder geht in einem großen Gesamtrhythmus auf. Angesichts dieser mit einer reichen und vielfältigen Verschlingung formaler Elemente zu einer harmonischen Einheit sich zusammenschließenden Bilderwand, die sich als weltliches Gegenstück in der ornamentalen Wirkung der Ikonostasis einer griechischen Kirche an die Seite stellen ließe, wird man sich der dekorativen Begabung des Künstlers so recht bewußt.

Henri Matisse zeigt sich bei Herrn Tschukine mit einer so reichhaltigen Sammlung von Bildern, wie sie sonst nur noch bei Herrn Stein in Paris zu finden ist. Seine Kunst bedeutet ein Programm, und er hat auch literarisch dieses Programm vertreten, zu dem sich schon eine Reihe von Anhängern bekennt. Das Treppenhaus und zwei Räume sind ausschließlich mit Gemälden von ihm dekoriert. Man darf auf das Wort „dekoriert" einen besonderen Ton legen; denn was er will, ist, dem Bilde an der Wand eine neue dekorative Bedeutung verschaffen. Stärkste Konzentration auf einen das Ganze in seiner Totalität umspannenden Ausdruck, das ist das Problem. Die Phantasie des Malers stellt sich nicht auf das Vielerlei der Umwelt ein und sucht es in künstlerische Formen zu fassen. Konkrete Objekte und Wirklichkeitserscheinungen bedeuten ihr nichts. Die Welt des Lebens, deren man nun aber einmal nicht entraten kann, um sich verständlich zu machen, wird soweit entlebendigt, daß das, was bleibt, zu Formeln wird, an denen irgendein Ausdrucks- oder Empfindungswert hängt für den, der ihn zu enträtseln versteht. Wer den Schlüssel dazu nicht findet, geht leer aus, oder sieht Grimassen. Aus grell gegeneinanderprallenden bunten Flächen setzt sich das Farbenbild zusammen, dem zuweilen ein gewisser sinnlicher Reiz nicht abzusprechen ist.

Digitized by Google

Bis zu Picasso, einem Hauptvertreter des Kubismus, der mit etwa vierzig Arbeiten einen ganzen Raum beherrscht, bin ich in nachfühlendem Verständnis noch nicht vorgedrungen. Kann man in seinen brutalen, auf geometrische Formen gebrachten Abstraktionen etwas anderes sehen, als eine Barbarisierung der Kunst? Und darf man uns zumuten, uns auf das Niveau von Kongonegern zu stellen, deren künstlerische Erzeugnisse für den in Paris lebenden Spanier Gegenstand größter Bewunderung und Anregungsmittel für seine kubistische Ausdrucksweise geworden sind?

Daß diese Maler sich in Exotismen ergehen, ist ein bezeichnendes Symptom. Sie suchen zu ihrem „Stil" auf Umwegen in einer künstlichen, ja man muß wohl sagen gekünstelten Weise zu gelangen. Eine ins Kunstgewerbliche führende Tendenz ist nicht zu verkennen. Historisch betrachtet, haben wir einen Prozeß vor uns, wie er sich am Ende der auf griechisch-römischer Kultur beruhenden, in einem koloristischen Impressionismus sich auslebenden antiken Kunst abgespielt hat.*) Auf ein in Naturgefühl und Sinnenfreude schwelgendes Zeitalter folgt eine Generation, die in ihrem Abstraktionsbedürfnis der Variabilität der Erscheinungen entsagt und zu schematischen Stilisierungen übergeht. Ob wir es da mit einer bloßen Mode oder einer Entwicklungsstufe zu tun haben, wird die Zukunft lehren. Ist es nur ein Zufall oder ein Wink der Geschichte, daß diese neuen Abstraktionskunstwerke gerade in Rußland ihren Mäzen finden?

Ist auf künstlerischem Gebiet das produktive Element bei den Russen auch noch nicht stark entwickelt, so ist ihre reproduktive Begabung bekannt und ein hervorstechendes Merkmal ihrer Kultur. In mimischen Leistungen stehen sie auf großer Höhe. Das kaiserliche Ballett in Petersburg, das die besten Traditionen der Tanzkunst bewahrt hat, vermag die ganze zivilisierte Welt zur Bewunderung hinzureißen. In dem Künstlerischen Theater in Moskau findet das Schauspiel eine Pflege, die sowohl nach der Seite der Darstellung wie der Regie den verwöhntesten Ansprüchen genügt. Um zu wissen, wie die Musik im Volke wurzelt, braucht man gar nicht einmal eine der vortrefflichen Opernaufführungen im Petersburger Marien-Theater gehört zu haben. Es genügt, daß man in die Kirchen geht und den wunderbaren, glockenreinen, zu hinreißenden

*) Vgl. Weisbach, Impressionismus. Ein Problem der Malerei in der Antike und Neuzeit, Band I, Kap. 1.

Digitized by Google

Steigerungen geführten und stellenweise in ganz mystischen Exaltationen sich ergehenden a capella-Gesängen lauscht.

In jedem Volke schlummern künstlerische Kräfte, die in einem bestimmten Augenblick ganz zur Entfaltung kommen, wenn die aufgesammelte Energie in der Seele eines Genius produktiv wird. Rußland hat mehr unverbrauchte Volkskraft, als die meisten anderen zivilisierten Länder. Wann seine Zeit kommen wird, darüber Prophezeiungen anzustellen, ist müßig. Es bedarf nur des Funkens, um eine Flamme anzufachen.

Digitized by Google

Das Gesetz der Form und die Kleinmalerei.

Von

Robert West.

Jeder Stoff trägt sein Formgesetz in sich. Dies gilt von dem Material wie vom geistigen Inhalt. Der Künstler oder Schriftsteller kann niemals willkürlich mit seinem Stoff verfahren, sondern dieser fordert peremptorisch eine bestimmte Form von ihm, die sich, je nach der Gefügigkeit oder Sprödigkeit des Stoffes, mehr oder weniger modifizieren läßt. Die Grundform bleibt aber immer Gesetz, und wo dieses Gesetz mißachtet wird, ergibt sich ein mangelhaftes Machwerk.

Der bildende Künstler hat zweierlei Stoff zu verarbeiten, das konkrete Material und den geistigen Inhalt. Der Dichter und Schriftsteller fragt nur nach letzterem. Aus diesem Formgesetz des Stoffes sind die Gattungsarten der bildenden wie der redenden Künste hervorgegangen. Eine richtige Wertung einzelner Kunstprodukte ist nur möglich auf der Grundlage eines richtigen Verständnisses des stofflichen Formgesetzes. Dieses Gesetz ist von den bildenden Künstlern unserer Zeit völlig einseitig aufgefaßt worden, indem sie nur auf die Forderungen des Materials Rücksicht nahmen. In dieser Hinsicht ist denn auch überraschend Gutes und Lebenskräftiges gemacht worden. Die Eigenschaften der verschiedenen Steinsorten, des Holzes, des Metalls, des Elfenbeins, sind trefflich ausgenutzt und zu hoher Wirkung gebracht worden. Gänzlich unberücksichtigt blieb, getreu modernen Kunsttheorien, das Formgesetz des geistigen Inhalts. Es war zum Teil Folge, zum Teil Ursache hiervon, daß das Gegenständliche des Kunstwerkes entweder zu gänzlich belanglosen Motiven herabsank, die man, an sich, ruhig übersehen konnte, oder in so [schreiendem] Widerspruch zur Form stand, daß man es übersehen

Etwas Aehnliches hat sich auf dem Gebiet der modernen

Digitized by Google

Literatur vollzogen. Ihre Wirkungslosigkeit beruht zum Teil auf dieser Verkennung der vom Inhalt gebotenen Form. Der Stoff eines lyrischen Gedichtes wirkt über einen dickbändigen Roman verbreitet unerträglich mager und langweilig. Ein Epos als Drama auf die Bühne gebracht ist ermüdend, und eine dramatisch-bewegte Handlung in die zarten Verse eines Liebesliedes gegossen, erscheint grotesk. Handelt es sich gar um philosophische Systeme kompliziertester Art und kosmische Betrachtungen in Form eines Sonetts, wenn nicht gar eines Kouplets, so ergibt sich das Ungesetzmäßige dieser Darstellungsweise auf den ersten Blick.

Sehr populäre Werke, sei es der Dichtkunst, sei es der Malerei, tragen immer diesem Formgesetz des Stoffes unbedingt Rechnung, und ihre Anziehungskraft ist zum Teil auf diese innere Harmonie zurückzuführen. Zu den vielleicht allgemein beliebtesten deutschen Werken der Dichtung und der bildenden Kunst gehören Scheffels „Trompeter" und Ludwig Richters Holzschnittzeichnungen. In beiden Fällen ist die Form aus dem Inhalt entwickelt, und der Inhalt ist nur in dieser Form denkbar. Jede andere Wiedergabe würde ihn vernichten. Nur der Intuition des genialen oder völlig naiven Künstlers gelingt es, mit absoluter Treffsicherheit seinen Gegenstand, entsprechend dem ihm innewohnenden Gesetz, zu formen. Es lassen sich jedoch gewisse allgemeine Regeln finden, deren Gültigkeit durch vorhandene Werke erweisbar ist. Insoweit als ein Stoff den bildenden und den redenden Künsten gleich zugänglich ist, wird auch das Formgesetz für beide dasselbe sein.

Die Kleinmalerei ist eine Gattung, die heute weder mit dem Pinsel noch mit der Feder viel geübt wird. Das ist fast selbstverständlich, wenn man unser Kulturleben überblickt. Ebenso selbstverständlich ist es, daß sich eine Sehnsucht nach der Kleinmalerei in Kunst und Dasein merkbar regt. In den vergangenen Epochen haben sich unter den Malern vor allem die Holländer dieses Kunstzweiges befleißigt, und auch bei den Deutschen findet man eine große Anzahl solcher Werke. Die Italiener haben sie seltener, aber sie fehlen nicht ganz. Was die Kleinmalerei in der Literatur betrifft, so haben sie Deutsche, Engländer und Franzosen alle im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts in hervorragender Weise ausgeübt. Es liegt also eine durch mannigfaltige und zahlreiche Exemplare vertretene Kunstgattung vor uns, deren Abgeschlossenheit es ermöglicht, den Stoff zu finden, für den diese From innewohnendes Gesetz war und ist.

Digitized by Google

Die Niederländer wählten als Stoffe der Kleinmalerei: Motive aus dem Leben der Bauern, Wirtshaus- und Wachtstubenszenen, kleine Züge des bürgerlichen Lebens, galante Abenteuer und auch obszöne Momente, Porträts, Landschaften und Stilleben. Die Deutschen brachten ihre Kleinmalerei zwar gerade bei Bildern religiösen Inhaltes an, aber nur bei solchen, die sich ins Häusliche, Deutschbürgerliche übersetzen ließen, wie die Geburt der Maria und die Verkündigung. Die Italiener gaben unter biblischen Bezeichnungen prunkhafte Aufzüge, medizäische Straßenszenen und intim aufgefaßte Szenen aus den Heiligen Legenden.

Der Meister der deutschen Literatur auf dem Gebiet der Kleinmalerei ist wohl Jean Paul. Auch Hebbel hat sich darin versucht, und Adalbert Stifter wird zu ihren ersten Vertretern gerechnet. Die Franzosen haben ihren Balzac, die Engländer ihren Dickens. Alle diese gemalten und geschriebenen Werke haben begeisterte Bewunderer und gelangweilte Verurteiler. Der subjektive Geschmack, von so geringer Bedeutung er für die Bewertung einzelner Arbeiten ist, dient doch, auf die Gattung angewandt, als Leitfaden. Es wird sich herausstellen, daß alle die im allgemeinen gern gesehenen oder gelesenen Werke der Kleinmalerei irgendein hübsches, behagliches oder gemütvolles Motiv des Alltags zum Gegenstand haben oder in liebevoll humoristischer Weise das Leben des Mittelstandes im Innenraum schildern.

Damit sind bereits die Stoffe bezeichnet, welche allein der Kleinmalerei zukommen, weil sie die Kleinmalerei als Forderung in sich tragen: Hübsches, Behagliches, Alltägliches, Bürgerliches und Humoristisches. Für die Kleinmalerei unbrauchbar sind die Höhen wie die Tiefen des Lebens, Schönheit und Tragik sind groß und einfach. Sie können weder mit dem spitzen Pinsel noch durch wortreiche und minutiöse Schilderung wiedergegeben werden. Eine Schönheit, die zu genau ausgeführt ist, verliert jeden Zauber. An eine Tragik, die bis in alle Einzelheiten berichtet werden kann, glaubt niemand. Großes und Erhabenes in der Natur entzieht sich in gleicher Weise der Kleinmalerei. Es finden sich in der Landschaft nur sehr selten Motive, die zur Wiedergabe durch die Kleinmalerei geeignet wären, auch sind es immer nur solche, die durch eine Beziehung zum menschlichen Dasein sich dem Gebiet des Genrehaften und des kulturgeschichtlich Erzählenden nähern. Was das Stilleben anbetrifft, so ergibt eine genaue Vergleichung der zahllosen holländischen Blumen- und Fruchtstücke dem ehrlichen Beob-

Digitized by Google

achter, daß diese in der Wiedergabe des Sujets weit hinter den modernen Malereien dieser Art, die alljährlich im Glaspalast und in der Sezession ausgestellt sind, zurückbleiben. Woran liegt das anders, als daß die minutiöse Kleinmalerei der Snyders, Huijsum, Kalf, Heem, so vortrefflich sie in der Anwendung auf leblose Dinge erscheint, den tauig-feuchten Duft, den saftstrotzenden Farbenschmelz der Pflanze zerstört. Bewundernswert ist dagegen in allen diesen Stilleben der kunstgewerbliche Gegenstand, die Becher, Pokale, Schüsseln, Teller, Kannen, Messer, Schalen, kurz, der ganze Apparat, dessen der Kulturmensch zum Genuß seiner Speisen bedarf.

Hier fassen wir die eigentliche Wurzel der Kleinmalerei. Sie entspringt der kulturgeschichtlichen Beobachtung. Ihre Bedeutung liegt in der Notierung der Sitten und Gebräuche und der konkreten Erscheinung ihrer Gegenwart im Innenraum. Sie entwickelt sich im Sittenbild, im Porträt, im Roman und im bürgerlichen Epos. Mit der von Menschenhand unberührten Natur hat sie folglich nichts zu schaffen. Sie ist ein ausgesprochenes Kulturprodukt und nur durch die Kenntnis der Kultur, von der sie berichtet, zu verstehen. Insofern sie humoristisch ist, hat sie es vorzugsweise mit dem Gegensatz zu tun, in welchen Sitte und Gewohnheit den Menschen zur Natur bringen. Die Rührung, die sie erweckt, beruht zum Teil auf dem wehmütigen Kontrast zwischen der Tiefe menschlichen Empfindens und der Trivialität der äußeren Umgebung, zum Teil auf der Darstellung eines zufriedenen Gemüts inmitten eines ärmlichen Heims. Die Kleinmalerei beginnt und endet innerhalb des Hauses. Dieses Haus muß aber das des Bürgers oder des Bauern sein, und zwar nur insofern Bürger und Bauer noch am Kulturleben der Zeit Anteil haben. Der Palast ist für die Kleinmalerei so wenig geeignet wie die Hütte des Elends oder die Innenräume moderner Mietskasernen. Das Großzügige und stilvoll Prunkende, das Brokatne, Goldstarrende, Glänzende, Marmorne will groß und in edlem Stil, in delikat abgetönter Farbenwirkung wiedergegeben sein, es fordert in gewissem Sinne die Stilisierung. Das Niedrige, Gemeine, Häßliche fordert die impressionistische Wiedergabe, durch die einzig und allein in der Kunst eine realistische Wirkung erzielt werden kann. Durch dunkle Andeutungen, geschickt aufgesetzte Lichter, geheimnisvolle Farbenflecke vermag man, wie es Goya tat, einen Schauder ungeahnter Tiefen des Verbrechens und des Lasters, des Elends und der Not hervorzurufen, wo kleinliche und detailgetreue Schilderungen entweder lächerliche „Mori-

Digitized by Google

taten" ergeben oder so ekelhaft sind, daß sie Mitleid und Grausen ersticken. Beide Arten scheiden aus dem Gebiet der Kunst aus.

Das dem Schönen und Erhabenen immanente Gesetz der Form ist meist berücksichtigt worden. Künstler und Schriftsteller haben sich hier selten vergriffen. Keiner hat versucht, eine Iphigenie in Knittelversen zu schreiben oder eine Heldengestalt als Vignette zu skizzieren. Dahingegen hat man sich in der Darstellung des Häßlichen und Traurigen durch minutiöses Schildern schwer versündigt. Künstler, von geradezu hervorragender Bedeutung für die Kleinmalerei, wie David Teniers, haben ihr Talent dadurch fast unfruchtbar gemacht, daß sie es auf Schilderungen von Zuständen vergeudeten, von denen jeder gern die Augen wegwendet. Wie Ludwig XIV. möchte man trotz aller Hochachtung vor dem malerischen Können sagen „ôtez-moi ces magots." Das stimmt für alle Bilder Pieter Brueghels, Brouwers, Ostades, Jan Steens. Zu den Literaten, die sich in ihrem Stoff vergriffen, gehört der mit Recht vielbewunderte Balzac. Es ist ein Genuß, seine Schilderungen zu lesen bis zu dem Moment, wo man von Ekel vor seinen Figuren erfüllt wird. Kein Mensch hat den Wunsch, sich länger als irgendnötig im selben Milieu, wie die Balzacschen Typen, aufzuhalten. Man will so schnell als tunlich von diesen teils niedrigen, teils gemeinen, manchmal beklagenswerten Geschöpfen loskommen, und das Interesse an der Milieuschilderung wird durch die Gleichgültigkeit gegen die Charaktere der handelnden Personen lahm gelegt. Balzacs Kleinmalerei wird erdrückend durch den gänzlichen Mangel an Humor und an Liebe. Darin ist sie den holländischen „Bordeeltjes" verwandt, in denen auch ohne Liebe und ohne Humor Szenen dargestellt werden, die nur durch das Kostüm und die Möbel ein kulturgeschichtliches Interesse behalten.

Jean Paul, so ungenießbar seine Werke für den modernen Menschen oft sind, so breit und gezwungen sein Humor ist, so läppisch seine Rührung manchmal wirkt, ist trotzdem, was die Wahl seiner Stoffe betrifft, ein besserer Meister der Kleinmalerei wie Balzac, denn er bringt das Bürgerliche und Gemütvolle, das Intime und Drollige reiner zur Geltung. Es liegt etwas Gutmütiges und Heiteres in seiner Wiedergabe von Lächerlichkeiten und menschlichen Unvollkommenheiten. Hier stehen ihm sehr nah die süddeutschen Maler des 15. Jahrhunderts, in deren Interieurszenen auch oft Unflätiges und fratzenhaft Affektiertes neben Echtem und Empfind-
samem steht. Ein Stück vom Schulmeisterlein Maria Wuz und

Digitized by Google

ein Stück vom sentimentalen Walt steckt auch in ihnen. Der knotige Michel Wolgemut konnte doch sein gemütliches Familienbild der „Vermählung der heiligen Katharina" malen, und Friedrich Herlin gab in seiner „Salbung Christi durch Magdalena" einen einfachen bürgerlichen Mittagstisch, bei dem Liebe und deutsche Gastfreiheit die Anwesenden traulich und ohne Pose vereint.

Ganz vergriffen in seinem Stoff hat sich dagegen der Holländer Hieronymus Bosch, der es versucht, wild-phantastische oder mystisch-spukhafte Dinge, in trockener, spießbürgerlich erzählender Weise wiederzugeben. Ganz ähnlich hat sich der wackere Lukas Cranach in seinen allegorischen Nuditäten vergangen, die, in der philiströsen, etwas schämigen Weise eines Hausvaters, der ein bißchen über die Stränge schlagen möchte, dargestellt, nur ein gerührtes Lächeln über den vergnügten alten Herrn hervorrufen. Dieses frivol sein wollende Spießbürgertum, verbunden mit weinerlicher Rührseligkeit, hat auch den Schriftsteller Laurence Sterne in die Reihen derer verwiesen, die nur mehr ein literarhistorisches Interesse beanspruchen können.

Friedrich Hebbel hat in seinem Schnock ein Meisterwerk der Kleinmalerei geliefert, die sich jedoch ganz auf das Psychologische beschränkt und von jeder Milieuschilderung oder äußerlichen Charakterisierung, soweit diese nicht zur Psychologie notwendig ist, absieht. Dadurch kommt, entsprechend dem Charakter des Dichters, ein Zug von düsterer Schwermut und von müdem Trübsinn über das Ganze, dem sich in seinem „Schneidermeister Nepomuk Schlägel" sogar ein Tropfen Bitterkeit beimischt. Den Schnock wird man vielleicht zum zweiten Male lesen, den Schneidermeister gewiß nicht. Die Darstellung ist aber an sich gut. Die Abneigung des Lesers bezieht sich mithin auf den Stoff, und jeder Stoff, der dieses Gefühl hervorruft, ist für die Kleimalerei ungeeignet. Adalbert Stifter hat im Gegensatz zu Hebbel die Aufgabe der Kleinmalerei in einer endlosen Häufung des äußeren Beiwerks gesehen und geht mit seinen Schilderungen nie in die Tiefe. Seine Personen wie die Zustände, die er uns schildert, lassen uns kalt. Wir staunen über seine Technik. Aber da die Form hier nicht aus dem Stoff geboren ist, wie in Jean Pauls „Flegeljahren" und Hebbels „Schnock", so empfinden wir stets das Disparate zwischen dem Aufwand an Schilderung und dem Gegenstand, der leblos unter der toten Form liegen bleibt. Unwillkürlich frägt man sich: wozu die Mühe?

Durch Stifter werden wir an die glatten, mit namenloser Diftlichkeit gemalten Bildchen der Holländer Gerard Dou und der

Digitized by Google

Mieris gemahnt. Dous „Alter Schulmeister“ in der Dresdener Galerie ist ein Symbol seiner ganzen Kunst, verhuzelt, vertrocknet, verstaubt, kleinlich und wichtigtuerisch, so erscheint sie gleich dem alten Männchen, das seine Feder mit einer Emsigkeit schneidet, als hinge das Schicksal eines ganzen Dorfes von seiner Vielgeschäftigkeit ab. Willem van Mieris notiert mit ermüdender Geschwätzigkeit den ganzen Inhalt einer Fisch- und Geflügelhandlung oder eines Kramladens, bis der Zuschauer sich nach einem herzhaften Besenstrich des tollen Franz Hals durch die ganze Puppenstubenherrlichkeit sehnt. Hieran ist nun zweifellos die Mache mehr schuld wie die Wahl des Gegenstandes, aber der Gegenstand ist stets mit einem so sicheren Griff für das Triviale und Alberne gewählt, daß man sich sagt, diese Künstler verdienten es, Zeit, Können und Fleiß auf solchen Quark zu verlieren. Humor und Gemüt, Behagen und Arbeitsamkeit, die stille, anspruchslose Würde des Bürgerstandes sind hier nicht, sondern das Verkommen und Vertrocknen lebendigen Menschenseins im Kleinlichen und Prosaischen. Geistige Oede, seelische Dürre und leibliches Fettwerden sind hier unbeabsichtigterweise zum Gegenstand erkoren worden.

Die beiden Meister der Kleinmalerei, welche, in vollkommener Weise das Gesetz der Form aus dem Stoff ableitend, diesen durch ihre Detailschilderung zur höchsten Wirkung erhoben haben, sind in der Literatur Charles Dickens, in der Malerei Pieter de Hooch. Dickens nahm seine Stoffe aus dem Mittelstand und den niederen Volksschichten, die er kannte, und führt uns in unermüdlicher Freude immer von neuem die verschiedenen Typen der englischen Bourgeoisie vor Augen. Er zeigt uns den kleinen Mann und seine Angehörigen beim Essen und Trinken, im Schlafen und im Wachen, an seinem Kamin und auf der Reise, in Lust und Leid, bei der Arbeit und am Sonntag. Er schildert uns das Interieur, in dem sich das kleine behäbige Leben seiner Menschen abspielt, bis wir uns in seiner Welt ohne Führer zurechtfinden, ja er kreirt eine Welt, ein altes London, dessen letzte Reste noch nicht ganz aus der Riesenstadt verschwunden sind, solange die stillen Höfe und die alten Häuser der Inns of Court dort erhalten bleiben. David Copperfield und Tommy Traddles bleiben unvergeßlich, liebe Jugendfreunde, und wer hat nicht in früheren Tagen bittre Tränen geweint am Sterbebett des kleinen Paul Dombey, wer hat nicht mit immer neuem Behagen die humorvollen Szenen gelesen, in denen Mr. Micawber seine pompöse Eigenart entfaltet? Charakteristisch für Dickens ist es,

Digitized by Google

daß ihm seine Bösewichter, seine Aristokraten und seine Schönheiten immer mißlingen. Seine Bösewichter sind zu schlecht, seine Aristokraten sind nur Karikaturen, seine Tugendheldinnen zu unwahrscheinlich schön und edel. Auf seiner Höhe ist er nur, wenn er uns Menschen vorführt, die von niederer Geburt und nicht mit äußeren Glücksgütern gesegnet sind. Für die geistig Armen, die Beschränkten, die Stiefkinder des Daseins hat er ein warmes Herz, und nie ist er so ganz zu Hause, als im kleinen, bescheidenen Zimmer, beim flackernden Kaminfeuer, inmitten anspruchsloser, fröhlicher Menschen. Die Szene, in der David Copperfield, Tommy Traddles und die Familie Micawber bei ihrem kleinen Fest durch den geschniegelten Kammerdiener des hochgeborenen Stearforth aus aller Contenance gebracht werden und durch die bloße Anwesenheit dieses Wahrzeichens der Aristokratie ein Mehltau auf die kleine lustige Gesellschaft fällt, ist symbolisch für die Dickenssche Kunst. Sie wurzelt im gebildeten und halbgebildeten Bürgertum aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und ist als Darstellung dieses Standes, ganz abgesehen von ihrem Eigenwert, ein Kulturdokument ersten Ranges. Dickenssche Menschen und Verhältnisse gibt es so wenig mehr wie Velasquez-Prinzen und Van Dycksche Edelfrauen. Ein großer Teil des Reizes von Dickens Kleinmalerei liegt in der Ungezwungenheit, in der er selbst an den geschilderten Zuständen teilnimmt. Er ist ebenso entfernt von sentimentaler Gespreiztheit wie von tölpelhafter Weinlaune. Der Plumpudding und der heiße Punsch spielen zwar eine gewisse Rolle, auch werden hübsche Mädchen gern unter dem Mistelzweig geküßt. Aber diese heiteren Szenen sind niemals würdelos, denn sie kommen als wohlverdiente Erholungsstunden nach Tagen harter Arbeit und ehrlichen Ringens ums tägliche Brot. Hinter dem Drolligen und Gemütvollen liegt bei Dickens immer die Kraft spendende Vorstellung der Arbeit. Alle Menschen, die er schildert, haben zu tun, sind fleißig in ihrem Beruf. So rettet er seine Kleinmalerei des Gemütlichen und Humorvollen vor dem Rührseligen und Trivialen oder, mit anderen Worten, er holt aus seinem Stoff alle Möglichkeiten hervor durch die richtige Wiedergabe der in ihm enthaltenen Form.

In ganz ähnlicher Weise wie Dickens bringt Pieter de Hooch das zuwege. Sein Stoff ist das häusliche Leben des arbeitenden, in Zucht und Ehren sein Dasein verbringenden Kleinbürgers. Es geht ein Hauch sonniger Lebensfrohheit von seinen Bildern aus. Die Reinlichkeit und Ordnung, das Geregelte und Geruhige des

Digitized by Google

holländischen Interieurs wird atmendes Leben in seinen Bildern. Das malerisch so reizvolle Motiv des Durchblicks in einen helleren Nebenraum oder auf einen sonnenbeschienenen Garten gibt ihnen etwas Sommerliches, Luftiges. Die Menschen Pieter de Hoochs haben so gut wie die Dickens' alle etwas zu tun, keine Arbeit, die mit Hast und Anstrengung verbunden ist, sondern die stetige, ununterbrochene Tätigkeit fleißiger und gesunder Menschen. Seine ruhenden Figuren ruhen immer und sichtlich von der Arbeit aus, nicht vom Müßiggang. Diese Ruhe ist ein stilles Einatmen des Sommers und der Traulichkeit des Raums. Seine Frauengestalten sind gute, tüchtige Mütter, seine Kinder schläfrig-behagliche, gut erzogene Geschöpfchen. Man kann sich an diesen Bildern nicht satt sehen. Jeder kleine Zug wird mit Genuß betrachtet, jede Einzelheit ist interessant, aber es ist nicht allein die technische Vollkommenheit dieser Malerei, welche sie so anziehend macht, sondern in hohem Grade das Gegenständliche des Bildes. Jan Steens und David Teniers' Kleinmalerei ist ebenso gut, und doch wendet man sich von ihren Werken so gern denen Pieter de Hoochs zu. Freilich, keiner hat so wie er die Sonne im Innenraum gemalt, aber ohne die stimmungsvollen Familienszenen, ohne das Stille und Biedere dieser sauberen Zimmer, käme die eigenartig suggestive Lichtverteilung nicht so zur Wirkung. Die Sonne dient eben dazu, das eigentliche Stimmungsmoment des Warmen, Vertrauten, Alltäglichen zu heben und zu vergolden. Der Grund, warum uns die Bilder Pieter de Hoochs soviel besser gefallen, wie die Jan Steens und David Teniers, liegt in der ganz einfachen Tatsache, daß seine Menschen sympathisch sind und seine Welt anheimelnd ist. Man hat vor einem Gemälde Pieter de Hoochs fast immer den Wunsch, dieses sonnendurchflutete, geruhsame Dasein in den eigenen Alltag zu übertragen, während man vor Jan Steens rüpelhafter Darstellung seiner eigenen Familie die Verfeinerung der Umgangsformen seit dem 17. Jahrhundert mit einem Schauder der Dankbarkeit empfindet.

Tatsächlich wird das hier über Pieter de Hooch Gesagte von allen Kunstschriftstellern anerkannt. Muther wie Bode sehen seine Bedeutung lediglich in diesen Milieuschilderungen aus dem bürgerlichen Alltagsleben Hollands. Er hat auch anderes gemacht, Wachtstuben in seiner früheren Zeit, höfische Galanterieware in seiner späteren, aber von solchen Sachen will niemand etwas wissen. Die köstlichen Darstellungen bürgerlichen Familienlebens in sonnenhellen, hübschen, blank gescheuerten Innenräumen stammen alle aus der

Digitized by Google

Zeit von Pieter de Hoochs ersten glücklichen Ehejahren in Delft. Die Wahl des Stoffes aus dem tiefinnersten Erleben und Beobachten des Künstlers heraus liegt hier klar zutage und mit ihr die Erklärung, warum diese einfachen Werke ein solches friedliches Glücksgefühl ausströmen. — Natürlich gibt kein Kunstkenner zu, daß es sich bei der Bevorzugung von Pieter de Hoochs bürgerlichen Sittenbildern vor seinen früheren und späteren Arbeiten um irgendetwas anderes als eine ganz objektive maltechnische Bewertung handelt. Wie kommt es denn aber, daß Pieter de Hoochs Technik ausgerechnet nur bei diesen Sujets gut ist? Es erweist sich deutlich, daß er in seinen Bildern den richtigen Stoff für seine Malweise zu finden gewußt hat und diesen Stoff in der ihm allein gemäßen Form verarbeitete. Darum sind seine Bilder, wie Dickens' Romane, Musterbeispiele einerseits für das Gesetz der Kleinmalerei, andererseits für das Formgesetz des Stoffes. Diese Werke konnten keinen anderen Inhalt haben und dieser Inhalt konnte nicht anders dargestellt sein.

An dieser Stelle führt uns die Beobachtung des Formgesetzes, das in den Dingen liegt, zu einem weiteren Gesetz, der Inhaltsforderung der Form. Durch dieses sekundäre Gesetz wird die Probe auf das Exempel gemacht. Ist die Form folgerichtig aus dem Stoff entwickelt, so erscheint diese Form, unabhängig und losgelöst von ihrem Inhalt betrachtet, als diesen Inhalt fordernd. Der erste Maler oder Schriftsteller, der sich ein Stück bürgerliches gemütliches Alltagsleben zum Stoff seiner Darstellung wählte und die Forderung der Kleinmalerei in ihm erkannte und berücksichtigte, schuf zugleich das Gesetz, nach welchem nur diese Gegenstände zum Stoff der Kleinmalerei gemacht werden dürfen.

Es mag sein, daß die malerischen Qualitäten von Pieter de Hoochs Bildern zu hervorragend sind, um diese als vollgültige Beispiele für die hier aufgestellten Behauptungen erscheinen zu lassen. Ein anspruchsloseres Beispiel wird mehr Gewicht haben. Im Darmstädter Museum hängt ein Bild des oberrheinischen Malers Karl Engel. Es stellt das Atelier des Bildhauers J. B. Scholl dar. Die Malerei ist sauber, peinlich genau und fleißig. Das Bild ist eines der poetischsten und anziehendsten, die es überhaupt gibt. Man blickt in dieses mit gemütvoller Sorgfalt gemalte Interieur wie in die gute alte Zeit selber hinein. Das ist alles so lieb, so vertraut und so kreuzbrav. Man muß augenblicklich an Rabes „Chronik der Sperlingsgasse" und an Ludwig Richters „Lebens-

Digitized by Google

erinnerungen" denken. Man freut sich über den wackeren Jungen, der da bei der Arbeit sitzt, man erquickt sich an der künstlerischen Unordnung im Atelier und denkt an die anderen braven, armen Burschen, die hier zusammenkommen werden, um, wie weiland der Kupferstecher Julius Thäter und seine Freunde, „Kartoffeln und Speckſauce" als Festschmaus zu verzehren — und dabei von ihren wundervollen Idealen in Kunst und Leben zu schwärmen. Künstlerromantik im Rahmen deutschen Spießbürgertums hat ihren ganz eigenen Zauber. Es waren doch herrliche Zeiten, als die deutschen Maler noch zu Fuß nach Rom pilgerten und sich noch nichts vom plein air träumen ließen! In diesem Bildchen stehen die Fenster offen, Rosen blühen davor, die Sonne wirft goldene Strahlen in das Zimmer und auf das kalte Grau der Stein- und Gipsfiguren; ein Mädchen reicht einen Korb mit Frühstück herein. Hinter dem Atelier öffnet sich das kleine, nett gehaltene Schlafzimmer des jungen Bildhauers, dort hängen die Bilder seiner Angehörigen an der Wand. Freilich, dieser Ausblick in den Nebenraum hat nichts von der malerischen Schönheit, die Pieter de Hooch eben diesem Motiv zu geben wußte. Hier ist kein Spielen mit Licht- und Luftwirkung, nur eine schlichte Wiedergabe des Vorhandenen, und doch hat man, genau wie bei des größeren Meisters Bildern, die Empfindung, daß es sich in dieser Umgebung ganz wundervoll leben ließe. Hier ist durch die aus dem Inhalt so unbedingt folgerichtig entwickelte Form ein echtes Kunstwerk geworden, trotz der im übrigen mangelhaften Fähigkeiten des Malers.

Wollte man eine Parallele zu diesem Werkchen in der deutschen Literatur finden, so würde man wohl am ehesten an Voß' „Luise" erinnert werden. Dieses bürgerliche Epos mit seiner behaglich-stimmungsvollen Kleinmalerei des häuslichen Lebens öffnet uns die Bahn zu dem unübertroffenen Meisterstück der Kleinmalerei aller Zeiten, dem bürgerlichen Epos, das der deutscheste unserer deutschen Dichter in „Hermann und Dorothea" gegeben hat. In dieser Dichtung hat Goethe das Bürgerlich-Intime des Inhalts wie die kleinmalende Form zur Klassizität erhoben. Nun gibt es weder in der deutschen noch in der niederländischen Malerei irgendein Ding, das sich diesem Epos zur Seite stellen ließe. Man muß sich dem alten Lande edelster Kultur zuwenden, um etwas zu finden, das man zugleich mit „Hermann und Dorothea" nennen dürfte, das, bürgerlich-intim im Inhalt, genrehaft in der Darstellung, die Form der Kleinmalerei aufweist. —

Digitized by Google

Vittore Carpaccio schuf im 16. Jahrhundert seinen Traum der heiligen Ursula. Daß sie eine Königstochter war, hinderte diesen naivsten aller Maler nicht, sie als venezianisches Bürgermädchen darzustellen, das nachts hübsch ordentlich sein Krönchen ans Fußende des Bettes stellt. Wie alle Innenräume Carpaccios, ist auch dieser ganz köstlich durch die fein abgestimmte Harmonie der Töne und Farben, die liebenswürdige Sorgfalt der Details, die hübschen, adretten, gut gehaltenen Möbel, die herumstehen. Das Linnen ist so duftend sauber, das Bett so gut gemacht, das blonde Mädchen liegt so ruhig und ordentlich da. Durch das offene Fenster kommt frische, kühle Nachtluft herein. Die Blumen, die hinter dem Holzgitter stehen, das bis zur halben Höhe des Fensters aufsteigt, verraten die sorglich pflegende Hand, welche die Nelken am Stäbchen festbindet und dem Myrtenzweig frisches Wasser gibt. Die Freude am kunstgewerblichen Detail, an der schmucken Einrichtung, der harmonischen Raumkunst tritt in diesem Bilde hinter der nächtlich-weihevollen Stimmung zurück. Dieses Gemälde soll vor allem ruhig atmendes Schlafen ausdrücken; aber in seinem Hieronymus im Gehäus hat Carpaccio ganz sich selbst gegeben, in der liebevoll genauen Schilderung alles dessen, was der kultivierte Geschmack eines gelehrten venezianischen Prälaten in seiner Studierstube anhäuft. An Pieter de Hooch erinnert seine „Geburt der Maria". In dieser Wochenstubenszene ist ein Stück bürgerliches Dasein aus dem Venedig des 16. Jahrhunderts festgehalten. Ganz schlicht und trocken, wie ein Holländer, erzählt Carpaccio, auch er läßt, wie schon im Traum der heiligen Ursula, eine Tür offen, aus der man hinaussieht in die Nebenräume und auf das häusliche Getriebe. Es sind bürgerliche Menschen, ganz intim aufgefaßt und ganz auf ihre häuslichen Verrichtungen konzentriert, aber der Unterschied zwischen ihnen und den holländischen Genreszenen liegt in dem Kulturgrad. Dieser Mittelstand hat ein viel höheres Niveau erreicht, wie der holländische und deutsche. Darum auch erhält Carpaccios Kleinmalerei den großen Stil, den keine anderen Werke dieser Gattung aufzuweisen haben. In seinen Bildern erreicht der bürgerlich-intime Inhalt, durch sorgfältige Kleinmalerei wiedergegeben, jene Klassizität, die in der Dichtkunst nur Goethes bürgerlichem Epos eigen ist. Durch Goethe und Carpaccio nimmt die Kleinmalerei ihrer Rang neben den übrigen, stolzere Namen tragenden Kunstformen ein. Viele waren bestrebt, das kleine Dasein des bürgerlichen Mittelstandes erzählend und malend zu gestalten. Sie

Digitized by Google

taten es, je nach ihrer Weltanschauung und Gemütsverfassung, in humoristischer oder gemütvoller, in bitterer oder satirischer Weise. Nur Goethe und Carpaccio haben ein höheres, ethisches Moment in ihre Aufgabe hineingetragen, indem sie die Darstellung des bürgerlichen Mittelstandes aus der Enge persönlicher Beobachtung auf die Höhe einer Würdigung seiner sozialen Bedeutung erhoben. Goethe und Carpaccio zeigen in ihm den Kulturträger, den Stand, der intellektuell und kulturell den sozial höheren Ständen überlegen ist oder überlegen sein kann. Der gebildete Mittelstand ist der Exponent des Kulturniveaus seiner Zeit. Einfachheit, Würde und Harmonie bilden die Form, unter der diese Bedeutung des Mittelstandes sich in der Kleinmalerei des Lebens dartut.

Digitized by Google

Die Schulschauspiele und ihr Untergang.

Von

Geheimrat Bünger, Aurich.

Vergleicht man die Lehrordnung der Gelehrtenschulen der Reformationszeit mit der jetzigen, so bemerkt man, daß wohl neue Disziplinen im Laufe der Zeit hinzugekommen, daß aber die alten — mit einer einzigen Ausnahme — geblieben sind, als fester Bestand der Bildungsmittel. Und diese einzige Ausnahme, die ein Laie auf diesem Gebiet kaum ermitteln wird, die Schulkomödie, stellte früher eine ganz hervorragende und zugleich allgemein beliebte Sonderaufgabe der Lateinschulen dar: die größten deutschen Männer jener Zeit haben sie gepflegt und empfohlen: Luther lud Spalatin zu einer solchen ein, die in seinem Hause, im alten Augustinerkloster zu Wittenberg, von Studierenden aufgeführt wurde, er beruft sich in seiner Auslegung des 101. Psalms auf Terenz und meinte in seiner weitherzigen Weise, „man solle die Komödien darum nicht fliehen, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlereien darin vorkämen, da man um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen".*) Melanchthon, der in Tübingen Vorlesungen über Terenz gehalten und in solcher Art Dramen einst selber mitgespielt hat, ließ öfter Stücke spielen, eins derselben zu Ehren seines berühmten Großoheims Reuchlin, dessen Schuldramen, fast in moderner Ent- und Verwickelung aufgebaut, Literaturerscheinungen ersten Ranges sind**)

*) Vergl. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Leipzig 1870.

**) Eins derselben, Henno, hat Luther selber übersetzt (Rein, encyklopäd. Handb. VI, 445). Es ist ein kurzes Lustspiel in 5 Akten, mit Chören und Noten. Das vorliegende, der Turmbibliothek zu Eisleben gehörige Exemplar (ohne Jahreszahl, Liptzk impressit Valentinus Schumann), berichtet in der Schlußnotiz, daß das Stück im Palaste des Fürsten Joannis Dalburgii, des berühmten Kunstförderers v. Dalberg, Kämmerers und Bischofs von Worms, unter Mitwirkung bedeutender Männer, u. a. der bekannten Jakob Eltz, Jakob Wimpheling jun., 1497 aufgeführt, darauf aber durch Jünglinge wiederholt sei, die von Dalberg dafür beschenkt seien.

Digitized by Google

und seinerzeit auf den Hochschulen kommentiert wurden. Es legte sich für sie ein der tiefernste Verfasser evangelischer Kirchenordnungen, Joh. Bugenhagen; viele fromme Dichter geistlicher Lieder, wie Martin Rinckhardt, Georg Neumark, Johann Rist, haben selber solche Komödien „in Schimpf und Ernst" geliefert. Und nun gar erst die hohen Meister der Schule, z. B. der große Pädagoge Johannes Sturm in Straßburg, der fast wöchentlich ein Schuldrama aufführen ließ und lehrplanmäßig seine Schüler täglich mit ihrem Studium beschäftigte, ferner A. Comenius! Und die Gewaltigen der Lateinschulen fast ohne Ausnahme, katholische und evangelische, sahen es als ein **nobile officium** an, von Zeit zu Zeit ein Schauspiel agieren zu lassen. Es war die Amtspflicht des Lehrers der Rhetorik, tunlichst in eigener Dichtung ein solches Werk zu schaffen, von denen bei weitem die meisten ungedruckt blieben.*) Eine ganze Reihe von amtlichen Schulordnungen, z. B. die Hamburger von 1537, die kursächsische von 1540, die Güstrower von 1602, verlangen das Komödiespielen ausdrücklich, erstere schreibt eine Komödie von einem alten, eine zweite von einem neueren (deutschen) Dichter vor. Fast alle Schulordnungen nach der Reformation aber empfehlen die Lektüre des Terenz, der dem Plautus gegenüber als der von anstößigen Ausdrücken freiere erachtet wurde.

Die feierlich-ehrwürdige Kirche stand seit dem 4. Jahrhundert, also nach dem Aufhören der Verfolgungen, solchen Spielen durchaus nicht mißgünstig gegenüber, duldete Narren- und Eselsfeste in ihren Gotteshäusern und sah sogar darüber hinweg, wenn sie selber in harmloser, aber oft auch in bitterer Weise dabei verhöhnt wurde. Es konnte vorkommen, daß weltliche Stücke im hohen Chor unter schallendem Gelächter des Publikums vorgeführt wurden und der Hanswurst auf den Altarstufen seine Albernheiten trieb, worauf oft in unmittelbarer Folge Gottes Wort und Engelgesang in einem biblischen Heldendrama ertönten. Oft wurden in den Klöstern, namentlich in denen der Bettelmönche, solche Stücke vorgeübt, z. B. bei den grauen Brüdern (Franziskanern) in Berlin.**) Noch 1576 zahlte die Kirchenverwaltung zu Norden dem Rektor einen Zuschuß **ad agendam comoediam.**

Entsprechend diesem kirchlichen Zuge dichteten und veröffentlichten zahlreiche Pfarrer — evangelische und katholische — solche Schaustücke zum Teil unter ausgiebiger Verwendung von flachen

*) Vergl. Jäger, schola Carolina Osnabrugensis 1904.
**) Vergl. Herzogs Realencyklop.: Geistl. Dramen.

Digitized by Google

Witzen, die wir heute Kalauer nennen. Unter den im Autorenregister nur des II. Bandes von Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung bei der „kirchlichen Volksdichtung des Reformationszeitalters" angeführten, sich auf einige Tausend belaufenden Dichtern sind die meisten Geistliche, und Matthäus Scharschmid in Zeitz sagt in der Vorrede zu seinen „7 Märtyrern" (1579): „Wenn eine geistliche Komödie oder Tragödie mit Gesängen und Chören gemischt ist, so können sie ebensogut wie Psalmen und geistliche Lieder Gottes Ehre ausbreiten", womit er sehr präzise den Standpunkt der Kirche zu dieser Angelegenheit zum Ausdruck bringt. Hier standen auch die Jesuiten ebenso, denn sie kannten die herzgewinnende Kraft der Jünglingskomödien, und gerade sie ließen diese mit höchstem Glanze ausführen.

Nicht minder wandten die Fürsten ihnen ihre Gunst zu, nahmen in damaliger Ermangelung eines Hoftheaters mit Freuden die zu ihren Ehren von Städten und Schulanstalten ihnen dargebotene Gabe der Thalia entgegen und konnten, wenigstens ehe die nach Shakespeare aufgekommenen englischen vagierenden Komödianten Deutschland durchzogen, einem fürstlichen Besuche fast keine größere Aufmerksamkeit erweisen, als die Ergötzlichkeit eines mit Waffenprunk und schallenden Chören sich darbietenden Schülerschauspieles; und nicht ist Herzog Heinrich Jul. von Braunschweig-Lüneburg, postulierter Bischof von Halberstadt, der einzige Fürst damaliger Zeit, der Schauspiele, auch Schwänke dichtete.

Um auch die weiteren Fürsten des Geistes: Staatsmänner und Philosophen nicht zu übergehen, so nennen wir nur Hugo Grotius mit seiner Dichtung **Christus patiens.**

Eine besondere Sympathie hegten die Städte für diese Spiele. Der engherzige Lokalpatriotismus bewirkte, daß die größeren Städte eifersüchtig auf die Neuerungen der Nachbarorte waren, und mitunter scheuten die Magistrate kein Opfer, wenn es galt, ein besonders großartiges Schülerschauspiel zu ermöglichen, gerade so, wie sie wohl sich rühmten, den höchsten Turm oder den besten Katechismus zu haben. Ja, manchmal gönnte man den herbeikommenden Bürgern der Nachbarstadt nicht das Zuschauen, wie denn in Hildesheim 1576 während den Vorstellungen die Tore geschlossen gehalten wurden.*) Die städtischen Unternehmen dieser Art waren nicht selten in das Stadtrecht aufgenommen, wie dies bei den Torgauer sonder-

*) Holstein, Die Reform. im Spiegel der dr. D., S. 104.

Digitized by Google

lichen Artikeln" von 1534 geschah, nach denen der Rat „den Schülern zum Komödienrezitieren im Sommer das Rathaus, im Winter die Trinkstube lieh, dazu ihnen auch alleweg 1 fl. zur Ergetzlichkeit schenkte, doch daß die Knaben auch solcher verehrung genießen." (S. Sehling, Kirchenordnungen I, S. 681.)

Und der hier buchstäblich die erste Rolle spielenden deutsch-lateinischen Jugend konnte wohl überhaupt nichts Willkommneres bereitet werden, als die Vergünstigung, auf den weltbedeutenden Brettern der Menschen Schicksal entweder in eigener Person darzustellen, oder vorgeführt zu sehen. Jedes Kindes Glückseligkeit ist das Spiel, in dem die Phantasie ihm eine luftige und lustigere, schönere Welt als die reale schafft, und wobei das Kind sich selber ein Schauspiel vorführt. Die Jünglinge aber haben noch dieselben Triebe und Neigungen wie die Kleinen; wenn man sie Komödie spielen läßt, so geschieht dies meist mit ganz höherer Verve, als bei den Berufsschauspielern. Die Pädagogen machen hierbei wunderliche Erfahrungen: die vermeintlich dümmsten Schüler erweisen sich oft als die geschicktesten Mimen, und der Wortlaut ihrer Rolle bleibt zeitlebens treu in ihrem Gedächtnisse. War doch diese „Aktion" auch nicht nur eine sehr willkommene Unterbrechung und — so zu sagen — Vergeistigung der nüchternen Schularbeit, sondern in der Tat ein psychologisch notwendiges Korrelat der wesentlich rezipierenden Schülertätigkeit, denn wie beim natürlichen Atemholen muß Einnehmen und Herausgeben auch in der Seelentätigkeit möglichst im Gleichgewicht stehen, während beim gewöhnlichen Unterrichtsbetriebe der Geist oft recht wenig produziert. Lockend wirkt dabei die Aussicht der Spieler auf Lorbeeren und andere Ernten. — Das Verlangen der Beteiligten nach solchen öffentlichen Schaustellungen war so stark, daß sogar in der Fastenzeit gespielt wurde,*) und daß auch andere Schulfeiern, z. B. Einführung von Lehrern, öffentliche Prüfungen, etwas vom Schaugepränge, ja Komödienhaftes bekamen, sogar die Einladungen dazu entbehrten oft nicht eines humoristischen Zuges.

Obwohl der gewöhnliche städtische Bürger, vulgo das Volk, hierbei nicht in Betracht kommen dürfte, so huldigte doch auch dieses der Schulkomödie, da man an ihr zum mindesten als Zaungast beteiligt zu sein pflegte, im übrigen aber doch bei geringerer Größe der Städte meist jedes Haus unter den Schülern einen Be-

*) In der Schule zu Stade wurde in dieser Zeit sogar der Tartüffe aufgeführt. (Reibstein, Gesch. d. Stader Gymn., 1885, S. 14.

Digitized by Google

kannten hatte, Und die Rektoren nahmen aus guten Gründen auf dieses Publikum große Rücksicht; so wurde öfters das Stück, wenn es am ersten Tage lateinisch rezitiert war, am zweiten Tage in deutscher Uebersetzung vorgeführt, ferner wurde bei der Auswahl des Stoffes, ja bei der Inszenierung der Geschmack des „Volkes" vorsichtig berücksichtigt, es dürfte sonst leicht zu unliebsamen Szenen haben kommen können, und in den Prologen der Komödien wird die **corona** immer wieder ermahnt, Stillschweigen zu wahren. Ihr zugunsten wurden auch wohl sensationelle Szenen eingelegt, etwa ein vollständiges Gerichtsverfahren, Kampfspiele, Leichenzüge mit Gepränge und Klagegeschrei und sogar der ganzen Leichenrede, wie dies in den späteren Ausgaben von Rollenhagens „reichem Mann im Evangelium" zu schauen war. Auch veritable Gastmähler und die Höllenstrafen wurden gern angesehen, und das „dankbare" Publikum verehrte wohl auch dazu das „gemästet Kalb" im verlorenen Sohn, oder gegebenenfalls das nötige Holz zum Feuerofen der Hölle.

Und wenigstens nach einer Beziehung müssen wir nachgeborenen Deutschen den Huldigungen allen uns anschließen: damals, als die deutsche Poesie darniederlag, wurde ihr Ansehen — neben der Kirchenliederdichtung — allein durch die Schulkomödienpoesie aufrecht erhalten; von Männern wie Nikodemus Frischlin und Erbanus Hessus sagt Vilmar in seiner Literaturgeschichte, daß, wenn diese ihr dichterisches Talent statt auf lateinische Verse auf das deutsche Drama gerichtet hätten, auch wohl uns Deutschen ein Shakespeare hätte entstehen können, und Gottsched hat in seinem „nötigen Vorrat" nachgewiesen, daß die französische Literatur dieser Gattung, mit der in besonderem Maße geprunkt wurde, nicht reicher als die entsprechende Deutsche gewesen ist. Ohne Zweifel hat sie auch anspornend und befruchtend auf die schlesischen, die Königsberger Schule und die sich anschließenden Dichterorden gewirkt, und Gerhard Bucoldianus hat wohl recht, wenn er 1529 in seiner **Minervae cum Musis in Germaniam profectio** die Auswanderung aller Bewohner des Olymp aus dem Tal Tempe nach Deutschland besang. In diesem prophetischen Gedichte klagt die Tochter dem Jupiter, daß das in Roheit versunkene Griechenland kein würdiger Aufenthalt für die Musen mehr sei, denn daselbst

Nunc habitat lasciva Venus, Bacchusque profusor,
Tartareaeque simul facies sese undique tollunt.

Digitized by Google

Germania sei das Land, wo Leier und Zither wieder erwachen und, ihren Lauf verzögernd, Rhein und Elbe ihnen lauschen würden; und Jupiter folgt gern ihrem Rat, der ganze Götterhimmel läßt sich in Deutschlands Gefilden nieder, die Schwerter der kriegerischen Mannen werden in Pflugscharen verwandelt, und diese Vision schließt mit den Worten

Salve digna suis tellus Germania Musis
Visa Jovi. —

Die damals noch kühn erscheinende Hoffnung hat sich verwirklicht, keine der Musen hat sich getäuscht gesehen, insbesondere haben alsbald Melpomene und Thalia in der Schulkomödie Epheukränze errungen.

Und doch ist die Schulkomödie trotz dieser allseitigen Huldigung vor 200 Jahren zugrunde gegangen, ruhmlos abgestorben.

Hat man vielleicht sich ihrer schämen müssen, oder hat das moderne Deutschland etwa Grund, mit Verachtung auf sie herabzublicken? Dies möchte wohl der heutigen dramatischen Kunstlage schlecht anstehen, die einen Tiefstand bisher ohne gleichen aufweist, so daß wenigstens die naturalistischen Schaubühnen massenhaft die Segel vor dem Kinematographen streichen müssen, ein Umschwung, der sogar von den Verständigen mit Hoffnungen begleitet werden muß, da durch dieser Sturz die deutsche Bühne vielleicht von der Paprikaerotik*) und der Varietéverwandtschaft befreit und wieder eine wahrhafte Kulturmacht werden kann.

Oder hat man die Schulkomödie gar als überflüssig aus dem Wege geräumt, weil sie keine hohen kulturellen, namentlich keine pädagogischen Aufgaben erfüllt? Leicht aber ist nachzuweisen, daß im Gegenteil sowohl Ziel als Leistung der Schulkomödie hochwertvoll waren. Bleiben wir zunächst bei der Aufgabe des Schuldramas als Bildungsmittel stehen, so ist uns keine Stimme bekannt geworden, die Bedenken dagegen geäußert oder gar die Wirkung bestritten hätte; auch Luther spricht sich dahin aus, daß die Knaben sich dadurch im Latein üben sollten (Tischreden, von Förstemann und Bindseil IV, 593). Wenn Luther hier auch die sprachliche Ausbildung der Schüler mehr als Mittel zur Erhaltung der neuen Kirche im Auge gehabt hat, so bleibt doch dies hohe Moment in seiner unvergleichlichen Bedeutung als geistiges

*) Vergl. Zwischen Theater und Kino, von Warstat, in den Grenzboten XXIII, 1912.

Digitized by Google

Zuchtmittel ungemindert und behält für alle höheren Schulen seine Geltung. Denn fast besser als durch Auswendiglernen horazischer und sophokleischer Verse wird die Sicherheit im Wortgebrauche und das Bewußtsein der Erhabenheit der klassischen Sprachen durch eigenes Rezitieren der Rolle in heroischem Versmaße vor einem kritikbereiten Publikum in die Schüler gepflanzt. Und auf der anderen Seite bewirkt gerade das Anhören fremdsprachlicher Theaterstücke ein schnelleres und sichereres Sprachverständnis als die Klassenlektüre, wie dies die Neusprachler wohl wissen, die im Auslande möglichst oft das Theater besuchen. Sowohl in der Zeit des herrschenden Humanismus, wo meist die altklassischen Stücke mit peinlicher Genauigkeit aufgeführt wurden, als auch in der durch namhafte Philologen wiederholt vorgenommenen Reform der Schuldramen mit ausdrücklicher Kultivierung der Sprachfeinheit — sowie gelegentlicher Verspottung des Küchenlateins — haben diese Schülervorstellungen wahrhaft humanistisch bildend gewirkt. Zugleich erkennen wir, daß das vulgäre Urteil über den „trockenen grammatikalistischen" Unterrichtsbetrieb in den Gelehrtenschulen damaliger Zeit etwas zu modifizieren sein dürfte. Es wurde tatsächlich mehr Interesse für die griechische und römische Welt als jetzt erzeugt.

Es handelt sich aber um mehr als lateinisches Sprachverständnis, vielmehr auch um die Erhöhung des deutschen Sprachvermögens wenigstens der gebildeten Kreise, mit dem wir wahrlich nicht renommieren können. Man höre doch die Parlamentsredner an: ist wohl nach mehr als einem halben Jahrhundert des Parlamentarismus ein einziger Redner erstanden, der auch nur ganz entfernt einem Cicero oder Demosthenes nahegestellt werden könnte? Auch unter den Kanzelrednern und Verteidigern tritt nur selten eine hervorragende Kraft hervor, das Geheimnis der rhetorischen Gewalt scheint am meisten den autodidaktischen Agitatoren der Sozialdemokratie erschlossen zu sein. Der Schulkomödie aber ist von jeher vielfach die direkte Aufgabe gestellt worden, „daß die Knaben kühner werden, vor der Gemeinde zu sprechen" (Wittenberger Schulordnung von 1543,) ebenso in der **catechesis puerorum** von Otto Brunfel (Argent. 1592), wonach in den Theaterspielen sie lernen sollen **coram plebe et in coetibus audacter loqui.** Die früheren starken Bemühungen der Universitäten und Schulen in der Rhetorik*) hatten

*) In Osnabrück am Carolinum z. B. fanden wöchentliche Disputierübungen mit Opponenten statt Ebenso Deklamationen selbstverfertigter Aufsätze 1889. Gymn. Programm, Osnabrück.

Digitized by Google

doch sichtlichen Erfolg: Dr. Ecks logisch-aufbauende, ruhig-sieghafte Dialetik hat der katholischen Kirche, wie viele behaupten, Süddeutschland gerettet, und nicht umsonst gehörten die öffentlichen Disputierübungen zu den feierlichsten Akten der Hochschulen. Jetzt unterschätzt man den Wert und die Wirkung des lebendigen Wortes.

Eine weitere wichtige Aufgabe nahmen die Schulkomödien ohne Ausnahme wahr: „daß die Schüler Personen und Leben kennen lernten", wie Joachim Greff in seinem Spiel: **mundus** sagt:

> Wilt du wissen der Welt Art und Sinn,
> Das magst du gänzlich lernen hierin.

Man wird hier erwidern: das kann man in den jetzigen Schauspielen auch! Gewiß, genug! früher gab es aber keine öffentlichen Theater, und es muß hier doch betont werden, daß jede Schulkomödie ernst und klar zeigte, wie es in der Welt **sein sollte**, ja die sittliche Forderung präzisierte, während die moderne Kunst vielfach nur vorführt, wie es **nicht** sein sollte, oder den Zuschauer in sittliche Probleme ohne Ausweg führt. Man denke nur an die Eheirrungs-, Detektiv- und Schauerstücke, die Laster- und Verbrecherfilms. In den zahlreichen kleinen Städten früherer Zeit mit Lateinschulen bekamen die Schüler ein bildendes Schauspiel nicht zu sehen, wenn die Schule nicht selber agieren ließ, hier wirkte also ein Schauspiel mit gleicher Berechtigung wie der **orbis pictus** des Komenius, und darum wurden Welterscheinungen wie Fechtspiele, die Formalitäten der Prozeßführung, Tanzreigen, Bettlerfahrten u. ähnl. in die Komödie hineingenommen. In Frischlius' Rebekka (1576) vereidigt Abraham seinen Knecht ganz in der neuzeitlichen Weise durch stückweises Vorsprechen und Nachsprechenlassen. Besonders **Menschenkenntnis** wurde durch jene Schulkomödien bezweckt, so lernt der Schüler aus dem Morosophus des Gnapheus (1541) die Aufgeblasenheit unwissender Gelehrter, aus dem Melancholicus Bachmanns (Leipzig 1611) **„ingenium, proprietates, vitia** der an der „schwarzen Galle Leidenden", aus dem oben genannten Henno die Geheimniskrämerei der Astrologen und die listige Habsucht der Advokaten kennen. Um den Charakter der betr. Rolle auch den Stumpfsten unter den Zuhörern zu verdeutlichen, stellte man der darstellenden Person mitunter noch eine kleine allegorische Nebenfigur mit den unmißverständlichsten Attributen zur Seite, z. B. begleitete den Haman eine scheußliche Fratze mit Zwickeisen und anderen Folterwerkzeugen.

Digitized by Google

Die eigentliche deutsche Schulkomödie hatte ihrer Natur nach jedesmal eine bestimmte pädagogische, meist stark ethische Tendenz und unterschied sich dadurch von den Fastnachtsspielen, Schwänken und den Possen der neuen Zeit. Mit ihrem einem Frischlinschen Prologe entlehnten Wahlspruch: **Homo tandem malus esse desinat!** kommt sie überein mit Schillers Mannheimer Vortrag von 1784, in dem die Schaubühne als moralische Anstalt bezeichnet wird: „So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt als toter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral(lehre) und Gesetze" sind Schillers Worte. Somit verfolgte sie eins der höchsten und idealsten Ziele, die es gibt. Wohl keine Tugend, kein Laster ist zu nennen, das nicht von den Schülern ihren Mitschülern vorgeführt worden wäre, und als Fundgrube diente meist nicht des Dichters eigene schöpferische Phantasie, sondern echt schulmäßig die Geschichte und die Bibel, der kein Buch der Welt an Fülle tragischer und überhaupt dramatisch verwendbarer Stoffe auch nur nahe kommt: So wirken als starke Erziehungsfaktoren plastisch die zahlreichen Dramen, die David behandeln, die Freundestreue stellt sich schon 1568 an den uns aus Schillers „Bürgschaft" bekannten beiden Figuren, die Liebe zu den Kindern an Jakobs Fahrt nach Aegypten von Göbel, Heimatliebe und Opferwilligkeit an der 1584 unter Benutzung des Euripides geschaffenen Iphigenia in Aulis dar. Aber wer vermöchte sie alle zu nennen, nicht allein die bearbeiteten pädagogischen Motive, sondern auch die Dramen? Nur auf das Eine wollen wir noch hinweisen, das uns mit großer Genugtuung erfüllen muß: Trotz der damaligen Zerrissenheit unseres Vaterlandes wurde in den Schulkomödien deutsches Nationalbewußtsein gepflegt, denn es treten u. a. Armin, Karl der Große, Rudolf von Habsburg auf, und in dem **Julius** (Cäsar) **redivivus** mit der herrlichen Fiktion von den aus dem Grabe zurückgekehrten alten Römern wurden z. B. zwei weltumgestaltende Dinge als Deutschlands Ruhm hervorgehoben: die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst; an einer anderen Stelle wird — zu unserer Freude — betont, daß die Deutschen griechische und lateinische Verse machen könnten (augenscheinlich ist gemeint: bessere als die anderen Nationen). — Abgesehen von der suggestiven Wirkung solcher Tugendmuster auf die jugendlichen Zuschauer muß auch die direkte Wirkung der Heldenrolle auf den darstellenden Schüler nicht unterschätzt werden. Beim Lernen und Ueben der Rolle wächst der junge Mann, der den Cato, den Paulus auf dem Areopag,

Digitized by Google

den Manlius Torquatus spielt, in deren Charakter doch wenigstens einigermaßen hinein, anders als bei den Berufsschauspielern, wo — nach dem Ausspruche Herzog Karl August's — manche Frau heute eine Madonna, morgen eine Buhlerin gleich vorzüglich spielt. Es könnte immerhin etwas Aehnliches vorkommen, wie in alter Zeit dem h. Genesius geschehen, der als Schauspieler in einer Posse zum Spotte getauft wurde, dabei aber eine innere Umwandlung an sich erfuhr, so daß er Christ und später Märtyrer wurde. (Vergl. Hase, Das geistliche Schauspiel, Leipzig 1838.)

Wenn die Stücke auch mit einer ethischen Tendenz gearbeitet sind, so war diese Tendenz doch latent, sie waren nicht derselben wegen, sondern wegen des erhabenen Stoffes geschaffen. Helene Böhlck aber führt in dem betr. Artikel des Reinschen enzyklopädischen Handbuches der Pädagogik eine größere Anzahl solcher Erziehungsdramen an, die schon im Titel ihren Zweck bekunden und unmittelbar eine lehrhafte Pädagogik durch die Bühne propagieren wollen, z. B. „Der Jugend Torheit, Irrtum und Laster wird gezeiget, sie dagegen angeführet zu guten Künsten" usw.; ferner die Komödie: „Der jungen Knaben Spiegell", von Wickram (1554).*) Vom Rektor Christian Weise zu Zittau, der durch die Einführung der deutschen Schulsprache in die Gelehrtenschulen bekannt ist (1708), rührt eine „theatralische Sittenlehre" her. Ja, in Uebertreibung der guten Absicht kam es dazu, daß man pädagogische Zuchtexperimente auf der Bühne darstellte, z. B. die Probe, ob die Kinder eines sittenlosen Elternpaares, deren Verheiratung zu diesem Zwecke veranlaßt worden war, Kinder mit schlechten Trieben erhielten.

Daß die Nachwelt das Wirken der Schulkomödie auf die sittliche Hebung des Studentenlebens vergessen hat, kann man sogar als undankbar bezeichnen, denn die Gepflogenheiten der fahrenden Schüler und Studierenden unterschieden sich meist wenig von denen der Landsknechte, und hier hat die Schulkomödie in Wahrheit eine Kulturaufgabe erfüllen helfen. Es gehörte Mut dazu, solchen Leuten ihre eigene Schande auf der Bühne zu zeigen, und doch ist dies oft geschehen durch Stücke, die zum Teil von tiefem Ernst zeugen, z. B. Stymmels **comoedia de vita studiosorum**, des Gnapheus **Acolastus**, Wichgrevs **Cornelius relegatus**, zum Teil mit hochtragischen Momenten aus dem erotischen und Spielerleben.

*) Sehr lesenswert hierüber ist ein Programm des Geestemünder Progymnasiums von 1880: Holstein: Das Drama vom verlorenen Sohne, V. Abschn.

Digitized by Google

Die Schulkomödie sollte aber auch geradezu den Unterrichtsstoff an die Schüler heranbringen. Ueberzeugt von der fast wunderhaften Wirkung der Schauspiele nahmen die Schulleiter keinen Anstand, den ganzen und jeden Lehrstoff auf der Bühne vorzuführen. Der schon angeführte Bachmanus belehrt uns darüber in der Vorrede seiner lateinischen Theaterstücke (Leipzig 1611) in folgender Ausführung: „Ich sehe keine Disziplin, Kunst oder Wissenschaft, welche nicht zur dramatischen Darstellung verwandt werden könnte, sogar der 3. Teil der abstrakten Philosophie, die Mathesis mit ihren Töchtern: der Arithmetik, Geometrie und Astronomie sei nicht ausgenommen, obwohl es bis jetzt seines Wissens von niemand versucht worden sei. In der Medizin z. B. könne man die Pflanzen sprechend aufführen." Wie wir sogleich erkennen werden, ist seine Forderung s. Z. beinahe vollständig erfüllt. Am nächsten lag es ja, die klassischen Geschichtsstoffe der Lektüre sowie den Religionsunterricht, namentlich die biblische Geschichte zu dramatisieren, welch letztere durch szenische Vorführung in dem Geistesleben der jüngeren Schüler eine viel sicherere Ausgestaltung gewinnen mußte, als bei dem jetzigen biblischen Geschichtsunterricht, der sich vergeblich bemüht, den biblischen Figuren insoweit Leben einzuhauchen, daß das Gemüt der Schüler tatsächlich mit ihnen verkehrt. Damals aber wurde wohl schon das zur Wahrheit, was im vorigen Jahrhundert der Pädagoge W. Harnisch verlangte: die biblische Geschichte müsse von den Schülern erlebt werden. Vitus Theodorus von Nürnberg wünschte darum 1538 der Nation Glück, „weil die poetische Gestaltung der biblischen Tatsachen einen ausgezeichneten Nutzen darbiete, da die heiligen Dinge erudite et perspicue dargestellt würden". Es ist nicht zuviel behauptet, wenn gesagt wird, daß alle Historien in dramatischer Form zurechtgemacht worden sind, u. a. die ganze Apostelgeschichte, der Schiffbruch Pauli eingeschlossen; sehr viele Historien fordern, weil sie an sich schon bühnengerecht erscheinen, geradezu zum dramatischen Gebrauche heraus. Man denke nur an den biblischen Joseph im bunten Rock, in der Grube, in der Versuchung, unschuldig im Gefängnis, dann als des Landes Vater, ferner das Wiedererkennen seiner Brüder; desgleichen an Davids oder Mosis' oder der h. Maria Lebensdrama. Den Rekord aber bezüglich der biblischen Spielstoffe schlug der als Reformator, Sprachenkundiger, diplomatischer Vermittler, Dichter, Prinzenerzieher usw. bekannte Wilhelm Gnapheus, der in den Niederlanden, Elbing, Königsberg und Ostfriesland wirkte, mit seinem Akolastus, d. i. die

Digitized by Google

Geschichte vom verlornen Sohn, Luc. 15 (1528), worauf 1537 Burkart Waldis seine „parabele vom verlorn Szohn" in Riga spielen ließ. Nach beiden Vorlagen wurden nun unter fortdauernden vermeintlichen Verbesserungen immer wieder neue Auflagen hervorgebracht, die nicht mehr alle registriert werden können, und nach denen auf allen Arten Bühnen, bis zu den Puppentheatern herab, agiert wurde. Fast ebenso stark lockte der apokryphische Stoff der Susanna an, von dem wir nur die berühmt gewordenen Arbeiten von Birck (1532), Rebhuhn, die von Frischlin 1578 und die vom Herzog von Braunschweig zu seiner Hochzeit 1590 verfaßte nennen wollen, die aber kein Schulschauspiel ist. Außerdem gibt es noch mehrere nach den Druckorten benannte besondere Ausgaben.

Auch für die Bibelerklärung bediente man sich der Schauspiele als Hilfsmittel, z. B. bei dem Protevangelium, also der früheſten Messiasverheißung, wobei sogar der Hanswurst eine Rolle spielte.

Cyriakus Spangenberg lieferte dramatische Darstellungen von mehreren Sonntagsevangelien, z. B. dem kananäischen Weibe, Speisung der 5000.*) Sehr beträchtlicher Stoff wurde aus der Kirchengeschichte entnommen, u. a. wurde Luthers Leben in ziemlichem Umfange gespielt (Curriculum vitae Lutheri von Andr. Hartmann in Magdeburg), das ganze Marburger Religionsgespräch, Tetzels Ablaßkrämerei und ähnliches gelangte zur Darstellung, und in Frischlins Phasma kommen die damaligen Sekten in ihren Vertretern vor. Es ist einleuchtend, daß auf diesem Wege sich die Unterscheidungslehren dem Schüler fester einpflanzten, als durch das Lernen im Religionsbuche, besonders hat sich aber wohl die eigene Ueberzeugung des jungen Schülers leichter festigen können.

Hiermit sind wir zugleich schon in das Gebiet der dramatisierten Weltgeschichte übergetreten, das ebenfalls meist zu Unterrichtszwecken traktiert wurde: Von Joh. Hübner liegt die „Bekehrung der Sachsen" vor, der Bauernkrieg mit seinen Schreckensszenen ist mehrfach dramatisiert, in Ayrers opus theatricum kommt vieles aus der römischen Geschichte vor. Auch gehört hierher das vermutlich älteste gedruckte deutsche Drama: Apotheosis P. Johannis VIII, „Frau Jutta", die in Gegenwart von Scharen von Teufeln, nachdem sie ein Kind

*) Bei dem jetzigen Stande der religiösen Anschauungen würde die Wiedereinführung rein biblischer Stoffe in das Schulschauspiel bedenklich sein.

Digitized by Google

geboren hat, den höllischen Trank trinken muß. Doch wird ihre reuige Seele durch den h. Michael aus der Hölle herausgeführt.

Anmutend überrascht es uns, wahrzunehmen, daß auch die der Geschichtsschreibung vorausziehende deutsche Volksdichtung wenigstens in der Schulkomödie, wenn auch sonst nicht, in der Schule ihre Pflege fand: der hörnene Siegfried, die schöne Melusine, Hug und Wolf Dieterich, Eulenspiegel und viele andre kommen auf die Schulbühne, letzterer zweifellos mit unbedingtem Erfolge. In Wickrams Fastnachtsspiel: „Der getreue Eckart", tritt dieser schöne Märchenstoff 1538 zuerst in dramatischer Form auf. In der Hildegardis ist das Motiv dem Sagenkreise Karls des Großen entnommen. So füllte unsre Komödie eine bedauernswerte Lücke im Lehrplan schön aus.

Unter allen Umständen suchte aber die Schule den Lehrplan bildend zu gestalten und die Geisteszucht dabei zu üben besonders durch die uns jetzt verdrießlichen Allegorien, Redefiguren und Tropen die Zuhörer zum Nachdenken zu veranlassen, und durch zahlreiche Zitate, die oft in erdrückender Fülle vorkommen, die vorgetragene Wahrheit bestätigen zu lassen, alles in schulmäßiger Fassung. Durch diese aus dem Mittelalter mit herübergenommene Scholastizität und den jene Zeit ausfüllenden schweren Geisteskampf haben die Stücke für den jetzigen Leser wohl etwas Zopfiges; aber wer da glaubt, sie seien langweilig gewesen, der irrt sich sehr. Wenn auch die Technik und die dramaturgischen Grundlinien als recht dürftig bezeichnet werden müssen, so sind doch nur wenige Stücke ohne packende Höhen und fast immer sind die eingelegten Chöre von großer Schönheit. Im Asotus des Macropedius (1537) z. B. werden die Freuden des menschlichen Lebens so geschildert:

— Quorsum enim os, ventrem et alia
Haec corporis natura membra condidit,
Si non sub hac aetate iis fruendum erat?
Frondescit omne nemus, volucres incubant
Ovis, pecus lascivit et solus homo erit
Solatii exsors et laetitiae? Absit. At
Cum suavibus puellibus et dulcibus
Sunt poculis tractanda gaudia, dum comes
Vita, quia cras moriemur, haud praetereat hic
Flos temporis, rosis coronemur prius
Quam marceant.

In Waldis' „verlorenem Sohn" (1527) lesen wir folgende sarkastische Stelle (Herzenserguß eines über die Reformation erbosten Gastwirtes):

Digitized by Google

Der Luther hefft alleyn de schuldt
Sindt he geschreuenn vnd gelert
Hefft sick de gantze werldt vorkerdt
Hedde de mönnick handt vnd mundt gespaert
Da wyle syne metten vnd vesper gewaert
Vele quades wer bleven vnderwegen
Dat sick in aller werldt deyth regenn
De möneke he vt deme Cloester drifft
Keyn meyersche by erm kerckhern blifft
Dat grote quaet ys dat ick weit
Vorbüdt, verdomet de vnküescheit — —
All horhüßer denckt he to vorstöeren
Wat schal sick mannich arme derne ernern
De spynnen, neyen nicht hefft gelerth.

Auch die Komik ist durchaus nicht immer abgestanden oder roh. Wir entnehmen z. B. aus Frischlins Susanne folgende spaßige Ausführung über die Wirtshausschilder (in Uebertragung).*) Die Wirte verraten durch sie, was sie selber sind:

Hiram spricht:

Die Einen hängen Raben aus und Adler,
Weil sie mit Adlersklau'n und Rabengriffen
Das gute Geld der Gäste zu sich reißen,
Die andern führen Löwen, Bären, Schweine
Im Schilde, wie zum Zeichen, daß sie selbst
Gefräßig, räuberisch, unflätig sind.
Auch Ochsen, Hirsche sieht man ausgehängt,
Zur Warnung vor der Hörner bösem Stoß,
Der Bock, das Einhorn zeigt Gestank und Frechheit,
Die stolzen Pfau'n, die Hühner, Gänse, Schwäne
Und Tauben weisen uns die Vogelsteller,
Die ihre Gäste wie die Gäns' zu rupfen wissen.

Sichar (für sich):

Nein, wie dieser Mann auf die Hieroglyphendeutung sich versteht.

Hiram:

Der Schild zur Krone deutet klärlich an,
Hier wird auf Kronentaler Jagd gemacht.
Ein Schwert, ein Messer zeigt den Beutelschneider,
Die Sonne trocknet uns're Säckel aus.
Das Lamm, der Engel sind nur falsche Masken,
Der Fuchs, der Affe sind die wahren Zeichen,
Die Gäste sind die Lämmer, sie die Wölfe,
Gehüllt in Schafspelz.

*) S. Strauß, Leben des Frischlin, Frankfurt 1856.

Digitized by Google

Der Schwerpunkt der Bedeutung der Schulkomödien liegt aber keineswegs im Schulleben, er gravitiert stark auf andre Lebensgebiete hinüber. In jener Zeit, als — neben den auffallend jungen Musensöhnen — zahlreiche als fahrende Schüler durch die Welt gewanderte Graubärte teils in ritterlichem, teils geistlichem Habitus die Hochschulen bevölkerten, bildeten diese mit ihren Lehrern eine politische und religiöse Lebensmacht voll Selbstbewußtsein und Tatendrang, und, wie denn Latein- und Hochschule nur zwei verschiedene Stufen desselben Kulturfaktors und mitunter auch ein- und dieselbe Anstalt ausmachten, so ging ganz natürlich das Machtgefühl und -gelüste der Hochschulen in niederer Potenz auf die Lateinschulen und ihre Leiter, die Pädagogiarchen, über, die ohne Bedenken je nach ihrer Stellung für oder wider eine soziale, religiöse, politische Neuerscheinung eingriffen und durch das Schülerschauspiel in der ganzen Stadt Stimmung machten, agitierten. Hier kann man in Wahrheit ausrufen: O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du verschwunden! Denn heutzutage spielen auch die Riesenuniversitäten keine politische Rolle, die höheren Knabenschulen nun erst gar nicht, man kann behaupten, daß die Ausbildungsveranstaltungen der deutschen Sozialdemokraten eine größere politische Wirkung ausüben als alle Universitäten, die fast zu sehr von der Beeinflussung der Weltverhältnisse Abstand nehmen. Nur in einigen slawischen Ländern kommen von Zeit zu Zeit putschartige Vorstöße der Studenten zur Gewinnung politischen Einflusses vor. — In den Schulkomödien aber erwiesen sich Studenten und Schüler als Träger hoher idealer Strömungen und Mitbegründer welterschütternder Epochen. Sie zogen die ganze Welt vor ihren Thespiskarren als vor ein Gericht, ja die Schule mit ihren Mängeln selber, wie in Hayneccius' Almansor (1578) geschah, und flößten den Gesinnungsstoff dabei in angenehmer Form in der Zuschauer Gemüt. Und das Reformationsjahrhundert mit seiner fast ekstatischen Erregung begünstigte die Machtentfaltung dieser Schauspiele. Die Reformation selber wurde schon durch solche Schul- und Bürgerdramen kräftig vorbereitet, in denen, wie in dem berühmt gewordenen Eisenacher Spiel von 1320, kirchliche Mißstände, z. B. die falsche Anrufung der Heiligen, öffentlich gerügt wurden. Sehr zahlreiche Dramen behandeln den Punkt der Entscheidung, der kurz lautete: Ob durch Gnade gerecht oder durch gute Werke?, also für oder wider Luther? Und hier ist zweifellos bei vielen Zuschauern bei offener Szene, je nach der Wirkungskraft der Handlung oder der Spieler, die Entscheidung für das ganze

Digitized by Google

Leben gefallen. Georg Major bezeugt in einem Gutachten von 1543: „Schauspiele bewegen bisweilen mehr als Predigten.“ Er wisse, daß viele durch sie gewonnen seien.*) Und dies — je nachdem tapfere oder dreiste — Eingreifen der Schulen in die aktuellsten Weltfragen hat öfters staunenswerte Erfolge gehabt. So haben die religiösen Schauspiele, welche die Verspottung des Papsttums bezweckten, wenigstens in den Niederlanden der Einführung und Festhaltung der Reformation mächtige Dienste geleistet (vergl. darüber auch Beckers Weltgeschichte, herausgeg. v. Ad. Schmidt X, 22), dadurch zum Abfalle der Niederlande von Spanien, und im Konnex zum Niedergange der spanischen Weltherrschaft beigetragen.

Der Reichtum der aus Anlaß der Reformation hervorgetretenen Bühnendichtungen ist staunenswert: In Holsteins Namenregister werden (die betr. Fastnachtsspiele eingeschlossen) schon ca. 750 Autoren angeführt, die Anzahl ihrer Dichtungen aber reicht in die Vieltausende, dabei sind vielleicht die meisten überhaupt nicht gedruckt worden, und außer dem theologischen Schriftentum hat damals wohl kein anderes Literaturfach eine solche Fülle von neuen Erscheinungen erzeugt, wenn die einzelnen Schriften auch nur einen geringen Umfang hatten.

Vergleichsweise die meisten dieser Schriften verherrlichen die Wiedergewinnung der reinen Lehre und gruppieren die Handlung um Luther, dessen scharfgemeißelte Persönlichkeit ihn besonders auch als Helden auf der Bühne geeignet erscheinen ließ und die Zuhörer immer wieder zur Begeisterung fortriß. Dichtungen von reformiertem Gepräge sind nur in geringer Zahl vorhanden. Aber ebenso griffen Luthers Gegner, nicht nur die Katholiken, ihn ebensowohl rücksichtslos an. In der vom Poeten Lemnius zu Wittenberg verfaßten Monachopornomachia kommt z. B. die Stelle vor: „Du (Luther) wohnst zwischen Nonnen und Ehebrecherinnen.“ Liebesgötter treten auf und Phrynen aus Cypern und Babylon singen zotige Lieder. Ebenso hat sich gegen Melanchthon der Zorn sogar lutherischer Komödien gewandt, weil er Kryptokalvinist sei. Der eifrige Lutheraner Jacobi in Calbe zeichnete in seinem fünfaktigen Stücke: Tröstlich und liebreich gespreche zwischen Gott, Adam usw. (1552), den Mörder Cain dadurch noch einen Ton dunkler, daß er ihm reformierte Anschauungen in den Mund legte, z. B. in den Worten: Bin ich ersehen (d. h. zur Seligkeit prädestiniert), so werde ich vielleicht

*) Vergl. Holstein, Die Reformat. im Spiegel der dr. Lit., S. 22.

Digitized by Google

auch einsmals selig, bin ich aber nicht versehen, ich tue gleich, wie ich wolle, so muß ich doch verdampt werden." Er bekennt sich also zur doppelten Gnadenwahl.

Die außerordentlich zahlreichen, gegen das Papsttum gerichteten Schulschauspiele rügten schon sehr früh besonders die schlechte Lebensführung der hohen und niederen katholischen Geistlichkeit, aber auch die Lehre und Einrichtungen, u. a. die Seelenmessen. Der Papst, der regelmäßig persönlich auftritt, spielt dabei immer eine recht kümmerliche Rolle.

In gleicher Weise wurden auch die politischen Zustände vor das Publikum gestellt, so daß damals die Komödie zum Teil die Aufgabe der heutigen Tagespresse wahrnahm. Schon eins der ältesten Dramen: „Aufgang und Untergang des Antichrists" hat politische Andeutungen und ist im Grunde eine Verherrlichung der Hohenstaufen: Mit dem Könige der Deutschen will der Antichrist, der zuvor das Christentum besiegt hatte, nicht kämpfen: „Est cum Teutonicis incautum proeliari". Die Späße, Zoten und Roheiten des in vielen Stücken (wie im jetztzeitigen Zirkus zur Auffrischung der Laune) dazwischentretenden Narren als Hanswurst beziehen sich wohl zur Hälfte auf die politischen Mißstände, und die „lustigen Personen" brauchten außerdem beim Improvisieren unter dem Schutze der Narrenfreiheit (nicht ganz unähnlich der neuzeitlichen parlamentarischen Redefreiheit) aus ihrem Herzen keine Mördergrube zu machen. Die Spieler wagten sich mit ihrer Kritik sogar an die Stufen des Kaisersitzes, denn es soll bei Gelegenheit des Reichstages zu Augsburg während der kaiserlichen Mahlzeit von hinzutretenden Spielern eine nicht bestellte Komödie vorgeführt worden sein, deren Inhalt dem kirchenpolitischen Standpunkte des Kaisers keineswegs entsprach, und nach deren Schluß die unbekannten Spieler spurlos verschwunden waren. Auch mit dem unsittlichen Treiben zweier Fürsten, von denen der eine, ein Herzog von Braunschweig, seine Maitresse zum Scheine hatte sterben und begraben lassen, um der bösen Nachrede zu entgehen, der andere, Kardinal Albrecht, Erzbischof von Mainz, seine Kebsweiber in Heiligtümern verborgen auf sein Schlafzimmer schaffen ließ, ging das Schauspiel in das Gericht. Vergl. des Chryseus Drama: Hofteufel.

Auch in anderer Hinsicht übernahm die Schulkomödie die Aufgabe der späteren Zeitpresse, nämlich in der Bemängelung und Aufdeckung sozialer Uebelstände aller Art, eine Betätigung, die für jene zeitungs- und parlamentslose Zeit ihr als großes Verdienst

Digitized by Google

angerechnet werden muß. Zur Probe geben wir hier eine entrüstete Schilderung der Leuteschinder in untergeordneten Diensten von Fürsten: (Aus Frischlins „Rebekka", Uebertragung, entnommen aus Strauß' Frischlins Leben.)

Dürfen diese Jäger Menschen wie Vieh behandeln?
Gleich als wäre der arme Bauer dazu auf der Welt,
Der Herren Hunde aufzufüttern,
Während er selbst daheim kein Brot hat,
Seine Kinder vor Hunger sterben?
Welcher Jammer, so mißhandelt sein,
Vor jedes Höflings Wink erzittern müssen
Und nicht mucken dürfen!
Ja, ja, mit Bechern pflegt man jetzt bei Hof
Trankopfer für der Fürsten Wohl zu bringen,
Das ist ihr Gottesdienst dort, ihr Gebet.
Des Herrn Gesundheit trinken sie, darüber
Verfallen sie in Krankheit jeder Art,
In Gicht und Zipperlein, und Wassersucht, Kolik und Fieber,
Guter Gott, wär' es denn besser nicht
In Nüchternheit dem Fürsten tüchtig dienen,
Als ans Bett gefesselt weder sich noch andren nützen?

Wenn wir den Ehestand vom sozialen Gesichtspunkt betrachten, so hat die Schulkomödie — seltsamerweise — auch hier ihre Verdienste und gewiß auch Erfolge gehabt. Dieser „gottgeordnete" Stand hat in jener Zeit eine größere soziale Fürsorge genossen als jetzt, und man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die jetzige Bühne mit ihren erotischen Tricks, Zweideutigkeiten, Eheschwierigkeiten usw. vom Heiraten geradezu abschreckt, eine seltsame Leistung in der Zeit des Geburtenrückganges. Die alte Komödie faßte bei allem Mangel an Prüderie und bei oft roher Bloßstellung geschlechtlicher Dinge die Wahl des Ehegatten doch tief ernst auf und erkannte z. B. in den Liebesszenen der altrömischen und griechischen Dramen Lockungen zum Ehestande, „denn weltlich Regiment kann nicht bestehen ohne die Ehe". So auch Luther. Die Isaaks Heirat betreffenden Stoffe, z. B. die Arbeit Tirolfs aus Kahla von 1539, zeigen zarte und durchaus keusche Motive, und mehrfach sind sie geradezu als Anweisungen für die Eltern bestimmt, ihre Kinder ehelich gut zu versorgen. So heißt es im Titel des soeben genannten Stückes: „wie christliche Eltern für ihr kinder, dieselben Gottseliglichen im Ehestand zu versorgen, Und die Kinder jnen hierinnen zu folgen schuldig sind." (Gödeke, Grundriß II, 360.) Aehnliches erkennen wir an den Tobiaskomödien, z. B. Thomas

Digitized by Google

Brunners zu Landshut, 1569, der sein Stück für eine dortige Hochzeit fertigte. Der Pastor Bütow zu Cörlin betitelte expreß sein Stück: De nuptiali contractu Isaaci, d. i. Heiratsspiegel, darin allen Gesellen und Jungfrauen, so da heiraten wollen, gezeiget wird, wie sie zu einem gottseligen Ehestand sich bereiten und hernach beide für und in der Ehe sich schicken und verhalten sollen. (1600.) Also eine Ehestandspropädeutik, die in unserer Zeit der Ehescheidungen nicht unzweckmäßig wäre. — Da das Stück lateinisch abgefaßt war, so mußte es den Jungfrauen ausgelegt oder übersetzt werden, was auch geschehen ist.

Hierbei wollen wir sogleich anführen, daß gegen die Putz- und Gefallsucht der Frauen, sowie gegen ihre Schönheitsmittel eifrig gekämpft wurde. So heißt es in der Juditha des Schonäus von der Judith:

— — Haud similis est mulier mulierum
Nostrarum, quae student demissis esse humeris,
Cervice erecta, at vincto pectore, ut graciles fient.
Si qua est habitior paulo, pugilem esse ajunt. Cibum
Sibi subtrahunt. Quamquam bona est natura
Reddunt se curatura junceas. In hac
Genuinae formae gratia est: verus color, nulla
Cerussa, purpurisso aut stibio fucatus.

Wenn wir nicht ungerecht gegen die Schulkomödie als literarische Erscheinung sein wollen, so müssen wir sie gegen die ihr zuteil gewordene Mißachtung wegen ihres dramatischen Unwertes in Schutz nehmen. So kunst- und oft gesetz- und regellos diese Art Dichtung im allgemeinen auch war, so darf doch niemand sagen, daß sie ihre Kulturaufgabe nicht gekannt und erfüllt habe. Sie hat vielmehr sehr ernste und tiefe Ziele verfolgt, ja solche, die erst viel später zum Ausdruck und zur wissenschaftlichen Begründung gekommen sind. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß Schillers Forderung „Bühne als moralische Anstalt" von der Schulkomödie schon längst voll erkannt war; und wenn Joseph II. die Aufgabe des Schauspieles dahin präzisierte, daß es zur Verbreitung des guten Geschmackes dienen solle, so hat doch schon Luther dasselbe im Auge gehabt, wenn er es empfiehlt propter affectum junioribus augendum, d. h. doch nichts anderes als: den ästhetischen Sinn der Jugend beleben. Ja, in gewisser Hinsicht war sie bezüglich der Zweckbestimmung der jetzigen Zeit voraus, z. B. wenn groß und inhaltsvoll Gnapheus' Definition lautet, sie sei imago veritatis! Jedenfalls hat also

Digitized by Google

die moderne Theaterkunst keine Veranlassung, auf die Schulkomödie mit Verachtung zurückzublicken, und gar wegen der in ihr vorkommenden Zoten, die ja doch zum Wesen der Schulkomödie nicht gehören, vielmehr nur aus einer bedauerlichen Rücksicht auf den ungebildeten Teil ihres Publikums Aufnahme gefunden haben und meist nur in sogenannten Interkalarszenen stehen, die ohne Verletzung des Stückes selber weggelassen werden können. Der modernen Bühnendichtung, die die Grundlagen des sittlichen Haltes antastet, steht diese Selbstüberhebung wahrlich schlecht an.

Man kann lesen, daß das Schuldrama durch die englischen Komödianten verdrängt sei, die mit Shakespeareschen Stücken in Deutschland sozusagen hausieren gingen, da durch deren bühnentechnische Geschicktheit die ungeschulte Leistungskraft der Studenten verdunkelt und durch sie überhaupt der Stand der Berufsschauspieler geschaffen sei. Wir haben hier über ihren Einfluß auf die deutsche Bühnentätigkeit nicht zu befinden, aus Gödekes Grundriß der Geschichte der d. Dicht. (2. Aufl., II. Band, IV. Buch) aber kann man feststellen, daß sie in zahlreichen Fällen aus den Städten ausgewiesen wurden, meist wegen Roheiten*) in Spiel und Leben, und schon daraus ist zu erkennen, daß sie nicht die geistige Kraft zur Unterdrückung der Schulkomödie besaßen. Die Gründe sind innerer Art und liegen tiefer.

1. Ein gutes Teil Schuld trägt der sehr starke Rückgang in der Beherrschung der lateinischen Sprache, der sich in den nächsten Jahrhunderten unaufhaltsam vollzog. Die Zeit ging bald vorüber, wo die Studenten zum Nachtisch aus dem Stegreif tadellose lateinische Verse in beliebigem Metrum dichteten, als unvermeidliche Belustigung beim Trinken (vergl. Dr. Carl Krause: Eobanus Hessus I, S. 43, Gotha 1879). Da die meisten und am höchsten stehenden Komödien in feinem klassischen Latein verfaßt waren, so bereitete das Anhören derselben mit der Zeit immer wachsende Schwierigkeit im Verständnis, und die jetzigen Schüler würden das Stück beim bloßen Rezitieren überhaupt nicht im Wortlaute und nach seinem Werte erfassen können, wenn das Stück vorher nicht sorgfältig durchgesprochen wäre, denn sie leben fast völlig außerhalb der klassischen Sphäre. Immerhin könnte eine solche Vorbereitung des Verständnisses auch jetzt ohne Schädigung der Ausbildung vorgenommen werden.

*) Sie sollen einst in Köln nackend gespielt haben.

Digitized by Google

2. Haupterklärungsgrund ist wohl die teilweise Abwandelung der menschlichen Geisteskonstitution während des in Betracht kommenden Zeitraumes, vor allem nach der Seite der Auffassungsweise und der Einbildungskraft, bei welch' letzterer eine Herabminderung ihrer Entfaltungskraft (Elastizität) wahrgenommen sein soll. Man war durch die außerordentlich harten Kämpfe um des Menschen höchste Güter, durch die Errungenschaften einer sich mächtig ausbreitenden Volksbildung und die selbstbewußte Machtstellung gegenüber den Naturkräften (wie sich dies in den Entdeckungs- und Erfindungsfortschritten offenbarte), aus dem fröhlichen und naiven Kindesalter Deutschlands herausgetreten, das Volk war ein denkender Mann geworden und fand keinen Gefallen mehr an märchenhaften Dingen. Zudem vollzog sich gerade in dieser Zeit noch der Umschwung aus der idealen Lebensauffassung in die reale. Wer konnte da noch z. B. an den ungeheuerlichen Anachronismen der Schulkomödien ohne Nasenrümpfen vorübergehen? Diese von den damaligen Dramendichtern beabsichtigten „Sünden gegen die Zeitrechnung" waren oft so derb, daß der kleinste Schuljunge sie merken mußte, z. B. wenn in den Stücken „Die ungleichen Söhne Evä" Gott selber den Lutherschen Katechismus sowohl von Abel als Kain aufsagen läßt, welch letzterer sich soeben „auf der Gasse mit den Buben (aber welchen?) geschlagen hatte. In einem Stück wird Ismael genau wie ein damaliger Landjunker dargestellt. In den Komödien von der Geburt Christi singen die Engel Luthers Lied: Vom Himmel hoch usw. in ganzer Ausdehnung. St. Petrus fordert zum Schlusse des Greffschen Schulpassionsspieles von 1542 das Publikum auf, Luthers Lied: „Christ lag in Todesbanden" gemeinsam zu singen, und in einem altfranzösischen Mirakelspiel findet sich gar die Ungeheuerlichkeit, daß Gott der Vater, als er, von den Engeln aus dem Schlafe erweckt, die Nachricht von der Kreuzigung des Sohnes empfängt, ausruft: M'importe! Der Teufel soll mich holen, ich habe nichts davon gewußt! — Um die Naivität damaliger Zeit noch mehr in das Licht zu stellen, dürfen wir wohl noch einige weitere Absonderlichkeiten anführen: Nach einem mecklenburgischen Spiel liegt das H. Grab in Wismar, und in einem anderen kam das Christkindlein mit einem Bart zur Darstellung. In der „Comedia von dem frommen gottfürchtigen pp. Isaac" von Schlue (1606) finden wir bei oberflächlichem Blättern schon folgende Anachronismen: Ein Bauer will zu Fastelabend gehen, einen anderen zum Gevatter

Digitized by Google

bitten, eine Kirmes feiern, den Kerckherrn täuschen. Ein Knecht, der Abraham und Isaac zum Berge begleitet, will Bier und Semmel mitnehmen, erwähnt 4 Schillinge, ferner einen Sauschneider aus Schwaben. Ein ziemlich lockeres Weib wird aufgefordert „Weisen zur Lyren zu singen", Isaac spricht nach seiner Errettung das Deo gratias und Abraham teilt hierauf fast die ganze christliche Heilsordnung mit. Zum Schluß singen die Versammelten: „Dies sind die heil'gen zehn Gebot" von Luther. Solche Zeitfehler entsprechen der Weise der älteren Maler (die aber auch in neuester Zeit wieder geübt wird), vorchristliche Szenen in modernen Kostümen zu malen. So sehen wir auf einem mittelalterlichen Tische zu Eisleben die von Rabbah heimkehrenden Krieger Davids, den Korporal mit dem Stabe voran, mit Hakenschloßgewehren auf der Schulter in Jerusalem einziehen. Derartige Selbsttäuschungen liegen unserem Volke auch heute noch am bequemsten, denn z. B. auf einem Waldwege an der Schwarzwaldbahn bei Triberg trifft man eine Martlsäule mit dem geschnitzten Bilde der Kreuzigung Christi, wo der römische Hauptmann ganz natürlich als Rittmeister der großherzoglich badischen Dragoner in hellblauem Waffenrock mit Epaulettes dargestellt ist. Aehnlich ist es auch wohl immer gewesen, denn Shakespeares Julius Cäsar, Coriolan usw. wurden lange Zeit hindurch in spanischer Gewandung gegeben, und man gebrauchte fast ausschließlich die Waffen nicht der geschichtlichen Zeit, sondern der damaligen Gegenwart. Heute verabscheut und verlacht man solche „Geschichtsfehler", aber begeht man sie nicht täglich gleichwohl? Ist nicht bei altgeschichtlichen Stücken die Anwendung der modernen Sprache, namentlich in der Kunstsprache der jetzigen Schauspieler, sind nicht ihre gezierten Gesten, selbst die Uebersetzungen fortgesetzte Anachronismen? Der Unterschied liegt nur in dem verschiedenen Maße der Hineintragung der Gegenwart in die Vergangenheit. Heute bemüht man sich — wie wir gesehen haben: vergeblich —, durch getreue Wiedergabe aller Umstände der Vergangenheit die Illusion vollkommener zu gestalten, und doch hatte die alte Weise einen unwiederbringlich verlorenen Vorsprung vor der Neuzeit: Diese steht nämlich der darzustellenden Sache wie einem Bilde gegenüber, das sie auf der Bühne als etwas der eigenen Natur Fremdes an sich vorüberziehen läßt; die handelnden Personen wirken nicht viel anders als diejenigen der Films. Die alte Zeit aber nahm die fremden Stoffe zu sich in das eigene Haus, vielmehr: man legte sich familiär in den alten Stoff hinein, wollte mit den Personen bekannt und vertraut sein, mit ihnen verkehren. Ihr

Digitized by Google

Alcibiades, Diogenes, Joseph durfte um alles nicht in einem fremdartigen Milieu erscheinen! Es mußte vielmehr alles Ungewohnte vermieden werden, damit die süße Illusion, als sähe man auf der Bühne Bekannte und Freunde, nicht zerrinne. Und da Luthers Katechismus gewissermaßen zum evangelischen Hausgerät gehörte, so wurde er ebenso wie die heimische Landschaft, Lebensweise, Staats- und Gemeindeeinrichtung, Soldaten, Vieh, Möbel und Kleidung als bekanntes und geliebtes Bühnenrequisit, nur in etwas idealer Abtönung, in den fremden Stoff hineingetragen. Die Neuzeit vermochte diesen schreienden Widerspruch nicht mehr zu ertragen und es hieß nun: Die Schulkomödie werde den Forderungen und dem Geschmacke des Publikums nicht mehr gerecht!

3. Mit dieser Ausführung soll nicht etwa der Wiedereinführung der Anachronismen das Wort geredet werden, noch weniger den groben Gefühlswidrigkeiten in der Darstellung, die nicht selten vorkamen; aber beide Dinge haben mit der Natur der Schulkomödie doch eigentlich nichts zu tun. Zu solchen monströsen Dingen gehört es, wenn in einigen, sogar kirchlich-frommen Stücken der Geburtsakt ungeniert dargestellt wurde, u. a. die Geburt Christi. Während das selige Sterben der Menschen sinnlich durch das Aufsteigen einer kleinen Weihrauchwolke markiert wurde, veranschaulichte man mitunter den Tod eines Bösewichtes, z. B. des Judas, in nichts weniger als ästhetischer Weise durch das Herausfahren der Seele a posteriori. Widerlich wirken auch zum Teil die Zankszenen, z. B. zwischen den beiden Weibern in „Salomos Urteil" von Baumgart (1561), und die Szene in dem berüchtigten Stücke: Eccius desolatus, in der dem Dr. Eck die katholischen Irrtümer durch Purganzen aus dem Munde gezogen werden. Sogar Frischlins Stücke strotzen manchmal in den Interkalarszenen von Geschmackswidrigkeiten, ja Roheiten. Damit Weise und Größe solches Unfugs ermessen werden könne, setzen wir eine satirische Szene aus „Phasma" hierher, in der die Jungfrau Maria sich bei ihrem Sohne Christus über die Beleidigungen und bösen Nachreden seitens des Papstes und seiner Lehre beklagt. Gemeint ist Pius IV. Karaffa, unter dem die Beschlüsse des Tridentiner Konzils gefaßt wurden. Der Inhalt hat mit der Handlung des Stückes gar nichts zu tun, sie ist, oblectationis gratia interposita, wie Frischlin selber schreibt, und bezweckt die Verhöhnung katholischer Marienlegenden.

Ach, lieber Sohn, auff diesen tag
Bring ich dir für ein grosse Klag,

Digitized by Google

Wie mich der Papſt und ſein Geſchwarm
So heßlich ſchend, daß Gott erbarm:
Beatrix ein Abtiſſin war,
Als die ein jungen Sohn gebar,
Und mit den München war hingloſſen,
Hat mich allda groß vnglück troffen,
Daß ich im Cloſter zehen Jahr
Mußt Clauſerin, ſag ich fürwar,
Vnd zehen Jahr Abtiſſin ſein,
Biß jene kam von München herein
Vnd wider trat in ihr Abtey:
O Lieber Sohn, ſoll ich Hurerey
Vertreten, und ſolch Amt verweſen,
Wie ſolches von mir wird geleſen?
In einem andren geſchrieben ſteht,
Nach dem ſich ein Nonn vergriffen hatt,
Vnd ſchwanger worden, ſey ich kommen,
Vnd hab ihr Kindlein von ihr genommen,
Vnd auch ihr Hebamm worden ſey,
Das ſchreiben ſie ohn alle ſchew.
Zwen Biſchoff ſoll ich haben kußt,
O HERR, das iſt mir unbewuſſt:
Den ein auch zur Ehe habn genommen,
Das iſt mir in mein Herz nie kommen.
Zu Wormbs ſoll ich eim alten Pfaffen,
Eim groben Eſel vngeſchaffen,
Seine alte Hoſen geflicket han,
Dazu eim alten, blinden Man,
Der auch ein Münch, in d' Augen ſein
Gemolcken han die Milche mein:
Darvon er gleich ſey ſehend worden,
Zu Lob und Ehr' der München Orden.
Soll auch ein Münch in ſeiner Krankheit
Auß mein vollen Brüſten han geſaugt,
Vnd er davon worden ſey geſund:
O HERR, wie iſts ſo gar ohn grund.
Sie ſchreiben auch, ich heb mich glegt,
Zu einem Munch, vnder die Deck,
Vnd Unzucht mit ihm han getrieben,
Solchs wird von mir gewiß geſchrieben.
Auch hat der Bapſt, der ehrlich Man,
Solch Buch Canoniſirn lahn.
Ach lieber Sohn, auch lieber HERR:
Errette du mein Zucht und Ehr,
Den Heilgenſchender, der mich zeugt,
Ich ſey eine Hure, vnd ſich nicht ſcheucht,
Straff lieber Sohn gib ihm den Lohn.

Digitized by Google

Selbst in einer deutschen Glosse zu einer seiner Komödien (Phasma) laufen ihm solche Dinge unter, denn zu der Szene, in der ein Mönch sich über die Klosterkost seit der Reformation, namentlich über das harte schwarze Brot beklagt, glossiert Frischlin: Man bacht (backt) uns freylich kein Nonnenförtzlin (ein süßes Gebäck) mehr usw.

Schon aus diesen Anführungen erkennen wir Momente, die eigentlich zu den Merkzeichen des geistlichen Dramas und des Fastnachtsspieles gehören, den beiden Brüdern der Schulkomödie. Daß die letztere sich nicht sorgfältig genug von den beiden ersten getrennt gehalten hat, war ein schwerer, verderbenbringender Fehler. Die Schulkomödie hat sogar sämtliche Eigenschaften der beiden anderen in sich aufgenommen, so daß oft kein Unterschied zwischen ihnen zu erkennen war. Sie wollte auch geflissentlich die Aufgabe der beiden anderen mit erfüllen, also einerseits religiös-kirchliche Grundstimmung und andererseits die kritiklose Heiterkeit des ungebildeten Publikums erzeugen, so daß die hohe Bildungs- und Erziehungsaufgabe gradezu eingeklemmt wurde. Aus diesem dilemmatischen Zustande ergab sich mit Notwendigkeit das Doppelangesicht, das so vielen Komödien eigentümlich ist, und die Erscheinung, daß neben dem Hauptstoffe mit der dramatischen Handlung noch weitere, oft ganz fremde Stoffe in den eingeschobenen Szenen nebenher behandelt wurden, und grade in diesen letzteren tauchten die widerwärtigen Dinge empor. Das war die Interkalarkomik.

Aus dieser Paarung ergaben sich weiter folgende Faktoren des Niederganges.

4. Das Eindringen des Narren in die Handlung, der, selbst wenn er auch gleich dem Hofnarren Träger eines ethischen Gedankens sein konnte, dem feinen Empfinden zu nahe trat, wenigstens den Eindruck störte und den Stand des Stückes degradierte. Die unter dem Namen Stocknarr, Leimstenger, Geck u. ähnl. vorkommenden lustigen Personen stiegen als Charakterfiguren noch unter den Hanswurst und Kasperle hinab. Dichter vornehmerer Art vermieden darum, wenn sie auch einmal eine komische Figur gebrauchten, diese Straßenspaßmacher.

5. Die oft ins Maßlose gehende Zurichtung der Inszenierung durch in das Auge fallende überwältigende Aeußerlichkeiten, z. B. Massen von Darstellern oder Tieren, Szenen von Schlachten auf weiten Feldern, letzteres besonders seit Shakespeare,

Digitized by Google

der aber meist den Einzelkampf vorführt mit dem abbrechenden Schlusse: „Sie gehen fechtend ab", während in den deutschen Komödien oft Hunderte von bewaffneten Kämpfern auftraten, die nicht selten, aus der Rolle fallend, Blutvergießen veranlaßten.

Eine solche Maßlosigkeit treffen wir auch hinsichtlich der Zeit: denn mit einem Tage gab man sich meist nicht zufrieden, wie bei den heutigen Schützenfesten mußte das Fest wenigstens eine halbe Woche dauern, unter Wiederholungen des Stückes oder seiner Uebersetzungen. Dadurch wurden die Schulleistungen beeinträchtigt, oft auch der Gewerbebetrieb des Ortes.

Dann bezüglich des Raumes: die Bühne und der Zuschauerraum konnten nach den Wünschen der Beteiligten gar nicht groß genug sein, und im Sommer wurde mit Vorliebe auf den Kirchhöfen, sogar bei frischen Gräbern, gespielt, oder auf dem Marktplatze, tunlichst so, daß man bei eintretendem Unwetter unter den sog. Häuserlauben, die wie ein Kreuzgang um den Markt umlaufend eingerichtet sind, ungestört weiter zuhören konnte. Bei knappen Raumverhältnissen baute man die Bühne über den Fluß und Gräben hinweg, wobei es wohl vorkam, daß das überfüllte Brettergerüst einbrach und Menschen und Tiere ins Wasser fielen. Manchmal wurde das Spielgerüst noch über Haushöhe gebaut in mehreren Stockwerken,*) wo dann gewöhnlich der unterste, dunkle Raum die Hölle mit ihrem lodernden Feuer und zahlreichen Teufeln darstellte, der mittlere die Erde, der obere den Himmel. Auf der weiten und breiten Bühne aber saßen abseits auf reservierten Plätzen die Spieler, Chorsänger, Spielleiter, Musiker, auch Diener und der Ehrenhold, und traten hervor auf das Stichwort ihrer Rolle, ähnlich wie bei den Schulfeiern. Mitunter schritten die Spieler, entsprechend dem Personenverzeichnis, zu Beginn der Vorstellung im Zuge über die Bühne. Die Einrichtung der Festbühne für die Einweihung der Osnabrücker Akademie 1630 mit Salomon redivivus wird in Jäger: schola Carolina so geschildert:

Die Maler bemalten 21 zehn Fuß hohe und zwölf Fuß breite Tafeln mit den für die Szenerie nötigen Darstellungen. Da drei Schauplätze in dem Stücke Salomon redivivus vorkamen, so waren drei Gruppen von Bildern, jede zu sieben Tafeln, herzustellen. Die erste Gruppe führte dem Zuschauer die Gebäude vor Augen, welche der König Salomon bewohnte, und die, welche er für die

*) Das erste deutsche Schauspielhaus wurde 1550 in Nürnberg erbaut.

Digitized by Google

Hohenprieſter und Vorſteher der Schule erbaute. Die zweite Gruppe brachte Wälder und Einöden, durch welche die Nationen von verſchiedenen Richtungen her zu dem friedreichen Könige ſtrömten, um ihm Geſchenke darzubringen. Die dritte Gruppe zeigte den Meergott Neptun mit Gefolge und die Ungeheuer des Meeres, in den ſturmgepeitſchten Wogen ſchwimmend, und einen Zug hochragender Schiffe, welche dem Salomon die Schätze ferner Länder zuführten. Das Orcheſter hatte eine Länge von 100 Fuß und eine Breite von 50 Fuß. Dahinter lag die Bühne. Auf derſelben ſtanden zwiſchen Säulen drehbare dreieckige Maſchinen, an denen die oben beſchriebenen Kuliſſen befeſtigt wurden.

Die Zuſchauer hatten bei großen Räumen zweckmäßigerweiſe das Druckexemplar zur Hand.

Bei gewiſſen Raumſchwierigkeiten wußte man ſich auf die naivſte Weiſe zu helfen, indem z. B. angekündigt wurde, dieſer Platz ſtelle den Wald, jener das Landhaus uſw. vor, alſo in der Weiſe, wie dies in Shakeſpeares Sommernachtstraum vorgeführt wird. Bei vielen ſolchen Raumproblemen vermögen wir heute nicht mehr zu erkennen, wie dieſelben gelöſt ſind, z. B. in dem Spiel: die Jünger von Emmaus, oder in dem Bachmannſchen Stücke: Melancholicus, in dem mehrere Perſonen gemeinſam des Nachts einen Weg von mehreren Stadien ſprechend zurücklegen, ſo daß man ſich fragt, ob zu dieſem Zwecke die Bühne beweglich geweſen ſei oder die Täuſchung in der Weiſe ausgeführt wurde, daß die Spieler etwa links abgingen und rechts wieder zum Vorſchein kamen. Dabei wurde denn die altklaſſiſche Forderung der Einheit des Ortes gewahrt.

6. Die Ausgeſtaltung der Bühnenfiguren, beſonders der nicht menſchlichen, ſchlug ins Groteske, phantaſtiſch Wilde aus. Gott der Vater wurde eine Ungeſtalt, namentlich aber die Dämonenerſcheinungen regten die Einbildungskraft der Jugend zu den gewagteſten Problemen an. Die Teufel mit Feuerſprühen beim Auftreten und Schwefelgeruch beim Abgange waren jedesmal des Jubels der Zuſchauer ſicher, wenn ſie nur recht tolle, und zwar neuerdachte Weſensmerkmale an ſich trugen.

Chryſeus aus Allendorf in Heſſen brachte durch ſeinen „Hofteufel“ (1545) eine ganze Teufelſpielliteratur auf, und in dem theatrum diabolorum von Peter Schmidt treten 24 derſelben auf, ein jeder mit einer Spezialität behaftet, (Sauf-, Fluch-, Jagdteufel uſw.). Eine dieſem Unfuge entgegenſtrebende Bewegung, die

Digitized by Google

auf dem altklassischen Boden verharrte, verabscheute allerdings diese Teufeleien ebenso wie alle Prunkausstattungen u. ähnl. unter Berufung auf Cicero: „der apparatus nehme den Zuschauern alle Heiterkeit", weil freie Phantasie und Illusion dadurch gehemmt werde.

7. Die Nachsicht in der Aufrechterhaltung der Theaterzucht begünstigte das Extemporieren der Spieler, namentlich aber das erbärmliche Buhlen um die Gunst des „gemeinen Haufens" ermöglichte es diesem, wenn im Freien gespielt wurde, durch Zurufen, Unterbrechen, sogar Mitsprechen nicht nur den Kritiker, sondern oft den Leiter, ja den Bühnenherrn zu spielen. Dadurch wurde der ungebetene Gast der todbringende Feind der Schulkomödie. Der zuerst auftretende Ehrenhold bittet oft flehentlich, wenigstens Ruhe zu halten. Strauß teilt folgende Ansprache Frischlins aus der „Rebekka" in Uebersetzung mit:*)

So höret uns denn günstig zu und haltet
Den lieben Pöbel, wenn Ihr könnt, im Zaum,
Denn weil das Stück lateinisch wird verhandelt,
So murren, die die Sprache nicht verstehn,
Belfern die Weiber, lärmen Knecht und Mägde,
Wurstmacher, Schmied' und andre Zünfte
Und fordern laut in deutscher Sprach' ein Stück.

Oefters heißt es im Prolog zuletzt: Adeste cum silentio!

8. Bezüglich des dramatischen Inhaltes und Aufbaus herrschte leider Prinzipien- und Gesetzlosigkeit. Man trifft wohl einige Anweisungen und Abhandlungen über die Normen, nach denen zu verfahren sei, z. B. in Hoffmanns Eviana eine Untersuchung der Frage, ob man Bösewichter auf die Bühne bringen dürfe, da die Zuschauer doch nur Schlechtes von ihnen lernen könnten (was unter Berufung auf die spartanische Erziehungsweise bejaht wird). Aber die dramaturgischen Gesichtspunkte beschränkten sich auf die antike Forderung der Einheit des Ortes, der Zeit usw., die z. B. von Balthasar Crusius in seiner Schrift de dramatibus (Altenburg 1609) scharf verteidigt wurden, naiv genug mit folgenden Worten: „Wenn nach dieser Beziehung nachgelassen würde, was gäbe es dann im Drama für Disposition oder Kunstgerechtigkeit?" Als Zweck und Aufgabe des Dramas (insbesondere des Schuldramas)

*) Die Ansprache habe ich in der mir vorliegenden Ausgabe der Rebekka (Straßburg 1604) in dieser Form nicht gefunden.

Digitized by Google

nennt er ganz unerschrocken: utilitas et jucunditas,*) nichts weiter. Genanni wird vielfach als dramatischer Gesetzverständiger noch Schosserus, Poet der Universität Frankfurt a. Oder, doch habe ich von seinen bezüglichen Schriften nichts ermitteln können.**) Vom Wesen des tragischen Konfliktes, von Aufbau und Verknüpfung der Handlung sowie vom szenischen Ensemble ist natürlich nichts zu merken, auch nichts Derartiges erstrebt worden. Die Auftritte laufen einfach dem Geschichtsfaden nach, die handelnden Personen treten oft nur einmal im Stücke auf, sprechen dann aber oft den ganzen Auftritt hindurch. Dies findet man sogar noch in Frischlins Phasma.

Tiefer als alle hat Reuchlin das Wesen des Schuldramas erfaßt, und man darf bei dieser ganzen Ausführung nicht vergessen, daß, wenn auch die Kunstregeln nicht bekannt und darum nicht beachtet waren, instinktmäßig doch die Stellen und Motive großer Wirkungen ermittelt und verwandt wurden, und zwar in einer Weise, um welche die jetzige Dramenliteratur die alte beneiden muß.

In den Aeußerlichkeiten allerdings, die sich durch Gewöhnung gestaltet haben, fand Regel- und Gesetzmäßigkeit statt, wie denn in jenen Jahrhunderten das Wesen der Poesie überhaupt recht äußerlich aufgefaßt wurde, da auch bei der Kritik hauptsächlich die Konformität der Dichtungsweise mit den Alten, oder Silbenzählung und metrische Vorschriften in das Auge gefaßt wurden.***) So waren die Stücke fast immer zu 5 Akten eingerichtet und im Titel war nicht nur dies, sondern auch die Anzahl der handelnden Personen angegeben, sicherlich, um dadurch für den Wert des Stückes einzunehmen. Jedes Stück beginnt mit einem Prologe, in dem der Ehrenhold das Publikum begrüßt und zu dem edlen Genusse, der ihm bevorsteht, beglückwünscht, wobei wohl darauf hingewiesen wird, daß Obscönes und Häßliches im Stücke nicht vorkomme, notabene wenn dies sich wirklich so verhielt. Es folgt dann meist ein von einem Mitwirkenden zu sprechendes Argumentum, auch Periocha genannt, d. i. kurze Inhaltsangabe des Stückes, ja öfters treffen wir vor jedem neuen Akte ein solches Argumentum, das jedenfalls auch dazu dienen sollte, die Zuschauer im voraus in erwartungsfreudige Stimmung zu versetzen. Die Zwischenakte führten, wenn in ihnen

*) Wie auch später der Philanthropismus, und doch ist während der Herrschaft desselben die Schulkomödie untergegangen.

**) Etwas davon ist enthalten in den delitiae poëtar. Germ. VI im Anfange.

***) Poet hieß jeder, der sich auf einem gelehrten Gebiete schriftstellerisch betätigte. Vergl. Krause: Eobanus Hessus.

Digitized by Google

gespielt wurde, beliebige andere Dinge vor, wie schon erwähnt ist, den Schluß bildete eine Ansprache: Peroratio, in der den Zuhörern die aus dem Stücke zu entnehmenden Wahrheiten an das Herz gelegt wurden.

* * *

Obige Ausführungen sollen den in Vergessenheit, ja Verachtung gekommenen Bühnenspielen der musischen Jugend einen bescheidenen Denkstein setzen. — In der Pädagogik hat von jeher stillschweigend das Gesetz unverbrüchlich gegolten, daß das einmal in die Segnungen der Bildungsmächte Aufgenommene nicht wieder fallen gelassen werde; und wie wohl schwerlich eine einmal gegründete Dorfschule auch bei stark zurückgehender Kinderzahl wieder aufgehoben, oder ein wertvolles Bildungsfach aus dem Lehrplane wieder entfernt worden ist, so müßte schon aus Pietätsgründen das ehedem so hoch bewertete Bildungsmittel der Schulkomödie nicht so radikal vergessen werden, wie dies in Wahrheit der Fall ist, vergleichbar der alten Hellenen- oder Inkakultur, deren Zeugnisse und Denkmäler viele Meter tief unter dem Erdstaube der Neuzeit verborgen liegen. Man sieht: auch die moderne Welt kann ein Stück guter Kultur unter dem Staube versinken und verkommen lassen; diejenigen, die es am nächsten angeht, nämlich die Gymnasiasten, wissen fast nichts davon.

Man kann sich aus der obigen Darstellung überzeugen, daß Stoff und Form dieser Art Dramen, vorurteilsfrei und nach ihrem tiefsten Zwecke betrachtet, edel und bildend sind, sowie davon, daß die bedenklichen und schoflen Dinge in ihnen fast immer nur lose angebrachte Zugaben für den lachlustigen Pöbel gewesen sind, meist nur in den Zwischenszenen sich spreizten und mit der dramatischen Handlung überhaupt nichts zu tun hatten. Wenn diese ausgemerzt werden, so wird in den meisten Fällen das eigentliche Stück einwandfrei, ja im Glanze hervortreten. Der Versuch, die bewährtesten Stücke zu überarbeiten und sie von allem Schmutz und Schlacken zu säubern, würde sich sicher lohnen; geeignete Männer befinden sich genug in den Lehrerkollegien, durch welche die Schulkomödien in Wirklichkeit eine lichte Auferstehung erleben könnten. Ein solcher Versuch sollte schon darum unternommen werden, weil der Tiefstand der neuesten deutschen Dramaturgie doch jeden Volksfreund jammern und ihn antreiben muß, auf Abhilfe zu sinnen. In einer Zeit, wo der „Kientopp" herrscht, die dramatischen Künstler

Digitized by Google

ihre Fertigkeit im Selbstmord- und Verbrechenspiel den Films dieser Stätten des zynischen Realismus preisgeben, wo jeder dramatische Film auf eine Zuschauerzahl von mehr als 6 Millionen rechnen kann und allein die Reichshauptstadt 500 Kinotheater besitzt, dürfte es doch nicht erfolglos sein, wenn die höhere Schule selber wieder ihre Schutzbefohlenen mit besserer geistiger Nahrung auf diesem Gebiete versorgte, was namentlich die Gymnasiasten in kleineren Städten in ihrem ästhetischen Empfinden fördern und ihre Dankbarkeit erwerben würde. Daß aber die wissenschaftliche Jugend Verlangen nach Darbietung solcher szenischen Spiele hat, erkennen wir aus den hin und wieder stattfindenden spontanen Aufführungen auf Freilichtbühnen, wie dies jüngst von der Vertreterschaft der Jenenser Studenten mit der Darstellung von Wallensteins Lager geschehen ist. Dies Stück gelingt überhaupt zweifellos besser durch geeignete Dilettanten als durch Berufsschauspieler, die dabei ihre steife, kunstschematische Haltung, Sprache und die Bühnentricks nicht aufgeben können. Muß denn durchaus jedes Drama durch Berufsschauspieler gegeben werden? In allen andren Künsten ist doch gegebenen Falles jedermann aktiv. Von besonders scharfer, ja selbst elektrisierender Wirkung sind die sophokleischen Stücke in griechischer Sprache, deren Chöre von Schülern gesungen werden.

Digitized by Google

Ueber Verwaltung und Geschäftsführung in amerikanischen Hochschulen und Colleges.

Von

Dr. Johannes Jacobi, Neuwied.

I.

Im vorigen Jahre brachte die älteste amerikanische Wochenschrift, die im Jahre 1728 von Benjamin Franklin begründete Saturday Evening Post in Philadelphia, einen lehrreichen und mit großer Sachkenntnis geschriebenen Aufsatz über die wirtschaftliche und geschäftliche Seite des höheren Bildungswesens der Union, dessen eingehende Darlegungen eine deutliche Vorstellung von den außerordentlichen Erfolgen amerikanischer höherer Bildungsinstitute und den Ursachen dieser Erfolge zu geben vermögen. Der Aufsatz entstammt der Feder eines höheren Schulverwaltungsbeamten, des am Oberlin College*) im Staate Ohio wirkenden Mr. Charles Whiting Williams, mit welchem ich eine mehrwöchige Südamerikareise vor etwa Jahresfrist gemeinsam beendet habe. Im Verein mit früherer, durch persönliche Beobachtung und Anschauung in Südamerika gewonnener Erkenntnis schien mir vor allem, was nicht genug hervorgehoben werden kann, die eine Tatsache klar hervorzutreten, daß die vielen amerikanischen, als Schulhalter fungierenden Vereinigungen nach und nach eine unbedingte Meisterschaft in der Lösung praktisch-wirtschaftlicher sowie verwaltungstechnischer Fragen erlangt haben. Dieses die heimatlichen Bildungsinstitutionen der Union betreffende Urteil gilt in besonderem Maße auch für solche in fremden Ländern, deren

*) Die Anstalt hat über 2000 Studierende beiderlei Geschlechts und mehr als 100 Professoren und Dozenten.

Digitized by Google

Zahl übrigens nicht gering ist.*) Der geradezu beispiellose Erfolg des nordamerikanischen Einflusses in einem Lande wie China und die entsprechenden Bestrebungen, die sich in mannigfachen Schattierungen um die Gewinnung der südamerikanischen Völker für die Idee des Panamarikanismus bemühen, werden verständlich, wenn man sieht, wie hier in zahlreichen südamerikanischen Weltplätzen lebensfähige Schulsysteme geschaffen wurden, große höhere Lehranstalten, die in richtiger Würdigung ihres Einflusses auf die spätere Lebensgestaltung ihrer ehemaligen Zöglinge in erster Linie dem praktischen Bedürfnis und den bestehenden Schulgesetzen des betreffenden Landes angepaßt wurden (Erlangung der Gleichberechtigung mit den Staatsschulen hinsichtlich der Universitätsreife). Nicht zufrieden mit dem Erreichten, ist der nächste Schritt gewöhnlich die Angliederung gelehrter oder technischer Fachschulen gewesen, oft mehrerer zugleich, an das System der Uranstalt nach dem Muster der heimischen Colleges, womit natürlich eine breite Grundlage gewonnen ist, auf der dann eine bei uns kaum geahnte Pionierarbeit im Sinne des Amerikanismus jahrein, jahraus geleistet wird. Der wirtschaftlich-kommerzielle Geist, in dem die Anstalten geleitet und verwaltet werden, ist das Besondere, worauf wir die Aufmerksamkeit der Leser der Preußischen Jahrbücher lenken möchten; die Sache gewinnt um so mehr an Reiz, weil man heute drüben in wachsendem Maße den Bildungsbestrebungen die allergrößte Liberalität zuwendet, im Grunde aus der innersten Ueberzeugung heraus, daß die von der Nation im Schulwesen aufgewendeten Riesensummen eine vorzügliche Kapitalanlage im „Weltgeschäft", im wirtschaftlichen Wettbewerbe der Völker darstellen.

II.

Im Jahre 1910 repräsentierte der Grund und Boden einschließlich des Inventars und der Gebäude aller in der Union gezählten 606 Universitäten, Colleges und sonstigen Fachschulen bereits den stattlichen Wert von rund 1700 Millionen Mark. Unter Hinzuziehung von etwa 936 Millionen Mark zinsbar angelegten Kapitals (einschließlich Wertpapieren) erhöht sich diese Summe auf 2636 Millionen Mark, die also lediglich für Bildungszwecke investiert wurden.

*) Vergl. den Aufsatz: „Der Einfluß der Vereinigten Staaten auf das chinesische Geistesleben" von Dr. Ernst Schultze in diesen Jahrbüchern Bd. 140 (1910); und: „Nordamerikanischer Einfluß in Südamerika" von Professor Ernst Daenell im „Tag" Nr. 180 und 181 (August 1912).

Digitized by Google

Die jährlichen Einkünfte sämtlicher Anstalten aus Zinsen, Pfründen, Studienhonorar und Schenkungsgeldern (letztere in Höhe von 58 Millionen Mark) werden für 1910 auf 336 Millionen Mark angegeben. Wenn man noch die Jahreseinkünfte der Fachschulen des Landes einbezieht — welche ihre Aktiva um 200 Millionen Mark vermehrt haben, — so darf das gesamte Einkommen aller Hochschulen und Colleges auf mehr als 400 Millionen Mark veranschlagt werden. Um die „wirtschaftliche Reichweite" der mittelst und innerhalb des Bildungswesens überhaupt in Umlauf gesetzten Werte möglichst erschöpfend zu veranschaulichen, müssen auch die gemäß der Eigenart des amerikanischen Internatswesens, das einen wesentlichen Bestandteil der Hochschulerziehung ausmacht, den Studierenden als Kostempfänger am Studienort erwachsenden persönlichen Ausgaben mit herangezogen werden. Auf die Gesamtzahl von ungefähr 400 000 Studierenden beiderlei Geschlechts, die sich auf die verschiedenen Anstalten einschließlich der Vorschulen verteilen, entfallen nach Williams bei einem Studienaufenthalt von durchschnittlich 5 Monaten etwa 1000 Mark persönliche Ausgaben auf jeden Studenten (Studienhonorar nicht einbegriffen, welches für den Zweck dieser Berechnung an anderer Stelle berücksichtigt wurde). Das ergibt die runde Summe von ebenfalls 400 Millionen, so daß demnach zusammen mit 400 Millionen laufender Einnahmen im ganzen rund 800 Millionen Mark diejenige Summe darstellen würden, die lediglich für geistige und sittliche Werte im Hochschulwesen jährlich von der Nation aufgewendet bezw. von den Anstalten eingenommen wurde. (Inzwischen sind die Einnahmen wohl wieder erheblich gewachsen.) Wird die Sache vom gesellschaftlichen Standpunkte aus als zu verzinsende Kapitalanlage aufgefaßt, so hätte den von der (amerikanischen) Gesellschaft für die Zwecke höherer Bildung aufgewendeten 800 Millionen ein Grundkapital von rund 20 Milliarden Mark zu entsprechen. Eine solche „Zahlenspekulation" veranschaulicht zweierlei in treffender Weise: einmal, daß ein auch die geistigen Lebensinteressen nüchtern und geschäftsmäßig beurteilender amerikanischer Staatsbürger den Gesichtspunkt einer ungeheuer großen Kapitalanlage von entsprechend großer Rentabilität betont; sodann daß diese im Interesse höherer Bildungsansprüche der Bevölkerung gemachten Aufwendungen eine ganz außerordentliche Höhe in verhältnismäßig kurzer Zeit und in rapider Entwickelung erlangt haben. Nur angemerkt sei, daß für Volksschulzwecke im gleichen Zeitabschnitt (1910) etwa 1600 Millionen Mark verausgabt worden sind.

Digitized by Google

III.

Auch auf dem Gebiet der Schulverwaltung werden diese Fortschritte des höheren Bildungswesens der Union erkennbar, bezeichnenderweise aber hier als Errungenschaft erst der allerneusten Zeit. Vor 25 Jahren mochten die Hochschulen an Wert wenig mehr als 445 Millionen Mark repräsentieren bei höchstens 40 Millionen Jahreseinkommen. Vor 30 Jahren gab es im Lande noch keine große Universität. Die Zeit, seit welcher kaufmännische Methoden und Einrichtungen in die Verwaltung eingeführt wurden, liegt jedoch noch nicht so weit zurück. Noch vor 10 Jahren geschah es, daß alles, was auf einfachere, nutzbringendere und geschäftsmäßigere Gestaltung des Betriebes der Colleges abzielte, mit Mißtrauen betrachtet und in Verruf erklärt wurde — so sehr war man daran gewöhnt, daß so ziemlich alle laufenden Geschäfte von den einzelnen Fakultätsmitgliedern neben der Lehrtätigkeit erledigt wurden. Die Beantwortung von Neuanmeldungen und sonstigen Anfragen, welche jetzt einen Sekretär und mehrere Assistenten vollauf beschäftigen, war früher meist willkürlich ohne erkennbares Prinzip unter verschiedene Professoren verteilt, denen die erforderliche Anzahl von Prospekten, Verzeichnissen u. ä. zur Verfügung stand, die dann nach Gutdünken und größerer oder geringerer Anteilnahme der Einzelnen zu versenden, d. h. zu frankieren und aufzugeben waren. Anfragen, denen eine besondere Bedeutung beizumessen war, wurden wohl auch in mit der Hand geschriebenen Briefen umständlich beantwortet, aber auch ebenso leicht verzögert, wenn nicht gar vergessen, da man sie nicht zu registrieren pflegte. Auf die Verwaltungsbeamten von Beruf selbst mußte dieses System natürlich höchst ungünstig einwirken; meist war ihre Tätigkeit infolge der Geringschätzung ihrer Stellung außerhalb des Lehrkörpers zu beschämender Unfruchtbarkeit verurteilt, so daß z. B. die Erscheinung des Quästors, welcher Aufzeichnungen über Einnahme- und Ausgabeposten auf der Rückseite von Briefumschlägen in den Rocktaschen mitzuführen pflegte, noch vor 20 Jahren nicht zu den Seltenheiten gehörte. Daß diese Beamten über fernliegende Finanzfragen ihres Instituts meist keine befriedigende Auskunft zu geben wußten, ist also nicht sehr verwunderlich. Auf diese Sache fällt ein besonders grelles Licht durch ein Vorkommnis, das Williams von einem bedeutenden College im Osten berichtet: noch vor fünf Jahren habe dessen Verwaltungsausschuß erst auf eine dringliche Eingabe seiner Zöglinge hin in die Veröffentlichung eines ersten Kassenberichts eingewilligt.

Digitized by Google

Die gewaltige Zunahme der Wertschätzung höherer Bildung und die große, auf den Verwaltungen lastende Verantwortung, wie sie in den oben angeführten Zahlen zum Ausdruck kommt, hat so hohen Werten gegenüber die Beibehaltung primitiver Verwaltungspraxis natürlich zur Unmöglichkeit gemacht. In vielen Fällen wurde der Uebergang zu einer neuen Geschäftsmethode erst nach dem völligen Zusammenbruch des alten Systems, dann aber begreiflicherweise umso gründlicher, vollzogen. Die wohltätigen Wirkungen des Systemwechsels pflegten dann meist recht bald deutlich zu werden an den bei gut verwalteten Anstalten zunächst in die Augen fallenden äußeren Erfolgen, der rapiden Zunahme der Studenten und der ständigen Erweiterung der Lehrausstattung. Mit überraschender Sicherheit habe man die zu erwartenden größeren Einkünfte den „Aktionären" der Colleges vorrechnen können, vor allem jenen menschenfreundlichen Stiftern oft sehr bedeutender Kapitalien für Bildungszwecke.

Ein moderner Geist hat zunächst die Colleges in vollem Umfang ergriffen; das Verwaltungsressort wurde vom Lehrberuf getrennt, und die Beamten, denen die Heranziehung der Studierenden und die Hochschulerweiterung in erster Linie obliegt, der Präsident und seine Sekretäre, wurden mit voller Verantwortlichkeit ausgestattet. Die Propaganda- und Werbearbeit vollzieht sich nämlich in der Regel nicht durch Inserieren in Zeitschriften oder Revuen — das gilt nicht als akademisch im guten Sinne — es erfolgt vielmehr eine ständige und systematische persönliche Werbetätigkeit durch aufmerksame Verbreitung sämtlicher Veröffentlichungen, Verzeichnisse, Berichte und Mitteilungen aller Art über die Vorkommnisse des akademischen Lebens, in unbegrenzter Anzahl und Häufigkeit, wie es im Interesse der Sache gerade angebracht erscheint. Vor allem die Universitäten des Landes halten mit den verschiedenen höheren Schulen aller Richtungen, die ihnen die akademische Jugend vorbereiten und übermitteln, ständig die engste Fühlung, was natürlich die offenkundigen Erfolge der Hochschulen zum großen Teil erklärt. Dieses ist ein Gebiet, auf welchem in der Union eine Emsigkeit und Rührigkeit, teils mit Hilfe eigens dafür geschaffener Institutionen (Werbebureaus und Zentralwerbeamt in Washington, pädagogische Abteilung) entfaltet wird, die bei uns in Deutschland in den entsprechenden Verhältnissen unbekannt ist. Bei einigen Universitäten besteht die Einrichtung, daß den einzelnen höheren Schulen, welche ihre Absolventen den Hochschulen zuführen, von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit über deren Fortschritte Bericht erstattet wird, um auf diese Weise nicht nur ein Bild von der ferneren Entwickelung der jungen Leute zu geben, sondern auch um etwaige Lücken im Lehrplan und in der Vorbereitung umso sicherer zu erkennen und zu beheben. Andere lassen alljährlich die mit ihnen im Verkehr stehenden Schulen (preparatory schools) durch geeignete Abgesandte besichtigen, wieder andere unterhalten mit ihren ehemaligen Studenten und Graduierten ständige Fühlung und lebhafte Beziehungen, und sichern sich auf solche sicher sehr zuverlässige Art einen Stab von einflußreichen Mitarbeitern auf dem Gebiet der direkten Auskunftserteilung. Die zweckmäßige Organisation dieser Werbearbeit liegt meist in den Händen der schon erwähnten Sekretäre. Dazu kommen die vielen Turn-, Rede-, Debattier- und Musikklubs, die ebenfalls einen unverkennbaren Einfluß auf die Universitätswahl des jungen akademischen Nachwuchses üben, neben manchen anderen Faktoren, von denen besonders persönliche Wünsche und Beziehungen der Eltern zu nennen sind. Manche religiöse Schulgemeinschaften wenden mit Erfolg sportliche Veranstaltungen als Werbemittel an, nicht selten jedoch auf Kosten ihres Ansehens.

Die an den großen Universitäten angestellten Sekretäre finden vielfach noch ein sehr dankbares Arbeitsfeld in der Leitung und Beaufsichtigung der Wahl von studentischen Ausschüssen, sowie in der Verwaltung der Fakultäts- und sonstigen Archive und in der Erledigung von Einkäufen aller Art, die in das Gebiet der geschäftlichen Administration entfallen. Von besonderer Wichtigkeit sind ferner die den Sekretären obliegenden statistischen Erhebungen zur Ermittelung der mutmaßlichen Frequenz im neuen Studienjahre. Solche genaue Ermittelungen von Jahr zu Jahr haben z. B. ergeben, daß der Abgang vom ersten Studienjahr (Freshman class) beim Uebergang zum zweiten (Sophomore class), wie auch zum dritten u. s. f. stets einen fast konstanten Prozentsatz zeigt. Mit Hilfe derartiger Erhebungen läßt sich der im Sommer in der Regel stärkere Zuzug von Studenten erkennen und regulieren; wie auch bei zunehmender Frequenz erforderlich werdende neue Lehrkräfte*)

*) Es mag hier angemerkt werden, daß das zahlenmäßige Verhältnis der Lehrkräfte zu den Studierenden an den Colleges der Union ein sehr günstiges ist, weit günstiger als an deutschen Universitäten, was das nahe persönliche Verhältnis zwischen Lehrern und Studierenden, das drüben zu beobachten ist, erklärt. Vergl. die Ausführungen von W. Kabitz, Bd. 148, S. 94 ff. dieser Jahrbücher.

Digitized by Google

rechtzeitig berufen und eingestellt zu werden pflegen, wofern man nicht die Immatrikulation überhaupt einschränken will.

IV.

Nach der Immatrikulation wird jeder neue Studierende von den Professoren und Dekanen der Fakultät zum Gegenstand ihres besonderen Interesses gemacht. Die Dekane üben teils eine direkte Aufsichtsgewalt über die Studenten aus, teils ist ihre Tätigkeit eine wesentlich administrative, insofern ihnen die Leitung einer der drei Abteilungen (departments) der Universität (freie Künste, technische, medizinische Fakultät) übertragen ist. Zur Beaufsichtigung der persönlichen Verhältnisse der Studenten gehört außer deren moralischer Führung alles mit der Lebenshaltung Zusammenhängende, namentlich Wohnung und Verköstigung. Diese zweifellos wichtige Erweiterung der Befugnisse und Pflichten der Dekane erfordern nicht nur ein gehöriges Maß von persönlicher Erfahrung, Umsicht und Takt, sondern ebensosehr intensive Arbeit, Kraft und Liebe zur Sache und stellen ganz gewiß hohe Anforderungen hinsichtlich der solchen Aufgaben zu widmenden Zeit. Mancherorts hat man deshalb den Dekanen eine Art beratender Sachverständigenkommissionen beigegeben oder auch eine förmliche „Freshman Faculty" unter Fakultätsaufsicht ins Leben gerufen, deren Mitglieder lediglich die Aufgabe haben, ihren jüngeren Kommilitonen, den Füchsen, auf jede Art zur Hand zu gehen. Die Anleitung beginnt sofort nach der Immatrikulation in der Regel mit einem schriftlichen Angebot und erstreckt sich nicht nur auf die Wahl der Studienfächer, sondern auch auf Wohnung und Pension. In neuerer Zeit hat man schließlich mittels systematischer Organisationen enge Beziehungen zwischen Dezenten und Studierenden herzustellen versucht, die gewiß sehr förderlich sind, aber ebenfalls viel Zeit erfordern.

Rein technische, die Benutzung der Gebäude und Anlagen betreffende Fragen und Arbeiten werden gewöhnlich einem eigens dafür bestellten, in erster Linie technisch gebildeten Beamten übertragen, der dann auch die Oberaufsicht über sämtliche Werkstätten, Heizungs-, elektrische, maschinelle Anlagen und Wasserwerke führt und dessen sachverständiger Rat nicht nur bei allen Neueinrichtungen eingeholt wird, sondern auch innerhalb des kaufmännischen Kaufbureaus mit seinen mannigfachen Aufgaben, Ein- und Verkäufen, Preisnotierungen, Einschätzungen und Verbrauchsstatistiken als unentbehrlich gilt. Da ist z. B. der Kohlenverbrauch für maschi-

Digitized by Google

nelle Anlagen, der sorgfältig kontrolliert werden muß, um die Leistungsfähigkeit der zahlreichen Dampfkessel des Betriebes zu ermitteln und sie möglichst rationell, d. h. sparsam, arbeiten zu lassen. Da dies namentlich für die westlichen Staaten der Union eine erhebliche Bedeutung hat, werden z. B. in der Western Reserve University in Cleveland genaue Aufzeichnungen über den Kohlenverbrauch für Heizzwecke innerhalb der einzelnen Monate gemacht und mit den Notierungen der Temperaturverhältnisse durch das öffentliche Wetterbeobachtungsamt verglichen. Eine gleichsorgfältige Kontrolle erstreckt sich auch auf Lieferung und Verbrauch von elektrischer Energie für Licht- und Kraftzwecke. Mitunter handelt es sich da um recht bedeutende Summen, wie das Beispiel einer einzigen Universität (Yale in New Haven, Connecticut) lehrt, die einen Aufwand von etwa 240 000 Mark für Beleuchtung, Heizung und Wasserverbrauch hatte.

Große Summen sind besonders in den umfangreichen Studenten- und Studentinnenalumnaten und Pensionshäusern angelegt, deren Verwaltung in der Regel eine Organisation für sich darstellt. In den Speisehäusern der Universität Chicago wurden im Jahre 1910 nicht weniger als 650 000 Gedecke im Werte von etwa 540 000 Mark verabfolgt, während die Einnahmen für an Studierende gewährte Wohnung etwa 200 000 Mark erreichten. Solche Leistungsfähigkeit ist das Ergebnis genauer Geschäftskenntnis und erfordert eine gewisse kaufmännische Routine seitens des Betriebsleiters (manager); es ist bemerkenswert, daß einzelne große Anstalten durch geschickte Ausnutzung der Geschäftslage in den Ruf besonderer Wirtschaftlichkeit gekommen sind, während andere, die ihren Verbrauch an Betriebsmaterial und Löhnen nicht kaufmännisch zu regulieren pflegten, jahrelang eine nie versiegende Quelle steten Defizits mit sich herumschleppten. In diesem Zusammenhang ist der Präsident der Boston University zu nennen, Doktor Eliot, dessen rationeller Verwaltung die Harvard-Universität ihre prächtigen, großen medizinischen Institute verdankt, die einschließlich Ausstattung mit einem Kostenaufwand von 20 Millionen Mark errichtet worden sind.

Die Verwaltung des Universitätsvermögens verlangt naturgemäß bedeutende Geschäftskenntnis und viel Umsicht. In den meisten Fällen werden die Gelder bei Banken und Kreditinstituten angelegt, wobei der die Studienhonorare einkassierende und die zu leistenden Zahlungen anweisende Quästor meist die volle Verantwortung ganz allein zu tragen hat; zuweilen teilt er sie mit einem Finanz-

Digitized by Google

ausschuß, dessen Mitglieder sich durch finanzielles Urteil und Rechtschaffenheit auszeichnen müssen. Zuweilen kommt das verwaltete Kapital dem einer Versicherungsgesellschaft oder mehrerer Banken nahe; das Betriebskapital von vier großen Universitäten — Harvard, Columbia, Chicago, Leland Stanford — betrug insgesamt fast 360 Millionen Mark. Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung sind so gut wie ausgeschlossen.

V.

Als sicheres Zeichen für korrekten Geschäftsgang gilt die Führung eines Jahresbudgets, das heute von keinem College mehr entbehrt werden kann, und dem allein die Ueberwindung der früher vielfach chronischen Defizits mancher Institute verdankt wird. Auf seine Bearbeitung, die natürlich so frühzeitig wie möglich geschehen muß, wird große Sorgfalt verwendet. Die einzelnen Fakultäten (departments) machen ihre Bedürfnisse geltend und reichen Vorschläge ein. Mit möglichster Genauigkeit werden die zu erwartenden Einnahmen veranschlagt und danach die Ausgaben vorsichtig erwogen und auf die verschiedenen Fakultäten unter Berücksichtigung der tatsächlichen Bedürfnisse verteilt. Eine wesentliche Erleichterung im Ermittelungsverfahren bedeuten die zum jeweiligen Monatsschluß gemachten vergleichenden Aufstellungen über die bisherigen Ausgabeposten zusammen mit dem Voranschlag und der Abrechnung desselben Monats des Vorjahres. Unter Mitwirkung der bereits genannten Finanzausschüsse erhält dann das Budget seine definitive Gestaltung. Als besonders zweckmäßig hat sich die Aufnahme des ebenfalls kaufmännischen Grundsatzes der möglichst weitgehenden Detaillierung des Ausgabeetats erwiesen, die es in wünschenswerter Weise ermöglicht hat, die Aufwendungen für die wichtigste Seite des Betriebes, den Unterricht, immer auf einer solchen Höhe zu halten, daß darin das Ansehen der Institute und eine ständige Zunahme ihrer Anziehungskraft zum Ausdruck kommt.

Welch hoher Wert der Korrektheit der finanziellen Verwaltung im kaufmännischen Sinne beigelegt zu werden pflegt, geht aus folgendem, für die Verhältnisse charakteristischen, von Williams mitgeteilten Falle hervor. Ein philanthropisch gesinnter Kapitalist wird gebeten, in den Verwaltungsrat eines kleinen College einzutreten. Er knüpft seine Zusage an die Bedingung, daß die Schule sich die Nachprüfung ihrer Finanzoperationen durch ein Rechnungsbureau (accounting firm) gefallen lasse, dessen Erinnerungen man auf alle

Digitized by Google

Fälle befolgen werde. Man ging auf die Idee ein und hatte bald den Erfolg eines reinen Budgets zu verzeichnen.

Neue pekuniäre Hilfsquellen ausfindig zu machen und den Colleges zu erschließen, ist eine der vornehmsten und oft die Hauptaufgabe der Präsidenten, nicht selten zum Nachteil der Sache, da man drüben mehr und mehr die Erkenntnis gewinnt, daß die verantwortlichen Leiter den Schwerpunkt ihrer Arbeit weniger auf finanztechnischem, als vielmehr auf erzieherischem Gebiete finden sollten. Beide Tätigkeiten werden daher neuerdings gern getrennt, seitdem die Präsidenten der großen Universitäten eine Hauptaufgabe in der Lösung großer Organisationsfragen erblicken müssen, die die Institute nach und nach auf die von den Stiftern und Gönnern gewünschte Bildungshöhe bringen soll. Damit man sich derartigen Aufgaben in möglichst vollkommener Weise widmen konnte, überließ man zunächst alles mit der Werbetätigkeit Zusammenhängende den geeignetsten Beamten, Sekretären, deren Stellung damit zugleich an Ansehen und Verantwortung gegen früher viel gewonnen hat.

Die Präsidenten amerikanischer Hochschulen haben, wie Williams bemerkt, heute meist eine Arbeitslast zu bewältigen, der nur wenige gewachsen sind. Eigentlich müßten sie durch weitgehende Schutzmaßregeln vor der Ueberarbeitung bewahrt werden; die Zahl der unter ihrer Arbeitslast Zusammenbrechenden sei zum nationalen Aergernis geworden.

VI.

Von Fragen, die den eigentlichen Lehrbetrieb betreffen, wird die Anwendung rationeller Methoden zur Pflege der Individualität der Studierenden als neu und eigenartig bezeichnet, für die zuerst der Präsident Harper im Jahre 1899 eingetreten sei, der damit dem Erziehungswerk der Hochschulen neue Bahnen gewiesen habe. Durch wissenschaftliche Erkenntnis und pädagogische Erfahrung müsse der Universitätslehrer befähigt sein, seinen Schülern eine eingehende Diagnose ihrer geistigen Fähigkeiten und des Temperaments zu stellen. Mittelst graphischer Methoden festgehalten und zu sinnfälliger Anschauung gebracht, müssen solche, durch Jahre hindurch fortgesetzte Aufzeichnungen, zu einem Gesamtbild der betreffenden Individualität vereinigt, wertvolles Material liefern und eine Unterlage dafür abgeben, ob die Anlagen des Betreffenden mehr nach der literarischen, dialektischen, physisch-technischen oder kommerziellen Seite gerichtet sind. Auf Grund der sorgfältig zu sammelnden Einzel-

Digitized by Google

beobachtungen hätte der Leiter des Beobachtungsamtes den Studierenden bestimmte Ratschläge hinsichtlich der von ihnen zu belegenden Vorlesungen und Uebungen und der Wahl der Professoren zu geben. Schließlich solle der Leiter dieses Amtes auch in den Stand gesetzt werden, die ins Leben übertretenden jungen Leute bei der Wahl des zukünftigen Berufs zu beraten, wie es in ähnlicher Weise von dem in Boston errichteten Berufsamt (Boston Vocation Bureau) mit gutem Erfolg geschieht. Die eminent praktische Bedeutung einer solchen „psychologischen Zählkartenmethode" liegt auf der Hand, vermag sie doch den akademischen Behörden auch bei Disziplinarfällen, Relegierungen und leichteren Strafen wertvolle Dienste zu leisten, von der erzieherischen Wirkung auf die Studierenden ganz abgesehen. Ihre Handhabung setzt freilich weitgehende psychologische Schulung und eine reiche, auf Jahre der Beobachtungspraxis gegründete Erfahrung seitens aller Beteiligten voraus.*) Mit Recht wird betont, daß das einer gewissen Notlage, der Ueberfüllung, zu steuern bestimmte Verfahren Gefahr läuft, das zu werden, was es gerade nicht sein soll, eine Beurteilung der jungen Leute en bloc auf Kosten der Individualität. Aber allen Massenorganisationen haftet auch der Beigeschmack des Unpersönlichen an, mögen sie nun wissenschaftlichen oder kommerziellen Zwecken dienen. Dafür zielt der Wille des Organisators auf die Befreiung des Individuums von den Fesseln des Instinkts der Masse mit seinen nivellierenden Tendenzen ab. Die Erziehung soll — das ist bezeichnend für die amerikanische Auffassung von den Aufgaben der höheren Bildung — durch moderne, den heutigen, ins Gigantische sich verlierenden Erwerbsverhältnissen Rechnung tragende Methoden dem Einzelnen die Wege anweisen und glätten, auf denen er den Kampf ums Dasein mit der größtmöglichen Aussicht auf Erfolg zu führen vermag, ein Ziel, an dessen Verwirklichung die moderne Wirtschaftspolitik das größte Interesse hat.

*) Nach Abschluß des Manuskripts gelangt der soeben im 13. Jahrg., Heft 1 der Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik von Prof. Hugo Münsterberg veröffentlichte Aufsatz: „Experimentalpsychologie und Berufswahl" zu meiner Kenntnis. Es wird hier über das erste, vor 3 Jahren von Prof. Parson gegründete Bostoner Berufsbureau berichtet und die Möglichkeit, Zweckmäßigkeit und Organisation der Berufsberatung vom Standpunkt des Psychologen erörtert. Wenn auch die Diskussion über die psychologischen „Tests" im Interesse der Pädagogik noch nicht abgeschlossen ist, so werden hier doch höchst beachtenswerte Vorschläge zur Errichtung eines Laboratoriums für angewandte Berufspsychologie gemacht.

Digitized by Google

Deutsche Welt- und Kolonialpolitik.

Von

Paul Rohrbach.

Ich bin vor dem Ausbruch des Balkankrieges auf eine innerafrikanische Studienreise gegangen und erst nachdem der letzte Schuß vor Skutari gefallen war, wieder nach Europa zurückgekehrt. Von den großen Ereignissen der europäischen Politik hörte ich also am oberen Sanga und Kongo, an den Gestaden von Aequatorialafrika und auf dem Plan Alto von Angola fast ein Jahr lang nur den entfernten Nachhall. Es ist beinahe so, als ob jemand, im Märchen, durch einen Zauberstab der Welt entrückt wird und sie beim Wiedererwachen verwandelt vorfindet. Nicht nur die Karte der Balkanhalbinsel ist umgeändert, Italien eine nordafrikanische Macht geworden, die Türkei geschlagen und erschüttert, das Südslawen- und Griechentum kräftig in die Höhe gekommen — sondern auch die Beziehungen der Großmächte zueinander haben sich verändert.

Rußland vor allem, sehe ich, hat sich als die eigentliche große Gefahr für den europäischen Frieden im allgemeinen und für die Sicherheit Deutschlands im besonderen offenbart. Allerdings, nicht Rußland schlechthin und als Ganzes, sondern nur eins von den drei Rußlanden, die man unterscheiden muß. Das amtliche Rußland ist sich nicht nur seiner Verantwortung für den Fall eines Weltkrieges bewußt, sondern auch der unabsehbaren Gefahr, in die ein solcher den Staat stürzen würde. Die Selbstherrschaft, die Dynastie, die Einheit und Unversehrtheit des Reichs, alles ist gefährdet, sobald schwere Niederlagen eintreten oder der Krieg sonst eine Wendung zum Schlimmen nimmt. Es ist ein Irrtum, die revolutionäre Stimmung in weiten Kreisen der russischen Gesellschaft für erloschen, die Armee oder gar die Marine wieder für innerlich ganz und gar zuverlässig zu halten. Rasche Erfolge, große Siege würden

Digitized by Google

die revolutionären Unterströmungen wahrscheinlich wirkungslos machen. Aber wäre es mehr als die Hoffnung eines Spielers, auf die ganz unbestimmte, den deutschen und den österreichischen Heeresmassen gegenüber kaum wahrscheinliche Chance sofortiger großer Triumphe hin den Krieg zu wagen? Geht er verloren, so sind Polen, Bessarabien und der Kaukasus keinesfalls mehr zu halten, Mittelasien mit Nordpersien, Ost-Sibirien und Finnland vielleicht auch nicht mehr. Was aus den baltischen Provinzen und damit aus Petersburg wird, das könnte bei Deutschland und Schweden stehen, und ob nicht auch eine politische Scheidelinie zwischen den 65 Millionen Großrussen und den 35 Millionen Klein- und Weißrussen entsteht, vermag niemand zu sagen. Dazu kommen die Erfahrungen des japanischen Krieges und der persönlich friedliebende, wohlwollende Charakter des Kaisers Nikolaus II.

Das zweite Rußland, das moskowitische, ist von all diesen Fragen und Zweifeln wenig gedrückt. Es lebt in der Idee, daß Gott ihm neben anderen Gütern, die es vor dem faulen Westen voraus hat, einen besonderen Geist, den der Rechtgläubigkeit, gegeben und ihm außerdem als sein Erbteil den Kampf gegen die Ungläubigen, den Schutz der orthodoxen Brüder unter dem Halbmond und die Nachfolge von Byzanz zuerteilt habe, von wo es seinen Glauben erhielt. Dies moskowitische Rußland sah mit Unbehagen und mit dem Gefühl, seiner gottgewollten Aufgabe untreu zu werden, die Wendung der Petersburger Politik nach dem fernen Ostasien, und es hatte das richtige Empfinden, daß die beiden Ziele, die Herrschaft am Stillen Ozean zu gewinnen und das Doppelkreuz wieder auf die Sophia in Konstantinopel zu setzen, nicht mit einander vereinbar seien. Dem Moskowitertum wohnt an sich kein Prinzip der Feindschaft gegen den Nachbarn im Westen inne, aber wenn ihm die Idee suggeriert wird, daß der Weg nach Konstantinopel notwendig durch das Brandenburger Tor führe, so wird es auch diesen Marsch unter dem Gesichtspunkt seiner nationalen Pflicht ansehen.

Das gefährlichste von den drei Rußlanden ist das dritte, das panslawistische, und wir dürfen leider nicht im mindesten daran zweifeln, daß es darauf strebt, die Entscheidung über den Gang der russischen Politik an sich zu reißen, indem es das offizielle Rußland einschüchtert und das moskowitische sich dienstbar macht. Alexander II. ist gegen seinen Willen in den Türkenkrieg gegangen, weil die moskowitische Partei, damals noch mit dem

Digitized by Google

aufkommenden Panslawismus gewissermaßen eine Einheit, ihn dazu zwang, und Nikolaus II. weiß, daß neben seinem Throne, dessen direkter Erbe ein krankes Kind ist, Leute stehen, die alle Tage bereit sind, die panslawistische Kriegsfurie auf Europa loszulassen, wenn sie dafür nach der Mütze Monomachs greifen dürfen. Ich habe die Zeit, seit ich wieder in Europa bin, soweit ich konnte, dazu verwendet, mich über die heutige Stimmung in Rußland zu unterrichten, und ich muß zugeben, sie ist noch viel schlimmer, viel chauvinistischer, viel leidenschaftlicher gegen Deutschland-Oesterreich gerichtet, als 1909 und 1910, als ich nach dem Bekanntwerden der deutschen Intervention zugunsten Oesterreich-Ungarns Gelegenheit hatte, mit Petersburger Kreisen Fühlung zu nehmen. Die antideutsche Wühl- und Hetzarbeit in der panslawistischen Presse wird jetzt mit einem so fanatischen Nachdruck betrieben, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann. Die Stimmung in Rußland uns gegenüber ist heute ähnlich, wie in Frankreich nach Königgrätz. Dort war es nicht einmal die Gesamtheit der Nation, die nach „Revanche pour Sadowa" rief, aber es waren die chauvinistischen „nationalen" Wortführer, die es taten, und denen Napoleon ebenfalls gegen seinen Willen und gegen die Regungen einer besseren Einsicht erlag. Die öffentliche Meinung in Rußland ist nicht mehr normal; nicht nur die panslawistische Kamarilla militärischer und ziviler Natur, nicht nur die vor wirklicher oder gemachter Leidenschaft sich besinnungslos geberdende Hetzpresse, sondern auch das Gros der gebildeten und anständigen Leute kocht vor Erbitterung gegen Deutschland und Oesterreich. Der systematischen Beeinflussung durch eine journalistisch hochstehende Presse — das sind die großen russischen Zeitungen — ergibt sich schließlich jedes Publikum, und das russische um so mehr, als die unbefriedigenden inneren Zustände das Interesse für die auswärtige Politik bis zur Leidenschaftlichkeit verschärfen. Daß die panslawistische Legende gegen Deutschland, die ihre Wurzeln in dem vermeintlichen Verrat der russischen Interessen auf dem Berliner Kongreß von 1878 hat, historisch durch und durch unwahr ist, macht für die Beurteilung der heutigen Lage gar nichts aus. Praktisch müssen wir mit der Tatsache rechnen, daß die Leidenschaften drüben aufs Höchste erhitzt sind, und daß der einzige Damm gegen den Losbruch in der Besonnenheit und der Nervenstärke des Zaren und der Staatsmänner besteht, die augenblicklich an der Spitze der Geschäfte sind. Selbst im absolutistischen Rußland kann aber auf die Dauer keine Regierung existieren,

Digitized by Google

die sich der einmütigen Forderung der Nation nach einer bestimmten auswärtigen Politik widersetzt, zumal nach einem verlorenen Kriege, der die Wiederherstellung des militärischen Prestiges verlangt.

In Summa: die russische Gefahr kann nicht hoch und ernst genug eingeschätzt werden, und es ist sehr nötig, daß wir uns mit Rußland eindringlich beschäftigen. In Rußland heute große deutsche Werte anzulegen, ihm deutsches Geld zur Verfügung zu stellen, würde durchaus nicht unseren Interessen entsprechen; viel besser für uns ist es, wenn wir Frankreich auch weiterhin den Geldgeber der Russen bleiben lassen.

Von dem Wechsel, der sich bei der englischen Politik im Laufe der Orientkrisis Deutschland gegenüber vollzogen hat, ist in den Preußischen Jahrbüchern bereits gehandelt, und seine inneren Gründe sind auch im letzten Heft wieder beleuchtet worden. Auch in Afrika, in den englischen Kolonien, habe ich die deutliche Wiederspiegelung der sich bessernden Stimmung Deutschland gegenüber beobachten können. Was die Engländer fürchten, ist die deutsche Flotte. Tritt im Flottenbau ein Ruhestand ein, sei es durch die Erhöhung der Ausgaben für unser Landheer, sei es durch eine innere Aenderung unseres Verhältnisses zu England, so atmet man jenseits des Kanals auf. Die innere Aenderung liegt darin beschlossen, daß die englische Politik wieder Sorge vor Rußland bekommen hat. König Eduard VII. hatte den Plan verfolgt, Rußland dadurch als Figur für das englische Schachspiel zu gewinnen, daß er es durch den Krieg in Ostasien schwächen ließ, so die Gefahr der Aufsaugung Chinas und des Vordringens zum Persischen Golf beseitigte und alsdann den bekannten Vertrag über die Teilung Persiens schloß, mit der Anwartschaft auf ein Stück der asiatischen Türkei im Falle der türkischen Liquidation. Englands Anteil sollte dabei in Arabien, Mesopotamien und mindestens noch in Palästina als Glacis für Aegypten bestehen — eben den guten Dingen, die jetzt wieder von der englischen politischen Publizistik für England reklamiert werden, falls es mit der Türkei zu Ende geht (vgl. Polit. Korr., Pr. Jb. Mai 1913, S. 365). Der Unterschied zwischen diesem Kalkül und der heutigen Lage ist nur der, daß mittlerweile die Türkei bis auf Konstantinopel und die Meerengen aus Europa verschwunden ist, und daß die Balkanstaaten aus eigener Kraft ihre Erben geworden sind. Das Protektorat über den Balkanbund erstrebt Rußland. Die Dinge stehen wieder ähnlich wie 1877, als durch den Frieden von San Stefano ein Groß-Bulgarien bis ans

Digitized by Google

Aegeische Meer geschaffen werden sollte, und zwar als russische Filiale. Darauf hatte England nur eine Antwort: Rückzug Rußlands oder Krieg. Jetzt ist Rußland zwar durch den Verlust seiner Flotte zur See noch machtlos, aber, meinen die Engländer, die Flotte könnte wiedergebaut werden, und vor allen Dingen: die Balkanstaaten sind jetzt so stark, daß, wenn es Rußland gelingt, sie unter seiner Führung zu organisieren, daraus doch eine Bedrohung Englands im Mittelmeer sich ergeben würde, wo sich durch die italienischen Fortschritte ohnehin schon die Lage zuungunsten Englands verschoben hat.

Die englische Politik wäre an sich bereit, zur Teilung der Türkei zu schreiten, etwa nach dem Schema, wie es an der oben zitierten Stelle im vorigen Heft dieser Jahrbücher angedeutet wurde: Arabien, Mesopotamien (das untere wie das obere Stromland) und ein möglichst großes Stück von Syrien englisches Protektorat, Rußland mit Armenien, Frankreich mit etwas Syrien, Deutschland mit einigen Quadratmeilen am Golf von Alexandrette abgefunden. Die Halbinsel Anatolien, das eigentliche Kleinasien, würde dabei im englischen Interesse am besten als Reststück der Türkei weiterexistieren, der Sultan aber dürfte nicht mehr Kalif sein, sondern müßte diese Würde an den Khedive abtreten. Die Verwirklichung dieses vollen Programms erscheint England aber gegenwärtig unausführbar, vor allen Dingen deshalb, weil die russischen Hegemoniepläne auf der Balkanhalbinsel es gefährlich durchkreuzen, und weil Rußland sich außerdem nicht mit Armenien begnügen, sondern womöglich ganz Ost-Kleinasien bis zum Golf von Alexandrette mit annektieren will: ein Zielpunkt, auf den der König Karl von Rumänien schon gleich nach dem englisch-russischen Vertrag über Persien aufmerksam gemacht haben soll. Dazu kommt natürlich das Erfordernis, sich mit Deutschland zu verständigen, denn daß wir uns im Ernst als englischer Kettenhund gegen Rußland und Frankreich an den cilicischen oder syrischen Toren festbinden lassen, im übrigen aber die veränderte Welt mit reinem Wohlwollen begrüßen würden, glaubt in England doch kein verantwortlicher Politiker.

England begnügt sich daher, mit Rücksicht auf uns und auf die Notwendigkeit, Rußland samt seinem Balkanbund in Schranken zu halten, einstweilen mit dem wesentlich kleineren Erfolg, daß es das türkische Norduser des Persischen Golfs und die Endstrecke der Bagdadbahn unter seine Kontrolle bringt. Die Türkei hat offenbar eingewilligt, ihre Ansprüche auf Kuweit aufzugeben

Digitized by Google

und das englische Protektorat dortselbst anzuerkennen: wie man wohl annehmen muß, in dem von England vertretenen Sinne, daß auch die Ufer des Chor Abdallah, wo die Bagdadbahn gleichfalls ihren Ausgang finden könnte, zu Kuweit gehöre. Machen die Türken dies Zugeständnis, so ist es gleichbedeutend mit einer verschleierten Abtretung der bisher unbestritten türkischen Nordküste des Golfs. Der Chor Abdallah reicht bis dicht an die Mündung des Schatt el Arab heran, und dessen östliches Ufer samt den dazugehörigen Gewässern ist persisch, fällt mithin schon in die südpersische Einflußzone Englands. Damit ist vom Eingang des Roten Meeres bis nach Singapore die Kette englischen Besitztums um den Indischen Ozean lückenlos geschlossen.

Wie stehen die Dinge also? Sie stehen so, daß auf der einen Seite ohne Zweifel eine Entspannung zwischen uns und England eingetreten ist. Die Engländer sehen, daß sie sich mit gutem Grund von ihrer Flottenangst etwas erholen können, und außerdem liegen ihre Interessen in der Balkanfrage nicht auf seiten der beiden übrigen Mitglieder der Tripleentente, namentlich Rußlands, sondern führen sie praktisch an die Seite des Dreibundes. Trotzdem bleibt zwischen den Zielen der deutschen und der englischen Politik eine starke innere Differenz bestehen, die nur im Augenblick nicht akut ist. Die Engländer sind nicht grundsätzlich, sondern nur zeitweilig mit der Erhaltung der asiatischen Türkei einverstanden und möchten im Grunde Generalerben der türkischen Masse werden, während das Ziel der deutsch-türkischen Politik, die dauernde Erhaltung und Stärkung der Türkei, durch den Ausgang des Balkankrieges nicht verändert worden ist. Das schließt nicht aus, daß unter den augenblicklich gegebenen Verhältnissen ein aufrichtiges Zusammengehen zwischen Deutschland und England stattfinden kann, aber es verlangt, daß man sich über die latente Spannung in den Grundlagen des gegenwärtigen Einverständnisses klar bleibt.

Wir sind mit allem Nachdruck dafür, daß die vorhandene Gelegenheit, ein gutes Verhältnis zu England zu gewinnen, soweit benutzt wird, wie nur irgend möglich, aber wir halten grundsätzlich nicht nur an der selbstverständlichen Forderung fest, daß Deutschland sich nicht mit der Rolle eines Registrators englischer Machtvergrößerungen begnügen darf, und wir erweitern sie dahin, daß dem Prinzip der Kompensationen auch eine gewisse rückwirkende Kraft zugeschrieben werden muß. Unsere Rechnung und Gegen-

Digitized by Google

rechnung mit England beginnt mit der englischen Okkupation in Aegypten. Mögen auch damals, als die Engländer Aegypten in Besitz nahmen, die Ansprüche der deutschen Politik auf Schadloshaltung ihrem Wesen nach für das öffentliche Urteil nicht ohne weiteres auf der Hand gelegen haben, weil die unmittelbar bevorstehende, bereits im Werden begriffene Verflechtung unserer wirtschaftlich-nationalen Existenz in überseeische Zusammenhänge noch nicht jedermann deutlich war — dem Wesen nach war sie schon vorhanden, denn die im Gange befindliche Entwicklung mußte notwendigerweise zu dem heutigen Stande der Dinge hinführen. Wir stellen also fest, daß wir für Aegypten noch eine Forderung an England haben, ebensogut wie Frankreich sie hatte, das auch erst nach 21 Jahren, in der Ueberlassung Marokkos (1903), die Begleichung seiner Ansprüche erzielte.

Das zweite Objekt ist Persien. England und Rußland haben sich 1907 in dieses Land geteilt, und es ist durchaus klar, daß weder der eine noch der andere Partner des Vertrages auf seine Ansprüche verzichten wird. Persien kenne ich aus eigener Anschauung und kann nur urteilen: es ist ein so großer Erwerb und seine Einbeziehung in die exklusive politische Interessensphäre Rußlands und Englands bedeutet für diese einen solchen Vorteil und eine solche Erweiterung ihrer Macht, daß es für uns, die wir an Rußland angrenzen und mit England uns in der stärksten politischen Interessenverflechtung befinden, ganz ausgeschlossen ist, die Streichung Persiens aus der Liste der selbständigen Staaten und seine Verwandlung in englisch-russisches Reservatgebiet anders zu genehmigen, als unter der Voraussetzung ausreichender Schadloshaltung. Dazu kommt, daß speziell für England der Besitz Persiens dadurch noch einen besonderen Wert hat, daß es ebenfalls ein Glied — und zwar eins von entscheidender Wichtigkeit — für die Verwirklichung der englischen Herrschaftsidee rings um den Indischen Ozean bildet. Durch sie wird das englische Weltreich wieder um ein bedeutendes mächtiger und geschlossener hingestellt werden, als es vorher war. Das brauchen wir den Engländern an sich nicht zu mißgönnen, aber sie und wir müssen einsehen, daß es für uns ein Gebot der Selbsterhaltung ist: keine Machtvergrößerung unserer Mitbewerber in Weltpolitik und Weltwirtschaft stattfinden zu lassen, es sei denn, sie werde auf unserer Seite durch einen gleichwertigen Zuwachs an Einfluß aufgewogen! Solange Deutschland mit seinen Daseinsgrundlagen innerhalb seiner

Digitized by Google

europäischen Grenzen saturiert und imstande war, allein durch sein europäisches Schwergewicht sich die Berücksichtigung seiner Interessen zu sichern, brauchte es den Grundsatz der Kompensationen nicht unbedingt auf die außereuropäischen Erdteile auszudehnen. Heute aber sind wir dazu genötigt, und eine Führung unserer Politik, die dieser Notwendigkeit keine Rechnung trägt, könnte nicht den Anspruch erheben, daß das Vertrauen der Nation sie begleite.

Wenn also von amtlicher deutscher Stelle wiederholt verkündigt worden ist, unsere Beziehungen zu England seien vortrefflich, und es bestände Aussicht, daß sie noch besser würden, so muß diese Mitteilung mit der Maßgabe verstanden werden erstens, daß das amtliche England unzweideutig in die Erhaltung der asiatischen Türkei in ihrem wesentlichen heutigen Bestande eingewilligt hat, und außerdem daß England ernsthaft bereit ist, Deutschland zu den Kompensationen zu verhelfen, auf die es an sich und zum Unterpfande für die Realität der englischen Freundschaft Anspruch hat. Wo sie am natürlichsten liegen würden, das ist klar: in Afrika — und ebenso kann es darüber keine Debatte mehr geben, daß nur eine ganz bedeutende Erweiterung des deutschen kolonialen Betätigungsgebiets in Frage kommen kann. Namentlich wenn wir unsere Zustimmung zu einem englisch-türkischen Arrangement über einen Zuwachs an Gebiet und Einfluß für England auf Kosten der Türkei am Nordgestade des Persischen Golfs geben sollen, so wird es nicht leicht sein, Entschädigungsobjekte von solchem Wert für uns zu finden, daß ernsthaft über sie verhandelt werden könnte. Ganz ausscheiden muß das Argument, das man auf englischer Seite vielleicht Lust hat, geltend zu machen: Englands Zustimmung zum Abschluß der Bagdadbahn sei von erheblichem Wert für die deutschen Interessen. Schon vor zwei Jahren war der Bau der Bahn bis Bagdad ohne Mitwirkung Englands gesichert. Wenn die englische Politik sich jetzt damit einverstanden erklärt, daß auch die Strecke Bagdad—Basra unter deutscher Führung gebaut wird, so ist das gar kein Geschenk von politischem Wert für uns. Weder wir noch die Türken brauchen darauf zu dringen, daß die Bagdadbahn über Bagdad hinaus gebaut wird. Im Gegenteil, die Strecke Bagdad—Alexandrette würde durch die Transporte von und nach dem unteren Stromland wahrscheinlich besser rentieren, wenn die Bahn bei Bagdad oder etwas unterhalb in den wiederzugewinnenden babylonischen Bewässerungsgebieten endete.

Ebensowenig wie von reellen englischen Zugeständnissen in der

Digitized by Google

Bagdadbahnfrage kann davon die Rede sein, daß England uns die erforderliche Kompensation leistet, wenn es uns Angebote macht, wie Sansibar, Walfischbai oder ähnliche für uns jetzt wert- und belanglose Kleinigkeiten. Vor Jahrzehnten hätte man uns mit dergleichen dienen können, heute bedeuten jene Plätze nur noch unerhebliche Schönheitsfehler im Gesamtbilde der deutschen Kolonien.

Deutschland kann sich auf kolonialem Gebiet in einer seiner Größe und seinen Bedürfnissen entsprechenden Weise nicht betätigen, wenn es nicht eine bedeutende Vergrößerung seines Kolonialbesitzes erreicht. Die bisherigen Ergebnisse unserer Kolonialpolitik sind mit Rücksicht auf unsere Jugend als Kolonialvolk, auf die schweren zu Anfang gemachten kolonialpolitischen Fehler und auf den verhältnismäßig geringen Gesamtumfang unserer afrikanischen Besitzungen nicht gerade schlecht. In den letzten Jahren sind die Fortschritte sogar ganz gute gewesen. Trotzdem dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß wir mit den Stücken von Afrika, die wir bisher erworben haben, kein Kolonialvolk werden können. Ich habe diesmal die koloniale Tätigkeit der Engländer in verschiedenen, zum erstenmal von mir besuchten Gebieten des tropischen Afrika kennen gelernt, und ich bin noch mehr als früher unter dem Eindruck der Erkenntnis zurückgekehrt, daß für unseren afrikanischen Besitz das Wort gilt: Zum Sterben zuviel, zum Leben zu wenig. Vergleichen wir unser koloniales Wesen mit dem englischen, nicht mit der englischen Kolonialpolitik als Ganzem, sondern nur mit England in Afrika, so müssen wir nicht nur bekennen, daß wir weit hinter den Engländern zurück sind, sondern auch, daß der wesentliche Grund hierfür nicht so sehr in unserer größeren kolonialen Jugend, sondern in der größeren kolonialen Tüchtigkeit des Engländers besteht. Bei diesem Stande der Dinge wird es in der Hauptsache sein Bewenden haben, solange nicht die größere Weite des kolonialen Spielraums bei uns auch einen größeren Aufschwung des kolonialen Geistes hervorbringt. Eine Vergrößerung des deutschen Kolonialreichs im Einvernehmen mit England wäre für uns von entscheidendem Wert; fiele sie aber nicht so bedeutend aus, daß die quantitative Besitzvermehrung hinreicht, um uns zu einer wirklichen kolonialen Großmacht zu machen, so wäre es besser, wir verzichteten bis auf weiteres auf jedes afrikanische Arrangement und erhielten unsere Ansprüche aufrecht. Die Konsequenzen für die Verständigung mit England ergeben sich dann von selbst.

Es ist ein Beweis für den praktischen und national-psycho-

Digitized by Google

logischen Scharfblick der Engländer, wenn sie das Bedürfnis Deutschlands nach Kolonien, das sie früher voller Ironie zu bestreiten pflegten, in den letzten Jahren mehr und mehr anerkannt haben. Häufig findet man jetzt in der englischen Presse die Notwendigkeit für Deutschland erörtert, sich „outlets" für seinen wachsenden Bevölkerungsüberschuß zu suchen. Die Engländer können es sich nicht vorstellen, daß wir unter den jetzigen Verhältnissen tatsächlich gar keine outlets brauchen; ist doch im Gegenteil die Zuwanderung nach Deutschland schon seit Jahren größer als die Auswanderung. Man hört drüben, daß Deutschland jährlich um 800 000 Menschen zunimmt, und fragt sich: Wo sollen diese Hunderttausende bleiben? Deutschland muß doch irgendwo auf der Welt, wo die klimatischen Verhältnisse eine Ansiedlungs-Kolonisation ermöglichen, seine Pläne verfolgen. So hat man uns der Reihe nach zugeschrieben, daß wir das gemäßigte Süd-Amerika einstecken wollten, daß wir Absichten auf Süd-Afrika, Kanada und wer weiß, welche Teile der Welt sonst noch hätten. Uns erscheinen diese englischen Ideen absurd; vom englischen Standpunkt aus sind sie nicht unbegreiflich, weil die Engländer dabei nichts anderes tun, als den Rückschluß von sich selber auf uns machen. Ein sehr gebildeter und für englische Verhältnisse sehr deutschfreundlicher Politiker, der auch lange Zeit im hohen kolonialen Verwaltungsdienst an verschiedenen Stellen des englischen Afrika gestanden hat, Sir Harry Johnston, hat schon vor zehn Jahren unsere Lage so definiert:

Drei Wege kommen für das übervölkerte Deutschland, dem seine gegenwärtigen politischen Grenzen immer enger werden, in Betracht: erstens, der Krieg gegen England mit dem Ziel, englische Siedlungskolonien zu deutschem Besitz zu machen; zweitens, die Eroberung des Ostens und Südens von Süd-Amerika; drittens, eine staatsrechtliche Vereinigung der Länder, die das jetzige Deutsche Reich ausmachen mit denen, die die österreich-ungarische Monarchie bilden, und danach die Verlängerung der Machtsphäre dieses neuen Bundesstaats über den Balkan, die Halbinsel Kleinasien und Mesopotamien bis zum Persischen Golf. So Gewaltiges also traut man uns zu, einfach weil man sich nicht vorstellen kann, daß wir uns mit unseren 66 Millionen Menschen und unserer gewaltigen Rüstung auf die Dauer mit dem Deutschland von 1871 begnügen könnten. Johnstons vermeintliche deutsche Gedanken sind gar zu kühn; wichtiger, weil ernsthafter ist es aber, wenn sich in den führenden englischen Preßorganen jetzt doch des öfteren das Zugeständnis

Digitized by Google

findet, England täte klug, wenn es unseren natürlichen Ansprüchen auf größere koloniale Ausbreitung nicht länger im Wege stehe. Darin liegt zugleich das Anerkenntnis, daß wir auch in bezug auf unsere kolonialen Leistungen für England mitzuzählen anfangen. Es wird nicht mehr, wenigstens nicht in unterrichteten Kreisen, von den deutschen Luxuskolonien gesprochen, die keinen praktischen Zweck hätten, und die Deutschland am besten täte, anderen Leuten zu überlassen, die das Kolonisieren verständen.

Es sind also ziemlich weitgehende Voraussetzungen für eine große allgemeine Verständigung auf afrikanischem Boden zwischen uns und England vorhanden. Ein Fehler auf der englischen Seite wäre es aber, wenn gewichtige Gegenleistungen von der deutschen Politik verlangt würden. Erst dachte man an eine Einschränkung des Flottenbaus und jetzt ist zu befürchten, daß man unerfüllbare Ansinnen auf dem Felde der orientalischen Politik an uns stellt. Wir wiederholen: Es muß grundsätzlich daran festgehalten werden, daß eine deutsch-englische koloniale Verständigung nicht politische Zukunftsgeschäfte zu bezahlen, sondern eine Abrechnung über Vergangenes, über den einseitigen englischen Machtzuwachs in Aegypten, Arabien, Persien usw., darzustellen hat. Auf tiefer greifende Aenderungen des Statusquo im näheren Orient, zwischen Konstantinopel und der Mündung des Euphrat und Tigris, kann und darf sich die deutsche Politik unter keinen Umständen einlassen, weder jetzt noch später, wenn die übrigen Umstände es der englischen Politik vielleicht bequemer als heute erscheinen lassen, die Auflösung der Türkei zu beantragen. Die Türkei als selbständige und bedeutende Macht wird im deutschen Interesse eine stete Notwendigkeit für das europäische Gleichgewicht bilden. Wollten England und Rußland, vielleicht im Bunde mit Frankreich, ihre Liquidation erzwingen, so wäre die unausbleibliche Folge davon, daß sehr große, sehr wertvolle und zukunftsreiche Länder einen schwerwiegenden Zuwachs an Macht und Einfluß für unsere Konkurrenten, in erster Linie für England, bilden, während sich für Deutschland die höchst gefährliche Aufgabe ergeben würde, orientalische Gebiete, zu denen der Seeweg durch den Englischen Kanal oder durch die Straße von Gibraltar führt, zu besetzen und gegebenen Falles zu verteidigen. Daß ein Angriff auf die Grenzen der Türkei in Asien für Deutschland den Kriegsfall bedeutet, das haben wir bereits der russischen Politik zu verstehen gegeben, als Rußland im vergangenen Winter Miene machte, in Armenien einzurücken, und dabei muß es bleiben.

Digitized by Google

Wer uns hier die Entscheidung mit Waffengewalt aufzwingt, muß außerdem wissen, daß er das auf die Gefahr hin tut, im Falle eines für ihn unglücklichen Ausgangs des Krieges die Dreibundmächte zu alleinigen Garanten und Protektoren des türkischen Reiches werden zu sehen.

Kaum jemand in Deutschland wird heute von dem Empfinden frei sein, daß die Türkei im Kriege mit dem Balkanbund die Erwartungen enttäuscht hat, die man in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit hegte. Am wenigsten überrascht sind vielleicht die gewesen, die am genauesten über den Stand der türkischen Armeereform und über die Einwirkungen der politischen Kämpfe auf das Offizierskorps unterrichtet waren. Trotzdem: absolut schlecht haben sich die Türken nicht gehalten, namentlich nicht in der zweiten Hälfte des Krieges. Gewissermaßen war es schon etwas Großes, daß sie trotz der Panik nach den ersten Niederlagen und trotz der Cholera ein Stück militärischer Tatkraft und militärischen Geistes wiedergewannen und das Vordringen des Gegners gegen die Hauptstadt noch im letzten Augenblick zum Stehen brachten. Werden aber die Türken gelernt haben, was ihnen die Unvollkommenheit ihrer Armeereorganisation und was ihnen die Verschleppung der mazedonischen Reform gekostet hat? Von Armenien und von Syrien her droht jetzt die Gefahr. Im eigentlichen Armenien und in den übrigen Provinzen mit starker armenischer Bevölkerung herrscht für diese weder Sicherheit für des Lebens noch des Eigentums. Den Armeniern sind fort und fort große Ländereien von den Kurden genommen, sie sind von den Kurden vergewaltigt, ausgeplündert, mit Mord und Brand verfolgt worden. Seit den Massakers von 1896/97 hat noch keine wirkliche Beruhigung der Zustände stattgefunden. Den Armeniern ist es nicht zu verübeln, wenn sie angesichts der fortwährenden Gewalttaten, die sie zu erleiden haben, schließlich jede ihnen möglich erscheinende Gelegenheit zur Abhilfe benutzen wollen. Hier setzt die russische Agitation ein. In Armenien wimmelt es von russischen Agenten; Geld und Waffen kommen in Mengen aus Rußland dorthin. Es ist höchst auffallend, daß die bisherige, auf rücksichtslose Russifizierung gerichtete Petersburger Politik im russischen Armenien eine plötzliche Schwenkung vollzogen hat. Ordensdekorationen an hervorragende Armenier, Liebenswürdigkeiten aller Art, Erleichterungen in den Schul- und Kirchenfragen werden mit freigiebiger Hand gewährt. Die Weiterblickenden unter den armenischen Führern fürchten zwar diese Danaergeschenke, aber sie werden

Digitized by Google

gegen ihre Wirkung auf die urteilsloseren Elemente in ihrem Volk nichts ausrichten. Was die Panslawisten wollen, ist der Ausbruch von Unruhen in Armenien, unmittelbar an der kaukasischen Grenze, und dann das Einschreiten. Der deutschen Politik würde in dem Fall nichts übrig bleiben, als die Erklärung ihres Standpunktes zu wiederholen: die asiatische Türkei ist ein Noli me tangere! Wird dieser unser Standpunkt nicht bündig berücksichtigt, so kann unsere Antwort nur die unmittelbare Kriegsbereitschaft sein. Viel besser wäre es, wenn eine so furchtbare Gefahr für den Frieden Europas und der Welt überhaupt vermieden werden könnte, und zu diesem Zweck müssen die Türken sich dazu entschließen, wirksame Reformen in Armenien einzuführen, und zwar unverzüglich. Es verlautet, daß sie sich bereits an England um die Ueberlassung von Verwaltungsräten für die armenischen Wilajets gewandt haben. Das wäre nicht nur ein hoffnungsvoller, sondern auch ein politisch sehr geschickter Entschluß, denn auf diese Weise würde England zum Wächter gegen Rußland gesetzt. Die große Gefahr, die aus dem Gelingen der Pläne der russischen Kriegspartei in Armenien sich ergeben könnte, ist die, daß durch den wirklichen Einmarsch der Russen auch England entgegen seiner jetzigen Haltung dazu bewogen werden könnte, sich mit den Russen und Franzosen dennoch über die Aufteilung der Türkei zu verständigen und das Einverständnis mit Deutschland fahren zu lassen, falls ihm eine Garantie gegen den Balkanbund als russische Filiale am Mittelmeer gegeben wird!

Die türkischen Verwaltungsreformen dürfen sich weiter nicht auf Armenien beschränken; den arabisch sprechenden Reichsteilen, vor allen Dingen Syrien, muß eine vernünftige lokale Autonomie unter Beteiligung des einheimischen Elements an der Verwaltung gewährt werden. Die Türkei muß sich darüber klar sein, daß mit den Reformen jetzt vollkommener und baldiger Ernst gemacht werden muß und daß diejenigen Mächte ihre besten Freunde sind, die sie dazu am nachdrücklichsten ermuntern und ihr praktische Hilfe anbieten. Mit ihren eigenen Kräften können die Türken weder ihren militärischen noch ihren administrativen Organismus in die Höhe bringen. Sie haben weder eine praktische Erfahrung davon, was eine straffe und absolut ehrliche Verwaltung in den Provinzen überhaupt ist, noch was bei einer solchen an Leistungen aus der Bevölkerung herausgeholt werden kann. Kommt es in Syrien zu gewaltsamen Bewegungen, so wird England sich leicht in derselben Rolle sehen, wie Ruß-

Digitized by Google

land gegenüber Armenien: die Nachbarschaft Syriens zu Aegypten wird ihm das Einschreiten mit oder ohne seinen Willen nahelegen, und dann ist die europäische Krisis da.

Wir werden auf die Notwendigkeit, die asiatische Türkei zu erhalten, weiterhin noch unter einem anderen Gesichtspunkt zurückkommen. Wir bemerken, um Mißverständnissen vorzubeugen, auch noch ausdrücklich, daß in dieser Frage unsrer Auffassung nach die Interessen der beiden Verbündeten Deutschlands, Oesterreich-Ungarn und Italien, den unsrigen parallel gehen. In dieser Beziehung haben die italienischen Interessen und die italienische öffentliche Meinung durch die Erwerbung von Tripolis und durch die Schaffung eines autonomen Albanien unter österreichisch-italienischer Vormundschaft eine für die Stabilität des Dreibundes günstige Abwandlung erfahren. Den Ausblick auf unsere weltpolitische Lage dürfen wir aber nicht nach solchen höher oder niedriger zu bewertenden Einzelargumenten gestalten, sondern nur nach größeren und weiteren Gesichtspunkten.

Es ist nicht genug, wenn die deutsche Politik ihren Weg zwischen den Aufgaben und Ereignissen der augenblicklichen Entwicklung hindurch sucht, mit dem Ziel, die Sicherheit und die Würde des Reichs zu wahren. Sie muß mehr tun und von höheren Gesichtspunkten bestimmt sein; sie muß sich bei ihren Maßnahmen und bei ihrer grundsätzlichen Stellungnahme fragen: welches wird die Rückwirkung auf die entferntere Zukunft sein? Es ist ein Fehler, in dem noch weite Kreise unserer öffentlichen Meinung befangen sind, zu wähnen, wir hätten mit den Errungenschaften von 1870/71 im Prinzip und für absehbare Zeit unser nationalpolitisches Ziel erreicht und es käme nun nur noch darauf an, den erworbenen Platz in der Welt zu behaupten. Nicht das ist die höhere Bedeutung der Reichsgründung und der Schöpfung einer teilweisen nationalen Einheit. Vor vier, noch vor drei Jahrzehnten konnte es freilich ungefähr so aussehen; seitdem aber ist deutlich geworden, daß der Entscheid über unsere nationale Zukunft in Wahrheit noch aussteht und daß der Frankfurter Frieden nur die materielle Grundlage geschaffen hat, von der aus wir das Ringen um die Zukunft als Weltvolk erst aufzunehmen haben. Worum es sich bei dieser Zukunft handelt, das wird uns deutlich, wenn wir uns vorzustellen versuchen, wie die Welt in nationalpolitischer Beziehung nach fünfzig oder nach hundert Jahren aussehen wird.

Daß die Zukunft des Angelsachsentums jenseits des Meeres

Digitized by Google

eine gewaltige ist, das ist uns allen ein geläufiger Gedanke. Es sind aber durchaus nicht nur die Angelsachsen, die einer solchen Zukunft entgegengehen, sondern z. B. auch die romanischen Nationen in Südamerika. Heute, wo man diese Republiken noch großenteils unter den Sammelbegriff der sogen. Raubstaaten zu bringen geneigt ist, könnte eine solche Voraussage manchem noch seltsam erscheinen. Aber wenn man zunächst sich rein auf die zahlenmäßige Seite des Problems beschränkt, so unterliegt es kaum einem Zweifel, daß im lateinischen Südamerika nach einem halben Jahrhundert, sagen wir 50—70 Millionen, und nach einem Jahrhundert mindestens doppelt soviel spanisch sprechende Menschen vorhanden sein werden. Von Kennern der südamerikanischen Verhältnisse ist gelegentlich schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß es wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit ist, wann sich die aus dem spanischen Kolonialreich hervorgegangenen Einzelstaaten zwischen der Landenge von Panama und dem Kap Horn unter Führung der kräftigen und verhältnismäßig rassereinen politischen Gebilde des Südens, Argentinien und Chile, zu einem großen Bundesstaat nach dem Muster der nordamerikanischen Union vereinigen. Die starke Einwanderung, die aus dem romanischen Europa, vor allem aus Italien, fort und fort nach Südamerika fließt — sie hispanisiert sich dort ebenso, wie das nichtenglische Element in den Vereinigten Staaten im angelsächsischen Wesen aufgeht —, bringt dauernd einen kräftigen Schuß europäischer Energie in diese Länder. Von Brasilien mit seinem überwiegend tropischen Charakter will ich dabei noch nicht einmal so reden, wie von Republiken des Südens und Westens, aber es muß doch auch erwähnt werden, daß mindestens Südbrasilien, wenn auch durch seine portugiesische Sprache von den anderen etwas geschieden, eine große nationalpolitische Zukunft hat. Worauf es ankommt, zu wissen, ist dies: dort drüben werden im Laufe der nächsten zwei bis drei Menschenalter jugendliche nationale Riesengebilde lateinischer Rasse von mächtiger wirtschaftlicher und politischer Kraft in die Höhe wachsen, die über einen unermeßlichen Raum für ihre weitere Entwicklung, namentlich für ihre Volkszunahme, verfügen. Es kann gut sein, daß ein Teil der südamerikanischen Republiken uns noch eine Zeitlang das Schauspiel politischer Zerrbilder gewährt. Man hat aber auch die Balkanstaaten lange Zeit ähnlich angesehen, und eines Tages standen sie mit neuen Fähigkeiten im neuem Lichte da. Die halbe Million Deutscher, die es im ganzen genommen in Südamerika vielleicht gibt, wird den lateini-

Digitized by Google

schen Charakter des Kontinents weder gegenwärtig noch zukünftig merkbar beeinflussen, aber sie wird für das Ganze sicher ein Element erhöhter Tüchtigkeit abgeben.

Von Rußland kann man heute sagen, daß seine Kraft militärisch wie finanziell fast allgemein überschätzt wird, daß ihm sehr wahrscheinlich noch große innere Erschütterungen bevorstehen, und daß es vielleicht noch eine Zeit vollkommener und offenbarer politischer Kraftlosigkeit erleben wird, während derer es im Rate der Nationen wenig bedeutet. Wenn das geschieht, so wird es aber nur vorübergehend der Fall sein, denn ein Volk, wie das russische, hat Lebenskraft genug in sich, um auch durch die schwersten Krisen hindurchzugehen. Es wird sich auf die Dauer als ein nationalpolitisches Massengebilde erster Ordnung behaupten und letzten Endes auch immer ein entsprechendes staatlich organisiertes Schwergewicht in die Wagschalen der Weltgeschichte werfen können. Das nördliche und das mittlere Asien wird ein Ausbreitungsgebiet für das Russentum sein und bleiben, und irgend einmal wird sich dieses auch finanziell, volkswirtschaftlich und technisch annähernd bis auf die Stufe der anderen großen Weltvölker entwickelt haben, so daß es imstande sein wird, sich voll der gewaltigen Hilfsmittel und natürlichen Vorteile zu bedienen, die ihm durch die Weite des von ihm beherrschten Raumes, durch die Schätze seines Bodens und durch die Tüchtigkeit der Völkerschaften, die ihn bewohnen, geboten werden. Die Weiträumigkeit des Wohn- und Herrschaftsgebiets wird in einem Jahrhundert ein viel größeres Gewicht für die Macht der Völker haben, als heute. Ein Jahrhundert erscheint lang; kann man wirklich verlangen, daß Politik auf ein Jahrhundert hinaus gemacht werden soll? Die Frage ist verneint worden, aber man hat ein Moment dabei übersehen, das erst in jüngster Zeit praktisch deutlich geworden ist: eben die Bedeutung der großen leeren Räume, von denen wir vorhin sprachen und in die die jungen Völker mit einer im Verhältnis zur Alten Welt rapiden Vermehrungsquote jetzt hineinzuwachsen anfangen. Auch die Russen sind im Vergleich zum alten Westen solch ein neues Volk; weltgeschichtlich betrachtet, sind sie noch kein Jahrhundert älter, als die Nordamerikaner. Außer diesen verfügen von den neuen angelsächsischen Nationen jenseits des Meeres auch die Australier und in noch größerem Maßstabe die Kanadier räumlich über weitbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft. Von den Romanen in Südamerika haben wir bereits gesprochen, und wenn man nicht das archäologische und das Kultur-

Digitized by Google

alter, sondern den Beginn des Kontaktes mit der modernen Welt zum Maßstabe nimmt, so sind das jüngste Geschichtsvolk die Chinesen. Sie haben bereits nicht nur den Raum, sondern auch die Masse für sich, so sehr, daß ungefähr jeder vierte Mensch auf der Welt ein Chinese ist. Und wiederum müssen wir uns vorstellen, nicht was heute in China ist, sondern was in hundert Jahren dort sein wird. Wir feiern jetzt die Erinnerung an die Erlebnisse unseres Volkes vor einem Jahrhundert, und es sind noch viele unter uns, die in ihrer Jugend von den Alten haben erzählen hören, wie es bei Jena und Leipzig gewesen ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Erinnerung eines Geschlechts drei Menschenalter zu umspannen vermag, und daß ein Jahrhundert in der Geschichte nicht lang ist. Wahrscheinlich wird es nicht so lange dauern, bis die chinesische Welt imstande sein wird, aus ihrer alten Kultur und den jetzt auf sie eindringenden westlichen Einflüssen ein neues organisches Ganzes zu gestalten und, im Besitz aller modernen Technik und Wissenschaft, einen Platz unter den Großvölkern zu beanspruchen, der einigermaßen dem Raum, den sie einnimmt, und der Menschenzahl, die sie beherbergt, entsprechen wird.

Wie aber wird es alsdann um Deutschland stehen? Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre, die kolossale Zunahme an Volkszahl, Industrie, Handel, Wohlstand, noch eine ganze Weile so weitergehen kann, wie bisher. Es fehlt noch viel daran, daß ganz Deutschland so dicht bevölkert ist, wie Sachsen, Belgien oder das nordwestliche England. Ebensowenig braucht man zu bezweifeln, daß wir Geld genug haben und in zehn oder zwanzig Jahren erst recht genug haben werden, um eine Armee und eine Flotte zu unterhalten, so stark, daß sie uns im Verein mit unseren natürlichen Bundesgenossen im Ernstfall ganz Europa furchtbar macht. Durch all das wird sich aber nichts an der Tatsache ändern, daß das Deutsche Reich nicht mehr als reichlich eine halbe Million Quadratkilometer umfaßt und daß dieses Areal räumlich genommen eine verschwindende Größe gegenüber Rußland, gegenüber England und dem angelsächsischen Amerika, gegenüber der lateinischen Südhälfte der Neuen Welt, gegenüber China bedeutet. Das ist das Eine. Das Andere ist, daß unsere gegenwärtigen und zukünftigen Mitbewerber unter den Weltvölkern nicht nur über unendlich viel mehr Platz zu ihrer Ausdehnung verfügen, sei es direkt, sei es durch die mit ihnen verbundenen und von ihnen geführten überseeischen Tochternationen, sondern daß einige

Digitized by Google

von ihnen auch die Herrschaft über große und reiche Untertanenländer ausüben — wir aber solche nicht besitzen. Selbst Frankreich, das wir wegen des Stillstandes seiner Bevölkerung kaum noch zu den großen Zukunftsländern der Weltgeschichte rechnen können, hat ein großes Reich in Nord- und Westafrika, darunter eine ganze Anzahl von Ländern aus der alten Kulturwelt des Mittelmeers. Rußland hat viele Millionen von Untertanen in Asien und es ist im Begriff, in Persien, in der Mongolei, in Ost-Turkestan neue hinzuzuerwerben. England regiert Indien und Aegypten, zwei von den sprichwörtlich reichsten Ländern der Welt; es besitzt das mit Gold und Diamanten gesegnete Süd-Afrika und es verlangt demnächst auch noch den Mutterboden der menschlichen Kultur, das Land an den mesopotamischen Strömen, für sich, um dessen alte überquellende Fülle an Gütern, die nur vorübergehend versiegt ist, zur Mehrung seines Reichtums und seiner Macht wieder ins Dasein zu rufen.

Sollten wir angesichts all dieser Dinge wirklich bei der Meinung bleiben, es sei genügend für alle Politik, wenn sie sich für 20 oder für 30 Jahre vorauszusehen bemüht? Wohin auch immer in der Welt wir unsere Blicke richten mögen — überall gewahren wir, daß die großen Völker ihre Lebens- und Einflußsphären ausdehnen und alle Länder, deren sie habhaft werden können, zu sogenannten Schutzgebieten, d. h. zu politischen Reservaten zu machen bemüht sind. Unter den asiatisch-afrikanischen Gebieten, die noch frei sind von den Vorrechtsansprüchen der Weltvölker, scheidet China wegen seiner Größe und inneren Widerstandskraft auf die Dauer für alle beteiligten Konkurrenten gleichmäßig als Objekt des Begehrens aus. Persien ist aus der Reihe der selbständigen Staaten gestrichen; Gebilde wie Siam oder Afghanistan kommen überhaupt nicht in Betracht. Auf afrikanischem Boden ist nach der Besetzung Marokkos durch die Franzosen nur noch Abessinien als eigenes Staatswesen übrig geblieben, mitten inne zwischen französischen, italienischen und englischen Wünschen. Sieht man von dem umfangreichen Kolonialbesitz kleiner und schwacher europäischer Staaten in Afrika ab, von dem es wegen der Unfähigkeit oder der Unlust der gegenwärtigen Besitzer wahrscheinlich ist, daß er einmal in leistungsfähigere Hände übergehen wird, so handelt es sich jetzt bei der Frage der Weiterexistenz der Türkei um das letzte außerhalb Europas noch übriggebliebene politische Raumgebilde großen Stils, das um seine Selbständigkeit kämpft und das dem Zugriff unserer Mitbewerber unter allen Umständen entzogen werden muß. Wir

Digitized by Google

wollen die Türkei nicht annektieren, aber wir müssen sie in ihrem gegenwärtigen Umfange als ein Betätigungsfeld für unsere nationale Arbeit erhalten. Was die Zukunft bringt, vermag niemand zu sagen. Wir wünschen und hoffen aus aufrichtigem Herzen, daß die Türken sich aus ihrer Niederlage wiedererheben, daß sie militärisch, wirtschaftlich und politisch eine achtunggebietende und leistungsfähige Macht werden. Wir müssen aber auch mit der Möglichkeit rechnen, daß die zentrifugalen kultur- und entwicklungsfeindlichen Mächte innerhalb der türkischen Grenzen sich früher oder später stärker erweisen, als die Potenzen der Ordnung und des Fortschritts, und dann bliebe uns allerdings nichts weiter übrig, als diesen letzteren von uns aus zu Hilfe zu kommen. Wir müssen auch damit rechnen, daß die europäische Lage durch das zunehmende chauvinistische Kraftgefühl in Frankreich — ein Faktor, dessen Gewicht leider recht hoch eingeschätzt werden muß — eine prinzipielle Verschärfung erfahren hat. Derartige Zustände sind doppelt gefährlich, wenn eine bestimmte Stelle im Gesamtgefüge der Situation ohnehin einen locus minoris resistentiae darstellt. Das ist heute der türkische Orient. Summiert man die Gefahren, die vom französischen Chauvinismus und vom russischen Panslawismus her drohen, mit den orientalischen Schwierigkeiten an sich und mit der nur verdeckten, nicht beseitigten Spannung zwischen dem englischen und dem deutschen Interesse an der Türkei in Asien, so wird es jedermann klar sein, welche Schwierigkeiten sich für die deutsche Politik erheben können. Weder jetzt aber, noch später können wir es dulden, das andere sich Stücke von der Türkei abreißen. Um unserer eigenen Zukunft willen sind wir verpflichtet, über die territoriale Unversehrtheit der türkischen Ländermasse zu wachen. Es ist genug und übergenug, was England, Rußland und Frankreich während des letzten Menschenalters sich angegliedert haben. Für das Geschehene beanspruchen wir billige Schadloshaltung, und weitere Zugriffe entgegen unseren Interessen gestatten wir nicht — wenn anders, so mögen die Türen des Janustempels sich öffnen!

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Karl Joël, Seele und Welt. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1912. VII u. 424 Seiten.

Auch Joël steht auf jenem Standpunkt, der die Seele nur als bewußte gelten lassen will, kommt aber dabei nicht, wie z. B. Ebbinghaus, dessen von Dürr in dritter Auflage herausgegebenen „Grundzüge der Psychologie" ich hinsichtlich des darin vertretenen psychophysischen Parallelismus im Februarheft dieser Jahrbücher besprochen habe, und wie viele andere Bewußtseinspsychologen ebenfalls zur Annahme des psychophysischen Parallelismus, sondern zur Wechselwirkungstheorie, indem er den Parallelismus in allen seinen Gestalten, die ihm von E. v. Hartmann gegebene ausgenommen, einer lesenswerten Prüfung unterzieht. Hartmanns zwischen diesen beiden einander widerstreitenden Theorien vermittelnde Seelenlehre bedarf freilich der Hypothese einer dem Bewußtsein zugrunde liegenden unbewußten Psyche, und diese ist, wie gesagt, auch bei Joëls Betrachtungen von vornherein ausgeschlossen. Solcher Meidung der unbewußten Seele zufolge mündet seine Parallelismuskritik denn auch schließlich in eine „Krisis", zur Einsicht führend, daß „die Welt nicht aus dem Bewußtsein, nicht aus der Kammer der Seele, die Seele nicht aus der Wüste der Natur begriffen werden" kann. „Sie können auch nicht ineinander versinken in grauer Einheit und sie können auch nicht nebeneinander laufen in starrer gebundener Zweiheit. Materialismus und Idealismus, reiner (!) Monismus und Parallelismus — sie müssen alle scheitern, sie taugen allesamt nicht, das Rätsel der Welt zu lösen, das Verhältnis von Geist und Natur, Seele und Welt aufzuklären; denn sie sind allesamt Vergewaltigungen des Geistes oder der Natur oder beider, weil sie der Besonderheit des Geistes oder der Natur oder beider nicht gerecht werden und als Idealismus, Materialismus, Monismus sie zur Einheit, als Parallelismus sie zur Gleichheit zwingen. Und so bliebe denn der Dualismus übrig, und so müssen wir wieder die Grundverschiedenheit von Geist und Körper anerkennen und zum Kinderstandpunkt von Leib und Seele zurückkehren?" Doch „wenn Geist und Natur, Seele und Körper völlig heterogen sind, so bleiben sie außer Beziehung, so

Digitized by Google

existieren sie einander vorbei — und kann's dann noch ein Leben geben und eine Welt?" „So sinkt also der reine Dualismus ebenso dahin wie vorher der reine Monismus, wie Parallelismus, Idealismus und Materialismus. Was kann es aber sonst noch geben?" „Alle Möglichkeiten scheinen erschöpft, alle Wege sind versucht und sind verschlossen, alle Richtungen haben sich heute ausgelebt und unsere Schulweisheit ist am Ende", schreibt Joël und läßt also somit die ihm gleichfalls nicht unbekannte Weltanschauung des „konkreten (!) Monismus" E. v. Hartmanns unerwähnt. Statt dessen versucht er lieber selber, der Weltweisheit eine neue Leuchte anzuzünden über das eine Wechselwirkung zwischen Leib und bewußter Seele ermöglichende Verhältnis von Seele und Welt.

Diese neue Leuchte läßt Seele und Körper zunächst als „Gegensätze" erscheinen, und zwar als komplementäre, wogegen ja in gewisser Hinsicht und so lange wir es nur mit der bewußten Seele zu tun haben, nichts einzuwenden ist. Bedenklich aber wird die Sache, wenn „der (bewußten) Seele das Kennzeichen des Subjektiven, des Eigenen und Aktiven, der Selbstbetätigung, dem Körper das Merkmal des Objektiven, Fremdgegebenen, Fremdbestimmten, Passiven" gegeben und dies gar als „der oberste aller Weltgegensätze, als der tiefste, der umfassendste" erklärt wird, aus dem „allein alles zu verstehen" sei; wer ihn verschütte, wie Monismus und Parallelismus, Idealismus und Materialismus es täten, der verschütte das Weltverständnis. Denn abgesehen davon, daß weder jene Kennzeichen alle und ausschließlich der bewußten Seele, noch diese Merkmale alle ausschließlich dem Körper zukommen, da auch einerseits die bewußte Seele objektiv und passiv, andererseits der Körper aktiv zu werden vermag, fragt doch z. B. Joël selbst, ob „ich nicht auch mir selber so oder so und sogar falsch erscheinen kann", ferner, was denn das Wesen sei, wenn „Körpersein und Seelensein beide Erscheinungen" sind, und ob die Empfindung, z. B. der Schmerz, nur seelisch und nicht auch körperlich sei — also abgesehen davon, ist es sehr zu bezweifeln, daß der „Gegensatz" des Subjektiven und Objektiven die Bedeutung und den Erklärungswert hat, den ihm Joël hier im höchsten Maße beilegt.

Wie es damit steht, dürfte sich am klarsten herausstellen, wenn wir dem Verfasser ruhig weiter folgen, vorerst bis zur Stelle, wo er plötzlich „an einer gefährlichen Wendung steht" und „ein tiefer Abgrund sich auftut", indem er folgende Erwägungen anstellt: „Körpersein ist möglich ohne Seelensein. Körpersein ist aber nicht allein möglich, ist nur Außensein, Sein für andere. Um für andere da zu sein, muß etwas überhaupt da sein. Aber als was ist es da, wenn es nicht allein für andere und doch nicht für sich da ist, wenn es nicht allein als Körper und doch nicht als Seele da ist. Wie kann etwas anderes noch da sein als körperlich oder seelisch? Ein Drittes gibt es ja nicht! Hier klafft der Abgrund!" — Ja, der Abgrund klafft, das stimmt! Aber nur weil Joël eben bloß der be-

Digitized by Google

wußten Seele das Dasein gestattet und nicht auch der unbewußten; denn diese ist gerade das Dritte, das es nicht geben soll, wenigstens nicht als ursprüngliche Seele, sondern höchstens als aus der bewußten Seele abgesetzter Körper, wie der Verfasser später noch lehrt. Setzt man dieselbe jedoch in die ihr ihrem metaphysischen Ursprung nach nicht als Drittes, sondern als Erstes zukommenden Rechte ein, so schließt sich der Abgrund sofort, ohne daß es einer solch' „kühnen Brücke" bedarf, wie sie Joël glaubt schlagen zu müssen und schlagen zu dürfen, weil der „starre Gegensatz das Weltbild nicht schafft, sondern zerreißt, der reine Dualismus so unmöglich ist wie der reine Monismus, und der Gegensatz selber fordert, über ihn als bloße Zweiheit hinauszugehen." Der Abgrund schließt sich nämlich in Anbetracht dessen, daß die unbewußte Seele als sog. Atomseele durch Willenskraft räumlich wirkende Kraftpunkte zu realisieren vermag, die von den später organisch entwickelten bewußten Seelen als Körper angeschaut werden, welche mithin „überhaupt" da sind, auch wenn sie noch nicht, weder als „Körpersein noch als Seelensein, Erscheinungen sind". Joël hingegen faßt Körper und Seele überbrückend als „Zweiheit einer Einheit" auf, die sich im Gegensatz von Seele und Körper „spalte", weil jedem Gegensatz ein Gemeinsames zugrunde liege, aus dem es erst als solcher auseinander trete, denn der Gegensatz sei ein Bruderkampf, von dem es ja heiße, daß er um so heftiger sei, weil er aus gemeinsamer Abstammung hervorgehe. Diese Auffassung leidet aber zunächst schon daran, daß, wie wir gesehen haben, Seele und Körper durch die von Joël angeführten Kennzeichen denn doch nicht derart gegensätzlich festbestimmt sind, als daß man ihnen entsprechend glattweg eine „Spaltung" annehmen dürfte, durch die eine Einheit einfach in die Zweiheit des Gegensatzes von Subjekt und Objekt auseinander träte, und dann führt diese Auffassung weiter zu der heiklen Frage, „welche Einheit oder was spaltet sich im Gegensatz von Seele und Körper," worauf Joël selber keine andere Antwort zu geben weiß als die, daß wir darüber nichts auszusagen vermöchten, weil wir uns niemals des Einheits- oder Indifferenzpunktes zwischen Seele und Körper bewußt würden, indem er dem Bewußtsein vorausgehe und das Bewußtsein selber schon auf der Spaltung in Subjekt und Objekt beruhe, auf die ja Geist und Körper zurückgingen. Nur dem mystischen Geist, der im Metaphysiker lebe, leuchte die Ureinheit, den anderen sei sie Nacht.

Aber nicht allein, daß Joël über die von ihm behauptete Ureinheit nichts zu sagen weiß, als höchstens das, daß er denen gegenüber, die „dies dumpfe Ursein im tiefsten Schlaf der Welt für den Tod, das Nichts" halten, sie als „die Fülle, die da werden will", als „die Geburt der Welt" bezeichnet, er ist auch nicht imstande, der Ureinheit „Erwachen oder die Urscheidung", die zur Geburt der Welt führen soll, zu begründen. Sich bewußt, daß dies „der schwerste Schritt zur festesten Pforte ist, die wir aufbrechen müssen", fragt er: „Woher entsteht die Spaltung und worin besteht sie? Was ist der Grund und was die Bedeutung der Differen-

Digitized by Google

zierung? Warum bleibt nicht das Indifferente was und wie es ist?" worauf seine Anwort lautet: „Dafür läßt sich kein Grund entdecken. Man muß dieser Unmöglichkeit fest und klar ins Auge schauen und ehrlich verzichtend bekennen: Die Urveränderung, die Weltdifferenzierung ist grundlos." Um diese dennoch „sonnig herauszubringen", erklärt er sie alsdann für einen „Akt der Freiheit". Fragen wir nun weiter: Worin besteht die Spaltung?, so müßte uns Joël, eingedenk seiner obigen Erklärung, über das Was oder sagen wir lieber gleich über das Wesen des Einheitspunktes von Subjekt und Objekt, bezw. von Seele und Körper nichts aussagen zu können, eigentlich ebenfalls „ehrlich verzichtend bekennen", auch darüber nicht reden zu können. Statt dessen aber bemüht er sich, dies nichtsdestoweniger gleichfalls herauszubringen, indem er behauptet, die Weltdifferenzierung könne „nur durch Verselbständigung, Selbstsetzung entstehen, und das so sich ergebende Selbständige, sich selbst Setzende heiße eben Subjekt, heiße Seele". Er meint sogar, damit werde mit einem Schlage beides klar: wie die Urdifferenzierung entstehen könne, nämlich nur als Selbstdifferenzierung, und warum sich in ihr gerade das Subjekt, die Seele herausetze, weil eben Subjekt und Seele gar nichts anderes als das Sichselbstdifferenzierende sei. Und damit werde auch der Urgegensatz von Subjekt und Objekt, Seele und Körper in seiner Bedeutung überhaupt verständlich: es sei einfach der Gegensatz des Eigenen und Anderen, d. h. des sich Scheidenden und des dadurch Geschiedenen. Es sei da gar nichts Mythisches, Mystisches, phantastisch Konstruiertes dabei, sondern nur ein bis zur Tautologie Selbstverständliches. Ich gebe zu, daß dies Tautologien sind, aber deshalb nicht auch, daß dieselben etwas Selbstverständliches, sondern sehr Unverständliches wiederholen, da es bei alledem ganz unbegreiflich bleibt, wie ein in der undefinierbaren Ureinheit von Objekt und Subjekt verschwundenes Bewußtseinssubjekt sich, gleichviel ob frei oder unfrei, mit einem obligaten Objekt, d. h. als bewußtes Subjekt selber zu setzen vermag, weshalb ich denn auch die mich tatsächlich höchst „paradox anmutende Erkenntnis über das Verhältnis von Seele und Körper in Ureinheit, Gegensatz und Uebergang" nicht wie Joël „als Durchbruch, als Erlösung von quälenden Problemen" empfinden kann, mich vielmehr gezwungen sehe, vor der „festesten Pforte" dieser seiner Erkenntnis stehen zu bleiben und an die Anfangsverse von Goethes „Faust" zu denken.

Ich resigniere dementsprechend, hier auch noch auf all die weiteren Ableitungen einzugehen, mittelst deren der Verfasser aus dem von ihm zuerst in die unergründliche Ureinheit hineingeheimnißten und dann wieder daraus hervorgezauberten Bewußtseinssubjekt oder der Seele die reale Welt entstehen zu lassen sucht. Immerhin sind dieselben geistreich genug, um gelesen zu werden, zumal sie manches auch für andere Weltanschauungen Wertvolle enthalten, insbesondere bezüglich des Organischen als Welterklärungsfaktor, wenn auch das Beste und Haltbarste davon schon von anderen Autoren, nicht zum wenigsten von E. v. Hartmann, gelehrt worden ist,

Digitized by Google

nur in nüchternerer, wissenschaftlicherer Weise. Kann es doch nichts schaden, wenn dasselbe auch einmal in einer schwung- und phantasievolleren, pointierten Sprache ausgesprochen wird, um ihm mittelst deren zu der ihm gebührenden Anerkennung in weiteren Kreisen als demjenigen der Fachgelehrten zu verhelfen gegenüber den zähen mechanistischen Tendenzen, die dem fortgesetzt widerstehen.

Bad Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Theologie.

J. Schnitzer, Der katholische Modernismus (als 3. Band der „Klassiker der Religion", herausgegeben von G. Pfannmüller). Berlin-Schöneberg, 1912. Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb. Preis: Brosch. M. 1,50, geb. M. 2,—. 211 S.

Auf eine kurze Geschichte und Charakteristik des katholischen Modernismus folgen in diesem Bande Proben aus den Schriften der hauptsächlichsten deutschen, französischen, italienischen und englischen Vertreter dieser Bewegung, deren Gedanken und Bestrebungen dadurch klargelegt werden sollen, wobei der Verfasser, von dem man nur gelegentlich erfährt, daß er wegen seiner offen bekannten modernistischen Anschauungen schon vor fünf Jahren von der kleinen Exkommunikation getroffen wurde, in vielleicht zu weit getriebener Bescheidenheit ganz in den Hintergrund tritt.

Vielen Dank wird sich Schnitzer zweifelsohne dadurch verdient haben, daß er charakteristische Meinungsäußerungen der Männer, die mehr geschmäht als gekannt sind, zugänglich gemacht hat. Katholische Leser werden sich nun leicht ein Urteil darüber bilden können, wie es mit der Gefährlichkeit der Modernisten steht. Wenn Schnitzer (S. 2) allgemein von dem Modernismus erklärt, daß „er es nicht auf Befehdung und Zerstörung, sondern im Gegenteil auf Verinnerlichung, Vertiefung, Verchristlichung des Christentums, des Katholizismus und der Kirche abgesehen habe", und wenn es im Programm der italienischen Modernisten (S. 138) heißt, daß sie „den Glauben selbst, das ganze reiche Erbe an religiöser katholischer Erfahrung nur noch lebendiger in sich schlagen fühlen und klar seine Vereinbarkeit mit den besten Forderungen der zeitgenössischen Seele erkennen", so fragt man verwundert, wie die Enzyklika „Pascendi" über jede Form des Modernismus den Stab brechen kann, weil „seine Wege alle zum Atheismus und zur Vernichtung jeglicher Religion führen".

Sehr verschieden sind ja unter sich noch die Anschauungen dieser Kämpfer; im ganzen wird aber der protestantische Leser sich mehr über die Zahmheit und Bescheidenheit dieser in der Enzyklika als „fürwitzig und hochmütig gebrandmarkten Männer wundern, wie über ihre Befangenheit in den traditionellen Formen katholischer Frömmigkeit. Sagt doch der Franzose A. Loisy, über den Pius X. zuerst die große Exkommunikation

Digitized by Google

verhängt hat, von der Heiligenverehrung, daß „sich an die Heiligen wenden sich an Jesus wenden, daß sich an Jesus wenden sich an Gott wenden heißt", und erkennt doch der Erzbischof Mignot von Albi der Kirche noch das Recht zu (S. 111), „vorzuschreiben, was in der Bibel Gegenstand eigentlichen Glaubens sei". Man sieht, daß es unter diesen vermeintlichen Freiheitsstürmern solche gibt, die man innerhalb des Protestantismus gar nicht zu den Liberalen, sondern eher zu den „Modernpositiven" zählen würde.

E. Troeltsch, Gesammelte Schriften, 1. Band: Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. Tübingen, 1912. Verlag: J. C. B. Mohr. Preis: geh. M. 22,—, geb. M. 25,—. 994 S.

Diesem zusammenfassenden Werke Troeltschs über die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen sind umfangreiche Vorarbeiten vorausgegangen, welche größtenteils im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" schon veröffentlicht waren, während die Abschnitte über Calvinismus, Sektentypus und Mystik neu hinzugekommen sind.

Die Stärke des Verfassers zeigt sich in der klaren Herausarbeitung der Idee und ihrer Wandlungen, in der Weite des Ueberblicks über große Kulturperioden, in der Schärfe der Beobachtung, wo es gilt, die Wechselwirkung zwischen Idee und Stoff, d. h. in diesem Falle den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen, zu verfolgen. Denn auch dieser letztere Gesichtspunkt, der durch den Titel nicht unmittelbar gegeben ist, wird von dem Verfasser berücksichtigt, freilich nur in großzügiger Weise, so daß er selbst merkt, daß für ihn die Gefahr der Generalisation entsteht. Wie wenig auf das Konkrete eingegangen wird, zeigt z. B. die Behandlung des urchristlichen Kommunismus, welche zwar dessen Zusammenhang mit der christlichen Forderung der Liebesgesinnung aufzeigt, aber ganz dahingestellt sein läßt, wieviel davon in den Christengemeinden des ersten Jahrhunderts verwirklicht worden ist. Durch Hineinwebung wirtschaftlicher und kultureller Einzelheiten würde allerdings das ohnehin dickleibige Buch noch weiter angeschwollen sein, aber es würde nicht nur an Anschaulichkeit, sondern auch an Ueberzeugungskraft gewonnen haben, weil so doch dem Zweifel Raum gelassen wird, ob nicht Entwicklung der Lehre und Entwicklung der tatsächlichen Zustände nur nebeneinander hergehende Reihen gewesen sind.

Den ganzen Ertrag der langen Untersuchung wiederzugeben, ist innerhalb dieses Rahmens unmöglich. Ein Hauptergebnis ist, daß durchgreifende und umfassende Einwirkung in dieser Hinsicht nicht das Luthertum, sondern die katholische und die kalvinistische Sozialethik geübt hat, und zwar jene während des Mittelalters, diese bei der Entstehung der modernen kapitalistischen Wirtschaftsweise. Dem dürfte zuzustimmen sein, ebenso wie leider auch dem beschämenden Eingeständnis, daß „die geschichtlichen Hauptformen der christlichen Gesellschaftslehre und -gestaltung" gegenüber den von Grund aus veränderten Aufgaben der Gegenwart „versagen" und daß, soll es eine christlich-soziale Bemeisterung der Lage geben, neue Gedanken nötig sind,

Digitized by Google

die noch nicht gedacht sind und die dieser Lage entsprechen, wie die älteren Formen älteren Lagen entsprochen haben" (S. 985).

O. Brüssau, Der evangelische Pfarrer — „Beamter" oder „religiöser Charakter"? Eine ethische, keine kirchenpolitische Frage. Zweites Tausend. Berlin, 1913. Verlag: Martin Warneck. 35 S.

Zu der die Ueberschrift bildenden Fragestellung hat dem Verfasser, der Superintendent in Pasewalk ist, wohl auch der Fall Traub Anlaß gegeben; aber zu ihrer Beantwortung hat er sich doch erst gedrängt gefühlt durch die peinlichen Fälle, die durch die Angriffe Philippis auf den Generalsuperintendenten Lahusen und Dörries auf den Präsidenten Voigts geschaffen sind. Die Antwort lautet kurz gesagt, daß beides an seinem Platze richtig ist, daß aber, wenn der Geistliche Beamter oder Diener der Kirche heißt, damit ein Tatbestand, wenn er sich aber gern auf seine Eigenschaft als „Diener Jesu Christi" oder als „religiöser Charakter" beruft, eine ethische Forderung zum Ausdruck kommt, mit anderen Worten, daß die eine Bezeichnung ein Sein, die andere ein Sollen meint.

Ich finde nicht, daß diese Unterscheidung hier, wo es dem Verfasser darauf ankommt, den Maßstab für das rechte Verhalten und für die Grenzen der Kritik gegenüber Vorgesetzten und Kirchenbehörden zu finden, angebracht ist, sondern daß das Beamtersein nur wegen der sich daraus ergebenden besonderen Pflichten in Betracht kommt, so daß es sich doch in beiden Fällen um ein Sollen handelt. Das zu betonen ist nicht überflüssig, weil sich so klarer die Unvermeidlichkeit und die Tragik sittlicher Konflikte herausstellt, welche übrigens in ganz ähnlicher Weise dem Regierungsbeamten und dem Schulmann drohen, wenn mit seiner eigenen politischen oder pädagogischen Einsicht die Maßnahmen der vorgesetzten Behörden im Mißklang stehen.

Davon bleibt aber die Berechtigung der dem Verfasser vor allem am Herzen liegenden Warnung unberührt, daß der Geistliche nicht bei jeder Gelegenheit, ohne daß ein ernster Konflikt der Pflichten gegeben ist, auf das ihm als religiöser Persönlichkeit zustehende Recht zu einer vor keiner Autorität halt machenden Stellungnahme pochen, noch zu maßlosen oder gar persönlichen Angriffen sich durch Rechthaberei, Empfindlichkeit, vielleicht auch demagogische Neigungen treiben lassen soll. Es macht der Unparteilichkeit des Tadlers alle Ehre, wenn er zugesteht, daß hiergegen — man wird wissen, daß die oben genannten Namen sich auf die Rechte und die Linke verteilen — hüben und drüben gefehlt ist, wie er denn überhaupt zwar die radikalen Elemente auf beiden Seiten ausscheiden möchte, aber die Notwendigkeit des Kampfes zwischen der orthodoxen und der liberalen Richtung innerhalb der protestantischen Kirche unumwunden anerkennt.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Digitized by Google

Pädagogik.

O. Rühle, Grundfragen der Erziehung. Stuttgart, 1912. Verlag: J. H. W. Dietz Nachf. (Kleine Bibliothek Nr. 23). 96 S.

Von uferlosen Bestrebungen der Sozialdemokratie hat man manches erfahren; weniger bekannt wohl ist, welchen Utopien die Partei auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens nachhängt. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, der aus seinen sozialdemokratischen Grundsätzen kein Hehl macht, begnügt sich keineswegs mit dem Ziele der Einheitsschule, wie sie gegenwärtig einem großen Teile der Volksschullehrerschaft vorschwebt; er fordert vielmehr unter Hinausschiebung des schulpflichtigen Alters auf das siebente oder achte Lebensjahr einen gemeinsamen Unterbau, den die Gesamtheit aller Kinder bis zum vierzehnten Lebensjahr besucht. Darauf sollen die Kinder ohne Rücksicht auf die Verhältnisse ihrer Eltern, nur nach Maßgabe der Begabung (welch furchtbare Verantwortung würde dann dem Urteile der Lehrer zufallen!) entweder in einer ungefähr den jetzigen Fortbildungsschulen entsprechenden Anstalt weitergebildet oder in einer höheren Schule für gelehrte Berufe vorbereitet werden, so daß die jungen Leute erst mit 18 Jahren zu einem praktischen Beruf oder zur Hochschule übergehen würden.

Ob die jugendlichen „Genossen" wirklich von dieser Aussicht begeistert sein würden, erst so spät zur Betätigung an ernsthafter Produktion zu gelangen, kann man dahingestellt sein lassen; es lohnt sich überhaupt nicht, auf diese Phantasien weiter einzugehen, da der Verfasser selbst weiß (S. 66), daß zu so folgenschwerer Umgestaltung des Schulwesens „erst das eherne Du mußt! der Sozialdemokratie die kapitalistische Klasse zwingen" müßte. Weil es damit gute Wege hat, so wäre es wohl für den Verfasser eine lohnendere Aufgabe gewesen, mitzuraten, was im Rahmen der bestehenden Wirtschaftsordnung zur Besserung des Schulwesens geschehen kann. Aber abgesehen von der Empfehlung der Arbeitsschule wird nach dieser Richtung nur der Ratschlag gegeben, den „Prügelstock" ganz abzuschaffen, damit „aus den Lenden und dem Schoße des Proletariats aufrechte Naturen hervorgehen und Kämpferscharen, die mit der Idee der Befreiung genährt und in dem Sturmeswehen des Klassenkampfes emporgewachsen" sind.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sich in dem Buche nicht auch richtige Beobachtungen und heilsame Winke finden, wie denn z. B. treffend geschildert wird, welches Elend der Arbeiterfamilien der Alkoholismus und die Mißachtung aller Regeln der Eugenik verschulden, nur daß die Verantwortung dafür sofort wieder den sozialen Verhältnissen aufgebürdet wird. Was das Buch aber an Lichtseiten zeigt, wird verdunkelt durch Inkonsequenz, Dogmatismus und Einseitigkeit des Urteils.

Ganz richtig werden hinsichtlich der psychischen Beschaffenheit der Kinder zwei Typen unterschieden, der sensorische und der motorische, was auf dasselbe hinausläuft mit der von Sigwart gebrauchten Unterscheidung

Digitized by Google

rezeptiver und aktiver Naturen. Anstatt aber daraus die Folgerung zu ziehen, daß den verschiedenartigen Individualitäten nur eine Verbindung von Lern- und Arbeitsschule gerecht werden kann, wird einseitig der Arbeitsschule das Wort geredet, welche die Aktivität entwickeln will. Dogmatismus verführt den Verfasser vielerwärts zu falscher Geschichtskonstruktion: hängt das Bildungsideal, wie es das Marxsche Dogma voraussetzt, allein von der Wirtschaftsordnung und den sozialen Zuständen ab, so müßte wirklich das Zeitalter der Maschine, deren Handhabung geringere Ansprüche an Kenntnisse und Intelligenz des Arbeiters stellt, einen Niedergang des Volksschulwesens herbeigeführt haben. Tatsächlich ist, was der Verfasser allerdings verkennt, innerhalb desselben Zeitraumes ein Aufschwung eingetreten, was sich aber nicht durch eine Aenderung der Produktionsweise erklärt, sondern lediglich aus dem Umstande, daß gleichzeitig der Staat mit Bewußtsein die Kulturaufgabe in seinen Bereich hineingezogen hat. Wie weit man ferner dem Urteil des Verfassers trauen kann, möge die Gegenüberstellung zeigen, daß die deutschen Märchen als wertvolle Erziehungsmittel geschätzt werden, als geeignet, „das Werk der Ertüchtigung und Läuterung am werdenden Menschen zu vollbringen", daß aber das Alte Testament „abgeschmackte und brutale Geschichten eines halbbarbarischen Nomadenvolkes" enthalten soll. Recht ergötzlich endlich ist die Stellung des Verfassers zu Kerschensteiner, den er einen „seltsamen Mann" nennt und dessen Idee der staatsbürgerlichen Erziehung, weil sie vermeintlich ihre Spitze gegen die Sozialdemokratie richtet, als „wunderwirkendes Bombastus-Paracelsus-Tränklein" gehöhnt wird. Dabei wird vollständig verschwiegen, daß dieser selbe „seltsame Mann" zugleich der Vater der auch vom Verfasser gewollten Arbeitsschule ist, ihr Vater in dem Sinne, daß er es unternommen hat, ihre Idee „in realen, den Zeitverhältnissen angepaßten Formen die Probe auf ihre Verwirklichungsmöglichkeit machen zu lassen".

P. Cauer, Aus Beruf und Leben. Heimgebrachtes. Berlin, 1912. Verlag: Weidmann'sche Buchhandlung. Preis: Brosch. M. 8,—. 352 S.

Wer Paul Cauer nur aus seinen fachmännischen Arbeiten, wie aus seinen Homerforschungen und seiner „Kunst des Uebersetzens" kennt, wird erstaunt sein, aus dieser Sammlung seiner Vorträge, Reden und kleineren Aufzeichnungen zu sehen, wie Verschiedenartiges sein Interesse umspannt. In der Tat ist es eine reiche Ernte, welche der arbeitsfreudige und weltoffene Philologe, der den dritten Teil eines Jahrhunderts, zu immer verantwortlicher Stellung aufsteigend, dem höheren Schuldienst gewidmet hat und nun als Universitätsprofessor weiterwirkt, aus dem Felde seiner Tätigkeit heimgebracht hat. Aus Beruf und Leben! Irgendwie wird man diesen Aufsätzen allen, ob sie unter der Ueberschrift „Denkart", „Dichtkunst", „Männer", „Erziehung" oder „Lebensfragen" eingereiht sind, ihren Zusammenhang

Digitized by Google

mit dem Beruf des Jugendbildners anmerken. Aber das schwächt ihren Wert nicht ab, da der Verfasser der Mann dazu ist, durch das Schulfenster stets den Ausblick in das volle Leben zu eröffnen und etwas davon wieder in die Schulstube zurückfluten zu lassen.

Da die hier gesammelten 31 Aufsätze innerhalb eines Zeitraums von 22 Jahren geschrieben sind, so ist natürlich, daß nicht alle mehr das gleiche Interesse wie in ihrer Entstehungszeit beanspruchen können, wie z. B. das unter Nr. XVII gewürdigte Buch „Rembrandt als Erzieher", das seinerzeit das ganze gebildete Deutschland beschäftigte, doch nicht die von Cauer für möglich gehaltene nachhaltige Wirkung geübt hat und durch die Hineinziehung des staatsbürgerlichen Unterrichts in die Schule die von Kaiser Wilhelm am 4. Dezember 1890 an die Schule gerichtete Aufforderung, „zu nationaler Gesinnung zu erziehen", noch eine andere Antwort gefunden hat, als sie Cauer damals in einem Zeitungsartikel gegeben hat. Indessen an Darstellungskunst und Hinweisen auf zeitlose Wahrheiten wird man sich überall erfreuen. Von besonders akutem Interesse ist, wie am Schluß hervorgehoben werden mag, der die Nr. XXIV bildende Vortrag aus dem Jahre 1912 über „Bildungsbegriff und Lehrplan", in welchem Cauer auch zu Kerschensteiner Stellung nimmt und seine besonderen Gedanken über Konzentration des Gymnasialunterrichtes entwickelt, welche er sich auf Kosten des französischen, vielleicht auch des mathematischen Unterrichts als erreichbar denkt. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Nationalökonomie.

Bilanzkritik von L. Weyrich, Herzoglich-Anhaltischer Bücherrevisor, Cöthen im Selbstverlag.

Das Bilanzproblem bildet eine der umstrittensten und volkswirtschaftlich wichtigsten Fragen unserer Zeit. In letzterer Hinsicht braucht man nur darauf hinzuweisen, daß in Deutschland allein annähernd 6000 Aktiengesellschaften bestehen, und daß diese Gesellschaftsform infolge ihrer ganzen Organisation auf der Indolenz der wirklichen Eigentümer der Aktiengesellschaften, der Aktionäre, geradezu beruht, denen die innere Verfassung ihrer Unternehmungen meistens ebenso gleichgültig ist, so wichtig ihnen die — Dividende und der jeweilige Tageskurs ihrer Anteile erscheinen. Solange diese beiden „Erfordernisse" den Aktionären zu keinen Bedenken Anlaß geben, lassen sie die Dinge gehen. Daß sich gerade hieraus oft die schlimmsten Folgen entwickeln, ist bekannt. Aber nicht nur wegen der Aktionäre, sondern auch wegen ihrer sonstigen, oft ins Riesenhafte gehenden Beziehungen ist für die Aktiengesellschaften, vor allem die großen Banken, das Bilanzproblem von eminenter Wichtigkeit. Welche Bedeutung ihm beigelegt wird, beweisen die seit einigen Jahren eingeführten Zweimonatsbilanzen der Banken, zu denen sich diese infolge der unaufhörlichen Diskussionen über die Unzu-

Digitized by Google

länglichkeit der früheren Bilanzpublikation genötigt sahen. Es erscheint daher auch natürlich, wenn der Verfasser des vorliegenden Werkes seine Grundsätze über die Aufstellung und Veröffentlichung der Geschäftsabschlüsse an bereits publizierten Abschlüssen zu erläutern sucht. Wie wenig indessen gerade bei Erläuterungen dieser Art herauskommt, zeigt schon die oft reservierte Ausdrucksweise des Verfassers. Solange die Banken in ihren Geschäftsberichten die einzelnen Bilanzposten mit Rücksicht auf die Konkurrenz oder aus anderen Gründen nicht näher substantieren, ist man ganz einfach aufs Raten angewiesen. Man braucht nur an die nahe Verwandtschaft zwischen Debitoren und Konsortien zu denken, um die Schwierigkeiten, die sich dem Außenstehenden bei der Beurteilung veröffentlichter Bilanzen entgegenstellen, zu erkennen. Nicht viel mehr als Zahlenspielerei erscheinen die von dem Verfasser angestellten Berechnungen einzelner Positionen der Bilanz, wie der Ueberdeckung des Grundkapitals durch die Aktiven, bei denen es sich immer nur um buchmäßige Ergebnisse handeln kann, da eben bei der Dürftigkeit der in den Geschäftsberichten gebotenen Erläuterungen die Substanz der einzelnen Positionen nicht zu erkennen ist. Wenn hierbei der Verfasser z. B. die Aufführung mehrerer Millionen Effekten in der Bilanz unter dem Sammelnamen „Sonstige Wertpapiere" eine nähere Spezifizierung nennt, so verrät er damit eine Genügsamkeit, die Ref. sich nicht anzueignen vermag. Die Geschäftsberichte der großen Aktiengesellschaften sind in Wahrheit oft eine förmliche Satire auf die Bestimmungen des § 260 des H. G. B. und machen alle noch so gut gemeinten Versuche, ins Innere der Bilanz einzudringen, illusorisch. Der Wert der hierauf zielenden Schriften beruht mehr in der Erklärung der einschlägigen Begriffe, der Erläuterung der gesetzlichen Bestimmungen sowie in der Zusammenstellung aller für die Beurteilung des Problems in Betracht kommenden Gesichtspunkte, die die Interessenten in die Materie einführen und zu weiteren Anregungen Anlaß geben können.

E. Heinemann.

Literatur.

Martin Anderson Nexö, Pelle der Eroberer, Roman in zwei Bänden, übersetzt von Math. Mann, Insel-Verlag zu Leipzig 1912 (655 und 679 S.).

Die Dokumente der aufwärtssteigenden neuen Klasse mehren sich. Bisher waren es größtenteils objektiv gemeinte Schilderungen, wie die von Goehre mit so trefflichem Griff und, wie ich aus einigen Anzeichen vermuten muß, wohl auch manchem stilistischen Ratschlag an die Verfasser besorgten Selbstbiographien von Arbeitern. Diese Biographien hatten denn mehr oder weniger künstlerischen Wert, je nach der mehr oder weniger künstlerisch sehenden Individualität der Verfasser — ein so dringender Wunsch, sein Leben außerhalb seines Bewußtseins gestaltet vor sich zu

Digitized by Google

sehen, wie er vorläufig doch noch dazu gehört, einem Menschen, der ums Leben kämpft, die Feder in die Hand zu geben, wird ja gewiß in den meisten Fällen auf eine künstlerische Anlage zurückweisen. Tatsächlich verraten auch alle vier bisher erschienenen Bände etwas davon. Am meisten der noch nicht durch Zeitungslektüre stilistisch verdorbene Fischer. Immerhin, diese künstlerischen Werte waren bei allen diesen nicht die eigentliche Absicht. Versuche in dieser Richtung gab es zwar auch bereits einige, ich denke an Max Kretzer und Hugo Bertsch. Das erste als Kunstwerk nicht nur gewollte, sondern auch gekonnte Buch, das mir aus diesen Bezirken bekannt geworden ist, ist erst der im Inselverlag erschienene Roman Pelle der Eroberer von Martin Andersen Nexö, einem dänischen Arbeiter (von dem übrigens schon andere Bücher ins Deutsche übersetzt wurden, die ich indes nicht kenne).

Ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die feine erzählungstechnische und psychologische Kultur in der Schilderung der Einzelheiten oder die Energie, mit der dieses Arbeiterleben zu einer Geschichte der Arbeiterbewegung selbst umgearbeitet wird, so daß Gestalten wie Erlebnisse ganz ungekünstelt als typisch erscheinen, manchmal bis ans Symbolische streifend. Ich will jedoch nicht verschweigen, daß nach dieser Seite auch die Mängel des Buches liegen. Es wird da stellenweise Agitationsschrift. Zwar reicht die künstlerische Kraft hin, diese Abschweifungen ins Belehrende stets wieder zurückzuholen und in den mächtigen künstlerischen Zug des Ganzen neu aufzulösen. Immerhin, der Eindruck bleibt hier — im zweiten Band — nicht mehr so rein wie im ersten. Der erste Band — Pelle als Hütejunge und Pelle als Schusterlehrling ist künstlerisch ganz auf der Höhe. Man merkt gewiß, daß allerlei vorbereitet wird, das später verwendet werden soll. Die Schilderung des alten Innungsmeisters, die verschiedenen Zerbrochenen, die Vorläufer, zu früh gekommen, unverstanden, von ihren eigenen Leuten verkannt, befehdet, zurückgerissen, im Wahnsinn oder Stumpfsinn endend, vor allem das rettungslose Versumpfen und beinahe Vertieren des Helden selbst, aus dem erst ein sehr sonnig und freundlich gezeichneter Sektenprädikant ihn aufrüttelt — auch eine Art der Vorläufer — das alles weist deutlich genug auf Lösungen hin, die kommen werden. Aber es ist alles wirklich durch- und ausgestaltet. Im zweiten Band dagegen läßt sich der Verfasser nicht an rein künstlerischen Mitteln genügen (obwohl, wie schon gesagt, diese die Führung behalten) er will unmittelbar wirken, scheint es, und da verläßt ihn dann zum Teil sein künstlerisches Urteil. Charakteristisch dafür ist, wie er noch zu Anfang dieses zweiten Bandes die Rede in einer Versammlung zu schildern weiß und wie zum Schluß. Zu Anfang erlebt man die Eindrücke, sieht die Gesichter der Menge, vom Inhalt nur ein Bild, das von der mühseligen, endlosen Wanderung der Israeliten durch die Wüste — „so hatten die Kleinen ihre Hoffnung mit sich durch unfruchtbare Zeiten getragen. Wenn eine Abteilung stürzte, war gleich eine andere mit den Tragstangen bereit, und jetzt

Digitized by Google

endlich tagte es. Jetzt standen sie am Eingang zu dem Lande, mit dem Beweis in der Hand, daß sie seine rechten Einwohner seien".

Und dann — psychologisch sehr fein — die physische Wirkung der lauten Stimme und erst darin und dadurch ein Mehr ahnen gelassen: „Das war ja ganz selbstverständlich; wenn es etwas gab, was Pelle mit durchgemacht hatte, so war es die mühselige Wanderung des Volkes Gottes durch die Wüste. Das war ja das große Symbol des Elendes. Die Worte vernahm er wie etwas Altbekanntes. Aber die Größe der Stimme ergriff ihn; es war etwas an der Rede des Mannes, das nicht den Weg des Verstandes ging, sondern das gleichsam durch die Haut hineinbrannte und dort dem begegnete, was schwellend in ihm selber lag. Schon allein der Zornesklang traf ihn und schlug auf alte Schäden, daß sie aufgingen wie schlimme Geschwüre und man befreit aufatmete. So eine Stimme, die über alles dahinschallte, hatte Pelle auch damals gehabt, als er auf dem Felde war und die Kühe hütete. Er empfand das Bedürfnis, sich in einem Ruf Luft zu machen und das Ganze seiner Stimme untertan zu machen — er auch —. Ach, wer so reden könnte, donnernd und wieder milde wie die alten Propheten. Es gingen eigentümliche Kräfte aus von der dichtgedrängten Volksmenge, die dasselbe fühlte und dachte; es wirkte mit einem eigenen Gefühl von Kraft. Pelle war nicht mehr der arme elende Schustergesell, dem es schwer genug wurde, sich durchzuschlagen. Er stand hier und ward eins mit diesem großen Wesen, fühlte seine Kräfte in sich schwellen, wie der kleine Finger mit beiträgt zu der Kraft des ganzen Körpers. Eine blinde Gewißheit der Unüberwindlichkeit ging aus von diesem mächtigen Haufen, ein Ansporn, Sturm zu laufen. Seine Glieder schwollen, er ward zu einem ungeheuren gewichtigen Wesen, das nur vorwärtszutrampeln brauchte, um das Ganze niederzutreten. Es wimmelte in seinem Gehirn von Kräften, von unermeßlichen, unüberwindlichen Kräften!"

Wie anders am Schluß — und so auch mehrmals im Verlauf. Da wird einfach die wirkliche Rede abgedruckt! Es ist, als habe der Dichter ganz vergessen, was er dort doch so gut zu verstehen schien, daß der Eindruck einer solchen Rede von hundert und tausend Unwägbarkeiten abhängt, die man in einem Buche nicht zur Stelle schaffen kann. — (Auch den gerührten Schluß schenkte ich dem Verfasser gern.) Doch sei nochmals betont, daß diese Aussetzungen der Leistung gegenüber, die wirklich vorliegt, verschwinden.

Pelle zieht dreimal aus, um die Welt zu erobern, zuerst als Handwerker, der den bekannten goldenen Boden sucht, aber sehr Anderes findet. Dieser Auszug endet mit völliger Niederlage, dann als sozialdemokratischer Agitator, das endet mit einem Sieg, der doch für ihn selbst eine mehrjährige Gefängnisstrafe gebiert. Während er draußen mit den Arbeitern feiert, hält die Polizei Haussuchung bei ihm, um eine Handhabe gegen ihn zu finden, was ihr denn in irgend etwas Gleichgültigem, aus dem sich aber ein versuchtes Verbrechen konstruieren läßt, auch gelingt. Aber Pelle hat

Digitized by Google

bemerkt, daß er auch ohne den gewaltsamen Zusammenbruch diesen Sieg für die Vielen nur mit dem Verlust seines Heims hatte erkaufen können. Aus dem langen Zwangsnachdenken des Gefängnisses kehrt er, neu und besser ausgerüstet als zuvor, zu einem dritten Anlauf zurück. Zunächst freilich handelt es sich für ihn einfach darum, seine zerstörte Häuslichkeit aufzubauen. Das gelingt ihm; aber eben aus der Idee des Hauses wächst ihm eine neue soziale Idee, welche dazu bestimmt ist, die müde und schlaff gewordene „Bewegung", die sich in ein Hinaufrücken neuer Klassen ins Bürgertum und in ein vergrößertes Elend der Zurückgebliebenen zersetzt hat, von innen her zu erneuern: die Idee eines großen umfassenden Heims, das doch zugleich wieder jedem Einzelnen sein Heim zurückgeben soll, der Genossenschaft.

Ich würde, auch ganz abgesehen von der künstlerischen Leistung, die hier vorliegt und die ich, wie gesagt, als eine sehr große einschätze, um des außerordentlich lebendigen Bildes willen, das es von der sozialistischen Bewegung gibt, sehr zum Genuß dieses Buches raten. Denn gleichviel, wie wir im Einzelnen uns zu der Bewegung stellen, so scheint mir doch für das Verständnis eines so bedeutenden Stücks unseres öffentlichen und schließlich doch auch unseres geistigen Lebens nichts nötiger, als vor allem die Bewegung nicht immer nur im feindlichen, sondern erst einmal in ihrem eigenen Licht zu sehen. Was für Erlebnisse, Erfahrungen, Gedanken und Ideale stehen hinter ihr? A. Bonus.

Faust. Vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. Von Oskar Schade, weiland ordentlichem Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Königsberg. Herausgegeben von Rudolf Schade. Verlag Karl Curtius in Berlin 1912.

Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. Erster Band. Der Tragödie erster Teil. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1913.

In dem erstgenannten Buch hat ein Altmeister der Faustforschung, der vor wenig Jahren verstorbene Königsberger Professor Schade, es unternommen, die Geschichte der Faustsage und ihre vorgoethischen poetischen Formulierungen darzustellen. Es geschieht mit soviel natürlicher Frische, so lebhaftem menschlichem Interesse an dem scheinbar abliegenden und doch auch für uns noch so beziehungsreichen Stoff, daß auch der Nichtfachmann davon sich gern wird gewinnen lassen. Von dem Teufelsglauben, der sich mit Ueberbleibseln altgermanischen Heidentums verband, geht die Betrachtung aus; sie wendet sich dann der Theophilussage zu, für welche ein direkter Zusammenhang mit der Faustsage jedoch nicht angenommen wird. Der Verfasser legt Gewicht darauf, festzustellen, daß die erstere eine katholische Sage war, während die Faustsage, „im aufgehenden Protestantismus

Digitized by Google

erzeugt, rein protestantisch ist". Wenn letzteres eine Tatsache ist, so wird es zu einem interessanten Problem (worauf Schade nicht einzugehen Veranlassung hatte), warum Goethe die Faustsage ins Katholische übersetzt hat. Es ist das ja nicht etwa erst durch die Verklärungsszene am Schlusse geschehen, deren katholischen Charakter Vischer verständnislos gerügt hat, sondern die gesamte Gretchentragödie ist von Anfang an in die katholische Sphäre gerückt und von den Voraussetzungen katholischer Religiosität und Sittlichkeit abhängig. Aber freilich auch nur die Gretchentragödie! Fausts ursprüngliche Stellung und Tätigkeit als akademischer Lehrer läßt eher protestantische als katholische Züge erkennen. Die Art, wie Mephistopheles mit dem Schüler über das Theologiestudium verhandelt, läßt nur an die protestantische Theologie denken. Faust selbst, der doch „leider auch Theologie" studiert hat, ist ohne jede Beziehung zum katholischen Priestertum. Sobald aber die Gretchendichtung einsetzt, so gelangen wir in die katholische Welt. Selbst Mephistopheles wird da sozusagen katholisch; denn wenn er von der Kirche spricht, „die ganze Länder aufgefressen und sich doch niemals übergessen", so meint er natürlich die katholische Kirche, — und wenn er von den Pfaffen spricht, die Gretchen oder ihrer Mutter die Hölle heiß machen, so sind es natürlich katholische Geistliche. Wie kam Goethe darauf, gerade Goethe, in die katholische Welt hineinzudichten, während doch die beiden realen Mädchengestalten, die man allenfalls in Beziehung zu ihr setzen kann, das Frankfurter Gretchen und Friederike Brion, protestantisch waren? Man könnte zunächst an die poetische Einwirkung einer bestimmten Oertlichkeit denken: Goethe wollte eine „kleine Reichsstadt. Das Anmutige, Beschränkte des bürgerlichen Zustandes" darstellen; schwebte ihm vielleicht eine bestimmte katholische Reichsstadt vor, die er auf Reisen gesehen hatte? Jedenfalls führt der „Urfaust" den Helden mit Beginn seiner Weltfahrt aus der protestantischen in die katholische Umgebung hinüber, wie dies das kleine Momentbild zeigt: „Landstraße. Ein Kreuz am Wege." Allein mir würde eine solche Erklärung doch zu äußerlich scheinen. Ich möchte annehmen, daß aus der dichterisch und menschlich so tief erschütternden Konzeption des Gebetes zur Muttergottes (Ach neige, Du Schmerzensreiche) sich der katholische Charakter dieses ganzen Teils der Faustdichtung entfaltet hat. Eingewirkt hat darauf selbstredend der alte Kirchengesang des „Stabat mater dolorosa", und fügen wir dem hinzu, daß die Domszene durch einen zweiten altkirchlichen Hymnus, das „Dies irae", innerlich bedingt ist, so werden wir auf einen Einfluß altlateinischer kirchlicher Dichtung geführt, der den „protestantischen" Charakter der Faustsage verändert hat. Die Wendung von dem „Schwert, das durch die Seele geht", findet sich bei Goethe schon in einem Brief an Herder vom Juli 1772, und wieder an Sophie La Roche im September 1775.

Doch kehren wir zu Schades Darstellung zurück! Sie wendet sich dem historischen Faust zu, dann der allmählich sich an ihn anknüpfenden und bald sein wirkliches Bild gänzlich umspinnenden Sagendichtung: dann

Digitized by Google

dem ältesten Faustbuch und der weiteren Entwicklung dieser Literatur bis auf den „Christlich Meinenden" von 1725. Auch einige Seitenzweige der Sage, besonders ein niederländischer, werden betrachtet, und das seltsame Totengespräch zwischen Faust und dem gleichfalls als Teufelsbündler berüchtigten Marschall von Luxemburg (1733).

Ausführlich, mit tiefer poetischer und literarhistorischer Würdigung wird die Fausttragödie von Marlowe behandelt. Sie ist für uns so wichtig, weil sie zum erstenmal erkennen läßt, wie die rohe und geistlose Erzählung des ältesten Faustbuchs auf einen genialen Dichter als eine plötzliche Befruchtung und Erhebung seiner Phantasie wirkte, so daß er dem überlieferten Stoff eine ganz neue Würde und Bedeutung verlieh. Marlowe muß das Spießsche Faustbuch von 1587 sogleich nach seinem Erscheinen — wir wissen nicht wie — kennen gelernt und davon einen überwältigenden Eindruck erhalten haben! Sein Drama hat offenbar (durch Vermittlung der englischen Komödiantentruppen) den Anstoß gegeben zur Entstehung der deutschen Volksdramen und in allmählichem Herabgleiten auch zu den Puppenspielen vom Doktor Faust.

Mit diesen Volksdramen hat Schade schon in einer früheren Arbeit sich eingehend beschäftigt, und er widmet sich auch hier diesem Gegenstand mit besonderer Vorliebe, die Spürsinn und Feinsinn vereinigt. — Er gelangt zu dem interessanten Versuch, einen Urtypus des Volksdramas (um uns eines Goetheschen Ausdrucks zu bedienen) aus den verschiedenen uns vorliegenden späteren Formen aufzubauen. Man wird diesem Versuch mit einiger Vorsicht folgen, man wird sich ferner sagen müssen, daß die ganze posthume Arbeit Schades im einzelnen mit den Resultaten der neuesten Forschung verglichen werden muß, — aber man wird an der lebendigen und frisch zugreifenden Erfassung des weitschichtigen Stoffs seine aufrichtige Freude haben dürfen.

Das Buch von Traumann verfolgt den Zweck, sowohl dem „Fachgelehrten wie dem gebildeten Laien" eine Erklärung der Faustdichtung zu geben, „das heißt den Sinn und die tieferen Gedankenzusammenhänge aufzudecken". Obgleich sich durchaus erkennen läßt, daß der Verfasser selbständig gearbeitet hat, so wird man doch sagen dürfen, daß er seine Absicht mehr im Hinblick auf den Laien verwirklicht hat; denn für den Fachmann bietet das Buch zuviel Bekanntes, worunter das einzelne Neue und Selbständige sich verbirgt. In der ausführlich gegebenen Entstehungsgeschichte hebt sich die Betrachtung des „römischen Plans" und der sich unmittelbar daran anschließenden dichterischen Tätigkeit als originell hervor, indem Traumann dieser Phase der Faustdichtung, wie mir scheint mit Recht, größere Bedeutung einräumt als manche andere Forscher. Die Erklärung des ersten Teils ist geschmackvoll und klar geschrieben, — für meine Empfindung in etwas zu gleichmäßig warmer und wohltuender Redeweise, ähnlich der Goethe- und der Schillerbiographie des Beckschen Verlages; doch hat die Erfahrung ja gezeigt, daß diese Darstellungsart einem sehr großen

Digitized by Google

Leserkreis zusagt. Anzuerkennen ist aber, daß Traumann sich von Künstelei und Willkür durchaus fernhält und einfach die Intentionen des Dichters zu erfassen sucht. Auch die nicht mehr haltbaren Aufstellungen seines Lehrers Kuno Fischer hat er entschlossen beiseite geworfen; es wäre zu wünschen, daß auch die Jünger Theodor Vischers diesem Beispiel folgten!

Im ganzen ist die umschreibende Wiedergabe des Inhalts allzu ausführlich geworden; der Verfasser bringt durch diese Breite seine eigenen glücklichen Beobachtungen und Bemerkungen um einen Teil ihrer Eindringlichkeit. Sehr treffend sind die kurzen Sätze, die Fausts Verschwinden aus der Kerkerszene und sein Hinausstürmen zu neuen Erlebnissen beleuchten. „Wird das grausige Erlebnis in ihm nachwirken? Auch ihn läutern und klären? Diese Frage stellen, hieße Faust mit dem Maße Gretchens und anderer Sterblicher messen. Darum wird der Dichter kraft seines Faust-Rechtes, das ihm sein hoher Freund einst zugestanden hatte, alsbald wieder das Mysterium wirken lassen. Faust kann und darf nicht beharren, auch nicht in Schmerz und Reue. Im Weiterschreiten muß er Qual und Glück finden?“

Der in Aussicht gestellten Erklärung des zweiten Teils ist dieselbe Sachlichkeit und Unbefangenheit, aber größere Kürze und Prägnanz als dem vorliegenden Bande zu wünschen.

Stuttgart. O. Harnack.

Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Schweizerroman von Adolf Frey. Stuttgart, Cotta, 1813. 391 Seiten, geb. 6 Mk.

Diese wundervolle Gabe kommt nicht überraschend. Wer Adolf Freys prächtige Gedichte kennt*), der weiß es längst, daß auf dem Lehrstuhl der Literaturgeschichte an der Universität Zürich ein echter Dichter steht, voll Tiefe und Leidenschaft. Und daß dessen poetische Stärke sich mit ganzer Liebe auf das Epische und Historische richtet, schloß gewiß schon mancher aus der Eigenart dieser Lieder. Ist es doch ihr hervorstechender Zug, wie sie in kraftvollen Balladen und ganzen Zyklen das Heldentum der alten Schweizer singen, ihre derben, urwüchsigen Gestalten zeichnen, gestählt in den wilden Schlachten der Habsburger- und Burgunderkämpfe, ihre Lust am Draufgehen und Raufen, aber auch am Plündern, Morden und Brennen.

Ein Heldenbuch ist auch der große historische Roman des Dichters und eine Heldin im wahrsten Sinne des Wortes Katharina, das Edelfräulein aus altem Berner Geschlecht, die „Jungfer von Wattenwil“. In blühender Frische geht ihr Leben auf, sie ist eine Reiterin und Jägerin, manchem Edelherrn zum Trotz und doch kein übles Mannweib, sondern ein Geschöpf voll echt frauenhaften Gefühls, dessen Lebensglück mit dem Augenblick zerbrochen ist, wo ihm die harten Menschen den Herzgeliebten entreißen. Aber doch ein Weib mit einer unendlich starken Seele, die Großes zu wollen und Schwereres zu ertragen vermag, ein Weib, das, nach-

*) Leipzig — Hässel. II. Aufl. 1908. 356 S., geb. 6 Mk.

Digitized by Google

dem ihm das Leben alles genommen hat, allein durch Seelengröße seine Feinde besiegt und sich den versöhnenden und heiteren Ausgang des Daseins erkämpft. Dieses starke Weib mit seiner herzerfrischenden Gesundheit dem schwächlichen Geschlecht unseres Zeitalters als ein Vorbild vorgestellt zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Dichters.

Und wie meisterhaft ist es geschehen! Der historische Roman wird uns heut oft unerträglich durch sein Ueberhäuftsein mit kulturhistorischen Dingen, deren breite Ausmalung den Gang der Handlung unliebsam unterbricht und durch die altertümelnde Sprache, die keineswegs eigenartig und kräftig wirkt, sondern allzuleicht in oberflächliche Manier verfällt. Nichts von alledem bei Frey. Er weiß die alten Zeiten lebendig zu machen, ohne daß ihr historisches Beiwerk uns unangenehm auf die Nerven fiele. So eng ist es mit der Handlung verknüpft, daß wir es mühelos mit ihr aufnehmen. Stil und Sprache halten sich fern von den gerügten Mängeln, sind überall der jeweiligen Situation angepaßt, mit origineller Kraft und vollendetem Geschmack behandelt und dienen glücklich der glänzenden Charakterisierung.

Aus des Dichters Lyrik kennen wir seine farbenreiche Kunst der Landschaftsschilderung. Sie feiert hier neue Triumphe. Und sein sonniger, feiner Humor kommt zu prächtiger Wirkung. Da vermeinen wir Amor selber kichern zu hören in der köstlichen Liebesszene zwischen Katharina und Viktor von Dießbach, empfinden stille Freude an der aufrechten, heitern Art des alten Deutschseckelmeisters, lachen breit und behaglich über den sonderbaren Transport des Schneiders Nyffenegger vor die Schranken des Gerichts und fühlen den schneidenden Hohn, der die gemeine Frömmelei des lüsternen Fetscherin nach Verdienst geißelt.

Um es kurz zu machen: von einem Professor der Literaturgeschichte und der deutschen Sprache durfte man füglich ein feines, gutes, geschmackvolles Buch erwarten. Adolf Freys historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert ist aber viel mehr. Ein hochbedeutendes, kerngesundes Kunstwerk, dabei spannend von der ersten bis zur letzten Seite, gehört es zum Besten, was die Gegenwart hervorbrachte und zum Bleibenden, was die Schweiz überhaupt dem deutschen Sprachtum schenkte. Der Roman kann aufs wärmste empfohlen werden, auch für unsere heranwachsenden Söhne und Töchter.

Dr. Knippel.

Martin Andersen Nexö. Die Küste der Kindheit. Novellen. Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Albert Langen. München.

Nach dem hübschen Titel erwarten wir Kindheitserinnerungen, die ja nicht immer rosenrot sein können, über deren Härten aber doch der Dichtung Schleier gebreitet ist, der das Wehen banger Erdgefühle zum Schweigen bringt; man wird aber selten einem Buche begegnen, das so quälende Eindrücke hinterläßt, wie Nexös Küste der Kindheit. In Deutschland will

Digitized by Google

man längst nichts mehr wissen von der Schilderung des grauen Elends und will von anderem Leid hören als dem durch Hunger und Roheit verursachten; aber in der nordischen Literatur scheint die Sturmflut des Naturalismus noch immer nicht abzuflauen, und begabte Schriftsteller, wie Nexö zweifellos einer ist, scheinen es noch immer für ihre Aufgabe zu halten, uns das Leben möglichst zu verekeln, anstatt in uns den Glauben an den weisheitsvollen Zusammenhang alle Dinge zu stärken, der uns das Leid der Welt erträglich macht. Der Schauplatz der vorliegenden Erzählungen ist die Ostküste von Bornholm. Die Schilderung der dortigen Zustände mag im allgemeinen richtig sein, aber es fehlt ihnen alles Versöhnliche, da der Verfasser nicht die Gabe besitzt, sie humoristisch zu beleuchten; man vernimmt auch nirgends den Schrei der Sehnsucht, der aus der Tiefe der Volksseele aufsteigt, nach Licht, nach Recht, nach Glück, seine Menschen vertieren meist in der Not des Lebens und kennen keinen anderen Tröster mehr als den Branntwein. Man lese nur die Geschichte mit dem irreführenden Titel „Das Paradies". Ein junges, schaffensfreudiges Ehepaar kauft sich ein Stück Land. Er trinkt nicht und raucht nicht und arbeitet mit seiner fleißigen Frau zusammen vom ersten Dämmern des Tages bis in die sinkende Nacht. Sie kommen auch ganz gut vorwärts und können sich bereits zwei Pferde halten. Da wird der Mann durch einen Unglücksfall auf längere Zeit arbeitsunfähig, die Wirtschaft geht zurück und er verwandelt sich in einen Teufel von Trunkenbold, der seine einst so tüchtige Frau, die zu einer beständig Zucker lutschenden, gehässigen Klatschbase wird, beinahe tot prügelt. Entspricht solch eine Veränderung nach jahrelanger Bravheit Erfahrungen des Verfassers und hält er solch einen Einzelfall, wenn er ihn an der Küste seiner Kindheit erlebt hat, für typisch? Und wenn er ihn für typisch hält, was frommt es uns, ihn kennen zu lernen? Das l'art pour l'art-Prinzip, dem der Inhalt nichts und die Form alles gilt, hat in Deutschland nur noch wenig Anhänger. Die Kunst Nexös, die Menschen, von denen er erzählt, und alles Zuständliche, das sie umgibt, mit greifbarer Deutlichkeit vor uns hinzustellen, kann uns nicht dafür entschädigen, daß er uns fast ausschließlich zeigt, wie tief der Mensch sinken und wie grausam er sein kann. Die Geschichte von dem armen Idioten, der ein fröhlicher, übermütiger Steuermann gewesen ist und in einer Sturmnacht durch Heldenmut und Pflichttreue Schiff und Mannschaft gerettet hat, dann aber, durch einen stürzenden Mast, der seinen Kopf getroffen hat, blödsinnig geworden, unversorgt in die Heimat zurückbefördert wird und sich dort, ein Gespött der Jugend, langsam zu Tode trinkt, ist das Erbarmungsloseste, das man lesen kann. Nur in der letzten Geschichte des 137 Seiten umfassenden Bandes „König für einen Tag" kommt ein Arbeiter vor, der seines Lebens froh wird und sich dessen Widerwärtigkeiten nicht anfechten läßt. In Dänemark mag der gute Name des Verfassers hinreichen, ihm zahlreiche Leser zu verschaffen, in Deutschland wird er sie schwerlich finden. M. Fuhrmann.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Das Schicksal der ungarischen Wahlreform. — Der Völkerstreit in Ungarn und die Deutschen in Oesterreich.

Mit überraschender Geräuschlosigkeit ist der Entwurf für ein neues ungarisches Wahlrecht Gesetz geworden. Die magyarischen Oppositionsparteien ließen sich mit Duldermiene vergewaltigen und begnügten sich, als die Vorlage Gesetzeskraft erhielt, mit einigen papiernen Protesten, die niemandem wehe taten und niemand aufregten. Es war eben ein abgekartetes Spiel und es gelang darum sehr bald, die für Freiheit und Recht kämpfenden achtundvierziger Löwen zu besänftigen, als man sie davon überzeugt hatte, daß durch eine sachgemäße Anwendung des neuen Wahlrechts die nichtmagyarischen Nationalitäten aufs schwerste geschädigt würden. Die Sozialdemokraten ließen schon mehr von sich hören; ihr leidenschaftlicher und doch besonnener Widerspruch klang echt und gab die Gewähr dafür, daß der Kampf gegen diese üble Reform nicht aufgegeben sei, daß vielmehr das politische Leben der nächsten Zukunft in Ungarn seinen wesentlichen Inhalt hauptsächlich durch den Kampf um die Erweiterung des Wahlrechtes und um die Bürgschaften für dessen ungestörte Ausübung erhalten würde. Für den gegenwärtigen Kampf war die ungarische Sozialdemokratie offenbar noch nicht ausreichend gerüstet; sie hat sich über ihre eigene Kraft getäuscht und hat bei dieser Gelegenheit gelernt, in welcher Richtung sie ihre Organisation ausbauen müsse, wenn sie bei dem vollständigen Mangel eines ungarischen Vereinsgesetzes den augenblicklichen Inhabern der Macht auch nur einigermaßen die Spitze bieten soll.

Auf gewisse Schwierigkeiten scheint die Sanktionierung der Wahlrechtsvorlage durch den Kaiser gestoßen zu haben. Man nimmt an, daß der Thronfolger, der über die Nationalitätenverhältnisse in Ungarn sehr genau unterrichtet ist, — was vom Kaiser nicht gerade behauptet werden kann, weil er sich über die ungarischen Verhältnisse grundsätzlich nur durch Magyaren informieren läßt, — sich bemüht habe, die Sanktionierung zu verhindern; ihre Versagung aber hätte in solch starkem Widerspruch mit der Haltung des Kaisers in diesen Fragen während seiner ganzen 65jährigen Regierungszeit gestanden, daß man die Genehmigung dieses

Digitized by Google

Gesetzentwurfes füglich als Ausfluß einer durch ihr Alter nahezu geheiligten Tradition dynastisch-persönlicher Natur betrachtete. Man tröstet sich in weiten Kreisen mit dem Gedanken, daß über kurz oder lang, wenn diese Tradition ihren natürlichen Abschluß findet, ohnehin ganz neue Rechnung gemacht werden müsse. Inzwischen bereitet man sich für die neue Aera durch die innere politische Erziehung der breiteren Volksmassen vor.

Der Führer der Achtundvierziger, Julius von Justh, äußerte sich über das neue Wahlgesetz folgendermaßen: „Es hat sich abermals die Zahl jener Schöpfungen um eine vermehrt, die, wenn einmal geregelte politische Verhältnisse eingetreten sein werden, aus der Landesgesetzsammlung gestrichen werden müssen, weil sie regelwidrig zustande gekommen sind." Und Graf Apponyi, der sich neuerdings wieder bemüht, ein regierungsfähiges Kossuthistenprogramm auszuklügeln, sagte über die Sanktionierung der Wahlrechtsvorlage: „Das ist eine irrelevante Sache. Wir haben nie daran gezweifelt, daß der Wahlrechtsentwurf sanktioniert werden wird, ja wir haben im vorhinein angekündigt, daß wir im Interesse seiner Abänderung den intensivsten Kampf mit vollster Energie führen werden." Auch der frühere Wahlrechtsminister Kristoffy erklärt, „daß das neue Wahlrechtsgesetz niemals ein lebendiges Gesetz werden wird", — und so finden sich die verschiedensten Leute in dem einen Glauben, daß diese gesetzgeberische Schöpfung nicht für die Dauer sei. Auch unter den Siebenbürger Sachsen begrüßt man sie mit sehr geteilten Gefühlen; die Bemühung ihrer Abgeordneten, günstigere Bestimmungen durchzusetzen, sind in der Hauptsache vollständig gescheitert: die Beseitigung des Paragraphen, der politisch bestrafte Staatsbürger politisch mundtot machen will, ist nicht gelungen, und diese Bestimmung setzt die Gewalthaber jederzeit in den Stand, Persönlichkeiten, die ihr nicht genehm sind, mit Hilfe der in patriotischen Angelegenheiten stets richtig funktionierenden ungarischen Justiz vom Parlament fernzuhalten. In Zukunft wird also die ungarische Regierung auch den Sachsen gegenüber stets in der Lage sein, nur solche Individuen an den Freuden der Gesetzgebung teilnehmen zu lassen, die des ausgesprochenen und dauernden Wohlwollens dieser Regierung sich würdig erweisen.

Der sächsische Abgeordnete Brandsch hat sich im Reichstag mit Nachdruck für die allgemeine Einführung der geheimen Abstimmung eingesetzt, natürlich ohne Erfolg, denn an dem Tage, wo in ganz Ungarn einmal über das herrschende politische System geheim, das heißt ohne Nachhilfe der Notäre, Stuhlrichter und Gendarmen, abgestimmt werden dürfte, würde es offenbar, daß jenes System auf einer einzigen großen Lüge aufgebaut ist, weil seine Träger eine ganz verschwindende Minderheit der ungarischen Staatsbürger darstellen. Man will deshalb jetzt auch die dörflichen Notariate verstaatlichen, um der Regierung den entsprechenden Einfluß auf die neuen Wählermassen urkundlich zu sichern. Selbst das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt", das Organ der offiziellen sächsischen Politik, die sich auf das Dogma von der magyarisch-sächsischen Interessengemeinschaft aufbaut, macht

Digitized by Google

Front gegen diesen angekündigten Gesetzentwurf. „Es wird gut sein", so heißt es in dem Hermannstädter Blatt, „unzweideutig zu erklären, daß wir dafür nicht zu haben sind, weil wir damit das beste Stück unserer Vergangenheit, aber auch unserer Art, die uns durch Selbstverwaltung zu dem geworden ist, was sie ist, aufgäben; entreißt man uns auch dieses Stück unserer Selbständigkeit und Unabhängigkeit, so wird wieder viel fruchtbarer Boden unserer Volkskultur hinweggeschwemmt — und da verlohnt es sich doch wohl, rechtzeitig an kraftvolle Schutz- und Abwehr zu denken." In demselben Aufsatz der genannten Zeitung wird auf die beachtenswerte Tatsache aufmerksam gemacht, daß in Kronstadt im letzten Jahrzehnt sich das Magyarentum um rund 4000 Seelen, das sind 25%, vermehrt hat und daß man daraus nichts anderes herauslesen kann, als einen zielbewußt geleiteten Ansturm der Magyarisierung auf diese alte Sachsenstadt, denn in den 25%, um die sich das Magyarentum in 10 Jahren vermehrt hat, steckt, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, nicht natürliche Vermehrung, sondern es sind eben die mit allen Mitteln nationalpolitischer Kriegskunst und mit ausgiebiger Regierungshilfe herangezogenen Truppen, die Kronstadt das Geschick des magyarisierten Klausenburg bereiten sollen.

Aber auch die offene Deutschenhetze wird in Ungarn wieder munter betrieben. So ist eben der Herausgeber der „Südbatschkaer Zeitung" wegen angeblicher Verleitung zur Auswanderung zu sechs Monaten Gefängnis und 1000 Kronen Geldstrafe verurteilt worden, weil er den Brief eines nach Amerika ausgewanderten südungarischen Schwaben veröffentlichte, worin dieser erzählte, wie er sich drüben eine Existenz geschaffen habe und daran die folgende Bemerkung knüpfte: „Hier ist noch jetzt sehr günstige Gelegenheit zum Ankauf solcher Güter geboten und ich bin bereit, jedem Landsmann, der sich dafür interessiert, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und ihm die besten Auskünfte zu erteilen. So Gott uns das Leben schenkt, wollen wir in vier bis fünf Jahren wieder heimkehren." Solche Aeußerung wird also in Ungarn mit sechs Monaten Gefängnis und 1000 Kronen bestraft!

Recht erfreulich ist es, daß endlich einmal auch die katholische Kirche sich ihrer Verpflichtung gegen ihre deutschen Gläubigen erinnert. Den ersten Anfang damit hat im vorigen Monat eine deutsche Dorfgemeinde in der Nähe von Arad gemacht; der dortige katholische Pfarrer hat eine Bewegung eingeleitet, um eine konfessionelle Schule mit deutscher Unterrichtssprache zu errichten, und in kürzester Zeit spendeten die schwäbischen Bauern der kleinen Gemeinde 20 000 Kronen zu diesem Zweck. Wer da weiß, wie schwer der Bauer zu Opfern solcher Art zu haben ist und wie sehr gerade der deutsche Bauer im außersiebenbürgischen Ungarn sich solcher Opfer entwöhnt hat, der wird es begreifen, daß die Tat dieser braven Männer als außerordentlicher Erfolg der deutschen Bewegung in Ungarn bewertet wird, denn die Bewegung kann, wenn sie allgemein an diesem Punkt fest einsetzt, überhaupt in ein ganz neues Stadium eintreten.

Digitized by Google

Kein Augenblick wäre für die katholische Kirche günstiger, um eine Aenderung ihrer Taktik in diesem Punkt nach außen zu rechtfertigen, als gerade der gegenwärtige. Der Hexensabbat auf dem Balkan scheint die Magyaren tatsächlich, wenn auch vorläufig nur theoretisch, zum Bewußtsein der Wahrheit gebracht zu haben, daß sie in Europa, wo sie sprachlich ganz und gar isoliert sind, auch politisch mutterseelenallein stehen, wenn sie keinen Rückhalt an den Deutschen finden. Im berüchtigtesten magyarischen Chauvinistenblatt, dem „Budapesti Hirlap", konnte man vor einigen Tagen lesen: „Die Zeit hat ein Ende, die den Feind des Magyaren im Deutschen sah, neue Zeiten haben neue Feinde geschaffen, und die alten Feinde müssen, ihren Herzschlag gegenseitig beachtend, Schutzmauern bauen gegen die neuen Feinde." Im magyarischen Lager scheint demnach Deutsch plötzlich Trumpf zu werden; wenn freilich der Magyare nun gerade die Deutschen in Ungarn aus jener großen deutsch-magyarischen Interessengemeinschaft praktisch ausschließen will, so mögen nur diejenigen, die von Natur und Rechts wegen und auch um ihrer selbst willen berufen und verpflichtet sind, über dem Deutschtum in Ungarn ihre Hand zu halten, den Magyaren verständlich machen, daß sie auf einen so ungleichen Handel nicht eingehen.

Uebrigens bedeutet auch die antislawische innere Politik der Magyaren durchaus nicht etwa ohne weiteres eine Förderung der deutschen Interessen: letzthin wurden in Ofenpest wieder einige magyarische Lehranstalten von slowakischen jungen Leuten gesäubert, weil sie, entgegen der geistvollen Schulordnung, wie sie auch gegen deutsche Schüler und Schülerinnen seit Jahrzehnten gehandhabt wird, slowakische Bücher gelesen und slowakisch gesprochen hatten. Den Jünglingen bekam aber die Luftveränderung sehr gut, denn sie wurden durch Vermittlung der „tschechoslawischen Vereinigung" in Prag in tschechischen Anstalten untergebracht. Sehr verständig werden aus diesem Vorgang in den Wiener „Nachrichten aus Oesterreich-Ungarn, Rumänien und den Balkanländern" die nächstliegenden Folgerungen gezogen: „Die Unterdrückung der Slowaken durch die Magyaren hat es dahin gebracht, daß die Angleichung an die Tschechen immer stärker fortschreitet, da die tschechischen Anstalten den Slowaken die einzige Möglichkeit geben, zu einer höheren Bildung zu gelangen. Dadurch wird bewirkt, daß das tschechische Volk, das allmählich auch die Schäden einer höheren Kultur zu fühlen bekommt und dessen Volksvermehrung schon stark im Rückgang begriffen ist, aus dem slowakischen Reservoir neuen Zufluß erhält und sich dadurch natürlich den Deutschen gegenüber stärkt." Noch vor einem Jahrzehnt hat mir ein slowakisches Mitglied des ungarischen Reichstages versichert, daß die Slowaken es nahezu ausschließlich der magyarischen Politik zu danken haben, wenn sie sich heute als Volksindividualität fühlen, die sich ihrer nahen Verwandtschaft mit größeren Volksgemeinschaften bewußt geworden ist, weil eben die magyarische Verfolgung die slowakische Intelligenz nötigte, ihre Kinder außer Landes zu schicken und auf diese Weise ihre intimsten slawischen Verwandten zu entdecken, sie schätzen und lieben zu lernen.

Digitized by Google

Ungarn ist eben ein Nationalitätenstaat und kann nur als solcher eine Zukunft haben, muß darum auch in entsprechenden Formen regiert werden. Der deutsche Absolutismus hat hier seinerzeit Fiasko gemacht, der magyarische Absolutismus, der sich in das Gewand der nationalen Parlamentsoberhoheit hüllt, hat innerlich schon jetzt vollständig abgewirtschaftet, äußerlich fristet er noch ein kümmerliches Dasein, aber der nächste Windstoß kann ihn zusammenschmeißen. Eine Ahnung von solcher Gefahr werden auch die Inhaber dieser Scheingewalt bekommen haben, als die Veränderungen auf dem Balkan sie so unmittelbar und anschaulich an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe erinnerten, — daher die Besinnung auf den Deutschen, die Entdeckung, daß der Deutsche also doch nicht „ein Hundsfott ist". Wenn nun in Wien, bei den Deutschen Oesterreichs, solche Entdeckung angenehm berührt, so ist das rein menschlich zu verstehen, aber die Wiener Freunde müssen doch vor der Ueberschwänglichkeit und Plötzlichkeit ihrer eigenen Gefühle gewarnt werden; es wäre recht töricht, wenn die Deutschen Oesterreichs glaubten, sie haben ganz Ungarn für sich, wenn sie mit dem Magyarentum, vielmehr mit der kleinen jetzt herrschenden Kaste des magyarischen Volkes einen — übrigens auch wenig inhaltreichen — Separatfrieden schlössen. Im Gegenteil, ein solcher Frieden, der keine Rücksicht auf die anderen großen Volksbestandteile in Ungarn nähme, würde den Deutschen, und nicht nur denen in Oesterreich, sondern auch denen im Reich hier, genau soviel bittere Feindschaften einbringen, als es in Ungarn Völker gibt, die mit stets sich steigernder Spannung auf den Moment warten, wo im Lande der Pußta und der Karpathen der unerträglichen Oligarchie von heute ein Ende bereitet wird. Das Einzige, was die Deutschen in Oesterreich bei solchem Separatfrieden noch machen können, ist: die Opferung der Deutschen in Ungarn. Und auch dazu ist es jetzt zu spät: sie lassen sich nicht mehr opfern, denn sie lernen es mehr und mehr, daß es, zumal in Ungarn, wohl eine verantwortungsvolle Sache und doch gerade deshalb und gerade hier eine Freude ist und ein Stolz, ein Deutscher zu sein!

22. 5. Lutz Korodi.

Die Weltlage im Zeitpunkt der Berliner Feste.

Der Rückfall Europas in die Furcht vor einem allgemeinen Kriege ist wieder verschwunden, nachdem der König von Montenegro Skutari zugunsten der Albanesen aufgegeben hat. Die Krisis war kurz aber sehr heftig. Oesterreich stand unmittelbar vor dem Einmarsch in Montenegro und Nordalbanien, Italien wäre vermittelst einer Landung in Valona den Oesterreichern auf dem Fuße gefolgt und hätte die toskischen Bezirke Albaniens besetzt, wie die Habsburgische Monarchie die der Ghegen. Eine dem Frieden des Weltteils so gefährliche Wendung der Dinge zu provozieren, würde

Digitized by Google

König Nikolaus sich nicht gescheut haben, wenn er den Zaren hinter sich gehabt hätte. Denn Montenegriner, Serben und Bulgaren sind überzeugt, daß bei einer internationalen Feuersbrunst nicht ihre Staaten es sind, welche verbrennen werden. Glücklicherweise beharrte das Kabinett von Petersburg bei den friedlichen Intentionen, welche das Communiqué des Ministers Sasonow vor kurzem verkündet hatte und versagte dem Entschluß des montenegrinischen Fürsten, in dem eroberten Skutari zu bleiben, jede direkte und indirekte Ermutigung. Welche verhängnisvollen Folgen für den Fall zutage zu treten drohten, daß man sich an der Newa schützend vor Montenegro stellte, schildert die Nummer der Revue des deux mondes vom 1. Mai mit folgenden beinahe lapidar zu nennenden Sätzen: „Wenn Rußland sich der Zuteilung Skutaris (an Albanien) widersetzt hätte, würde Frankreich den Gesichtspunkt seines Interesses an der Allianz als den entscheidenden angesehen haben und wahrscheinlich dem Zarenreich beigetreten sein. Es ist anzunehmen, daß England sich gleichfalls nicht von der Tripelentente abgesondert haben würde, um seine Kundgebungen mit denen des Dreibundes zu vereinigen. Aber welche Verantwortlichkeit würde dann Rußland getragen haben! Der Krieg, und zwar ein Krieg von unberechenbarer Ausdehnung, drohte der Situation zu entspringen, welche russischerseits so geschaffen worden wäre. Rußland hat es begriffen; man kann ihm dafür nicht dankbar genug sein. . ."

Daß England in einem Kriege, welcher der orientalischen Frage entsprang, den Russen und Franzosen gegen den Dreibund zu Hilfe gekommen wäre, ist vielleicht nicht ganz so ausgemacht, wie es der führenden französischen Monatsschrift erscheint. Jedenfalls ist nicht nur Nikolaus II, nachdem er sich stärker gezeigt hat als die Kriegspartei unter seinen getreuen Untertanen, zur Hochzeitsfeier nach Berlin gekommen, sondern auch Georg V. Ein neues Abkommen über die Bagdadbahn steht zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien bevor. In die zuletzt berührte Materie selber soll hier nicht eher eingegangen werden, als bis bestimmte Details vorliegen. Genug, daß Folgendes feststeht. Der Balkankrieg hat nicht nur nicht die Tripelentente zur Tripelallianz konsolidiert, sondern jene eher gelockert. Zwischen den Reisen der Lords Haldane und Morley nach Berlin ist wenig mehr als ein Jahr verstrichen. Innerhalb dieses kurzen Zeitraumes ist, von einem scharfen Rückschlag im vorigen Sommer abgesehen, Symptom nach Symptom hervorgetreten. um zu beweisen, daß die deutsch-englischen Beziehungen, welche 1911, zur Zeit der Affäre von Agadir, noch so schlecht waren, nach dem Angriff der Italiener auf das morsche osmanische Reich eine ganz andere Gestalt angenommen haben.

Sehr charakteristisch für die Wendung zum Besseren, welche das Verhältnis zwischen Deutschland und England allmählich erfahren hat, waren die beiden Etatsreden des britischen Marineministers Sir Winston Churchill vom März 1912 und März 1913. Die Engländer haben aufgehört, sich vor Deutschlands maritimen Rüstungen sonderlich zu fürchten. Sie be-

Digitized by Google

rechnen*), im Jahre 1898, vor dem Beginn des Wettrüstens, habe die englische Schlachtflotte eine Gefechtsstärke von etwa 220 Points gegen 100 auf deutscher Seite gehabt**). Heute sei das Verhältnis 190:100***), und im Jahre 1920 werde dank den Ueberdreadnoughts, welche die Kolonien schenkten, die britische Zahl wieder über 200 sein†). Wären diese bescheidenen Kurven wirklich die Milliarden wert, welche man deutscherseits verbaut habe?

Solange sich die britische Nation in solcher beruhigten Stimmung befindet, wird sie sich wohl nicht von dem zweifelhaften russischen Freunde für eine Koalition gegen den Dreibund gewinnen lassen, nur um bei dieser Gelegenheit präventiverweise die aufblühende deutsche Flotte zu vernichten. Vielmehr dürfte England in seiner gegenwärtigen Lage seinen Vorteil darin suchen, daß es sich bei allen Streitigkeiten zwischen Zweibund und Dreibund, welche die Fortdauer der orientalischen Krisis noch hervorrufen mag, zum Zünglein an der Wage zu machen versteht. Spricht man doch davon, daß langjährige englische Bestrebungen, im nordöstlichen Arabien und an der persischen Küste Protektorate zu errichten im Zusammenhang mit den schwebenden Unterhandlungen über die Bagdadbahn nunmehr ans Ziel gelangen werden.

England glaubt im übrigen auch einen militärischen Grund zu haben, um eine Förderung seiner Interessen durch friedliches Einverständnis mit Deutschland einem Kriege gegen diese Macht vorzuziehen. Die Engländer haben erkannt, daß das Luftschiff eine wichtige Hilfswaffe für den Seekrieg geworden ist. Es ist töricht, wenn das britische Publikum schon jetzt mitten im Frieden deutsche Luftkreuzer über den Häfen des Inselreichs manövrieren sieht, aber ein richtiger Instinkt sagt der englischen Nation, daß hier eine Gefahr für ihre Seeherrschaft versteckt liegt. Zwar sind die Luftschiffe wahrscheinlich nur als Hilfswaffe anzusehen, welche die kriegerische Entscheidung nicht bringen, sondern nur vorbereiten kann, wie auch, im Gegensatz zu den umlaufenden starken Uebertreibungen, der in diesem Heft veröffentlichte Aufsatz des Herrn Generals von Beseler wieder ausführt. Aber auch die Unterseeboote, deren kriegerische Mächtigkeit man seinerzeit ebenso übertrieben hat, wie gegenwärtig die der Luftschiffe, sind in Wahrheit nur eine Hilfswaffe, und dennoch, was wäre eine Flotte heute ohne Unterseeboote? Mit diesen, so wird in „Fortnightly Review“ ausgeführt, sei es

*) Mainummer von „Fortnightly Review“ Excubitor „Sea and air command“. Dazu die Flugschrift des Colonel Hanna, welche ich Jahrgang 1912, Band 150 Seite 557 dieser Zeitschrift besprochen habe.

**) 33 Schlachtschiffe Englands gegen 16 Deutschlands. Zu den englischen Schlachtschiffen muß behufs Ermittlung der Gefechtsstärke ein Zuschlag gemacht werden wegen ihrer überlegenen Größe und Artillerie.

***) 62 britische Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer gegen 36 deutsche. Zu der britischen Schlachtflotte ein Zuschlag von 10 Prozent. Vgl. die in der obigen Anmerkung zitierte Pol. Korr. im 150. Band der Preuß. Jahrb.

†) 45 englische Ueberdreadnoughts gegen 24 deutsche. Zu jenen ein 10prozentiger Zuschlag.

Digitized by Google

vor einem Dezennium England genau so gegangen wie heute mit den Luftkreuzern. Damals wären in Frankreich schon große Geschwader von Unterseebooten im Dienst gewesen, während Großbritannien, dessen Schiffsbaumeister in der Konstruktion kolossaler Schlachtschiffe unerreicht seien, auf jenem anderen Felde technisch vollkommen überflügelt dagestanden und kein einziges Fahrzeug der genannten neuen Waffengattung besessen hätte. Heute habe die britische Technik ihre Unterlassungssünde vollkommen wieder gut gemacht, und England habe die zahlreichsten wie auch leistungsfähigsten Unterseebote.

Leider jedoch, so fährt der sehr sachkundige Anonymus Excubitor in der genannten britischen Revue fort, wiederhole sich jener Vorgang in bezug auf die Luftdreadnoughts: „Die Ursache unseres gegenwärtigen unverteidigten Zustandes ist ein Geheimnis. Die höchsten Experten der Admiralität entschieden bereits 1908, daß wir Luftschiffe haben müßten, und eines wurde angefangen. Es ging entzwei, und dann geschah weiter nichts mehr . . . Durch diese Verzögerung haben wir die Herrschaft über die Luft verloren . . . Während Deutschlands Schwäche an Ueberdreadroughts gegenüber dem britischen Reich zunimmt, wirft es sich auf den Bau von Luftdreadnoughts . . . Sie haben einen Aktionsradius, der hinter demjenigen unserer besten Schlachtschiffe nicht weit zurückbleibt, und sind mehr als zweimal so schnell. Sie können die Verteilung unserer Geschwader und Flottillen ausspähen und so unseren Admiralen das Spiel verderben, denn das Geheimnis gehört zum Wesen der erfolgreichen Strategie. Sie können über unseren maritimen Stützpunkten, Arsenalen und Magazinen kreuzen, durch drahtlose Telegraphie Informationen nach Hause schicken und zur Verbreitung von Verderben unter uns eine große Menge von Explosivstoffen mit sich führen. Deutschland hat diesen besonderen Industriezweig dermaßen gepflegt, daß es jetzt 10—12 große Luftkreuzer in Einem Jahr zu bauen und auszurüsten vermag. Wir bei uns haben das Luftschiff verhöhnt, und es ist nicht sicher, soweit sind unsere Fabrikanten zurück, daß wir im Laufe eines Jahres auch nur ein einziges herstellen können. Fest steht dagegen, daß viele Konstruktionen sich als Fehlgriffe erweisen werden und als Ausgangspunkte für weitere Fehlgriffe, bevor sich ein brauchbarer Typ entwickelt hat. Wir müssen so ziemlich da anfangen, wo Graf Zeppelin 1897 angefangen hat, wenn wir auch weniger Zeit gebrauchen mögen . . . Deutschland hat vier bis fünf Firmen mit teuer erkauften Erfahrungen, wir haben keine . . ."

Die Ausführungen Excubitors sind ruhig und verständig, in der öffentlichen Meinung Englands jedoch grassiert, zur Abwechselung gegen die früheren Formen der Invasionspanik, eine gewaltige Luft-Angst, welche bei unseren Vettern jenseits der Nordsee auch einiges zu dem Wunsche beiträgt, sich lieber diplomatisch als kriegerisch mit uns auseinanderzusetzen. Hoffentlich immer, wenigstens aber solange, bis Messrs. Vickers Ltd. und andere Firmen eine größere Zahl von Luftkreuzern zustande gebracht haben, welche

Digitized by Google

sich praktisch bewähren, möchten die Briten den Frieden mit dem Deutschen Reich erhalten sehen.

Die großen Ausgaben Deutschlands für das militärische Luftschiffwesen rentieren sich also vor der Hand politisch. Dasselbe darf man von der jetzigen Militärvorlage behaupten, noch ehe sie Gesetz geworden ist. Die Maßregel hat in Frankreich Wunder gewirkt. Noch im vorigen Spätsommer hofften die Franzosen, daß sie bald dahin gelangen würden, Hand in Hand mit England und Rußland den Rachekrieg gegen Deutschland eröffnen zu können. Hatte sich doch im Zusammenhang mit unserer unzeitgemäßen vorjährigen Flottenverstärkung das Verhältnis zwischen Deutschland und England plötzlich wieder so verschlechtert, daß bei Lloyds die Prämien für Versicherung der Schiffe gegen die Gefahr eines englisch-deutschen Krieges stark in die Höhe gingen. Um so lebendiger wurde der französische Chauvinismus. Bereitwillig gaben die französischen Banken den christlichen Balkanstaaten, welche sich zum Kriege rüsteten, den nur in Paris für die mittellosen levantinischen Kleinmächte aufzutreibenden nervum rerum. Aus Wien sind in den letzten Tagen Nachrichten bekannt geworden, welche, mit schon Bekanntem kombiniert, zu beweisen scheinen, daß im Sommer 1912 der damalige französische Ministerpräsident, heutige Präsident der Republik, Poincaré, bei seiner Reise nach Petersburg sich in einem seltsamen Wahne gewiegt hat. Der leitende französische Staatsmann hat nämlich, wie es den Eindruck macht, geglaubt, daß der im Entstehen begriffene Balkanbund seine Spitze nicht gegen die Türkei, sondern gegen Oesterreich richten würde. In diesen austrophoben und dreibundfeindlichen Bestrebungen scheint, trotz der freundschaftlichen Aufnahme des Deutschen Kaisers durch den Zaren zu Standartreede, sich die gräcoslawische Welt wirklich einen Augenblick zusammengefunden zu haben. Der Zaunkönig von Montenegro wäre es dann gewesen, welcher den Geschicken des Erdteils eine andere Wendung gegeben hätte. Er stürzte sich anstatt auf die Habsburgische Monarchie auf die Türkei, welche von Rußland und den levantinischen Regierungen vergebens gedrängt worden war, dem Balkanbund beizutreten. Als der russische Minister des Auswärtigen Sasonow im vorigen Herbst nach seinen Besuchen in London und Paris bei dem Kabinett von Berlin persönlich vorsprach, soll er hier gesagt haben: „Der König von Montenegro ist uns durch die Lappen gegangen." Anstatt nach der Herzegovina, war er nach Skutari gegangen, was sich freilich Herr Sasonow hütete, in Berlin zu spezifizieren.

Heute hat Oesterreich für absehbare Zeit keinen Angriff des Balkanbundes mehr zu befürchten. Die Liga ist in sich zerfallen und ihre einzelnen Mitglieder sind saturiert sowie auch erschöpft. Bei den wiederaufgenommenen Friedensunterhandlungen zu London gehen die Bulgaren einerseits, die Serben und Griechen andererseits getrennte Wege. Die beiden zuletzt genannten Staaten haben gegen Bulgarien ein Bündnis geschlossen, um bei der Teilung der Beute nicht zu kurz zu kommen. Zwischen Bulgaren und Griechen sind in den streitigen Landschaften schon recht blutige Zusammenstöße vorgekommen.

Digitized by Google

Alle diese Spaltungen würden sich jedoch leicht überbrücken lassen, wenn der Zar jetzt noch die Gesamtheit der orthodoxen Völkerschaften zum Kampf wider die Hofburg aufriefe. Anstatt dessen weilte der Kaiser von Rußland zusammen mit dem König von England in Berlin und feierte die Versöhnung der Hohenzollern und Welfen! Die vornehmste Ursache für diese heilvolle Wendung der Dinge lag in der Schwenkung Großbritanniens. Im vorigen Sommer erwog diese Macht noch ernsthaft den Gedanken, die Tripelentente, verstärkt durch den Balkanbund, gegen Deutschland und Oesterreich ins Feld zu führen. Seitdem ist aber Rußland der Verwirklichung seiner morgenländischen Pläne um soviel näher gekommen, daß die Briten anfingen, in dem Umsturz der deutschen und österreichischen Macht eine vielleicht noch größere Gefahr für das Gleichgewicht der Welt zu erblicken als in dem ungeschmälerten Fortbestand jener beiden Potenzen.

Nach dieser Abwandlung der Verhältnisse kann es gar keine unzeitgemäßere Erscheinung mehr geben, als den neuen Chauvinismus in Frankreich. Den Franzosen ist für absehbare Zeit jede Hoffnung auf den Revanchekrieg abgeschnitten. Ihre russischen Freunde haben mit französischem Gelde Großes erreicht; die Befreiung der Balkanchristen vom Türkenjoch; die Franzosen aber halten, weit entfernt, an die demnächstige Wiedereroberung Elsaß-Lothringens zu glauben, nicht einmal ihre Anwartschaft auf Syrien noch für sicher. Fast das gleiche Mißtrauen, mit welchem an der Seine die Konvention von Potsdam aufgenommen wurde, bringt man französischerseits, im Hinblick auf die orientalischen Interessen der Republik, der erneuten Anwesenheit des Zaren an dem Mittelpunkt der deutschen Staatsgeschäfte entgegen. Die Stimmung der französischen Nation ist uns gegenüber nicht mehr provokatorisch, sondern gedrückt. Anläßlich des Vorfalls von Nancy schrieb die „Revue des deux mondes", nachdem sie das Auftreten des Staatssekretärs von Jagow im Reichstage getadelt hatte, weil von ihm den Volksvertretern der deutsche Anspruch auf Genugtuung vor der Aufklärung des Tatbestandes angekündigt worden sei: „Die öffentliche Meinung Deutschlands hat sich durch das Werkzeug ihrer Zeitungen mit einer Brutalität und Grobheit ohne Gleichen einer Erregung hingegeben, über die wir in Frankreich erröten würden, wenn unsere eigenen Zeitungen sich dazu hätten hinreißen lassen. Aber wir können ohne Furcht an das Zeugnis der ganzen Welt appellieren; sie wird sagen, daß wir unser kaltes Blut und unsere Würde gewahrt haben, unter diesem Regen, welcher uns beschmutzen wollte. Wir sind schließlich an diese germanischen Methoden gewöhnt, die wir ansehen mit der Philosophie der Alten vor betrunkenen Heloten."

Die „Revue des deux mondes" befleißigt sich sonst einer sehr gewählten Ausdrucksweise. Die starken Worte, welche wir soeben zitiert haben, stehen im schroffen Gegensatz zu den sonstigen literarischen Gewohnheiten der weltberühmten Zeitschrift. Aber das französische Lesepublikum, welches im vorigen Jahre noch große Taten gegen den Erbfeind geschehen zu sehen erwartete, will heute wenigstens kräftige Artikel gegen ihn lesen. Welch

Digitized by Google

ein Wandel der Zeiten! Die Söhne der Kriegsrufer von 1870 appellieren an das Zeugnis der ganzen Welt, daß sie, von den Deutschen herausgefordert, ihre Selbstbeherrschung gewahrt und Verletzendes mit Würde ertragen hätten. In der Tat! nicht der Chauvinismus überwuchert momentan in Frankreich, sondern vielmehr wird ein Seelenzustand epidemisch, in welchem die Nation sich den trübsten Sorgen über ihre Zukunft hingibt. Die Debatten über die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit und die sich daran anschließenden publizistischen Erörterungen führen den Franzosen mit großer Lebendigkeit wirkliche und eingebildete Gefahren vor Augen, mit welcher die abnehmende Natalität des Volkes das Land bedroht respektive bedrohen soll. Besonders weit ist das bezeichnete Uebel im Südwesten fortgeschritten. Es gibt hier Bezirke, in denen jährlich nur 538 Geburten auf 1000 Todesfälle kommen.*) Die betreffenden Distrikte sind überwiegend von kleinen Bauern bewohnt, nach deutschen Begriffen den leistungsfähigsten Depositären der noch unverbrauchten Volkskraft. Auch in der Normandie und anderswo steht die Zahl der Geburten weit unter derjenigen der Todesfälle. Der Krebsschaden frißt fast in allen Departements an der Bevölkerung. Im Jahre 1906, zur Zeit der Krisis von Algesiras, vermochte die französische Militärverwaltung noch jährlich 238000 Rekruten einzustellen, heute gestattet die fortgeschrittene Entblößung des Landes von Bürgern nur noch die Konskription von 215000 jungen Männern per annum. Da gemäß dem geltenden Wehrgesetz zwei Jahrgänge unter den Fahnen gehalten werden, so hat sich seit dem Anfang der Streitigkeiten wegen Marokkos das Heer der Republik rein automatisch um 40—50000 Mann vermindert.

Ebenso wie die Armee geht die Landwirtschaft durch den Menschenmangel zurück. In dem fruchtbaren hochzivilisierten Frankreich liegt mancherorts der Boden brach, weil die Arme fehlen, ihn zu bestellen! Die Franzosen berechnen, daß sie gegenüber den 370 Milliarden Franken Nationalvermögen, welche das von Menschen wimmelnde Deutschland sein eigen nennt, nur 265 Milliarden besitzen.**) Allerdings macht das noch immer 6600 Franken auf den Kopf in Frankreich gegen nur 5700 im Deutschen Reich, aber dieser Unterschied zugunsten Frankreichs fällt nicht mehr allzuschwer ins Gewicht und verkleinert sich obendrein beständig. Bald wird der Tag gekommen sein, an welchem das wirtschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Ländern wieder ist wie im 16. Jahrhundert und wir nicht allein absolut, sondern auch relativ als das reichere Volk dastehen. Diese Umwälzung dreihundertjähriger Zustände, welche man im Jahre 1871 noch für

*) Correspondant, Nummer vom 25. April, Senator L. Jenouvrier „Le danger mortel".

**) Nach Steinmann-Bucher „350 Milliarden deutsches Volksvermögen" waren die Zahlen schon 1909 für Deutschland 450 Milliarden Franken, für Frankreich 300 Milliarden. Die Berechnungen von Steinmann-Bucher sind schließlich durch die Nachprüfungen von Delbrück (Preuß. Jahrb. Bd 136 S. 173) und v. Liebig (Pr. J. Bd. 139 S. 113 im Wesentlichen bestätigt worden.

Digitized by Google

beinahe unwandelbar ansah, verdankt die deutsche Nation wesentlich mit ihrem Kinderreichtum.

Daß in Frankreich, teils wegen des verhältnismäßig noch immer etwas größeren Wohlstandes, teils infolge der älteren und feineren Kultur, besser gelebt wird als diesseits der Vogesen, bildet für unsere westlichen Nachbarn nur eine neue Ursache zur Furcht vor Deutschland. Die Franzosen haben keine Vorstellung davon, daß der Zuwachs unserer Bevölkerung trotz seiner Größe weit entfernt ist, dem Bedürfnis Deutschlands nach fleißigen Händen Genüge zu leisten. Wie übrigens in London auch ahnt man an der Seine nichts von unserem Gesindemangel in Stadt und Land und kennt auch nicht die leidige Notwendigkeit, in welcher wir uns befinden, unsere landwirtschaftlichen und industriellen Arbeiten zu einem beträchtlichen Teil von halbasiatischen Hilfskräften aus Galizien und Rußland ausführen zu lassen. Weil 150 000 Deutsche in Paris gezählt werden, bilden sich die Franzosen ein, das Deutsche Reich habe eine starke alljährliche Auswanderung — in Wahrheit hat sie längst fast völlig aufgehört — und besonders in ihre der deutschen Grenze benachbarten Departements ergieße sich ein regelmäßig fließender Strom germanischer Immigranten, welche den Platz der langsam absterbenden französischen Urbewohner einnähmen und in dem schönen Frankreich eine bei ihnen zu Hause unbekannte Behaglichkeit genössen.

Verschiedene literarische Zeugnisse beweisen, wie nervös man in der Republik durch den Hinblick auf jene eingebildete Zukunftsgefahr geworden ist. Einer der phantasiereichen Pessimisten, welche den Bereich der französischen Kultur durch die Invasion der modernen Franken, Burgunder und Westgothen überflutet sehen, schreibt über die Schwärme unserer Landsleute: „In einem Arrondissement des Departements Meurthe-et-Moselle bilden sie fast die Hälfte der Einwohner. Man spricht heute in Nancy mehr deutsch, als früher jemals zu Straßburg französisch gesprochen wurde. Angenommen, daß die französische Regierung sich vermessen würde, in ihren Grenzgebieten bezüglich der Deutschen ähnliche Polizeimaßregeln zu ergreifen, wie sie von seiten des Reichs in den annektierten Ländern oft verfügt worden sind, so dürfte man allmählich eine Theorie erwachsen sehen, gemäß welcher dort eine gegebene Lage existiert. An ihr, so wird es heißen, dürfe nicht gerüttelt werden, es gebe erworbene Rechte, denen gegenüber der Souveränität Frankreichs nur eine beschränkte Geltung zukomme. Man wird eine Art Regime verlangen, analog der Stellung der Uitlanders vor dem Krieg Transvaals mit England.

Man wird verlangen? Man hat schon verlangt!“ *) Nun folgt eine erstaunliche Geschichte von einem diplomatischen Schritt, welchen am 2. Juli 1912, „beinahe auf den Tag ein Jahr nach dem Streich von Agadir“, das Kabinett von Berlin bei dem von Paris getan haben soll. Es handelte sich nach unserem Autor um das Eisenerz im Arrondissement Briey, De-

* Mai-Nummer der Revue de Paris, Pierre Albin: „Le risque de guerre.“

Digitized by Google

partement Meurthe-et-Moselle. Jenes reiche Lager hat, wie Pierre Albin erzählt, die Begierde der Deutschen erweckt, wie sie ja auch 1911 in Marokko Erzfelder zu erwerben wünschten. Denn es sei ja bekannt, daß die deutsche Industrie das im Boden ihrer Heimat ruhende Erz bald verbraucht haben werde. Nun wollte der Deutsche M. T., welcher in Deutsch-Lothringen eine Eisenhütte betreibt, dieselbe durch eine Kleinbahn mit einem Erzfeld jenseits der Grenze verbinden, denn wie viele seiner auf das genannte Mineral erpichten Landsleute hatte er Grundbesitz im Arrondissement Briey erworben. Die Konzession, welche die Bahn von seiten der französischen Behörden erforderte, verzögerte sich, und hierüber soll nach der „Revue der Paris" Baron von Schön am Quai d'Orsay „in lebhaften Ausdrücken" Klage geführt haben.

In der vorigen Nummer der „Preußischen Jahrbücher" stand ein Aufsatz von Dr. F. Friedensburg: „Die zukünftige Erzversorgung der deutschen Eisenindustrie". Hier wurde bewiesen, daß es ein reines Vorurteil ist, wenn der Besitz Deutschlands an Eisenerz als gering hingestellt wird. Im Gegenteil liegt in dem Boden unseres Vaterlandes noch Erz für viele Generationen. Außerdem ist das Mineral auf der Erde so allgemein verbreitet, da das Element Eisen etwa 5% des in den Gesteinen der Erdrinde vorhandenen Gewichtes ausmacht, daß kaum jemals die Eisenindustrie irgend eines Volkes Mangel an Rohstoff empfinden wird. Wenn Deutschland einen vorläufig noch geringen, allerdings immer wichtiger werdenden Teil seines Erz-Importes aus Französisch-Lothringen bezieht, so rührt das davon her, daß die dortigen Lagerstätten die Fortsetzung des Minette-Bezirks in Deutsch-Lothringen bilden, wo Erz und Steinkohle nahe beieinander liegen und infolgedessen eine mächtige Eisenindustrie entstanden ist. Die Franzosen müssen uns dankbar sein, daß wir ihnen mehr und mehr Erz aus dem Arrondissement Briey abkaufen, denn sie sind völlig außerstande, jenes reiche Vorkommen allein auszunutzen. Im übrigen würde Frankreich, wenn es dem Minette-Bezirk die Erzzufuhr sperrte, vielleicht weiter nichts erreichen, als den deutschen Bergbau zu fördern. Denn zahlreich sind im Deutschen Reich die Erzläger, welche nur deshalb bis auf weiteres unausgenutzt bleiben, weil das Mineral die Fracht bis zu dem nächsten Kohlendistrikt noch nicht trägt.

Napoleon III. wollte einst durch diplomatische Daumschrauben den Ministerpräsidenten von Bismarck dahin bringen, daß er ihm das Kohlenbecken von Saarbrücken abtrat. Unter rein volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachtet, war das Streben des Kaisers der Franzosen berechtigt, denn Frankreich ist arm an Kohle, die, im Gegensatz zu Eisen, nur in verhältnismäßig geringen Mengen auftritt, von den übrigen Gesteinen äußerst scharf getrennt. Dagegen haben wir den Distrikt von Briey nicht nötig. Die Franzosen aber sind weit davon entfernt, diese einleuchtende Wahrheit zu begreifen. Es unterliegt nach ihnen keinem Zweifel, daß wir zunächst das oben genannte Arrondissement an uns zu reißen wünschen,

Digitized by Google

um dann unsere territorialen Begierden weiter zu steigern. Die Offensivkoalition der Tripelentente und der Gräcoslawen-Liga gegen den Dreibund sollte gemäß den Erwartungen der französischen Politik die Integrität der Republik vor den deutschen Gelüsten definitiv sicherstellen. Aber die Seifenblase der Koalition ist geplatzt und geblieben ist — die Verstärkung des deutschen Heeres. Niemals hat ein in irgendeinem Lande publizierter Gesetzentwurf dermaßen einschüchternd auf ein anderes Volk gewirkt — trotz des künstlichen Gepolters des graziösen Herrn Francis Charmes.

Es ist schon heute ziemlich deutlich, daß die dreijährige Dienstzeit in der radikalen Form, welche geplant wurde, in Frankreich nicht Gesetz werden wird. Man dürfte schwerlich um zahlreiche Exemtionen von den drei Jahren Kommiß herumkommen; auch die doktrinären Gleichmacher fangen an, das einzusehen. Da sie sich aber nach wie vor gegen das „aristokratische" Institut der Einjährig-Freiwilligen sträuben, so wird man wohl oder übel etwas Aehnliches wiedereinführen müssen wie das Gesetz von 1889. Denn von 1889 bis 1905 hat die dreijährige Dienstzeit in der Republik schon bestanden. Sie wurde gemildert durch eine sehr bedeutende Anzahl von Exemtionen, welche in der Herabsetzung der Dienstzeit auf ein Jahr bestanden. Dieses System machte sich jedoch sehr unbeliebt, weil die mit ihm verknüpfte Erteilung des bezeichneten Vorrechts mehr oder weniger von dem diskretionären Ermessen der Verwaltung abhing. Nun stehen aber die republikanischen Machthaber sowohl in Paris als auch in der Provinz in dem Verdacht, ein von Parteigeist und Nepotismus durchtränktes Willkürregiment zu treiben. Wie andere vom Staat vergebene nutzbare Rechte, Aemter, Tabakbureaus usw., galten auch die Befreiungen vom dreijährigen Militärdienst als Gunstbeweise derjenigen, welche das Kreuz in der Hand hatten und sich und die ihrigen segneten.

Wie stark im französischen Volk die Unterströmungen gegen den dreijährigen Dienst sind, zeigen die in zahlreichen Garnisonen vorgekommenen feindseligen Kundgebungen der Soldaten. Fürst Bismarck sagte einmal in einer Reichstagsrede, möglicherweise würde der Tag kommen, an welchem die französische Armee unter der roten Fahne in Deutschland einzubrechen suche. Es ist schon fast ein Menschenalter her, daß Bismarck jene Aeußerung fallen ließ. Jetzt konstatieren die französischen Generale selber mit schwerer Sorge, daß der „Syndikalismus" in die Kasernen einzudringen anfängt. Die radikalen Senatoren und Deputierten der Republik, welche der Revolution ihr ganzes politisches Dasein verdanken, verwerfen den neuen Geist unter den Soldaten mit sittlicher Entrüstung und fordern, so rot sie selber sind, daß jene Tendenzen unnachsichtlich erstickt würden: „Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes?"

Trotz der tiefsinnigen Kritik unserer ausländischen Freunde an Krupp-Kanonen und preußischen Instrukteurs und des nicht minder profunden Tadels, welchen unsere Alldeutschen gegen die Reichsregierung zu richten gewöhnt sind, ist für den unbefangenen Beurteiler ganz klar, daß die Orientkrisis

Digitized by Google

durch ihre mannigfaltigen Konsequenzen Deutschlands Stellung in der Welt nicht geschädigt, sondern im Gegenteil gehoben hat. Auch Oesterreich, das wegen seiner Schwäche vielverhöhnte, dringt mit kurzen und vorsichtigen Schritten, aber unaufhaltsam immer tiefer in die Balkanhalbinsel hinein vor. Wenn die oben erörterten Nachrichten aus Wien zutreffend sind, ist es durch die Frontveränderung des Balkanbundes einer schweren Gefahr entronnen. Ein Angriff des Balkanbundes auf die Räuberin Bosniens wäre für die Donaumonarchie eine um so ernstere Sache gewesen, als ja noch Ende 1911 die österreichisch-italienischen Beziehungen beinahe bis zum Reißen gespannt waren. Nach dem Ausbruch des italienisch-türkischen Krieges nahm der k. u. k. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf seine Entlassung, weil die Gelegenheit, sich auf Italien zu stürzen von der Hofburg unbenutzt gelassen wurde.

Heute steht der Balkanbund allem Anschein nach vor dem Zerfall, unter allen Umständen aber darf sich Oesterreich für absehbare Zeit der Furcht vor seiner Offensivkraft entschlagen. Und mehr als das — die Errichtung des albanischen Gemeinwesens wird den Oesterreichern ermöglichen, zunächst wirtschaftlich den Nord-Westen der Balkanhalbinsel zu erobern. Albanien soll keineswegs so arm sein, wie es gewöhnlich geschildert wird. Ein Beamter des britischen Generalkonsulats in Skutari*) rühmt den Reichtum des Landes an Nutzhölzern, ausgezeichnetem Tabak und Wein. Bei Koritza — gleich Skutari einer Stadt mit einigem Kapital — lagern Steinkohlen, wie überhaupt der skypetarische Boden an Mineralschätzen keinen Mangel haben soll. Diese Angaben von britischer Seite werden vollkommen bestätigt durch das Buch des deutschen Gelehrten Hugo Grothe: „Durch Albanien und Montenegro." München 1913. Bei Martin Mörike. Grothe, Geograph und Ethnograph von Beruf, hat das nördliche und mittlere Albanien bereist. Er spricht auch von gesegneten Fruchtkesseln im Nordosten des Landes. Um diese Distrikte hat das Kabinett von Wien auf der Londoner Botschafter-Vereinigung einen harten Kampf durchfechten müssen. Das Resultat desselben ist, wie es scheint, für Oesterreich und Albanien halbwegs günstig. Denn zwar fallen die dort gelegenen Städte, Prisrend, Djakowa, Ipek u. a. m., den Serben und Montenegrinern anheim, aber nicht die westlich von den genannten Ortschaften gelegenen Ebenen, welche dem jungen arnautischen Gemeinwesen als seine Kornkammer erhalten bleiben.

Besonders interessant sind in dem Grotheschen Buch die Urteile über den wirtschaftlichen Zustand Montenegros. Der Verfasser führt aus, daß sich dort den ökonomisch hochentwickelten Ländern, vornehmlich Oesterreich-Ungarn, ein reiches Arbeitsfeld eröffnen werde. Die herrschende Ansicht, welche Montenegro für ein steiniges, unfruchtbares, Albanien noch weit

*) Mai-Nummer von Fortnightly Riew, Waldham Peacock „The future of Albania".

Digitized by Google

nachstehendes Gebiet erklärt, teilt Grothe mitnichten. Nur sind nach ihm die Montenegriner unfähig, ihr Naturschätze zu heben und auszubeuten. Sie haben weder den Unternehmungsgeist noch das Kapital dazu, um Handel und Gewerbe ins Leben zu rufen, sowie das vor allem Anderen notwendige Eisenbahnnetz herzustellen. Aber schon bewerben sich Italiener und Franzosen wetteifernd um den Bau der montenegrinischen Eisenstraßen. Da Oesterreich-Ungarn mit großem Nachdruck angekündigt hat, es würde die Truppenkonzentrationen im Südwesten der Monarchie nicht eher rückgängig machen, als bis die Balkanstaaten seine handels- und verkehrspolitischen Ansprüche befriedigt hätten, so darf gehofft werden, daß man in Wien diese Aspirationen ebenso gut durchzusetzen verstehen wird, wie das mit den albanischen Bestrebungen der Habsburgischen Monarchie in der Hauptsache gelungen ist. Ein großes Glück bleibt es für Oesterreich, daß die Italiener sich in Libyen engagiert haben. In den Wüsten dieses Landes dauert der Krieg jetzt über $1^1/_2$ Jahre. Der Friedensschluß mit der Pforte hat ihn keineswegs beendigt. Soviel bekannt geworden ist, haben die türkischen Truppen Tripolitanien und Cyrenaia noch immer nicht geräumt. Mindestens ein Teil von ihnen hat sich zu den Eingeborenen geschlagen, welche, gestützt auf das günstige Terrain, gegen die ungläubigen Eroberer einen zähen Guerillakrieg führen. Soeben hat eine italienische Abteilung bei Derna, also ganz nahe der Küste, eine verlustreiche Schlappe erlitten. Daß der afrikanische Militärtelegraph der Italiener zugleich zu melden weiß, die vorrückenden Truppen hätten bei den Ruinen des antiken Kyrene wertvolle Altertümer gefunden, mag der Phantasie der italienischen Nation erwünschte Nahrung zuführen, aber uns führt die Depesche von neuem vor Augen, wie die 100 000 in Libyen operierenden Italiener noch immer an das Gestade des Meeres gefesselt sind. Soweit die nach Deutschland gelangten Nachrichten von der militärischen Lage im italienischen Nordafrika ein Bild geben, sind die Eroberer in das Innere des Landes bisher nur insoweit eingedrungen, als sie an der Grenze Tripolitaniens und Tunesiens das wichtige Ghadames besetzt haben. Im übrigen sind die gewaltigen Länderstrecken, auf welche Italien formell die Hand gelegt hat, virtuell nach wie vor unabhängig. Wie lange sich das Kabinett von Monte Citorio noch gezwungen sehen wird, 100 000 Mann in Libyen zu unterhalten, ist unberechenbar. Das Dreibundverhältnis hindert die angesehensten österreichischen Publizisten nicht, offen auszusprechen, daß man in Wien mit Freuden starke italienische Streitkräfte in Afrika gebunden sieht. Nur seine libyschen Schwierigkeiten, sagen die Oesterreicher, hätten Italien bewogen, in Albanien mit der Donaumonarchie Hand in Hand zu gehen.

Daß der Freund von Racconigi in seinen Entschlüssen momentan nicht frei ist, kommt neben der Haltung Englands in Betracht, um zu erklären, warum Rußland jetzt nicht die Entscheidung über das Schicksal Konstantinopels und der asiatischen Türkei herbeigeführt hat. Die russische Regierung kann auch ohnedies zufrieden sein. Durch die geschickte Behandlung

Digitized by Google

der Italiener in Racconigi und die ebenso meisterhaft herbeigeführte Flüssigmachung französischer Gelder für die Balkanstaaten hat die moskowitische Diplomatie die Befreiung der unter dem Türkenjoch schmachtenden rechtgläubigen Völkerschaften möglich gemacht. Dadurch ist dem, was an Idealismus in der russischen Gesellschaft lebt, eine so tiefgehende Genugtuung bereitet worden, daß die Revolution moralisch entwaffnet sein dürfte. Die inneren russischen Zustände werden nach ein paar Jahren der subversiven Partei neue Waffen genug in die Hand gegeben haben, aber einstweilen darf Nikolaus II. sich beglückwünschen; er sieht den inneren Feind gespalten.

Wozu werden die Machthaber in Petersburg die Frist verwenden, welche ihnen, als wohlverdienter Lohn für ihre diplomatische Tüchtigkeit, von der Geschichte gegeben worden ist? Ohne Zweifel für die das Gleichgewicht der Welt bedrohenden Eroberungen, welche sich jetzt noch nicht haben realisieren lassen! Nicht England ist, wie vor vier Jahren, heute die treibende Kraft in der Tripelentente, noch weniger das arme Frankreich, sondern von Rußland geht die Gefahr aus. Wir wollen hoffen, daß England, der zweihundertjährige Verfechter der Gleichgewichtsidee, dem Zarenreich immer den passiven Widerstand entgegensetzen wird, durch welchen es soeben den europäischen Frieden gerettet hat. Da aber die Tripelentente fortbesteht, und zwar, trotz der Differenzen in ihrem Schoß, als lebendiger Organismus, welcher vielleicht noch einmal auf Italien eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben wird, so dürfen Deutschland und Oesterreich auf Großbritannien und Italien nicht bauen und in ihren Rüstungen nimmermehr erlahmen. Daß Oesterreich im Frieden den skypetarischen Keil in die Balkanhalbinsel treiben konnte, ist ein bedeutender Erfolg auch für das Deutsche Reich, denn wir müssen wünschen, daß die Habsburgische Monarchie zu einer großen orientalischen Macht wird, damit nicht das Zarenreich den ganzen Balkan verschlingt.

In meiner vorigen Politischen Korrespondenz erwähnte ich die Flugschrift des Polen Gizbert Studnicki, welcher Oesterreich und Deutschland drängt, Russisch-Polen im weitesten Sinne dieses Wortes vom Zarenreich abzureißen und durch Realunion mit der Habsburgischen Monarchie zu vereinigen. Ich füge noch hinzu, daß der Autor unter Umständen nicht abgeneigt ist, russisch-polnische Landesteile kleineren Umfangs mit Preußen zu vereinigen, wenn nur das polnische Volk von der Russenherrschaft befreit wird. Noch interessanter als die bezeichnete Broschüre ist das Buch eines anderen Polen Eugène Starczewski: „L'Europe et la Pologne", Paris, Perrin et Cie., 1913. Auch dieser Schriftsteller ist ein unversöhnlicher Gegner Rußlands. Er sagt sehr fein: „Wenn man die Russen mit den anderen Völkern Europas vergleicht . . . ., ist man ganz verblüfft über die Unterschiede, welche ihre Volksseele von der europäischen Seele trennen. Demoralisiert durch die Knechtung vieler Generationen, verderbt durch die Kultur und den Klerus von Byzanz, oszilliert ihre Seele zwischen dem niedrigsten Materialismus und den unzugänglichsten Regionen des

Digitized by Google

Mystizismus. Das tartarische Joch, die byzantinisch-tartarische Autokratie, die Nivellierung der Stände, die Vernichtung persönlicher Freiheit und menschlicher Würde durch obrigkeitliche Willkür, die Auffaugung auch der Religion durch den Staat, alles das hat die russische Seele mit unauslöschlichen Zügen gestempelt, welche den Zivilisationen des Abendlandes fremd sind . . . .

„Die russische und die polnische Seele sind einander vollkommen fremd. Die eine ist eine Mischung von Slawen, Tartaten und Byzantiner, die andere ist rein slawisch und abendländisch. Die eine ist durchaus fatalistisch, die andere mit Leidenschaft freiheitlich, die erste abstrakten Ideen hingegeben, unfähig, das Ideal mit dem wirklichen Leben zu versöhnen, die zweite, nach dem Beispiel Europas, konkreten Gestaltungen hingegeben und sucht in ihnen den Einklang des Ideals mit dem Leben . . . .

„Folglich sind trotz des gemeinsamen Ursprungs Russen und Polen verschiedener von einander, als die Russen sich von den Griechen oder die Polen von den Deutschen und Franzosen unterscheiden, die Kultur trennt sie mehr, als die Rasse sie vereinigt."

Der Urheber dieser Charakteristik des russischen Volkstums ist ein durchaus französisch gebildeter Mann. Die deutsche Kultur liebt er nicht sonderlich. Mit einem gewissen Recht urteilt er, die deutsche Literatur mit ihrer Unmasse mittelmäßiger Erzeugnisse bewirke leicht, daß der Geist in ihr untergehe. Aber trotz seiner ideellen Gallophilie erwartet Starczewski alles politische Heil für das Polentum von den Deutschen. Die Polen, sagt er, haben wenig Hoffnung, jemals wieder einen selbständigen nationalen Staat zu bilden. Trotzdem werden sie wieder zusammenkommen. Die polnische Einheit und Freiheit wird von neuem erstehen in einem polyglotten Bundesreich, welches, nachdem Rußland besiegt und zerstückelt ist, unter der Führung der deutschen Nation in ununterbrochenem Zusammenhange sich von Norddeutschland und Russisch-Polen über Oesterreich-Ungarn und die Balkanstaaten sowie Kleinasien bis Mesopotamien erstrecken wird. Von Hakatismus und Zentralismus kann nach Starczewski in einem derartigen Staatenbund nicht die Rede sein, vielmehr wird der Universalstaat naturnotwendigerweise sich streng an den Grundsatz der Autonomie der Nationalitäten binden müssen. Als guter Katholik hofft unser Autor, daß der Schwerpunkt der Völkervereinigung allmählich von Berlin nach Wien gleiten und die Hegemonie von den Hohenzollern auf die Habsburger übergehen werde. Das gleiche utopische Riesenreich, von welchem der geistreiche Pole träumt, erstreben auch die Alldeutschen; „les extrêmes ses touchent!"

Daniels.

Der Ausfall der Landtags-Wahlen.

Die eigentlichen Wahlen finden erst am 3. Juni statt, aber schon der Ausgang der Wahlmänner-Wahlen läßt das Ergebnis mit genügender Sicherheit übersehen. Es findet eine kleine Verschiebung nach links statt;

Digitized by Google

auch die Sozialdemokraten gewinnen einige Sitze. Anfangs schien es, als ob die Verschiebung minimal sein würde, aber wenn, wie anzunehmen, noch eine Verständigung zwischen den Freisinnigen und Sozialdemokraten zustande kommt, so wird die Bewegung nach links, wennschon noch immer sehr mäßig, doch um einen Grad stärker.

Auf der Rechten ist bereits große sittliche Entrüstung wegen des Verrats an der gemeinsamen bürgerlichen Sache, den die Freisinnigen durch ihr Paktieren mit den Genossen begehen. Diese Entrüstung ist das getreue Echo jenes alten sozialdemokratischen Lehrsatzes, daß alle bürgerlichen Parteien zusammen doch nur eine große reaktionäre Masse bilden. Sieht man nur auf die Doktrinen, so ist diese Auffassung richtig. Die Sozialdemokraten bekämpfen nach wie vor die Grundlagen der bestehenden Ordnung und predigen die internationale Revolution mit der Diktatur des Proletariats. Die Antwort darauf von der bürgerlichen Seite lautet, daß die Sozialdemokraten nur Objekt, aber nicht Subjekt der Gesetzgebung sein dürfen. In der Wirklichkeit hat man hüben wie drüben den Standpunkt der Doktrin längst aufgegeben. Durch ein Wahlbündnis mit den Sozialdemokraten hat das Zentrum in Bayern die Herrschaft der Liberalen gestürzt, und selbst Konservative haben hier und da zum wenigsten durch Wahlenthaltung Sozialdemokraten unterstützt. Ganz besonders aber ist im Bunde der Landwirte und in vielen alldeutschen Preßorganen die Methode der Sozialdemokraten nachgeahmt und angenommen worden. Für moralische Vorwürfe ist also kein Platz. Ist es auf der einen Seite auch richtig, daß jedes Paktieren einer bürgerlichen Partei mit den Sozialdemokraten den moralischen Kredit dieser Umsturzbewegung stärkt, so ist auf der anderen Seite doch ebenso wahr, daß ein derartiges Paktieren die Sozialdemokraten von ihrer eigenen Basis, der Idee der Revolution, herunterzieht, und dieser Vorteil dürfte schließlich doch noch größer sein, als jener Nachteil. Die Sozialdemokratie ist deshalb bei allen derartigen Fragen auch ihrerseits in einem Dilemma, dem alten Widerstreit zwischen der Revolution und der positiven Politik, anders ausgedrückt, zwischen dem Fraktionsinteresse und praktischen Zielen. In ihrer Jugendzeit verwarf die Partei die Beteiligung am parlamentarischen Wesen grundsätzlich, denn sie wollte ja die Revolution und nicht die Reform. Man spottete über „das Parlamenteln". Dann gab man die Beteiligung an den Reichstagswahlen zu, nicht wegen der Mandate, die man dabei erlangen wollte, sondern wegen der Gelegenheit zur Agitation. Dann fing man an, sich ernsthaft an den Reichstagsverhandlungen zu beteiligen, und legte den höchsten Wert auf die zu erlangenden Mandate. Endlich ist man dazu übergegangen, auch unter dem Drei-Klassen-Recht zur Wahl zu marschieren und hat bereits im Abgeordnetenhause mit den sechs Stimmen einmal den Ausschlag gegeben, und zwar humoristischerweise für eine Regierungsvorlage (die Feuerbestattung). Nunmehr ist das große Ziel der Partei, das preußische Wahlrecht, in der Art zu ändern, daß es ihr ermöglicht wird, eine größere Zahl

Digitized by Google

von Mandaten durchzusetzen. Unzweifelhaft hätten es die Genossen in der Hand gehabt, in diesem Sinne einen ziemlich erheblichen Erfolg zu erlangen, die Verschiebung nach links bedeutend zu verstärken, wenn sie sich nämlich entschlossen hätten, von vornherein die Parole auszugeben, daß ihre Anhänger allesamt und geschlossen immer für denjenigen Kandidaten einzutreten hätten, der in der Wahlreform am weitesten ginge. Damit wäre der freisinnigen Partei eine starke Hilfe geleistet und die Wahlreform wesentlich gefördert worden. Aber freilich, die Lehre von der „einen reaktionären Masse" der bürgerlichen Parteien wäre dabei vollends in die Brüche gegangen, und das Fraktionsinteresse der Sozialdemokratie, das zum wenigsten Zählung der eigenen Stimmen und womöglich auch Mandate verlangt, hintangesetzt. Dazu haben sich die Genossen nicht entschließen wollen. Nicht das Interesse der Massen, sondern das Interesse der Fraktion ist das höchste und heiligste Prinzip. Lieber haben sie gesehen, wie die Konservativen und das Zentrum jetzt schmunzelnd nahezu in der alten Stärke wieder die Bänke des Abgeordnetenhauses füllen und das ihrige tun werden, die Wahlreform zu vereiteln oder in ihrem Sinne zu lenken.

Liegt den Genossen überhaupt so sehr viel an der Wahlreform? Sie schwören oder, sagen wir besser, fluchen heute nicht höher, als bei der Drei-Klassen-Schmach. Aber was haben sie denn erreicht, selbst wenn sie ihre Mandate im Abgeordnetenhause verzehnfachen? Was wissen sie mit ihren 110 Stimmen im Reichstag anzufangen? Das Hauptmotiv für den unausgesetzten Sturm gegen das Wahlrecht zum Preußischen Landtag ist offenbar nicht sowohl die Reform als die Agitation, und eben deshalb sollten die bürgerlichen Parteien so weit entgegenkommen, daß der Agitation die Spitze abgebrochen wird. Es ist durchaus nicht nötig, auch nur annähernd bis zum Reichstagswahlrecht zu gehen, aber es ist nötig, so weit zu gehen, daß das offenbare Unrecht, das in dem jetzigen System liegt, ausgemerzt wird. Das Unrecht besteht darin, daß eine Partei, die nun einmal eine so ungeheure Anhängerschaft um sich gesammelt hat, wie die sozialdemotratische, im preußischen Landtag auf ein Minimum von Mandaten beschränkt ist. Das widerspricht den Ideen der Volksvertretung. Nehmen wir diese Beschwerde hinweg, so muß entweder die Impotenz der Sozialdemokratie in der praktischen Politik sich drastisch offenbaren, oder die Partei muß sich entschließen, mit praktischen Vorschlägen hervorzutreten, und zu diesem Zweck immer wieder mit anderen Parteien und mit der Regierung zusammen arbeiten, d. h. sich immer weiter von ihrem revolutionären Prinzip entfernen. Das „Parlamenteln" überwindet das „Revoluzzen". Zu solcher inneren Abwandlung gehört Zeit, und es schadet auch gar nicht, wenn der Prozeß sich nur mit Langsamkeit abspielt. Wie lange hat es gedauert, bis die freisinnige Partei in der Wehrfrage zu Verstande gekommen ist! So sehr ich dafür eintrete, daß das Drei-Klassen-Wahlrecht reformiert wird, und so sehr ich es bedauere, daß die zuletzt gewonnene Formulierung im Jahre 1910, die ich für sehr

Digitized by Google

vernünftig hielt (geheime, aber indirekte Wahl), durch die Nationalliberalen zu Fall gebracht wurde, so scheint mir das Tempo des langsamen Schrittes doch auf diesem Gebiete ganz angebracht. Weder die Engländer noch die Italiener haben ja bisher das allgemeine gleiche Stimmrecht. In England rechnet man, daß etwa 4 Millionen erwachsener Männer ohne Stimmrecht sind, und in Italien ist eben erst das Wahlrecht bis zu 82% der Männer ausgedehnt worden. Die Teilnahmlosigkeit, die die Wählerschaft bei den diesmaligen Wahlen gezeigt hat, zeigt, daß trotz der offenbaren Unbilligkeit unseres Wahlsystems doch sehr tiefdringende Beschwerden in den Massen, zum wenigsten des Mittelstandes, nicht vorhanden sind. Die Entrüstung über das Nichtzustandekommen der Wahlreform in der vorigen Legislaturperiode ist schneller verflogen, als man erwarten durfte. So können jetzt mit dem wenig veränderten Abgeordnetenhaus die Arbeiten genau an derselben Stelle wieder aufgenommen werden, wo man sie 1910 hat fallen lassen. Daß die Reform etwa völlig aufgegeben werde, verhindert nicht nur die Natur der Sache, sondern auch die Konstellation der Parteien im Reichstag, die immer mittelbar auf die Verhältnisse in Preußen zurückwirkt.

24. 5. 13. Delbrück.

Hohenzollern und Welfen.

In der Fehde der Streitschriften und Zeitungsartikel über die Berechtigung oder die Nichtberechtigung der Annexion Hannovers sind öfter die Häuser Hohenzollern und Welf einander gegenübergestellt worden, wie einst Hohenstaufen und Welfen, in dem Sinne, daß die Hohenzollern erschienen als die Vertreter des Reichsgedankens, wie einst die Hohenstaufen gegenüber den egoistischen und zersetzenden Bestrebungen der Welfen. Das ist nun, historisch gesprochen, was das Mittelalter betrifft, nicht durchaus richtig. Die Hohenstaufen sind nicht so unentwegte Vertreter des Reichsgedankens gewesen, besonders Friedrich II. nicht, wie die romantische Geschichtsauffassung glaubte ihnen nachrühmen zu dürfen, und umgekehrt hat Heinrich der Löwe das Reichsinteresse lange Zeit redlich gefördert und hat Otto IV., der Welfe, als er erst einmal anerkannter Kaiser war, den Reichsgedanken mit solcher Entschiedenheit aufrecht erhalten, daß er eben dadurch in Feindschaft mit der Kirche geriet und endlich zu Sturze kam. Das Schicksal des Deutschen Reiches im Mittelalter wurde nicht bestimmt durch die mehr oder weniger gute Gesinnung einzelner Fürsten oder Fürstenhäuser, sondern durch das Grundgesetz des Reiches von seiner Begründung durch Heinrich I. an, daß es zwar eine Monarchie, aber eine Wahl-Monarchie war. An dem Wahl-Charakter ist das alte deutsche Königtum und mit ihm die Macht und Herrlichkeit des mittelalterlichen Reiches zugrunde gegangen. Das heutige Deutsche Reich mit dem übermächtigen, geschlossenen Kernstaat Preußen und der erblichen Kaiserkrone ist von dem Aufbau des mittelalterlichen Reiches fundamental so verschieden, daß man

Digitized by Google

überhaupt jede Parallelisierung ausschließen möchte. Immerhin bleibt doch einiges und keineswegs Nebensächliches, im besonderen, daß allein unter allen Nationalstaaten Europas das Deutsche Reich nicht zentralisiert ist, sondern recht lebendige partikulare Gestaltungen innerhalb seiner Einheit erhalten hat, und ferner die große Bedeutung, die noch heute den Dynasten-Geschlechtern, den fürstlichen Familien, innewohnt. So hoch Bismarck die nationale Gesinnung im deutschen Volke und das Streben nach einer nationalen Einheit einschätzte, so hat er dennoch seine nationale Politik vor allem auf die richtige Behandlung der Dynastien eingestellt, und selbst die ganz kleinen Fürstenhäuser, deren Macht an sich minimal und durch die Militärkonventionen mit Preußen vollends ausgehöhlt ist, haben dennoch in der deutschen wie in der europäischen Politik immer noch ihr Gewicht. Wie scharf waren in den letzten Jahren und Jahrzehnten schon öfter die Beziehungen zwischen Rußland, Deutschland, England zugespitzt! Es ist von hoher Bedeutung, wenn in solchen gespannten Lagen, wo die beamteten Diplomaten mit ihrem Latein zu Ende sind, persönlich-verwandtschaftliche Beziehungen benutzt werden können, um neue Gedanken, Vorschläge, Verhandlungen unverbindlich in die Wege zu leiten. Kein Zweifel, daß außerordentlich starke Motive Rußland wie England in der internationalen Politik an die Seite Frankreichs geführt haben und dort auch festhalten werden. Aber wenn die Franzosen nun sehen, wie die Herrscher von Rußland und England zur Feier der Hochzeit ihres Vetters mit der deutschen Kaisertochter in Berlin erschienen sind, so wird sie ein Gefühl überschleichen, daß der demokratischen Republick gewisse Elemente der Politik versagt sind, gewisse Hilfsmittel der Diplomatie fehlen, vermöge deren erst die letzten Höhen erstiegen werden, von denen aus man die große Politik übersieht und beherrscht. Ohne Zweifel werden in den nächsten Wochen von Petersburg und London irgendwelche Demonstrationen ausgehen, die der Welt und besonders dem französischen Volke zeigen sollen, daß die Tripel-Entente unerschüttert besteht, und sie besteht auch tatsächlich, aber die Hochzeitsfeier in Berlin bedeutet für die öffentliche Empfindung und damit auch für die Wirklichkeit eine Abschwächung dieser Entente, die uns, dem Gegenbunde, zu Gute kommt, und mehr ist es nicht, was Deutschland und was der Weltfriede braucht.

Die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung ist besonders darauf gerichtet, in welcher Art und unter welchen Bedingungen nun der fürstliche Schwiegersohn in das Erbe seines Hauses, das Herzogtum Braunschweig, das so lange unter Sequester gestanden hat, eingewiesen werden wird. Man verlangt, daß nicht nur der Sohn, sondern auch der Vater den förmlichen Verzicht auf das Königreich Hannover ausspreche, weil ohne diesen Verzicht das Schloß in Braunschweig der Sammelplatz einer dauernden welfischen Agitation werden würde. Ich gestehe, daß ich auf diesen Verzicht niemals besonderen Wert gelegt habe. Ein feierliches Gelöbnis, das Deutsche Reich in derselben Weise anzuerkennen und sich ihm mit derselben

Digitized by Google

Treue unterzuordnen, wie es die anderen Fürsten getan haben, und wie es der Herzog von Cumberland längst angeboten hat, würden meines Erachtens genügt haben. Denn auch ein ganz formeller Verzicht würde immer noch nicht den Faden dieses Anspruches definitiv abgeschnitten haben. Als Maria Theresia, die älteste Tochter Philipps IV. von Spanien, gemäß den Bedingungen des pyrenäischen Friedens Ludwig XIV. heiratete, hatte sie in der feierlichsten Form auf ihren Erbanspruch an die spanische Krone verzichtet. Kaum aber war sie Königin von Frankreich, so erklärten die französischen Rechtsgelehrten, daß der Verzicht ungültig sei, da das Recht an der Krone göttlichen Ursprunges, wohl für die Person, aber nicht für die Nachkommen weggegeben werden könne. Sollte in Frankreich einmal ein Napoleon IV. erstehen und siegreich in Berlin einziehen, oder sollte ein Zar von Rußland Oesterreich und Deutschland zertrümmern und kleine russische Vasallenstaaten an die Stelle der jetzigen Kaiserreiche setzen wollen und Abkömmlinge deutscher Fürstengeschlechter sich bereit finden, solche Vasallenstühle zu besetzen, so würden auch die einschlagenden, verjährten Erbschaftsansprüche wieder für lebendig erklärt werden, seien sie auch unter noch so vielen Verzichten begraben. Aber gegen dergleichen gräßliche Zukunftsbilder scheint mir das Deutsche Reich genügend gesichert, und ohne sie hat der Anspruch der Welfen auf den Thron von Hannover keine praktische Bedeutung. Richtig ist, daß die welfische Agitation immer noch recht stark ist, aber eine Gefahr vermag ich in ihr nicht zu erkennen, am allerwenigsten vermag ich zu glauben, daß ein Welfenprinz als Herzog von Braunschweig den Mittelpunkt einer verstärkten Agitation abgeben werde. Was könnte der neue Herzog dabei gewinnen? Wie unermeßlich aber würde er sich selbst und seine Stellung unter den deutschen Fürsten schädigen, wenn er auch nur den leisesten Verdacht erregte, daß er hochverräterische Bestrebungen in Preußen schürte? Freilich Reuß ältere Linie hat noch lange Jahre nach Gründung des Reiches eine Fronde-Stellung eingenommen, sich aber damit auch vollständig aus der Mitregierung im Reich und dem Zusammenhalte des deutschen Fürstentums ausgeschaltet. Das ist bei einem Herzog von Braunschweig, und ganz besonders bei einem Herzog, der Schwiegersohn des Kaisers ist, ganz unmöglich, wobei ich die Personen, von denen man doch auch etwas weiß, die anerkannte Loyalität des Herzogs von Cumberland und seines Sohnes, noch nicht einmal in Betracht ziehe. Gewiß werden die Hannoverschen Anhänger des Welfenhauses, sobald der junge Herzog dort eingezogen ist, nach Braunschweig pilgern und sich um den angestammten Herrn scharen. Die Treue, die sie dem alten Fürstenhause in der Verbannung nunmehr an die 50 Jahre gewahrt haben, ist ja eine Art Don Quixoterie geworden, aber auch Don Quixote hat etwas Rührendes in seiner Hingabe, und man darf den getreuen Welfen die sittliche Anerkennung um so weniger versagen, als sie ja den Gedanken des Deutschen Reiches unter preußischer Führung längst anerkannt, ihren eigenen nationalen Charakter sogar stark betont und sich deshalb deutsch-

Digitized by Google

hannoversche Partei genannt haben. Nur innerhalb des Deutschen Reiches stellte man sich vor, könne und solle das Königreich Hannover wiederhergestellt werden. Auch jetzt wird dieser Gedanke noch nicht gleich vollständig abgetan sein, sondern noch manches Jahr in der hannoverschen Presse, vielen Vereinen und Familien fortleben. Viele Generationen haben sich ja noch die Jakobiten in England gehalten, nachdem die Stuarts vertrieben und durch die Welfen auf dem englischen Thron ersetzt waren. In Hannover wird es nicht anders gehen; erst allmählich, aber doch schließlich vollständig wird die alte Tradition absterben. Das Fortleben des alten Welfenstammes in dem Teilbesitz des Hauses, Braunschweig, in engem Zusammenhang mit dem in den vergangenen Kämpfen siegreich gebliebenen Hause Hohenzollern wird den Heilungsprozeß, nicht wie die Pessimisten meinen, aufhalten, sondern beschleunigen und befördern. Darum sei der junge Ehebund auch an dieser Stelle freudig und herzlich begrüßt!

25. 5. 13. Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Daniels, Dr. E. — Geschichte des Kriegswesens, Band VI, Das Kriegswesen der Neuzeit IV. Teil. Sammlung Göschen No. 670. jede Nummer in Leinwand, 90 Pf. Berlin und Leipzig 1918, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Mendelsohn, Dr. M. — Die Entwicklungsrichtungen der deutschen Volkswirtschaft Mk. 1.80. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung.

Mitteilungen — der Handelskammer zu Chemnitz. Chemnitz, J. C. F. Pickenhahn & Sohn.

Mulert, Dr. — Religion Weltliebe. M. 0.80. Heidelberg, Evangel. Verlag.

—„—. Gottes Welt Erlösung, Gottes Wort. — Gott ist all-einig. Mk. 0.40. Heidelberg, Evangel. Verlag.

Musäus. — Volks-Märchen I/II. Geb. à Mk. 3.—, in Leder à Mk. 5.50. Herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich von Leyen- ünchen und Dr. Paul Zaunert-Marburg.

Neuburger, Dr. O. — Die Mode, Wesen, Wissen und Entstehen. Mk. 2.—. Berlin, Franz Siemenroth.

Nuss, Aug. — Der Kartellverband der Katholischen Deutschen Studentenverbindungen (E. V.). M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m b. H.

Oehquist, Johannes. — Der Pilger, Dichtungen. Hugo Heller & Co., Wien und Leipzig.

Oppenheim, S. — Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 110. Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Petersen, Otto. — Jahn in seinen Briefen. Brosch. Mk. 3.60, gebd. Mk. 4.50. Leipzig, B. G. Teubner.

Pindar. — Siegeslieder Brosch. Mk. 3.50, gebd. Mk. 4.80. Jena, Eugen Diederichs.

Pohle, L. — Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 57 Mk. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

Prellwitz, G. — Die Tat. Drama aus den Tagen von Tauroggen. Herausgegeben vom St. Georgs-Bund Wolterdorf bei Erkner-Berlin.

Publikationen — aus den k. Preussischen Staatsarchiven. Leipzig, S. Hirzel.

Rauer, Dr. — Der deutsche Rächer. Mk. 1.50. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht.

Ritter, Fr. — Entwicklungen und Bestrebungen in der deutschen Portlandsementindustrie. Geh. Mk. 6.50, gebd. Mk. 7.50. Berlin, Franz Siemenroth.

Sspach, Fr. — Verkaufspreis und Arbeitslohn. Mk. 1.40. Berlin, Franz Siemenroth.

Schaukal R. — Beiläufig. München, Georg Müller.

—„—. Neue Verse 1908—1912. München, Georg Müller

Schuerer, F. von. — Die Wiedergeburt eines einheitlichen Kaisertums Oesterreich. Wien 1913. Verlag Schworella & Heick, Kolowatring 4.

Schulze, Fr. — Napoleons Briefe. Pappband Mk. 4.—. Leipzig, Insel-Verlag.

Schultze, Emil. — Tod und Leben. Ueber das Fortleben nach dem Tode. Brosch. Mk 2.40, gebd. Mk 3.20. Basel, Friedrich Reinhardt.

Schwellenbach, Robert. — Der Wert des Lebens und der Sinn der Religion. Brosch. Mk. 1.80. Berlin 1913. Verlag von Leonhardt Simion Nachf.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Emil Daniels, Berlin.
Verlag von Georg Stilke, Hofbuchh. S. K. u. K. H. des Kronprinzen, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S., Dresdenerstr 43.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

H. v. Beseler, General der Infanterie z. D., Charlottenburg:
Krieg und modernes Verkehrswesen 385
Martin Havenstein, Grunewald-Schmargendorf:
Zur Vereinfachung des altsprachlichen Unterrichts . . 410
Dr. Werner Weisbach, Privatdozent a. d. Universität Berlin:
Künstlerische Eindrücke aus Rußland 435
Robert West:
Das Gesetz der Form und die Kleinmalerei 454
Geh. Reg.-Rat Bünger, Aurich:
Die Schulschauspiele und ihr Untergang 467
Dr. Johannes Jacobi, Oberlehrer am Kgl. Gymnasium Neuwied:
Ueber Verwaltung und Geschäftsführung in amerikanischen Hochschulen und Colleges 498
Dr. Paul Rohrbach, Friedenau:
Deutsche Welt- und Kolonialpolitik 509

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Stilke,

Hofbuchhändler S. K. u. K. H. des Kronprinzen.

1913.

Ausgegeben den 28. Mai 1913.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Anton Korwan, Homburg v. d. H.: Besprechung von Karl Joël, Seele und Welt. (S. 528.)

Theologie. Prof. Dr. Ad. Matthaei, Cuxhaven: Besprechung von J. Schnitzer, Der katholische Modernismus. (S. 532.) — E. Troeltsch, Gesammelte Werke. Band 1. (S. 533.) — O. Brüssau, Der evangelische Pfarrer. (S. 534.)

Pädagogik. Prof. Dr. Ad. Matthaei, Cuxhaven: Besprechung von O. Rühle, Grundfragen der Erziehung. (S. 535.) — P. Cauer, Aus Beruf und Leben. (S. 536.)

Nationalökonomie. E. Heinemann, Schöneberg: Besprechung von L. Weyrich, Bilanzkritik. (S. 537.)

Literatur. Pastor A. Bonus, Florenz: Besprechungen von M. A. Nexö, Pelle, der Eroberer. (S. 538.) — Prof. Dr. O. Harnack, Stuttgart: Besprechung von Oskar Schade, Faust, vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe. (S. 541.) — E. Traumann, Goethes Faust. (S. 543.) — Dr. R. Knippel, Hoyerswerda: Besprechung von Ad. Frey, Die Jungfer von Wattenwil. (S. 544.) — M. Fuhrmann, Greifswald: Besprechung von M. A. Nexö, Die Küste der Kindheit. (S. 545.)

Politische Korrespondenz.

Lutz Korodi: Das Schicksal der ungarischen Wahlreform. — Der Völkerstreit in Ungarn und die Deutschen in Oesterreich. (S. 547.)

Dr. E. Daniels: Die Weltlage im Zeitpunkt der Berliner Feste. (S. 551.)

Delbrück: Der Ausfall der Landtagswahlen. (S. 564.) — Hohenzollern und Welfen. (S. 567.)

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes, vornehmes Haus mit Garten und Terrassen, in einzig schöner Lage an der Elbe; gegenüber dem Königl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Zwinger und Gemälde-Galerie. Warmwasserheizung.
Umgebaut, vergrößert u. mit allen modern. u. hygienisch. Einrichtungen versehen. Einzelzimmer und Wohnungen mit Privatbad und Toilette.
Automobil-Garage, abgeschlossene Abteile.
Direktor **R. Ronnefeld,** persönlicher Leiter des Hotels

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . **1 Milliarde 78 Mill. M.**
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse **217 Millionen M.**

Mit einer Beilage vom Verlag von Theodor Ackermann, K. Hofbuchhandlung, München.

Digitized by Google

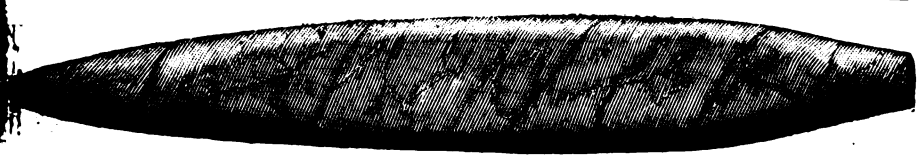
H. Meyen & Co.

Königliche Hoflieferanten

Silberwaren-Fabrik

Sebastian-Str. 20 Berlin S.

Deutsche Cigarren. Importen.



(Abbildung in natürlicher Größe)

15 Pfg. **Flor de Colon, Ideales**

Originalkiste mit 50 Stück M. 7.50

Eine hochfeine in Deutschland gearbeitete Cigarre.

5% Rabatt bei Barbezug von Originalkisten, von 500 Stück an 6%. Portofreie Lieferung innerhalb Deutschlands von M. 20.— an. Preislisten kostenfrei.

OTTO BOENICKE

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers und Königs

BERLIN W 8, Französische Straße 21 Eckhaus der Friedrichstr.

Digitized by Google

Verlag von GEORG STILKE, Berlin.

Soeben erschienen:

Hans Karl v. Winterfeldt,

des Grossen Königs Generalstabschef

von

A. v. Janson, Generalleutnant z. D.

Mit einem Bildnis, einem faksimilierten Brief und 16 Textskizzen.

Ca. 30 Bogen Gross-Oktav broschiert M. 9,—

Halbfranzband M. 11,—

Der Verfasser unternimmt es, einen Helden der Friederizianischen Zeit, der nicht zu den im Volksbewusstsein Fortlebenden gehört und doch an Bedeutung diese alle übertrifft, in seiner Eigenart zu schildern und damit gleichzeitig einen Beitrag zur Geschichte **Friedrichs des Großen, von dem er untrennbar ist,** und seiner Zeit zu liefern. Das nahe Verhältnis zum Könige erregte vielfach Neid und Hass. Diese Strömungen beeinflussten auch die zeitgenössische Literatur und man gewöhnte sich daran, einen dämonischen Zug in seinem Wesen zu sehen. Unersättlicher Ehrgeiz und Frivolität sollten ihn veranlasst haben, den siebenjährigen Krieg zu entfachen. Längst ist diese Auffassung wissenschaftlich widerlegt worden, indessen semper aliquid haeret, und es fehlte bisher an einer zusammenhängenden Darstellung, die den seltenen Mann in seiner **vollen** Grösse erscheinen lässt. Hier wird seine Entwicklung von den Kinderjahren an psychologisch untersucht.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Verlag von GEORG STILKE in Berlin NW. 7

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen Neidhardt von Gneisenau

von HANS DELBRÜCK.

Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage.

51 Bogen Gross-Oktav.

2 Bände broschiert **10 Mk.**,
gebunden in einem Leinwandband **11 Mk.**

Der erste Band enthält ein Bildnis Gneisenaus und einen Plan von Kolberg.

Delbrücks „Gneisenau" ist nicht bloss eine Biographie, sondern zugleich eine militärisch-politische Darstellung der ganzen Epoche der preussischen Reform und der Freiheitskriege. **„Gneisenau ist strategisch der eigentliche Ueberwinder Napoleons**; von allen Feldherren, die mit dem Gewaltigen gerungen haben, ist er der einzige gewesen, der den Geist und die Kraft der napoleonischen Kriegführung ganz in sich aufgenommen, den Korsen mit seinem eigenen Feldherrnschwerte geschlagen hat. Es musste darum in seiner Biographie der strategische und darum auch der politische Zusammenhang der Befreiungskriege vollständig vorgeführt werden. So begegnet uns also in seiner Biographie die ganze Zeit der Erhebung und des Kampfes gegen den französischen Weltherrscher mit ihren tiefgehenden Gegensätzen in der inneren und äusseren Politik. Die Liebe und Wärme, mit der das Charakterbild Gneisenaus gezeichnet worden ist, die Sorgfalt, mit der der Charakter aller derjenigen skizziert worden ist, die mit Gneisenau in Berührung gekommen sind, formvollendete Darstellung und Gedankenreichtum machen diese Biographie überaus wertvoll und empfehlen sie jedem, der sich ein klares Bild der gewaltigen Zeit verschaffen will."

Als Grundlage zur Darstellung der Freiheitskriege im Unterricht und in Vereinen ist dies Werk vor anderen geeignet. Wir weisen auch auf die vortrefflichen und übersichtlichen **Kartenskizzen** hin. Die Anschaffung des Werkes für **Bibliotheken** sowie zu **Geschenkzwecken** kann daher dringend empfohlen werden.

Herr Gymnasialdirektor Dr. Rassow schreibt darüber in der **„Täglichen Rundschau"**: . . . . Delbrücks „Gneisenau" ist das Buch, in dem die strategischen Verhältnisse der Freiheitskriege am richtigsten dargestellt werden; zugleich bildet es für jeden Erwachsenen, ob jung oder alt, eine herzerquickende und erhebende Lektüre: die vielen abgedruckten Briefe Gneisenaus zeigen, dass der geistige Ueberwinder Napoleons einen Stil von Goethescher Plastik und Feinheit geschrieben hat.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Digitized by Google

Verbandstoff- u. Krankenmöbel-Fabrik

M. PECH, G. M. B. H., **BERLIN W 35**

Am Karlsbad 15. **20 eigene Geschäfte in Groß-Berlin.**

Gummiwaren ▪ Bandagen
Artikel zur Krankenpflege

Bruchbänder, Leibbinden, künstliche Glieder werden in eigenen Werkstätten hergestellt.

Gummi-Strümpfe :: gegen Krampfadern. :: | **Gummi-Wäsche** äusserst vorteilhaft im Gebrauch.

Gesundheitsbinden für Damen p. Dzd. M. 0.50, bei 10 Dzd. 1 Gürtel gratis.

Isolierflasche
hält 24 Stunden Getränke heiss
Deckel mit Verschraubung
M. 2.50
vernickelt.

Gummi-Schuhe
Bestes Fabrikat

für Damen
pro Paar
M. 2.75

Aus unserer **Mietsabteilung** erhältlich:

Elektrisier-Apparate. Heissluft-Apparate. Massage- und Vibrations-Apparate. Sauerstoff-Inhalierapparate. Babywagen. Personenwagen. Fahrstühle f. Strasse u. Zimmer. Badewannen.

Eugen Marcus

Hofjuwelier

Berlin W. Unter den Linden 31

Digitized by Google

Die falsche Rechnung.

Das Verlagshaus Vita, Berlin-Charlottenburg, kündigt soeben das 25. Tausend der Volksausgabe eines Buches an, dessen Geschichte wie ein Roman klingt. Es erschien vor etwa zwei Jahren als eine kleine Broschüre, irgendwo von einem bis dahin unbekannten Manne veröffentlicht, gerade in der Hochflut der Neuerscheinungen und gerade auch vor einer der Hauptwahlen, — Umstände, die es scheinbar unvermeidlich zur Nichtbeachtung verdammen mußten. Jedoch Bücher haben ihre Schicksale, in drei Monaten wurden 10000 Exemplare verkauft, das Wesentliche seines Inhalts überflutete die amerikanische und englische Presse, Minister und andere Männer in leitender Stellung bezogen sich auf den Autor, der deutsche Botschafter in London machte es zum Inhalt einer diplomatischen Note, und der verstorbene König Eduard von England selbst übergab Exemplare davon seinen Ministern.

Der Kritiker, der im Londoner „Daily Chronicle" die Geschichte dieses Buches das in Deutschland unter dem Titel „Die falsche Rechnung" erschienen ist, erzählte, versucht auch das Wunder zu erklären, „es war einfach das", sagt er, „daß der Autor, Herr Angell, mit einigen hundert Seiten die bestehenden Grundsätze der europäischen Staatskunst erschüttert hat; er hatte allen ehrlichen Denkern eine neue Anschauung über die gesamte Kriegsfrage aufgezwungen".

Was aber ist nun in wenigen Worten der Leitgedanke dieses Buches, das jetzt bereits in 17 lebende Sprachen übersetzt worden ist? Es ist der, daß die letzten 25 Jahre es für eine europäische Großmacht unmöglich gemacht haben, durch die Niederwerfung einer andern, durch die Eroberung eines Landes wirtschaftliche Vorteile zu erzielen. Der Autor behauptet nicht, daß der Krieg unmöglich ist, sondern nur, daß es unmöglich geworden ist, auch durch einen siegreichen wirtschaftliche Vorteile zu erreichen.

Er spricht diesen scheinbaren Widersinn aus, indem er nachweist, daß Wohlstand in der ökonomisch zivilisierten Welt auf Kredit und Handelsverträge gegründet ist. Wenn aber etwa der Versuch von Konfiskationen gemacht wird, so ist der vom Kredit abhängende Wohlstand untergraben, und sein Zusammenbruch — der des Besiegten — schließt den des Siegers mit ein.

Die moderne Finanzwirtschaft mit ihren zahllosen Börsenbeziehungen und all den gleichzeitigen Kursbewegungen, hervorgerufen durch sofortige Kenntnis der Ereignisse aus allen Teilen der Welt, die Verkettung internationaler Banksysteme mit einem ungeheuer verwickelten Ausbau des Verkehrs, hat die moderne Welt zu einem lebendigen industriellen Organismus gemacht und hat diesen mit „sensorischen Nerven" ausgerüstet, durch die ein irgendeinem Teile zugefügter Schaden sofort auch auf einen anderen, selbst ganz entfernt liegenden Teil zurückwirkt.

Herr Angell zeigt nun, daß die politischen Ergebnisse aus dieser Tatsache in Wirklichkeit noch nicht nutzbar gemacht worden ist — — die diplomatischen und politischen Grundsätze, nach denen die Nationen der Welt handeln, beachten diesen Faktor gar nicht. Der politische Gedanke in Europa, welcher seine Ausdrucksweise und Grundlagen aus römischen und mittelalterlichen Quellen schöpfte, ignorierte die Tatsachen vollständig. Die europäischen Staatsmänner nehmen noch immer an, daß militärische Macht zu Wohlstand, zur Beherrschung des Handels und somit zu ökonomischen und sozialen Vorteilen führen kann, daß das relative Gedeihen einer Nation in erster Linie von ihrer entsprechenden politischen Macht abhängig ist. Angell aber beweist dagegen, daß diese Annahme die wirtschaftiche Tatsache der Unmöglichkeit von Konfiskationen in einem besiegten Lande übersieht.

Der Reichtum eroberter Länder verbleibt in den Händen der Bevölkerung dieser Länder. Als Deutschland Elsaß annektierte, bemächtigte sich kein einziger Deutscher auch nur für den Wert einer einzigen Mark elsässischen Eigentums als Kriegsbeute.

Es ergibt sich daraus, das politische und militärische Macht in Wirklichkeit nichts für den Handel und somit für den Wohlstand eines Landes tun können. Die einzelnen Kaufleute und Fabrikanten kleiner Staaten, welche keine solche politische Macht entfalten,

Digitized by Google

wetteifern erfolgreich mit denen der Großmächte. Schweizer und belgische Kaufleute verdrängen englische vom britischen Kolonialmarkt; Norwegen hat im Verhältnis zu seiner Bevölkerung eine größere Handelsflotte als Großbritannien; der öffentliche Kredit (als eine, außer andern, nicht ganz zutreffende landläufige Bezeichnung der Sicherheit und des Wohlstandes) kleiner Staaten, welche keine politische Macht haben, steht oft höher als der der Großstaaten. Von europäischen Staatspapieren stehen belgische dreiprozentige auf 96 und deutsche auf 82; norwegische dreieinhalbprozentige auf 102 und russische dreieinhalbprozentige auf 81.

Diesem Ergebnis werden zwei Einwendungen gegenübergestellt: erstens, daß der Sieger die eroberte Provinz zwingen könnte, ihren Kaufleuten besonders günstige Handelsbedingungen zu gewähren. Aber Herr Angell hat sorgfältig die Resultate der kolonialen Erfahrungen in diesem Punkt nachgewiesen und an Hand der Geschichte Spaniens, Portugals, Frankreichs, Hollands, Englands gezeigt, daß, anstatt solche Vorteile zu gewähren, man die Kolonie selbst notwendigerweise als einen kommerziellen Verlust ansehen mußte; und das wirkt so schnell auf die „finanzwirtschaftlichen Nerven" und macht die Kolonie zu einem schlechten Felde für Unternehmungen und zu einem ebenso schlechten für Auswanderungen, daß es zu einem unvermeidlichen und unwiderstehlichen Ansturm auf das koloniale Verwaltungssystem führt, das für die Interessen der Kolonie arbeiten soll. Wenn diese Reaktion zu ihrer Wirkung ganzer Generationen bedurfte, als der gegenseitige Verkehr langsam vor sich ging, wie im 17. und 18. Jahrhundert, so wirkt sie heute mit augenblicklicher Schnelligkeit, dank der Entdeckung der Telegraphie und des Bankwesens.

Der zweite Einwurf, welcher Herrn Angells Hauptgedanken gemacht wird, ist der, daß, wenn selbst der Besitz von Kolonien keinen wirtschaftlichen Vorteil bedeute, eine Eroberung doch den Vorzug habe, daß die gewonnenen Länder ein Feld für die Kolonisation bedeuten, so daß Emigranten aus dem Mutterlande dort unter denselben Gesetzen, ihrer eigenen Sprache, Ueberlieferungen usw. liefern können. Aber Herr Angell zeigt, daß die Unberührbarkeit des modernen Wohlstandes es unmöglich macht, ihnen ein fremdes Gesetz oder gar eine fremde Sprache aufzuzwingen. Sowie der kanadische Geschäftsmann nicht aus seinem Geschäft vertrieben werden kann, noch der kanadische Farmer von seiner Farm, so würde auch Kanada als Ganzes imstande sein, jedem Versuche einer Germanisierung zu widerstehen. Somit würde Kanada nach einer Eroberung noch eben dasselbe Kanada sein, als es vor der Eroberung war. Deutschland würde zu ihm noch fast in denselben Handelsbeziehungen stehen als heute, und es würde noch genau dasselbe Feld für Auswanderung sein, als es heute ist. Er zeigt, daß nichts dem Eindringen der deutschen Industrie und deren Einfluß in gewissen Ländern widerstehen kann und erklärt nebenbei, daß es nur im Interesse Deutschlands liege, der Herausforderung zum Wettrüsten Einhalt zu tun, da dieser Wetteifer und die Kriegsvorbereitungen nur dazu dienen, durch die Politik der Protektion das friedliche Vordringen des deutschen Einflusses zu stören.

Er zeigt ferner, daß ein wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem militärischen Wetteifer zivilisierter Großmächte, wie England und Deutschland, und der Aufrechterhaltung der Ordnung in halbzivilisierten Ländern durch militärische Gewalt, welche von einer zivilisierten Macht ausgeübt wird. England, erklärt er, mag ein nützliches Werk in Indien tun, weil es nötig ist, dort Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber es ist nicht nötig, daß England in Deutschland Ordnung schaffe oder Deutschland in England, und er weist darauf hin, daß das wirkliche Feld für die Anwendung deutscher militärischer Macht Kleinasien sei, und daß Deutschland in dem nahen Osten dasjenige tun könne, was England in Indien getan hat. Mit Recht wies deshalb der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, erst kürzlich bei dem Festmahle des Verbandes der britischen Handelskammern auf das sympathische Interesse hin, das die von Norman Angell vertretenen Anschauungen in Deutschland gefunden hätten.

Das Obige ist naturgemäß ein bloßer Umriß des ganzen Inhalts, der mit wahrhaft künstlerischen Vollendung ausgearbeitet ist; aber es genügt, das große Interesse zu bezeichnen, welches das Buch, das in volkstümlicher Ausgabe als stattlicher Band, in Leinen gebunden, für **M. 1.25** käuflich ist, für Studierende der gegenwärtigen europäischen Probleme hat Es ist kein Friedensbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber ein schätzenswerter Beitrag zum Verständnis der europäischen Politik, und nach dem Ausspruch eines Kritikers ist es bestimmt, dieselbe Wirkung auf diesem Felde zu haben, wie Darwins „Ueber den Ursprung der Arten" auf dem Gebiete der Biologie.

Monitor.

Digitized by Google

Soeben wurde der **II. u. III.** (Schluß-) **Band** ausgegeben von:

Graf Julius Andrassy

Sein Leben und seine Zeit

Nach ungedruckten Quellen von **Eduard von Wertheimer**

Preis beider Bände geh. M. **20.**—, in Halbfranzband M. **25.**—

Als vor zwei Jahren der I. Band dieses Geschichtswerkes erschien, machte er geradezu Aufsehen. Aus diesen beiden Bänden gewinnt man noch mehr als bisher die Ueberzeugung, daß hier nicht nur die Biographie eines bedeutenden Mannes, sondern geradezu eine

Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie

in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und darüber hinaus ein Stück europäische Geschichte geboten wird. — Daß Bismarcks Freundschaft mit Andrássy einen breiten Raum einnimmt, liegt in der Natur der Dinge und macht das Werk auch für reichsdeutsche Leser besonders interessant. Daneben werden die Kapitel, die die orientalische Frage und besonders Rußlands Verhalten im Jahre 1876 behandeln, bei der Aktualität, die diese Dinge heute wieder gewonnen haben, besonders interessieren, zumal hier zum ersten Male authentisch über diese Vorgänge berichtet wird.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7

Gouverneursjahre in Kamerun

Von

Jesko von Puttkamer, Gouverneur a. D.

21 Bogen Gross-Oktav mit zahlreichen Illustrationen im Text und einer grossen farbigen Karte von Kamerun, auf der die Gebietserweiterung nach dem Marokkoabkommen berücksichtigt ist.

Preis: Elegant broschiert . . . . Mark 6,50
In elegantem Leinenband „ 7,50

Jesko von Puttkamer

der ehemalige Gouverneur von Kamerun, ist unstreitig eine der markantesten Persönlichkeiten in der Deutschen Kolonialgeschichte, der an dem Aufblühen der Kolonie lebhaften Anteil hatte. In fesselnder und sachlicher werden die gesamten Vorgänge, die kriegerischen Maßnahmen und unternommenen Reisen während seiner langen Amtstätigkeit geschildert.

Man wird den Ausführungen des Verfassers mit großem Interesse folgen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Schiefstehende Zähne

wirken oft direkt gesichtsentstellend, lassen sich jedoch durch richtige Behandlung erfolgreich nicht nur im Kindesalter, sondern auch später in natürliche Stellung bringen.

Verfärbte Zähne, oft die Folge schlechter Plombierung, verunzieren die Zahnreihe und werden daher leichtfertig meist ein Opfer der Zahnzange. Fast allen derartigen verfärbten Zähnen ist durch geeignete

absolut schmerzfreie

Bleichbehandlung wieder das gesunde, natürliche Aussehen zu verleihen.

Eigene Zähne sind den „künstlichen" stets vorzuziehen und sollte in keinem Falle der Versuch zur Erhaltung oder Verschönerung der schadhaften Naturzähne unterbleiben.

Zähne ohne Platte. Porzellan-Plomben.

Mehrfach mit Goldenen Medaillen prämiiert.

Linde vormals **Dr. Lind & Linde** **Behrenstrasse 20,** vis-à-vis Metropol-Theater.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7

Soeben erschienen:

Ein Bummel um die Welt

Augenblicksbilder und Eindrücke

von Fedor von Zobeltitz

19½ Bog. mit farbigem Umschlag, brosch. Mk. **3.**—, in Leinen geb. Mk. **4.**—

Im Titel liegt die Tendenz des Buches: es ist eine **Vergnügungsreise,** die den Leser von den Gestaden des Mittelmeeres, von Italien, den türkischen Küsten, Aegypten, Syrien und Palästina, durch die Wunder der Tropenwelt und die blühenden Inseln der Südsee zurück über Amerika in die Heimat führt.

Die glänzende Erzählergabe des Verfassers bildet den Hauptreiz dieser amüsanten Schilderungen die auch denen willkommen sein werden, die die durchwanderten Gebiete noch nicht aus persönlicher Anschauung kennen gelernt haben, aber zwischen ihren vier Pfählen den Zauber der Welt wenigstens in der Phantasie auf sich wirken lassen möchten.

Es ist ein prächtiges Buch: voll köstlicher Frische, ohne doktrinäre Gelehrsamkeit, dafür von der ersten bis zur letzten Seite **im besten Sinne unterhaltend.**

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

WALES

Resultat und gedruckte Einzelposten mit einem Blick sichtbar.

*

Korrekturen werden durch einfachen Druck auf die gewünschte richtige Taste vorgenommen — also keine Spezial-Korrektur-Tasten.

Das "Klarzeichen" garantiert für Genauigkeit; wird automatisch mit dem ersten auf die Schlußaddition folgenden Posten gedruckt.

*

Druckt in zwei Farben und in einer oder mehreren Kolonnen; automatische Queradditionen.

*

Für die mechanische Vollkommenheit der sichtbar selbstschreibenden "WALES, welche durch uns verkauft werden, wird

fünfjährige Garantie geleistet.

Die

WALES sichtbar selbstschreibende Additionsmaschine

arbeitet schneller als jede andere Additionsmaschine (durch Wettbewerbungen bewiesen).

*

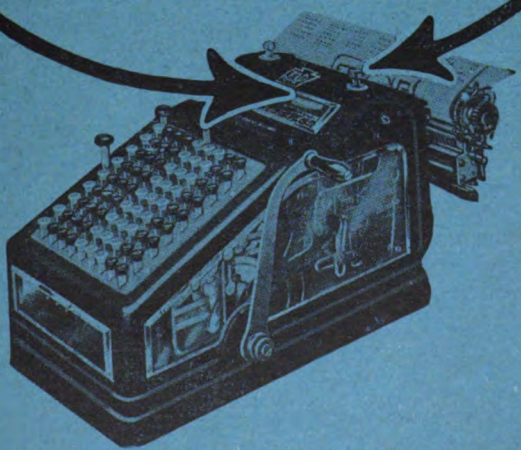
Breite Bogen oder Papierrollen können wie bei der Schreibmaschine benutzt werden.

*

Einige der größten Käufer der Welt verglichen die Wales mit allen anderen Fabrikaten und kauften dann die Wales.

*

Modelle für alle Geschäftszweige mit Hand- oder elektrischem Antrieb.



Bitte verlangen Sie weitere Prospekte u. Anerkennungsschreiben über die Wales (unverbindlich für Sie).

Auf Wunsch kostenlose Probeaufstellung einer Ihren Arbeiten entsprechenden Maschine.

FABRIK UND HAUPTBÜROS:

THE ADDER MACHINE CO., WILKES-BARRE, PA., U. S.

HAUPTBÜRO FÜR EUROPA:

VINCENT A. DODIS, BERLIN C. 2, BURGSTRASSE 26.

Digitized by Google

BREECHES

HERRMANN HOFFMANN

BERLIN FRIEDRICHSTR. 50/51

Die Fabrikate Herrmann Hoffmann's Nachfolger sind vorzüglich

Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

BOUND IN LIBRARY

NOV 18 1913

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03507 8040

Digitized by Google

Digitized by Google